Ex libris
C. V. Maassen

Maassen

Der

Goldfaden

eine

schöne alte Geschichte

wieder herausgegeben

von

Clemens Brentano.

Mit Vignetten.

Heidelberg,
bey Mohr und Zimmer.
1809.

6905172.0

Wie täglich ein großer Leu zu der Heerde des Hirten Erichs kam, und ihm dieselbe in allem Frieden hüten half.

Vor vielen und langen Jahren lebte in dem Königreich Portugall ein armer Mann mit Nahmen Erich, welchen Gott in seiner Armut mit vielen Kindern, Söhnen und Töchtern, gesegnet hatte. Diese Kinder aber hatte Gott mit so wunderbarer Schönheit auf die Welt kommen lassen, daß Erich alle seine Armut und schwere Arbeit über ihnen vergaß; denn

ſobald er Abends vom Felde nach Hauß kam, legte er ſeine Pickel und Zange von ſich, nahm ſeine fröhliche ſchönen Kinder zu ſich, und ſcherzte ſo vergnügt mit ihnen, als hätte er den ganzen Tag keine Müdigkeit empfunden. Doch blieben die Kinder nicht lange bey ihm; denn ihre gute Art war ſo allgemein bekannt, daß die reichen Kaufleute ſie eins ums andere, wie ſie heranwuchſen, von dem Vater begehrten, ſie auch gar fleißig und wohl erziehen ließen und, wenn ſie dann zu mannbaren Jahren gelangten, wurden ſie durch ihre Wohlthäter alle ſehr ehrbar ausgeſtattet und verſorgt. Dem guten Erich ſelbſt aber wollte niemand zu Hülfe kommen und das währte ſo lang, bis ſeine Hausfrau Felizitas ihres letzten Sohnes genaß, mit welchem Kinde den guten Leutlein viel Heil und Glück auf Erden gekommen iſt.

Erich der gute fromme und getreue Arbeiter hatte jetzt von der Gemeine, in der er

wohnte das Vieh zu hüten übernehmen, in diesem seinem Hirtenamte begab sich ein seltsames Wunder, welches eine ihm damals unbekannte Vorbedeutung seiner Zukunft gewesen. Als er einstens bey seiner Heerde auf dem Felde war, und ihm seine Hausfrau Felizitas das Morgenbrod hinausbrachte, setzten sie sich unter einen schattigen Baum zusammen, die Sonnenhitze zu fliehen, und aßen, was ihnen Gott beschert hatte, mit Freuden; plötzlich fangen da seine beyden Hunde sehr ungewöhnlich und ängstlich zu bellen an, und das Vieh läuft mit großem Bangen und Schnauben zusammen. Erich, der gute Hirt, ergreift seinen Hirtenstab und läuft schnelle zu seiner Heerde, da er aber mitten in seine Heerde kömmt, erblickt er einen grausamen mächtigen Leu unter seinem Vieh, dessen Anblik ihm nicht wenig Schrecken brachte. Der Leu aber sah ihn ganz gütlich an, und empfieng ihn mit demüthiger Gebärde, und schlug mit seinem Schweif die Erde, wie ein

Hund, der sich seinem Herrn demütig und dienstbar bezeiget. Erich kam darüber in große Verwunderung und wußte nicht, was er beginnen sollte, da verließ ihn der Leu ganz friedsam, ohne die Heerde zu verletzen. Erich, der gute Hirt, kehrte wieder zu seiner Hausfrau zurück, die seiner noch unter dem Baum mit der Speise wartete, als sie ihn aber so ganz bleich und vor Schrecken entfärbt sah, erschrak sie gar sehr, stand bald von der Erde auf und sprach: O Erich, mein lieber und getreuer Hauswirth, was bedeutet deine schnelle Entfärbung, ach sage mir um Gotteswillen, was hat dich so sehr erschrecket? Erich der Hirt tröstete seine liebe Hausfrau, so gut er konnte und sagte ihr alles, was ihm mit dem Leuen begegnet war, worüber die gute Frau sich nicht wenig verwunderte. Nun saßen sie wieder nieder, ihr Mahl zu vollenden, und als es über Mittag geworden war, gieng die gute Felizitas wieder nach Haus. Noch nicht fern von ihrem Mann

aber begegnete auch ihr derſelbe Leu, worüber ſie in groſſen Schrecken gerieth. Der Leu aber bewieſt ſich auch gegen ſie, wie gegen Erich ganz freundlich und friedſam, ſie lief demnach gleich zu ihrem Mann zurück, und dieſer behielt ſie bey ſich bis gegen Abend, da die Sonne untergieng, denn er fürchtete, ſie möge zu Schaden kommen, weil ſie hohen Leibes war. Zu Abend, als er mit ihr und ſeiner Heerde hineingezogen war, erzählte er die Geſchichte einigen Nachbarn, welche es aber für einen Scherz und für keine Wahrheit annehmen wollten, und da er nicht ſtreiten wollte, ließ er es alſo hingehn und ſchwieg hernach über die Sache. Seine Frau aber wollte nicht mehr hinaus auf das Feld, denn ſie war bereits in groſſen Sorgen, der Schrecken, den ſie gehabt, möge der Frucht, die ſie unter dem Herzen trug, Schaden bringen, auch Erich gedachte heimlich daran und bat darum Gott täglich mit ganzem Fleiß, er möge ſeinem Weib einen freudigen Anblick beſcheren.

Nun war der Ruf von dem Leuen in dem Lande weit herum erſchellen, denn er kam täglich zu Erich dem Hirten und gieng unter ſeinem Vieh ſo heimlich wie ein Hund herum, der von Jugend auf das Vieh zu hüten gewohnt iſt; wenn es dann Abends ward, gieng er mit gemachſamen Schritten wieder in den Wald.

Da nun auch der König von dieſem zahmen Leuen hörte, hatte er eine Freude daran, und befahl bey Verluſt ſeiner Gnade, daß keiner dem Leuen einen Schaden anthun ſollte; auch kamen viele reiche Bürger und Kaufleute von allen Orten, den Leuen zu ſehen, den man täglich bey Erich auf dem Felde finden konnte, wodurch ſeine Frömmigkeit endlich ſo bekannt ward, daß der Zulauf des Volks ſich immer mehr vergrößerte, und ſie brachten ihm Fleiſch und Brod mit, ſo daß der Leu ganz wohl gefüttert wurde. Als er nun eine ſolche Freundſchaft von Jedermann empfand, ward er endlich ſo heim-

lich, daß er alle Nacht mit Erich nach Hause zog und mit seinen Hunden als ein Wächter vor seiner Hütte lag. Des Morgens zog er wieder mit dem Hirten Erich und seiner Heerde zu Feld, und dieß währte so lange, bis Felizitas ihrer Entbindung ganz nahe war, auch scheute sie sich vor dem guten Leuen gar nicht mehr.

Nun war ein reicher Kaufmann in der Stadt, dem hatte neulich seine Frau einen kleinen Sohn geboren. Dieser Kaufmann kam täglich mit anderer Gesellschaft zu Erich auf das Feld, um den wunderbaren Leuen genugsam zu beschauen, brachte ihm auch immer seine Speise mit. Eines Tags kam er abermals und fand Felizitas bey ihrem Manne auf dem Feld. Sie saß bey dem Leuen, der hatte sein Haupt in ihrem Schooß liegen. Der Kaufmann wunderte sich sehr hierüber, besonders da er sah, daß sie hohen Leibes war. Der Leu aber kannte den Kaufmann geschwind, weil er ihm oft Speise

gebracht hatte, und bewies sich darum sehr freundlich gegen ihn. Herrmann, so hieß der Kaufmann, fragte nun den Hirten Erich, wie lange der Leu schon in seiner Gesellschaft sey, und wie lange seine Hausfrau mit dem Kinde gehe, des ihn alles der Hirt mit kurzen und einfältigen Worten gründlich berichtete. Herrmann sagte nun: mein lieber Erich, ich bitte dich, wenn dir Gott ein Kind beschweret, du wollest mich nicht verschmähen und mich zu einem Gevatter annehmen. Dagegen verspreche ich dir, das Kind, als mein eigen Fleisch und Blut zu erziehen, und es neben meinem natürlichen Sohne in gleicher Liebe und Erlernung, wie auch in Kleidung, Speise und Trank zu unterhalten, so ihm dann Gott seine Tage erstrecket und zu mannbaren Jahren führet, so will ich es mit einer dankwerthen Ehesteuer begaben, es sey gleich ein Knabe oder eine Tochter. Auch will ich dich und dein Weib dermaßen versehen, daß ihr eure Nahrung mit besserer Ruh ge-

winnen möget als bisher. Dieſe Zuſage und Troſt nahm Erich der Hirt mit groſſen Freuden und Dank an. Alſo ſegnete ſie Hermannus der Kaufmann, ritt wieder in die Stadt und ſagte alles ſeinem Weib, die willigte mit Freude darein und erwartete die Zeit mit Verlangen.

Wie Felizitas im Beyseyn der Frau Laureta, des Kaufmanns Weib, einen Sohn gebar, und was sich weiter mit Lozmann dem Leuen begeben hat.

Da nun die Zeit verlauffen, und Felizitas, Erichs Weib, die Frucht, die ihr Gott beschert hatte, getragen, und sie jetzt die Kindeswehen bereits umgaben, hat sie bald ihren Hauswirth in die Stadt nach ihrer zukünftigen Gevatterin geschicket; denn so hatte es Herrmannus verordnet. Er ist auch schnell mit seinem Weib und andern guten Freunden auf einem hängenden Wagen gesessen, und dem Dorfe zugefahren, in welchem der Hirte Erich seine Wohnung hatte. Sie waren aber noch nicht lange da, als es mit der guten Felizitas recht ernst geworden, so daß sie in Gegenwart Lauretas

und andrer züchtigen Frauen einen schönen jungen Sohn zur Welt brachte. Sogleich lief Laureta zu ihrem Gemahl Herrmannus, und begehrte für diese Nachricht ein fröhliches Botenbrod von ihm. Er freute sich auch gar herzlich, insonderheit als er vernahm, daß sie eines jungen Sohnes genesen war.

Als sie nun das Kind gebadet, haben sie auf seiner linken Brust gegen dem Herzen ein Muttermahl gefunden, gleich einer Leuentatze. Sobald Herrmannus und die Gesellschaft solches gesehn, sprachen sie alle einstimmig, gewißlich werde ein mannlicher und theurer Held aus diesem Kinde werden. Laureta als ein geschäftiges und fürsichtiges Weib, sorgte auch für alles, was der armen Felizitas Noth war, damit sie bald wieder zu ihren Kräften kommen möchte. Hernach ordneten sie an, das Kind zur Taufe zu tragen. Felizitas aber ist mit köstlichem Bettgewand, Decken und Kissen so reichlich versehn worden, als es nur eine

reiche Bürgersfrau haben mochte. Da man nun das Kind aus dem Haus getragen, nahte sich der Leu herzu, und fing mit grausamer Stimme ganz erschrecklich zu brüllen an, gleich als wollte man ihm seine eignen jungen Leuen rauben. Als nun der Kaufmann dieses gesehen, hat er mit seinen guten Freunden beschlossen, weil der Leu so friedsam und freundlich jetzt lange Zeit bey Erich dem Hirten gewohnet, so wollten sie das Kind Leufried mit seinem Mahmen nennen, wie denn auch geschehen ist. Das Kindlein ward mit großen Freuden zu und von der Taufe getragen, und hernach hat Herrmannus eine köstliche Mahlzeit in dem Wirthshauß zu bereiten lassen, und männiglich dazu berufen, Weib und Mann, wer nur in dem Dorf daheime war. Vor all diesen Gästen hat er dem Hirten Erich einen Hof übergeben, und ihn als seinen Meier darauf gesetzt. Das Kind aber hat er seiner rechten Mutter zu guter Pflege anbefohlen, bis es zum wenigsten

ein Jahr alt geworden. Auch hat er ihr alle Tage köſtliche Speiſe und Trank zugeſchicket. Sobald ſie nun wieder hergeſtellet war, hat Hirt Erich ſeinen Hirtenſtab abgelegt und iſt auf des Kaufmanns Meierhof, der nahe an der Stadt gelegen, gezogen; hat auch ſeinen Leuen mit ihm genommen. Dieſer ward je länger je heimlicher bey ihm, denn ſo oft er in die Stadt ging, ſeine Geſchäfte zu verrichten, lief Lezmann der Leu mit ihm und ward dort von jedermann gekannt und geſpeiſt. Zuletzt aber, als dem König zu viel von dem frommen Thiere geſagt worden war, nahm er ihn an ſeinen königlichen Hof, worüber Hirt Erich ſo ſehr betrübt ward, als wäre ihm einer ſeiner blutsverwandten Freunde mit Tode abgegangen. Nicht weniger trauerten auch Felizitas und Herrmannus. Dieß ſey genug von dem Leuen geſagt bis zu ſeiner Zeit. Leufried, das Kind, ward ganz mütterlich und wohl ernährt, ſo daß das Kindlein in kurzen Tagen gar ſchön

und freches Leibes ward, denn seine Mutter Felizitas ward von Herrmannus und seinem Weib mit allem nöthigen unterhalten, so auch ihr Mann. Dafür aber hielten sie ihrem Herrn auch das Seine gar wohl und häuslich zusammen, so daß er in kurzer Zeit einen großen Verrath auf seinem Hof spürte; denn Gott gab ihnen beyden sonderliches Glück, weil sie gottesfürchtig, fromm und gerecht lebten, ihrer Herrschaft nichts zu veruntreuen begehrten. Dergleichen Meier findet man leider zu unsrer Zeit nicht viel, deren aber sind viele, welche drey oder vier Güter zusammen übernehmen, sie ungemistet lassen und sie gänzlich aussaugen, wenn sie dann nicht mehr tragen mögen, stellen sie sie ihrem Lehnsherrn wieder zu Handen, davon sey nun zumal genug geredet.

Wie Penfried von ſeiner Mutter genommen und in die Stadt zu ſeinem Pathen gebracht ward, der ihn gar zärtlich anfieng.

Als nun Herrmanns der Kaufmann gedenken konnte, ſein angenommener Pflegſohn habe der Mutterm:lch genugſam genoſſen, weil er über ein Jahr alt war: ſo ſchickte er nach den Meier Grub und ſeinem Weib, befahl auch, daß ſie das Kind mitbringen ſollten. Es a

ſchah mit gutem Willen. Die kamen beyde an einem Sonntag morgens mit dem Kinde; Herrmannus hatte eine herrliche Mahlzeit zubereiten laſſen, zu welcher er alle ſeine gute Freunde berief. Da nun jedermann zu Tiſch ſaß, ſprach er vor ihnen allen alſo: Ihr meine lieben angenehmen Freunde und Gönner, damit niemand gedenken möge, mein Verſprechen ſey bey dem Weine oder im Schlaftrunk geſchehn, ſo bitte ich euch alle als Zeugen, wie ich mit meiner Gemahlin Laureta verabredet und mit ihrem guten Willen beſchloſſen habe, dieſes Kind, ſo ihr hier vor euch ſehet, hinführo nicht anders, als meinen eignen Sohn, den mir Laureda zur Welt gebracht, zu halten. Damit ſey aber nicht geſagt, als ſolle es ſich je ſeiner Eltern entſchlagen, ſondern alle mein Geſind ſoll es dahin weiſen, daß dieſe ſeine natürlichen Eltern ſind; dieſe mögen ihn auch täglich fleißig beſuchen. Iſt es dann bis zu ſeinen mannbaren Jahren gekommen,

ſe will ich ihn mit einer ehrlichen Tochter verbinden und ausſteuern, als meinen eignen und einigen Sohn. Dem allen zum Zeugniß habe ich euch zu dieſem Mahle berufen, darum ſeyd fröhlich mit mir. Dieß Verſprechen gefiel ihnen allen wohl und nun trug man Speiſe und Trank auf, bis das Mahl mit großen Freuden vollendet war. Herrmannus befahl ſeinem Weibe das Kind in guter Pflege zu halten, und das that auch Laureta nach ihres Mannes Befehl. Hirt Erich aber und ſein Weib, wiewohl ſie wußten, daß ihr Kind wohl und ehrlich beſorgt wurde, ſchieden dennoch mit großem Trauern aus der Stadt, denn das elterliche Herz ward in ihnen erreget. Da ſie aber täglich in des Kaufmanns Haus kamen, vergaßen ſie bald des Trauerns, weil ſie ihr Kind vor ihren Augen gedeihen ſahen.

Als nun Leufried und des Kaufmanns Sohn ein wenig zu Verſtand kamen, ließ ſie Herrmannus in die Schule gehn, wo ſie denn

in kurzer Zeit fleißig und gar wohl studierten. Insonderheit verwunderte man sich sehr über Leufrieds hohen und sinnreichen Verstand. Alle andre Schüler hatten auch eine besondre Achtung vor ihm und warfen ihn gemeinsam zu ihrem König und Regenten auf. Leufried, nachdem er zu einem König erwählt worden war, fing an alle Aemter zu besetzen, nachdem er einen jeden besonders vertraute. Da er nun sein Reich auf das fleissigste angeordnet hatte, war die ganze Menge der Schülerlein in ihren Spielstunden ihm auf das getreuste unterworfen. Es war aber noch eine Schule in der Stadt Salamanka, in welche viel mehr adliche Knaben gingen, als in Leufrieds Schule, diese rotteten sich zusammen, verachteten die andre Schule mit ihrem König, weil er eines Hirten Sohn und nicht von Adel geboren war. Diese Verachtung nahmen Leufrieds Unterthanen sehr übel, brachten es auch vor ihren König, der meinte, daß ihm groß

Unrecht dadurch geschähe, und ermahnte sie deshalb, den Schimpf an seinen Feinden zu rächen, was sie ihm alle zu thun versprachen. Nun war ein junger adlicher Knabe in Leufrieds Schule, welcher alles, was er vernahm, Leufrieds Feinden hinterbrachte. Diese warfen nun auch einen König unter sich auf, der war ein junger frecher und stolzer Edelknabe. Alsbald sagten die beyden Schulen ohne Verwissen ihrer Schulmeister einander ab, bestimmten einen Platz, auf welchem sie künftigen Sonntag eine Schlacht gegeneinander liefern wollten. Leufried war das gar wohl zufrieden, und rüstete sich auf das beste mit seinen Gesellen, damit er seine Feinde besiegen möchte.

Wie sich Leufried zur Schlacht rüstete, seinen Gesellen Harnische von Baumrinde machte, wie er aber hernach bey seinem Schulmeister verklagt ward, weil er einen Knaben hart strafen und mit Ruthen schlagen ließ.

Leufried berief alle seine Unterthanen zusammen, und ermahnte sie die Sache unverzagt anzugreifen; damit sie aber besser als ihre Feinde gerüstet und verwahrt seyn möchten, sollte sich ein jeder Rükken- und Brustharnisch von Baumrinden machen. Dieser Rathschlag gefiel allen sehr wohl, und sah sich ein jeder heimlich nach solchen Baumrinden um, daraus machten sie sich Armzüge, Rücken- und Brustharnisch, wodurch sie vor Stößen und Streichen ziemlich verwahrt waren. Dieß aber nahm der verrätherische Edelknabe gar fleißig wahr,

und zeigte es bey der ersten Gelegenheit dem andern Könige auch an, der sich nun ebenfalls mit Harnisch anderer Wehr rüstete. Auf dem bestimmten Sonntage kamen sie nun an dem abgeredeten Orte beysammen; Leufried aber als ein versichtiger Junge war selbst seiner Gesellen Anführer und Hauptmann. Er nahm früher einen Hügel zu seinem Vortheil ein, worauf er seine Feinde erwartete. Als sie nun beyderseits zu Felde lagen, begehrte Leufried mit dem andern König seinen Gegner ein Gespräch zu halten, das bewilligte jener sogleich, und sie unterredeten sich da miteinander, daß sie keine schädlichen Waffen von Eisen oder Stahl gemacht brauchen wollten, keine Kolben oder spitzige Stecken, sondern hölzerne Schwerdter, es sollte auch von beyden Seiten kein Stein geworfen werden. Aber mit Leimen, oder weicher Erde sollte einem jeden erlaubt seyn zu werfen. Nun greifen sie sich einander an, der andere König wagte es

öfters Leufried aus seinem Vortheil zu treiben, aber es wollte ihm nicht gelingen, denn die auf der Höhe des Hügels, warfen stark mit Erdschollen zu, und ihre Gesellen hielten mit ihren hölzernen Schwerdtern unten ihre Feinde muthig ab, so daß Leufrieds Gegner endlich aus Müdigkeit weder mehr werfen noch schlagen konnten, und sich bereits auf die Flucht machten. Leufried folgte ihnen wieder nach, und sie bekannten sich überwunden, den andern König aber nahm er gefangen, der mußte ihm und seinen Gesellen Friede zusagen.

Nun ward ihm aber von dem Jungen gesagt, der ihn immer heimlich verrathen hatte, den ließ er vor sich bringen, und ihn mit Ruthen übel hauen. Dieser nun klagte die Schmach seiner Mutter, die brachte es vor den Vater, und der erzürnte sich dermaßen über Leufrieden, daß er ihn bey den Schulmeister verklagte, und ihm sagte, wenn er den Jungen nicht dafür strafen wolle, so wolle er ihn selber stra-

fen. Der Schulmeiſter ſagte ihm das zu, und damit er ſeinen Fleiß ihm zu dienen ſpüren mögte, wollte er gleich nach Leufrieden ſenden, und ihn in ſeiner Gegenwart beſtrafen. Dieß vernahm einer aus Leufrieds Geſellſchaft, der ſäumte ſich nicht lang, ſchlich zu ihm und zeigte ihm den ganzen Handel an, worüber der gute arme König gar übel erſchrack. Er wußte nicht, wie er ſich halten ſollte; er war jetzund nicht gar 12 Jahr alt, jedoch beſann er ſich kurz, ging nach Haus, ſetzte ſich heimlich in eine Schreibſtube und ſchrieb ſeinem Pflegrater Herrmannus einen Brief folgenderweiſe:

Wiewohl mir allerliebſter Herr und Pathe viel Gutes von euch widerfahren iſt, darzu meinem Vater und Mutter noch täglich widerfährt, ſo muß ich mich doch aus großer Furcht und Schaam jetzt von euch ſcheiden; das macht, weil mich meine Mitgeſellen zu einem König erwählt, und mich jetzt mein Schulmeiſter in Gegenwart eines Edelmanns ſchla-

gen will, weil ich seinen vertätherischen Sohn hab strafen lassen; Ey wie sehr müßte ich mich vor meinen Feinden schämen, die ich so tapfer überwunden habe, wie sollte sich mein Widerpart gröslich erfreun, wenn es vernähme, daß ich seiner Feinde König so übel mit der Ruthe abgefertigt, und seines Reichs entsetzt worden sey. Darum lieber Herr und Vater bitte ich euch, wollet mir durch Gott vergeben, dagegen verspreche ich euch so lange mir Gott mein Leben fristet, eure guten und elterlichen Lehren nie zu vergessen, sondern mich alle Zeit darnach zu richten, bitt auch ihr wollet euch meinen armen Vater und Mutter befohlen seyn, und sie meine Thorheit nicht entgelten lassen. Ich aber Leufried fahr dahin, Gott erhalte euch und die euren in langer Gesundheit. Als nun der gute Leufried seinen Brief geschrieben und mit Wachs zugemacht, ist er ganz traurig zum Abendessen gegangen, was Herrmannus der Kaufmann bald wahrgenommen, und als

er ihn gefragt, was ihm fehle, hat er mit gar schwacher und trauriger Stimme geantwortet: ihm fehle gar nichts, als daß er gern einmal seinen Vater besuchen möchte; das erlaubte ihm sein Herr mit gutem Willen. Leufried hatte aber nicht im Sinn zu seinem Vater zu kommen, und sagte das allein, damit er von seinem Herrn deste weniger werargwohnt würde. Er besann sich auch nicht lange, legte seine schlechtesten Kleider an, und ging seiner Straße, aber nicht des Willens wieder zu kommen. Er steckte seinen Brief in seinen Schülersack und fuhr davon.

Wie Leufried an eines Grafen Hof in die Küche kam, und Küchenbube ward, auch wie ihn der Meister Koch sehr liebgewann, weiter von seinem schönen Singen.

Leufried zog mit großem Leid von dannen, denn er wußte wohl, sein Vater und Mutter würden ihn mit großem Kummer suchen, wie auch geschah. Seinem Herrn dem Kaufmann war auch herzlich leid um den Knaben, beson-

ders als er den Brief in seinem Schulsack fand, wodurch ihm denn alle Hoffnung benommen wurde, daß der Knabe wiederkommen möge; nicht minder trauerten seine Schulgesellen um ihren König; dieß blieb also. Leufried der gute Jung zog so lange, bis er sein baar Geld, das ihm in guten Jahren geworden war, ganz verzehrt hatte, er war auch gar weit aus dem Land, so daß er hoffen konnte, es werde ihn niemand mehr erfragen. Er kam in eine schöne Stadt, darin ein mächtiges Schloß war, da hielt ein Graf Hof. Leufried dachte in seinem Sinn, möchte mir das Glück so viel Gnad verleihen, daß ich auf das Schloß an Hof kommen möchte, ich wollt' mich ganz mückerlich halten, damit ich mit der Zeit ein reisiger Knecht werden möchte; in solchen Gedanken ging er für die Pforte des Schlosses. Nun war kurz vorher dem Meister Koch ein Küchenbube entlaufen, sobald Leufried vor die Pforte kam, klopfte er an, fragte den Pförtner, ob man

keines jungen Knaben in dem Schleß bedürfte; der Pförtner gab ihm gute Antwort, sagte ihm er sell eine Weile warten, er welle ihn dem Koch ansagen; dann kam er wieder mit sammt dem Koch, sobald dieser aber Leufrieden ersehen, sagte er, lieber Sohn ich sorge, du seyest mir zu jung, sonst wollte ichs mit dir wagen. Lieber Meister, sagte Leufried, ihr sollt euch meine Jugend und kleine Person nicht irren lassen, ich will eure Befehl so tapfer ausrichten, als sey ich gleich wohl noch so groß. Der Koch verwunderte sich ob der klugen Rede des Jungen, nahm ihn bey der Hand und führte ihn in die Küche, darin übte sich Leufried gar tapferlich, denn alles was ihm sein Meister unter die Hand gab, griff er so frisch an, als wenn er all sein Tag dabey gewesen wäre. Auch sang er so fröhlich zu seiner Arbeit, daß er allen die Zeit kürzte, welche um ihn waren; sein Meister gewann ihn lieb und werth, nicht weniger alles Hofgesinde. Wenn er nun zu

Sommerszeit seine Geschäfte nach dem Abendmahl verrichtet hatte, war es seine Gewohnheit, hinten am Schloß in einen schönen Garten ein oder zwey Liedlein mit heller Stimme zu singen, welchem Gesang jedermann fleißig zuhorchte, denn Leufried der Jüngling hatte eine gar liebliche und süße Stimme.

Der Graf hatte eine schöne Tochter mit Nahmen Angliana, die hatte ihr Zimmer hinten am Schloß, darin lebten bey ihr viel schöne Jungfrauen, welche ihr als eine Meisterin aller Zucht und Höflichkeit zugesellt waren, denn ihre selige Mutter hatte sie in allem wohl unterrichtet, sie hatte den Preis aller künstlichen Arbeit, als im Sticken, Stricken, Nähen, oder was nur in Seide und Gold kann gebildet werden, und übertraf wohl die Arachne, welche sich unterstand mit der Pallas um die Wette zu wirken. Mit Gesang und Seitenspiel, Lauten und Harfen wäre sie der Sapphe selbst nicht gewichen, sie war auch mit je-

dermann freundlich und gegen alles Hofgesind sanftmüthig, da wie gesagt die Fenster ihres Gemaches in jenen Garten gingen, so hatte sie nicht wenig Freude von des Jünglings Gesang, der Graf aber konnte ihn in seinem Gemache nicht hören. Dieß ging so während den Sommer fort, bis jetzt der Herbst vergangen, und der trübe Winter mit seinen dikken und schwarztrüben Wolken daherzog. Da ward Leufried nicht mehr in dem Garten gehört. Wenn aber das Hofgesind Winterszeit in den Stuben Kurzweil trieb, brachten sie Leufrieden stets mit guten Worten dahin, daß er seine Stimme hören ließ, woran dann sein Meister Koch eine große Freude hatte, so kam Leufried in solchen Verkehr mit den Hofleuten, daß sie ihm viel und mancherley schöne Reiterliedlein zustellten; auch fing er den Winter bereits selbst an, künstliche Texte und Liedlein zu dichten, hatte auch außerhalb seines Geschäfts kein anderes Sinnen noch

Gedanken. Man hatte ihn ſo lieb, daß ein jeder um ihn ſeyn wollte, und es ward ihm von den jungen Edelleuten ſo manch gutes Geſchenk gemacht, daß er in kurzem zu ſchönen Mitteln kam; wenn ihm dann etwas verehrt ward von Gold oder Geld, gab er es allemal ſeinem Meiſter aufzubewahren, und wenn er genug zuſammengebracht, ließ er ſich ſchöne Kleider machen, ſo daß er neben ſeiner Hofkleidung ſehr köſtliche und ſchöne Kleider immer erhielt. Dieſes bleibe jetzt alſo, ferner wollen wir ſagen, was ſich weiter mit Leufrieden begeben hat.

Wie Anatiana des Grafen Tochter nach ihrer Gewohnheit allem Hofgesind das neue Jahr gab, und allein Leufrieds des Küchenbuben vergaß, worüber er herzlich betrübt war.

Als nun in selbigem Winter das neue Jahr angekommen war, theilte die Jungfrau Angliana allem Hofgesind nach ihrer Gewohnheit eine Gabe aus, jedem nachdem er geadelt oder mit einem Amt versehen war, und dem geringsten unter den Stallbuben ward wenigstens ein schönes Schnupftüchlein. Nach empfangener Gabe liefen diese nun zusammen, und zeigte jeder vor was ihm die Jungfrau verehrt hatte; von ungefähr war nun der gute Leufried auch zugegen, und hatte, als sie sein Neujahr sehen wollten, nichts zu zeigen, weil er leider nichts

empfangen hatte; doch tröſtete er ſich und gedachte, wer weiß, die Jungfrau mag dich nicht kennen, ich will ihr aber unter die Augen gehen, wer weiß, ſie wird mich vielleicht noch in Gnaden erkennen. Alſo begab ſich Leufried oft mit Fleiß auf Wege und Straßen, da er gedachte Angliana könne vorüberkommen, aber alles blieb umſonſt, denn ſie achtete ſeiner nicht. Das betrübte nun den Jungen herzlich, denn Cupido hatte ihn mit ſeinem Geſchoß verwundet, alſo daß er in großer innbrünſtiger Liebe gegen Jungfrau Angliana entzündet ward, und kein Tag noch Stund, ja kein Augenblick hin ging, indem er nicht die Schönheit der Jungfrau aufs Höchſte ermaß, und in ſeiner heimlichen Seele betrachtete. Eines Tags hatte Leufried alle ſeine Geſchäfte gar früh nach ſeines Meiſters Befehl verrichtet, und alles Hofgeſind kam in der großen Hofſtube zuſammen, denn es war auf einen Sonntag gar grauſam kalt. Als ſie ſich nun umſehen, den Meiſter Koch

und seinen Unterkech auch in der Stube fanden, Leufried aber nirgends zu sehen war, so wunderten sie sich alle und fragten den Meister nach ihm, der sagte, gewiß, ich weiß nichts von ihm, denn sobald er sein Geschäft verrichtet, ist er aus der Küche gegangen, wohin ist mir unbekannt, vielleicht daß er in der Stadt etwas zu bestellen hat. Es hatte aber eine gar andre Gestalt um Leufrieden, sein Gemüth war hart beschweret, er saß im Garten an einer verborgenen Stelle und klagte seinen Jammer und sein Leid sich selbsten, denn sonst wollte er niemanden in seinem Vertrauen haben. O Glück, sprach er, wie bist du so wankelmüthig gegen mich, du hast mich in meiner Kindheit aus meines Vaters armen strohbedeckten Hüttlein genommen, in welchem mir viel besser gewesen wäre; hätte ich der zarten und süßen Tage nicht empfunden, so wäre ich jetzund meines Vaters oder eines andern Hirten Diener, der mich mit Speiß und Kleidung ver-

ſähe, die friſchen und lautern Quellen wären mir luſtig zu trinken, desgleichen die fette und ſüſſe Milch der Geiſſen und Kühe, itzt zöge ich zu Mittag aus mit dem Vieh, wenn dann die Sonne zu Gnaden gehen wollte, zöge ich wieder heim und vertriebe die Zeit bis zum Nachtmahl in der warmen Stube oder beym Feuer. Des Morgens wäre es mir eine kleine Mühe und Arbeit, in den Wald zu gehen, und mir eine Fahrt dürren Holzes zuſammenzu raspeln, wenn ich das nach Haus brächte, würde dieſsmal damit gefeyht. Sommerszeit aber würde es noch beſſer mit mir ausſehen. denn ich mag wohl wiſſen, im Anfang des Lenzes hat kein Volk unter allen Ständen mehr Kurzweil, Freude, Luſt und Wonne, als die Hirten in dem Feld. Jetzt ſehen ſie die Wunder Gottes, wie die laubloſen Bäume, die im Winter gleichſam erſtorben ſcheinen, ihr Laub wieder hervorbringen, mit ſüſſem Geruche und ſchöner Blüthe, was ſoll ich ſagen,

von dem lieblichen Gesange der Vögel, welche mit zitternder Stimme zusammen singen, und je einer den andern zu übersingen meint; die Lustbarkeit der vielgefärbten Blümlein mit unzählbaren Gestalten, die geben den Anschauenden auch nicht wenig Ergötzlichkeit, Wollust und Freude, aller dieser Dinge muß ich armer Leufried beraubt seyn, und nur dich, unstetes Glück, mag ich darum schelten, denn du hast mich von meinem lieben Herrn und Ernährer vertrieben. Ach! warum hast du mich aus meines Vaters Haus genommen? du warst nicht zufrieden, mich von meinem Herrn so treulich und wohl erzogen zu sehn, nein, du hast mich in meiner Jugend unter meines Gleichen Knaben zu einem König und Regierer machen wollen, und diese Regierung ist die Ursache alle der Trübsal, in der ich so hart verstrickt bin. Wer ist doch in der Welt, der mich trösten mag, da ich in die mit so großer Liebe entzündet bin, die mich vor allem Hofgesind ausgeschlos-

sen und verachtet hat. Ach wäre es je möglich, daß sie mir nur in all meinem Leben ein freundliches Wort zuspräche, ich wollte anderes nicht begehren, als in ihrem Dienste zu leben und zu sterben. Was bedarf sie aber meines Dienstes, ich bin ein armer Hirten-Sohn, und aus dem niedrigsten Stamme gebohren, zu ihrem Diensten stehen viel Ritter, Grafen und Edelleute, ja deren sind viele, die ihr zu dienen verlangen.

Alſo klagte der gute Jüngling noch lange, biß er vor Froſt nicht länger in dem Garten bleiben konnte, und da auch die Zeit kam, daß er ſein Geſchäft in der Küche verrichten mußte, ging er ganz treſtlos aus dem Garten an ſeine Arbeit. Da man ihn um ſeine Abweſenheit fragte, ſagte er, er ſey in der Stadt ſpazieren geweſen, die luſtigen Gebäude der Bürger zu beſchauen.

Wie Leufried eines Tags von dem Grafen in den Garten bey einem Rosenstock gefunden ward, als er nach seiner Gewohnheit gar lieblich sang, wie ihn der Graf aus der Küche nahm.

Da nun der Winter vergangen, auch der liebliche und süße May alle Felder erfrischte und mit zierlichen Blümlein bekleidete, fing Leufried seinen alten Brauch zu müßigen Zeiten wieder an, denn er hatte das Feuer der

Liebe, zum Theil abgekühlt, indem er alle Orte vermied, wo er Angliana begegnen konnte. Eines Tags nun saß er im Garten unter einem Rosenstock, und da er gar nicht glaubte, daß noch irgend jemand zu dieser Zeit in den Garten kommen werde, sang er mit heller Stimme so lieblich, daß ihm die Vögel mit ihrer Stimme Antwort geben mußten. Wen ungefähr nun begab es sich, daß der Graf mit etlichen fremden Herrn in den Garten spatzieren giengen, dem Grafen war Leufried nie bekannt geworden, und die Fremden wunderten sich des angenehmen Kurzweils, den ihnen der Graf nach ihrer Meinung hatte zubereiten wollen, als aber der Graf gleich ihnen von dem angenehmen Gesang überraschet schien, waren sie sehr erstaunt. Ganz stille auf sich selbst stehend und lauschend, ließ der Herr Leufrieden einen Vers aussingen, und sprach alsdann: fürwahr, das ist mir ein seltsamer Sommervogel in meinem Garten, der

gleichen ich noch nie darin gespürt habe. Mit diesen Worten näherte er sich dem Rosenstrauch und sah den Jüngling Leufried, wie er fröhlich singend darinnen saß, da standen die Herren still, biß er sein Lied geendet, und traten dann zu ihm in das Rosenzelt hinein. Als Leufried den Grafen erblickte, erschrack er so sehr, daß er vor großen Schrecken nicht aufstehen konnte, und da dieß die Herren wahrnahmen, redete der Graf ihn also freundlich an: Jüngling sey guten Muths, unser Zusammtreffen soll dir noch zu großem Glücke gereichen. Wie ich an deiner Kleidung seh, bist du von meinen Leuten, was aber für ein Amt du bekleidest ist mir unbekannt, und drum sage mirs aufrichtig, ist es zu geringe, so will ich dir es bessern; da sagte ihm Leufried all seine Sache, und der Graf sprach weiter; du sollst deiner guten Stimme und deines Wohlsingens genießen, ich will dich in meiner Tochter Angliana Zimmer zu einem Kammerbuben

machen, da magſt du beſſre Tage haben, dann in der Küche. Da nahm ihn der Graf von Stund an und führte ihn zu ſeiner Tochter. Da Leufried Angliana erblickte, da ward die Flamme ſeiner Liebe von neuem entzündet, und fühlte ſie heftiger brennen, als jemals, aber er hielt ſie ſehr heimlich im Herzen verborgen, und war voll Freude, ein Diener ſeiner Jungfrau zu werden. Der Graf ſprach: Angliana liebe Tochter, ich weiß wohl, daß du in deinem Zimmer einen züchtigen Knaben als Diener und Boten bedarfſt, darum habe ich dir dieſen Jungen jetzt hergebracht, den magſt du nach deinem Gefallen in deinem Dienſt gebrauchen, denn ſonſt ſoll er mit keinen andern Geſchäften beladen werden; alſo redete der Graf mit ſeiner Tochter. Leufried war ein überaus ſchöner Jüngling, dabey ganz züchtiger Geberden, das hatte die Jungfrau bereits gar deutlich wahrgenommen, und dankte deswegen ihrem Vater ſehr freundlich, daß er ſie in allen Din-

gen ſo väterlich verſorge. Nun nahm der Graf Abſchied von ſeiner Tochter, und Leufried auch. Schnell lief er voller Freude zu ſeinem guten Meiſter Koch, und erzählte ihm den ganzen Verlauf ſeines Glücks. Dieſer, wiewohl er Leufrieden ſehr ungern in der Küche entbehrte, gönnte ihm doch von Herzen, daß er einen alſo gnädigen Herrn an dem Grafen gewonnen hatte, ermahnte ihn auch, ſeines Dienſtes recht fleißig zu warten, damit er einſt ein noch beſſeres Amt erreichen möge, das verſprach ihm Leufried, dankte ihm auch ganz herzlich für alles Gute, was der Meiſter Koch ihm erwieſen, und nahm einen freudigen Abſchied aus der Küche. Sein neues Amt aber wußte er ſo treflich und mit ſolcher Geſchicklichkeit zu verrichten, als wäre er ſein ganzes Leben lang in Frauenzimmern, und an fürſtlichen Höfen geweſen. Angiana, welche inzwiſchen erfahren, daß Leufried eben der Knabe wäre, der ihr im Sommer mit ſeinem Wohlſingen im

Garten so manche Freude gemacht hatte, war auch sehr vergnügt, daß er ihr Diener geworden, nicht weniger freuten sich ihre Jungfrauen darüber, denn sie hofften, Leufried werde ihnen mit seinem Gesang manchen Kurzweil machen, wie dann auch öfters geschehen. Dieß blieb also.

Wie Leufried von Angliana zu ſingen gebeten ward, und wie er ein Klagliedlein auf ſeine Armuth machte, worinn er die Jungfrau gar ſäuberlich traf.

Da nun Leufried ſich ſo tapfer und verdienſtlich in ſeinem Amte hielt, ward ihm Angliana gar wohl geneigt, und ſeiner gänzlich gewohnt, ſo daß ſie einſtens alſo zu ihm redete: Leufried, ich werde von meinen Jungfrauen berichtet,

daß du uns dermaßen wohl singen kannst; und darum ist mein Begehren an dich, daß du mir deine Stimme auch hören ließest. Leufried stand da ganz schamroth vor der Jungfrau und sprach mit züchtigen Worten also zu ihr: Gnädige, wohlgebohrne Jungfrau, o wäre mir, euer Gnaden zu Gefallen etwas viel Größeres und Schwereres zu vollbringen aufgelegt, mit allem Fleiß wollte ich es unternehmen, und hiemit begann er gar lieblich zu singen. Er hatte aber vorher schon ein Lied gedichtet, in welchem er seine Armuth gar herzlich klagte, wie auch, daß ihm Angliana nichts zum neuen Jahr geschenket. Keine der Jungfrauen verstand des Liedes Bedeutung, außer Angliana allein, welche sich erinnerte, daß sie ihn unter allen Hofdienern allein nicht bedacht hatte, doch war ihr dieß nicht gleich im Sinne, und hätte sie gern gewußt, was Leufried damit meinte, und bat ihn darum erst das Liedlein von der Armuth zu singen, welches also gedichtet war.

Im Thon: geh mir aus den Bohnen.

O Armuth unerträglich Joch!
Wie sehr bist du verachtet,
Wer wollte dich behaußen doch,
Wenn er so recht betrachtet,
Wie ganz unwerth
Du bist auf Erd,
Vor dir möcht einem grauſen,
Hättst du all Kunst,
Es wär umsonst,
Niemand will dich behaußen.

O Armuth, Armuth, schwere Bürd,
Wie hast du mich beschweret,
Auf Erden niemand funden wird,
Der dich zum Freund begehret.
Kömmst du ins Hauß,
Gehst nie mehr raus,
Versperrst die Thür dem Glücke,
Und pocht es an,
Drängt sich heran,
Du Armuth stößt's zurücke.

So gienge mir auch zum neuen Jahr,
Da must ich dein entgelten,
Ward nicht gezählt,
Zurück gestellt,
Drob ich dich immer schelte.
Ich ward veracht,
Und nicht bedacht
Vor allem Hofgesinde,
Die man sonst all'
Beschenckt mit Schall.
Darum bin ich dein Feinde

Als nun Angliana genugsam verstand, daß dies Lied ihrenthalben gemacht sey, fragte sie nicht darum und schwieg ganz still dazu. Auch hütete sie sich fürbaß, Leufried irgend ein Geschenk zu machen, denn sie hatte sich in Geheim vorgenommen, was wir zu seiner Zeit schon erfahren werden. Doch hörte sie nicht auf sich gnädig und liebreich gegen Leufried zu bezeugen, bat ihn oft vor ihr zu singen, und zu Zeiten begehrte sie auch das Armuthsliedlein zu hören, das that nun Leufried sehr gern, und schickte sich auch mit allen seinen Kräften zu jeglichem Dienste seiner Jungfrau, die nahm das oft wahr, und also vergieng die Zeit mit ihnen.

Der Herbst mit seinen kühlen Lüften hatte jetzt die dichten Bäume laublos gemacht, der Winter kam mit rauher Gewalt, alle Felder und Aecker waren mit Schnee bedeckt, und also kam das neue Jahr. Dieß war die Zeit, in welcher Angliana ihren Verlaß ausführen

wollte. Sie rüſtete ſich mit mancherley Gaben für das Hofgeſind, und nur für Leufried hatte ſie abſichtlich nichts zubereitet, und zwar allein um mit ihm auf gute Art über die Meinung jenes Liedleins zu ſprechen zu kommen.

Wie Leufried abermals von Analiana von ihren Neujahrsgaben ausgeschlossen ward, und wie sie ihm nachmal Spotweise einen goldnen Faden von ihrem Stickrahm nah.

Es fügte sich aber auf das neue Jahr, daß Analiana ihrer Gewohnheit nach that. Sie befahl Leufrieden, alles Hofgesind zu einer bestimmten Stunde auf ihr Zimmer zu berufen, daß sie die Neujahrsgabe von ihr empfingen.

Leufried war sehr willig hiezu, denn er hoffte Angliana, werde ihm gewiß wohl begaben, da er ihr Diener war, und stets auf ihren Dienst wartete. Als sie aber versammelt waren, jeglicher auch seine Gabe empfangen hatte, von dem ersten bis zu dem letzten, und die Reihe nun an den guten Leufried kam, sagte Angliana mit leeren Händen: deiner, Leufried, habe ich warlich vergessen, aber gedulde dich, auf ein ander Jahr will ich dich zweyfach belohnen; dieß aber that sie allein, um zu versuchen, wie sich der Jüngling halten werde. Leufried wendete sich mit einem grösten Seufzer von der Jungfrau; ihre Worte hatten ihm gleich einem Schwerd das Herz durchschnitten. Ganz schamroth verließ er das Gemach, begab sich auf sein Kämmerlein und begann recht von Herzen zu weinen und zu klagen. Als aber Leufried den andern Morgen sein Amt wieder in Anglianas Gemach verrichtete, stand er vor der Jungfrau, die an einem Rahmen gar köstliches

Gewirk wirkte, und seufzte in seiner Betrübniß gar schwer und tief: die Jungfrau merkte dies gar wohl, doch that nicht dergleichen, weil ihre Jungfrauen noch meist in ihrer Stube waren. Als diese sie aber verlassen hatten, und Leufried, so oft er sie anblickte, immer noch gar tief und schwermüthig seufzte, sagte sie mit lachendem Munde und freundlichen Worten zu ihm: mein lieber Leufried, wisse, das ich dich um zwey Dinge gern fragen möchte, erstens, ob du jenes Lied von der Armuth, das du vorigen Sommer so oft gesungen, selbst gedichtet hast, und wen es berühret, sodann möchte ich wissen, was dich doch heute und gestern so zu tiefen Seufzern bewegen, davon wolltest du mir lieber Leufried nichts verheelen. Der Jüngling schwieg nicht lange auf die Frage der Jungfrau und sprach: Wohlgebohrne gnädige Jungfrau, ich bin bereit, euch die beyden Fragen zu erklären, jenes Liedlein habe ich selbst gedichtet, und euer Gnad ist allein

Schuld daran, denn vor einem Jahr hat euer Gnaden, wie auch gestern alles Hofgesind beschenckt, allein mich armen Küchenbuben ausgeschlossen, nun aber, da ich euer Diener geworden, und ihr mich abermal übergangen habt, bin ich darüber in solch Trauren und Seufzen gefallen. Da die Jungfrau dieses von Leufried vernommen hatte, gedachte sie heimlich bey sich, wie sie dem guten Jungen abermals zu klagen verursachen wollte, damit er ihr etwa noch ein Liedlein davon machen sollte, jedoch nahm sie sich vor, ihm bald hernach eine reiche Verehrung zu geben. In solcher Gesinnung nahm sie einen gezwirnten Goldfaden, der an ihrem Wirkrahmen hing, und gab ihn mit spöttlichen Worten dem guten Leufried, sprechend: damit du lieber Diener nicht abermals klagen mögest, ich hätte dich vor allen gänzlich zurückgesetzt, so nimm diese reiche und köstliche Gabe und bewahre sie wohl, damit du sie mir aufs Jahr abermals vorzeigen

und darthun könnest, wie du meine Gaben verehrest. Leufried empfing den Goldfaden mit großer Freude, und sprach: gnädige Jungfrau, diese Gabe will ich so wohl aufbewahren, daß ich nimmermehr darum kommen werde. Das thu', sagte Angliana, damit wirst du mich bewegen, dir in Zukunft mehr noch zu schenken. So redete Angliana zu dem Jüngling: aber seine große Liebe war ihr gänzlich verborgen. auch dachte sie gar nicht daran, wie der Jüngling den Goldfaden bewahren würde. Leufried aber nahm Urlaub von der Jungfrau und ging eilends in sein Gemach.

Wie Leufried heimlich in ſeiner Kammer ſich mit einem Meſſerlein die Bruſt öffnete, den Goldfaden in die Wunde legte, und ſie mit köſtlichen Salben wieder zuheilte.

Als ſich Leufried jetzt ganz allein wußte, nahm er ein ſcharfes Federmeſſer, öffnete ſeinen Wamms auf der Bruſt und ſchnitt ſich unter der linken Bruſt recht bey dem Herzen die Bruſt auf, legte ſeinen lieben Goldfaden in

die Wunde, und nähte dieſelbe nicht ohne groſſen Schmerz mit einer Nadel wieder zu. Doch hatte ihn die Liebe gegen die Jungfrau mit ſolcher Gewalt gefangen, daß er keinen Schmerz mehr achtete, und da er ſich vorher bey des Grafen Wundarzt um heilſame Salbe bewerben hatte, ſo heilte er ſeine Wunde bald dermaßen zu, daß er wenig Schmerz mehr fühlte. Forthin verrichtete er ſein Amt wie vorher in Anglianas Stube, und dieſe gab ſehr acht, ob er noch einige Schwermuth verriethe, aber fand ihn nun immer eines ſehr fröhlichen Gemüthes. Da er ihr nun zu Gefallen noch oft ſingen muſte, gedachte er bey ſich ſelbſt: nun mag ich wohl mein Herz gegen die Jungfrau aufthun, daß ſie es allein bemerke, und nahm er ſich vor, ein Lied von dem Goldfaden zu dichten, und es vor ihr zu ſingen; da ſie seyn Armuthsliedlein verſtanden hatte, gedachte er, ſie werde nun auch dieſem wohl nachſinnen, und ſo ſetzte er ſich zu gelegner Stunde hin und dichtete folgendes Liedlein.

Im Thon: ach Lieb mit Leid.

Groß Leid und Schmerz
Hat mir mein Herz,
Vor einem Jahr beladen,
In diesem Jahr
Hat mir fürwahr
Von rothem Gold ein Faden
Das Leid zerstört
Und schnell verzehrt
Mein Trauren und mein Schmerzen,
Bin ganz frölich
Und nun mag ich
Auch singen, springen, scherzen.

Den Faden ich
Gar fleißiglich
Hab in mein Herz verborgen,
So Tag als Nacht
Ist er bewacht,
Drum bin ich ohne Sorgen.
In starkem Schrein,
Im Herzen mein
Der Faden ist behalten,
Wer ihn will han
Der muß fortan
Die Brust mir erst zerspalten.

Der Frauen Zier
Den Faden mir
Gegeben hat mit Freuden,
Demant, noch Gold,
Noch reicher Sold
Soll je von ihm mich scheiden.
Du Faden mein
Sollst bey mir seyn,
Und müßt ich leiden Schaden,
Will ich ohn Leid
In Ewigkeit
Liebhaben diesen Faden.

Mit ganzen Fleiß lernte Leufried dies Lied, und wenn Angliana ihn zu ſingen ermahnte, hat er immer zuerſt vom Goldfaden geſungen. Angliana, welche eine geſcheute Jungfrau war, konnte nicht genug nachdenken, wie Leufried doch immer den Faden möchte bewahret haben, denn ſie verſtand wohl wie er ihren Goldfaden in dem Liede meinte, drum beſchloß ſie, den Jüngling, ſobald ſie mit ihm allein ſeyn würde, um Alles zu befragen. Nun begab es ſich, daß Angliana auf einen Sonntag ſich krank ſtellte, ihre Jungfrauen allein zur Kirche gehen ließ, und da ſie glaubte, ganz ungeſtört zu ſeyn, rief ſie Leufrieden zu ſich, und ſprach: mein lieber Leufried, haſt du wohl meinen Goldfaden wohl aufbewahrt, ſo du mir ihn zeigen kannſt, ſoll dir ein viel köſtlicheres Geſchenk ſtatt deſſen werden. Gnädige Jungfrau, ſprach da Leufried, den Schlüſſel, mit welchem ich den Behälter des lieben Goldfadens aufſchließe, habe ich in meinem Gemach, ſo es euer Gna-

den beliebet, will ich den bald holen. Das wäre mein Wille, sagte die Jungfrau, aber eile. Da lief Leufried schnell nach seinem Gemach, holte das scharfe Schreibmesserlein, und kehrte zu Angliana zurück, eröffnete sein Wamms vorn auf der Brust, und eh' es sich Angliana versah, schnitt er sich die zugeheilte Wunde auf, und zog den Goldfaden ganz unerschrocken wieder heraus. Da Angliana dieß sah, ward sie vor Schreck ganz bleich, denn Leufried fieng stark an zu bluten, sie nahm das Messer und den Goldfaden von ihm, und bat ihn mit gefaltenen Händen gar beweglich, zu dem Wundarzt zu gehn, und sich verbinden zu lassen, damit ihm kein größerer Schaden erwachse. Da sprach Leufried gar freundlich, Gnädige Jungfrau, ihr sollt euch ob meiner Wunde nicht entsetzen, ich habe mich das erste Mal selbst geheilt, und gehe jetzt hin, mich zu verbinden. Das thue, sagte Angliana, aber kehre bald wieder zu mir. In großen Freuden

ſchied da Leufried, denn er liebte die Jungfrau ſo innialich, daß er den Schmerz ſeiner aufgeriſſenen Wunde gar nicht fühlte. Er verband ſich; weil ihm Angliana darum gebeten, viel fleißiger, als er ſonſt gethan hätte, denn es war ihm ſchier als wäre es das Herz der Jungfrau ſelber, das er verwundet habe. Dann legte er auch andre Kleider an, und that ſein blutiges Gewand bey Seite. Als aber Leufried ſie verlaſſen hatte, nahm Angliana den Goldfaden, und wuſch ihn in lauterem Waſſer, da war er ſo glänzend und unverſehrt, als wenn er erſt vom Rahmen gekommen wäre, des konnte ſich die Jungfrau nicht genug verwundern. Noch mehr aber bewunderte ſie den Jüngling, der ſich ihr zu Lieb ſchon zweymal mit ſcharfem Meſſer an ſeinem Leibe verſehrt hatte. Von dieſer Stunde an ward Angliana gar ſchwer vom Pfeil der Liebe Cupidinis verwundet. Sie wartete mit gar großem Ver-

langen auf den Jüngling, um zu sehen, ob er blaß oder schwach geworden, da Leufried bald mit guter Gestalt und frölichem Angesicht zurückkehrte, ward sie nicht wenig durch seinen Anblick erfreut. Es war aber jetzt an der Zeit, daß die Jungfrauen aus der Kirche zurückkehren sollten, und Angliana konnte nicht mehr mit Leufried reden, wie es ihr ums Herz war, sie sagte aber allein: Leufried, verlange jetzt nicht die versprochene Gabe, denn die Zeit erlaubt es nicht, morgen aber will ich dir ein Päcklein vor all meinen Jungfrauen irgendwo hinzutragen geben, damit aber gehe allein auf dein Gemach, und bewahre es mit allem, was du darin finden wirst, auch wird ein Brief darinnen seyn, dessen Innhalt nimm fleißig wahr, und folge seinem Befehl, jetzt aber verlasse wieder mein Gemach und warte an der Thür, denn gewiß werden meine Jungfrauen nicht lange mehr

ausbleiben, Penfried begab ſich ganz zitternd vor groſſer Freude wieder auf ſeine Stelle, und gleich darauf kehrte Anglianas Jungfrauen aus der Kirche zurück. —

Wie Angliana am folgenden Tag in ihrem innersten Gemach Leufrieden einen Brief schrieb, und ihm denselben mit vielen Kleinodien überreicht.

Angliana hatte jetzt kein ander Sinnen noch Denken mehr, als allein auf Leufried den Jüngling. Stets lag ihr der große Schmerz im Sinn, den er um ihrentwillen gelitten, und immer hatte sie ihn vor Augen, wie er seine Brust eröffnete, und den Goldfaden aus der blutenden Wunde nahm; in solchen Betrachtungen brachte sie den größten Theil des Tages zu. Ihre Jungfrauen, welche diese Veränderung in ihrem Gemüthe bemerkten, sorgten, sie möge mit großer Krankheit behaftet seyn, und getraue nicht es zu sagen, waß ihr fehle, dar-

um giengen sie mit einander zu Rath, und eine Ritters-Tochter unter ihnen mit Nahmen Cordula sprach also zu den übrigen: liebe Jungfrauen und Gespielen, es ist gewiß keine unter uns, welche nicht mit Kummer bemerkt wie sich unsre Jungfrau Angliana seither an Fröhlichkeit des Herzens und munterer Gesichtsfarbe verändert hat, gewiß muß sie an gar schwerer Krankheit leiden, und will uns solches verbergen, um uns den Kummer zu ersparen, sie stellt sich drum stets fröhlich gegen uns, aber es geschieht solches gewiß mit ängstlichem und bekümmerten Herzen, drum rathe ich, daß wir sie insgesammt bitten, uns ihr Leid nicht länger zu verhelen; denn sollte sich die Sache traurig wenden, so könnten wir vor unserm Herrn Grafen in schwere Verantwortung gezogen werden. Alle Jungfrauen lobten diesen Vorschlag, und begaben sich sogleich mit einander zu Angliana, und Cordula, die besonders ein grosses Herz zu ihrer Jungfrau

trug, ſprach im Nahmen aller andern: Gnädigſte Jungfrau, unſer aller groſſer Liebe und Treue zu euch führt uns mit der Bitte hieher, uns die Urſache eurer Schwermuth zu eröffnen, denn euer Stillſchweigen ſcheint uns ein unverdientes Mißtrauen, und ſchmerzt uns gar ſehr, darum ſeht auf unſre Liebe, und ſagt uns die Urſache eurer ſchweren Gedanken, vielleicht, daß wir einen Rath erdenken könnten, euch zu helfen. Angliana aber antwortete: meine getreuen Jungfrauen, ich danke euch herzlich für die Sorge, die ihr meinetwegen getragen, aber tröſtet euch gänzlich, in kurzem wird mein Anliegen zu gutem Ende gelangen, drum bitte ich von euch, daß ihr mich heute in meinem innern Gemach der Ruhe allein genieſſen laſſet. Alſo beurlaubte ſie die Jungfrauen. Leufried der emſige Thürhüter ſtand vor dem äuſſeren Gemach, und ſo oft er die Thüre aufgehen hörte, wartete er in banger Freude, ob ihn ſeine Jungfrau zu ſich ru-

fen würde. Sie aber saß in ihrem innersten Gemach und schrieb einen Brief, der also lautet:

„Viel Glück und Wohlfahrt wünsche ich Dir aus Grund meines Herzens, Du mein allerliebster Jüngling. Länger ist es mir nicht möglich, Dir die große und inbrünstige Liebe zu verbergen, die ich in aller Zucht und Ehre zu Dir trage, denn Du hast mit Deinem Herzen auch das meine eröffnet, und mit dem darin verborgenen Goldfaden hast Du mich gebunden und gefangen. Ganz zu eigen will ich mich Dir geben, und sollte ich darum alles Gut meines Vaters verlieren, denn ich weiß wohl, daß eine Liebe gleich der Deinigen zu mir um meines Vaters Gut nicht zu erkaufen wäre. Willst Du mir aber folgen, so will ich mir wohl Wege anzeigen, wie wir beyde mit Gunst und Wille meines Vaters noch lange bey einander leben können, denn ich kenne mich eines so herrlichen Verstandes, daß Du

in aller Geſchicklichkeit Dich bey meinem Vater beliebt machen, und Dir einen gnädigen Herrn an ihm gewinnen wirſt, doch ſollſt Du, mein Jüngling unſre Liebe ganz verborgen treiben, und Dir niemand ſo vertraut ſeyn laſſen, ihm unſre Liebe zu eröffnen. So will ich auch gegen Dich handeln, und damit dieſe unſre Liebe ſtät und feſt ſey, ſo nimm von mir zu einem Zeichen dieſen Ring, welcher mir ſehr werth und theuer iſt, denn meine liebe ſeelige Mutter hat ihn mir als ein Gedenken auf ihrem Todtbette gegeben, und Du ſollſt ihn Dir auch um ihrentwegen lieb ſeyn laſſen, wenn ich Dir anders auch lieb bin, doch daran zweifle ich nicht. Die anderen Kleinodieen und Gaben, die Du in dieſem Päcklein finden wirſt, die nehme anſtatt des Goldfadens zu einen glückſeeligen Jahr, ich bitte, verſchmähe ihren geringen Werth nicht, denn Du ſollſt noch vielmehr von mir erwarten. Mein lieber Leufried, haſt Du irgend ein Anliegen zu mir, daß Du

mir mittheilen möchtest, so thue es allzeit schriftlich. Hiemit sey Gott befohlen, der pflege Dein in steter Gesundheit.“

Da Angliana diesen Brief mit ihrem eignen Siegelring geschlossen hatte, band sie ihn in ein Päcklein nebst dem Ring, einem schönen Hemd, und einem sehr köstlichen Baret. Am Abend nun kamen ihre Jungfrauen wieder, um ihr Wohlsein zu erfahren, sie fanden sie aber ganz wohlgemuth und guter Farbe, wodurch sie große Freude empfingen. Da nun das Nachtmahl vollbracht war, und das Gestirn durch den tiefen blauen Himmel schaute, giengen alle zu Bette, und brachten die Nacht mit gar süßem Schlafe zu.

Wie Angliana Leufrieden das Bündelein giebt in der Gegenwart aller ihrer Jungfrauen.

Aurora die edle Morgenröthe brachte jetzt mit Freude den neuen Tag daher, die Nachtigall und andere Vögelein begrüßten ihn mit Freuden, und Angliana ſtand auf, legte gar zierliche Gewand an, und ſaß an einem Fenſter, den Geſang der Vöglein zu hören, durch welchen ſie eines gar friſchen und fröhlichen Gemüths ward; nun hatte Leufried aber die Nacht ganz ohne Schlaf hingebracht, denn er konnte den Tag gar nicht erwarten, um zu erfahren, mit was für Kleinodien ihn die Jungfrau beſchenken wollte. Er ſtund auf, legte ſeine ſchön-

ſten Kleider an, die er hatte, gieng mit groſſen Freuden in den Garten, ohne zu wiſſen, daß Angliana ſeine liebſte Jungfrau ſchon aufgeſtanden ſey, und ietzo an dem Fenſter ſitze, nahm er ſeinen gewöhnlichen Platz unter der Roſenlaube, und begann mit gar fröhlicher Stimme zu ſingen; das nahm Angliana gar bald wahr, und ſpitzte ihre Oehrlein und lauſchte freudig auf den Geſang ihres lieben Jünglings. Leufried blickte von Ungefähr durch den Hag, und ſah ſeine liebſte Jungfrau an dem Fenſter, die mit einem ſchönen Hündlein und einem Papagay Kurzweil trieb, doch aber gar fleiſſig auf ſeinen Geſang lauſchte. O da war es Leufried gar wohl zu Muth, als er ſeine Liebe zuzeigen wußte, er ſparte keinen Fleiß in ſeinem Geſang, und ſang ſo ſchön er immer kennte, bis es ihm Zeit ſchien, auf ſeinen Dienſt zu warten, da gieng er vor der Jungfrau Gemach. Nun kamen auch Anglianas Jungfrauen und wünſchten ihr einen ſeeligen

Tag, ſie fragte ſie, ob Leufried der Jüngling nicht vor dem Zimmer ſtehe, die Jungfrauen ſprachen, ja, ſo ruft mir ihn, ſagte Angliana, er ſoll meinem Herrn und Vater etwas nöti-ges bringen. Der Jüngling trat in groſ-ſer Freude herein, gleich einem, der aus einem finſtern Gewölb kömmt, und urplötzlich den klaren Schein der Sonne erblickt. Alſo war auch dem Jüngling, da er ſeine Jungfrau Angliana anblickte. Er wünſchte Angliana zu-vor, dann allen ihren Geſpielen einen fröhli-chen und glückſeeligen Tag, die Jungfrau war nicht weniger erfreut durch ſeinen Anblick, und begann mit ihm zu ſcherzen, „mein lieber Leu-fried, ſage mir doch, was hat dich heute nur ſo früh aus deinem Bett getrieben, und zu ſol-chem fröhlichen und guten Geſange verurſacht, denn die Nachtigall, die Droßel, und die an-dern Waldvögelein ſind dir hente nicht viel vorgegangen, du biſt ihnen mit deiner ſüßen Stimme bald gefolgt, und haſt mich auch

warlich gezwungen, daß ich dir mit allem Luſt und Fleiß habe zuhören müſſen, und wenn ich gleich weiß, daß du nicht mir zu Dienſt geſungen haſt, ſo laß ich das doch gar nicht kümmern. Die Jungfrau aber, welcher du alſo freundlich dieneſt, muß dir gewiß ſehr angenehm dafür zu danken wiſſen, ſonſt wollte ich ſie ſehr unverſtändig und hartherzig nennen, nun geſtehe mir lieber Leufried, welche unter dieſen meinen Jungfrauen dich ſo ganz früh ermuntert und erwecket, ſie ſoll mir warlich die liebſte in meiner Geſellſchaft ſeyn. Die Jungfrauen konnten ſich der ſcherzhaften Worte Anglianas nicht genug verwundern, und eine ſah immer ganz ſchamroth die andre an, denn jede meinte, Angliana habe auf ſie geredet, auch Leufried ward nicht weniger ſchamroth, was ihm dann ſeine Schönheit noch verdoppelte, denn er war von Natur eines weißen Angeſichts, eines langen, graden wohlgebauten Leibes, und einer aufrichtigen tapfern Stirn,

seyn Haar gesponnenen Golde zu vergleichen, schön und zierlich gekraußt, er hatte eine starke und vollkommene Brust, überhaupt war er nicht allein der schönste Jüngling des Hofs, sondern er übertraf auch alle Jünglinge des Landes an Gestalt, Schönheit und Tugend. Da ihn Angliana nun lange mit ihren Scherzreden geneckt hatte, gab er ihr folgende Antwort, Gnädigste Jungfrau, ich nehme euren Scherz zu gut, da ihr mich aber fraget, wem ich zu Dienst gesungen, so sage ich euch, daß nur eine lebt und leben wird, der ich mein Herz so ganz geöffnet, und daß sie es weiß, daß ich ihr einziger fleißiger und steter Diener bin und bleiben will, bis an mein letztes End, ich erkenne aber wohl, daß mir nicht gebühret, zu so edeln Jungfrauen, als die eures Hofes sind, Liebe zu tragen, denn ich armer Jüngling bin ihnen zu gering, doch soll mich meine niedre Geburt nimmer von Jungfrauen und Frauendienst abwenden, und so hoffe ich dann

auf die Wahrheit eines alten Sprichworts, Frauendienst war nie umsonst, was eine nicht erkennet, das vergilt die andre, so endete er seine Rede, an die Jungfrauen, welche seine große Schönheit noch nie so wohl betrachtet hatten, als eben heute, denn der Jüngling hatte sich heute besonders zierlich angekleidet, und war in der Unruhe seines freudigen Herzens sehr bewegt. Angliana nahm das Päcklein, daß sie für ihn zusammengebunden, gab es ihm vor allen ihren Jungfrauen, mit den Worten: Leufried, mein lieber Jüngling, nimm dies Päcklein, und bringe es meinem Herrn und Vater, sag ihm, es enthalte das Begehrte, sodann komme wieder in unsere Gesellschaft, damit wir kurzweilige Gespräche mit dir haben können, das soll dich nicht verdrießen, wer weiß, wie ich oder meine Jungfrauen dir unsre Neckereien in Zucht und Ehren vergelten können. Gnädige Jungfrau, sprach Leufried, euer Scherz mit mir wird mir stets mein fröhlichster

Kurzweil seyn. Alſo gieng Leufried von ſeiner Jungfrau in großen Freuden, er konnte kaum erwarten, biß er in ſeine Kammer kam, damit er die Gaben ſehen möge, die in dem Päck-lein verborgen waren. Als er in ſeinem Ge-mach das Päcklein geöffnet, las er, ohne nach den Kleinodieen zu ſehen, vor allem den Brief ſeiner Jungfrau, und da er ihn geleſen, und gar oft und zärtlich geküßt hatte, beſah er die Kleinodieen und den Ring, in den war einge-ſetzet ein ſchöner blauer Saphier, mit dieſer Farbe hatte die Jungfrau die Stetigkeit ihrer Liebe zu den Jüngling anzeigen wollen, er nahm den Ring, hing ihn an ſeinen Hals, und ſprach; nun freue dich Leufried, denn zu dieſer Stunde hat dich das Glück hoch erhoben, ach wer möchte wohl glücklicher ſeyn auf der ganzen Erde, als ich, der glückſeelige Leufried, o du mein liebſter Vater, meine liebe Mutter, und ihr allerliebſten, meine Pflegeeltern, Herr und Frau, wollte Gott meine Wohlfahrt, wäre

euch bekannt, damit ihr euch auch mit mir ergötzen und erfreuen könnet, ach sollten meine Schul-Gesellen, die mich für ihrem König erwählt hatten, nun mein Glück wissen, sicher würden sie meine jetzige Seeligkeit über aller Könige Lust hoch halten, aber dieß soll und kann nicht geschehen, weil mir meine liebste Jungfrau die höchste Heimlichkeit anbefohlen hat, wenn mir aber einst Gott und das Glück Gnade verleihen, so will ich alle die meinigen meines Glükkes theilhaftig machen.

Da Leufried nun sich genugsam an den Gaben Anglianas erfreut hatte, zog er sich aus, legte das schöne geschenkte Hemd an und kehrte zu den Jungfrauen zurück, mit welchen er noch mancherley Scherz und Kurzweil hatte. Auch ward er in kurzer Zeit von allen gar hoch geehrt, und mochten sie keine rechte Freude haben, wo Leufried nicht zugegen war. Dieß währte so lange, biß er gar groß und stark heranwuchs, und der Graf ihn aus der Jung

frauen Zimmer zu seinem eignen Kämmerling annahm. Hierüber warden Leufried und Angliana sehr betrübt, denn nun kennten sie sich nicht mehr mit so gutem Fug nahe und vertraut seyn, wenn er gleich mehr als andre Hofdiener in ihre Nähe kam, denn der Graf ließ alles, was er bey seiner Tochter zu bestellen hatte, durch Leufrieden ausrichten, ihrer beider große Liebe zu einander war dem Herrn aber noch gänzlich verborgen.

Wie Leufried der Kämmerling von dem Grafen weggeschickt wurde, und in einem Wald ein schönes Hündlein fand, und wie ihm mit diesem Hündlein seltsame Abenteuer begegneten.

Leufried, der nun aus seiner Jungfrau Dienst klommen, und des Grafen Kämmerling geworden war, hielt sich in allem sowohl, daß ihn der Graf in allen seinen Geschäften gebrauchte. Eines Tags, da ihn der Graf auf eine weite Reise zu einem andern Grafen, der ihm verwandt war, geschickt hatte, verirrte sich Leufried in einem großen Wald, und als er den ganzen Tag drin hin und her geritten war, vernahm er endlich gegen Abend ein Geräusch, als werde in dem Wald gejagt. Darauf spitzte er Treff, weil er hoffte von den Jä-

gern den rechten Weg zu erfahren, indem kam ein schöner weiser Hund auf ihm zugelaufen, er hatte dem Jäger das Leitseil zerrissen, das Halsband aber hatte er noch. Da er Leufried gewahr wurde, sprang er gar freundlich an ihm hinauf, Leufried schmeichelte ihm und sagte: mein liebes Hündchen, ich wollte du verstündest meine Worte, ich wollte dich dann bitten, daß du mich auf den rechten Weg brächtest. Der Hund aber hatte die Spur seines Wildes verlohren und blieb bey Leufried, da ritt dieser ihm nach und glaubte er würde so die Jäger wohl finden. So brachte ihn der Hund bald auf einen wohlgebahnten Weg längst einem Wildhag bis zu einem freien Waldplan, wo die Jäger ein groſses Feuer gehabt hatten. Er fand da noch Heu und Futter, das die Pferde der Jäger zurückgelassen hatten, damit muſste sein Reſs zufrieden seyn, und so blieb Leufried mit dem Hund diese Nacht an diesem Ort, denn er fürchtete sich noch tiefer zu verirren. Als

aber die Nacht vergangen war, und der andere Tag am Himmel anbrach, saß Leufrid zu Roß, und ritt bis zu des Waldes Ende, dann fort die Straße bis zu einer Brücke über ein großes Wasser. Jenseits stand ein kleines Häuslein, vor welchem ein alter Mann saß, der seine Netze und Fischgarne flickte. Leufried ritt zu ihm und grüßte ihm gar freundlich, und der Alte dankte ihm. Lieber Vater, sagte Leufried, ich bitte, wollet mich zurecht weißen, daß ich wieder zu den Leuten kommen möge: denn ich bin seit gestern in dem Walde irre geritten, auch weiß ich gar nicht in welches Herrn Lande ich seyn mag. Der gute alte Mann hatte großes Mitleid mit ihm, und fragte, ob er auch in der Zeit gar nichts gegessen hätte? Nein, sagte Leufried, und darum möchte ich auch zu den Leuten, um meinen Hunger zu ersättigen. So steigt ab, sprach der Alte, mein Weib soll euch zu Essen geben. Das nahm Leufried an zu großem Dank, stieg ab, und gieng in das Fischers

Häuslein, sein Weib machte ihm zu Essen, was sie Gutes haben mochte. Leufried aß mit großer Lust, denn der Hunger war sein Mitesser, und da er sich wohl ersättigt hatte, belohnte er des Fischers Weib, saß wieder zu Pferd, dankte dem Fischer auch freundlich, und fragte ihn nach der rechten Straße, die zeigte der alte Mann ihm gar tugendlich.

So schied Leufried von dannen, und verrichtete sein Geschäft. Und da er auf der Heimkehr wieder in die Landschaft kam, wo er das schöne Hündelein gefunden, ergieng es ihm, wie folgt. Der Herr des Forstes war gar traurig um den verlohrnen Hund, ließ deswegen an allen Orten umfragen, ob er was von dem Hunde erfahren möchte. Von Ungefähr übernachtete nun Leufried bey einem Wirth, der ganz besondern Auftrag wegen des Hundes hatte, Leufried, der sich nichts Arges versah, zog sein Pferd in den Stall, und gieng dann mit seinem Hündlein in die Stube. Der

Wirth empfieng ihn mit guten Worten, aber
mit falſchem Herzen, denn er erkannte den
Hund gar wohl, und befahl einem ſeiner Knech-
e, er ſolle ſchnell zu dem Forſtherrn reiten,
ein Hund ſey gefunden, und er ſolle ſogleich
inen tüchtigen Boten ihn abzuholen ſchicken,
enn es ſey ein gar kecker und frecher Geſell,
er den Hund führe, und getraue er ſich nicht
llein, ihm den Hund abzugewinnen; was ſich
enn nachmals auch als wahr befand.

Wie Leufried während dem Nachtimbiß von einem Diener des Forſtherrn überfallen ward, und wie er ſich ſeiner mit großer Noth erwehrte, und zuletzt doch mit dem Hündlein davon kam.

Es iſt von Alters her ein Sprichwort, ein frommer Wirth iſt ſeines Gaſtes Herrgott, bey einem Schalk findet man ein rauhes Lager, alſo geſchah auch dem guten Jüngling, er verſah ſich keines Argen, ſondern glaubte, er hätte einen guten Wirth erlangt, der aber war ſein Verräther. Sogleich auf des Wirthes Nachricht ſandte der Forſtherr einen ſeiner Diener, und dieſer war ein auserleßner muthwilliger Reuter. Leufried ſaß an den Tiſch und

hatte den Hund bey ſich auf der Bank liegen. Der Knecht kam hinein, und rief den Hund bey ſeinen Nahmen Treu, der Hund aber wollte nicht von Leufried aufſtehn, dies verdroß den Reiter gar hart. Da trat er zu Leufrieden und ſprach ganz hochmüthiglich: du elender Jüngling, wie darfſt du ſo frevel ſeyn, meinem Herrn ſeinen liebſten Hund gewaltſam hinweg zu führen, ich ſage dir, es ſoll dir nimmer gut thun, das bedenke, und gieb den Hund von dir, wenn du anders deine Haut ganz behalten willſt. Guter Geſell, ſprach Leufried, du beſchuldigſt mich einer ſchmählichen Sache, die ich nicht erleiden mag, denn ich habe den Hund nicht muthwillig entführt, ſondern er iſt mir, als ich mich im Walde verirrt, zugelaufen, hat mich auch auf rechten Weg gebracht, und iſt bey mir geblieben von freien Willen, ohne alle Bande und Strick, und läuft ganz frey mit mir. Daß dich muß alles Uebel treffen, ſagte der Reiter, ich merke

dir wohl, du brauchst Künste mit diesem Hund, die sollen dir zu großem Schaden gerathen, und mit diesen Worten zuckte er seinen Faust-hammer und meinte Leufried zu Boden zu schlagen, der aber war nicht faul, sprang vom Tisch auf, zückte sein gutes Schwerd, und drang fast hart auf den Reiter, so daß ihm dieser aus seinen Streichen weichen mußte, da sprang der verrätherische Wirth dem Reiter zu, und wollte ihn beschützen, aber Leufried drang mit so großem Grimm auf den Wirth ein, und schlug ihm mit dem ersten Streich der-maßen auf das Haupt, daß er mit einem lau-ten Schrey zu Boden sank, der Reiter war indeß entsprungen, Leufried wollte ihm nach, aber er hatte schon sein Roß gefunden, und sich von dannen gemacht, im Dorf aber einen solchen Lerm von der Sache angestellt, daß die Bauern alle zusammengelaufen waren; da Leu-fried dies sah, gedachte er bey sich selbst, hier ist nicht gut lang harren, setzte geschwind zu Pferd,

und machte ſich von dannen, denn er ſorgte, hätten ihn die Bauern gefangen, es hätte ihm groſſe Noth draus erwachſen können.

Da nun der Reitknecht ohne den Hund zu ſeinem Herrn kam, ward dieſer ſehr zornig über ihn, der Knecht aber getraute ſich nicht zu ſagen, wie es ihm eigentlich ergangen war, ſonſt wäre er in groſſes Geſpött gekommen, darum ließ er alles beym Nächſten bleiben, und faßte ſich kurz in ſeiner Erzählung. Dergleichen Eiſenbeiſſer finden ſich wohl noch zur Zeit, welche alle Welt in einem Streich vermeinen umzubringen, wenn ſie aber ihren Mann vor ſich haben, ſchlagen ſie gewöhnlich mit den Ferſen drein, ſo that dieſer Reiter, denn er brauchte ſeines Pferdes Füſſe für Harniſch und Wehr. Das bleibe alſo.

Leufried, der gute Jüngling war ohne Urlaub ſeines Wirths davon geritten, hat auch niemand nach dem nächſten Wege gefragt, doch behalf er ſich mit einem Compaß, den er mit

ſich führte, daran er ohngefähr abnehmen konnte, ob er in der Richtung ſeiner Heimath reiſte. Alſo ritt er nach ſeinem Compaß bis zu einem Brüderhauß, darin war ein alter Bruder, ein frommer und guter getreuer Mann; Leufried rief mit lauter Stimme vor dem Bruderhäuslein; iſt jemand hierinn, der thue ſo freundlich an mir, und weiſe mich auf die rechte Straße, dann ich bin des Wegs unerfahren. Der Waldsbruder kam behend herfür, empfing Leufried gar freundlich, fragte ihn, wohinaus ſeine Reiſe gieng, des ihn Leufried gründlich berichtet, guter Freund, ſagte der Bruder, ihr ſeyd etwas von der Straße geritten, auch könnt ihr wahrhaftig in drey Stunden nicht zu einer Herberge gelangen, darum bitte ich euch, ſteigt ab, ich will euch einen Bißen Brod und Fleiſch, auch einen Trunk friſches Waſſer geben, damit ihr euch ein wenig erlaben mögt. Dieß nahm Leufried mit großem Dank an, und ſtieg vom Pferd.

Der Bruder deckte ihm ein Tischlein unter einem grünen Baum vor seinem Häuslein, und trug gar gutes wohlschmeckendes Brod und Fleisch auf, so däuchte es Leufrieden, er hätte seit langem nicht so wohl gezecht, denn es war jetzt über Mittag, und sein Hunger gar groß. Dem Pferd gab der Bruder ein Mäßlein Gerste, und bedachte auch das Hündlein wohl. Als Leufried sich so gut ersättigt hatte, fragte er den Waldbruder um seine Zeche, der aber wollte nichts nehmen, und bat ihn es vor Liebe zu nehmen, da schenkte ihm Leufried einiges Geld, und ritt, nachdem sie sich einander freundlich gegrüßt hatten, des Wegs, den ihm der gute Bruder gezeigt hatte. Wir wollen ihn ruhig vollends heim reiten lassen, und jetzt ein wenig sagen von seinem Vater und Mutter, auch von seinem Herrn dem Kaufmann, der ihn erzogen, wie es ihnen nach Leufrieds Abschied ergangen, denn wir sie schier lange verlassen haben.

Wie der Kaufmann Herrmann nach dem Hirten Erich und seiner Hausfrau, die das Vieh auf dem Felde hüteten, schickte, daß sie ihm Rechnung ablegen sollten, worüber der Hirt sehr erschrack, denn er in vielen Jahren nicht abgerechnet, und wie ihn Felizitas sein Weib tröstete.

Ihr habt eben gehört, wie Leufried ohne Urlaub seiner Eltern und Pflegeeltern hinweggegangen war, welche nun schon in das achte Jahr nichts von ihm vernommen hatten, wußten auch nicht, ob er lebendig oder todt sey. Vater und Mutter klagten sein Hinscheiden täglich mit großem Jammer, denn sie standen alle Jahre in Sorgen, der Kaufmann Herrmannus, werde sie von dem Hof stoßen, und

weil ihr Sohn Leufried nicht mehr zugegen ſey, möge er argwöhnen, als wüßten ſie um ſeine Flucht. Doch machten ſie ſich ſolche Sorge gar umſonſt, dann Herrmann hatte aus dem Brief, welchen Leufried zurückgelaſſen hatte, wohl erſehen, daß der Hirt Erich und Felizitas ſo wenig von des Knaben Abſchied erfahren, als er. Es fügte ſich an einem Tage, daß Herrmannus der Kaufmann zu Erich, ſeinem Mayer ſchickt: er ſolle ſich nun mit ſeiner Hausfrau unterreden, denn er wollte in kurzen Tagen Rechnung von ihm haben; als die guten Leute dieſes vernahmen, erſchraken ſie gar ſehr, denn ſie hatten in vielen Jahren keine Rechnung abgelegt, auch hatte es ihnen ihr Herr noch niemals zugemuthet.

Ach Gott, ſagte Erich, jetzt geſchieht uns das, wovor wir ſchon ſo lange Jahre bange geweſen, warum bin ich nicht mehr in meinem alten Stand, wir ſäßen jetzt ruhig in unſerm armen Häuslein, wenn ich des Tags mein Vieh

gehütet hätte, wäre ich darnach aller Sorge entladen gewesen, und hätte mich in keine Rechnungen und groſse Verwirrung zu ſtecken brauchen; wohl dem, der in Armuth und frey lebet, und keinen Dienſt zu verſehen hat; hat jemand ein Amt, Pflege oder Schaffnerei, und iſt gegen jedermann billig, ſo wird er von gemeinen unwahrhaftigen Leuten hintergangen, ſie bringen es mit Schmeicheln und Liſt dahin, daß er ihnen vertraut, leiht und borgt, dann ſchwellen die Zinſen zu einem groſsen Haufen an, dann kömmt der Herr, deſſen Schaffner oder Pfleger er iſt, will abrechnen, will bezahlt ſeyn, wie dann auch ganz billig; ach Gott, da ſtehen dem Schaffner von dem Zinsleuten die Zinſen noch aus, der Herr erzürnt über ihn, ſtöſst ihn von ſeinem Dienſt, ſo findet man bisweilen Zinsleute ſo leichtfertig, die Eid und Ehr verſchwören, ſie hätten den Zins entrichtet, was ihnen doch nie in den Sinn gekommen, iſt dann der Schaffner rauh,

ſtreng und ernſtlich und begehrt zu rechter Zeit, was ſeinem Herrn gebührt, ſo wird er von allen ein Hund, Tyrann, und Wütherich geſcholten. Geht dem Herrn nun alles nach Willen ein, trägt der Hof, Acker, Feld und Vieh groſſen Uebernutz, ſo iſt der Mayer lieb gehalten, kömmt aber Miſswachs in die Frucht, Unfall in das Vieh, ſo daß man Einbuße hat, alsbald wird der Mayer gar unwerth, der Herr legt alle Schuld auf ihn.

Nun bezeuge ich mit der Wahrheit, daß ich meinem Herrn in aller Treue gedient, ihm alle ſein Gut zum Genaueſten zuſammengehalten habe, doch iſt mir als einem armen einfältigen Bauersmann, der mit der Schrift nie umgegangen, nicht möglich Rechnung abzulegen, da mein Herr in langen Jahren keine von mir begehrt hat. Ach meine liebe Felizitas, gieb hierin deinen guten und getreuen Rath, wollte Gott unſer Sohn Leuferich wäre vorhanden, es ſollte mit uns nicht dahin ge-

kommen seyn, ich fürchte aber unser Gevatter denket, als wüßten wir etwa von unsers Sohnes Flucht.

Felizitas als eine getreue Rathgeberinn ihres lieben Manns sprach da zu ihm: mein allerliebster Erich, bekümmre dich nicht um die Botschafft unsers lieben Herrn und Gevatters, denn ich kenne ihn gar wohl, er wird uns nichts Unmögliches zumuthen, als ich vergangnen Markt bey ihm gewesen, habe ich auch nichts als alles Gutes an ihm verspürt, er fragte ganz freundlich, wie es dir gieng, ob du noch frisch und gesund seyst, und besonders ob wir nichts von Leufried hörten. Ich entgegnete ihm freundlich, und bat ihn, uns den Ungehorsam Leufrieds nicht entgelten zu lassen, da seine Flucht ohne unser Wissen geschehen; darauf erwiederte der Herr und die Frau: das wissen wir wohl alles aus einem Brief, den Leufried zurückgelassen, und, sagte der Herr, ich bin gewisser Hoffnung, nicht zu sterben,

ohne Leufried zuvor noch wiedergesehen zu haben, auch zweifle ich nicht, daß es, wo er auch sey, recht gut mit ihm stehe, denn ich habe seit einiger Zeit manchen fröhlichen Traum von ihm gehabt.

Mit diesen und dergleichen Worten tröstete Felizitas ihren Gemahl, so daß er zuletzt eine gute Hoffnung gewann, seine Sache werde gut vor seinem Herrn bestehn. Da nun der bestimmte Tag gekommen war, giengen Erich und Felizitas in die Stadt zu ihrem lieben Herrn und Gevatter, und dessen Frau, da wurden sie gar ehrlich und wohl empfangen, wodurch Erich erst einen rechten Trost gewann und nicht mehr so traurig war.

Wie der Mauer Erich von seinem Herrn gar wohl begabt wurde, und derselbe ihn von neuem auf seinem Hof bestätigte, und ihm alle Güter zu einem Erblehen übergab.

Herrmannus der Kaufmann hatte ein gutes Mahl zubereiten, und dazu viele ehrbare Leute einladen lassen, als nun die Zeit kam, daß sie alle versammelt waren, nahmen sie das Handwasser und setzten sich zu Tisch, sagten Gott dem Herrn auch Lob und Dank für die Nahrung, die er ihnen täglich bescheerte, darnach brachten die Diener das Essen nach seiner Ordnung gar köstlich und wohlbereitet, der Trank ward in schönen Kredenzen und Trinkgeschirren fürgetragen. Erich sammt seinem

Weib waren auch zugegen, und da nun die Mitte der Mahlzeit war, begann Hermann der Kaufmann vor ihnen allen zu seinem Knecht Erich also zu reden: Mein allerliebster und allergetreuster Diener Erich, mir sind deine getreuen und fleissigen Dienste wohl bekannt, die du mir nun seit zwanzig Jahren schon geleistet hast. Tägliche Erfahrung zeigt mir, daß mein Hof und die zugehörenden Güter sich stets verbessern, auch nimmt der Viehstand nicht ab, und doch verkaufe ich eine große Menge Viehs. Da ich nun bedenke, daß Gott der Herr vielen ihre Güter um ihrer Diener willen gemehrt und gesegnet hat, wie dem Laban um Jakobs willen, dem Potiphar durch Joseph, so glaube ich auch, daß der Herr meine Güter durch deine treuen Dienste also segnet. Und nun zeige mir an, mein lieber Erich, wie viel Vieh du noch auf dem Hof hast, großes und kleines, davon gebe mir die Hälfte, und die andere Hälfte behalte, als dein eignes Gut.

ſo auch alle Frucht in der Scheuer. Auch Aker und Wieſen theile ich mit dir, und ſodann ſtelle ich alle meine Güter und den Hof als ein Erblehn dir und deinen Kindern um einen billigen Zins aus; das will ich hiermit in Gegenwart aller dieſer Herrn und guten Freunde dir verſprochen haben. Darauf bot Herrmannus ſeinem Mayer Erich und der Hausfrau Felizitas die rechte Hand als ein glaubwürdig Zeichen ſeiner Zuſagung. Wer war fröhlicher als Erich und Felizitas, die ſich vorher einer ſchweren Rechnung verſehen hatten, die erhalten jetzt eignes Vieh und Gut, die Freude gieng ihnen ſo nahe zu Herzen, daß ſie beyde herzlich zu weinen anhuben, ſie wußten auch vor großer Freude weder dem Herrn noch der Frau zu danken, ſie befließen ſich aber, da ſie wieder zu Hauß kamen, einer gar getreuen Haushaltung, und dankten Gott immer für ſeine große Wohlthat, auch gerieth alles, was ſie anfiengen zu Glücke, das währ-

te ſo lange, bis ihr Sohn Leufried wieder ins Land kam, da ward ihr Stand noch viel gebeſſert. Jetzt wenden wir uns wieder zu unſerm Leufried.

Wie Leufried wieder nach Haus kam, das schöne Hündlein mitbrachte, und wie ihn Angliana rufen ließ, daß er ihr erzählte, wie es ihm ergangen, und wie er das schöne Hündlein gewonnen habe.

Leufried, jetzt aller Sorgen frey, kam mit großen Freuden nach Haus und brachte sein schönes Hündlein mit sich. Als er nun seinem Herrn alles, was er ausgerichtet, angezeigt hatte, gieng er in sein Gemach und legte andre Gewänder an, um erbarlich vor seiner lieben Jungfrau zu erscheinen. Angliana hatte seine Ankunft schon erfahren, da säumte sie sich nicht lange, und schickte eine ihrer geheimsten Jungfrauen zu dem Jüngling mit der

Bitte, er möchte ja bald zu ihr kommen. Leufried kam nun eilends in ihr Gemach, ſie empfieng ihn gar freundlich, und fragte ihn um die Urſache ſeines langen Ausbleibens, da erzählte er ihr alles nach der Länge. Leufried, ſagte Angliana, weder haſt du dann das ſchöne Hündlein. Da ihn die Junafrau ſo fleißig nach dem Hündlein fragte, gedachte Leufried ſie begehrt das nicht umſonſt, alſo genau zu wiſſen, vielleicht gedenkt ſie, ich habe das Hündlein jemand wider ſeinen Willen genommen, oder es mit Unrecht überkommen, darum ſprach er, gnädige Junafrau, ich kann euch alles das nicht verſchweigen, und ſo erzählte er ihr, wie er verirrt war im Walde, wie ihn das Hündlein herausführte, dann von dem alten Fiſcher, der ihn ſpeiſte, vom verrätheriſchen Wirth, von dem verjagten Reiter, und zuletzt von dem guten Waldbruder, der ihn geſpeiſt und auf die Straße gebracht hatte.

Angliana kannte ſich über das Abentheuer

mit dem Hündlein nicht genug verwundern, und sprach: fürwahr Leufried, du sollst diesem edlen Hunde seine Treue und Freundschaft nie vergessen, ich will ihn auch mit einem schönen Halsband zieren, welches er von mir wegen seiner Treue tragen soll, du sollst ihn auch in Zukunft mit seinem Nahmen nicht anders nennen als Treu. Leufried versprach da der Jungfrau in allem zu willfahren.

Wie Analiana dem Hündlein ein schönes Halsband richte, mit Perlinen besetzen ehr künstlich und wie das Hündlein zu der Jungfrauen kam, und gar zartlich erzogen wurde.

Da Analiana und Leufried sich mit freundlichem Gespräch ganz wohl ergötzt hatten und es sie Zeit dünckte, zu scheiden, nahm der Jüngling einen freundlichen Urlaub von ihr und zieng nach seiner Gewohnheit vor seines Herrn Gemach, allda seines Dienstes zu warten. Die Jungfrau bedachte sich aber nach seinem Abschied nicht lange, und nahm in ihrem Gemach von Stund an schöne Perlen, Sammt und Seide zur Hand, und begann dem Hündlein ein reiches und köstliches Halsband zu ar

ken, eine schöne Treu von Perlen auf jeder Seite, und mit vergoldeten Spangen geziert, desgleichen mit einem vergoldeten Schloßring oder Haften zusammengefügt. Als nun das Halsband mit allem Fleiß gearbeitet worden, hat sie eine ihrer liebsten Jungfrauen, der sie am besten vertraute, in ihr inneres Gemach gerufen, und also zu ihr gesprochen: meine vertrauteste und liebste Floriana, ich bitte dich, du wollest dich nicht anderst gegen mich erzeugen, als ich allezeit in dich großes Vertrauen gehabt; füge dich, sobald du nur kannst, zu dem Jüngling Leufried, sage ihm, sobald er Zeit habe, solle er zu mir in mein Gemach kommen mit seinem schönen weißen Hündlein, denn ich habe demselben dies Halsband mit eigner Hand gewürckt, und will es ihm auch selbst anlegen. Floriana wollte so eben den Befehl ihrer Jungfrau nachkommen, als sie von ungefähr durch das Fenster in dem Lustgarten Leufrieden mit seinem Hündlein kurz

weilen ſah. Bald ſprang ſie mit Freuden die Treppe hinab und kam in den Garten. Da Leufried ſie erblickte, merkte er gleich, daß ſie ihn ſuchte, und da er ihre Bothſchaft empfangen hatte, ſetzte er ihr freudig in Angliana's Gemach, die ihm freundlich empfieng. Sie nahm das Halsband, legte es dem Hündlein um ſeinen Hals, und ſprach: Lieber Leufried, ich habe dem ſchönen Hündlein dies Halsband verſprochen, und iſt es gleich nicht ſehr künſtlich gearbeitet, ſo bitte ich dich doch, es an ihm in Acht zu nehmen, und ihn darum noch beſſer zu pflegen, ihn auch hinfuhro nicht anders als Treu zu nennen. Leufried antwortete züchtiglich mit freudigem Herzen: liebſte Jungfrau ich danke euch herzlich für eure Gabe, und will mich ganz nach eurem Befehl halten. Das iſt mein Wille, ſagte Angliana, und wäre mir es ſehr leid, wenn du um dieſen ſchönen Hund kommen ſolteſt. Der Jüngling verſtand wohl an den Worten der Jungfrau, daß ſie den

Hund gern eigen hätte. Drum nahm er ihn bey dem neuen ſchönen Halsband und führte ihn zu der Junafrau Angliana, und ſprach: Gnädige, liebe Junafrau, ſo es euer Gnaden nicht beſchwerlich ſein wollte, wäre es meine unterthäniaſte Bitte, dieſes Hündlein von mir zu einem Geſchenke anzunehmen, dieweil es mir nicht wohl zu verwahren möglich ſeyn will, denn mein Herr ſchickt mich öfter, und weiter als ſeine übrige Diener aus. Sollte mir dann das Hündlein mit ſamt dem köſtlichen Halsband entkommen, und ſolltet ihr euch etwas darum betrüben, ſo müßte es mich ja ewig gereuen, daß ich dieſen Braken je in meinem Leben geſehen. Darum bitte ich eure Gnaden, daß Sie dieſen ſchönen Hund von mir annehme. Das will ich mit Freude thun, ſagte Angliana, und des ſchönen edlen Hündleins gar wohl pflegen; dir aber, mein liebſter Leufried, ſoll dieſes reiche Geſchenk vergolten werden. Alſo wurden viel freundliche Worte von Leufried,

Angliana und den andern Jungfrauen getrieben, bis jetzt die Zeit des Nachtimbisses angekommen war, und man die Glokke zu Hof lautete, welche alles Hofgesinde zur Tafel rief. Leufried verließ nun seine liebste Jungfrau und wartete nach wie vor fleißig auf sein Amt; dies blieb also eine Weile. Wir wollen aber wieder von dem Kaufmann Hermannus reden, und wie es ihm mit seinem eignen liebsten Sohne ergangen ist.

Wie Walther des Kaufmanns ehelicher Sohn seinen Vater gar sehr bat, ihm zu erlauben, seinen liebsten Bruder Leufried zu suchen, was ihm der Vater kaum erlauben wollte, und ihm doch zuletzt bewilligte.

Ihr werdet euch noch wohl erinnern, wie Leufried von Herrmannus nebst seinem eignen Sohne Walther gar ehrlich und wohl auferzogen wurde. Walther lebte nun seit Leufrieds Abscheiden in steter Traurigkeit um seinen liebsten Gesellen und Bruder, und hatte sich fest vorgenommen, so ihm Gott sein Leben bis zu den mannbaren Jahren verlängerte, wolle er nicht unterlassen, seinen liebsten Bruder und Gesellen aufzusuchen, er sey auch in welchem Land

er immer wolle. Eben ſo hatte Leufried ein groſſes Verlangen nach ihm, und faßte den Entſchluß, ſeinen Jugendbruder einmal unbekannterweiſe heimzuſuchen, und ihn, wenn es ihm möglich würde, heimlich aus dem Lande zu führen. Walther war jetzt ſchon erwachſen, ein ſehr ſchöner und grader, dabey wohlgelehrter Jüngling. Eines Tags drang er mit freundlichen Worten in ſeinen Vater, mein Vater! ſagte er, willſt du mir wohl eine kleine Bitte gewähren, denn ich kann nun weder Tag noch Nacht mehr ruhen, wenn ich nicht erfahren und ergründe, wo mein liebſter Bruder und erſter Geſell hingekommen ſey, ich meine Leufrieden, den du in gleicher Liebe mit mir auferzogen haſt, darum gelanget meine herzlichſte Bitte an dich, du wolleſt mir ein kleines Zehrgeld mittheilen, und ein Pferd ſchenken, ſo will ich meinen lieben Bruder und Freund aufſuchen, dabey kann ich auch das Land ein wenig erkundigen und erfahren, wie

darfſt, mein liebſter Vater, dich keines Uebeln an mir beſorgen, noch daß ich das Meinige unnütz verthun, oder mich böſer Geſellſchaft anhängig machen ſollte, denn ich habe Gott Lob von meinem Schulmeiſter und Präzepter genug erfahren, was böſe Geſellſchaft thun mag, derhalb ich mich als mein Tage ihrer enthalten will. Allein erlaube mir, beſter Vater, dieſe Reiſe zu vollbringen.

Herrmannus der Kaufmann empfieng durch die Worte ſeines Sohns nicht wenig Unmuth, denn er ſchlug ihn nicht gern eine Bitte ab, und willigte doch auch nicht gerne in dieſe Reiſe; deswegen begann er gar freundlich alſo zu ſeinem Sohne zu ſprechen: O Walther, mein einziger und liebſter Sohn, wolle mich deinen Vater, und auch deine liebe Mutter nicht in ſolche Betrübniß ſetzen. Welche groſſe Trauer würdeſt du über uns bringen, wenn du uns alſo in unſern Alter verlaſſen wollteſt, was gedenkſt du Leufrieden zu

suchen, ich sorge, er sey schon längst zu Grunde gegangen, denn ich zweifle nicht, er hätte, wenn er noch lebte, uns schon längst grüßen lassen, denn ihm ist unsre große Liebe und Freundschaft zu ihm gar wohl bekannt. Ist er nun nicht mehr in diesem Leben, so würde alle deine Mühe und Noth, ihn zu suchen, verlohren sein, sollte er aber noch nicht umgekommen sein, und hat uns gar vergessen, was solltest du dich dann bemühen, ihn in fremden unerkannten Landen zu suchen. Bleibe du bey uns, suche dir andre Freunde und Gesellen zu Lust und Kurzweil, denn fürwahr ich sorge, Leufried ist nicht mehr am Leben.

Als Walther seines Vaters Worte hörte, wiewohl er ihm immer von Jugend an gehorsam gewesen war, mochte er ihm diesesmal doch nicht gehorchen, und bat ihn darum von neuem er möchte ihn ziehen lassen, und versprach ihm, nirgends zu saumen und sobald als möglich wieder zu kommen. Als nun der Vater sah, daß es

alles nicht abzuwenden war, willigte er endlich ein, und Walter rüſtete ſich ſchnelle zur Reiſe. Die Mutter erhob noch ein groſſes Klagen, aber Herrmannus redete es ihr aus, gab ſeinem Sohn eine gute Zehrung, und miethete ihm einen frommen und getreuen Knecht, der ihn begleiten und ihn bedienen ſollte. Alſo ritt der gute junge Walther vom Vater und Mutter mit ſeinem Knechte hinweg, und begehrte jetzt nichts anders, als ſeinen Leufried zu erfahren.

Wie Walther und sein Diener zu drey bösen Buben in den Wald kamen, von denen sie geplündert und kleiderlos an einen Baum gebunden wurden.

Walther der gute Junge war jetzt mit seinem Knecht bereits an die vierzehn Tage geritten. Ueberall fragten sie nach Leopold, aber konnten von niemand einen rechten Bescheid erhalten, denn Leopold hatte sich nirgend noch recht

zu erkennen gegeben, und darum konnte niemand etwas von seinem Herkommen wissen. Auch war er schon ein ansehnlicher grader Reitersmann geworden, und durfte seinen Feinden wohl unter die Augen treten. Walther aber glaubte, er sey der Schule und dem Studieren nachgezogen, darum fragte er in allen Schulen nach ihm, wo er in eine Stadt kam. Es begab sich eines Tags, daß die zwey Reisenden durch einen grosen dicken Wald ziehen sollten, wovor ihnen gar sehr grauste. Vor dem Wald stand eine Herberge, oder ein Wirthshaus, in welchem sich die Kaufleute oft zu versammeln pflegten, bis ihrer eine gute Zahl zusammen kämen, damit sie sicher durch den Wald reiten konnten in Gesellschaft; denn es geschah viel Mord und Räuberei in dem Wald. Der Wirth in der Herberg warnte die zwey Jungen gar treulich, sie sollten sich nicht allein auf den Weg wagen, sondern auf Gesellschaft warten. Diese Warnung hörten drey groſe Schälke

nd Mörder, die in dem Wirthshauſe lagen,
ſtellten ſich an, als wären ſie Juweliner,
nd giengen mit Geſtein um, und wären Wil
ns nach Liſſaben zu reiſen und dort Edelge-
ein zu kaufen, und ſtellten ſich ganz furchtſam.
er Wirth hatte Mitleid mit ihnen, und ſagte:
ergen kämen gewiß viele Kaufleute, da könn-
n ſie ſicher reiſen. Da die drey Schelmen
er von den Kaufleuten ſagen hörten, welche
mmen ſollten, ſorgten ſie, die zwey Jungen
öchten ihnen entgehen, darum nahmen ſie ei-
Abrede mit einander, nach welcher der äl-
ſte unter ihnen nicht mehr bleiben wollte,
ſagte, er wolle es auf gut Glük wagen,
n ſey vormals in dieſem Walde nichts wie-
rfahren, und werde er dieſesmal wohl auch
ücklich durchkommen: da ſprachen die andern,
ehlan es ſey mit dir gewagt, und wollen
r uns alsbald rüſten. Als Walther und
n Geſell dies hörten, glaubten ſie dieſen
ſſen Knaben, und verlangten von ihnen in

ihre Geſellſchaft aufgenommen zu werden, die Schelme aber weigerten ſich einigermaßen, und ſprachen: wir können auch nicht wohl folgen, da ihr zu Roß und wir drey zu Fuße ſind. Da ſprach der treuherzige Walther zu ihnen: liebe Geſellen, wollt ihr euch brüderlich mit uns halten, ſo iſt der Sache wohl zu thun; leget eure Kleider und Päcke auf unſre Pferde, ſo wollen wir unſre Reitſtiefel ablegen, und mit euch zu Fuß durch den Wald gehen. Dieſer Vorſchlag ward angenommen, und als ſie gegeſſen, und den Wirth bezahlt hatten, zogen ſie dem Walde zu, Walther und ſein Knecht beſorgten ſich gar nichts, waren gutes Muths. Da aber die drey Schelmen meinten, ſie ſeien zu ihrem Vorhaben tief genug in den Wald, fielen ſie die guten Jünglinge ungewarnt rücklings an, nahmen ihnen ihre Gewehre und Kleider und banden ſie mit Stricken, an einen ſtarken Tannenbaum. Der älteſte unter ihnen rieth, man ſollte ſie beyde um-

bringen, daß sie ihnen mit ihren Geschrey keine Verfolger machten, die jüngsten aber hatten Mitleid mit ihnen, und wollten mit der Beute zufrieden sein und ihnen das Leben schenken. Ach welche große Noth umgab den armen Walther, denn er glaubte immer, sie würden den Rath des Aeltesten befolgen. Wohlan sprach da der Alte, wenn sie sollen leben bleiben, so laßt uns nicht lange hier verweilen, und somit eilten sie mit den beyden Pferden daven.

Walther, der gute junge Mann, begann da kläglich zu weinen, und Gott seinen Jammer und Elend zu klagen: liebster Vater und Mutter, sollte euch die Angst und Noth kund sein, in der ich jetzt stehe, ich sorge, es würde euch euer Herz zerspringen, ach Gott hätte ich dem Rath meines Vaters gefolgt, und wäre ruhig bey ihm geblieben, so wäre mir dieses große Elend nicht zugestoßen, o du mein lieber Diener, soll ich dir deine treuen Dienste also

belohnen, so muß ich ewig bereuen, daß ich dich je gesehen, und sind die Räuber gleich davon, so stehen wir doch ellendig gebunden, und werden die Wölfe oder Bären uns zereißen. So klagte Walther, sein Diener aber sprach ihm immer freundlichen Trost ein, denn er hoffte, sie würden gewiß bald erlößt werden.

Wie Lenfried den Pisabona reiten will, und in die obgenannte Herberge kömmt, wie der Wirth ihm aber ansagt, daß vor einigen Stunden mehrere Kaufleute zu Fuß nach dem Wald gegangen, macht er sich eilends auf den Weg, sie noch einzuholen, und da kommt er zu den drey Mördern.

Die drey Mörder nahmen, damit man sie desto weniger verfolgen sollte den Rückweg: nun begab es sich aber, daß Lenfried von seinem Herrn Geld zu holen, nach Pisabona ge-

ſchickt worden war, und in dieſelbige Herberge kam, kurz nachdem ſie jene mit Walther verlaſſen hatten, da ihn nun der Wirth rieth die fünf Kaufmänner noch einzuholen, um die Geſellſchaft zu verſtärken, ſo gab er ſeinem Gaul die Spornen, und war noch nicht gar eine Stunde geritten, als ihm die drey Schelmen mit den zwey geladenen Pferden entgegen kamen. Da ſie Leufrieden ſo allein daherreiten ſahen, ſagte der Alte, munter lieben Brüder, jetzt ſetzt tapfer zuſammen, ich hoffe wir wollen noch alle drey beritten werden. Indem kam Leufried nah zu ihnen, verſah ſich keines Argen und fragte ſie, freudlich grüßend, ob nicht fünfe vor ihm mit zwey leeren Pferden durch den Wald gezogen ſeyen, da ſprach der Alte, ſie ſind nicht weit von dir, gieng damit zu Leufrieds Pferd, hielt das beym Zaum, zuckte von Leder und ſprach: ſteig ab ſchnell und bald, oder du mußt uns dein Leben laſſen; Leufried ein guter Reitersmann, ſäumte

da nicht lang, zuckte sein gutes Schwert, und hieb dem Alten die Hand an dem Zaum herunter, eilte dann streng auf die andern, und schlug kräftiglich darein, der Alte konnte vor Schmerz und Schrecken sich gar nicht mehr wehren, so wollten die zwey andern auch gern entfliehen, Leufried war aber ihnen so auf den Hacken, daß er dem einen bald das Schulterblatt zerspaltete, und dem andern, der sich in einer Dornenhecke verfieng, sein Schwert bis ans Heft durch den Leib stieß, der andere lag und blutete in Ohnmacht, da stieg Leufried ab, und hieb ihm dem Kopf gar herunter. Der alte Böswicht begehrte der Stangen, und bat um Fristung seines Lebens, da sprach Leufried, du schändlicher Mörder und Verräther, du mußt mir anzeigen, wo ihr die Pferde herhabt, und was ihr drauf führt, alsbald sagte ihm der Schalk alles, was sich mit den zweyen zugetragen: da band er ihm den stumpfen Arm mit einem Hemde zu, das er von den andern

gerlßen hatte, faßt dann auf ſein Pferd und trieb den Räuber mit den zwey Roßen vor ſich her. Bald kamen ſie an das Ort, wo Walther und der Knecht an Bäumen gebunden ſtanden, die erſchracken gar ſehr, als ſie den alten Mörder voraus kommen ſahen, denn ſie glaubten, er komme ihnen das Leben zu nehmen. Da Leufried die beyden aber erblickte, erbarmten ſie ihn gar ſehr, er ſtieg ab, und löſte ihnen ihre Bande auf, die hatten ihnen gar tiefe Wunden geſchnitten. Wer war fröhlicher, als die guten Jünglinge, Leufried gab ihnen ihre Gewande und Schwerdter wieder, und fragten nach allen Umſtänden, wie ſie in ſolch Elend gekommen ſeien, und da ſie ihm erzählten, wie der alte Böſewicht ſo ſtreng nach ihrem Leben gedrungen, und ſo gar keine Erbarmung mit ihnen gehabt, gerieth Leufried in einen grimmen Zorn gegen ihn und ſprach: da du dieſe jungen Männer mit Liebkoſen verführt haſt, daß ſie ſich deiner Verrätherey eh-

ne Mistrauen übergeben haben, du aber noch weniger Erbarmen, als deine Gesellen mit ihnen gehabt hast, so soll dir auch dein verdienter Lohn darum werden. Leufried nahm einen Strick, mit welchem Walther gebunden gewesen, und hängte den alten Böswicht an einen Ast, dann saßen sie auf zu Roß, und beschlossen nach dem Wirthshaus zurück zu reiten, und dort den Tag mit Speiß und Trank sich zu erquicken, das waren sie alle wohl zufrieden.

Als sie nun den Weg so hinritten, und sich mit einander ersprachen, fragte Leufried unter anderm, was ihr Wesen und ihr Geschäft wäre, oder wohin sie reiten wollten, da sprach Walther mit betrübter Stimme: mein lieber Herr, ich hätte euch gar lange davon zu sagen, denn ich reite keiner Kaufmannschaft oder anderm Gewerbe nach, damit ihr aber alles wohl vernehmet, will ich euch heute in der Herberge meine ganzen Lebensumstände und die Ursache meiner Reise nach der Reihe erzäh-

len; dies gefiel Leufrieden wohl, und als ſie an der Herberge abſtiegen, erkannte ſie der Wirth gar wohl, und fragte um die Urſache ihrer Rükkehr, freute ſich auch gar ſehr, wie er hörte, wie ſie durch Leufrieds Tapferkeit aus der groſſen Gefahr entkommen waren. Nun zur Abendzeit wurden die Tiſche bereitet, da kamen noch ſechs Kaufmänner aus Gallizien, die wollten auch durch den Wald und über das unwegſame Gebürg, ſie wurden von dem ganzen Verfall durch den Wirth berichtet, und freuten ſie ſich ſehr ob der groſſen Mannlichkeit Leufrieds, beſonders da ſie hörten, daß er morgen mit ihnen über das Gebirg reiten wollte.

Univ.-Bibl. München

Wie bey dem Nachtimbiß Walther von Leufried um ſeine verſprochene Geſchichte gefragt ward, und wie ſie einander erſt erkannten, was für groſſe Freude drauf nicht aus!

Der Imbiß ward freudig begonnen, Leufried aber begierig die verſprochene Erzählung Walthers zu hören, ſprach zu dieſem: guter Mann, ich bitte euch ihr wellet mir verſprochenermaſen anzeigen, was euers Gewerbs iſt, und was euch in dieſen Wald gebracht? da ſprach Walther, ihr habet mir und meinem Geſellen zu gebieten, was ihr mögliches von uns begehrt, will geſchehen, denn ihr uns heute aus groſſer Noth geholfen. Da begann er: mein Vater heißt Herrmannus, und treibt groſſe Kaufmann-

ſchaft zu Salamanka, durch den Wechſel nach Venedig, Brabant, Spanien und in viel andere Lande, — und ſo erzählte Walther fein ordentlich und mit vieler Liebe alles, was ſich mit dem Hirt Erich, mit dem Leuen, und mit Leufried zugetragen, auch von ſeinem unglücklichen Königreich in der Schule, und wie Leufried entflohen, auch wie er ſich von Jugend auf vorgenommen, ſobald er zu mannbaren Jahren kommen werde, nicht eher zu ruhen, bis er ſeine lieben Geſellen und Bruder wiederfinde, und dies war nun die Urſache meiner Reiſe, in der mir ſolcher Unfall begegnet. Leufried empfand eine gar große Luſt und Freude ſeinen liebſten Bruder ſo reden zu hören, that ſich auch eine groſſe Gewalt an. und ließ ihn immer fort erzählen, denn, wenn ihm gleich alles bekannt war, ſo hörte er ſolches doch mit großer Freude ſo unerkannt aus ſeines liebſten Bruders Mund. Noch hätte er gern gewußt, welche Geſtalt es zur Stunde mit ſeinem

liebſten Vater und Mutter hätte, und fragte weiter: lieber, mein guter Geſell, iſt dir es keine Beſchwerde, ſo ſaae mir deinen Nahmen, ich heiße Walther, ſagte der Jüngling, denn alſo nennet mich jedermann. Nun mein liebſter Walther, ſaate da Leufried, wie iſt es denn ſeither dem armen Hirten und ſeinem Weib gegangen, ſind ſie auch noch am Leben: ſicher ja, erwiedert da Walther, ſie fahren wohl mit ihrer Armuth, denn mein Vater hat den halben Hof, Vieh, Frucht und Aker ihnen zu eigen gegeben, dazu alle Frucht in der Scheuer mit ihnen getheilt, und den Hof ihnen und ihren Kindern zu einem ewigen Erblehen ausgeſetzt.

Da Leufried dies alles vernommen hatte, konnte er die Thränen in ſeinen Augen nicht länger mehr zurückhalten, er hatte der Freude zu große Gewalt angethan, und mußte nun weinen, da er ſich nun ein wenig ein männlich Gemüth geſchöpft hatte, bet er dem Jüngling

Walther seine Hand, und sagte mit lauter Stimme: Freue dich, mein liebster Bruder und Gesell, Leufried, den du suchst, der bin ich selbst, darum laß dein Trauern fahren, und sey fröhlich mit mir, ich bin auf meiner ersten Ausflucht gleich in eines Grafen Dienst zu Merida gekommen, bey welchem es mir gar wohl ergeht, nun bitt ich dich, reite mit mir gen Lissabona, und dann mit an meines gnädigen Grafen Hof, dir soll wohl dort gepfleget werden, und ich hoffe da Erlaubniß von meinem Herrn zu erlangen, meine Heimath, Eltern, und Ernährer zu besuchen. Da Walther diese Werte von Leufried erhörte, umgab ihm so große Freude, daß er nicht wußte, ob er lebendig oder tod war, er fieng vor großer Freude an, zu weinen, daß er schluchzte; die andern Kaufleute verwunderten sich sehr ob dieser unversehnen Sachen. Alse begannen sie von neuem fröhlich zu trinken und Freude mit einander zu haben, vertrieben den größten

Theil der Nacht mit Freuden, und den Morgen darauf nahmen ſie ihren Weg durch den finſtern Wald über das wilde Gebürg mit groſſen Freuden.

Wie Leufried mit Walther gen Lisabona ackommen, und wie sie dort Loßmann den Leuen an des Königs Hof gefunden, der so freundlich mit ihnen scherzte, als ob er sie noch kannte.

Des Abends spät kamen sie nach Lisabona und zogen bey einem guten Wirth ein, der sie gar freundlich empfieng. Des andern Tags richtete Leufried seine Befehle aus, dann gieng er mit Walther und seinem Knecht spazieren,

ſie beſahen die Stadt nach ihrem Gefallen, da fanden ſie viel köſtliche Kaufmannſchaft von allerhand Waaren, die man nur irgend in der Welt verlangen konnte. Sodann kamen ſie an des Königs Hof, da fand Leufried einen Landsmann, welcher aus ſeiner Stadt gebürtig und vor langen Jahren mit ihm und Walther zur Schule gegangen war. Walthern erkannte er eher, als Leufried, denn es war eine längere Zeit, daß er dieſen nicht geſehen hatte, aber Walther erinnerte ihn gar bald an Leufrieden, denn er war auch auf der Schule in ſeinem Königreiche geweſen.

Als ſie nun gute Kundſchaft mit einander erneuert hatten, führte ſie der Jüngling an alle Orte des königlichen Pallaſtes, da erſahen ſie mancherley Thiere, ſo aus India und Arabia gekommen waren, waran Leufried und Walther groſſe Freude nahmen, ſodann führte er ſie in einen groſſen Thiergarten, in dem Hirſche und Rehe, und allerhand Gewilds herum-

schwärmten, aber da sahen sie auch einen gros-
sen Leuen ungebunden, mit und bey den an-
dern Thierlein gehn, des sich Leufried nicht ge-
nug verwundern konnten. Er fragte, wie doch
der Leu so zahm, und wo er hergekommen, da
ward er dessen berichtet; Walther, der schon
mehr von diesem Leuen gehört hatte, sprach da
zu ihm, Leufried, fürwahr, wie mich dünket,
wird dies eben der Leu sein, welchen dein Va-
ter erzogen hat, sicher, sagt da ihr Landsmann,
denn der König hat ihn aus dem Kastel, wel-
ches nah bey unsrer Stadt Merida liegt, al-
lein wegen seiner großen Heimlichkeit erhalten.
Leufried sagte, wahrlich so ist dieser Leu die Ur-
sache meines Nahmens und daß ich Leufried ge-
tauft worden bin, wollte Gott, mein lieber
Vater möchte wissen, daß ich diesem guten Lotz-
mann so nahe bin. Mit dieser Rede nahte sich
Leufried dem Leuen, sprach ihn an, und sagte:
Lotzmann, mein lieber Bruder, wenn es mög-
lich wäre, daß du mich sowohl erkenntest, als

du meinen Vater erkannt haſt, du wändeſt mir deine Tatzen geben; dieſes geredet, bot er den Leuen ſeine rechte Hand an, der gieng gar friedlich zu ihm und gab ihm eine Tatze, des verwunderten ſich die andern, denn ſie hatten den Leuen nur allein mit ſeinen Wärtern alſo vertraulich geſehen.

Da ſie nun alles nach Wunſch geſehen hatten, begaben ſie ſich wieder nach ihrer Herberg, und hatten mit ihren Reiſegefährten einen guten Muth. Den andern Tag aber gieng Leufried aus, ſich in den Kramläden umzuſehen, ob er ſeiner Jungfrau Anglana etwas zum Geſchenke kramen könnte, denn ihrer vergaß er niemals. Er fand gar bald alles nach Wunſch, und kramte auch Gaben für alle die Jungfrauen die in dem Frauenzimmer Anglianas waren; und als er nun wieder mit Briefen abgefertigt war, und ſeinem Herrn alle Geſchäfte ausgerichtet hatte, wollte er ſich nicht länger zu Liſſabena verweilen, und ritt alsbald mit Walther und

seinem Diener heimwärts, langte auch ungefährtet und unangefochten zu Haus an. Angliana fragte täglich ihre vertraute Jungfrau, ob sie etwas von Leufried vernommen hätte, und bat sie sehr, so bald sie hörte wie es um Leufried stünde, es ihr ja nicht zu verbergen, das versprach ihr Florina zu thun.

Wie Leufried mit seinem Gesellen an einem Sonntag unter dem Amt heimkam, da der Graf und Analiana in der Kirche waren, und wie das Hündlein, als Leufried mit Walther auch in die Kirche kam, ihn eher, als alle andre wahrnahm.

An einem Sonntag Morgen, eh man aus der Predigt kam, ritt Leufried auf das Schloß mit seinem Gesellen, sie stellten ihre Pferde in den Stall, und giengen mit einander zur Kirche. Sobald Leufried in die Kirche trat, ist das Hündlein seiner gewahr worden, und hat gar unruhig in dem Gestühle, worinn Analiana mit den Jungfrauen war, an der Thür zu kratzen angefangen, so daß sie ihn haben aus dem Gestühle herauslassen müssen, da kam dann

der Hund mit schnellem Lauf zu Leufried, sprang an ihm hinauf und erfreute sich seiner Ankunft gröslich. Angliana aber hatte sehr auf das Hündlein acht gegeben, und war darum die erste unter allen ihren Jungfrauen, die Leufrieden ersah, worüber sie herzlich erfreuet ward. Nun hatte der Graf die Gewohnheit an seinem Hof, daß alle Sonntag seine Tochter mit ihren Jungfrauen an seiner Tafel essen muste, worauf Angliana sich heute gar sehr freute, sie winkte Florina ihrer Jungfrau, und sagte ihr heimlich in ein Ohr, daß es die andern Jungfrauen nicht hören konnten; o Florina, du magst mir jetzt kein Botenbrod abgewinnen, denn ich habe Leufrieden schon mit meinem Augen gesehen, da zeigte sie der Jungfrau, wo der Jüngling stand, und Florina erwiederte ihr mit Freuden: Gnädige Jungfrau, ich freue mich von eurentwegen der Ankunft des Jünglings, damit ihr auch wieder fröhlicher Geberden werdet, denn seit der Jüngling weg

gewesen ist, seyd ihr so traurigen Angesichts erschienen, als hätte euch eine schwere Krankheit niedergeschlagen.

Als nun der Gottesdienst vollendet war, hat man zu Hof geblasen, wie denn alle Feyertage die Gewohnheit war, sonst pflegte man nur mit der Tischglocke zu läuten. Der Graf mit seinem Hofgesinde gieng aus der Kirche, da sah er Leufrieden, der verbeugte sich vor ihm, und überreichte ihm die Schriften, die er für ihn aus des Königs Hauptstadt gebracht hatte; da der Herr die Briefe gelesen, lobte er Leufrieden seines Fleisses, und sagte zu ihm: Leufried, du sollst diese Mahlzeit mit an meiner Tafel essen, damit ich neue Zeitung, wie dirs gegangen und was dir auf der Reise begegnet ist, von dir erfahren könne. Nun bemerkte der Graf Walthern, und fragte Leufrieden, wer dieser schöne Jüngling sey. Gnädiger Herr, sagte Leufried, dieser ist mein lieber Bruder, und ist er allein mit seinem Knecht

ausgeritten, mich aufzusuchen, denn meine Aeltern haben, seit ich sie verlassen, gar nichts mehr von mir erfahren können. So denke daran, sprach der Graf, deinen Bruder mit zur Tafel zu bringen, denn ich möchte ihn gar gerne kennen lernen. Als sie nun zu Hof gekommen, hat man das Wasser auf die Hände genommen, und sich ein jeder, wie es ihm angewiesen worden, gesetzt.

Angliana trat, nachdem sich jedermann gesetzt, gar köstlich gekleidet, mit allen ihren Jungfrauen in den Saal. Alle, die sie erblickten, verglichen sie eher einem Engel, als einem Menschen. Ich aber will sie ein wenig abmahlen, damit der Leser ihre Gestalt vor sich gespiegelt sehe. Sie war einer ziemlichen Länge, in wohlgeschicktem Verhältniß, ihr Haupt aufrichtig, ihr Haar gelb und etwas gekräuselt, ihr Stirnlein rund und breit mit lichtbraunen wenig gebognen Augenbräulein geziert, ihre Aeuglein nach Falkenart, klar und geschwind,

das Näßlein ein wenig gebogen in ziemlicher Schärfe, die Wänglein mit schönen Grüblein, und mit Rosenfarb geziert, das Mündlein einem Rubin gleich an Farbe, allzeit sich ein wenig lächelnd erzeigte, dem Helfenbein gleich weiß waren ihre Zähnlein, schmal und klein nach rechter Ordnung gesetzt, das Kinn doppelt ebeinander, an dem obern Kinn ein wohlgeschicktes Grüblein, ihr Hälslein rund und länglicht weiß als der Schnee, ihre Brust war stark und breit, ihre Arme und Händlein ganz wohl formieret, die Hüften voll und geschwungen, in Summa ihr ganzer Leib hätte von Apelles nicht zierlicher gemahlt werden mögen, sie war auch mit Herz und Gemüth ihrer Schönheit ganz gleichförmig, züchtig, Geberdsittig, freundlich gegen jedermann, getreu und gerecht. Nicht weniger Schöne hatte Leufried der Jüngling an sich, dabey eines Leuen Muth, doch gegen leden mild, die Gerechtigkeit förderte er allezeit; e haßte er auch die Schalkheit, hatte gegen

Luſt zu Pferden, zu aller Zeit war er geneigt zum Dienſt der Frauen und Jungfrauen. Zuförderſt aber fürchtete er Gott, und half den Armen nach ſeinem beſten Vermögen, denn er vergaß nie ſein Herkommen. Dies laſſen wir nun bleiben und ſagen fürbas, wie es bey dem Imbiß gegangen iſt.

Sobald ſie die erſten Trachten gegeſſen hatten, ſagte der Graf: lieber Penfried, du haſt mir heute geſagt, dieſer Jüngling ſey dein Bruder, nun ſage mir auch was ihn hierher treibt, und wie du ihn gefunden. Der Graf war

fragte allein, weil er fürchtete, Walther sey gekommen, um Leufrieden mit sich hinwegzuführen. Da sprach Leufried, mein lieber Bruder ist nach Abentheuer ausgeritten, und hat deren genug gefunden, und also erzählte er alles von den Räubern nach der Reihe, wie es sich zugetragen, und dann von der Freundlichkeit des guten Leuen, Lotzmann gegen ihn, und wie er von diesem Leuen seinen Nahmen habe, wie auch von seinem Vater und seinen Pflege-Eltern. Also erzählte Leufried seinen Herrn Grafen alles, der sich nicht genug darob verwundern konnte, und bey sich selbst gedachte, gewiß wird dieser Junge noch ein vornehmer Mann werden und hochhman kommen. Angliana merkte stillschweigend und mit großem Fleiß auf alle Reden Leufrieds, und besonders auf seine Tapferkeit gegen die drey Mörder, und seine große Vertraulichkeit mit dem Leuen, so ward die Mahlzeit fröhlich vollbracht, und als jeder sich nach seinem Gemach begab, nahm

Leufried Urlaub von dem Grafen, und ſagte ihm, er habe einige zierliche Arbeiten von Piſſabena mitgebracht, die er den Jungfrauen verehren wolle, das ward ihm von dem Grafen gütlich erlaubt. Alſo begab er ſich mit ſeinem Geſellen in ſein Gemach und nahm ſeine Kleinodieen hervor. Er hatte keine Ruhe, bis er ſeine Geſchenke ausgetheilt hatte, er legte ſie in eine ſchöne Lade und gab ſie Walthers Diener, dann giengen ſie alle drey vor das Gemach der Frauen, und lieſſen ſich anmelden, da wurden ſie gar bald eingelaſſen. Angliana empfienge ſie freundlich und Leufried ſprach, gnädige Jungfrau, damit ihr erkennen möget, daß ich euer gedacht, und auch euer Gnaden Jungfrauen, ſo habe ich nicht unterlaſſen können, einer jeden etwas Beſonderes zu kaufen, nach meinem guten Willen und geringen Vermögen, damit ſo euer Gnaden oder die Jungfrauen über kurz oder lang auch einmal gedenken, ſie meiner auch gedenken möchten. Mit dieſen Wor-

ten schloß er seine Lade auf, und gab zuerst der Jungfrau Angliana der Jungfrau ihren Kauf, das war eine schöne und gar köstlich gewirkte Haube von Gold und Perlen geziert auf das schönste, die Jungfrau Florina, welche Angliana am liebsten hatte, hatte er besonders wohl bedacht, er gab ihr eine köstliche Schleppe, und ein paar Handschuh mit einem silbernen Mahlschlößlein, den übrigen Jungfrauen aber gab er nur Handschuh. Dieses machte sie zum Theil argwöhnisch, und glaubten sie nicht anders, als Leufried sey in Florina entzündet, denn daß er Anglianen, und diese ihn Holdschaft trug, das gedachten sie gar nicht.

Angliana vor allen dankte der Jüngling gar freundlich für seine reiche Schenkung, desgleichen auch die andern Jungfrauen, keine aber unter ihnen allen wußte oder konnte gedenken, was Leufried mit dem Mahlschloß meinen mochte, doch ließen sie es hingehen, Ausser Angliana und Florin dachten der Sache

sehr nach. Da er nun seine Gaben vertheilt hatte, wollte er hinweggehn, Angliana aber, welche wohl wußte, daß ihm der Vater da zu seyn erlaubt hatte, bat ihn da zu bleiben, und sprach: Leufried, mein lieber Jüngling, ich bitte euch, wollet nicht so eilends von uns scheiden, sondern mit uns ein wenig Sprache halten, saget uns doch, wie gefallen euch die schönen Junkfrauen von Lissabona, ihr habt sie gewiß wohl beschauet, da ihr gute Zeit dazu gehabt habt. Leufried antwortete, ihr fragt mich wie nur die schönen Fräulein von Lissabona gefallen, so sage ich dann aus rechtem ernsten Herzen, wo ich mein Zaug hingeritten und gewandert bin, habe ich allwege schöne und züchtige Junkfrauen und Frauen gefunden, jedoch haben sie nur an einem Orte mehr, als an dem andern gefallen, bin auch einer mehr als allen andern günstig, Gott wolle, daß ihr mein Dienst angenehm sein möchte, das wäre

die gröſte Freude, die mir zukommen könnte, in dieſem zergänglichen Leben.

Nun ſtanden Florina und Angliana mit Leufrieden allein bey einander an dem obern Ende des Saals. Florina hatte ihr Mahlſchloß noch in den Händen und ſpiegelte es in der Sonne, nur immer denkend, was doch mit dieſem Schloß gemeint ſey; Angliana als eine kluge Jungfrau ſagte, Florina, wie gefällt dir das Mahlſchloß, was glaubſt du, das Leufried damit gemeint habe, weil er dir es vor allen andern gegeben. Florina antwortete, das befremdet mich nicht wenig, gnädige Jungfrau, fürwahr es macht mir ganz weitſchweifende Gedanken, da ſprach Leufried mit lachendem Munde, mit eurer Erlaubniß, gnädige Jungfrau, will ich dieſen Zweifel löſen, damit Florina ihr Gemüth nicht weiter beſchweren darf, dies Mahlſchloß edle Jungfrau, habe ich euch in aller guter Meinung verehret, weil ich wohl an meiner gnädigen Jungfrau bemerke, daß ſie

euch vor allen andern vertrauet, und ich gab euch dies Schloß, daß ihr alle ihre vertraute Reden in euer Herz gar wohl verschließen sollt. Dieser Worte lachte Angliana züchtiglich und sprach: Fürwahr Angliana bewahre den Schlüssel des Schlosses gar wohl, damit dir nicht etwa ein [illegible]her Schwätzer darüber komme, und dir die Geheimnisse entwende. Klerine verstand Leufrieds und Anglianas Meinung gar wohl, und faßte sich ihre Worte recht zu Herzen, nahm sich auch recht fest vor, alles, was ihre gnädige Jungfrau ihr vertraue, recht geheim zu halten. —

Hier reitet der Graf mit seinem Hofgesinde gen Lissabona auf die Hochzeit, was Wund[illegible] sich mit Lotzmann dem Leuen zugetragen.

Der Graf dachte oft allem nach, was ihm Leufried von dem Leuen erzählt hatte, und fand ein solch Vergnügen daran, daß er sich fest vernahm, bey erster Gelegenheit, den Leuen in Gesellschaft Leufrieds zu besuchen. Kurz hernach begab es sich, daß der Graf auf eine Hochzeit geladen ward, die sehr groß war, und in Lissabona gehalten wurde; doch äußerte er sich gegen Leufried gar nicht, daß er eine sonderliche Begierde hätte, den Leuen zu sehen, damit er nicht denken möge, als glaube er ihm seine Erzählung nicht. Da nun die Zeit kam,

daß jedermann auf der Hochzeit sollte erscheinen, ließ der Graf alles sein Volk in gleicher Farbe kleiden, und ritt mit großem Pomp gen Lissabona, aber unter allen war ihm Leufried immer der nächste. Sie kamen auch durch den Wald, und sahen den Mörder mit der einen Hand noch da hängen, weßen der Graf wohl erkannte, daß ihm Leufried die Wahrheit angezeigt habe.

Da nun die Hochzeit vorüber war, gieng der Graf einst mit seinem Hofgesinde in den Garten des Königs spatzieren, in welchem allerhand Thierlein herumliefen, er gedachte wohl an den Leuen, und auf sein Begehren ward er bald in einen besondern Hof gebracht, wo Leufmann sich gewöhnlich aufhielt. Da aber der Leu seinen lieben Leufried sah, ergriff er ihn sogleich mit seiner rechten Tatze, und wollte ihn zu sich heranziehen. Leufried begann mit ihm zu scherzen, und der Leu erzeigte sich so ganz freundlich gegen ihn, daß alle Umstehenden darüber

erſtaunten, des Königs Hofmeiſter, der zugegen war, fragte den Grafen, wer dieſer Jüngling wäre, da erzählte ihn der Graf, alle Umſtände von dem Leuen und dem Jüngling; da ward auch der König bald davon unterrichtet, und verlangte den Jüngling zu ſehen; Leufried ward ihm vorgeſtellt, und hörte der König die ganze Geſchichte Leufrieds und des treuen Letzmanns mit groſſer Freude und Verwunderung, und befahl, daß Letzmann der der Leu vor ihn gebracht werde; alsbald gieng Leufried in den Thiergarten, und lockte den Leuen, der lief mit ihm gleich einem zahmen Hund bis vor den König, da ſcherzte Letzmann gar tugentlich mit dem Jüngling, des erſtaunte der König mit allen Gegenwärtigen gar ſehr, und gefiel ihm auch Leufried mit Weiß und Geberde faſt wohl, derhalber redete er mit dem Grafen, ob er ihm denſelben nicht als einen Diener überlaſſen wollte; da ſprach der Graf zu dem König: allergnädigſter Herr, euer königliche Majeſtät ſoll

wiſſen, daß dieſer mein allerliebſter Diener iſt, durch ihn allein verrichte ich alle meine Geſchäfte, ohne ihn weiß ich nichts auszurichten, alles, was ihm von mir befohlen wird, endet er gar fleißig, darum anlangt meine unterthänigſte Bitte an eure Majeſtät, ihr möget mich dieſes meines liebſten Dieners nicht berauben. Der König liebte den Grafen gar ſehr, und ließ daher die Sache beruhen, begehrte Leufrieds nicht mehr.

Alſo blieben ſie bey zehen Tage zu Liſſabona, und hatten viele Freude, Kurzweil, und Wolluſt. Leufried konnte aber des Leuens gar nicht mehr ledig werden, er mochte gehen, wohin er wolle, der Leu folgte ihm allezeit auf dem Fuß nach, und wenn man ihn Nachts in den Garten ſperren wollte, hob er ſo traurig an zu brüllen, daß weder der König noch ſonſt jemand ſchlafen konnte. Da man dem König die Urſache von des Leuen Gebrülle angeſagt hatte, befahl er, ihn nicht mehr einzu-

ſperren, ſondern ihn mit Leufried laufen zu laſſen, wohin er wolle. Alſo lag Letzmann alle Nacht bey Leufried und ſeinem Herrn in der Kammer.

Als aber jetzt der Hof ein Ende nahm, und jedermann wieder nach Hauße kehren wollte, befahl der Graf dem Thiergartenmeiſter, den Leuen zu verwahren, daß er ihnen nicht nachlaufe; dies geſchah, aber Letzmann erhob ein grauſames Geſchrey, wollte weder trinken noch eſſen, ſo daß der Thiermeiſter ſorgte, er möchte umkommen, und den König fragen ließ, wie er ſich verhalten ſolle. Der König erkannte nun genugſam des treuen Letzmanns Gemüth und befahl ihn los zu laſſen, und nicht aufzuhalten, wenn er auch mit Leufried von dannen ziehe. Kaum war der Leu losgelaſſen, ſo ſuchte er ſeinen Jüngling und blieb ganz beharrlich bey ihm, und wenn ihn der Thiermeiſter hernach anrühren wollte, unterſtand er ſich zu wehren.

Nun nahm der Graf Urlaub von dem König, und saß auf zu Roß mit seinem Gesinde, Lotzmann sprang fröhlich vor ihnen allen her, und als der König dieses sah, sagte zu er dem Grafen, er solle den Lotzmann den Leuen mit ihm laufen lassen, denn er fürchte, daß er eingesperrt vor Trauer sterben, oder vor großem Zorn ganz wüthend werden möge. Also lief Lotzmann mit ihnen davon, und Leufried war gar voll hoher Freude.

Wie Leufried nach seiner Zurückkunft in seiner allerliebsten Jungfrau gerufen wurde, und welche groſse Freude sie über die Ankunft des Leuen empfieng.

In kurzen Tagen kamen sie mit groſsen Freuden nach Haus. Angliana erfuhr bald, daſs ihr Jüngling angekommen und den Leuen mitgebracht habe, von welchem sie schon so vieles gehört, sogleich ließ sie ihm sagen, er möge

seinen liebsten Gefährten mit ihm bringen und ihr von seiner Reise erzählen, Leufried nahm da sogleich Letzmann zu sich und begab sich in den schönen Garten, wohin ihn die Jungfrau beschieden hatte, sie empfieng ihn mit grosen Freuden, bey ihr war niemand, als allein Florina die Jungfrau, vor welcher sie nun keine Heimlichkeit mehr hatte.

Als nun Angliana den groſen schönen Leuen ersehen hatte, und dabey seine groſe Liebe zu Leufrieden bedachte, sprach sie zu Florina: o meine vertraute Freundin und Schwester hieran muſs ich wohl abnehmen, daſs dieser Jüngling mit sonderlicher Gnade von Gott begabt ist, denn dieser Leu hat sich, als Leufried noch unter seiner Mutter Herzen lag, schon zu seinem Vater gesellt, und mit ihm das Vieh gehütet, was sicher zu verwundern ist, ich schweige nun von der Freundschaft, die er ihm in seiner Kindheit erzeigt hat, was mich aber vor allem erstaunen macht, ist, daſs der Leu

den Jüngling nach ſo vielen Jahren wieder erkannt hat, und kann ich wohl daraus ermeſſen, daß Leufried ein Gemüth gleich dieſem Leuen haben muß, und hat er das wohl ſchon an den drey Mördern bewieſen. Darum o meine liebe Florina, ſollſt du nie mehr andre Geſinnung von mir vernehmen, als daß dieſer Jüngling einer Königin wohl werth wäre, und ſo er mir jemals zu einem Mann vertraut würde, wollte ich dieſes Geſchick vor aller irdiſchen Freude und Wonne annehmen.

Damit wendete ſie ſich zu dem Jüngling und ſprach, Leufried mein liebſter Freund, dir iſt nun wohl die meine groſſe Liebe und Gunſt zu dir bekannt, auch hoffe ich, deine erſte Liebe zu mir ſey noch nicht erloſchen, und iſt meine Hoffnung gerecht, ſo begehre ich, daß du mir offenbareſt, welcher Geſtalt dein Herz und deine Liebe zu mir geſinnt iſt: da antwortete Leufried der Junafrau mit groſſen Freuden: o meine gnädige Junafrau, wie mein Herz

und meine Liebe zu euch geſinnt und geartet iſt, vermag ich weder mit Worten noch mit Schrift auszuſprechen, es wäre dann, daß ihr in mein Herz ſehen könntet. Doch von geringen Eltern gebohren, gebühret mir nicht, mein Gemüth ganz vor euch zu entdecken, denn nimmer kann mir werden, was ich heimlich begehre. Des ſey ganz ſicher und getreſt, ſprach Angliana, wenn du meiner in Ehren begehreſt, ſo ſey gewiß, ich will dir werden, wäreſt du aber anders gegen mich geſinnt, ſo würde ich dich ganz aus meinem Herzen ſchließen, und dir nimmer eine Gunſt erweißen. Darauf erwiederte Leufried; das ſey fern von euch, zu glauben, daß ich je unordentliche Liebe zu euch getragen hätte, und lebte einer, der ſolches thäte und würde mir bekannt, fürwahr er müßte mir ſein Leben darum laſſen; denn mein Herz hat nie anders zu euch geſtanden, als in allen Zühten und Ehren, und ſolches ſollt ihr mir ganz und gar zutrauen. Wir mag auch

keine gröſsere Freude auf Erden werden, als euer Diener zu bleiben; ſo nimm dann hin, ſagte Angliana, zum Pfande meiner Treu, daſs ich dich von nun an für meinen rechten einigen und ſtäten Ehegemahl halten will, daſs auch weder meines Vaters Gut, noch nirgend etwas anderes davon verhinderen ſoll, zu deſſen Pfande nimm hin dieſes Kleinod und Ringlein, als ein wahres unzerbrochnes Zeichen wahrer Liebe, Treu und Freundſchaft. Ueber dieſe Worte ward Leufried ſo hoch erfreut, daſs er auf der Jungfrauen Rede gar nicht antworten konnte, ſtund alſo in ſeinem Angeſicht ganz entfärbt, blickte die Jungfrau mit weinenden Augen an, und als er ſich erholet, ſprach er: o gnädige Jungfrau, ſolcher Erwiederung meiner Liebe habe ich mich nie verſehen, denn ich bin deren nicht würdig, da mich aber das Glück ſo herrlich anblicket, da ihr mir ſo wohl wollet, ſo verſpreche ich euch von dieſer Stunde an, mich ſo zu befleiſsen, daſs ich bald von jeder-

männiglich in Ritterſpielen geprieſſen und gelobt werde. Damit, ſprach Angliana, wirſt du mir liebſter Leufried einen beſonders groſſen Gefallen erweiſſen.

Als nun die zwey ſo mancherley freundliche Geſpräche mit einander hatten, und Jungfrau Florina das alles mit anhörte, erſchrack ſie darüber gar ſehr, wünſchte auch heimlich in ihrem Herzen, daß ſie weder Angliana noch Leufrieden jemals geſehen hätte; denn ſie fürchtete der Graf werde ſie einſtens in Verdacht nehmen, als hätte ſie zu ſolchen Dingen Hülfe und Steuer geleiſtet. Die gute Florina war alſo gar betrübt und bekümmert, hingegen waren Leufried und Angliana in groſſen Freuden. Da nun die Zeit kam, daß ſie ſcheiden muſten, nahmen ſie liebreichen Abſchied von einander, und gieng jedes in ſein Gemach.

Wie Florina große Sorge trug, die Liebe ihrer Jungfrau möge an den Tag kommen, und sie mit gar züchtigen Worten strafte.

Da nun Florina mit Angliana in ihr Gemach gekommen war, begann sie je länger je mehr der Sache nachzudenken, diese Veränderung bemerkte Angliana gar bald und sprach zu ihr: meine liebe Florina, meine Vertrauteste unter allen meinen Jungfrauen, was verursachet dich doch auf diesen Tag zu solchem Trauren, da du mich doch nie in größeren Freuden als heut am Tage gesehen hast, weißt du nicht, daß man spricht, mit Betrübten soll man trauren, mit Fröhlichen soll man fröhlich sein, warum

freust du dich denn nicht auch mit mir, da du doch vernommen hast, daß der, den ich vor aller Welt liebe, mich auch liebet, denn du bist ja zugegen gewesen, da ich ihm und er mir stete und ewige Treue versprochen, ich habe dich auch allein darum zu mir genommen, daß du diese meine Liebe wissen möchtest und mich mit mir erfreuen, du aber machest mich wahrlich mit deiner bekümmerten Gestalt etwas unmuthig, so daß ich gedenke, du traurest um Leufrieden, den ich mir als meinen allerliebsten Ami erwählt habe, mit diesen Worten beschleß Analiana ihre Rede.

Florina seufzte tief und sprach: o Jungfrau, das Mistrauen, das ihr jetzt in mich habet, trifft mich nicht, stets bin ich euch getreu und verschwiegen gewesen, aber ich habe nicht gedacht, daß die Sache so weit kommen sollte, daß ihr euch mit Leufried ohne Vorwissen eures Herrn und Vaters vermählen solltet; und dieses ist allein eine Ursache meines Trauens,

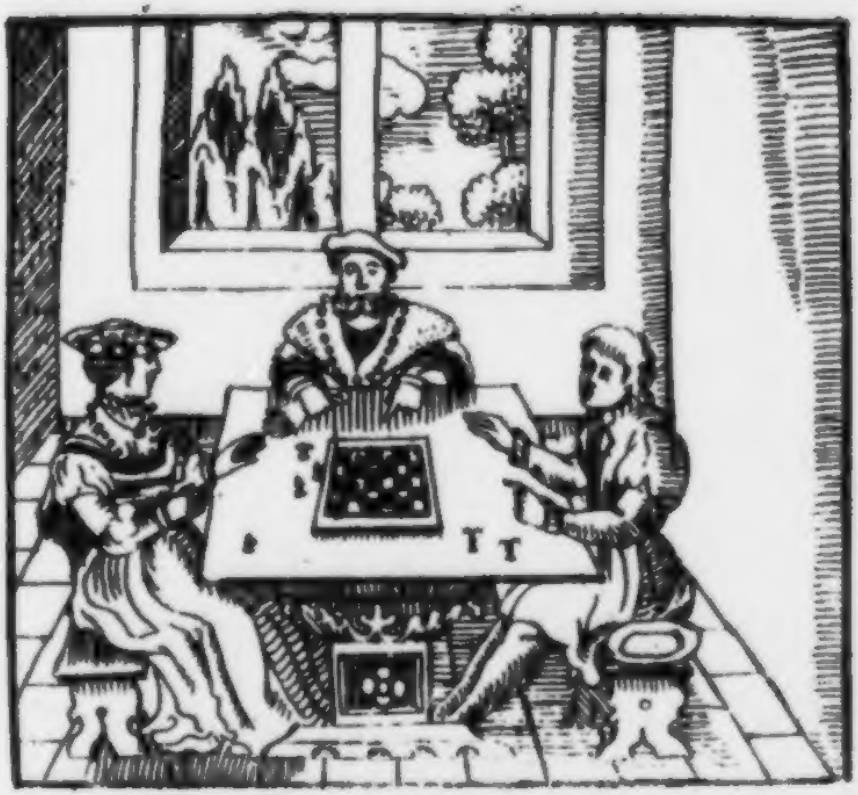
wenn ich bedenke, wie oft ich der Bote zwiſchen euch und dem Jüngling geweſen bin, aber eurer beyder große Liebe zu einander iſt mir gänzlich verborgen geweſen; wenn ich auch gleich euren guten Willen für ihn wohl merkte, ſo habe ich deſſen Grund doch allein in ſeiner Geſchicklichkeit und Treue, euch zu dienen, geſucht, ſonſt hätte ich mich gewiß nimmermehr erboten, euch einige Bothſchaften auszurichten. Gedencket allerliebſte Jungfrau, welch großer Kummer kann mir daraus entſpringen, ſollte euer Herr Vater dergleichen von mir erfahren, ohne Gnade müßte ich den Hof ſchimpflich verlaſſen, ach mir armen, wie wollte ich dann die Schande gegen meine Aeltern verantworten, ich dürfte ihnen gewiß nie wieder unter die Augen treten, darum habe ich liebe Jungfrau nicht wenig Urſache zu trauern, Gott wolle, Leufried, wäre von mir nie erkannt worden. Daß ihr aber mich im Verdacht habet, als bewege mich der Verluſt des Jünglings zum Unmuth, das iſt

fern von mir, denn ich habe nie eine besondere Holdschaft zu ihm getragen, bin ihm auch nie feind gewesen; da er mehr als irgend ein anderer Jüngling in euren Gemächern verweilte, uns auch oft mit seinem Wohlsingen und seinem scherzhaften Gespräch die Zeit gekürzet, hab ich ihn fast gerne gehört, bin derohalben deste williger gewesen, den Jüngling, so ihr mirs befohlen, zu berufen, besonders wenn er von fremden Landen zurückkehrte, habe auch nie gedacht, daß ihr anders als ich gegen ihn gesinnt wäret, auch ist keine Jungfrau in eurer Gesellschaft der ich des Jünglings halben etwas anderes zugetraut hätte, darum, liebste Jungfrau, wollet selbst betrachten, ob ich füglich Ursache habe zu trauren oder nicht.

Angliana empfieng aus Florinas Reden einigen Schrecken, und fürchtete sie möge sich von ihr wenden, und sie in ihrer Liebe nicht mehr unterstützen, da sie ohne den Dienst der Jungfrau ihrem liebsten Jüngling ehnmöglich

etwas entbieten konnte, und ſich auch keiner andern ihrer Jungfrauen zu vertrauen wagte. Sie begann deswegen freundlich zu ihr zu reden und ſprach: gehabe dich wohl und ſey aller deiner Sorgen los, du meine aller getreuſte Flerina, dir ſoll kein Uebel noch Arges jemal daraus entſtehn, da noch niemand auf Erden, als ich, Leufried und du um dieſe Liebe weiß, auch zweifle ich gar nicht, Leufried wird meine Liebe und das treue Verſprechen, das ich ihm gethan, keinem Menſchen offenbaren, ſolches bin ich auch von dir gewiß, und ſollte ich auch ſo unglücklich ſein, daß mein Vater des Handels innen würde, will ich alles doch dahin ſpielen, daß du auf keine Art in Verdacht kommen kannſt. Nur bitte ich dich, brechе deine Treue nicht an mir, und bleibe meine getreue Rathgeberinn, ſey auch ganz verſichert, daß ich mit meiner Geſcheidigkeit meinen Vater noch einſt dahin bringen will, daß er mir Leufrieden mit ſeiner vollen Gunſt und aus freundlichem Wil-

len zu einem lieben Gemahl geben soll. Das gebe und schicke Gott, sagte Florina, gröſsre Freude könnte mir im Leben nicht werden, damit aber liebste Jungfrauen wir nie von falschen Schwätzern vermeldet werden, so vertrauet keinem Menschen mehr etwas von dieser Liebe, auch leget Leufrieden ans Herz, daſs er sich eurer Liebe und Gunst nicht zu viel überhebe, sondern sich nach wie vor gegen alles Hofgesind freundlich halte, doch soll er seinen Zutritt, den er stets in das Frauenzimmer gehabt, nicht vermindern, sondern im alten Brauch halten, sonst könnte leicht ein Verdacht kommen, und mir nur allein sollt ihr eure Neigungen an ihn vertrauen, so sollt ihr gewiſs seyn, daſs ich es all mein Tage nimmer offenbaren will. So beredeten sich die zwey Jungfrauen und machten einen festen Anschlag, bey dem es in Zukunft bleiben sollte.



Wie Walther eines Tags mit Leufried in das Gemach der Jungfrau Angliana gieng, und ein Schachbret auf dem Tiſch liegen fand, und wie er mit der Jungfrau im Schach zog in der Gegenwart des Grafen.

In groſen Freuden lebten die zwey Liebhabenden lange Zeit, auch gewann der Graf Leufrieden ſo lieb, als wenn er ſein lieblicher Sohn geweſen wäre. Da der Löwe ihn noch immer unaufhörlich begleitete, ſchöpfte der Graf aller-

ley wunderliche Gedanken darum, bedachte oft des Jünglings seltsame Geburt, und zweifelte nicht daß er noch einstens eines grosen Nahmens werden werde. Nun war Leufried schon von Angliana beschieden, er möge zu Zeiten in das Frauenzimmer kommen, und es begab sich eines Tags, daß er mit Walther in der Jungfrauen Gemach tratt, als Angliana kurz zuvor mit ihren Gespielen im Schach gezogen hatte, das Brett stand mit den Steinen noch auf dem Tisch. Walther, der des Spiels ein besonderer Meister war, sprach, da er das Schachbrett sah; o Bruder, jetzt erquicket sich mein Herz und Gemüth, da ich nur dies reiche Schachspiel sehe, ach wäre ich nur einmal so glücklich, daß ich einmal genug dieses Spiel ziehen und meinen Kurzweil damit haben dürfte. Angliana hatte diese Worte gehört, und da sie glaubte, es könne ihr niemand im Schachspiel obsiegen, sagte sie freudig; Walther mein lieber Freund, seyd ihr des Spiels berichtet, so zie

hen wir eins oder zwey für die lange Weile, um was ihr wellt. Gnädige Jungfrau, sagte Walther, ich bin ein Schüler des Spiels, darum will mir nicht gebühren um einen Gewinn zu ziehen, denn ich sorge euer Gnad wird mir zu geschickt sein; das laßt bleiben, sagte Angliana, laßt uns eine Zeit lang kurzweilen, so setzten sie sich an das Spiel, Angliana brauchte alle ihre Kunst, aber Walther war ein kluger Jüngling, er nahm fleißig alle die Vortheile wahr, welche die Jungfrau gebrauchte, das erste, andere und dritte Spiel ließ er sie gewinnen. Gnädige Jungfrau sprach sodann Walther, ich bemerke jetzt, wenn nicht Gewinn oder Verlust auf diesem Spiele steht, so werde ich es nimmermehr lernen, drum soll es hinführo um etwas gelten, das bin ich sehr wohl zufrieden, sagte die Jungfrau, es gelte was ihr wollet. Walther hatte an seinem Finger ein gar schönes Ringlein, das zog er herab und sprach, gnädige Jungfrau, dies Fingerlein steht

zu Gewinne, ſo es euer Gnad gewinnt, ſo ſollt ihr es haben, wenn ihr aber verlieret, ſollt ihr es ſelbſt ſchätzen und mir deſſen Werth erſetzen. Angliana war das ſehr wohl zufrieden, ſobald ſie nun in das Spiel kamen, gebrauchte Walther alle ſeine Geſchwindigkeit und Kunſt, die er je erlernt hatte. und ehe Angliana ihr Spiel nur in Ordnung hatte, war ſie Schach und matt, ſo daß ſie keinen Stein mehr anrühren konnte, worüber ſie dann ganz ſchamroth daſaß.

Während dem kam der Graf in ſeiner Tochter Gemach, findet die beyden Jünglinge darin und Walthern des Kaufmanns Sohn, Leufrieds geſchwornen Bruder, mit Angliana ſeiner Tochter im Schach ziehen. Die Jünglinge erſchracken beyde gar ſehr, daß es der Graf bald wahrgenommen hätte, er ſprach deshalb mit lachendem Mund zu den beiden Jünglingen, ihr Geſellen, die Sache gefällt mir gar übel von euch, ich ſehe wohl, daß ihr meiner Tochter Angliana zu

ſtark im Schachſpiel ſeid, denn zwey wiſſen leicht mehr als einer. Auch ſehe ich, Angliana hat ſich in dieſem Spiel gar ſehr verzogen, ihr Spiel ſteht auf alle Wege Schach und matt. Liebe Tochter, gieb dieſes Spiel auf, und fange ein neues an, ſo will ich dir mit meinem Rath beyſtehn und Gewinn und Verluſt mit dir theilen. Nun hob Angliana das Spiel auf, und zog von neuem mit Walther, der ſich nun noch mehr befliß, um den Grafen mit ſammt Angliana zu beſiegen, und ſo zogen ſie auch nicht lang, daß Walther dem Grafen und ſeiner Tochter Schach bot, der Graf konnte ſich über die geſchwinde Züge Walthers nicht genug verwundern, begann das zweyte Spiel und verdeppelte den Gewinn. Walther aber blieb ganz unerſchrocken und gewann dem Grafen alle Spiele ab, da der Graf nun erſah, daß er nichts gegen ihn vermochte, ſtanden ſie auf und beurlaubten ſich von Angliana, da es aber Zeit zum Nachtmal war, nahm ſie der

Graf mit zu Tiſch. In groſſen Freuden verzehrten ſie das Nachtmal, die andern Diener des Grafen durften ihre Misgunſt über Leufried nicht merken laſſen, denn ſie hatten wohl zu Liſſabena, als der König Leufrieden zu einem Diener verlangte, vernommen, wie ſehr ihn der Graf liebte, und ſo ſchwiegen ſie dann zur Sache, bis zur Zeit, da das Glück Leufrieden gar ſcheel anſah, wie wir hernach vernehmen werden.

Wie Analiana in Gegenwart einer Hofnärrin, die ſie in ihrem Zimmer hatte, Lenfrieden einen ſchönen Ring gab, mit einem ſehr köſtlichen Stein, und wie ihrer beider Liebe offenbar ward.

Die Jungfrau Angliana hatte in ihrem Zimmer eine gar kurzweilige Fatzmännin und gebohrne Närrin, mit der ſie ſich oft ſcherzend erluſtigte, vor der ſie auch gar nichts verbarg, dann ſie gedachte gar nichts Uebels von ihr. Als aber das unſtete Glück nicht länger erdulden noch leiden mochte, daß dieſe zwey Liebhabenden ihre Liebe in ſo ſtiller Weiſe verborgen trügen, hat es ſich ganz von ihnen gewandt, und ſie mit allem Unfall umgeben, denn es begab ſich, daß Angliana ihrem liebſten Jüng-

ling einen sehr schönen und köstlichen Ring von ihrer Hand in Gegenwart der Närrin schenkte, ganz ohne Sorgen, daß ihre Heimlichkeit dadurch an den Tag kommen sollte. Die Närrin aber hatte alles gar wohl in acht genommen, und es begab sich einige Tag nachher, daß eine Jungfrau aus Anglianens Gefolg verheurathet ward, und eine gar fröhliche Hochzeit gehalten wurde; Leufried war zugegen, auch kam Angliana dahin mit allen Jungfrauen und auch der Närrin. Da man nun zu Tische saß, diente Leufried nebst den andern Dienern des Grafen zu Tische, und wartete seiner liebsten Jungfrau fleißig auf den Dienst, die Närrin gieng auch von einem Tische zum andern, und da sie Leufrieden seiner liebsten Jungfrau einen goldnen Becher versetzen sah, fieng sie laut an zu lachen und sprach, wenn wird die Zeit doch kommen, daß ihr zwey auch ein so fröhliches Fest feiert, nun hast du den Ring doch schon empfangen. Diese Worte hör-

ten die Jungfrauen insgemein, Angliana und Leufried wurden ganz schamroth, jedoch ward nicht weiter geredet. Florina drückte diese Worte mit groſsen Sorgen in ihr Herz, und gedachte manchmal, wie doch dieser Argwohn den andern Jungfrauen ausgeredet werden möchte, brauchte auch allen Fleiß und Ernst dazu, aber es blieb alles umsonst, dann sie hatten die Worte der Närrin gar wohl verstanden.

Da aber die Hochzeit ihr Ende nahm, begab Florina sich heimlich zu Leufrieden und sprach: o Leufried, wie habt ihr eure Liebe so gar offenbar gemacht, denn alle Jungfrauen haben ein groſses Gerede darüber, ach was hat doch meine Jungfrau gedacht, daß sie sich vor der bösen Närrin nicht mehr gehütet, die wird nun von ihrem Geschwätze nicht ablassen, man bringe sie denn mit besonderen Listen dazu. Liebste Jungfrau, sprach da Leufried, ich bitte euch, um eurer groſsen Liebe zu Angliana willen, gebet mir einen getreuen Freundes Rath,

daß ich die ſchnöde Närrin davon abbringe, Florina antwortete ihm: Leufried ihr müßt euch ſelbſt zu der Närrin verfügen und ihr einen Brief mit dem Ring übergeben, und ihr ſagen, ihr hättet bey dem Geldſchmidt etwas an dem Ring ſollen machen laſſen, und in dem Brief den Preiß der Arbeit gemeldet, ſie ſolle beydes der Jungfrau übergeben. So könnt ihr der boshaften Närrin die Sache aus dem Sinn bringen, auch wäre zu wünſchen, daß der Ring der Angliana in Gegenwart aller ihrer Jungfrauen zurückgegeben würde, dann wollte ich es meinen Geſpielen wohl ausreden, der Närrin keinen Glauben mehr beyzumeſſen. Dieſer Rath gefiel Leufrieden ſehr wohl, und verſprach er Florina den Anſchlag gleich ins Werk zu richten, er gedachte aber nicht, daß ihm das Glück alſo wiederwärtig erſcheinen möchte, wie ihr alsbald hören werdet.

Wie Leufried den Brief und Ring der Narrin gab, daß ſie ihn Analiana übergeben ſolle, wie dieſe aber alles falſch verſtand, und den Brief dem Grafen übergab.

Leufried ſetzte ſich in ſeinem Gemach gleich an ſein Schreibtiſchlein und ſchrieb ſeiner Jungfrau folgenden Brief. Meine auserwählte und allerliebſte Jungfrau, ich vermag nicht auszuſprechen noch zu ſchreiben, wie großen Unmuth

nd Schrecken mir die unbedachte Rede der
oshaften Märrin vor allem Frauenzimmer ge-
racht hat, es erwächst mir zweyfacher Schmerz
araus, denn ich muß fürchten, daß unsre Lie-
e durch falsche Schwätzer ausgebracht, und
ir von einander getrennt werden, ja daß ich
er unsrem Herrn in Gefahr meines Leibes
nd Lebens stehe, aber das alles bekümmert
nich nicht so sehr, als wenn ich gedenke, daß
hr hart von euerm Vater meinetshalben gehal-
en werden sollte. Diesem Unglück wo mög-
ich zuvor zu kommen, habe ich mich mit Fle-
ina berathen, und übersende euch hier diesen
Brief und den Ring, als hättet ihr mir ihn
um Goldschmid zu bringen befohlen, und mö-
get ihr der unnützen Märrin immer einiges
Geld mir zu überbringen geben, damit sie glaubt,
ch solle den Goldschmidt damit bezahlen. Wer-
nen Ring behaltet mir bis uns [illegible] eines
Tages wieder in stiller Weise zusammenführt.
Hiermit wünsche ich euch und mir eine frohe

Stunde, in welcher wir ohn alle Furcht und Angſt bey einander ſeyn mögen.

Da Leufried den Brief geſchrieben, und mit ſeinem Petſchaft verſchloſſen hatte, ſuchte er die Närrin auf, die ihrer Gewohnheit nach von einem Haus zum andern in der Stadt herumſchwärmte. Als er ſie in einem Kaufmannsladen mit den Dienern ſcherzen fand, ſprach er ſie mit lachendem Munde an, als ſollte er ſie nach Hof berufen. Die Närrin folgte ihm bis vor das Schloß, wo der Jüngling glaubte, von niemand geſehen zu werden, der Graf aber ſtand auf dem höchſten Thurme des Schloſſes von welchem er die ganze Stadt überſehen konnte, er ſah Leufrieden bey der Närrin, und ihr den Brief mit dem Ring geben. Er dachte nicht, daß der Brief ſeiner Tochter zuſtünde, zweifelte aber etwa auf eine andre Hofjungfer, und fieng alſo heimlich mit ſich ſelbſt an zu reden: gewiß unterſteht ſich Leufried etwa eine Jungfrau aus meiner Toch-

ter Gesetz zu erwerben und sie durch die einfältige Närrin zu gewinnen, ich muß das erfahren, denn sollte er eine von Adel oder vielleicht eines größeren Namens mit List hintergehen, das möchte mir und meiner Tochter zu großer Nachrede gerathen; also fügte sich der Graf eilends hinab, damit er der Närrin zuvor kam. Und als Leufried vermeinte, alle seine Sachen auf die geschickteste Art angefangen zu haben, da gieng es ihm recht unglücklich aus, denn sobald er von der Närrin gegangen, ist sie gleich dem Grafen zu Gesicht gekommen. Der Graf sprach sie an und hat gefragt sie, was ihres Geschäfts war, da antwortete sie eilends, sie bringe einen Ring vom Goldschmidt, der gehöre seiner Tochter mit dem Brief. So gieb mir diese Dinge, sagte der Graf, denn ich bin auf dem Weg zu meiner Tochter begriffen. Alsbald gab sie ihm den Brief er erkannte den Ring und sah wohl, daß er nicht anders gearbeitet war als vorhin: den Brief

öffnete er, und las ihn von Anfang bis zu Ende, als er aber ein wenig geleſen hatte, iſt er in ſeinem Gemüthe erzürnt und ganz grimmig gegen Leufried geworden, alſo in ſein Gemach gegangen und mit ſich berathſchlagt, wie er es doch anfangen ſolle, daß ſeine Tochter in kein Gerede oder andre Gefährlichkeit käme, denn er dachte fleißig daran, wie es dem Fürſten von Salerne gegangen, der den Jüngling Guiskardum wegen ſeiner Tochter ermorden ließ, und dieſe ihren Geliebten ganz freywillig mit Gift nachfolgte. Daneben bedachte er auch die ritterlichen Thaten- und das ritterliche Gemüth, daß er ſo oft an Leufrieden erfahren hatte, dennoch ward er mehr durch den Zorn als durch die Vernunft überwunden, und nahm ſich gänzlich vor, Leufried heimlich umzubringen, aber ſein Anſchlag ſchlug ihm fehl, wie ihr bald vernehmen werdet.

Wie der Graf einen verwegenen Gesellen bestellet, er solle Leufrieden heimlich auf der Jagd umbringen und dann vorgeben, es habe ihn ein Schwein erhauen.

Wenige Ruhe hatte der Graf weder Tag noch Nacht, denn er dachte stets nach, auf welche Art er Leufrieden umbringen möchte, zuletzt rieth ihm ein böser Engel folgendes. Er hatte an seinem Hof einen überschwänglich bösen Buben, derselbige war ein Jager, dem kein Muthwill noch Schande zu viel war, eines Tags rief ihn der Graf heimlich in sein Gemach, legte ihm seinen bösen Anschlag vor, und sprach: mein lieber Diener, du mußt wissen, daß ich dir vor allen meinen andern Die-

nern wohl traue, ich habe nun alle meine Hoffnung zu dir gestellt, du werdest mich in einem gewissen Vorhaben treulich unterstützen. Wisse daß mich einer meiner Diener gröslich an meiner Hohheit geschmäht hat, und ich kann nicht ruhen bis ich ihn schwer gestraft, damit ich das aber leichter anrichten könne, so will ich ihn mit dir und andern Jägern auf die Jagd schikken, und du sollst ihn dort zur Seite führen und ermorden, dann magst du leicht vorgeben, er sey durch ein hauendes Schwein umgekommen, wo du mir aber in diesem Fall dienst, sollst du reichlich von mir belohnet werden. Ich will aber, daß du keinen Menschen davon sagst, wie geheim er dir auch sey, so weiß ich dich auch mannlich genug, einen solchen ohne andre Hülfe selbst zu erschlagen, darum mein lieber Diener, magst du mir wohl deinen Willen zu erkennen geben.

Der schalkhaftige Jäger sprach: gnädiger Herr, sollte ich mich in euren Dienst in noch

gröſsere Gefahr und Sorge begeben, ſo ſollte mir das nicht beſchwerlich fallen, denn an einem Manne iſt mir wenig gelegen, und ſo lange ich ein Jäger bin, habe ich mich nie vor einem Bären, Schwein oder Hirſch entſetzt. Ja je freudiger dieſe geweſen ſind, je gröſsere Luſt habe ich empfangen, ſie zu erlegen, darum möge euer Gnaden mir noch mehrere anzeigen, die euch widerwartig, und ſie mir mit Namen nennen, ich will die Sache nach aller Luſt zu Ende bringen, ohne daſs jemals ein Menſch davon erfährt. So gelobe mir das, ſprach der Graf, damit ich dir ganz vertrauen mag. Zur Hand gelobte ihm das der Schall. Nun ſprach der Graf es iſt Leufried, den ich vor allen meinen Dienern geliebt und an meinem Hofe groſs gemacht habe, der übernimmt ſich alſo, daſs er ſich auch unterſteht, meine Tochter zu ſeinem Weibe zu begehren, dieſes habe ich auf einem ſeltſamen Wege erfahren, und du ſollſt mir den ſtolzen Knaben ohne Erbarmen ermorden.

Der lose Vogel, so bös und frevel er auch war, entsetzte er sich doch nicht wenig, als er Leufrieds Namen hörte; denn ihm war unverborgen, wie dieser eftmals so ganz mannlich gehandelt hatte; gnädiger Herr sagte er, jeden unter eurem Hofgesind wollt ich mich lieber unterstehen zu erschlagen, als diesen, denn ich weiß wohl, wo er mich nur ein wenig in Verdacht nimmt, werde ich den Kampf nicht bestehen, darum muß ich ihn durch grosse List überwinden, zu dem wird er auch niemals allein gesehen, daß nicht Walther sein Landsmann und geschworner Bruder bey ihm sey, wiewohl ich mich Walthers auch gar nicht entsetze.

Der Graf merkte an dem Schalk, daß ihn der Scherz gereuen wollte, darum stärkte er ihn mit grossen Zusagungen, und sprach, du sollst dich weder Walthers noch irgend eines andern entsetzen, sondern wer sich Leufrieds annimmt, den schlage gleich ihm zu Tode, damit thust du

mir einen groſsen Gefallen. Alſo ward Leufried und ſein getreuer Bruder jämmerlich an die Art gegeben, aber durch ihren Leuen aus aller Angſt und Noth erlöſst, der von ſeinen Geſellen in keiner Noth gewichen iſt.

Als nun der Graf vermeinte ſeinen Anſchlag mit dem Verräther beſchloſſen zu haben, hat er ihn wieder heimlich entlaſſen, und als er allein war, gedachte er bey ſich ſelbſt; nun iſt es doch immer ſchade um einen ſolchen kühnen Helden, der ſich keines Mannes je entſetzt hat, und ſoll von einem ſolchen Schalk ſo ganz ungewarnt erſchlagen werden. Was gedenk ich ſolch Uebel zu vollbringen, könnte ich doch den Jüngling an des Königs Hof nach Liſabon verſchicken, und ihm dabey zu verſtehen geben, wo er ſich mehr an meinem Hof finden ließ, daſs ich ihn ohn alle Gnad woll hängen laſſen, aber das mag ſich auch nicht ſchicken, denn erfuhr ſolches meine Tochter, ſo möchte ſich noch ärgeres begeben, ich weiſs ja wohl, daſs ſolch

Feuer nicht zu löschen seyn wird. Auch ist vielleicht der Jüngling zu großem Glücke gebohren, da es sich so wunderbar mit seiner Geburt und seinem ganzen Leben verhalten hat.

Ist ihm nun ein solches Glück von dem Himmel verhießen, so vermag ich dieß doch nimmermehr von ihm zu wenden. Nun aber was würde man sagen, wenn meine Tochter an eines Hirten Sohn vermählt würde, um die so mancher Graf und Ritter geworben, wahrlich ich würde aller Welt zu großem Spotte werden. Aber was ist das mehr? ist doch auch David von geringem Stamme gewesen, und hat ihm doch Saul seine Tochter gegeben, solches will aber die Welt jetzt nicht mehr bedenken, und sind wir gleich alle von einem Vater und einer Mutter gekommen, und sind jetzt wohl gleich viel große Stände auf Erden, so kommen sie doch allein von Tugend, welche Leufrieden so sehr zieret. Aber dem allem sey wie ihm welle, so hat er doch darin den Tod

verſchuldet, daß er ſich hinter meinem Rükken unterſteht um meine Tochter zu werben, da ich ihm doch nie Arges zugetraut habe, darum muß mein Wille ergehen, es komme mir daraus was da wolle. Alſo redete der Graf lang mit ſich ſelber und nahm ſich vor, den Verräther ſelbſt, ſo bald er den Todtſchlag begangen, auch zu ermorden.

Wie Penfried durch einen Kammerbuben heimlich gewarnt ward ſich vor dem Jäger zu hüten.

Der Graf, während er den Anſchlag mit dem Jäger faßte, glaubte ſich ganz allein in ſeinem Gemach, es war aber neben dieſem eine andre Kammer, in welcher des Grafen Harniſche und Gewehre hingen, in der war von ungefähr ein Kammerbub, der dem Grafen ſeine Harniſche

und Waffen putzen sollte, dieser hörte alle Worte, die der Graf mit sich selbst und dem Jäger redete. Der Knabe hielt sich ganz still, denn er fürchtete, wenn der Graf wisse, daß ihm sein Anschlag bekannt geworden sey, möge er ihn auch umbringen lassen. Da aber der Graf aus der Kammer gegangen war, ging auch der Knabe eiligst von dannen, mit dem festen Vorsatz, den Jüngling vor seinem Unglücke zu warnen, wo er es anders zu Wege bringen könnte. Er fügte sich heimlich in den Marstall zu dem Pferde des Jünglings, schrieb ein Zettlein und band das dem Pferd an seinen Kamm, damit wenn der Jüngling das Pferd kämmen und striegeln wollte, er den Zettel finden möge, der Zettel aber lautete alſo: o Jüngling, deine heimliche Liebe iſt bekannt geworden, darum ſtellet man dir hart nach dem Leben, des ſey gewarnet, und hüte dich mit Fleiß vor dem mörderiſchen Jäger. Solcher Zettel ſchrieb der Bub etliche, und ſteckte ihm

auch einen in sein Kammerschloß, und als Leufried Nachts in seine Kammer gehen wollte, und den Schlüssel nicht in das Schloß bringen bringen konnte, fande er den andern Zettel den er nicht ohne großen Schrecken las, fügte sich auch eilends zu seinem Bruder Walther, und offenbarte ihm alles. O Leufried sagte dieser, laß uns nicht säumen, eilends von hinnen zu fliehen, denn hat der Graf sich solches vorgenommen, so wirst du ihm schwerlich entrennen, fürwahr sagte Leufried, mein Herr ist mir heute begegnet und hat mich ganz zornig gegen seine Gewohnheit angesprochen, und ist auch ganz über mich erröthet. Solches giebt mir genugsame Anzeigung, daß ich nicht umsonst gewarnt werden bin, dazu hat mich der Jäger auch so freundlich nie angesprochen als heut, wenn ich wohl abnehmen mag, daß daß er mit Listen gegen mich umgeht. Darum lieber Walther, wollest du stracks gerüstet seyn, denn ich will mich morgen an dem Schalk ver-

ſuchen und ihn in der Frühe entſprechen, mit mir und dir in den Wald ſpatzieren zu reiten, alsdann will ich wohl mit Liſten aus ihm bringen ob er mir nach meinem Leben trachtet oder nicht. Befinde ich ihn dann zweifelhaft, ſo ſoll er dermaßen von mir beſtanden werden, daß er keinem mehr ſo mörderiſcher Weiſe nachſtellen möge. Alſo gingen die zween Jünglingen in groſſen Sorgen zu Bett, die Nacht war ihnen ſehr lang, Leufried klagte oft, daß er jemals an des Grafen Hof gekommen ſey, und Angliana ſeiner Dienſte und Liebe wahrgenommen hatte. O Leufried ſagte Walther, ich ſtehe jetzt um dein und mein Leben in gröſſeren Sorgen als da mich die Räuber an den Baum gebunden hatten, denn gewiß wird der Graf noch andere Praktiken angerichtet haben, damit wenn ihm das eine fehlſchlägt, ihm doch das andere gelinge. Die weil ſie ſo in groſſen Aengſten lagen, hörten ſie ganz leiſe an ihrer Kammer anlieyſen, Leufried ſtand geſchwind

auf und fragte wer klopft, doch nahm er vorher sein gutes Schwerdt zu seinen Handen, der Junge gab aber leise Antwort und sprach: o ihr Jünglinge versperrt mich nicht lang heraus, denn ich komme euch zu großem Trost, und bin auch eben der, so euch treulich mit seinem Schreiben gewarnet hat. Sobald Leufried dieses hörte schloß er auf und ließ den Knaben herein, er erzählte ihm von Wort zu Wort alles, was er von dem Grafen und seinem Jäger gehört hatte, und sie wurden dadurch wieder etwas getröstet, daß sie sich nur vor dem Jäger zu fürchten hatten. Der Junge verband sich, mit ihnen davon zu laufen, und also blieben sie die Nacht bey einander, doch baten sie den Knaben an dem Hof zu bleiben, bis zu einer besseren Zeit.

Wie Leufried und Walther mit dem Räuber in der Wald ritten, der den Leufrieden stets nachlief und wie der Räuber mit einem Spieß nach Leufrieden schoß, ihn aber verfehlte.

Als nun die Morgenröthe herangekommen, richtet' sich Leufried sammt seinen Gesellen und packten sie alle ihre Kleinod und Baarschaft so geschwindig zusammen, als sie nur immer

konnten, dann begab sich Leufried zu dem Jäger, und sprach ihn freundlich an, mit ihm ins Holz zu reiten, er sey neulich mit seinem Hunde auf eines Hirschen Spur gekommen, hätte ihn aber nicht fällen mögen, weil ihn die Nacht überfallen. Der Jäger war dies gar wohl zufrieden, wollte es aber noch vorher dem Herrn ansagen, damit er nicht von ihm gestraft werde. Nun begab sich der Schalk eiligst zu dem Grafen und zeigte ihm an, daß heute der Tag sey, an dem er solle gerächt werden, worüber der Graf große Freude hatte. Also befahl Leufried seinem Gesellen Walther, ein wenig voraus zu reiten, und an einem bestimmten Orte des Waldes ihn zu erwarten. Lotzmann der Leu hat sich auch schnell aufgemacht und ist seinen Gesellen gefolgt. Sobald sie nun in den Wald kamen, hat sich der Jäger stets versäumt, und ist hinter Leufrieden hergeritten, das hat dieser aber nicht gestatten wollen, worauf der Jäger etwas vor ihm getrabet, dann sein Pferd schnell

umgewendt, und ſeinen Spieß mit aller Stärke nach Leufrieden geſchoſſen hat. Leufried aber ſah ſich vor und ſprengte aus dem Schuß, fiel ſodann den Böſewicht mit gezucktem Schwerdte an und ſchrie, nun merke ich, daß du ſchändlicher Verräther meinen Tod geſchworen, darum ſoll dir dein verdienter Lohn werden, denn heut ſollſt du von meiner Hand ſterben. Der Schalk wehrte ſich ſo gut er mochte, ſobald aber Leymann der Leu ſelchen Ernſt erſah, riß er dem Jäger mit Gewalt vom Roß, brachte ihn unter ſich und erwürgte ihn.

Walther hörte Leufriedens Geſchrey, und eilte herzu, da vernahm er alles, und ſah auch noch den Leuen, wie er den Mörder grimmig zerriß, nun ritten ſie eilends durch den Wald nach Liſſabona zu, und ſodann nach ihrem Vaterland. Walther kam zuerſt mit ſeinem Knecht in ſeines Vaters Haus, aber Leufried

stellte in einer Herberge ein, und ging eine zeitlang in der Stadt herum, ohne von jemand, als seinem liebsten Gesellen Walther und dessen Diener gekannt zu seyn.

Wie der Graf große Reue überkam, da er vernahm, daß ihm sein Anschlag mißlungen war, und wie er Angliana und Florina mit rauhen Worten anfuhr.

Da der Graf glaubte, der Verräther wäre seinem Befehl nachgekommen, hat er mit großer Freude auf ihn gewartet, da aber nun die Nacht herangekommen und der Mörder nicht wiederkehrte, ist er ganz angsthaftig geworden, daß Leufried noch im Leben seyn möge. Ach sagte er, wie wird mirs gehen, wenn Leufried den Jäger überwunden hat, und kömmt zu dem König und begehrt sein Diener zu werden, da werden alle meine bösen Anschläge offenbar werden, ich sollte vorher bedacht haben,

daß dem Jüngling niemand obsiegen wird, warum habe ich ihn nicht mit meiner eigenen Hand umgebracht? oder habe ihm meine Tochter zu einem Weib gegeben, wer weiß der Jüngling möchte sich so wohl und ritterlich gehalten haben, daß ich ihn ganz lieb gewonnen hätte, wohlan ich will nach meiner Tochter und ihrer Helferin schikken, sie auch mit Worten dermaßen strafen, daß sie mir nichts verschweigen werden, alsbald ist der Graf in seiner Tochter Zimmer gegangen mit brennenden Augen, zornigem Antlitze und Geberden, worüber beyde Jungfrauen ohne Maßen erschrokken sind, denn der Graf sagte: Angliana gedenke, daß du morgen zur Primzeit mit Florina in mein Gemach kömmst, denn ich habe etwas Nöthiges mit euch zu reden, wer war erschrockner als die beyden Jungfrauen, und Florina gedachte sogleich bey sich, wehe uns, der Graf hat Leufrieds Brief durch die Närrin bekommen, ach wie wird es mir armen Jungfrau gehen, ich

ſorge Leufried hat mich in ſeinem Schreiben verrathen. Als der Graf wieder hinweggegangen war, weinte Angliana bitterlich, ſo auch Flerina, dadurch alle die andern Jungfrauen auch in Mitleid bewegt wurden und alle mit trauerten und weinten, wiewohl keine wußte warum. Angliana erholte ſich zuerſt, wiſchte die Thränen von ihrem Angeſicht ſprechend, o ihr meine liebſten getreuſten Geſpielen, ihr habt gewiß den Zorn meines Vaters bemerkt, ich bin es, die es allein verſchuldet hat, ich habe Leufrieden den edeln und theuren Jüngling in ganzer Treue Zucht und Ehre geliebt, ſo iſt er meiner Liebe auch würdig, ja er verdient ſeiner Tugend und Mannheit wegen wohl eines Königs Tochter, wer iſt an unſerm Hof mehr von meinen Vater geprieſen und gelobt worden, als Leufried, wer hat mehr tapfere und männliche Stücke begangen, als dieſer Jünglina, ſolches muß ihm mein Herr und Vater ſelbſt bezeugen. ach möchte ich nur wiſſen, ob der

Jüngling von meinem Vater umgebracht oder bloß weggeschickt worden, hat er ihn umgebracht wegen meiner Liebe, so will ich ihm in Leid und Schmerz eine getreue Nachfolgerin seyn, denn so lange ich nicht erfahren mag, wie es um meinen lieben Jüngling steht, will ich mich aller Speiße und Nahrung enthalten, und meinen Leib so lange kasteien. bis meine Seele sich nicht mehr erhalten mag, hat ihn mein Vater aber nur von dem Hofe erwiesen, ey so hoffe ich noch guter Stunden zu erleben, daß ich ihn wieder sehen mag, darum meine liebe Florina sey getrost, dir soll meinetwegen nichts von meinem Vater geschehen, ich will dich gegen ihn verantworten, du bist es allein, die nur diese Liebe abgerathen, und mir alle die Gefahr und Sorge vorgestellet, die mich jetzt getroffen, das aber wollte ich ja alles gerne mit Geduld ertragen, aber ich fürchte mein Vater hat sich von seinem Zorn überwinden lassen, und gethan was ihn nachmalen reuen wird, so

bald sie solches geredet, hat sie ihre Jungfrauen beurlaubet und sich nach ihrer Schlafkammer begeben, sich auch in ihren Kleidern auf ihr Bettlein gelegt, und mit sich selbst jämmerlich angefangen, ihren Jüngling zu beweinen, denn sie glaubte nicht anders, als der Graf habe ihn umgebracht; o du mein herzallerliebster Leufried, hast du von wegen deiner Treue und Liebe eines bösen Todes sterben müssen, so muß mich deine Schönheit und Zucht immer gereuen, warum hat mein Vater solches nicht an mir gestraft, und mich statt deiner tödten lassen? solche Klag trieb sie die ganze Nacht über, und sehnte sich nach dem Tag, von ihrem Vater zu vernehmen, wie es um den Jünglina stehe. Nicht minder hatte Florina eine schwere Nacht, denn so oft sie entschlummerte, kamen ihr schwere Träume für, und währte das so lange, bis der Morgenstern den jungen Tag freudig heraufbrachte.

Wie Leufried von ſeinen Eltern erkannt wird, desgleichen auch von Herrmanno, was für groſſe Freuden da fürgegangen.

Hier wollen wir ein wenig ſchweigen von dem Grafen und ſeiner Tochter, und wollen anzeigen, mit was groſſen Freuden der gute fromme Hirt Erich und ſein Gemahl Felizitas umgeben wurden, als ſie vernommen haben, daß ihr

Sohn nach Hause gekommen, frisch und gesund, auch so ein schöner und grader Jüngling geworden war. Es begab sich, nachdem des Kaufmanns Sohn Walther, mit großem Frohlocken von seinen Eltern empfangen, auch von ihnen gefragt ward, ob er Leufried gefunden habe, daß dieser von Anfang bis zu End alles berichtete.

Er erzählte, wie ihn die Räuber mißhandelt, und Leufried ihn errettet, auch was sich an des Königs Hof mit Lotzmann dem Leuen zugetragen hatte, und wie dieser noch bey Leufrieden war, er saate aber nicht, daß Leufried schon in der Stadt in der Herberge wäre, denn dieser hatte ihm selbes verboten. Auf den künftigen Sonntag ließ sich Leufried von seinem Wirth eine köstliche Mahlzeit bereiten, und überlegte mit Walther, daß er ihm seinen Vater und Mutter dazu einladen sollte, wie auch seinen Schulmeister, von dem er also ohne Urlaub hinwegaelaufen wäre. Das geschah also.

Walther kam des Sonntags Morgens zu seinem Vater und sprach: lieber Vater wisse, daß ich heut von einem des Königs Diener Botschaft von Leufried erhalten habe, dieser Diener des Königs läßt dich freundlich bitten, du wollest mit der Mutter und meinem Schulmeister zu ihm kommen, und das Morgenmahl mit ihm essen, denn er habe gar viel mit euch von Leufrieden zu reden; Herrmannus der Kaufmann sagte, das bin ich sehr wohl zufrieden, wiewohl ich seines Thuns genugsam Bericht von dir empfangen habe, will ich gerne dennoch vernehmen, was er seinem Schulmeister zu entbieten hat. Dennoch hat Herrmannus seine Ordnung mit seinem Weibe gemacht, und sind sie also mit großen Freuden zu dem Imbiß gegangen, auch ist der Schulmeister von Walthern zu dem Mahle geführet worden. Während dem hat Leufried einen Bothen auf den Maierhof zu seinen Eltern geschikket, und ih-

nen sagen lassen, wie er eine Bothschaft von ihrem Sohn an sie auszurichten habe.

Der gute Maier so in langer Zeit von seinem Sohne nichts vernemmen, machte sich sammt seinem Weibe eilends auf den Weg, und eilte der Stadt zu, kam auch in die Herberge. Leufried so noch von niemand erkannt erkannt war, stand bey Hermanne und seinem Schulmeister und trug man jetzt schon das erste Gericht auf den Tisch, und als sie kaum niedergesessen waren, trat Maier Erich und seine Hausfrau Felizitas in den Saal und fragte nach dem fremden Gaste, der ward ihnen alsbald gezeigt. Er aber verstellte sich, als ob er sie nicht kennte, sein Gesell Walther sagte zu ihm, Freund! hier mögt ihr eures Gesellen Leufried Vater und Mutter sehen, sie kommen gekleidet nach ihrem Gewerb, denn sie nicht wie Leufried an fürstlichen Höfen viel zu schaffen gehabt haben. Ich sehe sie sehr gerne, sagte Leufried, nahm sie damit beyde und setzte sie

zu der Tafel. Das Mahl ward mit groſſen Freuden vollendet, und ward gar viel von Leufrieden auf allen Seiten geredet, niemand aber glaubte ihn ſo nah.

Ach ſagte Felizitas, ließ mich Gott den Tag erleben, daß ich meinen liebſten Sohn einmal ſehen ſollte, mir möchte keine gröſſere zeitliche Freude geſchehen, fing damit an, bitterlich zu ſeufzen und viele Thränen zu vergieſſen. Solches bewegte Leufrieden dermaßen, daß er von der Tafel aufſtehen muſte, da ging er zu ſeinem Pferd, bey dem lag Letzmann der Leu auf dem Stroh an einer Kette gebunden. Leufried ſagte zu ihm, komm her mein lieber Geleitsmann und treuer Gefährte, jetzund will ich dir deinen erſten Meiſter zeigen, ließ ihn damit von der Kette und führte ihn in den Saal zu ſeinen liebſten Gäſten und ſagte: nun ſieh dich wohl und eben um, mein lieber Letzmann, iſt auch jemand an dieſer Tafel, der dir bekannt iſt? Alsbald iſt der Leu zu Erich,

seinem alten Herrn gegangen, und hat sich mit gar freundlichen Geberden gegen ihn erzeigt, dem hat Erich zur Stund erkannt, und mit gar groſsen Freuden gesehn und angeredet.

Herrmannus der Kaufmann sagte überlaut, wahrlich, ihr lieben Freunde, mich will schier bedünken, Leufried sey nicht fern von uns, es betrügen mich dann meine Gedanken, so ist er in diesem Saal. Leufried wollte sich nicht mehr verbergen, er umfing seinen Vater und sagte: gegrüſst seyst du mein allerliebster Vater, sey wohlgemuth, denn hie ist Leufried, welchen du begehrst zu sehen, und du meine herzliebste Mutter gehabe dich wohl, denn jetzt siehst du Leufrieden deinen Sohn. Da war sehr groſse Freude in dem Saal, und als er sie alle freundlich gegrüſst, haben sie sich wieder zusammengesetzt: da sprach Lisete des Laufmanns Weib: ach mein Leufried, wie hast du es über dein Herz mögen gewinnen, uns so lange hinzuhalten, bis du dich zu erkennen ge-

geben; nun weißt du doch, daß du nicht minder von meinem Herrn geliebt bist, als von deinen Eltern. Drauf sagte Leufried, des bin ich wohl versichert, daß ich mich aber so langsam zu erkennen gegeben, ist allein darum geschehen, daß ich in Sorgen stand, ihr möchtet wegen meiner heimlichen Flucht noch großen Zorn gegen mich hegen, da ich nun aber alle Gunst und Liebe von euch vernehme, auch mein Schulmeister mir ganz vergeben hat, der doch große Ursache gegen mich zu zürnen hatte, bin ich jetzt mit Freuden umgeben. Also ward die übrige Zeit mit großen Freuden vollbracht, und blieb Leufried etliche Tage bey seinem Herrn. So waren sie bey einander, wir wollen aber sagen wie es dem Grafen und seiner Tochter ergangen.

Wie Analiana und Florina vor den Grafen gekommen und was er mit ihnen geredet, und wie des Grafen Diener den Jäger im Wald sehr verwundet und zerrissen fanden.

Wir haben gehört wie der Graf seiner Tochter und Florina befohlen, morgens um Primzeit, in sein Gemach zu kommen. Als aber jetzt die Stunde da war, sind sie beyde mit erschrocknem Herzen vor des Grafen Gemach gegangen, der hatte jetzt schon von seinen Dienern die er den Jäger zu suchen ausgeschickt hatte, vernommen, daß der Schalk ganz übel zerrissen und verwundet in dem Wald tod liege, ob ihm dieses aber von einem Bären oder Schwein geschehen, konnten sie nicht wissen.

So hatten ſie auch ſein Pferd ganz erſchrocken in dem Wald mit zerriſſenem Zaum ganz irrſam laufend gefunden. Seinen Spieß aber ein gut Stück Wegs von ihm aufrecht in einer Hecke ſtecken ſehen. Aus dieſen Zeichen konnte der Graf wohl errathen, wie die Sache beſchaffen war, ſagte ſeinen Dienern, ſie ſollten nur hingehn, er könne ſich ſchon denken, wie es dem Jäger ergangen ſey.

Da die Diener ihn verlaſſen hatten, trat Angliana und Florina herein, wünſchten dem Grafen einen ſeeligen Tag, aber er dankte ihnen beyden nicht, ſondern fuhr ſeine Tochter mit harten Worten an: Angliana ſagte er: warum haſt du mich deinen Vater ſo ganz in den Wind geſchlagen, und ſchändlich betrogen und übergeben, nach eines armen Hirten Sohn getrachtet, da dir doch wohl deines Gleichen ein nahmhafter und theurer Ritter hätte werden mögen. Nun aber haſt du mir meinen Stamm und Namen verkleinert, das kannſt

du nicht leugnen, denn ich habe des einen Ring und einen Brief, welche dir der verschmähte Hirtensohn durch deine Närrin zugesendet hat, solchen Anschlag hat deine schöne und liebe Gespiel Florina dem Hirtensohn gerathen, den Lohn aber so du Florina mit verdient, magst du gänzlich von mir erwarten, das ist also die Gutthat, die ich dir und Leufrieden bewiesen, doch bin ich wohl der Hoffnung dem ungetreuen Jüngling sey schon sein verdienter Lohn geworden.

Darauf sagte Angliana: o Vater es ist mir nicht möglich mich gegen euch zu verantworten, ich muß gestehen ich habe mir diesen Jüngling wegen seiner Tugend und adlichen Sitten und seinem ritterlichen Gemüthe auserwählt, bin aber doch immer so behutsam gewesen daß mir noch euch kein Schand noch Schaden daraus hätte erfolgen mögen, so hat auch niemand an dem Hof etwas von meiner Liebe merken können als allein Florina, diese aber hat mir sogleich

mit groſsem Ernſte abgerathen, aber nichts hat an mir gefruchtet, darum liebſter Herr und Vater, ſollt ihr niemand die Schuld geben als mir allein, ich bitte euch auch um aller Liebe und Treue willen, die ihr mir ſonſt getragen, wenn ihr dem Jüngling Pein oder Marter angerichtet, oder ihm vielleicht gar umgebracht habet, ſo wollet mir nicht mehr Barmherzigkeit beweiſen als ihm und mich in gleicher Strafe halten, denn wenn ich nicht erfahren kann, wo er hingekommen iſt, ſoll mich kein Menſch davon abbringen, ihm in ſteter Treue und Freundſchaft zu folgen. Denn keine Speiſe noch Trank ſoll mich wieder erquicken, bis ich erfahre wie es um meinen liebſten Leufried ſteht. Verflucht ſey der Tag, an dem die ſchändliche Närrin in mein Zimmer gekommen, denn ſie iſt eine Urſache daß Leufried ſo erbärmlich ſein Leben verlieren müſſe. Ich weiß daß der edle Jüngling noch Rittersorden mit ſeiner mannlichen Hand würde gewonnen haben, wer wollte mir

Unrecht geben daß ich ihn von euch zu meinem liebsten Ehegemahl begehret hätte.

Dies alles redete Angliana mit kläglichem Seufzen und Weinen, woran der Graf wohl abnehmen konnte, sie werde nicht wieder fröhlich werden, bis sie ihren Jüngling erfahren hätte, und sagte also: Tochter ziehe hin mit deiner Jungfrau, und wisse daß Leufried nicht umgekommen ist, wo er aber hingekommen dem frage ich nicht nach, er aber hüte sich bey meiner Ungnade je wieder meinen Hof zu betreten, sonst muß er von meiner Hand den Tod leiden.

Also schied Angliana mit großem Jammer und gewundnen Händen aus ihres Vaters Gemach, ging in ihre Schlafkammer, legte von ihr alle ihre köstlichen Kleinodien, Ketten und Ringe, legte an schwarze Trauerkleider, ließ auch keine andre Jungfrau mehr zu sich als Florina und Kordula, diese suchten oft sie von ihrem Vornehmen abzuwenden, trugen ihr auch

vielerley gute Speiſen und Trank zu, deren ſie aber nicht genieſſen wollte. Sie brachte ihre Zeit allein mit traurigen Gedichten hin, deren ſie etliche von ihr und ihrem Leufried dichtete, wiewohl ſie noch nicht wiſſen mochte, wo er hingekommen war. Jetzt dichtete ſie, als ſey er von ihrem Vater auf das Meer in ein Schiff verkauft worden, dann machte ſie ein Gedicht als wenn er in einem Kerker verſchloſſen wäre, und ſie ſäſſe täglich an der Thüre des Kerkers, und wollte ihm eine Geſellin ſeiner Gefängniß werden, dies war ihre Arbeit und Kurzweil, wo ſie ihre Zeit hinbrachte.

Wie Kordula und Florina von dem Grafen befragt wurden, warum ſeine Tochter alſo verſchloſſen in der Kammer ſitze, und wie er nach Leufrieden ſchicken ließ, dieſer aber auf keine Weiſe kommen wollte.

Als nun Leufried zu Hof nicht mehr geſehen wurde, Angliana auch gar nicht mehr zum Vorſchein kam, da hat erſt alles Hofgeſind auf der Närrin Werke ein beſonderes Gedenken gewennen, und war um Leufried nicht wenig Klage,

denn sie waren ihm alle sehr gut. Da aber der Graf wahrnahm wie sich Angliana hielt, ließ er die beyden Jungfrauen Florina und Kordula, welche Angliana allein zu sich ließ, vor sich in den Garten berufen. Florina war voller Furcht, und ist mit erschrocknem Herzen vor dem Grafen auf die Knie gefallen, desgleichen auch Kordula, er hieß sie aber aufstehen, denn er hatte nicht aus bösem Willen zu ihnen gesendet, um zu erfahren, wie sich seine Tochter hielt, und da er der Jungfrau Kordula versprochen hatte sie ohne Zorn anzuhören, so sprach sie: gnädiger Herr, unsere liebste Jungfrau wird weder essen noch trinken, bis sie erfahren wo Leufried hingekommen ist, jetzo führt sie eine ernstliche Zeit mit Weinen und Klagen, nichts redet sie, nichts gedenkt sie, als an ihren Jüngling, der ihr Herz ganz gefangen und besessen hat, drum gnädiger Herr, so ihr das Leben eurer Tochter liebet, so müßt ihr unsrer Jungfrau ihren liebsten Jüngling

anzeigen, denn Troſt, Warnung, Strafe und Lehre mag nicht an ihr verfangen. Ich habe mit Flerina ſo vieles an ihr verſuchet, aber alles umſonſt.

Dieweil Kordula ſo mit dem Grafen ſprach, weinte ſie ganz züchtiglich dazu welches der Graf deſto mehr beherzigte, nicht weniger Thränen vergoß auch die getreue Flerina, ſie ſchlug ihre beyden Hände in einander und kniete hinter ihre Geſpielin. Dies nahm der Graf alles gar wohl wahr, und ſprach: ſo gehet hin und ſaget meiner Tochter, der Jüngling ſey noch im Leben und ſammt ſeinem Geſellen und dem Leuen heimlich von meinem Hofe geritten, habe mir auch meinen liebſten Jäger erſchlagen, des ſoll ſie ganz gewiß ſeyn und ihr Klagen und Trauren fahren laſſen.

Als die beyden Jungfrauen mit züchtigem Urlaub von dem Grafen geſchieden waren, haben ſie eilends Angliana dieſe Botſchaft überbracht, wiewohl ſie etwas Troſt davon empfan-

gen, hat dennoch die Trauer in ihr geſchwanket. Der Graf aber iſt in ſeinen Seſſel niedergeſeſſen, und hat der Sache gar tief nachgeſonnen. Will mich denn das Glück alſo haben, wohlan ſo tröſte ich mich doch, daß Angliana einen ſolchen Jüngling erwählet der mit Tugend und Mannheit hoch von Gott begabet iſt. Ach wäre mir doch die Sache vor langem bewußt geweſen, leicht hätte ich den König bewegt, ihn zum Ritter zu ſchlagen, und mit Wappen Schild und Helm zu begeben. Alsdann wäre es mir nicht zu verweiſen geweſen, wie jetzt. Wüßte ich den Jüngling nur zu finden, ich wollte ihn durch einen Boten zurückberufen laſſen. Solches gedacht, ſtand der Graf auf, ſchrieb dem Jüngling einen Brief und ſicher Geleit und ließ einen Boten damit auf der Poſt nach Liſſabona reiten, denn er glaubte gewißlich der Jüngling ſey an des Königs Hof. Auch unterrichtete er den Boten, wie er dem Jüngling mit Worten anliegen ſollte, wenn er

etwa auf den Brief nicht traute. Der Bote ritt hin mit groſsen Freuden, denn auch ihm war des Jünglings Abſchied ſehr leid geweſen. Dieſen Boten laſſen wir reiten, und ſagen wie ſich Leufried der Zeit gehalten hat.

Wie Leufried zu Salamanka in der Stadt in großem Trauren war, täglich eine Zeitlang ins Feld spazieren ging, und seine liebste Jungfrau beklagte.

Leufried war jetzt bey zehen Tagen in Salamanka, und wenn er um die Leute war, bezeigte er sich ganz fröhlich, sobald er aber des Nachts in sein Bette kam, klagte er herzlich um seine liebste Jungfrau. Er nahm sich auch täglich eine Stunde oder etliche für, in denen er in das Feld spazieren ging ohne alle Gesellschaft, setzte sich dann etwa an eine verborgene Stätte, wo er von niemand mochte gehört werden, und fing allda an, sein Unglück zu betrauren; o Glück wie bist du mir so ganz

zuwider, was ziehst du mich armen Jüngling nieder, du hast mich gar fälschlich angelachet, mich mit deinem süßen und glänzenden Schein angesehen, und je ich meyne dir am angenehmsten zu seyn, überschüttest du mich mit aller Bitterkeit. Niemand soll sein Vertrauen und Hoffen zu dir unsteles Glück setzen, denn du bist ganz unbeständig, undankbar und wankelmüthig, und je man dich am allernächsten meinet, bist du am allerfernsten. Hast du mich armseligen Jüngling nicht aus niederem Stand gleich in meiner Kindheit zu einem guten Anfang gebracht, da meiner, eines armen Hirten Sohn gar herlich gepflogen ward in meines Herren Haus, nicht minder ward ich seinem Sohne in Essen, Trinken und Gewändern gleich gehalten. O hättest du mich in solchem Anfang bleiben lassen, und nicht mit falschem Schein angelachet. Aber du wolltest mich aus einem jungen Kind zu einem König haben, das aber nicht lang gewähret, denn ich

wußte bald aus meinen Reich entlaufen, und aus einem König ein Küchenbub werden, auch ließest du mich nicht lang in diesem Stand, ich mußt in der Frauen Gemach Diener werden. Allda that Cupido auch das seinige dazu, verwundete, und schoß seinen scharfen Strahl auf mich dermeßen, daß ich in brennender Liebe gegen meine liebste Jungfrau hart entzündet ward, bey ihr ungetreues Glück sahst du mich also an, daß ich und sie in Hoffnung war, unsre Liebe sollte unzertrennt und unauflößlich bleiben, was hast du mir aber jetzt durch deine falsche Tücke angerichtet, ohne Abschied habe ich von ihr scheiden müssen, mag auch gar nicht wissen wie es ihr geht, doch stehe ich in schwerem Zweifel, ob sie meinetwillen nicht schmählich und hart gehalten wird. Alles Hofgesind wird auf sie mit Fingern zeigen, o warum bin ich nicht an dem Hof geblieben, und habe meinen Tod von ihrem Vater genommen, wie mag ich leben ohne meine liebste Jungfrau, was

wird ſie doch jetzt für ein Vertrauen zu mir haben, da ich flüchtiger im Elend ſie verlaſſen habe. Dieſer und dergleichen Klagen führte Leufried unzählige, und als es ihm Zeit dünkte, nahm er ſeinen Weg wieder der Stadt zu, es ſtand aber eine ſchöne Linde vor der Stadt, unter der ſtand Leufried ein wenig ſich umzuſehen, da ſahe er von fern einen Boten eilends daher poſtieren, und als er näher zu ihm kam, erkannte er ihn, denn es war ſeines Herrn des Grafen Bote, Leufried erſchrack zum Theil, ſtand er aber dennoch ſtill um zu vernehmen, wie es ſeiner liebſten Jungfrau ging.

Wie der Bote zu Leufried unter der groſsen Linde kam, und ihm freudig des Grafen Brief übergab.

Der Bote hatte ſich kaum Leufrieden genähert, als er ihm erkannte, er ſprang eilends von ſeinem Pferd, zog ſeinen Brief aus der Taſche, und ſagte: gegrüßt ſeyſt du mein allerliebſter Jüngling, dein Anblick bringt mir herzliche Freude, ſo bringe ich dir auch gute Botſchaft von unſerm Herrn. Gott welle! wir wären jetzund bey ihm, denn er hat ein groſses Verlangen nach dir. Hiermit übergab er ihm des Grafen Brief. Wiewohl Leufried den Boten nie anders, denn als einen redlichen Knecht erkannt hatte, ſorgte er dennoch der Graf hätte

ihn auch mit Geschenken bestechen, gleich dem Jäger; darum empfieng er den Brief von ihm und sagte: lieber Bote ich bitte, du wollest in die Stadt mit deinem Pferde ziehen, und es in die nächste Herberge an der Pforte stellen, da will ich so bald ich diesen Brief gelesen habe, zu dir kommen und gute Gesellschaft halten. Dies war der Bote zufrieden, zog also in die Stadt, versah sein Roß mit gutem Futter und hieß demnach den Wirth das Mahl bereiten.

Dieweil ging Leufried vor der Stadt, und las den Brief, worin sein Herr der Graf ihn ermahnet wieder heimzukehren, ihm auch Friede und Geleit genugsam versicherte. Leufried aber sorgte allzeit, es möchte ein Betrug darin verborgen seyn, er ging in seines Herrn des Kaufmanns Haus, und wappnete sich in ein gutes Panzerhemd, damit im Fall ihn der Bote ungewarnet mit heimlicher List auf seines Herrn Geheiß umbringen wollte, er sich seiner

entſetzen möchte, er nahm auch Walther und ſeinen Diener mit ſich, denn die beyden wuſ-ten um alles, ſonſt aber ſagt er niemanden etwas davon.

Alsbald er nun in die Herberge kam, bat er den Wirth ihm gut aufzutragen, und ihn ſammt ſeiner Geſellſchaft in ein beſonderes Ge-mach zu ſetzen, ſolche Mühe wolle er wohl be-zahlen und vergelten. Dies alles ward nach ſeinem Willen vollſtrecket. So bald ſie zu Ti-ſche kamen, konnte Leufried nicht länger ver-ziehen, und fragte von Stund an den Boten, wie es doch um ſeine allerliebſte Jungfrau ſtün-de, denn er hätte in dem Brief wohl verſtan-den, daß ſeine Liebe allem Hofgeſind bekannt ſey. Der Bote ſagte: Jüngling ich bin guter Hoffnung, ihre Sachen werden nun beſſer ſte-hen, denn ehe ich von Hofe wegritt, vernahm ich von Kerdula einer ihrer Jungfrauen, daß ſobald ſie wahrgenommen, du ſeyeſt hinweg und bey ihrem Vater in Ungnade, habe ſie

ſich aller Zier und Kleidung, auch alles, ſo zu Luſt und Freude dienen möchte, nicht mehr gebrauchen wollen, ihre Trauerkleider hervergeſucht, und keiner Speiſe noch Tranks mehr genoſſen, ſo lang bis ihr Vater ihr gemeldte Jungfrau ſammt Florina ſchickte, die dir ſehr wohl bekannt iſt. Die beyde haben der Jungfrau gewiſſe Botſchaft von ihrem Vater gebracht, daß du nicht umgekommen noch gefangen ſeyſt, ſondern ohne Urlaub mit deinem Bruder Walther und dem Leuen von Hof weggeritten, ihr auch dabey verſprochen in kurzem zu erfahren, wo du hingekommen, und hat mich mein Herr in derſelben Zeit mit dem Brief abgefertigt, den ich dir übergeben habe, ſodann mir auch mündlichen Befehl gegeben, auf das freundlichſte mit dir zu reden, damit du mit mir wiederkehreſt, denn er ſtand fürwahr in groſſen Sorgen um ſeine Tochter.

Nun merk mich, ſo bald mir der Brief und Befehl gegeben war, hab ich mich ganz

ſtiller Weiſe zu Kordula der Jungfrau verfüget, und ihr meine Reiſe und Befehle angeſagt, damit Angliana deſto mehr Troſtes von ihr empfangen möge. Ich wäre auch ſelbſt gern bey ihr geweſen, konnte aber ſolches mit keiner Schicklichkeit zu wege bringen. Dieſe Worte liebſter Leufried, ſollſt du mir alle glauben, und meine Treue zu einem ſichern Pfand annehmen daß ihm alſo ſey. Leufried kannte, wie geſagt, dieſen Boten als einen frommen wahrhaftigen und getreuen Geſellen, gab ihm derhalb guten Glauben, und ſagte: mein getreuer Bote, wer hat dir angezeigt daß ich hie zu Salamanka bin? das habe ich ſagte der Bote, zu Liſſaben an des Königs Hof erfahren, denn mein Herr meinte nicht anders, als ich würde dich an des Königs Hof finden.

Lieber Bote ſagte Leufried was giebſt du mir aber für einen Rath, mein Herr hat mir zuver ſtreng nach dem Leben getrachtet, einen falſchen Mörder dazu beſtellt, der mich mit ei-

nem Spieße durchſtechen ſollte, nun muß ich ſorgen, dieweil mich das Glück vor ſolchem Unfall bewahrt, man möge mir ein ander Pad zurichten, und mein Herr möge mich bloß mit guten Worten zu ſich locken, um ſeinen Zorn an mir zu rächen.

Der Bote antwortete: das wird meinem Herrn ſehr nachtheilig ſeyn, dieweil du ſein Geleit mit ſeinem Inſiegel von ihm haſt, das magſt du ſammt deinem Freunde Walther zu Liſſaben an des Königs Hof laſſen, ſodann mein Herr Gewalt an dir brauchen wollte, würde er dieſes ſchwer gegen den König verantworten können. Wohlan ſagte Leufried, laß uns die Sache heut Nacht beſchlafen, jedoch ſollſt du morgen früh bereit ſeyn, denn ich will mich auch rüſten, will dann mein Bruder Walther mitreiſen, ſo iſts mir ſehr lieb. Da ſagte Walther: lieber Bruder, wie möchte ich dich von mir laſſen, ſo daß ich nicht wiſſen möchte, wie es dir ginge, ich will dieſe Fahrt

mit dir wagen, du aber ſollſt meinem Vater nichts davon ſagen, ſonſt wird er uns die Reiſe nicht erlauben, weil er deine Umſtände nicht kennt. Als ſie nun gegeſſen und getrunken hatten, gingen ſie zu Bett und erwarteten den folgendem Tag mit Verlangen.

Wie Leufried mit seiner Gesellschaft nach Lissabon reitet, und was er mit Walther beschloß.

Leufried und sein liebster Bruder Walther brachten am Abend das Ihrige in Ordnung, nahmen Urlaub von Vater und Mutter, und empfahlen ihnen Lotzmann den Leuen treulich. Sobald nun der Tagstern am Himmel erschien, und die Vögel mit fröhlichem Gesang den neuen Tag verkündeten, sind sie zu Roß gesessen, und haben den Weg nach Lissabon mit begierigem Herzen vor sich genommen. Leufried bedachte sich auf solcher Reise mannigfach, wie er sich halten wollte. Zuletzt rieth ihm Walther, dem Grafen und seiner Tochter zu schreiben, daß er

noch frisch und gesund sey, daß er aber so lange in Lissaben bleiben welle, bis er eine ritterliche That begangen und Ritterorden erlangt habe. Dieser Rath gefiel Leufrieden wohl, wenn anders Walther die Briefe selbst überbringen wollte. Dies versprach ihm Walther, denn er fürchtete nicht daß der Graf irgend Gewalt an ihm ausüben würde.

Leufried aber hatte einen heimlichen Anschlag gefaßt, mit dem Grafen und seiner Tochter selbst zu reden, den er selbst seinem vertrauten Bruder nicht sagte. Da sie nun nach Lissabona kamen, schrieb er folgenden Brief an Angliana.

Mein Gruß, Heil, und alle Wohlfarth Euch zuvor!

Meine herzallerliebste Jungfrau, wie große Trauer mein Hinscheiden von Euch mir gebracht, vermag ich nicht zu beschreiben, aber noch viel mehr beschwert mich Euer hartseliges Leben, in welchem ich Euch ganz elendiglich habe ver-

lassen müssen. Denn so oft ich bedachte, mit wie viel Kummer Ihr überschüttet gewesen, hat mir mein Herz in meinem Leibe geweint, denn gewiß war es Euch sehr traurig, daß der, zu dem Ihr alles Vertrauen gesetzt hattet, so flüchtig und ohne Urlaub von Euch geschieden, da ich Euch doch oft versprochen habe, bis in den Tod nicht von Euch zu weichen, und allen Unfall willig mit Euch zu leiden. Mit schweren Gedanken habe ich zu Herzen genommen, wie viel zornige harte und sträfliche Worte Ihr von Eurem Herrn Vater habet hören müssen. Ich schweige der großen Schaam vor allem Hofgesind, welches von Euch gesaget: sehet wie hat sich unsre Jungfrau so wohl verheurathet, ist sie doch mit einem verlaufenen hinflüchtigen Jüngling von niederer Geburt behaftet, solches gedachte ich, doch ist es besser ergangen, denn der Bote Eures Herrn Vaters hat nur wohl erzählt, daß alles Hofgesind ein Erbarmen mit uns gehabt. Daß ich durch des treuen Schildbuben

Warnung vor dem grimmen Zorn Eures Vaters geflohen, wollet mir nicht verdenken, denn er hätte mich sicher erschlagen, und ihr würdet die übrige Zeit Eures Lebens in Sehnen und Klagen verzehret haben. Darum glaubet, daß ich nicht anders als je gegen Euch gesinnet bin, und daß ich auf künftigen Sonntag gewiß bey Euch sein werde und Euer liebliches Angesicht anschauen will. Ihr werdet mich aber in verwandelter Gestalt sehen, denn ich lasse mir von grünem Tuch eine Waldbruders-Kutte machen, ein schön Büchlein einbinden gleich einem Gebetbuch, in dem werdet Ihr nach aller Länge meine endliche Meinung vernehmen, denn es ist mir nicht möglich Euch zu lassen. Gott pflege Euer meine allerliebste Jungfrau.

Diesen Brief nahm Leufried, versiegelte ihn mit seinem Petschaftring, und schrieb dem Graf auch einen Brief, in welchem er ihm um Verzeihung bat, für das gnädige Geleit dankte, und ihm seinen Willen bekannt machte,

nicht eher zurückzukehren, als bis er den Rittererden erlangt hätte. Mit dieſem Brief ritt Walther mit dem Boten den nächſten Weg zu des Grafen Schloß.

Wie Leufried ſich einen Münchsrock machen ließ, und einen künſtlichen weißen Bart, und in den Wald des Grafen ritt, ſein Pferd bey einem Waldbruder ſtehen ließ.

Nicht lang nach Walthers Wegreiten, ging Leufried zu einem Gewandſchneider, und ließ ſich eine Kutte und Kapuze machen von wüſtem grobem grauen Kotzentuch. Dann ſah er ſich nach einem langen künſtlichen venedigiſchem Barte um, und ritt mit dieſem Tag und Nacht in kurzer Zeit zu dem groſſen Forſte, der nah bey ſeines Herrn Schloß lag. In welchem Walde ein frommer Klausner wohnte, der vor Zeiten der liebſte Diener von des Grafen Va-

ter geweſen war. Ein freudiger und ſehr kühner Held, der in Stürmen und Schlachten viele umgebracht hatte. Einſtens drückte ihm ſein Gewiſſen, und er meinte, er möge nicht ſelig werden, wenn er ſich nicht von der Welt abſondere, klagte das mit weinenden Augen ſeinem Herrn undm eldete ihm ſeinen Entſchluß, in die Wildniß zu gehen. Dem Grafen gefiel ſein Willen gar wohl, und ſprach er zu ihm; wähle dir eine der zwey reichen und ſchönen Abteyen in meiner Grafſchaft, um darin ein Laienbruder zu werden, beyde liegen in rauhen und finſtern Wäldern. Er antwortete aber: bewahre mich Gott vor dem Kloſterleben, welches voll allen Ueberfluſſes iſt, wie uns der hochgelehrte Bruno von Bamberg in ſeinem Buch, der Renner genannt, (weil er alle Ständ der Welt darin durchrennt,) gründlich zu verſtehen giebt. In dieſem Buche habe ich von meinem und aller Reiter und Hofleute Stand wohl geleſen, ſo daß mich Reiterordens, noch

Hoflebens nicht mehr gelüſtet. So ich mir aber unter zweyen eins erwählen ſollte, hoffte ich die Seeligkeit eher im Hofleben, als im Münchsleben zu erlangen, denn ich habe nie anderes bey ihnen gefunden als Ehrgeiz, ein jeder wollte gerne am Bret ſeyn, iſt einer Prokurator oder Superior, ſo ſinnt er von Stund an darauf Prior oder Abt zu werden. Neid und Haß wohnen mit Haufen bey ihnen, ja was ich in der Welt fliehen will, würde ich im Kloſter finden, darum vergönnet mir in dem groſſen Forſt ein Hüttlein zu bauen, wie ich dann das mit Reiß und Laub wohl zu machen weiß. Da ließ ihm der Graf im Wald eine Kapelle und Bruderhäuslein bauen, ihm auch täglich ſeine Nahrung vom Hofe zukommen. Zu dieſem Bruder kam Leufried des Nachts geritten bey hellem Mond, und es war nicht weit von Mitternacht, als er vor die Zelle kam. Er klopfte züchtiglich an, der Bruder

aber konnte ihn nicht hören, denn er war noch an ſeinem Gebet in der Kapelle, die ſtand ein wenig tiefer in den Wald hinein, ſo ſtand die Zelle an einem Felſen, daraus ein luſtiger Brunnen ſprang, Leufried dachte, ich mag den guten Bruder nicht weiter bemühen, ich will weiter in den Wald hineinreiten zu der Köhlerhütte, vielleicht ſind die Köhler in ihr Dorf gegangen, ſo finde ich doch Stallung und Heu für mein Pferd. Alſo trabte er gemachſam durch den Wald. Als er aber nicht lange geritten war, ſah er einen hellen Glanz durch die Bäume ſcheinen, dareb er ſich nicht wenig verwunderte. Nun bin ich, ſagte er, noch nicht bey der Kohlenhütte, was Feuer oder Licht mir hier entgegen ſcheint, ſo hat mich auch niemand können verrathen, denn niemand weiß von meinem Anſchlag, ſind es aber meines Herrn Diener, welche die Nacht vielleicht auf der Jagd bleiben, wie ſoll ich mich da verhal

ten, es möchten vielleicht etliche unter ihnen seyn, so auch ihr Wartgeld auf mich hätten, daß sie mich erschlagen sollten, wohlan es sey wie es wolle, so muß es gewagt seyn.

Wie des Jägers Weib zu Leufried kam, und ſich ſehr übel beklagte, ihm auch alles erzählte, welcher Anſchlag auf ihn gemacht worden war.

Leufried ließ ſeinem Gaul volle Macht, wo er hintraben wollte, als er nun dem Feuer näher kam, fing ſein Gaul an zu ſchnauben, ſchlagen und zittern, es lag ihm auch der Schweiß auf ſeinem ganzen Leibe, auch den

Jüngling befiel ein Grauſen und ſtiegen ihm ſeine Haare zu Berg. Er machte das Kreuz über ſich, ſprach auch zu ſich ſelbſt, nun habe ich doch manche Gefahr überſtanden, zu Lande und zu Waſſer, dermaßen bin ich aber nie geängſtiget werden, doch es ſey was es welle, im Nahmen Gottes reiſe ich darauf zu, indem fing ſein Pferd an zurückzuſchreiten zu ſtampfen und zu ſpringen. Leufried faſste eines Mannes Muth, ſprach ſeinem Gaul tapfer zu, gab ihm die Sporn und ſprengte zu dem Glanze hin, da vernahm er ein kläglich Geſchrey, aus welchem er abnahm, daß es ein Geſpenſt war, indem kam er ganz nahe herzu, da ſprach der Geiſt; e weh und ach du theurer Jüngling, wie werd ich um deinetwillen ſo hart gepeinigt, weh mir Leufried, daß ich je übels gegen dich unternommen, warum ließ ich den Grafen nicht ſelbſt ſein Heil an dir verſuchen. Leufried ward von dieſem Geſichte ſo erſchüttert, daß er nicht mehr des Jägers gedachte, und ſprach: du ar-

me Kreatur, wer du biſt weiß ich nicht, ich möchte dir aber meinetwillen wohl gönnen, daß du zur Ruhe kämſt. Sage mir, wer du biſt, und warum du von meinetwillen ſolchen Jammer leideſt. Das Geſpenſt antwortete: ach leider glücklichſter Jüngling, iſt es nicht lange her, daß ich dich um Geld umbringen wollte, aber dein Leue zerriß mich, und da mir nicht die Zeit geblieben war, Gott den allmächtigen um Verzeihung zu bitten, ſo muß ich nun ewig in ſolchem Elend bleiben, und mag mir niemand helfen. Leufried, wiewohl er alles wußte, fragte doch den Geiſt, wer ihm ſeinen Tod aufgetragen habe, da antwortete das Geſpenſt: Leufried es iſt nicht Noth dir ſolches zu erzählen, denn du weißt es genugſam, nun verſchwand der Geiſt mit groſſem und jämmerlichem Geſchrey, und ſchlug alſo die Feuerflammen um ſich her, daß Leufried nicht anders meinte, als der ganze Wald würde ſich entzünden. Indem ſah er den Mond wie-

der durch die Bäume herglänzen, und ritt in groſſem Schrecken weiter. Ach ſagte er, muß dieſer Jäger ewig verdammt ſeyn, da er in ſo böſem Führnehmen dahin geſtorben, wie muß es dann manchem Kriegsmann und Räuber ergehen, die keiner andern Urſache halb ausziehen, dann zu rauben, brennen und tödten, und anderes bringet ſie nicht in ſo böſe Sünde als der verfluchte und ſchändliche Geitz. In ſolchen Gedanken ritt Leufried lang in dem Wald, zuletzt hört er eine menſchliche Stimme von fern ſingen und fröhlich ſeyn. Leufried gedachte, nach dieſem Getön will ich reiten, da mag mir mehr Kurzweil werden, als bey dem Armutſeligen Jäger. Er ritt eine kleine Weile, kam auf einen ebnen Platz und Weg, und ſah die Kohlenhütte von weitem, deſi ward er ſehr froh, denn die Nacht war ihm lang geworden.

Wie Leufried zu den Köhlern kam in finsterer Nacht, wie sie freundlich mit ihm redeten, und ihm alles erzählten, was in der Gegend von ihm geredet worden war.

Leufried kam zu den Köhlern, die waren streng an ihrer Arbeit, sie sangen und waren leichtsinnig, er sprach ihnen freundlich zu und bat sie um eine Herberg, sie empfingen ihn gar gut und sagten: so er verlieb nehme, wollten sie gern ihr Bestes thun. Leufried stieg von dem Pferd ab, das führten sie in eine Hütte und gaben ihm Gerste und Heu, machten ihm auch eine gute Streu. Sie fragten Leufrieden ob er Hunger hätte, und da er ihnen das

bejahet, brachten ſie ihm gut geſalzen Fleiſch mit Brod, und einen friſchen Krug mit Bier. Er ſaß nieder und zechte bis er ganz ſatt war, dann ſtand er bey den Köhlern und ſah ihrer Arbeit zu. Einer unter ihnen, ein luſtiger Geſell, fragte ihn woher er komme, und wer ihm einen ſo guten Wirth gewieſen habe, Leufried antwortete ihm ſcherzhaft: es ſteht in des Wirths Gefallen, wie er mich halten will, aber die Wahrheit zu bekennen, bin ich in langer Zeit keines Wirths ſo froh geworden, noch hat mir Speiß und Trank irgend ſo wohl geſchmeckt. Der ihn alſo angeredet, blickte ihn oft an und dachte ſtets: dieſer Jüngling iſt gewiß Leufried, nach welchem der Graf ſo ernſtlich fragen läßt, wüßt ich es, ich wollte morgen einen guten Botenlohn verdienen und ihn meinem Herrn anzeigen. Leufried merkte das wohl, und gedachte, der geſchwätzig Vogel mag mich leicht verkundſchaften, ich will ihn auf die Probe ſtellen, ob er mich kennt.

Da sprach er: lieber Köhler, saget mir doch, wie lange habt ihr nun in diesem Revier Kohlen gebrannt, ihm antwortete einer, es ist jetzund an die zehen Wochen, daß wir Tag und Nacht hier gearbeitet, keiner auch in ein ander Bett gekommen ist, als wir sie hier unter den Bäumen von Laub gemacht, und in die Hütten getragen haben, so vor mir die nicht für gut nehmet, müßt ihr die Nacht ungeschlafen seyn. Das bin ich wohl gewohnt, sagte Leufried, seyd ihr so lange in diesem Wald gewesen, saget mir, ist nicht ein junger Reitersmann etwa zu euch gekommen zu zweit, und hat einen Löwen mit sich geführt. Ja aber nein, sagte der Köhler, ich hab dich wahrlich für ihn angesehen und geglaubt, du seyest der Jüngling, der immer an meines Herrn Hof mit dem Leuen gegangen, ich habe mich schon gefreut, morgen ein Geschenk von meinem Herrn zu kriegen, so ich ihm anzeigte, daß er noch am Leben sey,

dann zu Hof hat man groſs Verlangen nach dem Jüngling. Das weiſs ich gar wohl, ſagte Leufried, denn ich bin auch einer von meines gnädigen Herrn Hofgeſind, und reite jetzund manchen Tag um Leufrieden zu ſuchen, kann aber nichts anders von ihm vernehmen, als vor drey Nächten lag ich bey einem glaubwürdigen Wirthe, der mir geſagt, unſers Herrn Bote ſey den Tag vorher mit einem Brief von Leufried an den Grafen von Salamanka zurückgekehrt, wo derſelbe mit ſeinem Leuen ſey, ob das ſo iſt, will ich morgen bald erfahren. Wohlan, ſagte der Köhler, ich hätte alles verwettet, du wärſt Leufried ſelbſt geweſen; das nimmt mich nicht Wunder, ſagte Leufried, denn ich bin oft für ihn angeſprochen worden.

Alſo lieſsen ſies gut ſeyn, und vertrieben die Nacht mit anderm Geſchwätz. Leufried half ihnen Holz ſcheiten und tragen um die

Zeit zu kürzen. Da nun der Tag anbrach ſchenkte er ihnen einiges Geld, wofür ſie ihm ſehr dankten, und nun ritt er zu des Wald-bruders Zelle.

Wie Leufried zu dem Waldbruder kömmt, den er vor ſeiner Zelle im Wald ſitzen fand, und wie ihn der Bruder empfing.

Leufried hatte gar groſſe Begierde, daß er zu dem Beghart oder Waldbruder käme, hatte auch gute Kundſchaft mit ihm, und wußte daß er nicht von ihm ausgeſchlagen würde. Als er nun zu der Kapelle kam, fand er den Bruder

zunächſt dabey an einem luſtigen Brunnen ſitzend. Er grüßte ihn gar freundlich, und hielt mit ſeinem Pferd ein wenig ſtill. Der Bruder dankte ihm und ſah ihn gar ernſtlich an und verwunderte ſich über ſeine Zurückkunft, dieweil er von etlichem Hofgeſind vernommen, wie er weggeritten ſey und niemand ihn zu finden wüßte. Als er ihn aber ganz wohl erkannte, ſagte er: Leufried mein lieber Freund, biſt du es, oder betrügt mich mein Geſicht, ich meyne nicht, daß du ſo verwegen ſeyeſt nach dem was ich gehöret, daß du in meines gnädigen Herrn Land reiteſt, biſt du aber Leufried, dafür ich dich dann halte, ſo bitte ich, du wolleſt dich eilends aus dem Lande machen. Ich ſorge, ſollteſt du meinem Herrn unter die Augen kommen, du möchteſt dein Leben nicht bewahren, es ſey dann daß mein Herr eines andern bedacht ſey, dann vor einem Monat. Leufried zog ſein Geleit, ſo ihm der Graf mit ſeinem Siegel geſchickt hatte, herfür und ſagte: Reichard lieber Bruder, ich bitte, du wolleſt

dies offne Geleit lesen, so mir vom Herrn ist nach Salamanka zugeschickt worden.

Reichardus sagte, alsbald er den Brief gelesen hatte; deß freu ich mich in Grund meines Herzens, denn dein Hinscheiden hat mich sehr bekümmert. Nun sag mir, bist du schon zu Hof gewesen, oder bist du erst willens hinzureiten? Das bin ich, lieber Bruder Reichart, noch unbedacht, komme auch darum zu dir, daß ich hierin deines Rathes pflegen will. So weiß ich dir, sagte der Bruder, in diesem Falle gar nicht zu rathen, wenn ich aber des jetzigen Herrn Sinn und Gemüth so wohl erkannt als seines Vaters, der vor langer Zeit mit Tod abgegangen, wollt ich dir wohl zu rathen wissen. Denn was er mit dem Mund versprach und zusagte, hielt er ganz getreulich, wie wohl ich von diesem auch nicht anders gehört hab, dazu bist du von Jugend auf um meinen gnädigen Herrn gewesen, darum du ihn billig besser denn ich kennen solltest. Sicher, sagte Leu-

fried, hab ich ihn nie gegen jemand Gewalt brauchen ſehen, ſondern allezeit als einen frommen und milden Herrn erkannt. Ich aber will mich dennoch nicht ſo gar weit bloß geben, ich habe dann zuvor mit meiner liebſten Jungfrauen in eigener Perſon geredt, wie ich das ſchon will zu wege bringen.

Du ſollſt wiſſen, mein lieber Bruder, ich hab mir zu Liſſbona heimlich einen Reck Mantel und Kappe, auch einen ganz contrefetiſchen Bart machen laſſen, damit ich mich in Geſtalt eines Einſiedels verkleiden mag. Sodann hab ich meiner liebſten Jungfrau durch meinen lieben und vertrauten Bruder Walther von Salamanka geſchrieben, daß ich auf künftigen Sonntag zur Kirche ſeyn wolle, allda werd ſie mich in eines Beghards oder Einſiedels-Geſtalt vor der Kirche ſehen, und perſönlich mit mir reden. Ich woll ihr auch mit meiner Hand ein ſchönes Büchlein präſentiren, darin ſie beſchrieben finden wird meine Geburt und ganzes Le-

ben, bis auf dieſe gegenwärtige Zeit, auch was ich mir endlich fürgenommen hab, weiter zu thun, oder mein Leben darob zu verlieren. Nämlich daß ich eine Zeitlang an des Königs Hof Dienſt ſuchen, und mich dermaßen bey dem König anbringen will, alſo daß ich hoff in kurzer Zeit, Ritter geſchlagen zu werden, damit ihr Vater nicht täglich an mein ſchlecht Herkommen, ſondern auch an mein Leben und mannliche Thaten gedenken thu. Reichart der Bruder ſagte: Leufried lieber Freund, biſt du dieſes Vorhabens, ſo mußt du fleißig mit der Sache umgehen, damit dir nicht begegne mit dem Buch, wie mit dem Ring und Brief, ſo du meinteſt der Jungfrau ſollt ſolches werden, und kām ihrem Vater zu Hand, deß ich alles gute Erfahrniß hab von einen Schildbuben, der mir täglich meine Koſt von Hof in dieſen Wald bringt, denn derſelbe ſagte mir auch in der Beichte, wie er deines Heils eine Urſache zey, und dich vor dem falſchen Jäger gewarnet

habe. Ach Gott, ſagte Leufried, möcht ich dieſen Buben ſehen, der wird mir in allem meinem Anſchlag der allerfürnehmſte Helfer ſeyn. Deß biſt du getroſt, ſagte Reichart, es ſey dann, daß er in dieſer Nacht verſchieden, ſo wird er, eh zwey Stund verſchieden ſind, bey mir in dieſem Wald ſeyn. Darauf maaſt du dich wohl bedenken, was du mit ihm zu reden habeſt. Leufried ſprach, mein lieber Reichart, was ſagte dir doch der Bub in den letzten zwey Tagen, hat er meinen Bruder nicht zu Hof geſehen? Nein gar nichts, ſagte Reichart, denn wir ſind in dreyen Tagen deinethalben gar nicht zu Red kommen. Nun bin ich ganz gewiß, ſagte Leufried, daß mein Geſell auf diesmal zu Hof iſt. Alſo hatten ſie mancherley Geſpräch mit einander, bis auf die Zeit da der Knab mit dem Brod kommen ſollte.

Wie der Schildbub mit dem Essen kam, und seine große Freude als er Lenfrieden ersah.

Es war in dem Walde einen Roßlauf weit von dem Ort, da Reichart seine Zelle hatte, ein sehr hoher Stein auf einer glatten Säule, auf denselbigen ward dem Bruder alle Morgen seine genannte Speiß gebracht von dem Schildbuben oder einem andern an dem Hof. Der Stein war oben gemacht wie ein Kasten, darüber man einen andern dünnen Stein deckte, damit die Vögel und andre geschwinde Thier dem Bruder in seiner Abwesenheit die Speiße nicht hinweg nehmen möchten. Denn also war die Ordnung, so man den Bruder bey dem

Stein nicht fand, legte der das Essen darein, so es darbrachte, und ritt darnach wiederum seine Straße, es geschah auch oft, daß er das Essen auf zwey Tage zusammenkommen ließ; so dann, der das Essen in den Stein brachte, das alte noch fand, nahm er dasselbige heraus, und stellte das frische hinein, solches geschah allein darum, daß man den Bruder an seiner Andacht und Gebet nicht verhindern sollte.

Reichart sammt dem Jüngling gingen zu dem Stein, Leufried aber that seine Kappe an, damit, so ein anderer dann der Bub käm, er nicht erkannt würde. Sie saßen aber nicht lang bey gemeldtem Stein, da kam der Knab mit der Speiß. Reichart hat ihn seiner Gewohnheit nach freundlich empfangen und gefragt, was für neu Gespräch zu Hof sey. Ich hab sagte der Bub, gute Bothschaft gehört, denn ohngefähr in vier Tagen sind meinen Herrn Briefe gekommen von dem theuren Jüngling Leufried, der soll jetzt zu Lissabona seyn an des

Königs Hof. Denn sein geschworner Bruder Walther hat nur das alles selbst gesagt. Ach sagte Reichart, mein lieber Sohn, dir habs gesagt, wer da well, so sag ich dir für eine ganze Wahrheit, daß er zu Lissabena nicht ist, weiß auch kein Mensch in Lissabena, wohin er kommen sey, des bin ich gut berichtet, denn sobald Walther und der Bote von Lissabena hinweggeritten sind, ist Leufried an dem Hof verloren werden. Ach das erbarm Gott, sagte der Knab, so sorg ich, daß er durch heimliche List, so mein Herr auf ihn gemacht, vielleicht gefangen, oder aber gar zu Grund gegangen ist, fing damit kläglich an zu weinen.

Als nun Reichart und Leufried sein getreu Herz ersahen, hat der Bruder angefangen und gesagt, die Wahrheit lieber Sohn hab ich dir gänzlich gesagt, das ihm auch also sey, so nimm wahr, hie ist Leufried. Damit zog er ihm die Kappen von seinem Haupt, der Jung vor Freuden nicht mehr auf dem Pferd bleiben mochte,

et ſprang zur Erden, empfing Leufrieden mit groſſen Freuden und ſagt: o Leufried, ſollte meine gnädige Jungfrau jetzund dich ſo nahe wiſſen, ich glaub ſie würde aus groſſer Freude in eine Krankheit fallen, denn ihr Verlangen nach dir iſt nicht auszuſprechen. Aber ihr Kummer, den ſie gehabt, hat ſich zum Theil in Troſt verwandelt, denn ſobald dein Bruder Walther für meinen gnädigen Herrn gekommen, und mein Herr deinen Brief geleſen, hat er denſelbigen mit Walther ſeiner Tochter zugeſchickt, damit ſie ohne allen Argwohn dich noch im Leben glaube. Es hat auch Walther meine gnädige Jungfrau aller Sachen berichtet, wie ich euch beyde bey nächtlicher Weil vor dem mörderiſchen Verräther gewarnet habe, weshalb mir dann meine Jungfrau von der Stund an viel Gutes erwieſen hat. So iſt auch auf den heutigen Tag alles Hofgeſind in ſehr groſſen Freuden. Das ganze Frauenzimmer iſt in groſſem Jubiliren, dieweil ſie dich noch friſch und

gesund wissen, denn wir alle in gemeiner Schaar haben von deinetwegen großen Kummer und Leid gehabt, jetzund aber wissen sie allesamt deine Wohlfarth.

Dieser Rede freute sich Leufried sehr, gab nun auch erst dem Schreiben, so ihm von dem Grafen zugekommen, gänzlichen Glauben. Jedoch beharrte er auf seinem Fürhaben nicht eher am Hof zu wohnen, er hätte dann zuver dem König etliche Zeit an seinem Hof gedienet. Er bat den Knaben mit allem Ernst, er solle ihn weder gegen Walthern, noch keinen andern Menschen vermelden, damit er seinem Fürnehmen deste stattlicher möchte nachkommen. Das versprach ihm der Bub, und wie es ihm Zeit gedäucht, saß er wieder auf sein Pferd und ritt gen Hof, denn es war eben um die Zeit, das man zu Hof zu Tische läuten sollte, wie denn Brauch ist.

Wie Leufried an einem Sonntag vor der Kirche stand, ihn Analiana zur Stund erkannte, und ihm ein Almosen zu geben befahl.

Auf nächst kommenden Sonntag vermummte sich Leufried in seine Kappe und Mantel, machte vor sich seinen langen Bart, und ging durch den Wald den nächsten Weg auf den Hof zu, in der einen Hand ein großes Paternoster, in der andern ein kleines Cruzifix auf einem Stab.

Als er nun an die Pforte des Vorhofs kam, ward er ohne alle Rechtfertigung hinein gelassen, denn der Pförtner meynte nicht anders, denn es wäre Reichard der Einsiedel. Leufried stand vor der Kirche, und wartete daß man zur Kirche gehen sollte, denn sie stand im Vorhof. Als es nun um die Zeit war, kam das Hofgesind nach Ordnung nach einander her. Der Graf aber kam dieselsmal nicht zur Kirche, denn er war nicht gar wohl auf. Es hat aber Angliana die Stunde kaum erwarten mögen, sie that sich gar köstlich an, und befahl auch allen ihren Jungfrauen, ihre hochzeitlichen Kleider anzulegen, deßwegen ein Argwohn unter ihnen entstand, Leufried werde gen Hof kommen, aber keine unter ihnen allen wußte, in welcher Gestalt er seinen Anschlag hatte, als Florina und Cordula, denen hat Angliana alle Sachen zu verstehen gegeben.

Als man nun zu dem Amt läutete, kam Angliana mit ihren Jungfrauen in so schöner

Geſtalt daher, als wenn eine Schaar Engel daher gegangen wäre. Alsbald ſie nun vor die Kirche kam, hat ſie ihren liebſten Bruder erſehn, der ihr dann mit groſſer Reverenz entgegen kam. Segleich gab ihm Angliana ein köſtliches Kleinod, ſammt ein paar Handſchuhen, darin auch ein Brief verborgen war. Sie ſagte, Bruder, ich bitte, du welleſt mein bey dieſem Allmoſen eingedenk ſeyn. Deß ſeyd ohne Zweifel gnädige Jungfrau, bitte auch, eure Gnad möge von mir dies Betbüchlein empfangen und mit Fleiß durchleſen, denn ihr werdet darin finden, was Euch wohlgefällt. Alſo hat die Jungfrau das Buch empfangen von dem Bruder, und der nächſten ihrer Jungfrauen, Florina befohlen zu verwahren. Florina und Kordula aber haben nicht können vor den Bruder gehen, ſie gaben ihm durch ihr Winken zu verſtehen, daß ſie ihn erkannten. Aber die andern Jungfrauen in Gemein haben ſich des Bruders verwundert, wer er doch ſeyn

mög, oder von wannen er doch käm, daß ihre Jungfrau sich sein so viel angenommen. Jedoch war allgemein die Rede unter dem ganzen Hofgesind, es sey Bruder Reichart aus dem Wald einmal zu Hof kommen.

Demnach das Amt nun geendet, und man zu Tische läutete; ist jedermann wieder aus der Kirche gegangen, und der vielgemeldete Schildbub verfügte sich zu Florina: Ach gnädige Jungfrau sagte er, mag ich nicht mit Gunst verschaffen, daß diesem guten Bruder etwas Gutes aus der Küchen werd, denn er ist mir sehr wohl bekannt, es ist auch nicht lang, daß ich ihn in einer andern Gestalt sah. Die Jungfrau, verstand des Knaben Werte wohl, darum sagte sie: Junge geh in die Küche und sag zu dem Meisterkoch, daß er dir genugsame Speiß, und etwas Guts gebe, für dich und den Bruder; führ ihn etwa in eine Pfortenstube und sey fröhlich mit ihm. Nach dem Imbiß komm zu

mir in mein Gemach, ſo will ich dir eine Hiſtorie anzeigen und geben, welche du dem Bruder bringen ſollſt, damit er ſeine Zeit in dem Wald kürzen mag. Dies ward alles nach der Jungfrau Befehl ausgerichtet. Als nun Leufried das Mahl genommen, hat er dem Buben befohlen des Morgens die Hiſtorie mit ſich zu bringen, iſt demnach mit groſſen Freuden wieder in den Wald gegangen, und hat den Brief ſo er von Angliana empfing geleſen, darin ſie ihm den Schildbuben zum treulichſten empfahl, dieweil er ihn durch ſeine Warnung vor dem Tod bewahrt hätte. That ihm auch unter andern zu wiſſen, wie Walther in ſo groſſen Ehren bey dem Grafen gehalten würde, ſie bat ihn auch, wann er hinweg ſcheiden wollte, daß er zuvor wieder in ſeiner angenommenen Kleidung zu Hof kommen möchte, damit er von ihrem Vater nicht geſehen würde, dieſes möchte ihm über Nacht zu groſſen Statten kommen. Dies alles that Angliana aus

einer beſenderen Liſt, denn ſie hoffte dadurch Leufrieden an dem Hof zu behalten, aber es war umſonſt, denn er wollte einmal dem Verſprechen, ſo er dem Grafen gethan, nachkommen.

Wie Anatiana nach Walthern ſchickt, ihm alle Sachen offenbart, wie Leufried vorhanden, auch was ſie in eigener Perſon mit ihm geredet habe.

Leufried war jetzund wieder bey ſeinem Freund und vertrauten Bruder in dem Wald; Angliana dachte fleiſſig nach, durch welche Mittel ſie zuwege bringen möchte, daß Leufried von ſeinem Fürnehmen abſtünde, und daß er nicht von ihr verreiſen ſollte, ſondern an dem Hof bleiben, denn ſein Hinſcheiden war ihr ganz beſchwerlich.

Alsbald ſie von Tiſch aufgeſtanden, ſchickte ſie nach Walther, daß er ohne Verzug zu ihr käme. Walther war der Jungfrau Befehl ge-

herſam, und iſt eilends zu ihr gekommen und Angliana hat ihn gar freundlich und mit gröſſen Freuden empfangen, und mit lachendem Munde alſo zu ihm geredet! O Walther, ſo du heute bey mir geweſen wäreſt, du hätteſt deinen lieben Bruder Leufried in eigener Perſon geſehn, und mit ihm reden mögen. Walther ſagte: gnädige Jungfrau das kann ich gar nicht verſtehn, wie ihr es meynt, denn ich je nicht denke, daß Leufried ſo nahe kommen ſey und ſich vor mir verborgen hätte, und wo ein ſolches geſchehen wäre, ſollt es mich nicht wenig an ihm verdrieſſen. Drauf antwortete Angliana: du ſollſt mein lieber Walther in keinem Weg gedenken, daß dieſes aus Mißtrauen oder Argwehn geſchehen ſey; daß Leufried mit mir geredet, iſt in verborgener und veränderter Geſtalt geweſen, denn er ſprach mit mir vor allen meinen Jungfrauen, deren ihn aber keine erkannt hat, denn er war in eines Waldbruders Kleidung. Daß er ſich aber vor dir verhalten,

ist darum geschehen, daß er gesorgt hat, du würdest entweder so gar erschrocken oder so gar fröhlich geworden seyn, daß an deiner Geberde abzunehmen gewesen wäre, Leufried stecke in dieser verborgenen Kleidung. Er aber hat mir ernstlich geschrieben, du sollest auf den morgenden Tag mit dem Schildbuben zu ihm kommen, denn der Bub weiß den Ort wohl, wo sich dein Bruder diesmal aufhält, als nämlich bey Reicharden dem Waldbruder im Forst.

Da dies Walther von der Jungfrau vernahm, ging ihm vor Freud und Angst sein Haar gen Berg, wiewohl er keine Sorge des Grafen halber mehr haben durfte, denn er war täglich um den Grafen, und merkte nichts anders von ihm, als daß er ein gutes Herz zu Leufried trug. Er sorgte aber, wo der Graf innen würd, daß Leufried in solcher Verkleidung an dem Hof gekommen wäre, ihm aber auch sein Schreiben so gar abgeschlagen hätte zu kommen, möchte er ihm das zu grosem Arg

und übel aufnehmen, und vielleicht gedenken, Leufried hätte einen heimlichen Anſchlag auf ihn gemacht. O gnädige Jungfrau, ſagte Walther, dieweil Leufried willens geweſen iſt herzukommen, warum iſt er dann nicht mit uns geritten, da ihm mein gnädiger Herr ſo freundlich zugeſchrieben, und ſicher Geleit zugeſagt hat. Ach was gedenkt er doch; mit ſeiner Weiße könnt er mich auch bey meinem Herrn in Argwohn bringen, als wenn ich auch in keinem Guten hergekommen wäre. Darauf ſagte Angliana: Lieber Walther, ſey mit alle dem zufrieden, denn ich hab einen Weg gefunden, dadurch wir alleſammt wieder zu Frieden und Ruhe kommen werden, wo mir anders Leufried und du folgen wollen. Aber vor allen Dingen mußt du dich zu Leufried fügen, und ihm ſagen, daß er gedenke, und nicht hinweg ſcheide, er habe dann zuvor, wie ich ihm befohlen, ſich meinen Vater in nämlicher Kleidung ſehen laſſen. Alſo nahm Walther ſeinen Abſchied,

und verſprach der Jungfrauen Angliana eigentlich, auf den morgenden Tag Leufrieden in dem Wald zu beſuchen, ging mit Urlaub von ihr, den Schildbuben zu ſuchen, und machte auch ſeinen endlichen Beſcheid mit ihm, daß er Morgens ohne alle Geſellſchaft mit ihm zu Leufrieden reiten wollte, wie dann des Morgens geſchah.

Wie der Schildbub und Walther des Morgens zu Leufrieden in den Wald kamen, und was sie mit einander geredet haben.

Sobald nun der Schildbub von Walthern verstanden, daß ihm Angliana alle Sachen eröffnet hat, ist er sehr zufrieden gewesen, und hat von Stund an Speiß und Trank genugsam zugebracht, für Reicharden und Leufrieden, damit sie Morgens ungehindert in den Wald reiten möchten, und desto früher auf seyn. Als sie nun ihren Bescheid gemacht, sind sie zu Bett gegangen und haben die Nacht ohne alle Sorgen geschlafen. Des Morgens alsbald der Tag anbrach und die Pforten geöffnet wurden,

ritten ſie dem Wald zu. Sie fanden Reichard in ſeiner Zelle am Gebet, Leufried aber ſchlafend auf einem Haufen Laub und Graß, ſo er ſich ſelbſt zuſammen geraspelt. Alsbald ging Walther zu ihm, ſtieß ihn mit einem Fuß in die Seite und ſagte: einem Waldbruder geziemt nicht alſo lang zu ſchlafen, er ſollte vor langem an ſeinem Gebet ſeyn.

Leufried erkannte zur Stund die Stimme ſeines Geſellen, und ſprang auf in gar groſſer Schaam und Angſt, dieweil er nicht meinet, daß Walther ſeines heimlichen Anſchlags Wiſſen trüge. Er ſagte mit ganz demüthiger Stimme: o Walther, mein allerliebſter Bruder, ich bitte dich, du wolleſt mir nicht verargen, daß ich mich alſo vor dir verborgen und heimlich gehalten habe, denn wahrlich, iſt das in keiner Untreue geſchehen, denn ich habe alle Freundſchaft und brüderliche Treue an dir verſpüret. Dies aber iſt allein darum geſchehen, daß ich geſorgt, wo du um mein Fürhaben

wüßteſt, du würdeſt mir nicht geſtattet haben, ihm nachzukommen. Ich weiß auch ſo du mich erkannt hätteſt, als du vergangenen Sonntag mit dem Hofgeſind vor mir vorbey zogſt, du wärſt in den allergrößten Sorgen und Aengſten geweſen, derhalben ich dich gar nicht habe bekümmern wollen. Ich bitte dich aber freundlich, ſag mir doch von wem ich dir bin verkundſchaftet worden? da antwortete Walther: mich hat wahrlich Leufried nicht wenig bekümmert, daß du dich alſo von mir verſtohlen haſt, wie ich aber ſolches um dich verſchuldet habe, iſt mir unbekannt, mir wäre auch deine Zukunft noch verborgen, ſo ich das nicht von Angliana erfahren hätte, die mir das auf den geſtrigen Tag eröffnet hat. Haſt du nicht geſorgt, dich möchte jemand gegen den Grafen verkundſchaftet haben, was meinſt du, daß er anders daraus gedacht, oder genommen haben würde, als daß du ihm heimlich nachſtelleſt? ſo muſt ich Unſchuldiger gewiß auch dareb ge-

litten haben, dieweil ich andere Briefe von dir gebracht hatte, die dann deinem jetzigen Wesen gar ungleich lauten, ja gewiß keinen Ding so ungleich sehen, als wenn wir Verrätherstücke hätten treiben wollen. Derhalben ich mich billig über dich zu beklagen habe, wirst mich auch nimmermehr zufrieden setzen, es sey dann daß du dich dem Grafen zu erkennen gebest, bist du mir noch in deiner alten Treu und Freundschaft verwandt, so gewähre mir dies einzige, so ich dich bitten will, das ist nämlich das erste. Sodann begehrt auch Angliana von dir, daß du in deinem Einsiedelskleid gen Hof kommest, selbst mit dem Grafen Sprach haltest, und dich ihm zu erkennen gebest, alsdann wird aller Argwehn bey ihm erlöschen.

Das will mir nicht gebühren, sagte Leufried, und ob mich gleich mein Herr gar nicht mehr hasset, und mir laut seines Schreibens gar verziehen hat, so muß ich dennoch meinen Briefen nach, so ich ihm zugeschickt hab, han-

deln. Darauf sagte Walther, du hast ihm wahrlich sein Wort gehalten, dieweil du am Sonntag zu Hof gewesen bist, und mit deiner Jungfrau in eigener Person geredet hast, wie willst du das, wo es der Graf erfährt, verantworten? nun darfst du dich doch gar nicht vor ihm besorgen, ich bin von dem Tag an, als ich ihm deine Schriften überantwortet hab, täglich um ihn gewesen, habe allerzeit an seiner Tafel sitzen müssen, da wird kein Imbiß hingebracht, daß er dein nicht zum freundlichsten gedenket, ist auch noch im Willen, mich nach dir gen Lissabon zu senden. So du aber deinen Versprechen Folge leisten willst, magst du dich in deiner Kappen und verstellter Kleidung zu dem Grafen begeben, ihn erstlich um Verzeihung bitten, darnach ihm dein Fürnehmen mündlich zu verstehen geben. Dabey wird er wohl abnehmen, daß du ihm nicht mehr mißtraueſt, sondern seinem Schreiben Glauben gegeben hast. Alsdann zeig ihm an, du habeſt

dieſe fremde Kleidung allein darum angezogen, damit du von dem Hofgeſind nicht erkannt würdeſt, und dennoch mit ihm in eigner Perſon reden könnteſt, dies wird dir gewißlich greſſe Gunſt bey ihm erlangen, und magſt auch deſto ſicherer und mit mehr Fried und Freuden an des Königs Hof wohnen.

Dieſer Rath gefiel Leufrieden nicht übel, er nahm ſich auch gänzlich vor, dem alſo nachzukommen, jedoch ſagte er: Walther, auf dein Vertrauen will ich deinem Rathe folgen, doch mit dem Beding, daß du zuvor dem Grafen meine Ankunft anſageſt, dabey ganz fleißig wahrnehmeſt, was er hierzu antworten welle, was er für eine Farb in ſeinem Angeſicht bekömmt, wie ihm ſeine Augen im Haupt ſcheinen, ob er ſeine Zähne nicht zuſammendrückt, und einen unſläten Gang annimmt, giebt er dir Antwort aus greſſem zornigem Herzen, wird ſein Angeſicht ganz feuerroth, und bald darauf wieder bleich, ſo iſt es ein Zeichen verborgenen

Zorns; oder so er seine Augen im Haupt hin und wieder wendet, mit seinen Füßen stolpert, und mit den Händen zittert, sollst du gewiß seyn, daß er seinen Zorn noch härter dann je gegen mich trägt, wo du dann diese Zeichen an ihm wahrnimmst, sollst du dich nicht lang zu Hof säumen, sondern bereit auf sein sammt deinem Diener zu mir herreiten, wo wir uns denn gleich bey Nacht aufmachen, und von hinnen reisen. Der Mond ist jetzund im Vollschein, auch weiß ich Weg und Straßen, damit uns niemand nachspüren mag, und werden wir aus dem Land kommen ohne jemandes Anfechten.

Also ward dieser Anschlag von beyden Jünglingen beschlossen, Walther ritt wieder gen Hof, und so bald er mochte, fügte er sich zu dem Grafen, erzählte ihm alles, so ihm Leufried befohlen hatte, und nahm mit Fleiß aller Dinge wahr, ob er ein Zeichen des Zorns an ihm spüren möchte. Da war aber kein Zorn mehr,

sondern alle Freud, denn sobald der Graf vernahm, daß Leufried des morgenden Tags gen Hof kommen sollte, befahl er eine herrliche Mahlzeit zu bereiten, und kündete das auch seiner Tochter Angliana, denn ihm war noch nicht bewußt, daß Leufried zu Hof gewesen war. Als nun Walther solchen guten Willen an dem Grafen spürte, schickte er von Stund an Leufrieden Botschaft durch den Schildbub, daß er sich nicht säume, sondern des Morgens gen Hof käme, denn alle Sachen stünden ganz wohl und recht. Als Leufried dies vernahm, ward er wohlzumuth, und erwartete mit Freuden des künftigen Tags, an dem er seine liebste Angliana wiedersehen sollte.

Wie Leufried zu dem Grafen kam in Einſiedels Geſtalt, und wie ihn der Graf in ſein Gemach mit ſich führet.

Des Morgens früh ſtand Leufried auf, und nahm Urlaub von ſeinem Mitbruder dem Einſiedel; der wünſchte ihm viel Glück zu ſeinem Fürnehmen, auf daß er einen gnädigen Herrn haben möchte. Alſo machte ſich Leufried eilends auf, und kam vor die Pforte, ehe daß ſie ge-

öffnet ward, er saß dauer biß sie aufging, da zog er hinein, ging in die Kirche, und wartete auf seinen Bruder Walther, denn er hatte es mit ihm so abgeredet, daß er in der Kirche auf ihn warten wollte.

Es verging nicht lange, da kamen Walther und der Schildbub mit einander, sie waren seiner Ankunft sehr froh, Walther sagte ihm alles das, so er von dem Grafen gehört hatte, davon gewann Leufried keinen kleinen Trost. In solcher Weil stand der Graf auch auf, legte sein Gewand an, lag demnach an einem Laden in seinem Gemach, und hörte dem Gesang der Vögel zu, davon er sich dann gröslich erlustigte. Der Schildbub aber ersah den Grafen an dem Fenster, und sagte das den beyden Jünglingen an. Walther säumte sich nicht lange, fügte sich vor des Grafen Gemach, und klopfte ganz säuberlich an. Des Grafen Kammerbub schloß zur Hand das vordere Gemach auf und fragte Walthern, was sein Geschäft

wäre. Walther sagt: ist mein Herr auf, so wolleſt mich ihm ansagen, denn ich hab etwas Nöthiges bey ihr Gnaden auszurichten. Der Knabe sagte es dem Grafen, sobald er nun Walthern ersehn hat, gedacht er von Stund an, Leufried wäre vorhanden. Walther that dem Grafen seine Reverenz, wünschte ihm einen glückseligen Morgen, der Graf dankte ihm gar freundlich, fragte ihn, und sagte: Walther was bedeutet dein frühes Anklopfen? sag, ist etwas neues vorhanden? Gnädiger Herr sagte Walther, der Einsiedel von dem ich Euer Gnaden auf den gestrigen Tag gesagt habe, der ist schon vorhanden. Das hör ich gern, sagte der Graf, sag mir Walther, wo ist er? Gnädiger Herr, sagte Walther, er sitzt in der Kirchen, und wartet was ihm Euer Gnaden für einen Bescheid geben wollen. So geh hin, sagte der Graf, und sag ihm, daß er zu mir hinten an mein Gemach in den Garten komme, da werden wir uns nach aller Nothdurft mit einander be-

rechen. Das solle eilends geschehn sagte Walher; er ging schnell hin zu Leufried und sagte ihm des Grafen Befehl.

Leufried fügte sich von Stund an in den Garten, da fand er seinen Herr ganz allein, ohne alle Diener. Leufried fiel dem Grafen zu Fuß, und sagte: Ach mein gnädiger lieber Herr, ich armer Diener bitt Euer Gnad durch Gott mir zu verzeihen, denn ich hab gar gröslich an euch gesündigt. Der Graf sagte: Leufried steh auf, und sey getrost, dir ist alles vergeben, so du je wieder mich gethan hast, wiewohl ich dir solches nie zugetraut hab: dieweil aber das Glück dir dermaßen so gar günstig ist, kann ich nicht darwider fechten, ich sehe daß alle menschlichen Rathschläge wider den Willen des Allmächtigen nichts vermögen auszurichten. Darum so laß ich es alles fahren, und wird jetzt nichts nöthers seyn, dann daß wir rathschlagen, wie doch der Sache zu begegnen sey, damit ich nicht von andern Rittern und Gra-

sen getadelt werde. So wär mein erster Rath und endliche Meinung, du zögest an des Königs Hof, und beklagest dich meiner Ungnade, so weiß ich dir den König dermaßen günstig und gnädig, daß er nicht lassen wird; und mir eilends zu schreiben, daß ich dich in Gnaden aufnehme. Sodann mag ich mich gegen männiglich entschuldigen und sagen, der König hat es also mit mir geschafft, den habe ich ja nicht erzürnen dürfen. So du aber einen geschickteren und füglicheren Weg weißt, magst du mir denselbigen anzeigen.

Leufried sagte: Gnädiger Herr ich bitt Euer Gnad woll mir nicht verargen, und mir vergönnen zu reden. Ich hab mir gänzlich fürgenommen dem König eine Zeitlang zu dienen, damit ich in ritterlichen Thaten auch etwas geübt und erfahren werde. Ich bin berichtet von etlichen aus des Königs Hofgesinde, wie daß er Reisige mustern werde, dieselbige dem König aus Castilien zu schicken, denn er wird gar

gewaltig von denen aus Galizien überzogen. Sodann diese Reise vergehn sollte, wär es eine gar gelegene Sache für mich, ich wollte mich auch vor einen Reisigen lassen bestellen, und mich dermaßen unterstehn in den Handel zu schicken, daß ich nicht wenig Ehr und Ruhm davon tragen wollte. Dies ist mein endliches Vorhaben, Will und Meinung, werd auch sonst keine Ruh haben weder Tag noch Nacht, meinem Willen sey dann ein Gnüge geschehn; damit mag ich mich vor Afterrede bewahren, daß nicht etwan meiner Mißgünstigen einer sagen möchte; was hat doch Leufried gesehn, in welche Scharmützel oder Schlacht ist er gewesen, und brüstet sich dennoch so hoch herfür! Diesem vorzukommen weiß ich mir keinen gewisseren Weg.

Diese Meynung gefiel dem Grafen aus der Maßen wohl, sagt auch Leufrieden zu, ihn auf das Beste mit Roß und Harnisch zu versehen, ihm auch einen Buben zu geben, damit

ihm ſeine Beſtallung bey dem König gebeſſert würde. Wie ſie alſo in dem Garten an die zwey Stunden bey einander geweſen, führt der Graf Leufrieden mit ſich in ſein Gemach, gab ihm andere Kleidung, hieß ihn den Kotzen von ſich legen, jedoch erfuhr er zuvor von ihm, was ihn doch in ſolchem Kleid zu ſchlafen verurſacht habe, was ihm Leufried alles der Länge nach erzählte.

Wie Leufried mit dem Grafen zum Imbiß ging, darob ſich alles Hofgeſind gröſslich verwunderte.

Wie nun Leufried und der Graf lang genug mit einander geſprochen hatten, und es jetzund um den Imbiß wurde, hat man die Hofglocke angezogen, männiglich kam zu Hof und ſaß an ſeine verordnete Tafel. Der Graf aber brachte Leufrieden und Walthern mit ſich in den groſſen Saal, darob ſich alles Hofgeſind gröſslich verwunderte, denn es wuſte niemand wie oder wann Leufried zu Hof kommen wäre, wiewohl ihm niemand von allem Hofgeſind das Glück miſsgönnte, ſondern groſse Freude ob ſeiner Ankunft hatte.

Als man nun das Waſſer genommen, und zu Tiſche geſeſſen, hat man das Eſſen aufgetragen, der Imbiß ward mit Luſt und Freuden vollbracht, und war Leufrieden ſchen all ſein Unmuth verſchwunden, es mangelte ihm allein, daß er ſeine liebe Angliana nicht bey ſich an dem Tiſch haben mochte. Jedoch thät er in keinem Weg desgleichen, ſondern erzeigt ſich mit Weiß und Geberd ganz fröhlich. Nicht minder Freude hatte Walther, daß er ſeinen liebſten Bruder und Geſellen bey ſeinem Herrn am Tiſche ſitzen ſah, da er doch ein ſolches ganz unmöglich geſchätzt hatte.

Nun war es jetzund eben in dem halben Imbiß, da kam eine königliche Poſt eilends reitend, mit einem Brief in der Hand; ſobald er nun von ſeinem Pferd geſtiegen, iſt er eilends in den großen Saal gegangen und übergab dem Grafen des Königs Brief, deſſen Inhalt war, daß der Graf ohne Verzug in dreyzehn Tagen an des Königs Hof erſcheinen ſollte, und ſich

auch mit aller Nothdurft, ſo ihm von Nöthen wäre, verſehn, als nämlich mit Harniſch und Wehr ſo gut er könnte, denn des Königs Meynung war, den Grafen zum Oberſten über ſeine Reiſigen zu machen. Auf meine Treu ſagte der Graf, Leufried, mich dünket wir haben den Krieg ſchon vor der Thüre, darum laß dich nur nicht ſehr darnach verlangen, ich denke wir ſollen ſein all genug bekommen. Das freuet mich in meinem Herzen, ſagte Leufried, es ſagt mir auch mein eigen Herz, wir werden gänzlich im künftigen Krieg gelingen.

Nun war der Jungfrau Angliana gar nichts davon zu wiſſen, daß der Jüngling vorhanden, und mit ihrem Vatet zu Tiſche ſaß, es hätte ihr dieſes der Schildbub gern zu wiſſen gethan, er konnte aber zu der Zeit nicht abkommen. Alsbald aber jetzund das Mahl vollendet war, und die Tafeln aufgehoben, kam er mit gröſten Freuden zu der Jungfrau, begehrte das Botenbrod von ihr, und that ihr

alles zu wiſſen, was ſich zugetragen hatte, dayon ihr Herz ſich in unermeßlichen Freuden hob. Sie gab dem Buben ein reiches Botenbrod, deßen er denn auch wohl zu Muth ward. Dann hat ſich Angliana an ein Fenſter geſtellt, wo ſie gewiß war, daß ihr Vater mit dem Jüngling vorbeygehn werde, wie denn bald geſchehen iſt, bey und neben ihr ſtanden ihre Jungfrauen, und zu allernächſt, Florina und Cerdula.

Als nun der Graf ſammt ſeinen Dienern aus den Saal ging, und Leufried zunächſt bey ihm, ſprach Angliana: liebe Florina ſag mir, wer iſt der ſchöne Jüngling, ſo mit meinem Vater aus dem Saal geht? Florina, die ſein vorher nicht wahrgenommen, hat jetzt Leufrieden zuerſt geſehen, von Freuden gänzlich in ihrem Angeſicht erröthet, und geſagt: o Jungfrau, jetzund mögt Ihr wohl fröhlicher ſeyn, als Jungfrau auf Erden je ward, denn ihr ſeyt ſicher, daß Leufried in allen Gnaden bey eu-

rem Herr und Vater ist, jetzund bedürft ihr niemand mehr, der euch tröste, dieweil euer Trost wieder zu Gnaden kommen, und ohne alle Sorg an dem Hof wohnen darf.

Nun wüßt ich gerne, sagte Angliana, wie doch die Sache zugegangen und wer die Dinge so bald verhandelt hat, denn ich weiß, daß Leufried am nächst verschienenen Sonntag, des noch gar nicht gesinnet gewesen ist, sonst hätt er sich in die scheußliche Kleidung nicht verstellen dürfen, wohlan ich weiß die Sache wohl von Walthern zu erfahren.

Wie Angliana mit ihren Jungfrauen in den Garten spatzieren ging, der Graf sammt Leufrieden und Walthern auch dahin kam, und seiner Tochter den Brief, so ihm von dem König zugekommen, zu lesen gab.

Angliana gedachte bey sich selbst: Wie magst du doch mit Glimpf zu dem Jüngling kommen? Sie nahm ihre zwey liebsten Jungfrauen Florina und Kordula, und ging hinten zu ihrem Gemach hinaus in den Garten, denn sie wußte wohl es würde nicht lang dauern, bis der Graf seiner Gewohnheit nach auch in den Garten käme, was denn auch geschah. Sobald nun der Graf seine Tochter ersehen, wendete er sich

zu Leufrieden und seinem Gesellen, und sagte mit lachendem Mund: fürwahr Leufried du hast einen guten Beten, der dir so schnell pestiert hat. Leufried ganz schaamroth, antwortete dem Grafen: Gnädiger Herr, ich weiß sicher von nichts, damit ist der Graf zu seiner Tochter gekommen, Angliana, sagte er, du bist wahrlich eines klugen Verstandes, denn ich wollte erst Walther nach dir schicken, so bist du vor mir in dem Garten. Ich kann dir, liebe Tochter, die Botschaft nicht verhalten, so mir von dem König gekommen ist, darum lese diesen Brief selbst, und gieb mir darnach auf meine Frage dein Gutbedünken zu verstehn. Angliana empfing den Brief von ihrem Vater, und las ihn bis zu End, davon sie nicht wenig betrübt wurde, und fing gar kläglich an zu weinen; dieweil sie wohl bedenken konnte, daß ihr Vater ein alter betagter Mann, des Kriegs nicht mehr geübt, sondern guter Ruh gewohnt, so wußte sie auch wohl, daß Leufried nicht las-

ſen würde mit ihm zu ziehn, derhalb ihr zweyfach Sorg und Leid zu Handen ging.

Liebe Tochter ſagte der Graf, ich bitte du welleſt deinen guten und kindlichen Rath mit mir theilen; du ſiehſt wie ich gefaßt bin. Meine jungen und fröhlichen Tage ſind dahin, ich werde nicht mehr ſtärker, ſondern allezeit ſchwächer, denn es iſt mit mir weit über Mittag. Dennoch will mir gebühren, meinem Herrn dem König gehorſam zu ſeyn, ich bin auch ganz Vertrauen zu ihm, daß er mich nicht mit harter Laſt beſchweren wird. So vertröſte ich mich auf Leufried, der iſt jung frech und ſtark, den will ich mir zu meinem Leib vorbehalten, daß er allein auf mich warten ſoll; darauf liebe Tochter gebe mir dein Guthedünken zu verſtehn.

Angliana, welche vor Jammer nicht reden, noch ihrem Vater Antwort geben kennte, erholte ſich zuletzt, fing an, und ſprach: O mein Herzliebſter Herr und Vater, mir iſt in ſolchem

Fall nicht möglich, wenig oder viel zu rathen, denn ich weiß wohl, wenn ich euch ſchon meines Herzens Willen und Meynung zu verſtehn gebe, alſo daß ich rathe, daheim zu bleiben, daß mir dann die allergröſßte Freud auf Erden wäre, ſo weiß ich, daß ihr mir darin nicht folgt. Sollt ich euch dann rathen, in den Krieg zu ziehen und des Königs Gebot gehorſam zu ſeyn, will mir noch viel weniger, und gar nicht gebühren, darum herzlieber Herr und Vater, will ich Gott mein Anliegen empfohlen haben, ihn aus Grund meines Herzens bitten, euch in alle Weg zu bewahren. Wollte Gott mir wär es möglich, dieſen Krieg zu wenden, damit ihr mein liebſter Herr und Vater in eurem Land bleiben möchtet, auch viel andere in Ruh und Fried wären, viel Wittwen und Weiſen unbeleidet, das wäre meine höchſte Freude auf Erden.

Der Graf antwortete: meine liebe Tochter, ich zweifle gar nicht, dein Herz und Mund re-

den gleich, jedoch bin ich sonder Zweifel, daß dich noch eine Sache nicht wenig betrübt, wiewohl du mir die nicht entdeckt hast. Ich weiß aber, daß dich dein Abschied von Leufried nicht wenig betrübt, da du gehört hast, daß ich ihn mit mir nehmen und zu meinem Lieutenant haben will. Das aber soll dich gar nicht beschweren, denn ich bin guter Hoffnung, alle seine Wohlfarth steht in diesem Krieg. Wo er sich anders ritterlicher Sachen, deß ich nicht zweifle, annimmt, so mag er jetzund am füglichsten den Orden der Ritterschaft erlangen. Alsdann wir dmir desto minder verweißlich sein, daß ich dich ihm zum Weibe gebe. Wer wollte darnach nicht sagen, Leufried hätte mit seiner Hand, und nicht durch Gunst den Orden der Ritterschaft erlangt, darum er dich dann billig zum Weib haben soll.

Als nun die Jungfrau Angliana diese Worte von ihrem Vater vernahm, gedachte sie wohl, daß ihm nicht anders wäre, als ihr Herr und

Vater gesagt hatte, sprach also: Dieweil es denn mein allerliebster Herr und Vater keinem andern Weg haben mag, wohlan so muß ich aus einer solchen Noth eine Tugend machen, bitt euch aber um aller Liebe willen, ihr wollet euch auf das allerbeste verwahren, und dem Glück nicht zuviel vertrauen, denn es hat sich zuweilen sehr freundlich erzeigt, aber hinterher tausendfältige Gefahr verborgen; diese und dergleichen Gespräche hatte der Graf mit seiner Tochter.

Als aber nun Angliana Zeit dauchte, nahm sie Urlaub von ihrem Herrn Vater, und ging sammt ihren beyden Jungfrauen in ihr Gemach, zum Theil betrübt, und zum Theil fröhlich, als sie jetzund ungezweifelt erkannte, daß ihr liebster Leufried bey ihrem Vater in höchsten Gnaden war.

Wie der Graf seinen ganzen Hof zusammenrufen ließ und ihnen seine vorgenommene Reise zu wissen that, haben allen befahl sich aufs förderlichste zu rüsten, und wie Angliana dem Leufried eine Livereyen gab.

Den andern Tag gab der Graf Befehl, daß man alle sein Hofgesind, von Adel oder nicht, zusammenberufen sollte, das ward nach seinem Willen eilends vollzogen. Als sie nun gemeinlich bey einander waren, ließ er den königlichen Brief vor ihnen allesammt lesen, ermahnte sie demnach auf das freundlichste sich gut zu rüsten, damit er bey dem König nicht als ein Nachlässiger möchte angesehn werden, sagte auch dabey, welchen es am Roß, Harnisch, oder an-

derm Zeug abginge, die ſollten das dem Rüſtmeiſter anzeigen, damit ſie nach dem beſten möchten verſehen werden.

Dieſe Bothſchaft vernahmen ſie allezumal mit groſſen Freuden, denn ein jeder meynte Ehr und Gut in dieſem Zug zu bekommen? Der Graf lieſs alle ſein Hofgeſind von Fuß auf neu kleiden, in einer gleichen Farbe und Liverey, Angliana aber ſtickte ihrem Vater und Leufrieden einem jeden eine ſchöne Liverey von Perlen und Gold ſehr künſtlich. Als die nun gearbeitet war, ſchickte ſie nach Leufried, gab ihm die beyden Livereyen, und ſagte: nimm hin mein theurer Jüngling von mir dieſe Liverey, die eine für dich, die andere für meinen lieben Herrn und Vater. Du aber wolleſt bey der deinen mein zu aller Stund und Zeiten eingedenk ſeyn, dich deſto männlicher und ritterlicher beweiſen, darneben auch gewahrſamlich handeln, keinen kleinen Feind verachten, dann zu vielmalen geſchieht, daß ein kleiner einen gro-

ſten und gewaltigen überwindet, wie ich das in vielen alten Hiſtorien finde. Ich bitte dich auch liebſter Leufried, wolleſt ein getreues Aufſehn auf meinen Herrn und Vater haben, damit ihm nichts Arges widerfährt, dir iſt ſein Alter und Schwachheit unverborgen, darum wolleſt dir ihn befohlen ſeyn laſſen. Ich wünſche auch nichts mehr, dann daß ich meinen Vater in dieſer Livorey und Kleidung wiederſehn möge, und daß du mein liebſter Leufried, den Orden der Ritterſchaft in der deinen erlangſt, und mir die als ein geſtrenger Ritter wieder zu Geſicht bringeſt. Ach wie möcht mir in diſem zeitlichen Leben mehr Freud und Glück zu Hand gehn! Allerliebſte Jungfrau ſagte Leufried, mit großen Freuden hab ich dieſe eure Gab von euch empfangen, verſprech euch auch bey der herzlichen und großen Liebe, ſo ich nun lang zu euch getragen habe, euch nicht mehr unter Augen zu kommen, ich habe dann das gute und wahrhaftige Zeugniß, daß ich ein

oder mehr tapferer und ritterlicher Stück begangen hab, hoff mich auch bey eurem Vater dermaſien verdient zu machen, daß er mir ſelbſt bey dem König um den Orden der Ritterſchaft werben ſoll. Das wolle Gott, ſagte Angliana, denn alſo war auch unſer erſtes Fürnehmen, und unſer letzter Abſchied.

Nachdem ſie nun etliche Stunden mit ſehr freundlichen Geſpräch bey einander verharrt hatten, daucht es Leufrieden Zeit und nahm einen freundlichen Urlaub von ſeiner liebſten Jungfrauen, damit er ſich auch nach Nothdurft verſehn möchte. Kam alſo zu ſeinem Herrn den Grafen, bracht ihm die Liverey von ſeiner Tochter, davon der Graf nicht wenig Freude nahm. Er ſchickte auch nach ſeinem Rüſtmeiſter und befahl ihm, Leufrieden mit Roß Harniſch und Wehr zu verſehn, wie er in eigner Perſon reiten wollte. Dies alles ward nach des Grafen Befehl ausgerichtet, alſo machte ſich ſein Volk in wenig Tagen gar wohl gerüſtet, ſo daß kein

Fürſt ſolchermaß mit wohlgerüſtetem und gutgeordneten Volk an des Königs Hof erſchien, davon er dann von andern Grafen und Herrn hochgeprieſen ward. Sie gönneten ihm auch auch wohl die Ehre, daß er ein Oberſter über die Reiſigen ſeyn ſollte.

Wie der Graf mit ſeinem Volk hinweg ſchreitet. Leutfried ſeine liebſte Anatiana in großem Leid verläßt, davon ſie ſehr krank ward, und wie Walther zu Hof zog, und ſeinem Vater eine Botſchaft zuſchickte.

Als nun die Zeit verlief, und der Tag ſich näherte, daß jedermann zu Lißbona erſcheinen ſollte, hat der Graf auf einen beſtimmten Tag in ſeinem Lande umblaſen laſſen, daß alle ſo

zur Reiſe verordnet waren, an ſeinem Hof erſcheinen ſollten. Da iſt kein Zurückbleiben geweſen, ſondern alle gar auf beſtimmte Zeit auf einen Tag zu Hof geritten kommen. Allda hat der Graf eine fürſtliche Mahlzeit gehalten, alle Bürger freundlich geladen, und ſich mit ihnen geletzt, dabey gebeten ſich in ſeinem Abweſen bürgerlich und freundlich mit einander zu halten, das ſie ihm dann allſammt mit Willen zu thun verſprachen.

Als aber Angliana jetzund den Ernſt erſah, ſo daß kein Hinterſichſehens mehr da war, denn der ganze Hof war erfüllt mit dem Ton der Trommeten und Heerpauken, ſo war in allen Ställen ein greß Wiehern von Pferden, an allen Orten klapperten die Harniſche, und lief zu einer um den andern, dabey Angliana gänzlich abnahm, daß ihr liebſter Herr und Vater ſammt Leufrieden hinſcheiden müßten, und iſt ſie in großes Trauren gefallen. Sie beſorgte jetzund nichts übleres, dann Leufried würde vor

ſeinem Abſchied nicht mehr zu ihr kommen, als ſie aber ein kleines verzogen, iſt ihr Vater ſammt Leufrieden im ganzen Küraß angethan dahergetreten. Der Graf ſagte: Angliana meine liebe Tochter, es iſt ſchon all mein Volk vorhanden, haben ſich alle gar nach dem tapferſten aufgeputzt, darum will mir länger nicht gebühren, zu harren. Ich bitte du welleſt dir unſer Hinſcheiden nicht laſſen ſchwer ſeyn, denn ich trau Gott dem Herrn wir wellen unſere Sache bald dahin gebracht haben, daß wir wieder zu Hauß kommen. Ich will dir den Walther hier laſſen, den hab ich Befehl an meinem Hof gegeben, er wird dir ein getreuer Hausvogt ſeyn in meinem Abweſen, und dabey laß ich dir meinen Schildbuben, derſelbige ſoll von und zu dem Haufen reiten, damit du jederzeit erfahren magſt, wie alle Sachen ſtehn. Desgleichen ſollſt du mir auch allewege ſchreiben, wie dirs geht, fürwahr ich hab kein gröſſeres Kreuz, denn daß ich dich nicht alle Tage

vor mir sehen soll. Hiemit liebe Tochter befehl ich dich Gott dem Herrn, der wolle deiner pflegen in langer Gesundheit, gehab dich wohl, meine liebe Tochter.

Solches geredet, ging der Graf von seiner Tochter, dann er das Weinen nicht mehr verhalten mochte, Angliana gebährte sich auch sehr kläglich, daß sie wohl zu erbarmen war. Leufrieden jammerte das sehr, also daß er gewollt hätte, daß er von ihr gewesen wäre. Er bot der Jungfrau seine Hand und sprach: Ach meine liebste Jungfrau ich bitte ihr wollt euch nicht so hart bekümmern, sonst macht ihr eurem Herrn Vater seine Reise gar viel schwerer, denn sie ihm sonst gewesen wäre. Seyd getrost, ihr sollt gewiß alle Monat zum wenigsten Post von uns haben, Gott gesegne euch meine liebste Jungfrau, ich hoffe wir werden einander in kurzer Zeit mit großen Freuden wiedersehn.

O Leufried sagte Angliana, wie läßt du mich in so großem Jammer, ich sorge mein

Herz wird mir vor Leid zerbrechen, denn jetzund ſehe ich dich und meinen lieben Vater hinreiten, eurem Feind entgegen, der dann mit groſſem Grimm und gewehrter Hand euch begegnen wird. So oft ich dieſes gedenken werde, wie mag ich fröhlich ſeyn? Seyd getröſtet, ſagte der Jüngling, meine allerliebſte Jungfrau, wir hoffen, das Glück werd auf unſrer Seite ſeyn, damit wir unſre Feinde ritterlich erlegen, und mit groſſem Triumph wieder zu Land kommen. Damit umfing er die Jungfrau und ſchied in groſſem Leid von ihr.

Angliana konnte vor ſchmerzlichem Weinen kein Wort mehr ſprechen, blieb alſo bey ihren Jungfrauen in groſſem Leid ſitzen, bis man jetzund aufblieſs und jedermann ſich zu Roſs ſchickte. Indem ſaſs der Graf auf, grüſste ſein Volk alleſammt, und ritt zum Schloſs hinaus durch die Stadt. Ihm zunächſt ritt Leufried, ſedann aller Adel, ſo er im Land hatte, ſehr wohl geputzt. Da geſchah ein jämmerliches Kla-

gen und Weinen von dem gemeinen Volk, als wenn man ihren Herrn gleich zu Grab tragen wollte.

Angliana stellte sich zu oberst in ihrem Gemach in ein Fenster, damit sie dem Zug lang nachsehen mochte, sie wünscht ihm viel Glück und eine fröhliche Heimfarth nach, und als sie aber jetzund niemand mehr hat sehen mögen, ist sie in ihr Gemach gegangen und den Tag gar nichts anders gethan, dann seufzen klagen und weinen, auch kein Speiß und Trank gebraucht, bis der andre Tag erschienen ist.

Walther aber ist die erste Tagreise mit Leufrieden geritten, und sich genugsam mit ihm unterredet wie er sich in der Zeit halten sollte. Er gab auch Leufrieden einen Brief, den sollt er zu Lißbona besorgen, damit er gen Salamanka seinem Vater geschickt würde, so möchte sein Vater wissen, was seine Geschäfte wären. Sonst weiß ich wohl, sagte Walther, wird mein Vater in grosen Sorgen meinethalben

ſtehn. Alſo blieb Walther die Nacht bey Leufrieden, morgens nahmen ſie Urlaub von einander, und ritt ein jeder ſeines Wegs, Walther wieder gen Hof, und Leufried mit dem Grafen gen Liſſaben, wo ſie dann von dem König gar herzlich empfangen wurden, dann ſie kamen mit einem ſchönen Zug geritten, davon der König nicht kleine Freude nahm.

Es ward auch in kurzer Zeit alle Ordnung gemacht und gegeben, damit ein jeder wiſſen mochte, was ſein Befehl war. So kam dem König auch täglich Poſt von ſeinem Volk, wie der König von Caſtilien täglich groſſen Schaden that, darum begehrten ſie Hülfe und Entſchickung von ihm, und wenn die Hülfe ſchon nicht ſehr groß wäre, wollten ſie dem Feind dennoch in kurzer Zeit einen Abbruch thun, und ihn dermaſſen abkehren, daß ihm im Portugall nicht mehr gelüſten ſollte. Denn ſie hatten den Feind dermaſſen erfahren, daß nichts hinter ihm war, dennoch aber waren ſie gar

zu ſchwach und war kein Reiſiger Zug vorhanden, ſo ſie entſchicken mochte. Sobald der König dieſe Botſchaft vernahm, hatte er ſein Volk auch ſchon bey einander, und ließ verordnen, daß man des Morgens aufblaſen ſollte, und den nächſten anziehen, das alles geſchah nach Befehl des Königs.

Wie der König aus Caſtilien von des Königs Volk in der Nacht überfallen ward, und gar hart geſchlagen.

Mit groſſen Freuden iſt des Königs Volk ausgezogen, haben auch ihre Kundſchaft gar gut gehabt, wo ſie des Feinds Wachten möchten aufheben. Sie hatten ihre Schildwachen in das Gebirg geſtellt, darin wuſten ſie aber nicht ſo viel Gelegenheit und heimliche Wege als die Portugieſen. Als aber der König von Portugall alle Kundſchaft erfahren hatte, führte er ſein Fuſivolk in aller Ruhe über das Gebirg, ſeine Reiſigen aber hat er vor dem Gebirg laſſen halten, iſt alſo in ganzer Stille die

die ganze Nacht übergezogen, und hinter des Feindes Lager gekommen. Er hatte auch zuvor allem Landvolk Befehl gegeben, daß sie einen besonderen Haufen machten, mit welchem sie den Feind auf der linken Seite haben angreifen sollen. Sodann hat er seine Haufen in zwey Theile getheilt, und dem einen verordnet, mit dem Feind auf der rechten Seite zu treffen. So haben sich auch gar ein große Menge portugiesischer Bauern in den Wäldern mit Schleudern und Bögen versteckt gehabt, daß alles der Feind gar kein Wissens hatte.

Als nun der König durch Losung und heimliche Briefe verständigt worden, daß all sein fürgenommener Anschlag nach seinem Willen angegangen, hat er allen Haufen befohlen ein grausames Geschrey anzustimmen, die Heerpauken und Trommeten stark gehn zu lassen, und mit solchem Geschrey den Feind an dreyen Orten anzugreifen, das dann auch also vollzogen worden ist. Den Reisigen aber hat er be-

fehlen gar in ſtiller Hut zu bleiben, ſo lang ſie den Feind unter Augen ſahen über das Gebirg kommen. Als nun aber ſein Anſchlag ganz glücklich ausgegangen, haben die Portugieſen mit einem groſſen und grauſamen Geſchrey angegriffen, davon der Feind nicht kleinen Schrekken empfing. Auf welche Seite er ſich wendete, ſo ſchlugen die andern zwey Haufen ihn von hinten, muſs alſo mit Gewalt die Flucht nehmen über das Gebürg. Allda kamen ſie erſt unter die Bauern ſo ſich verſteckt hatten, die warfen ſie ſtark mit Steinen, desgleichen ſchoſſen ſie grauſam mit Pfeilen, da war keine Gegenwehr, es begehrte allein ein jeder zu fliehen, ſo ſchnell er konnte.

Als ſie nun über das Gebirg hinüber kamen, unterſtanden ſie ſich erſt ſich wieder zu ſammeln, und ihrem Feind Wiederſtand zu thun, das war aber auch umſonſt, denn die Reiſigen brachen mit ganzer Gewalt in ſie, davon wurden ſie ſo gar verzagt, daſs ſie nichts

anders dann Gnade begehrten, warfen ihre Wehre von sich und gaben sich ganz gutwillig gefangen. Alſo war von diesem Haufen gar keiner übriggeblieben, so nicht erschlagen, verwundet, oder gefangen ward, dessen denn der König nicht ein klein Herz faßte. Er sammelte sein Volk eilends zusammen, damit er den andern großen Haufen auch einen Abbruch thun möchte. Als er sein Volk ziemlich gespeiset hatte, ließ er den ganzen hellen Haufen zusammen in einen Ring berufen. Als sie nun zusammen waren, hat ihnen der König zum förderſten großen Dank für ihren mannlichen und ritterlichen Sieg gesagt, demnach ihre Fürsichtigkeit sehr gepriesen, sie zuletzt ermahnt, daß sie nicht verdroßen sein sollten, sondern dem Feind noch weiter abbrechen und nächhängen; dieweil der Schrecken noch in ihnen wäre, möchte man gar großes ausrichten, denn sollte man lang verziehen, so wäre zu besorgen daß sich der Feind wiederstärkte, alsdann müßten sie

gar groſse Gefahr beſtehn, dann ſo ſie ſie jetzt gleich verfolgten.

Alſo ward mit einhelliger Stimme dem Rath des Königs gefolgt, und eilends dem Feind entgegen gezogen. Der König von Caſtilien aber war in eigener Perſon bey dem Haufen, führt ihn auch in gar guter Ordnung, alſo daß die Portugieſen eine härtere Nuß mit ihm krachen muſten, denn mit dem andern Haufen, und ſo der Caſtilier nicht ſo gar wenig geweſen, hätten die Portugieſen groſse Gefahr beſtehn müſſen. Als nun die Haufen zuſammengekommen ſind, haben ſie ſich nicht lang bedacht, ſondern einander tapfer angegriffen. Da ſie beyderſeits wuſten, daß ein jedes Heer ſeinen König bey ſich hatte, fochten ſie deſto mannlicher. Die Reiſigen trafen zu beyden Seiten gar wohl, die Caſtilier aber wie oben gemeldt, hatten keinen Nachdruck, und wurden ganz matt von langem und emſigen Streiten. Zuletzt unterſtanden ſie ſich in ihre

Wagenburg zu weichen, das nahm Leufried vor allen andern wahr, und mit etlichen Reisigen verrannte er ihnen die Wagenburg, trieb die Feinde also mit Gewalt wieder zum Streit.

Da das der König von Castilien ersah, mocht er wohl abnehmen, daß seines Volks gar zu wenig war, und unterstund sich zu fliehen. Dem Rang aber rannt ihm der Graf ab, und eilte mit seinem ganzen Reisigen Haufen auf ihn. Als nun der König sah, daß ihm die Flucht auch fehlgeschlagen, eilte er behend der Wagenburg zu, und vermeynte da hinein zu kommen. Leufried aber sonder aller Gesellschaft rannte mit eingelegtem Speer so stark auf den König, daß er Roß und Mann zu Haufen warf.

Da nun der König befand, daß er überwunden war, begehrt er der Gnade, gab sich Leufrieden in Sicherheit und gefangen, und begehrte von Stund an, daß der Frieden angeblasen würde, denn er sorgte um sein getreues

Kriegsvolk. Alſo ward Frieden geblaſen, und der Streit mit großem Schaden der Caſtilianer geendigt. Leufried kam mit ſeinem gefangenen König vor den König von Portugall, und überantwortete ihm den in ſeine Gewalt. Alſo nahm er ihn in Gelübd desgleichen als ſein Volk, das ließ er ganz wehrlos abziehen, den König aber und ſeine Räthe führt er mit ſich gen Liſſaben, und zog alſo mit kleinem Verluſt, aber mit großer Beute wieder heim.

Wie Leufried zum Ritter geſchlagen ward in Gegenwart des Königs von Caſtilien, und wie der Schildbub der Jungfrau Angliana die Botſchaft brachte.

Mit großem Triumph und Frohlocken ritt der König von Portugall ein, denn er brachte ſeinen Feind ſammt allen ſeinen Räthen mit ſich gefangen, davon das ganze Königreich zu Ruh und Frieden gekommen war. Sobald der König in ſeinen Pallaſt kam, ließ er Leufrieden

für ſich bringen, desgleichen den König von Caſtilien ſammt allen ſeinen gefangenen Räthen. Als ſie nun alleſammt zu Wege ſtunden, fing der König an und erzählte vor ihnen allen Leufriedens ganzes Weſen, wie er ſo wunderbarlich in Mutterleib von Lotzmann dem Leuen erkannt worden war. Auch was er bis zu der Zeit für tapfere und kühne Thaten begangen, dieſen Streit auch durch ſein mannlich und fürſichtig Gemüth zu End gebracht hatte, darum er dann billig den Orden der Ritterſchaft tragen ſollte. Schlug ihn alsbald vor allen ihnen zum Ritter, darob Leufried und ſein Schwieger der Graf nicht wenig Freud nahmen. Es gab ihm auch der König Wappen und Schild mit ſchöner Blaſonierung. Alſo ward Leufried auf einen Tag geadelt, und zum Ritter geſchlagen.

Alsbald der Schildbub ſelbiges erfahren, iſt er eilends zu ſeinem Herrn gegangen, und hat ihn auf das freundlichſte gebeten, er wollt

ihn einmal heim reiten laſſen, damit er der Jungfrau Angliana alle vorgefallnen Geſchichten zu wiſſen thät. Dies war der Graf gar wohl zufrieden, ließ zur Hand einen Brief an ſeine Tochter ſchreiben, und ſchickt ihr den durch den Buben. Der ſäumte ſich nicht lang auf der Straße, denn er ſorgte ſtets, es möcht ihm ein andrer zuvorkommen, und das Botenbrod bey der Jungfrau erwerben, dieweil er wohl wußte, daß ſie mit großem Seufzen und Verlangen gehofft, wann ihr doch einmal von ihren Vater und Leufrieden Botſchaft käme. Er kam in kurzen Tagen an des Grafen Hof, ſobald er von ſeinem Pferd abgeſtiegen war, hat er eilends nach Angliana geforſcht, der iſt der Bube durch ihren Kämmerling angeſagt worden. Ach ſagte die Jungfrau, wo der Bote keine gute Botſchaft bringet, ſollt ihr ihn für mich nicht kommen laſſen. Der Kämmerling antwortete: wahrlich gnädige Jungfrau ich kann nichts anders an ihm ſpüren, als daß er ſehr

fröhlich und wohlzumuth iſt. So bringt ihn ohne Verziehen für mich, damit ich mög erfahren, wie es um meinen lieben Herrn Vater eine Geſtalt habe, desgleichem um ſein Volk.

Zuhand iſt der Jung mit großen Freuden für die Jungfrau gebracht worden, die ihn mit gar fröhlichem Angeſicht und freundlichen Worten empfangen hat, der Bube aber, ſobald er ſeinen Reverenz gethan, fing zur Stund an und ſagte: Gnädige Jungfrau, Ihr ſeyd mir von Rechtswegen ein reiches Botenbrod ſchuldig, denn ich verkünd Euch fröhlichere Botſchaft, als man Euch auf Erden jemals verkündet hat. Nämlich Euer Herr und Vater iſt ganz friſch und geſund, ſo iſt der Krieg gänzlich vollendet, dann Euer allerliebſter Leufried hat den König von Caſtilien ſelbſt gefangen und unſerm Herrn dem König überantwortet, der ihn zu großen Ehren gefördert, denn er hat ihn auf einen Tag geadelt und zum Ritter geſchlagen zu Lißbona auf dem kö-

niglichen Pallaſt, deß werdet Ihr in dieſem Brief gar gründlichen Bericht empfangen.

Als Angliana dieſe Botſchaft von dem Jungen vernahm, darf niemand fragen ob ſie auch fröhlich worden ſey, das mag ein jeder bey ſich ſelbſt wahrnehmen. Sie nahm den Brief, ſchloß ihn auf, und fand darin alles wahr ſeyn, was ihr der Bub angezeigt hatte. Sie ſchloß nun einen ſchönen Kaſten auf, nahm daraus zehn Dukaten, und verehrte die dem Knaben, der ihr die Botſchaft brachte.

Wie Angliana nach Walthern sendet, und ihm den Brief zu lesen gab, den der Knabe von ihrem Vater gebracht, und welche große Freuden er daraus empfing.

In großen unsäglichen Freuden war Angliana, mit ihr erfreuten sich auch alle ihre Jungfrauen, insonderheit Florina und Cordula. Sie schickte auch nach Walthern, der kam eilends, denn er meynte, der Jungfrau wäre etwas übels wiederfahren. Sobald er nun in ihr Gemach kam, ging sie ihm mit großen Freuden entgegen, empfing ihn gar freundlich. O Walther, sagte sie, ich muß dich der großen Freude auch theilhaftig machen, denn uns ist gar gute Botschaft von meinem Vater gekommen, damit gab

ſie ihm den Brief. Walther las ihn vom Anfang bis zu End, davon ſein Herz in großen Freuden ſchwebte. O Angliana ich ſag Euch ſicherlich, ſprach Walther, dieſer Brief erfreut mich mehr, als mich die vorige Nacht ein Traum erfreute. Wie war der? ſagte Angliana.

Mir träumte, ſagte Walther, wie ich meinen liebſten Bruder und Geſellen Leufried in einem großen Gedräng und Scharmützen in mitten unter ſeinen Feinden erſähe, die allſammt mit Kräften auf ihn ſchlugen, und ſehr viel tödtliche vergiftete Pfeil auf ihn ſcheſſen. Er aber arbeitete ſich mit großer Macht und geſchwinden Streichen unter ſeinen Feinden. Zuletzt aber verſchwand mir Leufried vor Augen, und war der Streit geendigt. Nun ſah ich einen Jüngling mit entblößtem Haupt, nichts darauf dann einen ſchönen Kranz von Lorbeerzweigen, in ſeiner linken Hand führt er einen gebunden und gefangen, derſelbe war mit einem gar koſtlichen vergoldeten Küraß bekleidet,

ſein Haupt mit einem glänzenden Helmlein bedeckt, das Viſier vorgeſchlagen, alſo daß ihn niemand erkannte. Der Jüngling mit dem Lorbeerkranz führt in der rechten Hand ein bloßes Schwerdt, allenthalben mit menſchlichem Blut beſprengt, ich ſah ihm mit ganzem Ernſt unter ſein Angeſicht, es war mir gänzlich, als ſollt ich ihn kennen, hätte ihn auch ſehr gern angeſprochen, ſein Angeſicht aber war ſehr erſchrecklich anzuſehn, deshalb unterließ ich mit ihm zu reden. Alſo ging er verüber mit dem Gefangenen und überantwortete ihn dem König. Als mich aber ſolches Geſicht gar angſthaft in meinem Schlaf machte, erwachte ich zuletzt gänzlich, lag die übrige Nacht in ſchweren Gedanken, und bedachte ſtets wie nur alſo Leufried aus meinem Geſicht verſchwunden wäre. Nun aber bin ich wohl zufrieden, und mir iſt ſchon des Traums Deutung durch dieſen Brief aufgelöſt. Dann daß ich Leufrieden aus meinem Geſicht verlor, iſt nichts anders, als daß

er mir vorher nicht anders bekannt gewesen ist, dann als ein schlechter Reutersmann, und aber jetzt durch sein Schwert und mannliche Hand den Orden der Ritterschaft erlangt hat. Dieses zeigt mir der Lorbeerkranz an, so er auf seinem Haupte trug, darum liebste Jungfrau erfreut mich diese Botschaft sehr.

Als sie nun ihre Zeit mit mancherley Gesprächen kürzten, lief der Schildbub allenthalben an dem ganzen Hof um Walthern zu suchen, damit er auch ein Botenbrod von ihm bekommen möchte, zuletzt ward ihm gesagt, wie er in der Frauen Gemach bey Jungfrau Angliana wäre. So ist mein Anschlag umsonst, sagte der Knab, nun fing er erst an dem andern Hofgesind die Botschaft zu verkündigen, das Geschrey kam auch in die Stadt unter die Bürger, die wurden mit großen überschwenglichen Freuden umgeben. Als sie vernahm, daß ihr liebster Herr noch frisch und gesund war, wurden allenthalben in der Stadt Freu-

benfeuer gemacht, auch kleideten sich alle Bürger in eine gleiche Farbe, damit sie ihrem Herrn mit Freuden und zierlich möchten entgegen reiten, und zu Fuß einen feinen Haufen ins Feld führen.

Als nun der König einen steten und ewigen Bund mit dem König von Castilien aufrichtete, hat er auch alle Kriegskosten bezahlen müssen, alsdann hat ihn der König wiederum in sein Land ziehen lassen, ist auch alles Kriegsvolk beurlaubt werden und der Graf mit seinem Volk wieder heim gezogen.

Wie der Graf mit allem seinen Adel wieder zu Land kommt, und mit großem Frohlocken von seinen Bürgern und seiner Tochter empfangen ward.

Des Grafen Unterthanen putzten sich sehr köstlich auf und zogen ihrem Herrn mit einem aufrechten Fähnlein entgegen, diejenigen aber, welche Pferde hatten, ritten ihm allsammt in einer Kleidung entgegen, worüber der Graf nicht wenig Lust und Freude genommen, denn er sah daran die Liebe seines Volks. Also kamen sie mit Freuden und Frohlocken in die Stadt.

Als nun Angliana vernahm, daß ihr lieber Vater sammt ihrem allerliebsten Ritter ge-

kommen war, schmückte sie sich mit allen ihren Jungfrauen auf das zierlichste, ging ihrem Vater entgegen als er zu Hof einritt, und empfing ihn gar freundlich und mit großen Freuden. Ritter Leufried ritt ihm auf dem Fuß nach mit gar fröhlicher Geberde. Als er seine liebste Jungfrau erblickte ist er vor großen Freuden ganz in seinem Angesicht erröthet, nicht minder ist Angliana von seinem Anblick erfreut worden. Alsbald sie von ihren Pferden abgestiegen, sind sie in den großen Saal gegangen, darin haben sie ihre Harnische von sich gelegt, und sich ganz entwaffnet. Bald sind eine große Anzahl von Tafeln gedeckt worden und jeder nach seiner Würde zu Tisch gesetzt, wo eine fürstliche Mahlzeit bereitet gewesen, denn Angliana hatte alles nach dem köstlichsten und scheinbarlichsten angeschickt, darob der Graf ein großes Wohlgefallen hatte. Es ist auch nicht minder auf allen Trinkstuben in der ganzen Stadt große Freude gewesen, denn alle Bür-

ger sammt ihren Weibern haben ihr Essen zusammengetragen und so freundlich und fröhlich mit einander gelebt, daß der Graf ein großes Wohlgefallen darob gehabt. Er hat auch der gemeinen Bürgerschaft allerhand Gaben und Geschenke verehrt, damit sie deste unbekümmerter möchte in Freuden leben.

Zu Hof war etliche Tage ein großes Jubiliren, und wurde großer Hof gehalten, denn der Graf hat alle seine Ritterschaft eine Zeitlang bey einander behalten. Als sie aber wohl ausgezecht hatten, sind sie mit Urlaub des Grafen ein jeder wieder zu Haus geritten. Doch hat der Graf die nächsten Insaßen daß sie ungefähr in acht Tagen wieder zu Hof erscheinen möchten, denn er hätte ein gar nöthiges Geschäft zu verrichten; das ward ihm von ihnen allen versprochen.

Also ritten sie von Hof, in der Zeit aber schickte sich der Graf mit allem was zu einer

ſolchen Hochzeit von Nöthen war, als mit Kleidung, Speiß und Trank, wiewohl niemand wiſſen mochte was er Sinns wäre, denn allein Angliana und Lenfried der Ritter. Nun war ein Freyherr nicht weit von dem Grafen in einer andern Stadt, derſelbige war auch von der Reiſe geweſen, und war ein Wittwer ſehr reich an Gut, Land und Leuten, ſo daß er den Grafen an Reichthum übertraf, dabey aber war er ein ungetreuer und zorniger Mann. Als nun alle von Hof geſchieden waren, blieb er noch länger in der Stadt in einer Herberge, und ließ eine Werbung an den Grafen gelangen um ſeine Tochter Angliana. Das ſchlug ihm der Graf gänzlich ab und gab ihm zu verſtehn wie er ſeine Tochter ſchon einem Ritter verſprochen hätte, und demſelbigen ſeine Zuſage leiſten wollte, darum ließ er ihm für ſeine ehrliche Werbung groſſen Dank ſagen. Als dieſes dem Freyherrn geſagt wurde, erzürnte er ſich ohne maaſſen hart, verbarg aber

seinen Zorn, damit er sich an dem Grafen möchte rächen.

Als er nun durch andere Mittel erfuhr, wer der Ritter war, dem Angliana versprochen worden, trachtete er mit Ernst dem Ritter nach seinem Leben, ließ es auch heimlich halten, damit er ihn möchte in sein Gefängniß bringen. Dies aber ist Leufrieden von einem guten und getreuen Freund angesagt werden, damit er sich möchte vor ihm verwahren. Leufried der Ritter hat alles zu Ohren gefaßt, und ist nicht mehr vor die Stadt geritten, er habe denn seinen guten Harnisch an, er hat sich auch ob solchen Anfall gar nicht besorgt, wo er nicht mit Hinterlist und ungewarnter Sache überfallen würde.

Wie der Graf ſammt Walthern und andern Dienern von dem Freyherrn angerannt, zween von des Grafen Diener erſtochen, Walther gefangen und der Graf an einen Baum gebunden, aber von Leufried wieder erlöſt ward.

Leufried ließ dieſe Warnung gar nicht merken, damit es ihm nicht als eine Verzagtheit zugemeſſen würde. Eines Tags begab ſich, daß der Graf mit etlichen ſeiner Diener auf ein Schloß ritt, auf welchem er lange nicht geweſen war. Es ward aber durch einen dänmarkiſchen Roßkäufer dem Freyherrn verkündet, demſelbigen ward auch für ganz gewiß angeſagt, wie Leufried mit ſeinem Schwieger dem Grafen reiten würde. Der Freyherr verſammelte bald ein

Geſchwader Reiter, denen befahl er ſich eilends wohl beritten zu machen, desgleichen ſich mit Harniſch und Gewehr wohl zu verwahren, denn ſie müßten ein mannliches Ritterſtück begehn. Dies alles ward nach ſeinem Befehl ausgerichtet, und er brachte in der Eil auf zehen Pferde zuſammen. Der Graf verſah ſich gar nicht, denn ihm war von einem Feind gar nichts zu wiſſen, dieweil er mit allen ſeinen Inſaſſen in guten Frieden war. Er nahm zu ſich vier ſeiner Diener, desgleichen Leufrieden und Walthern, alſo daß ſie zu ſieben ritten. Nun wollte ſich Unglück machen, denn als ſie auf eine halbe Meile geritten waren, fiel dem Grafen ein, wie er etliche Briefe an denen ihm viel gelegen war, daheim vergeſſen hatte. Er wollte ſämmtliche Briefe keinem Diener zu holen vertrauen, dann er ſorgte, die Sache möchte nicht nach ſeinem Willen ausgerichtet werden, darum befahl er dem Ritter Leufried die Sache zu verſehen. Nun war keiner unter ihnen allein in

seinen Harnisch angethan, als er, und er ritt schnell und behende wieder zurück. Er war auch noch keine halbe Meile von seinem Schwächer gekommen, da hat sie der Freyherr in einem Wald auf einer Wegscheide angefallen, und ehe sie gewarnet wurden, hat er ihm zween seiner Diener erstochen, und mit lauter Stimme gerufen: es sey dann daß Ihr Euch allsammt gefangen gebt, sonst müßt ihr heut den Tod von uns leiden.

Der Graf entsetzte sich gröslich ob einem so schnellen Ueberfall, denn er sah den plötzlichen Tod seiner Diener vor Augen, und hatte niemand mehr bey sich, als zween seiner Diener und Walthern, die waren auch ganz erschrecken. Da war nicht lang zu bedenken, denn sie waren mit gewaffneten Reisigen ganz umringt, derhalb begehrten sie des Friedens. Der Freyherr eilte allein auf Walther, dann er war in gleicher Gestalt wie der Ritter Leufried, darum er ihn für Leufrieden hielt. Er nahm ihn

und die beyden Diener, den Grafen aber befahl er an einen Baum zu binden und sagte: Dieweil Ihr diesen Bauernsohn mir fürgezogen, und ihm Eure Tochter vor mir gegeben habt, will ich Euch zur Schmach also stehen lassen. Seine Diener führten die Gefangenen davon.

In diesem Schimpf kam Ritter Leufried geritten, und ersah in dem ersten Augenblick seinen Herrn an den Baum gebunden und den Freyherrn noch bey ihm halten. Ritter Leufried sah an der Gestalt seines Herrn wohl, daß seine Sach nicht recht beschaffen war. So drohte ihm auch der Freyherr vorher, drum machte er wenig Umstände, sonder zuckte von Stund an sein gutes Schwerd, und sagte: Gnädiger Herr, wer hat Euch solche Schmach bewiesen, das zeiget mir an, ich will das mit meinem ritterlichen Schwerd rächen, oder mein Leib und Leben darob verlieren. Der Freyherr, welcher ein stolzer und gar wüthiger Mann

war, erkannte den Ritter zur Stund an seiner Sprache, und sah wohl, daß er nicht den rechten gefangen hatte. Er sagte aus großem Hochmuth zu Leufrieden: Du bäurischer Ritter, dir soll auf diesen Weg nichts besser wiederfahren, darum so säume dich nur nicht lang. Der Ritter zuckte behend sein scharfes und gutes Schwerd, und haute damit ganz kräftiglich nach dem Freyherrn. Der zuckte sein Haupt aus dem Streich, also daß Leufried sein verfehlte, und hieb seinem Roß einen großen Theil von seinem Haupt hinweg, davon das Roß ganz ergrimmte, und in großen Schmerzen und Zorn hindurch den Wald ganz schnell lief. Leufried eilte ihm mit verhängtem Zaum auf dem Fuße nach, so lang daß dem Gaul anfing schwach zu werden, und er unter dem Freyherrn niederfiel.

Ritter Leufried, sagte aus großem Zorn; Herr Ihr müßt Euch auf diesen Tag gefangen geben und nur bald, sonst müßt Ihr mir Euer

Leben in dieſem Walde laſſen, davor wird Euch niemand gefriſten. Der Freyherr unterſtand ſich mit Gewalt zu wehren, ſchrie damit ſeinen Dienern zu, die aber waren weit von ihm. Ritter Leufried ergrimmte ſo gar über ihn, daß er ihn nicht mehr begehrte gefangen zu nehmen, ſondern mit ganze Kraft auf ihn zuſchlug, damit machte er den Herrn ſo ganz matt, daß er ſich nicht mehr wehren mochte. Alſobald begehrte er der Gefangenſchaft.

Alſo nahm ihm Leufried gefangen, doch muſt er ihm zuvor ſein Schwerd überantworten, alſo führte er ihn behende wieder zu ſeinem Herrn, da ward er erſt aller Sachen berichtet, wie es mit den zweyen Dienern gegangen war, da lief ihm erſt ſein Herz von Zorn über. Alſo muſt ihm der Freyherr eilends geloben und ſchwören ihnen beyden nachzufolgen. Alſo führten ſie ihn auf das Schloß, welches dann nicht gar ein Viertheil einer Meile von dieſem Ort war. Daſelbſt vermeynte Leufried

ſeinen Geſellen und die andern zwey Diener zu finden, denn er gedachte ſein Herr hätte die vor ſich geſendet, und wäre erſt darnach mit den andern zwey Knechten angegriffen worden. Als er aber vernahm, daß Walther gefangen war, ſchwur er bey ſeinem ritterlichen Orden, daß er nimmer ruhen noch raſten wollte, ſein Geſell wäre dann ſeiner Gefängniß ledig und los, und wo dieſes nicht auf dieſelbige Nacht geſchehe, ſo wollte er den Landherrn mit ſeiner eignen Hand umbringen. Dieſes alles ſagte er dem Freyherrn unter die Augen, davon er ſich nicht wenig entſetzte. Dieſer begehrte zur Hand, daß man ihm Papier und ein Schreibzeug geben ſollte, ſo wollte er eilends einen Brief ſchreiben und denſelbigen ſeinem Burgvogt zuſchicken, damit die Gefangnen nicht in harte Gefängniß gelegt würden. Dies ward ganz eilends vollſtreckt, wie er begehrt hatte.

Wie Walther wieder ledig worden, und Leufried groß Gut von dem Freyherrn fordert, von wegen der erſchlagenen Diener des Grafen.

Als nun der Freyherr den Brief geſchrieben hatte, wollte ihn Leufried nicht laſſen zuſchlieſſen, er habe ihn dann zuvor geleſen, denn er beſorgte der Landsherr möchte geſchwinde einen andern Verrath anrichten, und etwa ſein Volk heimlich zuſammen mahnen, und ihn mit Gewalt zu entledigen. Als aber der Brief nach ſeinem Gefallen geſchrieben war, gab er ihn dem Landherrn, der verſchloß ihn zur Hand, und überſchickte denſelbigen durch Leufrieden ſeinem Burgvogt.

Als aber Leufried nicht gar eine Meile in den Wald geritten war, fand er des Freyherren Diener, die waren ſeiner Zukunft froh, denn ſie meynten, ihr Herr trabte durch den dicken Wald her. Bald aber ſehend, daß er es nicht war, erſchracken ſie gar ſehr, denn ſie warén eines Theils von ihren Pferden abgeſtanden, und hatten Walthern und die beyden Diener an Bäume gebunden, Schimpf und Spott mit ihnen getrieben, und hatten ihren Haupthar-niſch abgelegt. Leufried der Ritter nahm dieſes wohl wahr, denn er hatte ſeinen liebſten Bruder Walther ſchon erblickt, er bedachte ſich nicht lang, ſprengte mit verhängtem Zaum unter ſie, ſtrengte ſie mit rauhen Worten an, und ſagte aus ganzem Zorn: Ihr ungetreuen und verrätheriſchen Straßenräuber, ſagt an wie dürft ihr einen ſolchen frommen Herrn auf ſeinem Grund und Boden alſo mit Gewalt und wider alles Recht, mit großer Schmach fahen und anbinden, ihm auch ſeine Diener,

welche ſich alles Guten zu euch verſehen, ſo jämmerlich ermorden und umbringen? Ihr müßt euch mir, wie euer Herr auf dieſen Tag gefangen geben, oder allſammt von meiner ritterlichen Hand ſterben. Damit zuckte er ſein Schwerd und ſchlug mit ganzen Kräften nach einem, welcher zu ſeinem Hauptharniſch eilen wollte, und zerſpaltete ihm ſein Haupt bis auf das halbe Angeſicht. Derſelbige fiel geſchwind todt zur Erde, nun eilte Ritter Leufried zu zween andern, dem einen ſchlug er des erſten Streichs ſein Haupt von der Achſel hinweg, dem andern ſtieß er ſein Schwerd oben bey ſeinem Hals zwiſchen dem Harniſch hinein, daß er auch gleich todt zur Erde ſank. Als nun die andern die ſtrenge und mannliche That an dem Ritter ſahen, erſchracken ſie dermaßen, daß ſie nicht auf ihren Beinen ſtehen konnten, ſondern fielen auf ihre Knie, um Gnade bittend. Unter dieſen ſiebenen, war auch der Burgvogt, welchem Leufried den Brief von ſei-

nem Herrn hatte bringen sollen. Als der vernahm, daß sein Herr auch gefangen war, erschrack er ohne maaßen und gab sich von Stund an mit den andern gefangen. Also nahm Leufried Sicherheit von ihnen, und ließ die andern Diener reiten, den Landvogt aber führte er gefangen mit sich.

Walther und seine beyden Mitgefangnen, wurden beyde ledig gemacht, und saßen größlich erfreut auf ihre Pferde. O mein liebster Leufried, sagte Walther, wie hast du uns aus so großen Aengsten und Nöthen erlößt, sonst wären wir in schwere und harte Gefängniß gekommen, denn dieser Burgvogt hat uns damit hart bedroht. Der Ritter Leufried antwortete: also soll man den Gästen rechnen, welche die Rechnung vor dem Wirthe machen; diesem Burgvogt soll wohl geschehen, als einem, der feindliche tiefe Gruben gegraben hat, und selbst hinein fällt. Hat er einen solchen Uebermuth an euch Unschuldigen begehn wollen, soll ihm

auch nicht beſſere Barmherzigkeit widerfahren. Denn ich will ihm ein härteres Gefängniß verſchaffen, denn er an euch wohl verſchuldet hat. Von dieſen Worten ward dem Burgvogt ſehr angſt, er entſchuldigte ſich ſo gut er mochte. Da ſie auf das Schloß kamen, darauf der gefangene Freyherr war, ſagte Leufried zu ihm: Herr, Ihr habt meinen gnädigen Herrn wider alle Rechte und Landfrieden, ſondern alles Abſagen in ſeinem eigenen Land gefangen, ihm auch zween ſeiner Diener, ehe dann ſie zu Wehr kommen ſind, erſtochen. Daſſelbige ſteht euch als einem Landsherrn nicht wohl an, ihr werdet auch wenig Ruhm davon erlangen, wo das von euch geſagt wird. Es hat aber Gott dieſes nicht vertragen mögen, denn er läßt kein Uebel ungeſtraft. Er hat mich dazu kommen laſſen, daß ich meinen liebſten Herr ledig gemacht, euch hergegen an ſeiner Statt gefangen habe. So iſt mir auch mein liebſter Geſell von euch gefangen geweſen, denſelbigen

ſammt meines Herrn Dienern habe ich wieder ledig gemacht, nicht durch euren geſchriebenen Brief, ſondern durch meine ritterliche Fauſt und gutes Schwerd. Dieſes haben drey eurer Diener wohl erfahren, die gleich ſowohl als meines Herrn Diener, in dem Wald todt liegen, die übrigen ſind alle auf dieſen Tag meine Gefangenen, müſſen ſich auch nach ihrer gegebenen Sicherung auf einen gelegenen Tag ſtellen. Den Burgvogt aber als den oberſten habe ich in meiner Gewalt behalten wollen, damit ich euch nach meinem Gefallen ranzioniren möge. Ihr habt mich gehaßt, um was mir das Glück vor euch beſcheert hat, das ſoll euch von mir vergolten werden, will mich auch des vor königlicher Majeſtät hoch beklagen, der ſoll mich an euch rächen. Von dieſen Worten erſchrack der Freyherr gar ſehr, dieweil ihm die ritterliche That unverborgen war, die Leufried im vergangenen Kriege vollbracht hatte. Er begab ſich derhalb ganz willig in des Rit-

ters Ranzien, was er ihm auflegen würde, wollte er gern tragen und leiden, er ſollte ihn nur nicht vor dem König verklagen und zu Schanden machen.

Wie der Graf den Freyherrn ſammt dem Burgvogt mit ſich heim führt, und Ritter Leufried ſie beyde ſeiner liebſten Junkfrau übergab, nach ihrem Gefallen mit ihnen zu verfahren.

Als nun Leufried und der Graf bedachten, wie das Schloß darauf ſie waren nicht ſo gar feſt ſey, ſorgten ſie, die Knechte ſo wieder zu Land kommen waren, möchten ſie verkundſchaften, und das Landvolk in einen Tumult bewegen, daß es ſich unterſtünde mit Gewalt ihren Herrn zu befreien. Darum ſäumten ſie ſich nicht lange, führten die beyden Gefangnen ganz gewahrſamlich und ritten wieder heim.

So bald sie nun zu Hof kamen, hat sich jedermann über die Gefangnen verwundert, denn niemand versah sich eines Unfriedens oder Lerms. Dies Geschrey ist bald vor Angliana gekommen, die sich nicht lang säumte, sondern sammt ihrem Frauenzimmer, zu ihrem Vater ging. Sobald übergab Ritter Leufried die beyden Gefangnen seiner liebsten Jungfrau, und that ihr dabey die Ursach ihrer Gefängniß zu wissen: darüber verwunderte sich die Jungfrau größlich, und befahl die beyden Gefangenen aufs sicherste zu verwahren, bis sie sich mit ihrem Vater und dem Ritter genügsam unterredet hätte. Also ließ man sie in einer besondern Stube von gewaffneten Männern hüten; nach zwey Tagen kamen auch die andern Knechte, und stellten sich wie sie, dann sie es dem Ritter im Wald zugesagt hatten. Sie wurden mit ihrem Herrn in derselben Stube verwahrt.

Als nun Angliana mit ihrem Vater und dem Ritter zu Rath gegangen war, haben sie

die andern Diener für ledig erkannt, dieweil sie alles so sie gehandelt haben, auf Befehl ihres Herrn haben thun müssen. Den Burgvogt aber haben sie wegen seiner Drohworte bey seinem Herrn bleiben lassen, und diesem eine Ranzion aufgelegt. Nehmlich tausend Dukaten, desgleichen hat er sich gegen den Grafen gar hoch verschreiben müssen, ewigen Bund und Frieden mit ihm zu halten, in gar keinem Weg wider ihn nach die Seinen zu handeln, denn gütlich, und wozu er Fug und Recht habe. Den Burgvogt haben sie um fünfzig Dukaten ranzionirt. Die Ranzion ist schnell erlegt worden, und hat sich der Landherr in keinem Weg gesperrt, damit er vor dem König nicht verklagt würde, hat sich auch demnach so ganz freundlich gegen und an dem Grafen gehalten, desgleichen an Ritter Leufrieden, daß sich des nicht genug zu verwundern war. Als alles ausgerichtet war, ist er

ſammt ſeinem Burgvogt wieder nach Haus geritten; Nun dachte er erſt nach, wie unbillig er dem Ritter auffätzig geweſen iſt, und alſo iſt dieſer Unwille auch zergangen.

Wie die Hochzeit mit Analiana gehalten wurde, und was groſſe Freuden da furgegangen ſind, mit Thurnieren und Tanzen.

Als nun dieſer Span verrichtet war, hat ihm der Graf mit Fleiß nachgedacht, wenn er länger mit ſeiner Tochter Hochzeit verziehen ſollte, würde ihm etwa ein anderer Herr aufſätzig, und möchte ihm nach ſeinem Leben ſtellen. Er hat alſo ſo bald es ihm möglich war alle Dinge, ſo dazu von Nöthen, zugerüſtet, befohlen in allen ſeinen Wäldern und Forſten zu jagen, das dann auch geſchehen iſt. Seine Unterthanen und was von Adel geweſen, haben ſich mit ganzem Fleiß dazu geſchickt, ſo daß in we-

nig Tagen ſehr viel Wildpret zuſammen kam an ſeinen Hof. Auch haben ſie ſehr viel Geflügel von Faſanen, Haſelhünern, Feldhünern, Pfauen, Auerhanen und anderem dem Grafen überſchickt.

Als der Tag der Hochzeit kam, ſind die ſo darzu geladen geweſen, mit Haufen und ganz köſtlich erſchienen, ſammt Frauen und Jungfrauen. Da ward jeder nach ſeiner Würde und Adel empfangen, und ward die Hochzeit mit großer Herrlichkeit angefangen. Keine Koſten wurden geſpart, der Spielleut und Schalksnarren waren eine große Summe, da wurden auch mancherley Schaueſſen und Hofeſſen fürgetragen, von Fleiſch und Fiſchen, gar unzählbare Gerichte. Nachdem aber zu jeder Zeit der Imbiß vollbracht, wurden köſtliche und zierliche Tänze gehalten. Dazu wurden vielerley andre Kurzweilen angerichtet, als mit Turnieren, Rennen, Stechen, Ringen, Springen, und andre Ritterſpiele, den ſchönen Frauen

und Jungfrauen zu gefallen. Die Hochzeit währte etliche Tage, und war da an keiner Freude noch Kurzweil Mangel.

Als sie nun beendet war, fuhr jedermann wieder zu Hauß. Angliana und Leufried aber lebten gar freundlich mit einander, denn Angliana befand sich kurz hernach schwanger, davon gar große Freud an dem ganzen Hof entstund, insonders bey Leufrieden und dem alten Grafen. Als sich nun eine gute Zeit verlaufen und Angliana gar nah das halbe Ziel erreicht hatte, ist Leufried in gar großen Freuden gewesen, und hat sehr oft an seine lieben Eltern gedacht, was große Freuden sie haben würden, wo ihnen seine Wohlfarth zu Wissen käme. Derhalben trachtete er Tag und Nacht, wie er zuwegen bringen könnte, daß er seinen Eltern alles melden möchte; ist also mit seinem lieben Gesellen zu Rathe gegangen. Da hat ihm Walther zugesagt, in eigner Person heimzu-

reiten, damit ihm alles nach seinem Willen möchte ausgerichtet werden.

Also machte sich Walther auf, ritt den nächsten Weg heimwärts, und vollbrachte in wenig Tagen seine Reise. Da darf niemand fragen, was große Freuden Erich dem Meyer und seinem Weib zugestanden sind, als sie vernommen haben, daß ihr Sohn mit so großem Glück umgeben war. Nicht minder hat auch der Kaufmann des Walthers Vater und sein Weib Freude gehabt, haben sich auch endlich fürgenommen, Leufrieden selbst zu besuchen, wie denn auch kurz hernach geschehen ist.

Wie Leufried ſich viel Kurzweil nahm mit ſeinem Hündlein und dem Leuen Lotzmann, und wie er einem Hirſch mit dem Leuen nacheilte, von welchem er in einen Schenkel verwundet ward.

Als nun Leufried mit ſeiner liebſten Angliana in großen Freuden lebte, darneben in aller Gottesfurcht ſich befliſſen, ſuchte er oft in müſſiger Zeit mit ſeinem Hund und Lotzmann dem Leuen Freud und Kurzweil in den luſtigen grünen Wäldern, darin er manch Stück Hochwild aufſpürte und erlegte.

Eines Tags begab es ſich, da Leufried glaubte, Angliana habe ihr Ziel ſchon erreicht, daß er ſich täglich befliß mit ſeinem Hund und Leuen das Hochwild in dem Wald zu ſuchen.

Einsmals trieb sein Hund einen mächtigen Haupthirschen auf, dem setzte Letzmann der Leu tapfer zu. Leufried sprang von seinem Pferd, und zuckte sein Schweinschwerdt, damit er den Leuen möchte entsetzen, denn er sorgte der Hirsch möchte ihm Schaden fügen. Der Hirsch aber, sobald er das glänzende Schwerdt ersehen, hat sich eilends zu Leufrieden und gänzlich von dem Leuen gewendet, und Leufrieden mit den vordersten Enden seines scharfen Geweihs dermaßen in seinen rechten Schenkel verwundet, daß er ganz heftig anfing zu bluten. Er ist behend von seinem Leuen gerächt worden, der ergriff den Hirsch ganz grimmig in einer Seite, und riß ihm die gar weit auf, daß ihm sein Eingeweid zur Erd fiel, und er eilends tod war. Leufried aber wurde von dem vielen Blut, so von ihm lief, ganz schwach, er setzte sich wieder zu Roß, und ritt wie er mochte zu einem kühlen Brunnen, sich ein wenig mit frischem Wasser zu erquicken.

Er ſtieg von ſeinem Pferde ab, ſchöpfte Waſſer, und that einen friſchen Trunk, er kam wieder ein wenig zu ſich ſelbſt, und verſtopfte und verband ſeine Wunden mit guten heilſamen Kräutern.

Wie Leufried von seinem Herrn dem Kaufmann und Walthern bey einem Brunnen liegend gefunden ward.

In dem begab es sich, daß sein Herr der Kaufmann sammt seinem Sohn geritten kam, und eben die Straße durch den Wald nahm, wo der verwundete Leufried bey dem Brunnen lag, der jetzund Schmerzenshalber nicht mehr stehn, reiten noch gehn konnte. Walther erkannte von Stund an seinen Gesellen, wußte aber nicht, daß es ihm so trübselig ergangen war, bis daß ihm Leufried alle Sachen eröffnete, was ihm mit dem Hirsch begegnet wäre. Er empfing seinen Herrn gar freund-

lich, konnte aber vor groſſen Schmerzen nicht mit ihm reiten, ſondern bat Walthern, ſie beyde ſollten bald zu Hof reiten und verſchaffen, daß ihm eine Roßbahre gebracht würde. Sie ſäumten ſich nicht lang und ritten eilends zu Hof.

Wie Angliana von dem Kaufmann und ſeinem Sohn Walther vernahm, daß Leufried von einem Hirſch tödtlich verwundet war, und ſie von Stund an in den Wald zu ihm lief.

Das Geſchrey kam eilends für Angliana, wie daß ihr liebſter Gemahl Leufried heftig von einem Hirſchen verwundet wäre, und in dem Wald vor großen Schmerzen gar ohnmächtig läge. Dareb empfing Angliana großen

Schrecken nahm viel gute und kräftige Latwergen, und wollte niemand erwarten, ſondern eilte zu Fuß hinaus auf die Straße an den Brunnen. Allda fand ſie Leufrieden in großer Ohnmacht liegen, denn er hatte ſich gar hart verblutet. Angliana war mit großem Herzeleid umfangen, denn ſie ſtand um ihren liebſten Herrn in großen Sorgen, wie ſehr ſie ihn rief, ſo wollte er ihr gar keine Antwort geben, zuletzt kam ihm von ihrem ſteten Rufen ſein verſchwundener Geiſt wieder. Er blickte ſeine liebſte Frau mit einem großen Seufzer an, und ſagte: o du meine liebſte Gemahl, wie ſchwach und kraftlos bin ich an meinem Herzen. Angliana tröſtete ihn ſo gut ſie konnte, ſie erquickte ihn auch mit guten kräftigen Confecten, ſo ſie mit ſich genommen; indem kam auch ſein Herr ſammt Walthern mit einer Roßbahre, und brachten einen Wundarzt mit ſich, ſo ihm ernſtlich das Blut ſtillte, und darnach ſeinen Wunden verband. Sie huben

ihn dann auf die Reßbahre, Angliana ſetzte ſich zu ihm hinauf, und legte ſein Haupt in ihren Schooß. So bald ſie nun zu Hof kamen, iſt der alte Graf der Geſchichte innen geworden, und als er eilends aus groſſem Schrecken eine Stiege hinab laufen wollte, ſind ihm beyde Füße ausgegleitet, und da er von Leib ein großer und ſchwerer Mann war, iſt er gar hart die Stiege hinabgeſtürzt, alſo daß man ihn für todt von dannen trug, davon ein neues Leid zu Hof entſtand. Der Graf ward von ſeinen Dienern in einen Saal getragen, und auf ſein Schlafbett gelegt; alles was möglich war, ward mit ihm verſucht, aber gar umſonſt. Da nun der Graf befand, daß ſein End ſich gar ſchnell heran nahte, ſchickte er ſich an ganz chriſtlich zu ſterben, und ordnete ſeine Sachen zum beſten, ſo er in ſolcher Zeit zuwege bringen mochte. Am dritten Tag aber verſchied er ganz ſelig, und ward mit groſſem Trauern und Klagen von den Seinen zur

Erde beſtattet, und herzlich beweint. Es wurden aber ſolche Geſchichten Leufrieden gar verhalten, bis er wieder ſeiner Wunden geneſen würde.

Wie Lenfried groß Leid um seinen Schwager trug, und wie er nach seinen Eltern und Geschwistern schickte: und der Kaufmann sammt seinem Sohn wieder heim ritt.

Die gute Pflege und Wartung so Lenfrieden täglich bewiesen wurden, brachten ihn in kurzen Tagen wieder zu seinen verlornen Kräften. Ehe er seiner empfangenen Wunden ganz genesen war, war ihm der Tod seines Schwähers ganz verborgen, bis er auf einen Tag seine Hausfrau zu Red setzte, welche Ursache doch verhinderte, daß der alte Herr ihn so gar nicht in seiner Krankheit besucht hätte. Von diesen Worten ward Angliana gar hart

betrübt, fing an kläglich und bitterlich zu weinen und erzählte Leufrieden alles, was ſich in der Zeit zugetragen hatte. Da Leufried ſolches vernahm, gehabte er ſich dermaßen übel, daß männiglich in Sorgen ſtunden, er würde in eine ſchwerere und gröſiere Krankheit fallen, dann die vorher geweſen war, derhalben ihn der Kaufmann und ſein Sohn, desgleichen Angliana tröſteten, ſo gut ſie mochten. Leufried aber klagte nicht mehr als daß er ihn vor ſeinem End nicht noch einmal hatte ſehen mögen, zuletzt nahm er ſich vor, nach ſeinem allerliebſten Vater zu ſchicken, desgleichen nach ſeiner Mutter, ſo noch mit etlichen ſeiner Geſchwiſter auf vielgedachtem Meierhof in groſer Arbeit ihre Nahrung gewinnen muſten Darauf machte Leufried geſchwind ſeine Ordnung, ſchickte zwey ſeiner vertrauteſten Diener nach ihnen, die kamen in kurzen Tagen daheim und richteten ihre Betſchaft ganz fleiſig aus, davon die zwey alten Menſchen herzlich erfreut wurden,

ſie verkauften eilends was ſie hatten, Vieh, Acker, Wieſen, Haus und Hof, und machten das alles zu baarem Geld. Da fand der gute Erich erſt wie reich er war, denn er brachte eine ziemliche Baarſchaft zuſammen, nahm Urlaub von ſeinen guten Freunden und Nachbaren, und ritt mit großen Freuden mit ſeines Sohns Dienern davon.

Als ſie nun zu Leufrieden kamen, ſind ſie gar freundlich von ihm und ſeiner Gemahlin empfangen worden, desgleichen von allem ſeinen Hofgeſind. Kurz darnach kamen die Räthe zuſammen und ſagten Leufrieden, dieweil der gute alte Herr alſo durch Unglück umgekommen wäre, ſey es hoch von Nöthen, daß er ſich jetzt huldigen und ſchwören ließ, dieweil ihm die ganze Grafſchaft von wegen ſeiner Gemahlin zugefallen wäre. Bald darnach ließ Leufried ſeine Ordnung geben in allen Flecken und Städten, und ſetzte einen jeden ſeinen Tag an, auf welchem er kommen wollte, den

Eyd von ihnen zu empfangen; das dann in kurzen Tagen also vollzogen ward. Demnach ordnete Leufried zu Hof alle Sachen auf das allerbeste, gebot auch dem Hofgesind, daß sie all in gemein seinem Vater und seiner Mutter Zucht und Ehr beweisen sollten, sie in keinem Weg deste geringer achten darum daß sie einfältige Bauersleute wären, denn er hätte dennoch Fleisch und Blut von ihnen empfangen. Daß ihm aber Gott zu solchem hohen Stand geholfen, hab er ihm gröslich zu danken, denn er hätte sonst auch in den Aeckern seine Nahrung suchen müssen. Aber Gott hat mich durch seine gnädige Fürsehung dahin kommen lassen, so daß ich meinen Eltern auch zu statten kommen mag, das ich und ein jeder nach dem göttlichen Gesetz schuldig ist zu thun, so wir anders lang leben wollen in dem Land, so uns der Herr geben wird, wie er selber in den zehen Gebeten verheißen hat.

Dies und anderes ward dem Hofgesind fürgehalten, sie kamen auch solchem Befehl ganz geflissen nach. Auch ward Hirt Erich und sein Weib von Angliana in hohen Ehren gehalten, desgleichen von ihrem Sohn Leufried, denn er lebte in grosen Freuden mit ihnen.

Als nun der Kaufmann auf ein Vierteljahr bey ihnen gewesen war, nahm er sammt seinem Sohn Urlaub von Leufrieden. Walther aber sagte ihm zu, in kurzer Zeit wieder bey ihm zu seyn, denn es hatte Angliana eine schöne Jungfrau an dem Hof, so von gutem Adel gebohren, aber sehr arm war. Derselbigen ward Walther sehr günstig, und zeigte es seinem Gesellen Leufried an: dieser gewann eine besonders groſe Freude hierdurch, und sagte Walthern; wann er wieder zu Land käme, wollte er ihm diese zu einer Gemahlin geben, und ihn darnach zu seinem Hofmeister annehmen, das Walther sehr wohl zufrieden war. Er ritt mit seinem Vater heim, säumte sich

aber nicht lang, und machte seine Ordnung, damit er bald wieder zu Leufrieden seinem liebsten Bruder kommen möchte.

Da dieses seine Eltern bemerkten, gedachten sie wohl, Walther wird nicht mehr von Leufrieden kommen. Deshalb nahmen sie sich gänzlich für, all ihr Gut so sie hatten, zu baarem Geld zu machen, und in Leufriedens Grafschaft zu ziehen. Ihrem Sohn Walther sagten sie gar nichts davon, schrieben aber Leufrieden von diesem Anschlag, davon er nicht minder erfreut wurde, als da ihm seine liebsten Eltern zu Hause kamen.

Wie der Kaufmann sammt seinem Weib zu Leufried kommen sind, und wie Walther die schöne Jungfrau zu einem Weib nahm.

Der Kaufmann besann sich nicht lang, brachte seine Sachen in Ordnung, und was er von Schulden nicht einziehen konnte, das befahl er einem seiner vertrauten Freunde, dem er eine Vollmacht zustellte. Als er sich ganz reisefertig gemacht, nahm er sein Weib und fuhr mit Freuden davon. Sie säumten sich gar nicht auf der Straße und kamen in gar kurzen Tagen zu ihrem liebsten Sohn und zu Leufrieden. Ihre Ankunft brachte ihnen allen große Freude, und ward eine Zeitlang zu Hof mit allerley Kurzweil zugebracht.

Bald darnach brachte Leufried die Sache dahin, daß Walther der ſchönen Jungfrau vermählt ward, jedoch mit Willen ihrer beyden Eltern. Denn der Jungfrauen Vater war ſehr arm, aber von gutem Adel, und Walther nicht ſo ein Geldnarr, wie man deren viele findet. Er begehrte allein einer frommen und züchtigen Tochter, die ward ihm nach ſeinem Wunſch und Willen beſcheert. Denn eine ſolche wird niemand zu Theil, ſie werde ihm dann von Gott dem Herrn beſcheert, wie Salomon klärlich davon ſchreibt.

Die Hochzeit ward mit groſſen Koſten gehalten, das alles aber richtete Leufried aus. Als nun die Hochzeit auch zergangen war, wie dann alle weltliche Freude ein Ende nimmt, ſetzte Leufried den Walther auf ein ſchönes Schloß, ſo ein gar groſſes Einkommen hatte, und gab es ihm zum Leben. Seinen Herrn aber, Walthers Vater behielt er am Hof als ſeinen Hofmeiſter und geheimſten Rath. Denn

er war ein sehr weiser Mann, dabey ganz gütig und ein Vater der Armen, darum er Leufrieden allezeit dahin wieß, daß er seine Unterthanen nicht hart beschwerte. Daraus erfolgte, daß er von allem seinen Landvolk gar in großen Ehren, lieb und werth gehalten ward.

Gott wollte man fände solcher Räthe viel an den Fürsten und Herrnhöfen, welche dem armen Völklein so geneigt und günstig wären. Aber man findet leider der Suppenfresser und Federklauer viel mehr, so die Herrn reitzen, ihre arme Schäflein zu scheeren, und den Armen die Haut gar über die Ohren zu ziehen.

Ihr habt gehört, in welcher Gestalt Leufried sein Regiment anfing, auch daß er sonder weisen und guten Rath gar nichts handelte, derhalb ihm alle seine Handlungen glücklich und wohl ausgingen. Seine Eltern hielt er in großen Ehren, den armen Leuten bewies er viel Gutes, und theilte große Almosen aus,

wo er sah, daß es die Nothdurft erheischte. Was er in Gütigkeit abschaffen konnte, da vermied er mit allem Fleiß Zank und Hader.

Zum Waidwerk hatte er besondere große Lust und Begierde, dazu ihm dann sein Leu und Hund wohl dieneten. Friedsam und ganz freundlich lebten Angliana und Leufried mit einander, die Kinder, so ihnen Gott beschheerte, zogen sie in großer Gottesfurcht auf. Darum ihnen zu beyden Seiten jungen und alten, groß Glück zu Hand ging, bis sie Gott aus diesem Jammerthal zu der ewigen Freud und Selig- eit berief, zu der alle die kommen werden, elche in dem Willen Gottes leben, denen ll er die ewige Glorie geben. Dazu helf s Gott der Vater, Gott der Sohn, und it der heilige Geist. Amen.

Hier endet der Geldfaden, zuerst an den gegeben durch Georg Wickram von Colm. Straßburg, bey J. Fröhlich 1557.

Druckfehler.

S. 21	Z.	1 v. o.	l. Schubſack ſt. Schulſack
— 61	—	3 v. o.	l. kehrten ſt. kehrte
— 107	—	9 v. u.	l. erfahre ſt. erfahren
— 120	—	3 v. o.	l. den ſt. daß
— 124	—	11 v. o.	l. ſeinen ſt. ſeine
— 140	—	1 v. u.	l. ſeinem ſt. ſeinem
— 148	—	3 v. o.	l. ihm ſt. ihn
— 151	—	9 v. o.	l. er in ſt. in er
— 175	—	3 v. u.	l. daß ſt. des
— 188	—	4 v. o.	löſche: bringen
— 203	—	8 v. o.	löſche: erlaunt
— 205	—	4 v. u.	l. Kaufmann ſt. Laufmann
— 347	—	10 v. o.	l. noch ſt. nach

Aus Verſehen ſind folgende Vignetten an unrechte Stellen eingerückt worden:

Die Vignette, welche S. 44 ſteht, gehörte eigentlich auf S. 68. Die S. 49 auf S. 101 und die S. 301 auf 326.

Trutz Nachtigal

ein geiſtlich poetiſches Luſtwäldlein,

desgleichen noch nie zuvor in deutſcher Sprache geſehen worden.

Durch den ehrwürdigen

Pater Friedrich Spee

Prieſter der Geſellſchaft Jeſu.

Wörtlich treue Ausgabe vermehrt mit den Liedern aus dem güldenen Tugendbuch deſſelben Dichters.

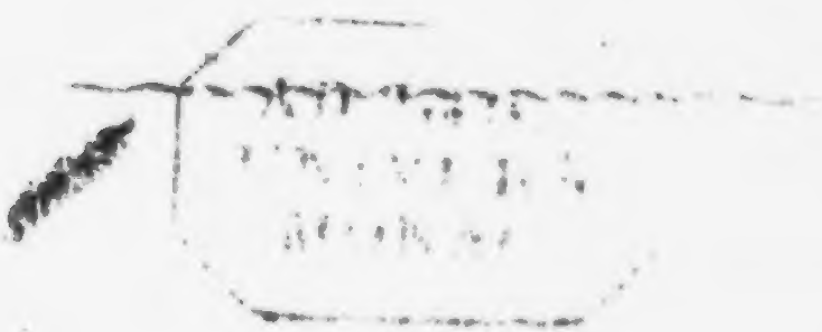
Berlin, 1817.

Bey Ferdinand Dümmler.

AD [illegible]
[illegible]
MON [illegible]

Univer[illegible]
Bibl[illegible]
[illegible]

Univ. Bibl.
München



Beichtung.

Zur Weihnacht, sternenhelle,
Daß einsam auf der Schwelle
Ein Kind so reich als fromm,
Und hieß im reinen Herzen
Das Jesukind willkomm.

Es scheint sich nicht nach Golden
Es wollte mehr nicht haben,
Als was Maria hat,
Den lieben Gottesknaben,
Der macht es Seligstatt.

Und als mit Freud und Schmerzen
Er in des Kindes Herzen
Als einer Krippe lacht,
Da sang das Kind dem Kinde,
Das es am Busen hielt:

„Ach hätt ich Engelzungen,
Ich hätt dir längſt geſungen
Das ſüſe liebe Lied,
Das mir ſo ſtill und ſeelig
Im jungen Herzen glüht.

Ich weiß ja keine Weiſen,
Dich Heiland ſo zu preiſen,
Dich Jeſu fromm und mild,
Wie meine ganze Seele
Dir jauchzt und ſingt und ſpielt.

Ich muß mein Haupt dir neigen
Kann weinen nur und ſchweigen
In Seeligkeit und Schmerz,
Ach Kind, du weiſt mein Lieben,
Du ſiehſt mir ja ins Herz!“

Als Jeſus dies gehöret,
Spricht er: „dir ſey beſcheret
Ein Kindlein, Schmerzenreich,
Das ſollſt du betend wiegen,
Rein meiner Mutter gleich.

Und auch ſey dir beſcheret
Ein Herz zu mir bekehret,
Ein Herz, an Schmerzen reich,
Darinnen ſollſt du wiegen
Das Kind mit mir zugleich.

Und auch ſey dir beſcheret
Die Weiſe, die mich ehret,
Mit freudgem Flug und Fall,
Das Lied, das mir lobſinget
Trotz Lerch, trotz Nachtigall.

Sieh, was ich dir gegeben,
Drum ſollſt das Haupt du heben,
Und öffnen deinen Mund,
Und freudge Lieder ſingen,
Steh auf und ſey geſund!

Es wird ein Frühling kommen,
Der bringt, was ward genommen,
Die Blumen und den Kranz,
Sey freudig, ſey geſchmücket,
Die Unſchuld iſt ein Glanz!

Es wird ein Sommer kommen,
Voll Segen für die Frommen,
Voll lichtem Ährengold,
Da lese fromm gebücket
Ein Garblein dir zum Sold.

Es wird ein Herbst sich neigen,
Brich Wein und Frucht von Zweigen
Ich hab dirs zugedacht,
Drum sey in Freud- und Wonne
Die Ernde eingebracht.

Und kömmt der ernste Winter,
Dann sey wie andre Kinder
An meiner Wiege froh"
Da sprach das Kind ergeben:
„Ja Mund, das will ich so!

Ach, was du mir beschieret,
Hab ich von dir begehret
Mit Liedes Flug und Fall.
Drum will ich dir lobsingen
Trotz Lerch, trotz Nachtigall!"

Einiges von dem Leben, Handeln, Leiden und Sterben des geiſtlichen Vaters Friedrich Spee von Langenfeld.

Friedrich Spee iſt nach Einigen 1591 nach Andern 1595 zu Kaiſerswerth einem kölniſchen Städtchen am Rhein eine Meile unter Düſſeldorf aus dem adlichen jetzt gräflichen Geſchlecht derer Spee von Langenfeld geboren. Im Jahr 1610 nach Andern 1615 trat er zu Cölln in den Orden der Geſellſchaft Jeſu, und lehrte daſelbſt die Philoſophie, Moral und Theologie mit höchſtem Beifall. Er war ein Mann von großer Seele und unermüdlichem Streben für das Heil ſeiner Mitmenſchen, ein Prieſter im ganzen Sinne des Worts, Theolog, Philoſoph, Dichter und Muſiker, ein kindlich frommer ſtrenger Ordner, ein milder tiefſinniger Lehrer der chriſtlichen Liebe und ein begeiſterter muthiger Tröſter und Kämpfer in den ernſteren Lagen ſeines Berufs. Wenn wir die drei Schriften, die

wir von diesem herrlichen Manne besitzen, ihrem Inhalte nach betrachten, so bieten sie uns die Gränzen dar, das Bild eines der Gottseeligsten, thätigsten, grossherzigsten, geistreichsten und liebenswürdigsten Menschen zu umschreiben, die vielleicht je gelebt haben. Wir haben von ihm das erste und vortreffliche Werk gegen den Greul der Hexenprocesse, Cautio criminalis seu de processu contra sagas liber, welches zuerst 1631 zu Rinteln und nachher noch oft ohne seinen Nahmen erschienen. Mit einer damals, da ganz Deutschland von Brandsäulen loderte, da das Hexen finden, torquiren und verbrennen ein organisirtes Schreckenssystem war, nur einer begeisterten Christenseele möglichen Kühnheit war er der erste, der mit geistigkräftiger Macht des Wortes sich gründlicher und eindringlicher, als irgend Jemand nachher, gegen ein mechanisch gewordenes gerichtliches Morden erklärte. Ein solches Unternehmen war mit nicht weniger Gefahr verknüpft, als in der Schreckenzeit der französischen Revolution in die Getriebe der tausendfältig fallenden Henkerbeile einhaltend greifen zu wollen. Es war nicht

weniger, als ſich ſelbſt in' die Bahn eines von tollen Roſſen unter der Geiſel berauſchter Führer vergab gegen eine ganz verſunkene Menſchenmaſſe niedergeſchleiften Eichelwagens der hölliſchen Mächte einhaltend zu werfen. Spee, der fromme, ſtarke, glaubende, rechtglaubende, ganzglaubende Prieſter der katholiſchen Kirche hat es gethan, und mit unendlichem Segen gethan.

Wir dürfen uns dennoch unter Spee keinen ſogenannten Aufgeklärten denken, der an das Reich der Hölle und eine thätige Propaganda ihres Fürſten nicht glaubte. Er bließ das Ei nicht aus, weil er vor dem Küchlein in demſelben das armſeelige Licht der Weltklugheit nicht ſehen konnte. Spee war ein begeiſterter Prieſter Jeſu Chriſti, unſeres lebendigen Menſch gewordenen Gottes, er war ein Zeuge und Mittheiler geiſtlicher Gnaden, er glaubte an die Pforten der Hölle, welche zu zerbrechen das Wort Fleiſch geworden. Eines läugnen heißt dem Satan einen Stein in das lebendige Waſſer werfen, über dem die Geiſter wehnen, bald folgt der Zweite und ſo fort der Dritte, bis

es eine Brücke hat, zu uns zu gelangen mit dem Unglauben, der Gottloſigkeit, Lüge, Sünde, und dem ewigen Tod. Der Triumph der Schlange iſt, daß man nicht an ſie glaube und ſie ruhig im Buſen trage, bis ſie uns vergiftet. Wer den Herren nicht lebendig mit kindlichem Vertrauen im Herzen trägt, ja lebendiger und wahrer, als alle Geſtalten des von ihm zur Ewigkeit erſchoſſenen, durch uns zum Tode verderbten Lebens, der hat den Herren nicht und das Leben nicht. Und wer die Wirklichkeit der hölliſchen Mächte nicht verſtehen und fürchten und ſich mit dem Aufſchließen an den Erlöſer nicht gegen ſie freudig waffnen kann, der iſt dem Feinde anheim gefallen und dieſer wird leiſe auftreten, und ſich hüten, in ſeiner Geſtalt vor ihm zu erſcheinen, daß er nicht erkannt werde in ſeiner Scheuslichkeit. Denn an ihn glauben, heißt ihn verſtehen, fliehen und verfluchen. Seelig, die es erfahren haben! Spee ſagt im erſten Hauptſtück ſeiner Rüge gegen das zum greulichen frevelhaften mordenden Schlendrian gewordene Verfahren im Hexenprozeß: „Wenn ich gleich ſelbſt viel in Kerkern mit Elenden, die Cataniſcher Ge-

meinſchaft beſchuldigt waren, in geiſtlichem Rathe verhandelt habe, wenn ich gleich ſelbſt mit Fleiß, aufmerkſamer Forſchung, will nicht ſagen Neugierde, all mein Denken ſo in dieſen lichtloſen Abgrund verwickelt gefunden habe, daß ich beinahe endlich nicht mehr wußte, was ich von dieſer Sache glauben ſollte, ſo habe ich dennoch die Summe der verwirrten Gedankenrechnung zuſammenziehend, für wahr halten müſſen, daß ſolche Verbrechen und deſſen Schuldige wahrhaftig beſtehen und daß ohne Aergerniß und großen Unverſtand manche derſelben Uebelthäter nicht geläugnet werden können, daß aber ſo viele und alle die Verdächtigen, die verbrannt werden, wirklich ſchuldig ſeyen, glaube weder ich noch andre Gottesfürchtige Menſchen. Es ſoll mich auch Niemand ſo leicht bereden überreden, der nicht mit ungeſtümem Geſchrei, oder blinder Autorität gegen mich treten, ſondern mit Vernunft und Nachdenken die Sache beleuchten will, u. ſ. f." — Um dem Leſer einen Begriff von der damaligen gerichtlichen Mordbrennerei zu geben, weiſe ich ihn auf den 1659 zu Bamberg mit Bewilligung des Biſchofs und des ganzen Domkapitels gehaltenen

Bericht von 600 Hexen, Zauberern und Teufelsbannern, welche der Bischoff von Bamberg und 900, welche der Bischoff von Wirzburg hat verbrennen lassen, abgedruckt im dritten Band von Hünbers Bibliotheca magica; an deren Schluß auch ein Nahmenverzeichniß von 158 Hexenleuten angehängt ist, die in den Jahren 1627, 1628 bis zum 16ten Februar 1629 allein zu Witzburg verbrannt wurden und zwar in 29 Bränden. Wir finden in demselben viele Chorherrn, Vikarii, Räthsherrn, deren Weiber und Töchter, die Wittwe eines Canzlers, einen Doktor der Theologie, andere Doktoren, mehrere junge Edelleute und Edelknaben, viele Kinder von 8 bis 14 Jahren, viele angesehene und bemittelte Bürger und die Babelin, die schönste Jungfrau in ganz Wirzburg. Spee begleitete an 200 dieser Schlachtopfer zum Feuer. Er prüfte sie als Tröster und Beichtvater, er fand Verderben Wahnsinn, Dummheit, Verwirrung und Torturschrecken in mancherlei Gestalt bei vielen, aber er betheuert vor Gott ihre Unschuld, und machte aus innerm Gewissensdrang seine Schrift gegen das Verfahren des Hexenprocesses,

nachdem sie bereits lange vorher handschriftlich unter seinen vertrauten Freunden in Umlauf gewesen war, mit großer Gefahr für sich selbst anonym bekannt. denn Tannerus, ein rechtschaffener und gelehrter Mann, der auch gegen diesen Greul warnte, war kaum selbst der Tortur der sogenannten Brandmeister entgangen, welche wie die Knechte des Terrorismus in Frankreich Jeden, der nicht ihren Satanischen System war, als eine Beute derselben ergriffen. Die Vorrede zur zweiten Ausgabe der Cautio criminalis sagt, sie sey so begierig aufgenommen worden, daß in wenigen Monaten kein Exemplar um hohes Geld zu erhalten gewesen sey, darum wurde sie von einem redlichen Vaterlandesfreund, der sich Joannes Gronaeus austrius J. C. unterschreibt, nach der Handschrift eines vertrauten Freundes aus Marburg, auf eigne Kosten in Frankfurt a. M. 1632 zum zweitenmal gedruckt, dann zu Sulzbach bei Martin Endter in 12. 1695 und erschien 1718 zum viertenmal ebendaselbst. Ins Deutsche im Auszug übersetzt von dem schwedischen Feldprediger Johann Heisfert von Ulm erschien die Cautio crimi-

nalis zu Bremen 1647 8. unter dem Titel, Gewiſſensbuch von Proceſſen gegen die Hexen und vollſtändig. überſetzt von dem Naſſauiſchen Rath Herrmann Schmidt von Siegen zu Frankfurt a. M. 1649. 4. welche Ueberſetzung D. Reiche ſeiner Sammlung von Schriften vom Unfug der Hexenprozeſſe einverleibt. Eine franzöſiſche Ueberſetzung erſchien zu Lion 1660. Eine andre deutſche unter dem Titel, Verſicherung, kein böſes Halsgericht zu thun, 1657, zu Amſterdam bei Niewerts.

Der tiefſinnige, und religiös erbauete Leibnitz liebte unſern herrlichen Spee von ganzer Seele und thut ſeiner zuerſt in einem Briefe an Planius, den Verfaſſer des Theatri Anonymorum folgendermaßen Meldung.

„Wer der Verfaſſer des durch ſein Verdienſt ſo berühmten Buches, welches die Aufſchrift Cautio criminalis führet, geweſen ſey, habe ich aus dem Munde des durchlauchtigſten Churfürſten von Mainz, Johann Philipp erfahren. Es iſt dieſes nehmlich Friedrich Spee geweſen, ein Prieſter der GeſellſchaftJeſu, aus einem edlen Weſtphäliſchen Geſchlechte geboren, in Gottesfurcht und Gelehrſamkeit vortrefflich, von welchem in ihrer Art

durchaus herrliche ascetische Schriften erschienen sind, die mir zuerst durch die Empfehlung eines so hohen Fürsten bekannt, nachher für immer vertraut, und durch mich vielen Freunden sowohl seines als meines Glaubensbekenntnisses ans Herz gelegt worden sind, und zwar so nahe, daß unter meiner Mitwirkung von Einigen wirklich die schöne Kunst, Gott unablässig zu loben, welche er (in einem Abschnitt des güldenen Tugendbuchs) vorgetragen und auf eine mathematische Weise aus einander gesetzt hat, in thätige Ausübung gebracht werden. Dieser so große Mann verwaltete das Amt eines Beichtvaters, da in der Würzburgischen und Bambergischen Gegend Viele der Infamie greulvoller Zauberei beschuldigt, unterdrückt und verbrannt wurden. Johann Philipp von Schönborn, nachher Bischof von Würzburg und zuletzt Churfürst von Mainz kam in seinen jüngern Jahren, als Canonicus zu Würzburg lebend, zufällig mit Ihm in vertraulichen Umgang, und da er ihn als ein Jüngling fragte: warum doch der liebe geistliche Vater ein graueres Haupthaar habe, als es seinem Alter nach seyn sollte, erwiederte ihm dieser:

„Dieses sey ihm von den Hexen gekommen, die er zum Scheiterhaufen begleitet habe.“ Dem erstaunenden Schönborn, löste Spee folgendermaßen das Räthsel: „Wenn er nehmlich mit größtem Fleiße untersucht und sich auch des Ansehns der Beichte gebraucht habe, so habe er doch in Keinem der Unglücklichen, die er zum Feuer begleitet, Etwas entdeckt, was ihn hatte überzeugen können, daß demselben das Verbrechen der Zauberei mit Recht angeschuldiget sey. Die Einfältigern zwar hätten, wenn er sie in ihrer Verwirrung befragt, aus Furcht, noch härterer Tortur zu unterliegen, sich wahrhaftig als Zauberer ausgesagt. Nachher aber, wenn sie Vertrauen geschöpft und eingesehen, daß sie vor ihrem Beichtvater dergleichen nicht zu besorgen, hätten sie sich ganz anders erklärt. Alle hätten mit zerreißendem Jammergeschrei die Bosheit oder Unwissenheit der Richter und ihr Elend beweint, und in ihren letzten Nöthen zu Gott als einem Zeugen ihrer Unschuld gerufen. Dieses erbarmungswürdige so oft wiederholte Schauspiel habe ihn so erschüttert, daß er vor den Jahren grau geworden.“ Da er später mit Schönborn vertrauter

wurde, hat er ihm nicht verhehlt, daß er der Verfasser der Cautio criminalis sey. Schönborn nachmals zur Bischöflichen und Fürstlichen Würde erhoben, hat darum, eingedenk dieser Erklärung des würdigen Mannes, so oft ein Mann oder ein Weib der Hexerei beschuldigt worden, sich den Handel immer zur eignen Untersuchung vorlegen lassen. Worauf er, die Aussage Spees nur allzuwahr befindend die Verbrennungen in seiner Gegend einstellte. Leibnitz erwähnt auch im §. 6. der Theodicee den Pater Spee als einen der allervortrefflichsten Männer seines Ordens, der mit ihm denselben Glauben von der Kraft der Liebe Gottes in der Vorrede des güldenen Tugendbuchs gehabt habe. Nehmlich, daß die Kraft der Liebe Gottes auch vor dem Empfang der Sakramente die Sünde von uns nehmen könne, es aber dennoch grabe in dem Charakter dieser Liebe liege, selbst die vergebene Schuld zu seiner Zeit in der Beichte der von Christo seiner Kirche verliehenen Gewalt zu unterwerfen, um nicht mit neuer Schuld der Anordnung des Heilands zu widerstehen. Im §. 97. der Theodicee spricht Leibnitz in Bezug auf die Cautio crimina-

in dasselbe, was der obige Brief an Planius enthält. Weiter schreibt Leibnitz an Frau von Ceudery (Fellers Monumenta med. Trimestr. IV. nro. 25.), wie ihm der obengenannte Churfürst von Mainz den Spee lebhaft empfohlen und ihm dessen güldnes Tugendbuch gegeben habe," darin ich Alles bewunderte, ausgenommen die deutschen Verse, deren wahrer Geschmack in der römischen Kirche noch unbekannt ist. Doch habe ich es um der schönen und tiefsinnigen Gedanken, die es vortrefflich genug vorträgt, um auch die gemeinsten, Weltversunkensten Seelen zu rühren, ganz ungemein lieb gewonnen. Vor allem erkennt und empfiehlt er das Geheimniß von der Wirkung der wahren Liebe Gottes." u. s. w. Wenn wir uns nun über Leibnitzens Mißfallen an Spees deutschen Versen damit trösten, daß eben diese Verse ihn uns jetzt besonders bewundern machen, und daß diese Bewunderung allgemein genug geworden, indem 81ten Band der n. a. d. Bibliothek den Rezensenten der von Wessenbergischen Bearbeitung derselben und den Herrn Friedrich Schlegel, (sieh dessen Bearbeitung Speeſcher Lieder im poetischen Taschen-

buch 1806.) gewiß zwei sehr verschiedene Pole des Geschmacks, zugleich für sich zu gewinnen, dürfen wir wohl denen, welche kein anderes Urtheil haben, als fremde Autorität, ganz treuherzig rathen, den herrlichen deutschen Gottesfreund und Dichter Friedrich Spee von Herzen zu lieben. Aus Franken ward Spee in seinem Beruf nach Westphalen in das Hildesheimische versetzt, wo er mit solchem Eifer für das Wohl der Kirche begeistert war, daß er das niedersächsische Städtchen Peina in wenigen Monaten in ihren Schoos zurückführte. Die Hildesheimischen Nichtkatholicken darüber aufgebracht, sendeten einen Verfolger aus, der ihn aufheben sollte, da er in seinen geistlichen Verrichtungen nach einem Dorfe ging. Er empfing von seinem Nachsteller fünf bedeutende Wunden am Kopfe und zwei auf dem Rücken, erreichte aber doch freudig über seine ehrenvollen Wunden den Ort seiner Bestimmung und predigte daselbst, bis ihn seine Kräfte verließen. Einige Jahre nachher ward Spee am 7ten August im Jahr 1635 im 44sten Jahre seines leiblichen, im 25sten seines geistlichen Lebens während der Belagerung von Trier durch

die Spanier und Kaiserlichen an den Folgen seiner christlichen Anstrengungen für Freund und Feind, und der unermüdeten geistlichen und leiblichen Verpflegung der kranken und verwundeten Soldaten so plötzlich von Gott zur himmlischen Ruhe und Vergeltung hinweg genommen, daß er die Ausgabe seiner Schriften nicht selbst besorgen konnte, welche die Gesellschaft Jesu einem seiner treusten Schüler dieses Ordens übertrug. Hieran nahm Wilhelm Friessen Buchhändler zu Cölln, Spees Beichtkind, Theil, mit jenem schönen Eifer, den er in seiner Vorrede zur Trutznachtigal und der Dedikation des güldnen Tugendbuchs an den seeligen Verfasser desselben auf eine rührende Weise darlegt. Spees Manuscript der Trutznachtigall, geendet 1634, liegt auf der Bibliotheck zu Trier. Man hat drei Ausgaben dieses Büchleins mit und ohne Noten von 1649. 1656. 1664. ebenso von dem güldnen Tugendbuch. 1656 — 1748. Doch muß dieses Büchlein nach der Datirung der vorgedruckten Aprobationen auch 1643 und 49 erschienen seyn.

Die Trutznachtigal erscheint hier nur

neuortsgraphisch, sonst wörtlich wie Spee die Lieder gedichtet, denen die wohlgemeinte und doch übel gelungene Aufstutzung sowohl des Herrn von Wessenberg, Zürch bei Orell 1802, als des Herrn von Schlegel im poetischen Taschenbuch 1806, als des Herrn Wilmes in Cölln, 1812 bei Romerskirchen, nur als Vorbereitung, sie zu genießen, wie sie sind, gedient haben mag, da manche Zeit zu sehr in sich selbst befangen ist, um die Schönheit einer frühern unschuldig anzuerkennen.

Ich hätte gern etwas Vollständigeres über Spees Leben gesagt, aber von den Büchern, die ihn berühren und zwar sich einander ausschreibend, waren mir nur zur Hand. Allegambe historia Scriptorum Societatis Jesu, Haubers Bibliotheca magica. 3. Band. Journal v. u. f. Deutschland, 1785. Eine Rezension im 81 Band der N. Allg. d. Bibliothek. Litterarische Blätter 4ter und 5ter Band. Mir fehlten Hartzheims Bibliotheca coloniensis, p. 87, welche am ausführlichsten von ihm sprechen soll, Materialien für Geschichte und Statistik des Niederrheinischen und Westphälischen Kreises, B. 5. Würzburger wöchentliche

Anzeigen von gelehrten Sachen 1797. S. 401 und 420. Oberthürs Taschenbuch für Topographie und Statistik Frankens, 1796. welche noch weitere Notizen von ihm enthalten sollen. Sollte eine zweite Auflage möglich werden, so ist es mein Wunsch, das Versäumte beizubringen. Bis dahin nehme der Leser mit dem guten Willen vorlieb.'

Vorrede des Autors.

Trutz Nachtigal wird dies Büchlein genannt, weil es trutz allen Nachtigallen süß und lieblich singet und zwar aufrichtig poetisch; also, daß es sich auch wohl bey sehr guten lateinischen und anderen Poeten dürft hören lassen.

Daß aber nicht allein in lateinischer Sprache, sondern auch so gar in der deutschen, man recht gar poetisch reden und dichten könne, wird man gleich aus diesem Büchlein abnehmen mögen, und merken, daß es nicht an der Sprach, sondern vielmehr an den Personen, so es einmahl auch in der deutschen Sprach wagen dürften, gemanglet habe. Derohalben hab ich mich Solchem zu helfen unterstanden, und beflissen zu einer recht lieblichen deutschen Poetica die Bahn zu zeigen, und zur größeren Ehren Gottes einen neuen geistlichen Parnassum, oder Kunstberg allgemach anzutreten.

Sollt nun Solches dem Leser, wie verhoffentlich, wohlgefallen, so sey Gott zu tausend-

mahl gelobt und gebenedeyet, dann je anders nichts allhie gesucht noch begehrt wird, als daß Gott auch in Teutscher Sprach seine Poeten hätte, die sein Lob und Namen eben so künstlich, als andere in ihren Sprachen singen und verkünden können, und also deren Menschen Herz, so es lesen oder hören werden, in Gott und göttlichen Sachen ein Benügen und Trohlocken schöpfen.

Und zwar die deutschen Wörter betreffend soll sich der Leser sicher drauf verlassen, daß Keines passiret werden, so sich nicht bey guten Autoren finden lasse, oder bey guten Teutschen bräuchlich seye, obschon alle und jede Wörter nit bey einer Stadt oder Land zu finden seyn; sonder ist das Privilegium oder Vollmacht Dialekten zu gebrauchen in Acht genommen.

Neben dem ist Fleiß angewendet worden, daß sogar nichts ungleiches, hart, rauh oder gezwungenes je dem Leser zu Ohren komme, wann nur der rechte Schlag und Ton im Ablesen der Versen beobachtet und getroffen wird, welches insonderheit in Acht muß genommen

ommen werden. Nemlich in den Carmi-
rum, oder Versen in deutscher Sprach. Die
nsten trochaische Vers bey den Gelehrten
nannt werden, sonsten seyn es jambische
ersen, dann diese Arten sich am meisten
unsrer deutschen Sprach fügen. Und wer-
n die trochaische Norm alle gelesen wie
s Pange lingua gloriosi, oder mein Zung
ling und fröhlich sing: wie die mit Schlä-

| - v | - v | - v | - v |
| - v | - v | - v | - v |

s gezeigt stehet. Mit den Anderen hats kein
ondere Beschwernis.

Soll aber der Leser gute Acht geben,
ß er im Lesen keinen Buchstaben oder Syl-
zusetze oder auslasse, damit die versische
al und Maß der Versen nicht verändert,
der Schlag und Klang unartig werde:
n keine Sylbe zu viel oder zu wenig ist,
an nur im Abschreiben oder Druck nichts
fehlet ist. Darum merke wohl, ob Syim-
reiß geschrieben sey:

drauf	oder	darauf
drum		darum
gang		gange
treib		treibe
Kreuz		Kreuze
Tags		Tages
gehn		gehen
stehn		stehen

und dergleichen andere Wörtlein, welche jetweilen eine Sylbe machen, und andersmal zwo.

Was aber die Quantitet, Mensur oder Maß an Kürze und Länge der Sylben angeht, wird dieselbe am füglichsten genommen aus gemeinem und bewährtem Brauch der recht und wohl redenden Deutschen, also daß hie ein delicat oder zart Gehör von Nöthen ist, und Accents Urtheil. Dann in gemeiner Sprach die Sylben für lang gehalten werden, auf welche der Accent fällt, und die Anderen für kurz. Zum Exempel: Bruder hat zwey Sylben, die erste ist bey den Deutschen lang, dann ja ein Deutscher nicht sagt Brudér, ꝛc. Doch muß man in den trochaischen Versen (will es rund bekennen) zu Zeiten nachsehen, und die Aussprach etwas glimpflicher lenken.

nach dem Sprung derſelben Verſen: iſt aber
alſo lind angeordnet, daß entweder der Le-
r es gar nicht vermerken noch achten, und
uch die Ohren nicht verletzen wird. Und aus
ieſem Mißpuncten entſtehet die Lieblichkeit
ſer Reymverſen, welche ſonſten gar unge-
hliffen lauten, und weiß Mancher nicht, wa-
um ſonſt etliche Vers ſo ungeformt lauter,
eil nemlich der Autor kein Acht hat gebin
uf den Accent.

Dem neuen deutſchen Poeten zu Lieb und Ehren, wie dann auch dem Chriſtlichen Leſer zu guter Nachrichtigung.

Ad Musas.

Sicelides Musae sacrum decorate Poetam,
Qui vos Germano nunc facit ore loqui.

O du mit ſcharfen Sinnen
Begabter Jungfrau-Chor!
Ihr, die gleich als Göttinnen
Den Künſten ſtehet vor.
Den Reimen Dichter zieret,
Erzeigt ihm eure Gunſt,
Zur deutſchen Schul er führet
Ganz zierlich eure Kunſt.

Auf ſcharfem Hirn hat ſchliffen
Der rauhen Wort gar viel,
Die Saiten recht hat griffen
Im neuen Muſikſpiel.
Kein Sylbe wird erzwungen
Zu ſeinen Verſen rein,

Ihm Alles ungedrungen
Zum Reimen fließet ein.

Er jetzt in Thal und Wäldern
Den Vöglein spielet auf,
Er jetzt nach Haid und Feldern
Zum Hirten nimmt den Lauf.
Sein Kunst bey ihnen zeiget
In Stücklein allerhand,
Die Saiten hoch besteiget
Durch Noten unbekannt.

Er auch sich wohl darf wagen
Zum Himmel weit hinein,
Die höchst' Geheimniß schlagen
Auf Harf und Lauten fein.
Was er poetisch dichtet,
Mit Zierde führet ein,
Auf Gott sein Alles richtet,
Und Ihn vermeint allein.

Die göttlich Lieb gezielet
Auf ihn hat manchen Pfeil,
Mit dem er wiederum spielet
Den Seelen nur zum Heil.
Er vieler Herz gerühret,
Der Welt hat gegen ab.

Bis ihn der Tod entführet,
Und endlich legt ins Grab.

Sein Schuld hat also zahlet,
Ob zwar ihms Leben kost't,
In Schriften doch gemahlet
Sein Bildniß steht zum Trost.
Wer dann benehrt zu sehen
Den lieb und wehrten Mann,
Darf weiter nicht zu gehen,
Man hie ihn schauen kann.

Sein Herz von Lieb entzündet,
Sein Seeleneifer groß
Fast jeder Vers verkündet
Gibt da sich aller bloß.
Du nun auf sein Begehren
Brauch Alles nur allein
Zu Gottes Lob und Ehren,
Zum Heil der Seelen dein.

Ita vovebat accinebat
W. N. Soc. ejusdem.

Regiſter.

Ach Holden lieber Holden mein. 219
Ach Natur hoch entwehret. 81
Ach wann doch Jeſu Liebſter mein. 19
Als in Japen weit entlegen. 108
Als nach verbrachten Reiſen. 202
Auf, auf, Gott will gelobet ſeyn. 163
Bey ſtiller Nacht, zur erſten Wacht. 234
Da mit Peinen gar umgeben. 266
Da nun Abends in dem Garten. 253
Da zu Grabe Daphnis lage. 224
Das Meiſterſtück mit Sorgen. 113
Der Mond auf under Heiden war. 137
Der trübe Winter iſt vorbey. 35
Der Wind auf leeren Gaſſen. 220
Die Lieb ohn Weh und Klaffen. 26
Die reine Sonn zu Morgen. 47
Die reine Zierd der Morgenröth. 6
Die Sonn ſamt ihren Roſſen. 64
Ein Liedlein ſüß wollt ſtimmen an. 179
Gleich früh, wann ſich entzündet. 8

Gleich früh, wann zarter Morgenſchein. 91
Heut ein Bächlein wohl beſchwähet. 325
Heunt ſrät auf braunen Rappen. 49
Ich neulich früh zu Morgen. 76
Jetzt wicklet ſich der Himmel auf. 122
Ihr ſchöne Geiſter Seraphim. 175
Im grünen Wald ich neulich ſaß. 19
Manche Stunden Jeſu Wunden. 302
Mit deiner Lieb umgeben. 133
Mond des Himmels treib zur welden. 237
Nach den ſchönen Oſtertagen. 335
Neulich auf die Wieſen kamen. 291
Neulich ſeine Schäflein weidet. 244
Nun lobet Gott vom Himmel ab. 148
Oft Morgens in der Kühle. 108
O Traurigkeit des Herzen. 97
O Schäflein unbeſcheren 230
O wie ſcheinbar Troſt von oben. 102
Pferd und Wagen neu beſchlagen. 308
Richt auf du purpur Morgenſinnd. 342
Schau den Menſchen o du ſchnöde. 460
Schöner Nymen Jung der Hirten. 316
Schon iſt in' rothem Carmeſin. 192
Thu auf. thu auf. du ſchönes Blut. 74
Vom Kindlein friſch geboren. 206
Wacht auf ihr ſchöne Vögelein. 349

Wann Abends uns die braune Nacht. 84
Wann Morgenröth die Nacht ertödt. 29
Wann oft von klarem Himmelschweiß. 108
Wohlauf ihr hohle Saitenspiel. 155
Wohlauf, wolauf nun lobet Gott. 165

Lieder aus dem güldnen Tugendbuch und Jesuiter Psälterlein.

Ade fahr deine Straßen. 385
Da Jesus an dem Creuze stund. 428
Die Schrift hat ziemlich klar gelehrt. 353
Der Höllen Angst obhanden war. 324
Ein Glaub allein, ein Gott allein. 430
Einmahl hast mich gezogen. 328
Ein Schäflein auserkohren. 435
Ey daß nun Jemand sagen könnt. 365
Halt, halt mein Herz. 383
Hie oben am Kreuz ist Pein und Leid. 420
Ich glaub so fest an einen Gott. 359
Jerusalem, du schöne Stadt. 437
Kommt her ihr Frommen allesammt. 423
Lieder bei dem Meßopfer. 444

Mein Harf und Pſalter wachet auf. 400
Mein Herr und Gott. 422
Nit ſtraf mich Herr im Eifermuth. 356
O Gott bin gar in deiner Hand. 377
O Gott wann ich all Wohlthat dein. 354
O Gott will dich nun preiſen. 447
O Jeſu, Jeſu, Wundernahm. 391
O Kreuz und Noth. 381
O Narrheit groß, willſt nackt und bloß. 417
O Venuskind du blinder Knab. 388
O weh der ſchwinden Traurigkeit. 411
So eſſ ich mir bird Jeſum ein. 429
So nur ein Wort von Jeſu mein. 389
So nur mein Heiland ſtehe bei mir. 360
Wann ich gedenk an Strick und Schwerd. 374
Wann mir ſo ſtat von Augen. 389
Wann ſchon die Stolzen ſpotten mein. 373
Wer Hoffnung ſtellt auf dich o Welt. 414
Wo Gottes Lob iſt angezündt. 400
Zu dir aus tiefem Grunde. 375
Xaverius der muthig Held. 418

Eingang zu diesem Büchlein,

Trutz-Nachtigal

genannt.

Wann Morgenröth sich zieret
Mit zartem Rosenglanz,
Und sittsam sich verlieret
Der nächtlich Sternentanz
Gleich lüstet mich spazieren
In grünem Lorberwald.
Allda dann musicieren
Die Pfeiflein mannigfalt.

Die flügelreiche Schaaren,
Das Federbürschlein zart,
In süßem Schlag erfahren
Noch Kunst noch Athem spart.

Mit Schnäblein wohlgeschliffen
Erklingen's wunderfein,
Und frisch in Lüften schiffen
Mit leichten Ruderlein.

Der hohle Wald ertönet
Ab ihrem krausen Sang,
Mit Stauden stolz gekrönet
Die Gruften geben Klang.
Die Bächlein krumm geflochten
Auch lieblich stimmen ein,
Von Steinlein angefochten,
Gar süßlich sausen drein.

Die sanfte Wind in Lüften
Auch ihre Flügel schwach
An Händen, Füß und Hüften
Erschüttlen mit Gemach,
Da sausen gleich an Bäumen
Die lind gerührte Zweig,
Zur Musik sich nit säumen,
O wohl der süßen Streich!

Doch süßer noch erklinget
Ein sonders Vögelein,
So seinen Sang vollbringet
Bey Mon- und Sonnenschein.

Trutz-Nachtigal mit Namen,
Es nunmehr wird genannt,
Und vielen wild' und zahmen
Obsieget unbekannt.

Trutz-Nachtigal man's nennet,
Ist wund von süßem Pfeil,
Die Lieb so lieblich brennet,
Wird nie der Wunden heil.
Geld, Pomp und Pracht auf Erden,
Lust, Freuden es verspeit't,
Und achtet's für Beschwerden,
Sucht nur den schönen Gott.

Nur klingelt's aller Orten
Von Gott und Gottes Sohn,
Und nur zu'n Himmelspforten
Verweiset's allen Ton.
Von Bäum' zu'n Bäumen springet,
Durchstreichet Berg und Thal
In Feld und Wälden singet
Weiß keiner Noten Zahl.

Es thut gar manche Kehlen,
Verwechslet Ort und Lust,
Jetzt findet man's im Garten
Betrübt an hohler Kluft,

Bald friſch und freudig ſinglet
Zuſamt der ſüßen Lerch,
Und lobend Gott umzinglet
Den Oel- und andern Berg.

Auch ſchwebet's auf den Weiden,
Und will bei'n Hirten ſein,
Da Cedron kommt entſcheiden
Die grüne Wieſen rein;
Thut zierlich ſammen raffen
Die Veslein in Bezwang,
Und ſetzet ſich zu'n Schafen,
Pfeift manchen Hirtenſang.

Auch wieder da nit bleibet,
Sich's hebt in Wind hinein,
Den leeren Luft zertreibet
Mit ſchwanken Federlein,
Sich ſetzt an grober Eichen
Zur ſchnöden Schedelſtatt,
Will kaum von dannen weichen,
Wird Kreuz noch Peinen ſatt.

Mit ihm will mich erſchwingen,
Und Manchem ſchwebend ob,
Den Lorberkranz erſingen
In deutſchem Gotteslob.

Dem Leſer nicht verdrieße
Der Zeit noch Stunden lang,
Hoff' ihm es noch erſprieße
Zu gleichem Citherſang.

Die Geſpons Jeſu lobt ihren Geliebten mit einem Lobgeſang.

Die reine Stirn der Morgenröth
War nie ſo faſt gezieret,
Der Frühling nach dem Winter öd
War nie ſo ſchön muntiret
Die weiche Bruſt der Schwanen weiß
War nie ſo wohl gebleichet,
Die gülden Pfeil der Sonnen heiß
Nie ſo mit Glanz bereichet.

Als Jeſu Wangen, Stirn und Mund,
Mit Blut ſeyn übergoſſen,
Lieb hat aus ſeinen Äuglein rund
Faſt tauſend Pfeil verſchoſſen,
Hat mir mein Herz verwundet ſehr.
O weh der ſüßen Peine!

Für Lieb ich kaum kann raſten mehr,
Ohn Unterlaß ich weine.

Wie Perlen klar aus Orient
Mir Zähr von Augen ſchießen,
Wie Roſenwäſſer wohlgebrennt
Mit Thränen überfließen.
O keuſche Lieb, Cupido rein,
Allda dein Hitz erkühle,
Da tunk' dein heiße Flittig ein,
Daß dich ſo ſtark nicht fühle.

Zu ſcharf iſt mir dein heiſſer Brand,
Zu ſchnell ſind deine Flügel:
Drum nur aus Zähren mit Verſtand
Dir flechte Zaum und Zügel.
Komm nicht ſo ſtreng, mich nicht verſeng,
Nicht brenn mich gar zu Kohlen,
Halt Ziel und Maß, dich weiſen laß
Dich brauch der linden Strahlen.

O Arm und Hände Jeſu weiß,
Ihr Schweſterlein der Schwanen,
Umfaſſet mich nit lind noch leiß,
Darf euch der Brüſt' ermahnen.
Stark heftet mich an ſeine Bruſt,
Und laßt mich laſſet weinen:

Ich ihn erweich, iſt mir bewuſt,
Und wär das Herz von Eiſen.

O Jeſu mein du ſchöner Held!
Lang warten macht verdrießen:
Groß Lieb mir nach dem Leben ſtellt,
Wann ſoll ich dein genießen?
O ſüße Bruſt! O Freud und Luſt!
Haſt endlich mich gezogen.
O mildes Herz! all Pein und Schmerz
Iſt nun in Wind geflogen.

Allhie will ich nun raſten lind,
Auf Jeſu Bruſt gebunden:
Allhie mag mich Cupido blind
Bis gar zu Tod verwunden.
Am Herzen Jeſu ſterben hin.
Iſt nur in Lüſten leben,
Iſt nur verlieren mit Gewinn,
Iſt todt im Leben ſchweben.

Die Gespons Jesu klaget ihren Herzenbrand.

Gleich früh, wann sich entzündet
Der silberweiße Tag,
Und uns die Sonn verkündet,
Was Nachts verborgen lag,
Die Lieb in meinem Herzen
Ein Flämmlein steckt an,
Das brinnt gleich einer Kerzen,
So Niemand löschen kann.

Wann schon ich's schlag in Winde,
Wen Ost und Norden braust,
Doch Ruh noch Rast ich finde,
Läßt nie sich blasen aus.
O weh der Qual und Peine!
Wo soll mich wenden hin?
Den ganzen Tag ich weine,
Weil stets in Schmerzen bin.

Wann wieder dann entflogen
Der Tag zur Nacht hinein,
Und sich gar tief gebogen
Die Sonn und Sonnenschein.

Das Flämmlein, ſo mich quälet,
Noch bleibt in voller Glut,
All Stund, ſo viel man zählet,
Mich's je noch brennen thut.

Das Flämmlein, das ich meine,
Iſt Jeſu ſüſſer Nahm,
Es zehret Mark und Beine,
Frißt ein gar wunderſam.
O Süßigkeit im Schmerzen!
O Schmerz in Süßigkeit!
Ach! bleibe doch im Herzen,
Bleib doch in Ewigkeit.

Obſchon in Pein und Qualen
Mein Leben ſchwindet hin,
Wann Jeſu Pfeil und Stachlen
Durchſtreichen Mark und Sinn,
Doch nie ſo gar mich zehret
Die Liebe Jeſu mein,
Als gleich ſie wieder nähret
Und ſchenkt auch Freuden ein.

O Flämmlein, ſüß ohn Maßen!
O bitter auch ohn Ziel!
Du machſt mich verlaſſen
All ander Freud und Spiel:

Du zündeſt mein Gemüthe,
Bringſt mir groß Herzenleid.
Du kühleſt mein Geblüte,
Bringſt auch Ergötzlichkeit.

Ade zu tauſend Jahren,
O Welt zu guter Nacht,
Ade, laß mich nun fahren!
Ich längſt hab dich verach't
In Jeſu Lieb ich lebe,
Sag dir von Herzengrund,
In lauter Freud ich ſchwebe,
Wie ſehr ich bin verwund't.

Die Geſpons Jeſu ſpielet im Walde mit einer Echo oder Wiederſchall.

In grünem Wald ich neulich ſaß
Gen einer ſteinen Klauſen,
Da kam durch zartes Laub und Gras
Ein ſanftes Windlein ſauſen.
Ein Brünnlein klar
Bei Seiten war.

So frisch und fröhlich spritzet
Ein Bächlein rein
Auch eben fein
Von hohlem Felsen schwitzet.

Der schöne Frühling schon begunnt
Es war im holden Meyen.
Da seufzet ich von Seelengrund,
Der Freud mir schlug vom Herzen.
Ach Jesum rief
Aus Herzen tief.
„Ach Jesu!“ thät ich klagen:
Da hört ich bald
Auch aus dem Wald,
„Ach Jesu“ deutlich sagen.

Gar laut es mir zu'n Ohren kam,
Dacht, Jemand wär im Walde
Mich's drum nit alle Wunder nahm
Noch merket's alle balde.
Ich sah mich um,
Und wieder um
„Ach Jesu!“ rief beineben
Alsbalds in Eil,
Wie schneller Pfeil,
„Ach Jesu“ rief es eben.

Ich dacht, es wird auch Jemand ſein
Den Jeſu Lieb möcht brennen,
Und ſprach: „nun bin ichs nit allein,
Ach, möcht ich ihn dann kennen!“
Ich rief „Holla!“
Und ſchnell, „Werda?“
Ob Leut vorüber gingen,
Da thäts „Holla!“
Und ſchnell, „Werda?“
Im ſelben Ton erklingen.

Ich ſprach: „Hierher, hierher!“ gar hell,
Vermeint, zu mir ſoll's kömmen:
Da ſprachs: „Hierher, hierher!“ gar ſchnell
Doch Niemand hab vernommen.
Ich dacht bei mir,
Er ruſet dir,
Mich ließ nach ihm entführen;
Trat auf die Bein
Zum Wald hinein,
Da konnt ich Niemand ſpüren.

„Ach laß dich ſehn, ich ſuche dich,“
Rief abermals behende,
Da rief es mir, „ich ſuche dich,“
Die letzte Wort vom Ende.
Ich wiederum

In kurzer Summ:
„Weil ſuchſt mich, komm her!
Da gab es nur,
Als wie zuvor,
Die letzte Wort von Fere.

Ei, dacht ich dann, iſt wunderlich,
Ruf ich, ruft er mich wieder,
Und ich nun ihn, ſo ſucht er mich
Mein Haupt ich ſenket nieder.
Da fiel's mir ein,
Es möchte ſein
Mein Jeſus, den ich liebe.
Dem's brächte Luſt,
Daß unbewußt
Er mich in Scherz umtriebe.

Ich ſprach: „biſt du dann Jeſus nicht?“
Und ſeufzet aus dem Grunde,
Da ſprach er deutlich: „Jeſus nicht,“
Und ſeufzet auch zur Stunde,
„Ei wer biſt dann?
Mir zeig es an“
Gar freundlich that ich fragen.
Doch nichts gewann,
Weil, „zeig es an,“
Zu mir es auch that ſagen.

„Bald Jeſu“ rief ich überlaut,
„Ach Jeſu“ mehr und mehre,
Da rief es „Jeſu“ gleich ſo laut,
„Ach Jeſu,“ gleich ſo ſehre.
Gſchwind ich gedacht:
Man deiner lacht,
Nur hebe dich von hinnen,
Weil jeder Zeit
Ohnrecht Beſcheid,
Man hie mag nichts gewinnen.

Ich ſprach: „was werd ich machen dann,
Weil nicht wilt recht beſcheiden,“
Drauf bald, als viel ich konnt verſtahn,
Es riethe mir, zu ſcheiden.
„Ja ſcheiden zwar
Ich muß fürwahr,
Bey dir ich nichts erjage,
Doch eines dich
Muß fragen ich,
Nur dieſes mir noch ſage.“

„Mein! wo dann Jeſum treff ich an?
Iſt dirs halt unverborgen?„
Da ſeiner wollt's kein Wiſſen han,
Gab nur das Wort „verborgen.“
„Ey dann dich troll!“

Rief ich im Groll,
„Fahr hin in Gottesnahmen!“
Ich auch trat an,
Und wollte gehn.
Da klang von weitem „Amen!“

Alsdann mit hellem Ach und Ach
Die Bruſt ich ſchlug im Schmerzen,
Gleich ſelbe Wort mit ſelbem Schlag.
Schien, that es auch von Herzen.
Ich ſprach zuletzt,
„Hab g'nug geſchwatzt,
Wer auch ſoll dich thun ſchweigen?“
Draufs endlich noch
Mit halbem Loch
Gar deutlich ſagte: „Schweigen.“

„Wohlan ſo ſchweige“ ſchnell ich rief,
Schnell rief es auch: „ſo ſchweige.“
Da wandt ich mir Gedanken tief,
Das Haupt hinunter neigt:
Das Haupt ich ſenk,
Und endlich denk,
Ob wohl wann mich wird wenden,
Es auch bereit
Von ſelber Zeit
Mir Antwort ſollte ſenden.

Drum kehr mich um und ſchauen will,
Auf hin mit ganzer Stärke,
Da bleibts an jener Seite ſtill,
Kein Wörtlein ich vermerke.
Drauf wieder wand
Zur andern Hand,
Recht zu den hohlen Steinen;
Dann hört ich ſtät,
Als oft ich red',
Ein Stimm faſt gleich der meinen.

„Her, her, ich nun hab funden dich!"
Rief laut, weil ichs verſtunde.
Da rief es laut: „hab funden dich,"
Nur Wort aus meinem Munde,
Alsdann zu Hand
Hab erſt erkannt,
Weil's einerſeits nur red'te,
Daß nur der Schall
Mit gleichem Hall
Mit mir geſpielet hätte.

Ich rief: „biſt du der Wiederſchall?"
Heiß' willkomm ihn beneben,
Da rief es laut: „der Wiederſchall."
Auch Willkomm mir thäts geben.
Als dann bereit

Wir alle beyd
Noch weiter thäten ſpielen;
Weil ohne Maß
Ohn Unterlaß
Die Fugen uns gefielen.

Wohlan, wohlan, O Wiederſchall!
Weil einmal dich hab funden,
Ich ſpielen will mit dir im Ball
Hinfürter manche Stunden.
Der Ball, ſo dir
Dann kömmt von mir,
Soll heißen Jeſus Name,
Der Ball, ſo dir
Sollt ſchlagen zu,
Soll ſeyn auch Jeſu Name.

In dieſem Wald, bey dieſem Thal
Gar oft ich will ſpatzieren,
Und mich mit dir, O Wiederſchall!
Gar freundlich divertiren.
O ſüßer Schatz!
O ſchöner Ball!
Mit dir will vielmal ſpielen.
Bis zu dem Grab
Nicht laß ich ab,
Wann ſchon all Himmel fielen.

Mein Jeſum will nun tauſendmal
In Wälden lan erklingen,
Mit mir auch ſollen überall
Die Bäum und Stauden ſpringen.
Das Laub und Gras,
Wann's merken das,
Mit müſſen's auch zum Reihen:
Unendlich mal
Durch Berg und Thal
Will Jeſum fröhlich ſchreien.

O Jeſu, liebſter Jeſu mein,
Wie brennt mir mein Geblüte!
Nun bitt ich dich, ey laß es ſeyn
Durch deine groſſe Güte,
Daß Tag und Nacht
In ſüßer Wacht
Die Welt von dir nur ſinge,
Und immerdar
Das ganze Jahr
Vor dir aus Freuden ſpringe.

Die Gespons Jesu seufzet nach ihrem Bräutigam, und ist ein Spiel der Nachtigallen, mit einer Echo und Wiederschall.

Ach wann doch Jesu, Liebster mein,
Wann wirst dich mein erbarmen,
Wann wieder zu mir kehren ein,
Wann fassen mich in Armen?
Was hinderst dich,
Was kränkest mich,
Wann werd ich dich umfangen,
Wann reissest ein
All meine Pein,
Wann schlichtest mein Verlangen?

O willkom, süsse Nachtigall,
Kommst mir zu rechter Stunde,
Erfüllst den Luft mit hellem Schall,
Erschöpfst die Kunst von Grunde,
Ruf' meinem Lieb,
Es nicht verschieb!
O Jesu ruf mit Kräften!
Ruf' tausendmal,
Ruf' ohne Zahl
Wer weiß, es je möcht hören

Ach ruf und ruf, O Schweſter zart,
Mein Jeſum zu mir lade,
Mir treulich hilf zu dieſer Fahrt,
Dann ich in Zähren bade.
O Schweſter mein,
Sing ſüß und rein,
Ruf meinem Schatz mit Nahmen,
Dann kurz, dann lang,
Zieh deinen Klang,
All Noten greif zuſammen!

Wohlan! ſcheint mich verſtanden hat
Die Meiſterin in Wälden,
Ihr's albereit geht wohl von Statt,
Die Färblein ſchon ſich melden
In ſtarker Zahl,
Nun manches Mal
Den Ton ſie ſchon erhebet,
Weil auch der Schall
Aus grünem Thal
Ihr freundlich widerſtrebet.

Da recht, du fromme Nachtigall,
Du jenem Schall nit weiche,
Da recht, du treuer Wiederſchall,
Du ſtäts dich ich ihr vergleiche.
Zur ſchönen Welt'

Nun beide trel'l.
Mein Jeſum laßt erklingen.
Ob ſchon im Streit
Die ſchwächre Seit
Am Leben ſollt mißlingen.

Die Nachtigall den Schall nit kennt
Und hälts für ihr Geſpielen,
Verwundert ſich wie's mög beſtend
So gleichen Ton erzielen,
Bleibt wenig ſtumm,
Schlägt wiederum,
Denkt ihr bald obzuſiegen;
Doch Wiederpart
Macht's gleicher Art,
Kein Pünktlein bleibt verſchwiegen.

Bald ſteigt auf die Nachtigall
Je mehr und mehr und mehre,
Gleich folget auch der Wiederſchall,
Wanns je noch höher wäre.
Dann zierlich ſteht
Und ſtärker ſchlägt
Das Fräulein reich von Stimmen,
Steigt auf und auf
Ganz ohn Verlaufen,
Doch thut's den Schall erklimmen.

Alsdann geht's über Ziel und Schnur,
Das Herz möcht ſich zerſpalten,
Sie ſucht es in B mol, B dur,
Auf allerhand Geſtalten,
Thut hundertfalt
Den Baß und Alt
Tenor und Cant durchſtreichen;
Doch Stimm und Kunſt
Iſt gar umſunſt,
Der Schall thut's auch erreichen.

Da kitzlet ſie dann Ehr und Preiß
Mit gar zu ſcharfen Sporen,
Erdenkt noch ſchön und ſchöner Weiß,
Meint, ſey noch nicht verlohren,
All Muth und Blut,
Und Athem gut
Verſammlet ſie mit Hauſen,
Will noch zum Sieg
In ſchönem Krieg
Mit letzten Kräften laufen.

Ey da kracht ihr ſo müthig Herz,
Gleich Ton und Seel verſchwinden,
Da löſchet ſich die gülden Kerz,
Entzückt von ſtarken Winden,
O müthig's Herz!

O schöne Kerz!
O wohl, bist wohl gestorben.
Die Lorberkron
Im letzten Ton
Du doch noch hast erworben.

Dann zwar ein Seufzerlein gar zart
Im Tod hast lan erklingen,
Das so subtil dein Wiederpart
Mit nichten mögt erschwingen:
Drum ja nur lieg
Dein ist der Sieg
Das Kränzlein dir gebühret
Welch's dir allein
Von Blümlein fein,
Ich schon hab eingeschnüret.

Ade dann, falbe Nachtigall,
Von falbem Tod entfärbet,
Weil du nun liegst im grünen Thal
Sag, wer dein Stimmlein erbet?
Könnt's je nit seyn,
Es würde mein?
O Gott könnt ich's erwerben!
Wollt's brauchen stat
So früh, so spät,
Bis auch im Sang thät sterben.

Nun will ich doch in dieſem Wald
Bey deinem Grab verbleiben,
Hoff, mich mit ihren Pfeilen bald
Begierd und Lieb entleiben,
Will rufen ſtark
Zum Todtenſark,
Bis mein Geliebter komme,
Einhalten will
Mich in der Still
Bis letzt ich gar erſtumme.

Die Geſpons Jeſu beklaget ſich, daß ſie nimmer ruhen könne.

Die Lieb ohn Wehr und Waffen
Mich hat genommen ein,
Gibt immer mir zu ſchaffen,
Mag nie zufrieden ſein;
Doch nur mir kömmt von oben,
Von Jeſu, ſolcher Streit,
Hab weit von mir geſchoben
Die weltlich Uppigkeit.

Nur

Nur Jesu Lieb mich zehret,
Nur Jesus kränket mich.
Was Qual mir wiederfähret,
Von Jesu reget sich.
Von ihm was Pein ich leide,
Was Feur und Herzenbrand,
Ich niemand recht bescheide,
Wers nie hat selbst erkannt.

Wann früh vor hellen Tagen
Die Morgenroth aufgabt,
Und kaum ihr Pferd und Wagen
Mit Rosen kleidet hat,
Dann auch in vollen Strahlen,
Wann Sonnenlicht besteht,
In lauter Pein und Qualen
Ichs treib zum Abend spät.

Ja sollt ich je noch hoffen
Alsdann auch Rast und Ruh
Wann müd und matt gelassen
Der Tag sich riegket zu;
Wann lieblich übergossen
Die Thier mit süßem Schlaf,
Wann Arbeit all beschlossen,
Wann feiret alle Straf.

Da wollt ich Leid und Klagen
Faſt halber legen ab,
Noch ſolls mich alſo plagen,
Was nun zu tragen hab.
Nun iſt es ja vergebens,
Ich nimmer komm zu Raſt,
Die Tag ich meines Lebens
Verzehr in ſtätem Laſt.

So ungeſtüm nichts finde,
Daß nicht eins höre auf;
Man merkets an dem Winde,
Wie er ſo oft verſchnauf.
Wann er ein Weil geſtrigen,
Die Schläg er ſchüttlet aus,
Hält ſich drauf eingezogen,
Ohn Ruh nit ſcheidt von Haus.

Das Meer, wanns wüth't ohn Maßen,
Mags doch nit lang beſtahn;
Pflegt bald ſich niederlaſſen,
Nimt Ruh begierlich an.
Ich nemlich merkets loben,
Wehrt etlich Stunden kaum;
Da war all Macht zerſtoben,
Zerſchmolzen aller Schaum.

Der Wandersmann ermattet
Auf steil und steiner Heid',
Beim grünen Bäumlein schattet
Erleicht ob den sauren Schweiß.
Ja frei, sollt anders gelten,
All Arbeit in gemein
Mit Ruh mit also selten
Pflegt unterbrochen sein.

Warum thut mich dann plagen
Die Lieb ohn Unterlaß?
Daß nie kein Punkt mag sagen,
Wann ich ohn Schmerzen was.
Ohn Unterlaß ich klage
Vor stätem Herzenleid,
Bei Nacht und auch bei Tage
Scheint mir nur lange Zeit.

Die Lieb mich hält in Leiden,
O Jesu, Liebster mein!
Wer will von dir gescheiden
Nicht stets in Qualen sein?
Der Feind mich kömmt umringen,
Er meiner lacht und spott't,
Fragt höhnisch auch mit Dingen,
Wo sey mein steiner Gott.

Drum ſtätig naß von Zähren
Die Seufzer ſteigen auf,
Sie ſtündlich ſich vermehren,
Unzählbar wird der Hauf.
Die Trähnen mich ernähren,
Sind meine Speiß und Trank,
Von Zähren muß ich zehren,
Weil bin von Liebe krank.

Ach wann doch wird erſcheinen,
Der ſchön und weiße Tag?
Wann eins nach ſtätem Weinen
Ich ſtät und ſicher lach,
Wann Schmerzen, Klag, Alarmen
Wird ſein in Fried verzehrt,
Wann Jeſu dich mit Armen
Ich fröhlich binden werd?

O wann, und wann wird ſcheinen
Das rein und lichte Licht?
Das all' Klag und Peinen
In mir zumal vernichtet!
O Gott nun laß es ſcheinen,
Laß ſcheinen überall,
Daß wir nit ewig weinen
In dietem Zährenthal!

Die Gespons Jesu klaget nach ſeiner ihr Leid.

Wann Morgenröth
Die Nacht ertödtet
Mit ihren gülden Strahlen.
Wach ich zu Gott,
Zu meinem Gott,
Auf ihn zu ſtetsmahlen.

Ich wach zu Gott.
Zu dir mein Gott,
Mein Augen zu dir kehre,
Und ruffe frei
Mit mattem Schrei,
Mich durſtet nach dir ſo ſehre.

Ich wein zu dir,
Seufz mit Begier.
O Liebſter meines Herzens,
Mein treuer Gott!
Iſt mir kein Spott,
Die Lieb mich ſetzt in Schmertzen.

Bin matt und müd,
Faſt ohn Geblüt.

Die Kräfften ſind erlegen,
Die ganze Macht
Hab viel gewacht.
Ich kaum die Zung mag regen.

Mein Herz von mir
Weicht gar zu dir,
O Gott mein Troſt alleine!
Seufz alſo viel
Ohn Maß und Ziel,
O weh der ſchweren Peine!

Mit ſtarkem Brand,
Iſt dir bekannt,
Bin ich ſogar befangen:
O ſüſſes Band!
Laß ab zu Hand,
Sonſt tödt mich groß Verlangen.

Drum Gott nur eil,
Dann deine Pfeil
Recht ſpielen mir zum Leben,
Ich ſterbe ſchier,
Das glaube mir,
Mit Noth ich bin umgeben.

Wann ich nit bald
Bei dir erhalt

Daß deiner mög genießen,
Und alſo ſtracks
Wie weiches Waſſer
Das Herz in mir zerfließen.

Mit wahrem Mund
Aus Herzensgrund
Ich ſprech mit theuren Worten,
Hab Ruh noch Raſt,
Ich leb im Laſt,
Faſt aller End und Orten.

Ich wohne ſtät
In Wüſten öd,
Da meint ich Ruh zu finden:
Nun iſt kein Land
So unbekannt,
Da nicht die Lieb kumm hinden.

Wann ich vermein,
Weil weg zu ſein,
Gefreit vor ihren Pfeilen:
Da rüſt ſie ſich,
Verfolget mich,
Und wärens tauſend Meilen.

O Gott und Herr,
Was war je ſo ſchwer,

Da ſie nicht gleich ſollt kommen?
Kein Raſt noch Ruh
Nun finden thu,
Lieb hat mich übernommen

Wann dein Begierd
Mein Herz regiert,
Vor Leid kann ich nicht ſprechen,
Vor ſüßer Noth,
Vor ſüßem Tod,
Das Herz möcht mir zerbrechen.

Eh̃ iſt der Schmerz,
Geſund das Herz,
Vor Freud ich muß ermatten;
Iſt krank das Herz,
Heil iſt der Schmerz,
Bei Sonnenſchein iſt Schatten.

Bald dieſe Stund
Ich bin verwund't,
Und ſink für Tod danieder;
Bald ſelbe Stund
Ich bin geſund,
Steh auf und lebe wieder.

O Wunderbunſt!
O kühle Brunſt!

Wer wollt es je vermeinen.
Daß brenn und kühl,
Als jetzt ich fühl,
Die Lieb dan Mark in Beinen

Die Lieb iſt Feur,
O Abentheur!
Iſt Waſſer auch im gleichen:
Bringt Herzenleid,
Bringt Herzenfreud,
Muß eins dem andern weichen.

Oft manigfalt
Ich bin mißſtalt,
Werd um und um getrieben,
Hett nie gedacht
An ſolche Macht,
Als ich fing an zu lieben.

All mein Gemüth,
All mein Geblüt
Mir thut vor Freuden wallen,
Wo nur allein
O Gott, mir dein
Gedächtniß ein kennt fallen.

Dein edler Stamm,
Dein ſüßer Nam

Verwundt mir mein Gemüthe,
Dein Angeſicht,
Dein Augenlicht
Entzündt mir mein Geblüte.

Wann ich zu Nacht
Von dir betracht,
Mit Lieb und Laſt beladen
Mein Augen beid
Vor Freud und Leid
In warmen Zähren baden.

O ſtarke Lieb!
O Herzendieb!
Was willt mit mir viel pochen:
Vergebens mich
Setz wieder dich,
Mein Seel haſt du durchſtochen.

Nim vollends hin
All meine Sinn,
Nim Alles weg zur Stunden,
Bin lauter dein
Und gar nit mein,
Geb ganz mich überwunden.

Ach, ach, wie gäh
Wird mir ſo weh!

Kann reden mehr noch dichten.
Die Sprach beſteht,
Und Kraft vergeht,
Begierd mich hin will richten.

Liebgeſang der Geſpons Jeſu im Anfang der Sommerzeit.

Der trübe Winter iſt vorbei,
Die Kranich wiederkehren;
Nun reget ſich der Vogelſchrei,
Die Neſter ſich vermehren.
Laub mit Gemach
Nun ſchleicht an Tag,
Die Blümlein ſich nun melden.
Wie Schlanglein krumm
Gehn läubeln um
Die Bächlein kühl in Walden.

Der Brünnlein klar und Quellen rein
Viel hier, viel dort erſcheinen,
All ſilberweiße Töchterlein
Der hohen Berg und Steinen.

In groſſer Meng
Sie mit Gedräng
Wie Pfeil von Felſen zielen:
Bald rauſchens her
Mit ohn Gefähr,
Und mit den Steinlein ſpielen.

Die Jägerin Diana ſtolz,
Auch Wald und Wäſſernymphen,
Nun wieder friſch in grünem Holz
Gehn ſpielen, ſcherz und ſchimpfen.
Die reine Sonn
Schmückt ihre Kron,
Den Köcher füllt mit Pfeilen,
Ihr beſte Roſſ'
Laßt laufen los
Auf marmorglatten Meilen.

Mit ihr die kühle Sommerwind,
All Jüngling ſtill von Sitten,
Im Luft zu ſpielen ſind geſinnt,
Auf Wolken leicht beritten.
Die Baum und Hügl
Auch thun das Beſt,
Vereichen ſich mit Schatten:
Da ſich verhalt

Das Wild im Wald
Wanns pflegt von Hitz ermatten,

Die Meng der Vöglein hören laßt
Ihr Schyr von Lyre Lyre,
Da sauset auch so mancher Nast,
Sammt er mit musteire.
Die Zweiglein schwanck
Zum Vogelsang
Sich auf, sich nieder neigen;
Auch höret man
Im grünen gahn
Spazieren Laut und Geigen.

Wo man nur schaut, fast alle Welt
Zum Freuden sich thut rüsten:
Zum Scherzen Alles ist gestellt,
Schwebt Alles fast in Lüsten.
Nur ich allein
Ich leide Prin,
Ohn Rad ich werd gequälet,
Seit ich mit dir
Und du mit mir,
O Jesu dich vermählet.

Nur ich, O Jesu, bin allein
Mit stätem Leid umgeben,

Nur ich, muß nur in Schmerzen ſein,
Weil nit bei dir mag leben,
O ſüße Klag!
O während Plag!
Wie lang bleib ich geſchieden?
Von großem Weh
Daß dich nit ſeh,
Mir kömmt ſo ſchweres Leiden.

Nichts ſchmecket mir auf ganzer Welt,
Als Jeſu Lieb alleine;
Noch Spiel, noch Scherz mir je gefällt,
Bis lang mir Er erſcheine:
Und zwar nun frei
Mit ſtarkem Schrei
Auf ihm ſo manche Stunden.
Doch nie kein Tritt
Sich nahet nit,
Sollt michs nit hart verwunden?

Was nutzet mir dann ſchöne Zeit?
Was Glanz und Schein der Sonnen?
Was Bäum gar lieblich ausgebreit't?
Was Klang der klaren Bronnen?
Was Athem lind
Der kühlen Wind,
Was Bächlein krum geleitet?

Was edler May,
Was Vogelſchrei,
Was Felder grün geſpreitet?

Was hilft all Freud, all Spiel und Scherz,
All Troſt und Luſt auf Erden?
Ohn ihn ich bin doch gar in Schmerz,
In Leid und in Beſchwerden.
Groß Herzensbrand
Mich tödt zuhand,
Weil Jeſu dich nicht finde:
Drum nur ich wein
Und heul und grein,
Und Seufzer blaſ in Winde.

Ade du ſchöne Frühlingszeit,
Ihr Felder, Wäld und Wieſen,
Laub, Gras und Blümlein neu gekleidt,
Mit ſüſſem Thau beriſen:
Ihr Wäſſer klar,
Erd, Himmel gar,
Ihr Pfeil der müden Sonnen,
Nur Pein und Qual
Bei mir zumal
Hat Uberhand gewonnen.

Ach Jeſu, Jeſu treuer Held!
Wie krankeſt mich ſo ſehre.

Bin je doch hart und hart gequält,
Ach nicht mich ſo beſchwere.
Ja willſt du ſehn,
All Pein und Pön
Im Augenblick vergangen;
Mein Augen beid'
Nur führ zur Weid
Auf dein ſo ſchönen Wangen.

Die Geſpons Jeſu ſucht ihren Geliebten und findet ihn im Garten, alda er gefangen wird.

Heunt ſpät auf braunen Rappen
Der Mond in ſtarkem Lauf
Gunnt Mitternacht ertappen,
Mit Ernſten triebe drauf:
Nicht manglets an Trabanten,
An Sternen klar und hell,
An gleichen Lichtverwandten,
Welch ihn begleitet ſchnell.

Da fand ich mich entlaſſen
Von wunderſchwerem Traum;
Blickt auf zun blauen Straſſen,
Kennt Mond und Sternen kaum.
Bald Jeſu dir von Herzen
Ich ſchickt ein Seufzer tief,
Sogleich zun Himmelkerzen
Recht auf in Lüften lief.

Ich frene Mond und Sternen,
Zeigt an den ſchönen Held,
Von euch ich möcht erlernen,
Wo ſchlaget er die Zelt?
Mir thut von Jeſu ſagen,
Wo raſtet er zur Rub?
Denk nicht ohn Graus und Zagen,
Was mich geträumet nu.

O Tochter, jung von Jahren!
Zu mir ein Stimmlein ſprach,
Er ſeinen weiſen Schaafen,
Den Schäflein folget nach:
Er treibet ſie zur Weiden,
Zum grünen Sidgemüß,
Zum Waſen unterſcheiden
Mit vielen Blümlein ſüß.

Schau dorten jetzt im Garten
Am Öl bekannten Berg,
Er ihnen auf thut warten,
Und weidets überzwerch.
Dort findens unverdrossen
Auch Trank bei schönem Gras,
Weil Cedron kommt geflossen
Zunächst in feuchter Straß.

Dank habt ihr schönen Sternen,
Ihr gülden Flämmlein rein,
Von euch das möchte lernen,
Wo sei der Liebste mein.
Treibt er die Schaf zur Weiden,
Zum grünen Eregemüß?
Zum Waſen unterscheiden
Mit vielen Blümlein süß.

Und treibet ers in Garten,
Am Öl bekannten Berg,
Thut er dort ihrer warten,
Und weidets überzwerch,
Wolan in Eil geschwinde
Mich will dann machen auf,
Den Jüngling bis ich finde,
Will reisen ohn Verschnauf.

Zum Garten als ich kame,
O weh, was Angſt und Noth!
Der Hirt ſchon Urlaub nahme,
Sich ſchickt ſogar in Tod:
Das Leben auf der Schweller,
Auf offnen Lefzen ſaß,
Sich that zum Scheiden ſtellen,
Gefaum der dunklen Straß.

Ab ſalber Stirn und Wangen,
Fuß, Händen marmorweiß,
Die Tropfen anher drangen,
Von weiß und rothem Schweiß.
O Liebſter mein auf Erden,
O Jeſu, ſchöner Hirt!
Ach wie nun, was Geberden,
Sag an, was immer wird.

Wer thäte dich erſchrecken,
Sag an, was dir gelebn?
Ich ſchwör bei deinem Stecken,
Bei dir will treulich ſtehn.
Bei dir ich will verbleiben,
Sag an, wers dir nehmen,
Und ſollt man mich entleiben,
Von dir nit will ich lan.

Drauf band ich ihn in Armen,
Küßt ihn mit ſüßem Druck:
Gleich ſchallet ein Allarmen,
Da wand ich mich zurück,
Als viel mich konnt umgreifen
Mit meinen Augen beid,
Ich Mörder ſah durchſtreifen,
Die Felder weit und breit.

Bei Fackeln und Laternen
Ein Rott gewaffnet ganz
Von Waffen gab von Fernen
Gar breiten Eiſenglanz.
Bald rückten ſie zum Garten,
O weh dem Liebſten mein!
Mit Spießen, Beil und Barten,
Zur Thür ſich drangen ein.

Zugleich mit Zähnen klirrten,
Grisgrammten ungeſcheut;
Den halber todten Hirten
Sie griffen an zur Beut.
O weh mir nun geſchwinde,
Mirs Herz in Stück zerbricht,
Ach nit, nit ihn doch bindet,
Den Jüngling greifet nicht.

Ach schonet seiner Haaren,
Der gülden Haaren fein,
Ach schonet seiner Schaaren,
Der zarten Lämmerlein!
Wer will nach ihm dann weiden,
Die Schäflein silberweiß?
Nun wird ununterscheiden
Das wüllen Völklein preiß.

Schau dorten schon ins Wilde
Die wollgebleichte Schaar
Sich gar ohn Schuz und Schilde
Verwickelt in Gefahr.
Ach schonet nur der Heerden,
Der Hirt auch selber schrie,
Mit mir laß euch gewahrten,
Sprach Er, mich schauet hie!

Mich greifet, schleifet, schlaget,
Ja mich nun schlachtet gar,
Nur nit, ach nit verjaget
Die reine Wüllenschaar!
Nur mich zum Tod und Leiden,
Mich reiffet ohn Verbot,
So nur mag friedlich weiden,
Die Silberschöne Rott.

Laßt frei die Schäflein laufen,
Die ſchwanenweiße Zucht.
Laßt gehn den ſchönen Haufen,
So nur man mich geſucht.
Den Tod ich mir will kieſen
Für meine Lämmerlein:
Ade nun Weid und Wieſen,
Es muß geſtorben ſein!

O Jeſu du ſo wunder,
Und wunderguter Hirt!
O warlich mit beſunder
Begierd und Lieb gezirt:
Willſt du den Tod erkieſen
Für deine Lämmerlein?
Und laſſeſt Weid und Wieſen,
Weils muß geſtorben ſein?

Ei da will dich begleiten,
Du gut und beſter Hirt,
Weich nit von deiner Seiten,
Gott geb, was wiederfihrt,
Was nemlich ich erblicket
Zuvor in ſchwerem Tranm.
Walt Gott, ſich nunmehr ſchicket,
Zum Kreuz und Galgenbaum!

Die Gespons Jesu sucht ihren Bräutigam und findet ihn auf dem Kreuzweg.

Die reine Sonn zu Morgen
In sanften Haaren blos
Den Brand noch trug verborgen
In ihrem Purpurschoß.
Da gab ich mich zu Felde,
Laut riefe meinem Schatz,
Der über Gold und Gelde
Bei mir gefunden Platz.

Auf grüner Heid und Matten
Bei krausem Lorberbaum
Ich spreitet mich in Schatten,
Sank ab in süßem Traum:
Bald wieder ich erwachet,
Mein Jesum fande da,
So lieb und freundlich lachet,
Zu mir trat allernah.

Er gleich zu mir thät zielen
Mit reinem Augenblitz
Auf mich mit Haufen vielen
Die Strahlen voller Hitz:

Die Pfeil da kamen loſſen
Von ſeinen Äuglein theur
So mir das Herz getroffen
Mit bitterſüßem Feur.

Von ſeinem Gläſerbogen
Zu mir mit ſüſſem Schein
Die ſüſſe Flämmlein flogen
Aus beiden Fenſterlein.
O weh! wann ich der Stunden,
Wann ich der Zeit gedenk,
Aus friſchgenetzter Wunden
Ich Herz und Wangen tränk.

Ich dachte ſein genieſſen,
Den ich ſo lang geſucht,
Wem wollt es nicht verdrieſſen,
Von mir er nahm die Flucht.
Er ſprang durch Feld und Wieſen
Friſch fertig wie der Wind,
Den Lauf möcht ihm erkieſen
Ein friſches Hirſchenkind.

Ihr Töchter keuſch und reine
Von Sion wol bekannt
Zu Tod iſt mich noch weine
Der Lieb und Herzensbrand.

Nun

Nun saget mir in Treuen,
Wo dann sich finden laß,
Der seither mich gebt scheuen
Mit je zu starkem Paß.

Ich aller Ort und Platzen
Dem Jüngling streiche nach:
Ach wolltet ihr nur schwatzen,
Wen Weg er schleißen mag.
Ach wolltet mich nur weisen,
Den Pfad mir zeigen an;
Nach ihm ich wollte reisen
Durch hoch und niedre Bahn.

Ja du zuvor vermelde,
Wer ist der Liebste dein,
Sag uns von diesem Helde,
Sag an, wer er mag sein.
Uns laß den Jüngling wissen,
Uns mach denselben kund,
Eh dir sebt abgerissen
In deinem Herzen wund.

O Töchter hoch gepriesen!
Nehmt wahr den Liebsten mein,
Nach Balsam süß und Riesen
Riecht ihm der Athem fein:

Sein Haupt auch raucht und windet
Nach Zimmet und Zibeth.
O seelig, wer nur findet
Jesum von Nazareth.

Die Morgenröth erbleichet,
Und scheinet gleich dem Koth,
So nur man sie vergleichet
Gen seine Wänglein roth.
Sonn, Mon hat ihm entstohlen
Von seiner Stirnen rein
All ihren Glanz und Strahlen,
Den Gold und Perlenschein.

Corall und Purpurseiden
Gleich jedes auch erwarb
Von seinen Lefzen beiden
Die schöne Rosenfarb,
Ist weiß und roth beineben,
Von rothem Traubenschaum,
Den er erpreßt von Reben
Mit schwerem Kelterbaum.

Händ, Füß hat er gefarbet
In ausgepreßtem Wein,
In Roth hat er verarbet
So weißes Elfenbein.

Ach zeiget mir die Straßen!
Sich wo nun er verhelt.
O Gott, wer möcht umfassen
Den weiß und rothen Held!

O Mägdlein! wir dich fragen,
Iſt er dann roth und weiß?
Thut er die Farben tragen
Von rothem Traubenſchweiß?
Hat er Händ Füß gefarbet
In ausgepreßten Wein?
Hat er in Roth verarbet
So weißes Elfenbein?

Wohl da dann, wir dir zeigen,
Wer Orten er mag ſein;
Zum Kreutzweg thu dich neigen,
Dort findeſt ihn allein.
Alda pflegt er zu ſchwitzen
In rothem Kellerhaus,
Alda die Brünnlein ſpritzen
Mit ſanft und lindem Saus.

Alda pflegt er auch brechen
Die rothe Röſelein;
Ob ſchon die Dornen ſtechen,
Sich tröſtet er der Pein.

O Töchter, hoch befliſſen!
Soll ich zum Kreuzweg gahn?
Ja frei dann ſollet wiſſen,
Will tapfer treten an.

Gleich ich zum Kreuzweg kame
Gleich rief dem Liebſten mein,
Gleich dort ich ihn vernahme
Bezecht in Bitterwein;
Die Stirn er hatt' befflecket
Mit rothen Blümelein,
In Händen ausgeſtrecket
Er trug zwei Roſen fein.

Den Ruch als ich empfande
Von beiden Roſen roth,
Im Eilen mir geſchwande
Bey viel zu ſüßer Noth.
Er leinet mich in Armen,
Mich hälſet ohn Verdruß,
Und freundlich thät erwarmen
Mit manch und manchem Kuß.

Die Bäcklein er mir klebet
Auf meine Wangen beid',
Mich gütlich legt und hebet
An ſeine Purpurſeit.

Da gunnt ich mich erholen,
Kam wieder zu Verſtand.
O weh! doch lag in Kohlen
In herb und ſüßem Brand.

O Süßigkeit in Peinen!
O Pein in Süßigkeit!
Allhie doch will ich keinen
Bis gar in Ewigkeit.
Allhie nun will ich raſten
Mit Jeſu meinem Held.
Ade, Gold, Geld im Kaſten,
Ade nun alle Welt!

Spiegel der Liebe,

in Maria Magdalena, da ſie nach dem Jüdiſchen Oſterfeſt am groſſen Sabbath Morgens früh ihren Jeſum in dem Grabe geſucht. Johannes am 20 Cap.

Die Sonn' ſammt ihren Roſſen,
Spät Öſterlich bezecht,
Mit Schlaf noch übergoſſen,
Wollt früh kaum wachen recht,
Da fand ich ſchon bei Zeiten
Am Grab in Trauer ſtehn
Und Salb und Büchs bereiten
Die weinend Magdalen.

Zwar gleich, wann ſe zuweilen
Zur Frühlings-Morgenſtund
Mit erſten Sonnenpfeilen
Mit erſten Hitz verwund't,
Herab von Berg und Steinen,
Von Felſen hoch und gäh,
Zerfleuſt in ſanftes Weinen
Der Lind entlaſſen Schnee.

Faſt eben gleichermaßen
Das Weib von Lieb verwund't,
In lauter Zähr zerlaſſen,
Zerfloß in Thränen rund;
Begierd mit heißen Pfeilen
Ihr beide Augen ſchmelzt,
Und abwärts beider Theilen
Die runde Tröpflein wälzt

O weh, der ſchwachen Mergen!
O weh, dem Herzen wund!
Könnt Lieb', noch Brand verbergen,
Sie ſprach von Seelengrund:
Ach Sonn' dich heb mit Macht en,
Zum Grab nun herwärts leucht,
Auf, auf! mach kurze Nachten,
Der Tag zu lang verzeucht.

Leucht her, zur Link und Rechten,
Spreit überall mit Fug
Die gülden Haar und Flechten,
Daß ich mein Liebſten ſuch.
Leucht her mit Stralen und Strahlen,
Leucht her zum hellen Brand,
Wer weiß, ob ich der Qualen
Nicht heut noch kommen us

Drauf ſie zum Felſen rücket,
Will da mit Augen drein,
Zur Kluften einher bücket,
Wird wund mit friſcher Pein.
Den Liebſten ſie nit findet,
Für ihn da thut erſehn,
O ſchier nun ihr geſchwindet!
Nur ſeiner Engeln zween.

Ach nit, nit euch, ihr Knaben,
Ihr Jüngling flügelreich,
Ach euch will ſie nit haben,
Weicht ab von dannen gleich!
Nur Jeſum ſie den Einen
Und Einen ſucht allein,
Will ſonſt und liebet Keinen,
Ohn ihn ſie nicht kann ſeyn

In Eifer ohn Verweilen
Sie rufet ihn zur Stund,
Mit ſüßlich herben Pfeilen
Lauft, gebt und ſteht verwundt,
Am Grab ſie draus und drinnen,
Dort, hie, ſucht drau und drein,
Noch ſcheidet je von hinnen,
Lugt, ſchaut nach ihm hinum

Doch freilich sie mit nichten
Und freilich nit versteht,
Verwirrt in blinden Pflichten
Wen, wo sie suchen geht.
Mit Lieb' ist ihr vergeben
Mit blindem Herzengift,
Sie sucht im Grab das Leben,
Zum Zweck bei Seiten trifft.

Sie sucht in schwarzen Kohlen
Ein purpurschönen Glanz,
Von Zweigen welk will holen
Ein grünen Lorberkranz.
Sie Rosen will von Reben,
Von Dornen lesen Wein,
Von Scherben Gold erheben,
Vom Schatten klaren Schein.

O Weib sogar verblendet!
So gar von Lieb' entaugt!
Die Schrift bleibt unverwendet,
Die Wahrheit nimmer leugt.
Wen du noch suchst in Steinen,
Im Grab und Todtenruh,
Schon geht auf besten Beinen,
Und mehr nit stirbet nu.

Der Tod konnt' ihn entleiben
Und einmal ſtechen ab,
Im Tod könnt' er nit bleiben,
Nit ſäumen in dem Grab,
Dem Tod er iſt entwichen,
Dem Haut- und Beinenknecht,
Hat ihm ſogar durchſtrichen
Das falb und bleiches Recht.

Er ihm von falben Gränzen
Enklief mit vollem Trab,
Und Stachel, Pfeil und Senſen
Ihm ſtahl ganz redlich ab,
Den Bogen auch und Köcher
Er ihm gleich warf zu Feur
Lacht aus den ſtolzen Pocher
Sammt ſeinem Grabgemäur.

Drum nur dir laß geſagen,
Nur laß von Trauren ab,
Laß ab, laß ab von Klagen,
Noch's Leben ſuch im Grab,
Ach, auch, ſie doch thut klagen,
Läßt nit von Trauren ab,
Laßt ihr ſo gar nit ſagen,
Sie doch noch ſucht im Grab.

Doch wer wills ihr nit schenken
  Und freundlich übersehn,
Ihrs Niemand soll verdenken
  Bei Straf' der gleichen Pön.
Von Lieb' ist ihr gestohlen,
  Von Lieb' all Sinn und Witz,
Verdollt auf süßen Kohlen,
  Sie tobt in großer Hitz.

Verstand, sammt Hirn und Sinnen
  Gedanken, Herz und Muth,
Im Grab mit Jesu drinnen
  Sie ließ in seiner Hut:
Weil er nicht mehr nur drinnen,
  Weil er nur zogen draus,
O weh, nun ihrer Sinnen!
  Auch sie sind flogen aus.

Ohn Sinn und ohn Gedanken,
  Die Merg, ohn Seel und Herz,
Bald hin, bald her, geht wanken,
  Geht schweben allerwärts,
Sie selbsten geht verlohren,
  Und forschet mit Geschrei,
Sammt ihrem Außerkohren,
  Wo sie wohl selber sei.

Doch ſelber ſie von Herzen
Wollt ſchon verlohren ſeyn,
Nur ihn kanns nit verſcherzen,
Nur ihn wills wider han.
Für ihn wollt ſie verlohren
Wohl ewig bleiben aus,
So nur den Außerkohren
Man ihr doch brächt nach Haus.

Sie ſeufzet, ächzet, weinet,
Klagt, heulet immerdar,
Erd, Himmel ſie vermeinet
Wohl möcht zerſpringen gar.
Sie leiden möcht, von oben
Die runde Tempel ſchön
Nur kämen gar geflogen
Herabet mit Getön.

Sie ſprach: weil mir entzogen
Iſt Herz, und Lieb, und Freud,
Ihr Himmel rund gebogen
Möcht ab noch tummlen heut.
O Sonn, du deinen Wagen
Magſt heut noch ſtürzen um,
Ich wohl will übertragen,
Im Dunklen ſtill und ſtumm.

Weil einmal mir entstohlen
Mein einigs Herzenslicht,
Darf ich nun deiner Strahlen,
Darf ich nun deiner nicht.
Ade Licht, Luft und Leben,
Ade schneeweißer Tag!
Mich deiner will begeben,
Dich mehr nit schöpfen mag.

Drauf müd und matt zur Erden
Sie sittlich niedersitzt
Und kläglich in Geberden
Hin, her, mit Augen blitzt;
Verliebt, verwirrt, verworren
Sie leidet Feuer und Pein,
Mark, Blut und Bein erdorren
Die Zähr' auch trocknen ein.

Bald wieder doch von Wangen
Ein dopples Bächlein wischt,
Das Herz mit Hitz besungen,
Mit feuchtem Guß erfrischt;
Die Seufzer auch sich beben,
Und wieder winden stark,
Sie wieder thut sich geben
Zum Grab und leeren Sark.

Ach Liebſter mein von Ehren!
Mir ſchier es wird zu viel,
Wirſt bald nit wiederkehren,
Geb ich verlohren Spiel.
Ohn Leben ich noch lebe,
Bin todt ohn Tod zugleich,
Todt, lebend immer ſtrebe,
Wo nur ich dich beſchleich.

O Tod! O Menſchenpraſſer!
O ungeheures Thier!
Auch Feur, Luft, Erd und Waſſer,
Ihr Elementen vier!
Auch Städt und Land und Felder,
Was mehr ich nennen mag,
Laub, Gras und Bäum und Wälder
Gebt Ohren meiner Frag!

Ey wo? was Ort und Landen,
Möcht je zu finden ſein
Die Leich noch friſch in Banden,
Das todte Leben mein?
Wer? wo doch kann mir zeigen
Den Körper wundenvoll?
Ach nit, nit wollet ſchweigen,
Weß' mich getröſten ſoll.

Erhebet Schall und Stimmen,
Und ihn doch machet kund,
Er mich mit ſüßem Grimmen,
Mit kühlem Brand verwundt.
Von kühlem Feur und Flammen
Von bitterſüßer Glut,
Von Lieb und Leid zuſammen
Mir ſchmelzet Herz und Muth.

Bald, bald mich unterſtützet
Mit Laub und Blümlein gar:
Mit Zweiglein abgenützet
Von Ärzten beſter Art,
Aus Roſen mir bereitet
War weich die Lägerſtatt,
Auch Lilgen häufig ſtreitet,
Ich ſink zur Erden matt.

Von ihm ich hatt' geglaubet,
Daß nie zu keiner Weil
Fellt werden mir geraubet
Der beſt erwählte Theil.
Schau da, wie ſchon hats fehlet!
Wie ſchon zu dieſer Weil,
Iſt weg, wen ich erwählet,
Der beſt und einzeln Theil!

Nun war von ihm geſchrieben,
Zu ihm wer wachet früh.
Er gleich auf ſein Belieben
Sollt finden ihn ohn Müh;
Schau da, bei guten Stunden
Ich hab' gewachet früh,
Doch ihn ich nit hab funden
Nach viel gepflegter Müh.

Er zwar vor wenig Tagen
War mir nit wenig hold',
Weiß nit, was zugetragen
Sich ſeither haben ſollt,
Weiß nit, noch mags entrichten,
Wo? wann? womit? und wie
An meinem Fleiß und Pflichten
Ihn ließ erwinden je.

Beim Kreuz mich hab lan finden,
Hab ihm die Purpurfüß
Gekühlt mit Herzenwinden,
Mit meinem Athem ſüß,
Zum Grab hab ihn getragen
Mit vollem Todtenrecht,
Und nach vollbrachtem Klagen
Hab ihn da niederlegt.

Dann wieder hin gelaufen
Vom Körper wohl verſarkt,
Nicht Salben einzukaufen
Am beſten Myrrhenmarkt.
Das Feſt ich hab verbracht
Mit Oſterhaften Ruh,
Gleich heut bin wiederkehret
Ganz früh zum Grab hinzu.

Und wie kann ich verſchuldet,
Womit hab ihn entrüſtet,
Daß aller Gnad entduldet
Ich ihn verlieren muſt?
Was war nun mein Verbrechen,
Was meine Fehl und Sünd?
An mir ich wollt ſie rächen
So wer ich wiſſen könnt.

Ja wahrlich doch hab fehlet,
Es jetzt mir kömmt in Sinn,
Die Schuld bleibt nit verhehlet,
Ich dann ſelbſt ſchuldig bin.
Als wir den Schatz begraben,
Die wundenreiche Leich,
Betrübt ich ſollt mich haben
Das Grab mit ihm zugleich.

Mich ſollt han laſſen ſchieben
Mit ihm zur Kluft hinein,
Mit ihm ich ſollt verblieben
Im Sark und Felſen ſein.
Wer ihn dann hat entſtohlen,
Wer ihn getragen weg,
Gleich dem dann auf die Sohlen
Ich wär gefolget keck.

Von dem hätt nie gelaſſen,
Hätt allweg heulet nach,
Und aller Ort und Straßen
Erklungen ach und ach!
Dem Räuber ich mit Greinen,
Hätt Herz und Muth erweicht,
Er mir auf ſtätes Weinen
Den Raub hätt hergereicht.

Nun iſt und bleibt entwendet,
Bleibt aus ohn Wiederkehr,
Nach wem ich abgeſendet
So manch und manche Zähr.
Seit ihn ohn mich verſperren
Hab lan in Felſen ein,
Mir Luft und Wind zerzerren
Die Zähr und Seufzer mein.

Mein ſtätes Heul und Klagen
  Unfruchtbar hin und her
Von Winden wird getragen,
  Und trieben über Meer.
In Städten er, noch Feldern,
  Iſt nu zu treffen an,
Umſonſten auch in Wälden
  Wohl würd ich ſuchen gahn.

Doch will nit gar verzagen,
  Im Grab will ſuchen baß,
Und einmahl noch durchſchlagen
  Den Sark in guter Maß.
Vielleicht er war noch drinnen,
  Vielleicht habs überſehn,
Allweil von ſtätem Rinnen
  Mein Augen faſt vergehn.

Vielleicht er lag verſchoben
  Da drunten irgendwo,
Daß nit in Eil von oben
  Ich ihn konnt merken do.
Vielleicht er war verborgen
  Mit Leinwath baß bedeckt,
Welch ihm zu mehrer Sorgen
  Hatt jemand aufgelegt.

Vielleicht mir auch geſtanden
Im Weg die Jüngling ſein,
Daß nit, was ja vorhanden,
Ich recht hab nommen ein.
Vielleicht auch gar zu Mörgen
Im Grab nit leuchtets gnug;
Es freilich ſteht zu ſorgen,
Iſt werth, ich weiter ſuch.

Die Wort hat kaum vollendet
Die weinend Büßerin,
Zum Grab ſich wieder wendet,
Lugt immer hin und hin.
Dir Leib doch war entzogen.
Der Sark doch leer und blos,
All Hoffnung ſchier entflogen,
Das Leid noch eben groß.

Nur jene Knaben beiden,
So dreben zogen an.
Sie fragten gar beſcheiden,
O Weib! was weineſt dann?
Sie ſprach: fragt ihr noch beide,
Was ich mög weinen dann?
Man mir, euch recht beſcheide,
Nahm ab den ſchönen Mann.

Drum Jüngling, frisch und lebend,
Euch hebet aus dem Grab,
Sucht überall durch schwebend,
Wen ich verlohren hab.
Auf, eilend, auf ihr Knaben,
Ihr schöne Diener fein!
Nach ihm thut zeitlich traben,
Nicht lasset ihn allein.

Gleich drauf sie sich entwendet
Vom Felsen mit Verdruß,
Aufs neu die Zähr verschwendet
Mit noch so starkem Guß.
Alsdann ihr kaum erscheinen
So lang gewünschter Held,
Vor ihr er stand auf Beinen,
Doch fremd und unvermeldt.

O Weib! was laufest greinen?
Sag an, was dir gebricht?
Und ach, sollt ich mit weinen
Das Weib hinwieder spricht,
Hast du nun ihn entstohlen,
Wo brachtest ihn doch hin?
Ich ihn will dannen holen,
Komm sonst um Hirn und Sinn.

O Weib! und wollteſt holen,
Und wollteſt heben du
Den Körper dir entſtohlen
Aus ſeiner Todtenruh?
Und wie? wann er dann eben,
In Kett und Banden läg?
Sie ſprach: ich ihn wollt heben,
Die Ketten ich zerbräch.

Und wie, wann er ſollt ſtecken
In Dornen ganz umringt?
Sie ſprach: von Dorn und Hecken
Man doch die Roſen bringt.
Und wie, wann er umgeben,
Mit Feur und Flammen wär?
Sie ſprach: michs Feur ließ leben,
Die Lieb mich brennet mehr.

Und wie, wann er von Bären
Und Löwen würd' verwacht?
Sie ſprach: wollt mich erwehren
Auch wohl der wilden Macht.
Und wie, wann er wär tragen
In Schiffen über Meer?
Sie ſprach: ich nach wollt jagen
Mit gleichem Schiffgewehr.

Und wie, wann er versunken,
Dann läg im Wasserlauß?
Sie sprach: seyn viel ertrunken,
So doch man fischet aus.
Hör auf, ich deiner fragen,
Hör auf, bin sauber satt;
Sag du: wer, mich zu plagen,
Den Körper stohlen hat?

Hast du nit ihn entstohlen?
Dich zwar hab in Verdacht;
Sags an, ich ihn muß holen,
Hab schon es oft gesagt.
O recht und recht hats trossen
Das Weib, hats trossen fein;
Recht wohl ist eingelossen
Der Pfeil zur Scheiben ein.

Er, er, hat ihn entstohlen
Und er hat ihn entführt,
O Weib! sey dirs befohlen,
Die Rechnung ihm gebührt.
Du fehlend ja nit fehlest,
Die Sach nit wissend weist:
Wen du verdächtig zählest,
Ist schuldig allermeist.

Er ſelbſt es ungelogen,
Und ers in Wahrheit iſt
Wer dir den Schatz entzogen,
Den wen verwundet biſt?
Nur ſchnell fall ihm zun Füßen,
Halt an den Thäter feſt,
Leg ihn, den Raub zu büßen,
Mit Armen in Arreſt.

O Jeſu! nit verſchiebe,
Den Dunſt beiſeiten treib,
Dich kund nun einmal gibe
Dem höchſtbedrängten Weib.
Nur bald, nur laß erſchallen,
Laß ihr zur beſten Luſt
Ein kleines Wörtlein hallen,
Ein Wörtlein dir bewuſt.

Er ſchon ihm läßt geſagen,
Und wie zum Morgen auf
Der Blitz mit zartem Schlagen
Ein Flämmlein zeigen thut,
Mit Nahmen er ſie rühret,
Er nur Maria klingt,
Gleich ſie das Flämmlein ſpüret,
Gleich auf in Freuden ſpringt.

Ihr

Ihr Mark in Beinen wallet,
Und wieder lebend Blut
In ſüßem Sod erprallet,
Und färbet Herz und Muth.
O Gott! und wer mit Worten,
Möcht je nun zeichnen ab,
Was Jubel mancher Sorten
Alsdann ſie trieben hab.

Mir Stimm und Zung erſtarren,
Mir breſten Red und Wort,
Ichs nimmer aus wird harren,
Wünd finden Grund noch Bord.
Die Feder ſchon ſich ſenket,
Die Dinten trüknet ein,
Wen je die Lieb gekränket
Mags nur betrachten ſein.

Den Belz wer je geſühlet
Geſchmiedt im ſüßen Brand,
Im Brand, ſo wärmt und kühlet,
Mags greifen mit Verſtand.
Allein, allein mags wiſſen,
Und ihm recht bilden ein,
Wem je die Lieb durchriſſen
Leib, Seel und Mark und Bein.

Ermahnung zur Buße an den Sünder, daß er die Burg ſeines Herzens Chriſto aufmache und einräume.

Thu auf, thu auf, du ſchönes Blut!
Sich Gott zu dir will kehren.
O Sünder! greif nun Herz und Muth,
Hör auf, die Sünd zu mehren.
Wer Buß zu rechter Zeit verricht't,
Der ſoll in Wahrheit leben.
Gott will den Tod des Sünders nicht,
Wann will' du dich ergeben?

Vergebens iſt all Rath und That,
Was will' du länger ſäumen?
Es ſey nun gleich früh oder ſpat,
Die Feſtung mußt du räumen.
O armes Kind! O Sünder blind!
Was hilft das Widerſtreben?
Dein Stärk verſchwindt, als wie der Wind:
Laß ab, es iſt vergeben.

Thu auf, thu auf! mirs glaub fürwahr,
Gott laßt mit ihm nit ſcherzen,
Dein arme Seel ſteht in Gefahr,
Und wird dichs ewig ſchmerzen.

Kehr wieder, o verlohrner Sohn!
Reiß ab der Sünden Banden.
Ich ſchwör dir bei dem Gottes Thron
Die Gnad iſt noch fürhanden.

Geſchwind, geſchwind, all Uhr und Stund
Der Tod auf uns kommt eilen,
Iſt ungewiß, wen er verwund't
Mit ſeinen bleichen Pfeilen.
Wen er nit find in Sundenzeit,
Wär nützer nie geboren,
Wer unbereit von hinnen ſcheidt,
Iſt ewiglich verlohren.

O Ewigkeit, O Ewigkeit!
Wer wird dich können meſſen?
Sind deiner doch ſchon allbereit
Die Menſchenkind vergeſſen.
O Gott vom höchſten Himmel aus!
Wann wird es beſſer werden?
Die Welt noch immer ſündigen thut,
Kein Sinn iſt mehr auf Erden.

Contersei des menschlichen Lebens.

Ich neulich früh zu Morgen
Zur edlen Sommerzeit
Hatt' abgespannt all Sorgen,
Und war Geschäften queit.
Als nun spazirt im Garten,
Stund auf ein Blümlein zart,
Da wollt ich je noch warten,
Bis es vollkommen ward.

Die Morgenröth verschwunde,
Weil ihren Purpurschein
Der helle Tag umwunde
Mit Klarheit noch so rein.
Die Sonn mit sanften Strahlen
Das Blümlein übergoß,
All Blättlein thät sie mahlen,
Sam blühts in ihrem Schooß.

Da gunnt es lieblich blicken,
Gab auch so süßen Ruch,
Ein Kranken möchts erquicken,
So lag im letzten Zug.
Ein Lüftlein lind von Athem
Rührt an das Blümelein,
Da schwebts, als an eim Faden
Gebundnes Vögelein.

Auf ſeinem Stiel ſo müthig
Sich wand es hin und her,
So ſäftig und ſo blütig.
Als wär der Tod noch fer'.
O Blümlein ſchön ohn Maßen!
Weil biſt in deiner Zier,
Von dir will nu nit laßen
Bis zu dem Abend ſchier.

Ei wer mag aus dann ſprechen
Dein Schön und Lieblichkeit,
An dir weiß kein Gebrechen,
Biſt voller Zierlichkeit.
In Salomon, der mächtig,
War nie ſo ſchön bekleidt,
Wann ſchon er leuchtet prächtig
In Pomp und Herrlichkeit.

Um dich die Bienlein brummen,
Und Hönig ſammlen ein,
Zu ſaugen ſie da kommen
Die weiche Wänglein dein.
Die Menſchenkind im Gleichen
Mit Luſt dich ſchauen an,
All Schönheit muß dir weichen,
Spricht warlich Jedermann.

Wohlan, magſt nun ſtolziren,
Du Gartenſternelein,
Muſt endlich doch verlieren
All dein gefärbten Schein.
Dich bald nun wirſt entfärben,
Geſtalt wirſt reißen ab,
Noch heut wirſt müßen ſterben
Denk zeitlich nur zum Grab.

Ich zwar will dich nit brechen,
Will dich wohl beiben lan,
Die Sonn dich wird erſtechen,
Wirſt nit ſo lang mehr ſtahn.
Halt, halt, wird ſchon bald werden,
Schon doppelts ihre Pfeil,
Und richt's ſo gerad zur Erden
Wie lauter feurig Keil.

Stark hats geſpannt den Bogen,
Schießt ab den beſten Schein,
Groß Hitz da kommt geflogen,
Und bringt mit Mächten ein.
Ey was will nun beginnen
So zartes Gartenblut?
Die Bächlein gar erbrinnen
Von heißer Sonnenglut.

Da neigt es ſich zur Stunde,
Verwelkt und ſinket hin,
Das jetzt noch aufrecht ſtunde
Mit alſo ſtolzem Sinn,
Das Blümlein, jung von Tagen,
Sein Hälslein niederſenkt;
Ach, ach, nun muß ich klagen,
Schon gar es iſt erkränkt!

Die Seel hats auf der Zungen,
Allweil wirds blaſen aus,
Nun muß es ſein gerungen
Mit Tod und letztem Straus.
O weh, der kurzen Stunden!
O weh! da ſchläft es ein;
Jetzt, jetzt iſt ſchon verſchwunden
Mein zartes Blümelein.

O Menſch, hab dir gemohlet
So gar ob Augen dein,
Recht wie der Tod uns holet,
Wann wir in Wohlſtand ſeyn.
O nie, nie trau der Schöne,
Dem Fleiſch und Blut nie trau,
Dich nur mit Gott verſöhne,
Auf ihn allein nur bau.

Wann ſchon all Mann dich preiſen,
Und ſtehſt in voller Blüht,
Die Blättlein doch bald reißen,
Noch eh mans träumen thut.
Ein Fieberlein kommt ſtechen
Mit ſeinen Strahlen ſpitz,
Da muß all Kraft zerbrechen,
O weh der g'ſchwinden Hitz!

Es was dann will Bravieren
Ein ſchwaches Pflänzelein!
Der Tod wirds bald citieren,
Fort, fort dann muß es ſeyn.
Wann ſchon biſt jung von Jahren,
Wann ſchon biſt hübſch und fein,
Doch mußt von hinnen fahren,
Fort, fort muß dennoch ſein.

Das Vater unſer poetiſch aufgeſetzt.

Eingang.

Ach Vater! hoch entwohne:
Ob allen Lüften weit,
Allda die Sonn und Monet
Gar tief zun Füßen leit,
Nim auf von mir Geringen,
Ja nim die Seufzer an,
So mir von Herzen dringen
Durch leere Wolkenbahn.

Die erſte Bitte.

Ich würd' nur ſtets geprieſen
Nur dein ſo ſchöner Nahm'
Wann ſpät ſich hat gewieſen
Der nächtlich Sternenkram,
Wann früh dann auch erſchienen
Der täglich Glanz und Gluſt,
Und uns mit Freuden dienen
Sonn, Mon, ohn Ruh und Roſt.

Dich alle Stund und Uhren
Ich wollt von Herzen nun

All deine Creaturen
Recht loben insgemein.
O Gott! laß dir zu Ehren
Erd, Himmel, ſpringen auf,
Will ja mich nit beſchweren,
Ichs mit dem Hals erkauf.

Die zweite Bitte.

Nun ſinket mir auf Erden
Die Welt und weltlich Pracht,
Nach Wagen, Kutſch und Pferden,
Gold, Geld, nicht geizig tracht.
Ach nur das Reich dort oben,
Die ewig Tempel drein,
Uns räum doch unverſchoben
Nach dieſem Leben ein.

Die dritte Bitte.

Weil unterdeß wir nießen
Den ſüßen Sonnenſchein,
Wollt ich, wir nit verließen
Den mind'ſten Willen dein.
Gar oft ich wünſch von Herzen,
Geſtrenger Herr und Gott,
Nie keiner wöllt verſcherzen
Auf Erden dein Gebot.

Die vierte Bitte.

Dich auch wir weiters bitten
Um Nahrung, Speiß und Brod,
Daß je doch bleib vermieden
Die saure Tafel Noth.
Aus deiner Hand ja praſſel
Die nackend Rabenzucht,
Und weiß, auf dich gepaſſet,
Von keiner Mangelſucht.

Die fünfte Bitte.

Nicht ruck zu Sinn mit Grimmen
Die Sünd und Sündenſchuld,
Uns mach in Zähren ſchwimmen,
Hab wenig noch Geduld.
O Gott, ſo du mit Augen
Die Sünd wollt'ſt ſchauen an,
Wird gar für uns nit taugen,
Wie könnten wir beſtahn.

Die ſechste Bitte.

Das Fleiſch mit ſüßen Pfeilen
Uns triffet in ſüßem Blick,
Die Welt von Seidenſeilen
Uns macht gar ſanfte Strick,

Der Satan uns mit Ehren;
Mit Kron und Scepter lad't,
Versuchung thut sich mehren,
Hilf, hilf, gieb Rath und That!

Die siebente Bitte.

Ja mild und frommer Vatter,
Ja Vater, Vater stamm,
Der höllisch Drach und Natter,
Schaff, nie zu Kräften komm.
Vor seinem Gift- und Flammen,
Vor Seel und Leibsgefahr,
Behalt uns allesammen
Ohn Übel immerdar.

Wahre Buße
eines recht zerknirschten Herzens.

Wann Abends uns die braune Nacht
Im Schatten schwarz verkleidet,
Und ich dann meine Sünd betracht,
Groß Noth mein Herz erleidet.

Von lauter Leid, von Traurigkeit,
Mein Augen mir faſt rinnen,
Zum Sternen auf, ſo ſind im Lauf,
Ich ſchau mit trüben Sinnen.

Halt, halt, ihr ſcheinend Perlen klar,
Ihr tauſend Licht und Fackel,
Halt, halt, ihr wohlgezündte Schaar,
Ihr Feur und Flamm ohn Mackel,
O ſchöne Stern, nicht lauſet fern,
Hört an, was euch will klagen.
Du ſchöner Mon auch bleibe ſtohn,
Hör an mein Leid und Jagen!

Ach, ach! was Angſt und Herzenleid!
Bin gar mit Sünd befangen,
Auf, auf! ihr heiße Brünnlein beid,
Nun rauſchet mir von Wangen.
Ach ſchöne Stern, wollt ich ſo gern,
Wär nie von Gott gewichen!
Ach ſchöner Mon, was hab ich thon?
Mein Seel iſt Leds verblichen.

Fließ ab, fließ ab, du Thränenbad,
Für Leid kann dich nit halten.
Waſch ab all' Sünd und Miſſethat,
Das Herz iſt ſchon geſpalten.

O treuer Gott, hab dein Gebot
In Wind und Luft geſchlagen,
O frommer Herr, von dir ſo fer'
Die Sünd mich hat getragen!

Ey wie nun will ichs greifen an?
Mit Recht mags nie beſchönen;
Ey wie will ich vor dir beſtahn,
Dein Angeſicht verſöhnen?
O Schöpfer mein, ichs nit vernein,
Vor dir ich muß erſtummen,
Bins freilich werth, mich Feur und Schwert
Reib auf in gleicher Summen.

Doch nit, wann brinnſt in Eifermuth,
Dir ſtell mein Sünd zugegen,
O nit, wann biſt in voller Glut,
Mich laß mit Straf belegen!
Bedeck mit Gnad all meine That,
Nit mehr der Sünd gedenke,
Ach nur ins Meer, nur weit und fer'
Sie tief im Grund verſenke!

Schaff Herr, daß ich mit Zähren heiß
Den Grimmen dein vergüte;
Mich mach recht Schnee und Schwanenweiß,
Waſch ab das alt Geblüte.

Ach's iſt geſchehn! kanns nicht umgehn.
Nun krünkets mich von Herzen,
Und ich von Leid faſt jederzeit
Zerfließ gleich einer Kerzen.

Ach dürft ich nur zum Augen dein
Mein Augen aufrecht ſchlagen.
Dürft nur dich nennen Vater mein,
Wie zärtlich wollt ich klagen!
O Vater mein, wollt nur allein,
O Vater mein wollt ſprechen!
Da würd alsbald mit Gnadenmalt
Dein Herz in Stück zerbrechen.

Da würd dein mildes Eingeweid
Wie Wachs vom Feur zerfließen,
Da würdeſt mich mit Armen beid
An deine Wangen ſchließen.
Ach nur nim an, wollt ſprechen dann,
Nach deiner großen Milde
Nim an geſchwind dein armes Kind,
So gangen war ins Wilde.

Gleich würdeſt den verlohren Sohn
Mit Freuden groß empfangen,
Und geben ihm die vorig Kron
Mit Kleinod viel behangen.

Auch würdeſt bald ohn Aufenthalt
Gar prächtig bankettiren,
Und würdeſt frei mit Jubelſchrei
All Höfling dein traktiren.

Nun bin ichs je mit nichten werth,
Darf dich kein Vater nennen,
Auch du, weil Alles hab verzehrt,
Wirſt mich kein Sohn mehr kennen,
Ach! wo muß dann ichs greifen an?
Wem, wie dann muß ichs klagen?
Ach, ach was Noth? iſt ziemlich ſpät,
Jedoch nit will verzagen.

O Sternen ſtill, O ſtiller Mon!
Des Elends laßt euch dauren.
Mein Leid euch laßt zu Herzen gehn,
Mit mir thut kläglich trauren.
All haltet ein den halben Schein,
Euch halber thut zerſpalten,
Und halt't zu Nacht nur halbe Wacht,
Laßt Finſterniß halb walten.

Ja freilich, freilich gar und ganz
All Augen thut beſchließen,
Verlöſchet allen Schein und Glanz,
Kein einzeln Strahl laßt ſchießen.

Zur Neu und Leid bin ich bereit,
Ade Sonn, Mon und Sternen!
Nur trauren gar ich muß fürwahr,
Und Spiel und Scherz verlernen.

Ade dann, eins und abermahl,
Ihr Lichter schön gezündet,
Ade, verlöschet alle Strahl!
Euch ganz hab auf aufgekündet.
In dunkler Nacht ich bin bedacht,
Mein Tag ohn Tag vollbringen,
Nur Trauergesang mein Lebelang
Bei mir soll stets erklingen.

In Finsterniß gewunden ein
Ich meine Jahr werd schließen.
Mein Speiß und Trank mir sollen sein
Die Zähr, so werd vergießen,
Mein krankes Herz ich leg in Schmerz,
In Schmerzen laß ichs rasten,
Wanns dann verscheidt, ist schon bereit
Der Schmerz zum Todtenkasten.

In Schmerzen, Qual und Traurigkeit
Mein Leben soll passiren,
In Weh und Ach und stätem Leid
Will meine Zeit verlieren.

In hohlem Wald, der deutlich schallt,
Ein Hüttlein werd ich schlagen;
Da soll vor all der Echoschall
Mit mir mein Jammer klagen.

Mit Seufzen viel in großem Hauf,
Die Wund ich will vermehren;
Die Bächlein sollen schwellen auf
Von meinen vielen Zahren.
Die Bäum und Stein, sie mögen sein
Wie Felsen hart und Eichen,
Mit Thränen heiß, mit Augenschweiß,
Ich hoff, noch werd erweichen.

Wer weiß, ob nit der fromme Gott
Die Gnadenbrust erschließe?
Wer weiß ob nit Herr Sabaoth
Das Gnadenmeer ergieße?
Die Schrift vermeldt, der Glaub es hält,
Wer Buß mag redlich tragen,
Findt je noch Gnad, ist nit zu spat
Und Wer dann wollt verzagen?

Anderer Bußgeſang eines zerknirſchten Herzens.

Gleich früh, wann zarter Morgenſchein
All Gipfel hoch vergoldet,
Mich zeitlich das Gewiſſen mein
Der Sünden viel beſchuldet;
Auch Abends, wann die braune Nacht
Den Tag zu Ruh getragen,
Es mirs kein Härlein beſſer macht,
Ja ſchärfer thut michs nagen.

O Gott! wann ich mein Laſter all
Mit Ziffer ſollt befangen,
Weit ſchreitens über Ziel und Zahl,
Sollt ich noch Gnad erlangen?
Mit minder Haar, ich ſchätz fürwahr,
Mein feuchtes Hirn bedecken,
Als viel der Sünd und fauler ſünd
In meinem Buſen ſtecken.

O Schöpfer mein! vor Augen dein
Darf nit ſo bald erſcheinen,
Mein Unverſtand iſt dir bekannt,
Nur ſeufzen will und weinen,

Auf, Äuglein, auf! rüſt't euch zum Lauf,
Ihr Brünnlein reich an Feuchte,
Nur haltet ein den Glanz und Schein,
Kein Augenſtrahl mehr leuchte!

Spritzt elend auf, euch miſcht zu Hauf,
Thut licht und Flamm vertauſchen,
Für Strahlen rein, für Augenſchein
Die Bächlein heiß laßt rauſchen.
Du tiefes Hirn, du flache Stirn,
Euch badet ganz in Zähren.
Ach endlich halt, werd euch noch bald
In ſtarke Flüß verkehren.

Ach du ſo fromm und treuer Gott,
Du Schöpfer der Naturen!
Warum dann ließ ich dein Gebot,
Schlug mich zun Kreaturen?
Vom Brunnen fern hab mir Ciſtern
Mit Arbeit groß ergraben;
Nun ſind ich ja kein Tröpflein da,
Das nur die Zung möcht laben.

Ach, ach! wann ich zu Sinnen ſaß,
Wie bald all Freud entflogen,
Von Thränen werd ich ſauber naß,
O weh! bin gar betrogen,

Hab übels ghan, werd nit beſtahn,
In Leid ich muß verderben.
Wer nur mich ſieht, muß bald zerbricht,
O weh der ſchwachen Scherben!

Und wie doch thäts mich kommen an,
Daß meinem Gott ſo milde
Ich dörfte frei zuwider gahn
Mit meinem Wandel wilde;
Hab gleich in Sherz ſein trenes Herz,
Mit Sünden viel gequalet,
Faſt alle Stund hab ihn verwund't,
O weh, wer hats gezählet!

Und doch was hatteſt mir gethan,
O Gott ſo reich von Güte!
Daß mich zur Sünd hab führen lan,
Hab kränket dein Gemüthe?
Wann rieſeſt mir, lief ich von dir,
Vom Fleiſch ward überwunden;
Wann ſuchteſt mich, hab Gotten dich
O weh der blinden Stunden!

Wohlan will doch verzagen nit,
Will buſſen mein Verbrechen,
Will meinem Gott mit ſtarker Bitt
Die wilde Bruſt zubrechen.

Zum Gnadenthron mit jenem Sohn
Will heut noch wiederkehren:
Gnug soll mir sein, beim Vater mein
Die Zahl der Knecht vermehren.

O Sohn und Vaternahmen süß!
Wie gar hab euch mißhalten!
Will werfen mich an seine Füß,
Mein Händ anmütig falten,
Will schleichend bei mit starkem Schrei
Sein weiches Herz zerspalten;
Ach Vater mein, bein Knechten dein
Mich laß nur Platz erhalten!

Will sprechen: O du Vater fromm,
Laß fließen Gnad und Güte!
Zu dir ich jedoch wiederkomm,
Und bin doch dein Geblüte.
Bin zwar unwerth, mich Luft und Leid
In ihrem Schooß ertragen;
Doch zieh mich ein, zum Knechten dein,
Erbarm dich meiner Klagen!

Wer weiß, er möcht entgegengahn,
Dem lang verlohrnen Kinde,
Mich möcht mit Armen beiden an
An seine Brust geschwinde.

Wer weiß, ob nit mit schnellem Ritt
Er schon zu mir kommt eilen,
Zwar seine Gnad, ohn End bestabt,
Sich thut ohn Maas ertheilen.

O da, da Vater, Vater mein!
O weh mir schönem Kinde!
O Kind, O Kind kehr wieder ein,
O wo, daß dich noch finde!
Ach Vater, ichs bekennen muß,
O weh mir Frech und Stolzen!
Ach Kind, mein Herz ob deiner Buß
Ist schon für Lieb zerschmolzen.

Ach Vater, mich nimm wieder an,
Bin sonsten gar verlohren!
Ach Kind, was magst in Zweifel stahn,
Mein Jugeweid erfahren!
Ach Vater, will zum Knechten gahn,
Mein Lieb ist gar erfroren!
Ach Kind, sollt ich kein Knechten lan
Mein Fleisch, von mir geboren!

Ach Vater, bins mit nichten werth,
Mich laß bei deinen Füßen!
Ach Kind, dein hab ich lang begehrt
Muß dich nun herzlich grüßen!

Ach Vater, liebſter Vater mein,
Wann ich der Sünd gedenke!
Ach liebſtes Kind, nit alſo wein,
Ich dirs von Herzen ſchenke!

Geſchwind, geſchwind, in aller Eil,
Her, Sammet her und Seiden,
Her, was von beſtem Purpur feil!
Will ganz mein Kind bekleiden.
Bringt her Gold, Perlen, Edelſtein,
Will frei dich prächtig zieren,
Richt zu die Tiſch, laßt fröhlich ſein,
Laßt uns nun jubiliren!

O Vater, Vater viel zu frumm!
O Gnad ganz unermeſſen!
Vor Wunder ſchier ich bleibe ſtumm,
Die Sprach iſt faſt vergeſſen.
Ach Sünder all, aus aller Welt,
Laßt euch bei Zeiten ſagen,
In Eil, in Eil euch unterſtellt,
Wollt nie, ach nie verzagen!

Eine Christliche Seele munkert sich auf im Abgang ihrer Traurigkeit.

O Traurigkeit des Herzen!
Wann wirst du nehmen ab?
April kömmt auf den Merzen,
Der Winter geht zu Grab.
Natur war auch in Schmerzen
Den trüben Wintertag.
Nun wendt sie sich zum Scherzen
Allweils die Zeit vermag.

Die Vöglein schön erklingen,
Die Sonn sich fröhlet auf,
Die kühle Brünnlein springen,
Die Bächlein sind im Lauf.
Die Blümlein gar erspriessen,
Zur Erden kriechens auf,
Laub, Gras herfür auch schiessen,
Die Pflänzlein werden kraus.

Ade! laßt Trauren fahren
Zur wilden Wüst hinein,
Bald Wagen her und Karren,
Lad't auf all Qual und Pein.
Fahrt hin so schnöde Waaren
Weit aus dem Herzen mein,
Will Fröhlichkeit nit sparen
Beim lieben Sonnenschein.

Ei wer doch wollt verlieren
So schöne Frühlingszeit?
Weil doch melancoliren
Hilft warlich nit ein Meil.
Ich heut noch will spaziren
Zum nächsten grünen Wald,
Und da dann musiciren,
Daß lieblich widerschallt.

An einem hohlen Felsen
Sich läßt ein Täublein sehn,
Ein Kreuzlein thuts umhälsen.
Heißt büßend Magdalen.
Pflegt lieblich oft zu spielen
Auf diesem Psalterlein,
Daß nie so süß bei vielen
Noch Harf noch Cither seyn.

Mit ihr will ich dann singen
Dem lieben Gottessohn;
Mehr Lust es mir wird bringen,
Als aller ander Ton.
Im Kreuz allein, mag sagen,
Ist Freud und Fröhligkeit;
Wers will mit Jesu tragen,
Findt endlich Süßigkeit.

Wohlauf, wohlauf im Herren
Ich will recht fröhlich seyn!
In weltlich Schrei noch Plärren
Mag ich nicht stimmen ein.
All meine Freud verborgen
In Jesu Seiten liegt,
Da sind ich heut und morgen
Noch manches rein Gedicht.

Mein Harf, so mir will schlagen,
Mein Geig und Zieherlang,
Mein Lied in Freudentagen,
Mein Laut und Psalterklang
Soll seyn, als lang ich lebe,
Kreuz, Nägel, Speer und Blut
Bis ich mein Seel aufgebe
Bleibt mir wohl solcher Muth.

O Kreuz, gar ſchön gezieret
Mit Jeſu, meinem Lieb!
Wer ſtäts bei Dir pſalliret,
Wohl ſtäts in Freuden blieb.
Möcht nur zu dir ich ſteigen,
Ein Muſik richten an,
Zwar über alle Geigen
Es müßt in Wahrheit gahn.

Komm nur aus deinem Steine,
Du büßend Magdalen,
O Täublein, das ich meine,
Dich laß nur keuſchlich ſehn.
Uns laß nun muſiciren
Mit hellem Freudenton,
Uns laß nun jubiliren
Dem lieben Gottesſohn.

In Freuden will ich leben,
Der Winter iſt vorbei,
Die Sünd mir ſind vergeben,
Bin friſch und Vogelfrei.
O wohl und wohl der Stunde,
Da mich zur Buß gebracht!
Daß nit ich ging zu Grunde,
Hat Jeſu Kreuz gemacht.

Nit lang, nit lang mags währen
In diesem Jammerthal,
In Eil sich wird verzehren
All meiner Stunden Zahl.
Warum wollt ich dann klagen
Weil doch in Ewigkeit
Nach diesen kurzen Tagen
Die Freud ist uns bereit!

Hab ich schon was verlohren
Auf dieser schnöden Erd,
Ichs dort ganz auserkohren
Bald wieder finden werd.
Auf, auf dann, laßt erschallen
All Freud und Fröhlichkeit,
Dem Herren wirds gefallen
Fort, fort, o Traurigkeit!

Jubel einer Chriſtlichen Seele nach überwundener Traurigkeit.

O wie ſcheinbar Troſt von oben
Endlich durch die Wolken bricht!
Nie noch keine Strahlen gaben,
Noch Kryſtall ſo reines Licht;
O wie wohl wird meinem Herzen!
O wie klar mein Angeſicht!
Weichet, weichet, Angſt und Schmerzen,
Darf nun euer weiter nicht.

Euch hinaußen trefft mit Haufen,
Fliehet hin zur finſtern Nacht;
Lauter Freuden kommen laufen,
Luſt und Wetter wieder lacht.
Kält und Winter iſt gebrochen,
Traubſal iſt nun ſauber hin,
Traurigkeit iſt gar erſtochen,
Fröhlichkeit iſt mein Gewinn.

Eya! lasse uns spatzieren,
Jesu, Vielgeliebter mein,
Weil die Gärten sich nun zieren,
Weil die Blümlein offen seyn,
Weil die grüne Wiesen lachen,
Weil die Pflanzen voller Zweig,
Weil die Vögel Nester machen,
Kinderbettlein zart und weich.

Schau, die reine Brünnlein springen
Hoch in leeren Luft hinein,
Schau, die zarte Vöglein singen
Wunder, wundersüß und rein,
Schau, die Bächlein lieblich saußen,
Klar wie lauter Silberschein,
Schau, die Bienen ernstlich haußen,
Rauben, klauben Hönig ein.

Ach ihr Bienlein, ach ihr fehlet!
Ledig fahret ihr nach Haus,
Nur von Jesu Lefzen stehlet,
Dannen klaubet Hönig aus.
Jesu Lefzen, Mund und Augen
Voll des besten Saftes seyn
Da thut nun hinfürter saugen
Noch so viel es bringet ein.

Neulich ich in Trauren ſtunde,
Ware voller Bitterkeit,
Jeſum da gekreutzigt funde,
Klaget ihm das Herzenleid.
Lieblich thät ich ihn umhälſen,
Küſſet ſeine Wangen beid;
Gleich mir ſprang von dieſem Felſen
Bruun und Bach der Süßigkeit.

Wahrlich war ich gar zerſchlagen,
War von lauter Trauren matt;
Bin nun mehr in Freudentagen,
Bin von lauter Lüſten ſatt.
Trübniß hatte mich umzogen,
Ware mehr dann halber todt,
Nunmehr hab ichs Leben ſogen
Nur aus Jeſu Leſzen roth.

Drum ihr Bienlein laßt euch ſugen,
Kommt mit Hauſen, kommt hinzu!
Jeſu Leſzen ſollet nagen,
Merket, was ich rathen thu.
Will die Wahrheit nit verhehlen,
Nirgend beſſer Blumen ſeyn;
Dorten wollet weidlich ſtehlen,
Rauben, klauben Hönig ein.

Weidet jene süße Wangen,
Euch nur freundlich klebet an,
Sanget, hauchet, bleibet hangen
Bessers Niemand rathen kann.
Von den Augen Jesu fallen
Runde Thränen silberweiß,
Von der Stirnen roth Corallen,
Beide sind euch geben Preiß.

Da thut sauber Hönig machen,
Lauter Güß und Lieblichkeit,
Labung, so für Krank und Schwachen
Dienen mag zu jeder Zeit;
Wann dann werd in Ängsten stecken
Brauchen will ich solchen Saft.
Weiß fürwahr, es wird erklecken
Zweifle nit, ich finde Kraft.

Poetiſch Gedicht vom h. Francisco Xavier aus der Geſellſchaft Jeſu, als er im Japon ſchiffen wollte, allda die Heiden zu bekehren.

Als in Japon weit entlegen
Dachte dieſer Gottesmann,
Alle waren ihm entgegen,
Fielen ihn mit Worten an.
Wind und Wetter, Meer und Wellen
Mahlens ihm vor Augen dar,
Redten viel von Ungefallen,
Von Gewitter und Gefahr.

Schweiget, ſchweiget von Gewitter,
Ach von Winden ſchweiget ſtill!
Nie noch wahrer Held und Ritter
Achtet ſolcher Kinderſpiel.
Laßet Wind und Wetter blaſen,
Flamm der Lieb vom Blaſen wächſt;
Laßet Meer und Wellen raſen,
Wellen gehn zum Himmel nächſt.

Ei doch laßet ab von Scherzen,
Schrecket mich mit keiner Noth:
Noch Soldat, noch Martisherzen
Fürchten immer Kraut und Loth,
Spieß und Pfeil und bloße Degen,
Rohr, Pistol und Büchsenspeiß,
Macht Soldaten mehr verwegen
Und sie lockt zum Ehrenpreiß.

Laßet nur ihr Hörner wetzen
Wind und Wetter ungestüm,
Laßt die brummend Wellen schwätzen
Und die Trommen schlagen um,
Nord und Süden, Ost und Westen,
Kämpfen laßt auf salzem Feld:
Nie wirds dem an Ruh gebresten,
Wer nur Fried im Herzen hält.

Wer wills über Meer nit wagen,
Über tausend Wässer wild?
Dem es mit dem Pfeil und Bogen
Nach viel tausend Seelen gilt,
Wem will graußen vor den Winden,
Fürchten ihre Flügel naß?
Der nur Seelen denkt zu finden,
Seelen schön ohn alle Maß.

Eya ſtark und freche Weller,
Eya ſtark und ſtolze Wind!
Ihr mich nimmer ſollet fällen,
Euch zu ſtehn ich bin geſinnt.
Seelen, Seelen muß ich haben,
Sattlet auch nur hölzen Roß,
Ihr müßt über Wellen traben,
Nur vom Ufer drücket loß!

Die Geſpons Jeſu lobet Gott bei dem Geſang der Vögel.

Oft Morgens in der Kühle,
Noch vor dem Sonnenſchein,
Wann Jeſu Pfeil ich fühle
So ſcharf und hitzig ſeyn,
Mit Freuden mich verfüge
Zum grünen Wald hinein;
Wollt Gott; nun tapfer ſchlüge
Der Klang der Vögelein.

O Vöglein, ihr ohn Sorgen!
Als neulich kam hinein,
Ein Liedlein mußt euch borgen,
Will nun bezahlet seyn.
Nun mahnet auf zur Stunde
Den besten Athem gut,
Nun schöpft von Herzengrunde,
Vom bestgesiebtem Blut.

Mit bester Stimm laßt klingen
Den höchst und besten Ton,
Durch Wolken soll sichs dringen
Bis zu dem Gottesthron.
Nun da, da thuts erklingen,
Nun da, da recht und fein,
Ja so, so müsset singen,
Ihr lautbar Vogelein!

O Nachtigal, du schöne!
Verdienest rechter Weiß,
Man dich vornemlich kröne,
Mit höchstem Ehrenpreis.
Wie magst es je doch machen
So sauber, glatt und rund,
Das Herzlein dir möcht krachen,
Fürcht ich, wanns geht zu bunt.

Thuſt wunder, wunder zwingen
Den Athem hundertfalt,
Kein Vöglein iſt im Singen,
So dir die Farben halt.
Wann man dich merket kommen
Oft zum gemeinen Hauf,
Faſt alle gleich erſtummen,
Die Zünglein zäumens auf

Doch jetzo ſie nit ſchweigen,
Nit feirens dieſer Friſt,
Jetzt alle ſie ſich zeigen,
Weil Gott zu loben iſt.
Keine will jetzt andern weichen,
Eich brauchens groß und klein
Laut ſpielend gehn durchſtreichen
Das fröhlich Wäldelein.

O Süßigkeit der Stimmen!
Wie pfeiffens alſo rein!
Im Luft wie lieblich ſchwimmen
Die fliegend Pſälterlein?
Wie zierlich thuts erſchallen
Im kraus und leeren Holz?
Will mirs ja bas gefallen,
Als alle Muſic ſtolz.

Die Bäumlein reich von Zweigen
  Auch langweis laufen nahn,
Zum Gotteslob sich neigen,
  Vom Wind geblasen an.
Die Bächlein auch thun rauschen,
  Und fröhlich klingeln zu,
Mit bald den Ton vertauschen,
  Bleibt gleicher Klang ohn Ruh.

Ei wo nun sind im gleichen
  Wo sind all Menschenspiel?
Ach wolltens ja nit weichen,
  Sich sammlen eben viel!
Ach wolltens gleichermaßen
  Bei dieser Music seyn,
Sich auch mit hören laßen,
  Und sämmtlich stimmen ein!

O Gott was Freud im Herzen,
  Was Lust ich [illegible] that?
Wann heut zur [illegible] und [illegible]
  Sext, Non und Vesper trat,
Zu wegen ich konnte bringen
  Dem lieben Gott stehn.
Bei ihm hab nicht [illegible]
  So stark gemischter Ton!

Her, her all Instrumenten,
So sind in ganzer Welt,
All Fugen und Concenten,
So viel die Music zält!
Her, her all Menschenstimmen,
Laßt immer, immer gahn!
Mans nie doch wird erklimmen,
Was Gott gebühren kann.

Je mehr man ihn erhoben,
Gelobt und ehret hat,
Je mehr man ihn zu loben
Noch allweg lasset Statt.
Drum spielet und psalliret,
Was je nur spielen kann,
Springt jauchzet, jubiliret,
Lust, Freud ihm stellet an!

Anleitung
zur Erkenntniß und Liebe
des Schöpfers aus den Geſchöpfen.

Das Meiſterſtück mit Sorgen
Wer nur will ſchauen an,
Ihm freilich nit verborgen
Der Meiſter bleiben kann.
Drum wer nun heut und Morgen
Erd, Himmel ſchauet frei,
Denk Nachts mit gleicher Sorgen,
Wie je der Meiſter ſey.

O Menſch ermeß im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

Von Oben wird uns geben
Das Licht und gülden Schein,
In ſteterm Lauf und Leben
Sonn, Mon und Himmel ſeyn.
Des Tags bis auf den Abend
Die Sonn gar freundlich lacht,
In Nacht der Mon Gott lobend
Führt auf die Sternenwacht.

O Menſch ermeß im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

In etlich tauſend Jahren
Viel tauſend Sternen klar
Kein Härlein ſich verfahren,
Gehn richtig immerdar.
Wer deutet ihn die Straßen?
Wer zeiget ihn die Weg?
Daß nie nit unterlaßen,
Zu finden ihre Stég.

O Menſch ermeß im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

In lauter grüne Seiden
Gar zierlich ausgebreit
Das Erdreich ſich thut kleiden
Zur werthen Sommerzeit.
Die Pflänzlein in den Felden
Sich lieblich mutzen auf,
Die grünen Zweig in Wälden
Auch ſchlagen aus mit Hauf.

O Menſch ermeß im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

In Gärten merk ich eben
Die ſchöne Blömelein,
Wie freudig ſie da ſchweben,
Wann Wind nur ſpielt hinein
O fröhlich Gartenjugend!
O friſch und zartes Blut!
Ohn Zahl haſt Farb und Tugend,
Wers denkt in ſtillem Muth.

O Menſch ermeß im Herzen dein
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn

Und wie werdt dann gemahlet
Ihr Blümlein tauſendfalt?
Weil Alles ihr doch holet
Aus ſchwarzer Erden kalt;
All Saft und Kraft und Weſen,
Ihr nehmt von ſchlechter Erd,
Und doch wer euch geht leſen,
Nicht Zierlichers begehrt.

O Menſch ermeß im Herzen dein.
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

Die Brünnlein ſich ergieſſen,
  Und ihre Wäſſer klar
Wie Silberſtrahlen ſchieſſen
  Von Felſen offenbar;
Die Sonn es bald erblicket,
  Drum kühlet ihren Schein,
Die Thier es auch erquicket,
  Wanns heiß und dürſtig ſeyn.

O Menſch ermeß im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

Friſch hin und her gehn wanken
  Die klare Bächlein krum,
Und mit den Steinlein zanken,
  Wanns müſſen fließen um.
Allweg ſie ſüßlich ſauſen,
  Zum Sang und Gang gewohn,
Das ganze Jahr ohn Pauſen
  Man höret ihren Ton.

O Menſch ermeß im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

Die Flüß und breite Wässer
  In still und sanftem Trab
Schiff, Nachen, Pack und Fässer
  Lan führen auf und ab.
So pur und rein sie laufen,
  Muß kecklich sagen das,
Wers will gar zierlich taufen,
  Der nennts geschmolzen Glas.

O Mensch ermeß im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer seyn.

Das wilde Meer nun braußet,
  Und wütbet ungestüm,
Nun still es wieder sauset,
  Liegt fest in runder Krümm,
Gar lieblich thuts bestrahlen
  Die Sonn mit sanfter Glut,
Wann sie zu ostermalen
  Sich drinn erspieglen thut.

O Mensch ermeß im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer seyn.

Wer will die Bäum nun zählen
In jen und jenem Wald?
Sind deren doch ohn Fehlen
So tausend, tausendfalt.
Gar hoch die Gipfel klimmen
In klaren Luft hinauf,
Und gleich den Wolken schwimmen,
Wann stoßt ein Windlein drauf.

O Mensch ermeß im Herzen dein,
Wie Wunder muß der Schöpfer sein.

Der Zweig und Äst sind tausend,
Und tausend, tausend viel.,
Mehr tausend, tausend, tausend,
Der Blättlein und der Stiel.
Doch Äderlein bei neben
Noch mehr man zählen thut,
Da nähret sich das Leben,
Und Seel in grünem Blut.

O Mensch ermeß im Herzen dein
Wie wunder muß der Schöpfer seyn.

Wann dann ſchallt von den Zweigen
Geſang der Vöglein,
Noch Laut, noch Harf, noch Geigen
Klingt alſo ſüß und rein,
Ihr liebliches Muſiciren
Mich dünkt ſo ſauber gut,
Ihr künſtliches Coloriren
Bringt lauter Freudenmuth.

O Menſch ermeß im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſein.

Die Nachtigal ob Allen
Steigt immer auf und auf,
Gar freudig thuts erſchallen,
Wanns geht in vollem Lauf.
Man ſagt, daß etlich ſtarben,
Zu hoch wanns wollten gahn,
Und mit zu ſtarken Farben
Ihr Stimmlein ſtreichen an.

O Menſch ermeß im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſein.

Wer wollt nun überdenken
Der vielen Vögel Zahl?
Die Sonn sich würde senken,
Eh man sie nennet all.
Wer wollt ihr Federn zählen,
Und Federfarben zart?
O Gott, muß dirs befehlen,
Es sind unzählbar Art.

O Mensch ermeß im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer seyn.

Von Thieren muß ich schweigen,
Und laßens ungezählt,
Ins Meer will auch nit steigen,
Daß ich von Fischen meld,
Von Mensch und Menschenkindern
Will gar nit regen an,
Kein End ich da könnt finden,
Wills in der Still ungahn.

O Mensch ermeß im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer seyn.

El.

Elphanten ſammt Camelen,
Roß, Löwen, Hirſch und Bär,
All Würm und alle Seelen,
So ſind im wilden Meer,
Wer Menſch mags je beſchreiben,
Ihr Eigenſchaft und Art?
Thut weißlich, wers läßt bleiben,
Wer Wort und Feder ſpart.

O Menſch ermeß im Herzen dein
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

O Schönheit der Naturen,
O Wunderlieblichkeit,
O Zahl der Kreaturen,
Wie ſtreckeſt dich ſo weit!
Wer wollt dann je nit merken
Des Schöpfers Herrlichkeit
In allen ſeinen Werken,
Ganz voller Zierlichkeit.

O Menſch ermeß im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

Lob Gottes aus Beſchreibung der fröhlichen Sommerzeit.

Jetzt wicklet ſich der Himmel auf,
Jetzt b'wegen ſich die Räder,
Der Frühling rüſtet ſich zum Lauf
Umgürt't mit Roſenfeder.
O wie ſo ſchön, wie friſch und kraus!
Wie glänzend Elementen!
Nit mögens gnügſam ſtreichen aus
Noch Redner, noch Scribenten.

O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Du ſchnelle Poſt, o ſchöne Sonn!
O gülden Roß und Wagen!
O reines Rad auf reinem Bronn
Mit zartem Glanz beſchlagen!
Jetzt ſchöpfeſt uns den beſten Schein
So Winters war verlohren,
Da Rad und Eimer ſchienen ſeyn
Von Kält gar angefroren.

O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Univ. Bibl. München

O reines Jahr! o schöner Tag!
O spiegelklare Zeiten!
Zur Sommerlust nach Winterklag
Der Frühling uns wird leiten.
Im Luft ich hör die Music schon,
Wie sichs mit Ernst bereite,
Daß uns empfang mit süßem Ton,
Und lieblich hin begleite.

O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Für uns die schöne Nachtigal
Den Sommer laut begrüßet,
Ihr Stimmlein über Berg und Thal
Den ganzen Luft versüßet.
Die Vöglein zart in großer Meng
Busch, Heck und Feld durchstreifen,
Die Nester schon seyn ihn zu eng,
Die Luft klingt voller Pfeifen.

O Gott ich sing von Herzen mein
Gelobet muß der Schöpfer seyn

Wer legt nun ihn'n den Ton in Mund
Dann laut und dann ſo leiſe?
Wer zirklet, ihn'n ſo rein und rund
So mannigfältig Weiſe?
Wer meſſet ihn'n den Athem zu,
Daß mögens vollentführen
Den ganzen Tag faſt ohne Ruh
So freudigs Tätelüren?

O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Jetzt laufen wieder ſtark und feſt,
So Winterzeits geſtanden,
All Flüß und Wäſſer, in Arreſt
Beſtrickt mit Eiſes Banden;
Jetzt kalte Luft und ſaure Wind
Uns wieder ſeind verſöhnet,
Der Thau mit weißen Perlen lind
Die Felder lieblich krönet.

O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Jetzt öffnet sich der Erdenschoos,
Die Bäumlein fröhlich springen:
Jetzt Laub und Gras sich geben hier,
Die Pflänzlein anher dringen.
Wer wird die Kräuter mannigfalt
In Zahl und Ziffer zwingen,
Welch uns der Sommer mit Gewalt,
Ans Licht wird stündlich bringen?

O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Die Blümlein schau, wie lieblens an,
Und wunderschön sich malen,
Violen, Rosen, Tulipan,
All Kleinod stolz im Garten,
Jacynthen und Gamanderlein,
Dann Safran und Lavendel,
Auch Schwertlein, Silgen, Jüngelein
Narciß und Sonnenwendel.

O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Ei da, du gülden Kaiſers Kron,
Aus vielen auserkohren,
Auch Tauſendſchön und Wiederton,
Naſturz und Ritterſporen,
Jelängerlieber, Sonnenthau,
Baſilien, Brunellen,
Agleyen auch und Bärenklau,
Dann Mohnſaam, Glock und Schellen.

O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Mein! ſaget an ihr Blümlein zart,
Und laßt michs je doch wiſſen,
Weil ihr an euch kein Farb geſpart,
Wer hat euch vorgeriſſen?
Wo nahmet ihr das Muſter her,
Davon ihr euch copeiet?
Das Vorbild wollt ich ſchauen gern,
Welchs ihr habt conterfeiet.

O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Wer mag nun je geboren ſein
  So reich von ſcharfen Sinnen,
Der auch das g'ringſte Pflänzelein
  Nur ſchlechtlich dürft beginnen?
Die Wahrheit ſag ich rund und glatt,
  Dem würd all Sinn zerrinnen,
Wer nur auch dächt ein einzig Blatt
  Aus Menſchenkunſt erſpinnen.

O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Das Feld und Wieſen, feucht und feiſt
  Mit Bächlein viel zerſpalten,
Die Sonn wann ſie vorüber reißt,
  Mit ihrer Schön aufhalten.
Nun wundert ſich der Himmel ſelb,
  Wie zierlich unterſtreublet
Mit Gras und Früchten grün und gelb
  Das Erdreich ſich gemahlet.

O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Wer treibet aus Getreid und Gras,
Wer lockets an die Sonnen?
Weils in der Erd verwirret saß,
Wer hats hinnusgesponnen?
Wer schärfet den Ähren ihre Spiß?
Wer thut die Körnle zählen?
Wo nehmens doch die Kunst und Wiß
Daß nie der Art verfehlen?

O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Die stolze Bäum in Wälden wild
Sind zierlich ausgebreitet,
O nur aus Erd geschnitzte Bild
Ohn Werk und Zeug bereitet!
Wer that in Luft euch richten auf?
Wer gab das Grün den Zweigen?
Wo war soviel der Farb zu Kauf?
Für Wunder muß ich schweigen.

O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Bald auch die zahm und ſauſtken Reben
Sich freudig werden zieren,
Mit weichem Obſt, mit Kinderſpeiſen,
Nüß, Äpfel, Kirſch und Birn,
Die Birn gelb, die Äpfel rot,
Wie Purpur die Granaten,
Die Pfersich bleich wie ſalber Tod
Die Kirſchen ſchwarz gerathen.

O Gott ich ſing von Herzen mein
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn

Des Obſts ich ſchier ohn Zahl erblick
Und thut ſich immer mehren.
Citronen, Quitten, Pflaumen dick
Faſt alle Äſt beſchweren,
Pomeranzen gülden von Geſtalt
Sind viel in warmen Landen
Da leuchtt mit Gold wohl mancher Wald,
Als nutlich hab verſtanden.

O Gott ich ſing von Herzen mein
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Der Rebenſtock voll Trauben ſchwer
An Pfählen lieblich ſcheinet,
Als gleich ein wohlgewaffnet Heer
An Spießen angeleinet.
Da ſammlet ſich das Rebenblut
Zu ſüßen Traubenzähren,
Die machen uns den friſchen Muth,
Was will man mehr begehren?

O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Die reine Flüß kryſtallenklar,
Verbrämt mit grünen Weiden,
Von Schatten ſchier bedecket gar,
Die Sonnenhitz vermeiden,
Sich üben dort mit ſchwimmen viel
In Schnee gefarbte Schwanen;
Dort haltens ihre Freudenſpiel
Auf glatten Waſſerplanen.

O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Die Thier auf grünen Feldern breit
Sich frisch und freudig zeigen,
Das Wild in dunklen Wäldern weit
Dem Jäger zeigt die Reigen,
Die Vögel auch in freiem Flug
In Lüften freudig spielen,
Mit hin und her gewendetem Flug
Zum Ehrenkränzlein zielen.

O Gott ich sing von Herzen mein
Gelobet muß der Schöpfer sein.

Wo nur das Aug man wendet hin
Mit Lüsten wirds ergötzet,
Ergötzet wird fast jeder Sinn,
Und Alles Wunder schätzet:
Ohn Maß ist alle Welt geschmückt,
Wer Künstlen möchte erdenken?
Wers recht bedenkt wird gar verzückt,
Das Haupt thut niedersenken.

O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer sein.

Drum lobet ihn ihr Menſchenkind
Bei nun ſo ſchönen Zeiten:
All Traurigkeit nun ſchüt't in Wind,
Spannt auf die beſte Saiten:
Auf Harf und Lauten taſtet frei,
Schneid't an die ſüße Geigen,
Mit reiner Stimm und Orgelſchrei
Thut ihm all Ehr erzeigen.

O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Lob des Schöpfers, darin ein kleines Werklein seiner Weisheit, nemlich die wunderliche Handthierung der Immen oder Bienen beschrieben wird.

Mit deiner Lieb umgeben,
O Schöpfer aller Ding,
In Trauren muß ich leben,
Wann ich von dir nit sing.
Von Werken deiner Hände,
Von Werken auch gering,
Von Bienen ich dir sende,
Was ich heut neu erkling.

Wann ich bei deinen Werken
Die Wunder dein betracht,
Zur Lieb sie mich erstarken
Der Eifer schöpfet Macht.
O Gott, wann dich zu loben,
Ich nit von Herzen denk,
Mich lebend unverschoben
In Tief und Grund versenk.

Wohlan will heut erklingen
Ein Werklein deiner Händ,
Will zarte Verslein zwingen
Von Ammen wohlbekannt.
Nehmt wahr, ihr Menschenseelen,
Dem Schöpfer denket nach,
Will sauber nichts verhehlen,
Was euch belusten mag.

Auf, auf! ihr kleine Bienen,
Der Winter ist vorbei;
Schon gassen jetzt und gienen
Die Blümlein allerlei.
Auf, auf! die Blümlein gassen,
Zu Feld noch flieget heut,
Auf, auf! mit Wehr und Waffen
Euch schickt zur Blumenbeut.

Ei da sie schon erbrommen,
Zu Feld sich stellens ein,
Stark rühren sie die Trommen,
Die gelbe Kriegerlein.
Sie weit und breit mit Sorgen
Erforschen ihren Raub,
So draußen liegt verborgen
In weichem Blumenlaub.

Vom Raub sie nur sich nähren,
Nur leben sie der Beut,
Doch Jemand mit beschweren,
Verschonen Land und Leut.
Sie zielen scharf mit Augen
Zum reichsten Blümlein zart,
Von ihnen Schätz erfangen
In Blättlein eingescharrt.

Sie gleich das Best erheben,
Das beste Blumenblut,
Und bleiben doch beineben
Die Blümlein wohlgemuth.
Gar stark und immer zahlen
Die Blümlein ihren Zoll,
Und bleiben allemahlen
Jedoch noch eben voll.

Ob schon die Schätz erhoben,
Ob schon sie plündert aus,
Doch schwebens je noch oben
Verbleiben eben kraus.
Ihr Zahnlein wohl gewetzet
Die Bienlein schlagen an,
Doch allweg unverletzet,
Die Blümlein laßen stahn.

Kein Blättlein ſie zerbeißen,
Kein Härlein kränkens nie.
Kein Äderlein zerſpleißen,
Als wie mans täglich ſieht.
O wohl wie friedlichs Rauben!
Wie ſüßer Blumenkrieg!
In Hönig muß ich glauben,
Verwend't ſich aller Sieg.

In lauter Wachs und Hönig
Verwend't ſich alle Beut.
So mancher Fürſt und König
Genießt mit Herzensfreud.
Von Blumen was ſie ſtehlen,
Was da ſie drücken aus,
Wird gleich zur Honigwaben,
Wanns ihnen kommt nach Haus.

Drum zeitlich dann ſie rühren
Die ſchwanke Federlein,
Den ſüßen Raub entführen,
Und heimwärts kehren ein.
Mit Flügeln dünn gezogen
Von güldem Pergamen,
Sie dickmals umgelogen
Zwo kleiner Meilen gehn.

Man will, daß etlich storben
Von viel zu stätem Flug,
Weils sich zu gar beworben,
Wann sie nit funden gnug.
In Stein und Felsenrißen
An Orten steinig hart,
Oft habens abgeschlißen
Wohl halbe Flügel zart.

Sie fleißig aller Enden,
Und Orten spät und früh
Den gelben Saft entwenden,
Von Bäum und Heckenblüh.
Wo nur sich bios erweisen,
Die glitzend Blümelein,
Da werdens gleich zur Speisen
Den Honigvögelein.

Wann wohl dann hat gezehret
Das Völklein Honig süß,
Es mit dem Rest beschweret
Die beiden Hinterfüß,
In Luft sie muthig treten
Mit Brommen und Gesang,
Bei Trommel und Trompeten
Sie fahren reich nach Haus.

Oft förchtens unterwegen,
Daß nit von ihrem Zweck,
Wann Wind ſich gunnt zu regen
Er ſie mögt blaſen weg.
Sich drum dann bas beladen
Mit kleinen Steinelein;
So ſchwebens ohne Schaden,
Weil dann ſie ſchwerer ſeyn.

Oft wann ſie ſich verweilet
Auf gar zu bloſſem Feld,
Vom Abend übereilet,
Ohn Unterſchleif und Zelt,
Vornehmlich dann ſie ſorgen
Vor ihre Flügel zart,
Daß die bis auf den Morgen
Vor Feuchte ſeyn bewahrt.

Dämits dann je nit werden
Berührt von feuchtem Thau,
Sich legen ſie zur Erden
Mit Vortheil gar genau,
Sich legens auf den Rücken,
Und alſo ſchlafen ein;
So bleiben je noch trucken
Die gülden Flitterlein.

Bald wann die Morgenſtunden
Mit Roſenroth umgluͤt't
Den ſuͤßen Schlaf entbunden,
Gleich faſſens ihre Buͤrd,
Gleich wieder ſie dann ſchwingen
Die flachen Federlein,
Nach Haus die Beuten bringen
Bei kuͤhlem Purpurſchein.

Wann endlich dann ſie kommen
Zur edlen Waͤhlenburg,
Vor Freuden ſtaͤrker brummen,
Sich tummlens durch und durch.
Gleich ruͤſtet ſich zum Eſſen,
Was blieben war daheim,
Den Gaſten ſteicht von Fuͤßen
Das Honig. Wachs und Leim.

Wer mags dann je erſinnen,
Mit welcher Zierd und Kunſt
Das Werk ſie da beginnen
In lauter ſchwarzem Dunſt.
Viel Wunder von Gebaͤuen,
Viel Haͤuslein auf das Beſt,
Im Dunklen gar ohn Grauen
Sie da dann gruͤnden feſt.

Die klare Sonn dort oben,
Der himmliſch Augenball,
So ſonſten hoch erhoben
Sich wirblet überall,
Mit ſeinen ſtarken Pfeilen
Mag da nit bohren ein,
Muß draußen ja verweilen,
Nimmt nie den Augenſchein.

Dem Tag ſie weichen ferne,
Verklieben ihm die Riß,
Daß Niemand nichts erlerne,
Noch ihre Stücklein wiß.
Die ſchöne Kunſt verborgen
Bleibt im Behalt:
Der Leſer muß mirs bergen,
Kommt nicht in meine Reim.

Ein König doch erwählen
Die ſtolze Bürgerſchaft,
Wie der dann thut befehlen,
Verwirkens ihren Laſt.
All Ämter er ertheilet,
Giebt Allen weißlich an,
Gleich Niemand ſich verweilet,
Eins ihm ganz Unterthan.

Gleich die dann ihn begleiten,
Und laufen ihm zur Hand;
Gleich die dann draußen streiten
Für ihre Burg und Land;
Gleich die den Pöbel führen,
Versorgen alle Wacht;
Gleich die den Luft erspüren,
Aufs Wetter geben Acht.

Gleich die zu Felde fahren,
Mehr Arbeit führen bei;
Gleich die die Flügel sparen,
Daheim sich brauchen frei;
Gleich die das Hönig tragen,
Gleich die den feuchten Thau;
Gleich die den Mörtel schlagen,
Und mauren ihren Bau.

Das Völklein unverdrossen
Stark baut ohn Unterlaß,
Und brauchets ohn Verflossen
Noch Blei noch Winkelmaß.
Von Bretter, Holz, noch Steinen,
Kein Splitter brauchens nit,
Und doch, wer wollt es meinen,
Der schöne Bau geschieht.

Von Blümlein iſt erwählet
Der Bauzeug nageinen.
In Häuslein ungezählet
Sich theilt das gelb Gebän.
Von Wachs gar dünn getrieben
Sind alle Maur und Wänd;
Vallirt und glatt gerieben,
In Zeltlein abgetrennt.

Dort nehmens dann beſunder
Zur Wohnung ihre Plätz,
Dort ſammlens auch mit Wunder,
Und mehrens ihre Schätz.
Auch Örtlein ihn'n erkieſen,
Da zielens ihre Zucht,
Bis die recht unterwieſen
Auch gleiche Nahrung ſucht.

Die Zimmer unterſcheiden
Verſüßens mit Geruch,
Sie Stank noch Unfl erleiden,
Er draußen fallt im Flug.
Dann drinnen ſie ſich ſparen,
Sich halten pur und rein,
Recht ſauber ſie bewahren
Die Zeit und Kämmerlein.

Sie häufig sich vermehren.
Doch keusch ohn Heurath seyn;
Ohn Lieb sie sich beschweren
Mit süßen Kinderlein.
Sie nur von Blumen lesen
Die Kleinen ihrer Art,
Da findet sich das Wesen
All ihre Erben zart.

Wann dann die schöne Jugend
Sich mehret allgemach,
Sie gleich der Väter Tugend
Und Freiheit strebet nach,
Sie sich von Mitgenossen
Im Schwarm zertheilen ab,
Von Haus mit Freuden stoßen
In vollem Flügeltrab.

Starck blasen sie zum Lärmen,
Gar schwierig von Geblüt
In stolzem Zug und Schwärmen
Das munter Bürschlein wüt't.
Ade du süßes Heimet,
Ade du Mutterschoos!
Hinausen ungezäumet
Sich waget unser Stoß

Schau da, wie ſchön muntiret,
Wie ſchön geputzter Hauf.
In Lüften er braviret,
Zum Wolken ſchwebet auf!
Friſch hin und her ſich ſchwenket
Die güldengelbe Schaar,
Nach fremdem Land gedenket,
Ihr Haus verlaßet gar.

Her, her nun Pfann und Becken,
Schlagt auf, daß gütlich kling,
Und laßt den Schwarm erſchrecken,
Daß nit er gar entſpring.
Schlag auf, ting tang, ting tiren,
Ting tang, ting tiren, tang!
Laß ihm noch bas beſtren
Mit lindem Beckenklang.

Gleich da läßt ihm geſagen
Der ſloßend Bienenſchwarm,
Schon kühlet und zerſchlagen
Iſt ihm das Müthlein warm,
Er herwärts thut ſich lenken,
Will ſchon ſich kleben an:
Schau dorten er bleibt henken,
Man ihn dort faſſen kann.

Der Hüter ſich bereite
Zum neuen Bienenflock,
Da drein dann er ſie leite,
Sie ſanft und ſüßlich lock;
Der Stock ſoll ſeyn beſtrichen
Mit edlem Thymian,
Wanns nur das Kräutlein riechen,
Sie gern ſich halten lan.

Gleich hebens an zu weben
In alſo friſchem Sig,
Und reichlich den belohnen,
Der ſie nimmt in Beſig.
Die jung und alte Bienen
War häufig ohne Zahl
Den Menſchen treulich dienen
Zur ſüßen Speis und Mahl.

War ſparſam ſie ſich nähren,
War leben ſie genau;
Nur wir, wir ihn n entleeren
Die Körb und reichen Bau.
Sie nur den fremden Gäſten
Die Reichthum haben ſpar
Und uns gethan zum Beſten
So manche Blumenſaat.

Wer will nun überdenken,
Was hoch und ſchwerer Tax
Der Welt ſie jährlich ſchenken
An Honig und an Wachs?
Mit vielmal tauſend, tauſend
Ducaten roth von Gold,
Und je noch tauſend, tauſend
Mans nit bezahlen ſollt.

Wer Menſch mags auch erdenken,
Was jährlich ohn Verzug
Dem lieben Gott ſie ſchenken
Aus ihrem Blumenflug?
Sie tauſend, tauſend, tauſend
Ihm Lichter zünden an,
So Tag und Nacht in tauſend,
Und tauſend Kirchen ſtahn.

Dem Schöpfer ſie zu Ehren
In lind gewirktem Flachs
Unzählbar Tuch ernähren
Von gelb und weißem Wachs:
Unzählbar ihm Laternen
Erhaltens Jor zu Jor;
In Wahrheit ſie den Sternen
Mit nichten geben nach.

O Schöpfer der Naturen!
Hoch ſchwellet mir der Muth,
Wann dich der Kreaturen
Man dankbar loben thut:
Nun danken wir von Herzen
Dem Schöpfer lieb und werth,
Dem ſie ſo manche Kerzen
Verehren unbeſchwert.

Ihr Völker viel auf Erden,
Ihr Menſchen alle gar,
Fromm, freöblich in Geberden
Vor ihm euch ſtellet dar.
Ihm danket ſeiner Gaben,
Der Wunder wunderſein,
Des Waxes und Honigwaben
So wunderſüß und rein.

Steigt auf und ſteigt hinunter
In allen Werken ſein,
Ruft überall: wie wunder
Muß er doch ſelber ſeyn!
Ruft überall: wie wunder
Sind alle Wunder ſein!
Wie wunder und wie wunder
Muß er dann ſelber ſeyn!

Anderes Lob Gottes
und iſt der 48 Pſalm Davids poetiſch aufgeſetzt.

Nun lobet Gott vom Himmel ab
Ihr Gottes Edelknaben,
Euch er den Geiſt und Weſen gab,
O wohl der ſchönen Gaben!
Euch er mit lauter Freudenflamm,
Mit Lüſten thät umgeben;
Vor Freuden gros ihr alleſam,
Ohn Unterlaß thut beben.

Auch lobe Gott du gelbe Schaar,
Ihr Sternen wohlgegründet,
Du Sonn und Mond, ihr Kugeln klar,
Ihr Cirkel wohlgegründet,
Ihr Himmel weit und breit erleuchtet,
Ihr Tempel wohlgezieret,
Rund über euch mit Waſſer feucht
Von auſſen verglaſiret.

Nun preiset ihn mit klarem Schein,
Thut ihm der Gnaden danken;
Was er gebeut muß fertig seyn,
Muß ewiglich nit wanken.
Er sprach so gar ein kleines Wort,
Klein unter alle Maßen,
Da spranget ihr aus Nichten fort,
Und lieft in runden Straßen.

Drinn laufet ihr noch heut zu Tag
Und webet uns die Zeiten,
Thut mit geschicktem Unterschlag
Den Tag und Nacht bereiten.
Er zeichnet euch die Ziel und Maß,
Er weiset euch mit Sinnen,
Da wirket ihr ohn Unterlaß,
Was Sonn und Sternen spinnen.

Auch lobet Gott von Erden auf,
Ihr Drachen aus den Klüften,
Ihr Wallfisch, tief aus salzem Sauf,
Wind, Saus und Braus in Lüften
Auch Hagel weiß, auch Flocken greiß
Von Schnee und Eis entzogen,
Auch Dampf und Feur, Blitz ungeheur,
Zusamt dem Regenbogen.

Auch lobet ihn ihr stolze Berg,
Ihr hoch und starke Riesen,
Auch kleine Bühlein, kleine Zwerg,
Auch flaches Feld und Wiesen,
Auch grüne Stauden, Bäum und Zweig
Von Früchten tief gebogen,
Auch Cederholz den Wolken gleich
In Lüften hoch erzogen.

Ihr Thier, Gewürm und wilde Rott,
Mit keiner Zahl zu greifen,
So weit in Wälden ohn Verbot
Die grüne Bahn durchstreifen,
Auch du so schwankes Federvieh,
So thust in Lüften schiffen,
Und zierlich trillest je und je
Die Zünglein rein geschliffen.

Ihr König, Fürsten, Richter gros
Ihr Völker ungezählet,
Ihr kleinen auf der Mutterschos,
Ihr Jüngling unvermählet,
Ihr Töchter auch noch unverzagt,
Noch blos in gülden Haaren,
Dann auch ihr Alten hoch betagt
Bewandert weit in Jahren.

Recht preiset ihn mit Jubelschall
Mit Händen schlagt zusammen
Springt auf und schreiet überall,
Erhebet ihn mit Nahmen.
Füllt an den Luft mit süßem Sang,
Mit Harfen, Laut und Geigen,
Mit Noten kurz und Noten lang
Thut auf zum Wolken steigen.

Er immerdar hat gütlich than
Den Schäflein seiner Heerden.
Er setzet endlich oben an
Die Liebsten sein auf Erden.
Drum lobet ihn mit bestem Ton,
Den Psalter hoch erhebet.
Sein ist der Scepter, sein die Kron,
Vor ihm Erd, Himmel bebet.

Anderes Lob
aus den Werken Gottes.

Ein Liedlein süß wollt stimmen an,
Ihr wohlgespannte Saiten,
Ihr Lauten, Geigen, Dulcian,
Ihr Cymbel, Harf und Fleuten,
Posaun, Cornet, Trompeten klar,
Auch Hörner krumm gebogen.
Gott loben sollet ihr fürwahr,
Sagt an, was euch will fragen.

Wer hat in Gold und Silberstück,
Die Sonn und Mond gekleidet?
Wer hats gemacht so schnell und flück,
Daß nie kein Pfeil erleidet?
Wer hat die Sternen zündet an?
Wer hats gezählt mit Nahmen?
Wer hats mit Wesen angethan,
Da sie von Nichten kamen?

Wer leeret aus den vollen Thau?
Wer ſchleifet ihm die Spitzen?
Wer heißt die Flüß von Felſen gahn?
Wer macht die Brünnlein ſprützen?
Wer wicklet doch in Wolken ein
Die Spitz der wilden Bergen?
Wer thut den lieben Sonnenſchein
Mit ſchwarzer Nacht verbergen?

Wer färbet uns die Morgenröth
Mit Purpur zart gerieben?
Wer thut, was uns die Nacht gelöst,
Ans Licht bald wieder ſchieben?
Wer heißt von Wolken ſpringen ab
Die Blitz in Eil entflogen?
Wer zuckt die Wind in vollem Trab?
Wer ſpannt den Regenbogen?

Wer wirft aus beiden Händen voll
Reif, Hagel rund geſtreuen?
Wer ſpinnet uns die Winterwoll,
Den Schnee ſo rein geſchneuen?
Wer zäumet auf mit Eis und Kalt
Die ſtolze Waſſerwogen?
Wer iſt, der s Meer in Zühten helt,
Wanns kömmt in Grimm gezogen?

Wer giebt der Erden Lebenskraft,
Daß nie von Alter ſterbe?
Wer tränket ſie mit Wolkenſaft,
Daß nit von Hitz verderbe?
Wer nähret wild und zahmes Vieh?
Wer ſorget ihn'n die Speiſen,
Daß endlich doch noch manglet nie,
Wie deutlich ſteht zu weiſen?

Allein, allein iſt unſer Gott,
Der Thaten gros verrichtet;
So bald nur ſchallet ſein Gebot,
All Streit iſt ſchon geſchlichtet.
Da laufen ihm in Eil zu Hand
Geſchöpf nach ſeinen Sinnen,
Voll ſeiner Kraft wird alles Land,
Viel Wunder da beginnen.

Sein Will und Werk im ſelben Schritt,
Im ſelben Glied paſſiren,
Kein Härlein Eins vor Anderm trit,
Mag ihm ja Nichts falliren.
Was er dann will, thut er behend
In gleichem Punkt verrichten,
Was er auch will, thut unverwendt
In gleichem Punkt zernichten.

Drum nur zu loben fanget an
Ihr wohlgespannte Saiten,
Ihr Lauten, Geigen, Dulcian,
Ihr Cymbel, Harf und Flenten,
Posaun, Cornet, Trompeten klar,
Auch Hörner krum gebogen,
Gott loben sollet ihr fürwahr.
Was will man weiters fragen?

Die Geschöpfe Gottes werden zu seinem Lobe ermahnet.

Wohlauf ihr hohle Saitenspiel,
Stimmt an die Silberzungen,
Die Saiten stimmet an subtil,
Stimmt an, was je geklungen:
Stimmt an dem werth und lieben Gott,
Euch laßt in Freuden merken,
Singt immer, immer ohn Verbot,
Und singt von seinen Werken.

Er ſetzet uns die Tag und Jahr,
Er ſpaltet ab die Zeiten,
Dort ſtellet er den Sommer klar,
Den Winter dort bei Seiten,
Dann auch den Herbſt und Frühling beid,
In gleicher Läng durchſchnitten,
Er ihnen ſtellt zum Unterſcheid
Recht dort und dort in Mitten.

Zu Nacht er uns den Himmel blau
Mit Flämmlein ſchön beſpritzet,
Die glänzen wie der ſtolze Pfau,
Wann er voll Spieglen glitzet.
Zu Tag er uns mit ſchönem Schein
Gar freundlich überſchwimmet,
Wann Phöbus mit den Strahlen ſein
Den höchſten Grad erklimmet.

Er ſchicket aus die Vögelein
Auf leere Wolkenſtraßen;
Er mahlet ihn'n die Federlein,
Schön über alle Maßen.
Er ſchleifet ihn'n die Schnäbelein,
Er löſet ihn'n die Zungen,
Da ſingten ſie den Nahmen ſein,
Gar hoch in Luft erſchwungen.

Das groſſe Meer und Wäſſer klein
Heißt er die Welt befeuchten,
Die Wäſſer all mit lindem Schein
Wie Glas und Silber leuchten.
Da nähret er die naſſe Bure,
In Schuppen glatt bekleidet,
So ſtumm ohn Stimmen, ohn Diſcurs
Die feuchte Reich zerſchneidet.

Grün färbet er den Erdenkloß,
Mit Blümlein untermahlet,
Die bieten auch den Sternen Troß,
Nur wären ſie beſtahlet.
Die Kräuter auch unzählbar viel
Berufet er mit Nahmen,
Beſtimmet er mit Maß und Ziel
An Wurzel und an Samen.

Er richtet auf die Felſen ſtolz,
Die Berg er hoch erhebet;
Er krönet ſie mit Cedernholz,
Daß gleich den Wolken ſchwebet.
Er zäuget auf ſo manchen Wald
Mit Möſen wohlbekleidet;
Er da dem Wild ſchafft Unterhalt,
So Feld und Menſchen meidet.

Er speiſt die junge Rabenkind,
Wann d'alten ſie verhaſſen
Und, weils noch ungefärbet ſind,
Die zarte Frucht verlaſſen.
Er speiſet Menſch und alles Vieh,
Laßt Kraut und Früchten wachſen,
Giebt wohlfeil Alles dort und hie,
Gar träglich ſeyn die Taxen.

Dem Vieh sammt uns hat er bereit
Die Felder, Berg und Wieſen,
Giebt ihm das Gras und uns Getreid,
Oel, Trauben hoch gepriesen.
Die Trauben geben jenen Trank,
Der uns im Kranken labet,
Der uns, wann schon wir liegen krank,
Mit frischem Sinn begabet.

Er heißt die Wind aus Norden kalt
Das hohe Meer bestrafen;
Da klingten stark, daß grausam schallt,
Die klare Wasserwaffen:
Da springt in Stück gar manche Flut,
Das Ufer laut erbrüllet,
Den Luft er ganz in Ungemuth
Mit Schaum und Klang erfüllet.

Er spannet auf die schnelle Wind
  An seinen Wolkenwagen;
Da lauft das schnaufend Luftgesind,
  Und ihn mit Freuden tragen.
Er schießet ab die rothe Strahl,
  Im Brausen eingestochen,
Das Meer gab nie so starken Schall,
  Wann schon all Wellen pochten.

Da bebet wild und zahmes Holz,
  Die Straf er zückt von Leder,
Vor ihm fleugt her der Wetterholz
  Mit seiner gülden Feder.
Er thut mit stolzer Wolkenstimm
  Den Luft in Zorn zerreißen,
So kühlet er dann seinen Grimm,
  Macht Berg und Felsen spleißen.

Drum nur ihr hohle Saitenspiel
  Stimmt an die Silberzungen;
Die Saiten stimmet an subtil,
  Stimmt an, was je geklungen,
Stimmt an dem werth und lieben Gott,
  Euch laßt in Freuden merken,
Singt immer, immer ohn Verbot,
  Und singt von seinen Werken.

Andere Ermahnung zum Lob Gottes in ſeinen Werken.

Auf, auf! Gott will gelobet ſeyn,
Der Schöpfer hoch von Ehren;
Uns laßt die Laut und Harfen rein,
Mit Saiten ſüß vermehren.
Die Sonn mit edlem Strahlenkranz
Den Schöpfer täglich weiſet,
Der Mond mit rundem Sternentanz
Den Schöpfer nächtlich preiſet.

Auf, auf! Gott will gelobet ſeyn,
Der Schöpfer groß von Machten;
Ich bey dem Sonn und Sternenſchein
Thu ſeinen Glanz erachten.
Wie klar muß er dann leuchten ſelb,
Wie wunder, wunder glitzen?
Weil jene Fackeln gülden gelb
So reines Licht beſitzen.

Auf, auf! Gott will gelobet ſeyn
Du blaues Feld und Waſen,
Euch Himmel ich dort oben mein
Ihr Zelt von Glas geblaſen.
Auch ihr unſichtbar Waſſer klar,
So droben aller Wegen
Von außen bleibet immerdar
Den Himmeln überlegen.

Auf, auf! Gott will gelobet ſeyn,
Ihr Erd und Himmelsgloben,
Ihn loben alle Geiſter ſein
Im Tempel ſein dort oben.
Faſt Alles voller ſeiner Macht
Laut überall erſchallet;
Das Meer in ſteter Wellenjagd
Mit Brüllen weit erknallet.

Auf, auf! Gott will gelobet ſeyn,
Ihn loben Wind und Regen,
Ihn loben Blitz und Wetterſchein,
Zuſammt den Donnerſchlägen.
Ihn lobet auch der Regenkreis,
Der Bogen bunt gefärbet,
Reif, Wetter, Wind und Gemmereis
In Kieſel klein zerkerbet.

Auf, auf! Gott will gelobet seyn,
Die Luft auch musiciret,
Die Morgenröth sich stellet ein
Mit Rosen roth gezieret;
Die wohlgemahlte Vöglein schwank
Ihr Zünglein süßlich stimmen,
Dem Schöpfer singens Lob und Dank,
Auf, ab in Lüften klimmen.

Auf, auf! Gott will gelobet seyn,
Laßt ihn mit Freuden preisen,
Schau da die krausen Vögelein
Die Luft mit Gang durchreisen,
Uns laden sie bei schöner Zeit
Zum gleichen Jubiliren,
Uns winken sie mit Flügeln beid
Mit bestem Coloriren.

Auf, auf! Gott will gelobet seyn,
Laßt ihn mit Lüsten preisen,
Geschöpf uns laden gros und klein,
Zum Lob uns unterweisen,
Laut überall in aller Welt
Das Gotteslob sich höret,
Wer nunmehr sich nit unterstellt,
Ist freilich ja bethöret.

Auf, auf! Gott will gelobet seyn,
Ihm Lilgen schön und Rosen
In gelb und Purpurmäntelein
Gar lieb und freundlich kosen.
Sie lächlen ihm gar schön gefärbt
In Kraut und Blumengärten,
Von ihm die Schönheit han ererbt
Sammt ihren Mitgefährten.

Auf, auf! Gott will gelobet seyn
Ihr Kräuter, Staud und Hecken,
Ihn loben alle Blümelein
So nur nach ihm thun schmecken.
Ihn lobet alle Kräuterkraft,
Mags Niemand nit verneinen,
Auch Öl, Getreid und Rebensaft,
Den uns die Trauben weinen.

Auf, auf! Gott will gelobet seyn,
Will seyn von uns gepriesen,
Ihn loben alle Berg und Stein,
Ihn Felder all und Wiesen,
Ihn alles Holz in Wälden grün
Gar müthig ausgerecket,
So freilich aller keck und kühn
Das Haupt in Wolken strecket.

Auf, auf! Gott will gelobet seyn,
Ihn loben Flüß und Bronnen,
Ihn Wässer all und Wässerlein,
So Gang und Lauf gewonnen.
Schau da, was reines Wasserglas
Mit Freuden kömmt gezogen,
Was manchre fließend Silbergass,
Was Bächlein krumm gebogen!

Auf, auf! Gott will gelobet seyn,
Ihr warm und heiße Bäder,
Ihr wohlgesotten Strahlen fein,
Du schwefelreichs Gräder.
Ihn lobet auch das Erz und Stahl,
Ihn Silber Gold und Eisen,
Ihn alle Bergwerk und Metall
Aus hohler Erden preisen.

Auf, auf! Gott will gelobet seyn,
Bei schönen Sommertagen
Laßt unsern Gott, laßt ihm allein
Die Laut und Harfen schlagen.
Feur, Wasser, Luft, Erd aller End,
Die Wunder sein verkünden
Uns alle Welt und Element
Zu seiner Lieb entzünden.

Die Geſchöpfe Gottes werden ausführlicher ihn zu loben ermahnt.

Die Engel Gottes.

Wohlauf, wohlauf! nun lobet Gott,
Ihr Himmelvolk dort oben,
Ihr Engel Gottes Sabaoth,
Der euch ſogar erhoben.
Stets ſchauet ihr ſein Angeſicht,
O Luſt in Luſtes Brunnen!
All Freud und Wonn, all Glanz und Licht,
Euch kommt von ihm geronnen.

Ach! daß nur Alles weit und breit,
Mit ſeinem Lob erfüllet,
Voll Kraft und Macht und Herrlichkeit
Von Schall und Hall erbrüllet.
Ach! preiſet ihn mit höchſten Schall,
Mit ſtark und ſtarkem Singen,
Obſchon die Welt von hellem Knall
Auch ſollt in Stück zerſpringen.

Die Himmel und ihre Lichter.

Ach! lobet Gott ihr Himmel klar
Gewölbet von Kryſtallen,
Mit ſammt den Flüſſen alle gar,
Welch über euch noch wallen,
Dann ihr mit Waſſer wurdt bedeckt,
Mit Wellen hoch bezogen,
Als euch der Schöpfer ausgereckt
Und in die Ründ' gebogen.

Ei wie ſo weit und breiten Feld,
Mit Feur und Flamm beſaamet!
Ei wie ſo groß und reiche Zelt,
Die doch aus Nichten kamet!
Ei wie ſo ſchöner Fackelbrauch,
Wie ſchöne Licht und Sternen!
Wann ihr euch zeiget in der Nacht
Im beſten Schmuck von fernen.

Nun lobet Gott du Güldenſchein,
Du Silberglanz imgleichen,
Ihr euch, o Sonn und Mond! vermein,
Die Welt ihr gebt zu weichen:
Er euch mit Licht gefüllet hat,
Mit Schönheit hoch gezieret:
Drum billig ihr dann früh und ſpat
Ihm allweg jubiliret.

Ach! lobet ihn ihr Sternelein:
Zur Schildwacht ausgeschicket,
So droben liegt in Fensterlein,
Und fleißig nunter blicket;
Dann er hat euch, weil er gewollt,
Gemacht zu klaren Lichten:
Wann anders er auch wollen sollt,
So würdet ihr zu Nichten.

Die Luft und was in der Luft ist.

Ach! lobe Gott du reine Luft,
Du Web gar zart gesponnen,
Zu Nachts bist nur ein schwarzer Duft,
Bis zu der Morgensonnen,
Da zeigest dich in klarem Schein,
Viel weißer als die Schwanen,
Wann schon gleich ausgespannet seyn
Ihr breite Federfahnen.

Zu dir viel tausend Vögelein
Mit Freud und Jubel schweben,
Zur Sangschul zu dir kommen ein
Und nach dem Kränzlein streben,
Wer will die Stücklein zählen all,
So die dann figuriren?
Concerten, Fugen, Madrigall
Auf hundertfalt Manieren.

In dir auch fliegen rein und zart
Faſt aller Ding Geſtalten.
So ſeynd von Farben aller Art
Unmerklich abgeſpalten.
Auch Athem ſüß von Blumen all,
All Ruch und Kraft der Erden,
All Sang und Klang, all Ton und Schall
In dir gezielet werden.

Seynd unvermiſcht, ja doch vermiſcht,
Vereinigt und entſcheidet;
Der Ton dem Ruch und Licht entwiſcht,
Je Eins das Andre meidet.
Was nur zu jedem Sinn gericht't,
Was zum Gefühl und Hören,
Was zum Geſchmack, was zum Geſicht
Sich läßt von kein'm zerſtören.

Auch lobet Gott ihr Luftgewächs,
Ihr Wolken hoch geboren,
Ihr Wind, zween über fünfmal ſechs,
Ihr Hagel und geſchoren,
Ihr fliegend Flammen, Donner, Blitz,
Comet, uns nit gewogen,
Schnee, Reif und Regen, Kält und Hitz,
Und du gefärbter Bogen.

Der

Der Schnee da kommt wie ſanfte Wol
  Von Wolken abgeſeimet,
Der Hagel wie die Perlen voll
  Von Kälte ſtark geleimet;
Dann weil die Tropfen ſeind im Fall,
  Vom Froſt ertappet werden,
Der hackt und härtets wie Kryſtall,
  Da kuglens ab zur Erden.

Der weiße Thau und Regen klar
  Gar lieblich kömmt geflieſſen;
Der Regenbogen immerdar
  Sich ſpannet ohne Schieſſen.
Den klaren Blitz wir förchten mehr,
  Wann groß Gewölk ſich wegel;
Doch lobe Gott nun eben ſehr
  Was nur in Luft ſich regel.

Er legt den Winden Flügel an,
  Er gürtet ihn'n die Lenden,
Die Blitz er heißt mit Krüften gahn,
  Er ſchüttlet ſie von Händen.
Mit Wetter und Unwetter ſtark
  Sein Allmacht er erzeiget;
Vor ihm erſchreckt all Bein und Mark,
  Vor ihm ſich Alles neiget.

Das Meer, alle Fische und Schiffe.

Ach lobe Gott du tiefer Grund,
Ohn Zaum sogar ergossen,
Du weites Meer, du breiter Schlund,
Ohn Riegel weit entschlossen.
Ihr große Wallfisch ungeschlacht,
Ihr Drachen gros ohnmaßen,
Die ihr mit ungezäumter Macht
Bezwingt all feuchte Straßen.

O gros und klein geschüpptes Vieh,
An Zahl bist unermessen,
Der Sand am Ufer war noch nie
Dir jemahl übersessen.
Her, her, ihr feucht und nasse Rott,
Die Wässer schnell thut spalten,
Und ihm, dem werth und lieben Gott
Nur Freudenspiel kommt halten.

Ihr Wasserfräulein wohlbekannt,
Den Reihen sollet führen,
Auf! Harfen, Geigen allerhand,
Die beste Saiten rühren.
Wann dann die schön gemahlte Schiff
In Eil vorüber fliegen,
Zum Gottesloh wendt alle Griff,
Da strebet obzusiegen.

Ei da nun ihr unzählbar Schiff,
O Waſſerwald beſchoren!
Euch eben recht ich jetzt betriff,
O Bäum zu Land gebohren!
Ach zäumet auf den vollen Trab,
Legt hin die ſtache Sporen,
Die flächſen Feder ſpannet ab,
Die Zeit bleibt unverlohren.

Zum Freudenfeſt nun haltet ein,
Mit müſſet ihr zum Reihen.
Der Schöpfer will gelobet ſeyn,
Euch wirds zum Heil gedeihen.
Nun hebet an die Lautengriff,
Ihr Fräulein reich an Stimmen,
Auch hebet an ihr hohle Schiff,
Gar ſänftiglich zu ſchwimmen!

Die fremde Waaren bringt zu Hauf,
Weit über Meer geholet,
Die Freudenfähnlein ſtecket auf,
Mit Farben viel beſtrolet.
Da krönet euch mit Lorber kraus,
Mit Perl und Edelſteinen,
Die bunte Teppich ſpreitet aus,
Und herrlich thut erſcheinen.

Die Erd und alle Erdgewächs.

Auch lobe Gott mit höchstem Preiß,
O Kugel wohl gegründet!
Du tausendschöner Erdenkreiß,
In leerer Luft gegründet.
Lobt ihn ihr Berg und flaches Land,
Lobt ihn ihr stolze Felsen,
Wann euch so gar mit feuchter Hand
Die Wolken hoch umhälsen.

Auch lobet ihn ihr Cederbäum
Auf Bergen hoch entstanden,
Noch Holz, noch Hölzlein sich versäumt
Von fern und nächsten Landen,
Die zarte Zweig nun breitet aus,
Die Blättlein laßt erschießen,
Euch zeigt in grünen Haaren kraus,
So gar zun Füßen stießen.

Auch lobet ihn ihr Blümelein,
Viel tausendfalt entsproßen,
Ihr wild und zahme Pflänzelein,
Mit kühlem Thau begoßen,
Auch Laub und Gras und auch Getreid,
All Früchten auf den Felden,
All grün Gewächs ohn Unterscheid,
Verborgen weit in Wälden.

Ja lobet ihn auch jederzeit
Ihr Erz und Glockenspeisen,
Der Erden reiches Ingeweid,
Gold, Silber, Stahl und Eisen;
Dann auch das Kupfer, Zinn und Blei,
Dann Schwefel, Stein und Kohlen,
So täglich wir ganz keck und frei
Von Klüften tief erholen.

Nun hätten wir vergessen schier
Die Perl und Edelsteinen,
Her, her, Carbunkel und Saphir,
Auch müsset ihr erscheinen,
Türkiesen und Schmaragden rein;
Demanten auserkoren,
Und ihr Krystallen mehr gemein
Wie sauber Eis gefroren.

Auch lobet Gott ihr Brünnlein klar,
Ihr Bächlein krumm gebogen,
In stätem Sprung das ganze Jahr,
In stetem Gang erzogen.
O stolze Quellen mannigfalt,
O feuchte Brüst der Erden!
Bei stetem Fließen ohn Enthalt,
Soll Gott gelobet werden.

Gelobet ſey der Schöpfer gut,
Von dem all Wäſſer fließen,
Der Früchten, Öl und Traubenblut
Den Menſchen giebt zu nießen.
Er ſchafft der Erden Fruchtbärkeit,
All Seelen er ernähret,
Von ihm allein uns alle Zeit
Gros Wohlthat wiederfähret.

Drum lobet ihn, du zahmes Vieh,
Du wilde Zucht beyneben,
Ihr Vögel ſchnell, ſo dort und hie
Bald hoch, bald nieder ſchweben,
Ihr König ſtolz, ihr Völker viel,
Ihr Jüngling grün von Jahren,
Ja auch kommt her zu dieſem Spiel
Ihr Alten greis von Haaren.

Das Geheimniß der hochheiligen Dreifaltigkeit sowohl theologisch als poetisch, wie viel geschehen können, entworfen.

Ihr schöne Geister Seraphim;
In Glanz und Feur bekleidet.
Ihr schnelle Knaben Cherubim,
Zum Gotteslob verleidet,
Stimmt ein zur besten Harfen mein,
Zur Harfen frisch beschnüret,
Zum glatt gezielten Versen rein
Aus höchstem Ton entführet.

Vom Herren groß, Gott Sabaoth,
Erd, Himmel stark erschallet.
Dem einsam drei dreieinem Gott
Das Meer in Brausen wallet.
Ei da laßt uns mit stimmen ein,
Laßt uns die Saiten rühren,
Laßt uns bei süßen Versen rein
Die zarte Noten führen.

Der Vater, Sohn und heilig Geiſt
Iſt Eines nur zuſammen,
Doch drei mans je verſcheiden heißt
Mit Eigenſchaft und Namen.
Selbſtſtändig ſind Perſonen drei,
Solls Niemand nit verneinen,
Daß dieſe Drei doch Eines ſei,
Mit Schrift mans kann beſcheinen.

Man zählet die Selbſtſtändigkeit
Und bleibet unterdeſſen
Ein ungezählte Weſenheit,
Und Gottheit unermeſſen.
Iſt eine Macht und Herrlichkeit,
Iſt eine Kraft und Stärke,
Iſt eine Größ und Ewigkeit,
O nur mich recht vermerke!

Der Vater Gott und Alles iſt;
Allein iſt er von Keinem;
Der Sohn, auch Gott und Alles iſt,
Allein iſt er von Einem;
Der Geiſt auch Gott und Alles iſt,
Allein iſt er von Zweenen;
Doch Alles Aller eigen iſt;
Thut Keiner Nichts entlehnen.

Der Vater kam aus Niemand zwar,
Dich laß noch das bescheiden,
Vom Vater kam der Sohn fürwahr,
Der Heilig Geist von Beiden,
Der Sohn ist von dem Vater sein
Nit ohn Geburt entsprossen,
Der Geist von Beiden ingemein
Doch ohn Geburt entflossen.

Der Sohn aus seines Vaters Schoos
Von Ewigkeit geboren,
Ist End, Beginn und Mutterleer,
Verstand gieht hie verloren.
O Sohn! du deines Vaters Glanz,
O Licht, vom Licht gezündet!
Des Vaters Wesen und Substanz
Unendlich, unergründet.

Das Wesen sein Dir höret zu,
Das Deinig ist das Seine,
Bist nur was Er und Er was Du,
Gar fest ichs also meine.
Doch Du nit bist wie eben Er,
Auch Er wie Du mit Nichten,
Wers anders meinet, fehlet sehr,
Der Glaub es muß entrichten.

Von Beiden biſt, o Beider Geiſt!
Gleich Beiden vorgetreten,
Von Beiden gleichſam hergereiſt,
Gleich Beiden anzubeten,
Dem Sohn und Vater, Beiden gleich
Im gleich und ſelbem Weſen,
Ganz eben mächtig eben reich,
O Wohlſtand auserleſen!

Daſſelbig was der Vater iſt,
Was auch der Sohn imgleichen,
Du ſelber auch natürlich biſt,
Thut Keiner Keinem weichen.
Doch wer der Sohn und Vater iſt,
Selbſtſtändig in Perſonen,
Derſelbig Du mit Nichten biſt,
Wie wohl bei ſelber Kronen.

Was Du dann biſt, Sohn, Vater iſt,
Das Weſen aller Beiden;
Wer Du doch biſt, Ihr'r Keiner iſt,
Perſonen ſind verſchieden.
Von dem, was eben ſelber biſt,
Ein Gott von Gott ſich rühret,
Von denen, deren Keiner biſt,
Dein Urſprung ſich entführet.

Ach führe mich in hohem Lauf,
Begleite mich in Lüften,
Erhebe mir von Erden auf
Die ſchwere Füß und Hüften.
Mich laß noch ferner machen kund
Dem Leſer unverdroſſen,
Wie Sohn und Geiſt ihr alle Stund
Seid ewiglich entſproßen.

Der Vater ſich von Ewigkeit
Nothwendiglich betrachtet,
Sein Weſen, Pracht und Herrlichkeit
Er mit Verſtand erachtet.
Sich ſelbſten Er Ihm bildet ein,
Unendlich Sich begreifet,
In Ihm Geſchöpf ſo möglich ſeyn,
Im ſelben Blick durchſtreifet.

Er gründet ſeine tiefe Macht
Wiewohl doch unergründet;
Beſchauet ſeine Pomp und Pracht,
Sein Weſen Er erkündet.
Die Gottheit ſein und ganzen G'walt
Von ewig alten Tagen,
Er deutlich faſſet in Geſtalt,
Was will man weiter ſagen!

Wie klar dann Er sich selbst erkennt,
Wie selbst sich Er mag wissen,
Also steht er von ihm behend
Im Herzen abgerissen,
Das Herzenwort und Herzconcept:
Von Ihm, gleich Ihm gezeuget,
Auch gleich mit Ihm in Wahrheit lebt;
Der Glaub uns nicht betreuget.

Wes Wesens nun der Concipist,
So selbst sich concipiret,
Der schön Concept auch selber ist,
Unendlich gleich formiret,
In Ihm dieselbe Kraft und Macht
Sich zeiget ungefehlet,
Geschöpf in Ihm, als obgesagt,
Auch bleibens unverhehlet.

Schau da dann zeiget sich das Bild
Ein Gott von Gott gestaltet,
Ein Sohn von seinem Vater mild
Im Wesen unzerspaltet.
Ein Red von seinem Mund gezielt,
Ein Herz von seinem Herzen,
Ein Bild von Ihm recht abgebildt
Ein Licht von seiner Kerzen.

Ein Stern von eben ſeinem Stern,
Die Sonn von ſeiner Sonnen,
Der wahre Kern von ſeinem Kern,
Der Bronn von ſeinem Brunnen,
Der Schein von eben ſeinem Schein,
Der Stahl von ſeinem Strahlen,
Die Weisheit von der Weisheit ſein,
Kann beſſer dirs nit mahlen.

Gleich wie der Vater, ſo der Sohn
Sind Eines nur ſie Beiden,
Ein einig Gott und zwo Perſon,
All Irrthum ſoll man meiden.
Nicht ſcheidet ſich die Weſenheit,
Natur bleibt ungeſpaltet,
Sohn, Vater, ſelben Scepter Beid
Wie der, ſo der verwaltet.

Der Vater gar in Sich verzückt,
Bleibt ewiglich im Weſen,
Sein helles Wort hell abgedrückt
Er ewiglich thut leſen,
Er ewig in Beſchaulichkeit
Ob ſeinem Prunkt erſtarret,
Drum folgends auch in Ewigkeit
Das Herzenwort verharret.

Wer will nun zierlich reißen dar,
Und mahlens nach dem Leben,
Wie dann ſie Beiden alſo gar
In Luſt und Freuden ſchweben?
Wer will beſchreiben ohn Verſtoß,
Wie wunder dann getrieben
Mit ausgeſpannter Flammen groß
Sich Beide gleich verlieben?

Der Vater in ſo werthem Sohn
Die Schönheit ſein betrachtet,
Den Vater auch in ſeinem Thron
Der Sohn ohnmaßen achtet;
Da reget ſich mit ſtarkem Trieb
Von ein und einer Seiten
Ein hoch und hoch geſpannte Lieb
Ohn Anfang, End und Zeiten.

Der Vater ſeufzet ohne Ruh
Zu ſeinem Sohn verliebet,
Der Sohn Ihm wider ſeufzet zu,
Sich gleichem Feur ergiebet.
Zugleich dann Er, zugleich dann Der
Mit gleichem Brand befangen,
Mit Seufzen hin, mit Seufzen her
Bezeugens ihr Verlangen.

Ahä der Vater ſeufzen thut
Zu ſeinem Sohn geſchwinde,
Ahä der Sohn auch ſeufzet aus
Mit eben ſelbem Winde.
O ſchöner Sohn! du ſchönes Bild!
Nun lieb ich Dich ſo ſehre.
O ſchöner Vater! Vater mild!
Zu Dir mich eben kehre.

O ſchöner Sohn, du Morgenſchein,
Die Lieb iſt unermeſſen!
O ſchöner Vater, Vater mein!
Auf Dich bin gar erſeſſen.
Ach ſchöner Sohn, du klares Licht,
Vor Lieb ich gar erbrinne!
Ach Vater mein! ich freilich nicht,
Dem Feur ich nicht entrinne.

Ahä, nun da du ſchöner Sohn!
Vor Lieb kann mich nit laſſen;
Ahä, nun da du meine Kron,
Ahä, laßt uns umfaſſen.
O Sohn Du mein! Du Vater mein!
Du meine Ruh, Du meine!
Und ich dann dein, und ich bin dein,
O Wolluſt in Gemeine!

Schau da dann kräftig windet ab
Der Seufzer ihrer Beiden,
Der süße Geist, die süße Gab,
O Freud ob allen Freuden!
Der Sohn und Vater, der und der
Gar lieb und freundlich hauchet,
Aus einem Herzen her und her,
Der Athem süßlich rauchet.

Von Beiden kommt der Herzenwind,
Von Beiden gleich gewindet;
Ist Beider Geist und Seufzer lind,
Ahä, so nie verschwindet,
Ist Beider unzertrennter Band,
So niemal sich entbindet,
Ist Beider Glut und Herzenbrand,
Ohn Maß und Ziel gezündet.

Der Sohn und Vater ewiglich,
Ohn End und ohn Beginnen,
Mit gleichem Herzen inniglich
In gleicher Lieb erbrinnen,
Sie Beide Zween und Eines Beid
Sich ewiglich umfassen,
So saufet auch in Ewigkeit
Der Geist ohn Unterlassen.

O ſüßer Wind! o ſüßer Blaſt,
Von Beiden her geblaſen!
Erleuchte meinen Sündenlaſt;
Heil meine Wund und Maſen.
Ach mache mich der Sünden los,
Der Bürden unerträglich!
Blas auf die Ketten, Band und Schloß,
Mit Seufzen unausſprechlich!

O gülden Bächen, gülden Fluß!
Von Beiden gleich ergoſſen,
O gülden Stahl! o gülden Schuß!
Von Beiden vor geſchoſſen,
Thu nur die dürſtend Herzen dein
Mit deiner Gnad beſeuchten,
Thu nur mit deinem klaren Schein
Die Kinder dein erleuchten!

Des Sohns und Vaters einig Kuß
In Beiden unzertheilet,
O ſtark und reicher Gnadenguß!
So gleich all Schaden heilet.
Uns deine Kinder ſpahr geſund,
Das Leben uns erſtrecke,
Und Aller unſer Herz und Mund
Zu deinem Lob erwecke.

Gelobet ſey der einig Gott
Zu tauſend, tauſend malen,
Zu tauſendmal Gott Sabaoth,
Und noch zu tauſendmalen,
Gelobet die Dreifaltigkeit,
Dreifaltig in Perſonen,
Gelobet die Dreieinigkeit
Drei Einig in der Kronen!

Dir ſei Lob, Ehr und Preiß geleiſt't
Als nun, von Zeit zu Zeiten,
O Vater, Sohn und heilig Geiſt!
In folgend Ewigkeiten.
Dich loben deine Seraphim
In Glanz und Feur bekleidet,
Dich loben deine Cherubim
Zu deinem Lob vereidet!

Eine Ecloga, oder Hirtengeſpräch. Die Hirten, Damon und Halton loben zu Nacht Gott in die Wette, dieweil Mond und Sternen ſcheinen.

Eingang.

Der Mond auf runder Heiden war
Und hütet ſeine Sternen;
Zween Hirten ihm da ſpielten zwar
Auf Harfen und Quinternen.
Sie fuhren fort mit Nichten blöd,
Ihm freundlich lieb zu koſen,
Bis gar die ſchöne Morgenröth
Sich krönt mit friſchen Roſen.

Der Damon und auch Halton frumm
Aus ſüß gedehnten Weiſen
Zur Wett ſich trieben um und um,
Wers Kränzlein möcht erſtreiten.
Drauf eilends ich mich unterſtund,
Es klüglich aufzufaſſen,
Doch Alles ich nit ſetzen kunnt,
Mußt viel noch hinten laſſen.

Der Hirt Damon.

O schöner Mond, du bester Hirt!
Auf blau gefärbten Weiden,
Groß Vortheil dir da wiederfährt,
Doch will dich nit beneiden:
Nur sing und kling dem Schöpfer dein,
Dem Schöpfer hoch gepriesen,
Der dir so frei geraumet ein
So weit gerünöte Wiesen.

Der Hirt Hallon.

O schöner Mond, du bester Hirt!
Bei deinen besten Schafen,
Bei deinen Sternen wohlgeziert,
Wann Thier und Menschen schlafen,
Auch ich will dir nit neidig seyn,
Noch tragen dir den Grollen,
Wann schon die Stern und Schäflein dein
Sind voll der gülden Wollen.

Der Hirt Damon.

Nur lobe nur den Schöpfer dein,
Der dir ist wohl gewogen,
Und dir die gülden Lämmerlein
Er selbst hat auferzogen.
Sie nie noch keine Mütterlein,
Noch keine Brüst gesogen,
Der Schöpfer nur, nur Er allein,
Er selbst hats auferzogen.

Der Hirt Hallon.

Er ſprießet ab ein kräftigs Wort
Von lind gerührter Zungen,
Gleich deine Schäflein mancher Sort
In blauen Feldern ſprungen.
Gleich kleidet Er in gülden Woll
Auf rein glaſirten Waſen,
Und hieß alda das Bürslein toll
Dir ſtäts ob Augen graſen.

Der Hirt Damon.

Wann unſer Herden dort und hie
Gar oft in Wälden iren,
Die deinen doch verlauſens nie,
Noch jemahl ſich verwirren.
Auch ungenannter Böſewicht
Dir nie die Zahl mag ſchwächen,
Auch Hund noch Stecken brancheſt nicht,
Mag dir ja nichts gebrechen.

Der Hirt Hallon.

Ach lobe noch den Schöpfer weith,
Der gütlich thät erachten,
Daß Er auch deine gülden Heid,
Nur weiden ließ bei Nachten.
Dann weil an Hirn und Häupter blöd
Sie keine Sonn vertragen,
Unzweifelich würdens all getödt
In Sonnenlichten Tagen.

Der Hirt Damon.

Ja lobe noch den Schöpfer mild,
Der friedlich sie macht grasen,
Der alle Wind und Brausen stillt,
Daß nie so kräftig blasen.
Er schonet immer deiner Herd,
Beschirmets aller Wegen,
Daß nimmer sie berühret werd
Vom Wetter, Schnee und Regen.

Der Hirt Falkon.

Er schaffet ihn'n gesunde Weid,
Gesunde Luft und Speisen,
Daß ledig sie von allem Leid
Die runde Bahn durchreisen.
Er leitets gleichsam an der Schnur,
Auch selbst ist Er nit ferren,
Nur lobe dann und lobe nur
So mild und frommen Herren.

Der Hirt Damon.

Ja lobe noch so milden Gott,
So mild und fromme Herren,
Dem freilich deine gülden Rott
Mit gülden Zungen plärren;
Doch wir so fern erhörens nicht,
Weil wir die Ohren sparen,
Wer Herz und Sinn hinausen richt't,
Wirds je noch wohl erfahren.

Der Hirt Hallon.

Die ganze gülden Schäferei
Stäts Ihm das Lob verkündet,
Stäts preisen ihn mit stillem Schrei
Die Sternen glatt gerundet.
Still rufen sie die ganze Nacht:
Er warlich, Er unfehlber,
Er, Er allein hat uns gemacht,
Und wir uns ja nit selber.

Der Hirt Damon.

O Mond! du frommer Sternen Hirt,
Uns lasset Beid zusammen,
Allweil die Sonn geweckt wird
Erheben Gottes Namen,
Uns laßt mit süßem Jubelschrei
Den Schöpfer hoch verehren;
Laßt ihn von Herzen preisen frei,
Der Tag will wiederkehren.

Der Hirt Hallon.

Die Morgenröth schon wachet gar,
Will schon die Nacht verleiten,
Schon flechtets ihre Purpurhaar,
Und will den Tag bereiten.
Uns laßt noch preisen alle Zeit
Den Schöpfer groß von Machten,
Laßt feiern Ihm in Fröhlichkeit
Zu Morgen wie zu Nachten.

Andere Eclogn oder Hirtengesang darin jezt gemeldete beide Hirten zu Morgens früh Gott loben, allweil die schöne Sonn scheinet.

Eingang.

Schon ist in rothem Carmesin
Die Morgenröth erstanden,
Schon glänzend wie der best Rubin
Die Sonn sich zeigt vorhanden.
Nur fort, ihr meine Geiger beid
Der Saiten gar nit fehlet;
Und bei beliebtem Reimenstreit
Die Geigen süßlich strelet.

Der Hirt Damon.

O schöne Sönn, du klares Gold!
Magst wohl den Schöpfer preisen,
Der immer dir sich zeiget hold
Auf deinen Zirkelreisen.
Er streichet dir die Strahlen an
Mit besser gelben Farben,
Als wohl sich nit gefärbet han
Die gelbest Weitzengarben.

Der Hirt Halkon.

Er ſchärfet dir die gülden Pfeil
Mit Flämmlein zart befedert,
Er führet dich viel tauſend Meil
Auf Straßen ſtark beräbert,
Er ſchenket dir die Silberbahn
Die gülden Roß und Wagen,
So dich den runden Steeg hinan
Von Oſt in Weſten tragen.

Der Hirt Damon.

Er laſſet dir die m..e Roß,
Als gut Poeten ſagen,
Zu Nacht mit allem Wagentroß
In großem Kübel zwagen,
Drauf weidet er ſie Roſenſatt
In edlem Blumengarten,
Bis früh ſie wieder friſch und glatt
Vollführen ihre Fahrten.

Der Hirt Halkon.

So bald in friſchem Purpurſchein
Dich hebeſt nur zu Morgen,
Dir zeiget er die Wunder ſein,
Dir nichts hält er verborgen,
Er zeiget dir auf deiner Reiſ'
Den ganzen Himmelbogen,
Den ganzen grünen Erdenkreis,
Das Meer und Waſſerwogen.

Der Hirt Damon.

Er zeiget dir die ſchöne Welt,
Die Vögel all, in Wolken,
Auch unſer Schaf und Küh zu Feld
Gleich eben friſch gemolken,
Auch Menſchen all und alle Thier.
Was nur von wild und zahmen
Der ſchönen Welt zu Schmuck und Zier
Man treiben mag zuſammen.

Der Hirt Halton.

Auch Städt und Mauren, Thürn, Palläſt,
Der alten viel und neuen,
Dann Schlöſſer auch und Häuſer feſt,
Gar Wunder von Gebäuen,
Auch allen Fried und Kriegsgerüſt,
Geld, Pracht und Wehr und Waffen,
Und was noch des ich mehr gewüßt,
Eh dann ich kam zun Schafen.

Der Hirt Damon.

O ſchöne Sonn, du klares Gold
Magſt wohl den Schöpfer preiſen,
Der immer dir ſich zeiget hold
Auf deinen Zirkelreiſen,
Er weiſet dir den rechten Streich,
All Örter zu beſchleichen;
Da mag dann Sand, noch Land, noch Reich
Vor deinem Glanz entweichen.

Der Hirt Hallon.

Er leitet dich in deinem Glanz
Im Hin und Wiederkehren,
Als wie zur Hochzeit und zum Tanz
Den Bräutigam von Ehren.
Er führet dich bei seiner Hand,
Weicht nie von deiner Seiten,
Giebt Nahrung deinem Fackelbrand
Ohn Zahl der Jahr und Zeiten.

Der Hirt Onmon.

Er schicket dir die Vögelein
Zu Morgen gleich entgegen,
So dir den Willkomm bringen ein,
Und Stimm als Flügel regen.
Er heißet sie dir spielen schön,
Daß weit und breit erschallet,
Daß auch von Felsen ein Getön
Im Wiederschlag erhallet.

Der Hirt Hallon.

Er spreitet dir die Felder grün,
Dir mahlet er die Garten,
Da manch erhebte Blumenbühn
Dir scheinet aufzuwarten;
Er läßt von dir Getreid und Gras
Das Leben süß erlangen,
Auch Bäum und Reben gleicher Maß
Von deinem Glanz empfangen.

Der Hirt Damon.

Durch ihn beſaameſt alle Welt
Mit deinen Strahl und Strämen;
Ohn ihn hingegen alle Welt
Von dir gar nichts könnt nehmen,
Ohn ihn all deine Flammenflüß
Längſt wären ſchon verronnen,
Noch flößen mehr die Strahlenglüß
Aus deinem Strahlenbronnen.

Der Hirt Halton.

Ohn ihn kein halbes Augenblick
Dort oben würd verbleiben
Ein Fünklein einer Linſen dick
Von deiner gelben Scheiben,
Ohn ihn das ganze Weſen dein,
Und was noch dich mag zieren,
In pur und lauter Nichts hinein
Geſchwind ſich würd verlieren.

Der Hirt Damon.

Drum ſchöne Sonn, du klares Gold!
Magſt wohl den Schöpfer preiſen,
Der immer dir ſich zeiget hold
Auf deinen Zirkelreiſen;
Ich helfen dir will jederzeit,
Den ſchönen Gott verehren,
Und dich von ihm auf grüner Weid
Noch manches Liedlein lehren.

Der Hirt Hallon.

Auch ich dann will dich eben viel
Derselben Liedlein lehren,
Und freilich auch zu selbem Ziel
Den Fidelbogen kehren.
Ja sollt ich seyn der Geigen müd,
Von Stund an will ich greifen
Mit frisch geschöpftem Herzgeblüt
Zu meinen hohlen Pfeifen.

Andere Ecloga oder Hirtengesang, darin gemeldete Hirten Gott loben bei ihren Schäflein, und ihre Lieb zu Gott anzeigen.

Eingang.

Wann oft vom klarem Himmelschweiß
An schönen Sommertagen
Die Morgenperlen rund und weiß
Gar schön zertröpflet lagen,
Die Sonn schoß ab so manchen Strahl
Und mehr und mehr erglitzet,
Da schwanden eilends ohne Zahl
Die Tröpflein gar erhitzet.

Auf, auf! alsdann der Damon sprach,
Auf, auf! zun grünen Wasen,
Laß unser Schäflein allgemach
In flachen Heiden grasen,
Drauf, Halten bliesi auf süßem Halm,
Gleich Der, gen Den sich bäumet,
Und Beid in gleichem Hirtenpsalm
Noch Der, noch Der sich säumet.

Der Hirt Halton.

O Damon, ſchöner Mitgeſpan!
Den Pfeifen und Schalmeyen
Uns laße heut auf grünem Plan
Den Athem ſüß verleihen.
Uns laß mit beſtem Hirtenklang
Mit beſtgefügten Reimen,
Das meiſterlich zun Ohren drang,
Auf Hirtiſch weidlich leimen.

Der Hirt Damon.

Ach Halton! ich von Herzen gern
Den Pfeifen und Schalmeyen
Will heut, daß es erſchallet fern,
Ein Lüftlein ſüß verleiben.
Nur laßet uns auf dieſem Plan
Dem Schöpfer weislich danken,
Allweil die Schöflein weiden gahn
In jenen grünen Schranken.

Der Hirt Halton.

Den Schöpfer lob ich alle Tag
Noch vor der Sonnen Wagen,
Noch eh ſie recht ſich ſchmücken mag
Mit gülden Kröß und Kragen,
Noch eh die Morgenſtunden klar
Von warmer Oſtenſeiten
Entbinden ihr die gelben Haar
Und breit in Lüften ſpreiten.

Der Hirt Damon:

Den Schöpfer lob ich allzumahl
Wann klar die Sonn sich zeiget,
Und freudig mit so manchem Strahl
Das blau Gewölb ersteiget,
Wann sie geschmückt mit vollem Glanz
Vollführet ihre Reihen,
Und wir erspielen manchen Kranz
Besteckt mit grünen Mayen.

Der Hirt Halton.

Den Schöpfer lob ich eben sehr,
Wann Sonn sich wieder bieget,
Und auf gesenkter Niederkehr
Den matten Wagen wieget
Wann wir bei sanftem Abendsang
Nach Haus die Schäflein treiben,
Und wachsen ihre Schatten lang
Gezielt von kurzen Leiben.

Der Hirt Damon.

Den Schöpfer lob ich gleicher Weis,
Wann ich zu Nacht gewecket
Schick auf mit wenig Seufzer leis
Zun Sternen angestecket,
Wann friedlich unser Herd und Schaf
Nach spätem Wiederkäuen
Berauschlet mit gelindem Schlaf
Die süße Weid verdäuen.

Der Hirt Halten.

Dem Schöpfer frei nun tretet her,
Tret't her ihr wüll'n Schauren,
Und ihn auch preiset mit Gepläri,
Euch thut zum Tanz verpaaren,
Vor ihm nun frisch und freudig springt,
Nun flechtet ihm den Reihen,
Euch weil der schöne Damon klingt
Und Halten auf Schalmeyen.

Der Hirt Damon.

Frisch auf! ihr zarte Lämmerlein
Springt auf, auf grünem Wasen,
Frisch auf! ihr weiße Brüderlein,
Wir euch nun lieblich blasen,
Wir euch noch wollen ebenfalls
Mit bestem Schmuck besieren,
Und euch die reine Stirn und Hals
Mit grünen Kränzlein zieren.

Der Hirt Halten.

Alsdann mit bester Zier geschmückt
Noch bas in Freuden springet,
Dem Schöpfer feret unverzückt,
Und Jubel gros vollbringet,
Zu ihm noch bas mit Plören ruft,
Zu ihm euch thut erheben,
Der euch gerückt an süßen Luft
An süßes Licht und Leben.

Der Hirt Damon.

Er kleidet euch die Röcklein an
Zu seinem Wohlgefallen,
Gleich schauet man im Grünem gahn
Die weiße Wüllenballen,
Mit weißen wüllen Federlein
Er euch die Fell verbrämet,
Von weichem Schnee ganz oben rein,
Als wärens abgesämet.

Der Hirt Halton.

Er wicklet euch in sanfte Pelz,
Frisch neu, noch undeschoren,
Umzinglet euch die nackend Häls
Mit lind gekämmten Haaren,
Er härtet euch die Kläulein zart
Gar sittlich aufgesplißen
Da tretet ihr auf grüner Fahrt
Nach Weid und grünen Bißen.

Der Hirt Damon.

Er euch zur Nahrung Thal und Berg
Und Felder hinterlasset,
Da schlagen wir euch in die Pferch,
Und ihr gar friedlich prasset,
Er gießet aus die Bächlein schwank,
Er macht die Brünnlein spritzen,
Da nehmet ihr dann kühlen Trank
Bei warmer Sommerhitzen.

Der Hirt Halton.

Er schenket euch gar manchen Baum,
Da drunter ihr euch schattet,
Wann ihr den Strahlen machet Raum,
Weil euch die Sonn ermattet,
Er euch vor unbenanntem Fraß
Mit seiner Hand beschirmet.
Sonst würdet ihr auf grüner Straß
Wohl blutig oft gefirmet.

Der Hirt Damon.

Er segnet euch ihr Mütterlein
Mit Säugling wohl ersprossen.
Er segnet euch ihr Lämmerlein
Mit gleichen Brustgenossen.
Er quellet auf die Dütten rund
Mit süß und weißen Gaben,
Da machet ihr dann süßen Mund.
Ihr zarte Wollenknaben.

Der Hirt Halton.

Er schaffet Allen ihre Speiß,
Er nähret alle Seelen,
Des geben wir ihm Ehr und Preiß,
Und mögens nit verhehlen.
Wir ihm auf Halmen und Geröhr
Durch alle Noten schweifen,
Und so vielleicht mans lieber hör
Auch auf gesäckten Pfeifen.

Der Hirt Damon:

Wir ihm zu Lob auf grünem Feld
Je ſpat, je zeitig feiren,
Und je dann einzeln, je geſellt
Auch brauchen Harf und Leiren.
Wir auch die gelbe Laiten ſchwank
Mit ſüßer Stimm vermählen,
Wann wir mit reinem Brunnentrank
Erfriſchen Hals und Kehlen.

Der Hirt Falton.

Ach! daß nur ihm, daß nur allein,
Ach! nur daß ihm gefiele,
Was ich zu Lob und Ehren ſein
Bei meinen Schäfiein ſpiele.
Ja frei den beſten Hammel mein
Noch heut ich drum wollt geben,
Und ja die ſchönſten Lämmerlein
Noch drei und drei darneben.

Der Hirt Damon.

Und ſollt nun auch dem Schöpfer gut
Nit eben gar mißfallen,
Was ich bei meiner Herdenhut
Auch herzlich pflag erſchallen,
Ja frei den beſten Hirtenhund
Auch ich noch drum wollt geben,
Und ja der längſten Pfeifen und
Noch dreimahl drei darneben.

Der Hirt Halton.

Ach Damon! wann die Schaf zu Hand
Den grünen Grund bescheeren,
Fühl ich so süßen Herzenbrand
Zu Gott steht mein Begehren.
Von ihm kommt mir so reines Feur
In Mark und Bein gekrochen,
Das quälet mich fast ungeheur,
O weh! kanns nit verkochen.

Der Hirt Damon.

Ach Halton! wann die Schaf zu Hand
Den kühlen Born verkosten,
Auch mich läßt er in gleichem Brand
Auf gleichen Kohlen rosten.
Von ihm auch mir kömmt gleiches Feur
In Blut und Muth geschleichen,
Das wüthet eben ung heur,
O weh! kann ihm nit weichen.

Der Hirt Halton.

Nun schau, die Sonn zu Gnaden geht,
Und will zu Wasser tauchen,
Die Schlyt und Kämich eben spät
Rings um in Dörfen rauchen.
Man kochet uns die Nachtenspeiß,
Uns laß nun heimwärts kehren
Der Brand im meinem Herzen heiß
Sich wird noch wohl vermehren.

Der Hirt Damon.

Ja, lieber, ja, laß kehren heim!
Und laß die Schäflein zählen.
Zu recht ich kann doch sagen Kein'm,
Wie Lieb mich stäts thut quälen.
O schönre Gott, weil dich nit seh,
Zumal ich bin in Peinen,
Nach dir ist meinem Herzen weh,
Wann Soun und Sternen scheinen.

Christmeßgedicht, darin ein Engel die Geburt Christi den Hirten verkündigt.

Vom Kindlein frisch geboren,
Vom klein vermenschten Gott,
Im Kripplein halb erfroren
Erschallt der himmlisch Bott.
Der himmlisch Bott von oben
Durch Luft und Wolken drang
Und freudig unverschoben
Also zun Hirten sang.

Auf, auf! nun anzubeten
Das gülden ſchönes Kind,
Auf auf! zur Hirtenmetten
Du frommes Feldgeſind.
Ihr fromme Schäferſchaaren
Zuſammt der weiſen Zucht,
Euch, euch ſoll wiederfahren
Das Heil vorlängſt geſucht.

Auf, eilend auf! zur Krippen
Zum kleinen Schäferlein,
Küßt ihm die Purpurlippen
Das Purpurwündelein.
Küßt ihm die Roſenwangen,
Die Winterblümelein,
Es trutz dem Frühling prangen,
Obs wohl erfroren ſeyn.

Das Kleinlein halb erfroren
Doch auch nit minder brinnt
In kaltem Froſt geboren
Es Feur im Buſen ſind't.
Und bebets nur in Armen
Und preſſets mit Verſtand,
Es bald euch wird erwarmen
Mit ſüßem Herzenbrand.

Es liebet Schaf und Hirten
Das hirtisch Kindelein,
Es leitet her von Hirten
Den Stand und Stammen sein.
Ein Lämmlein auch ohn Flecken
Es führet in seinem Schild
Zusammt ein Hirtenstecken
Gar zierlich abgebildt.

Ach! trages nur zun Heerden,
Zun süßen Lämmerlein,
In Wahrheit es auf Erden
Wird nirgend lieber seyn.
Manns freilich wird erfahren,
Es künftig werden wird,
Wanns kommt zu seinen Jahren
Ein gut und bester Hirt.

O wohl dem schönen Hirten,
Dem künftig Hirten gut,
Ach, ach! mich in Begierden
Der Zeit verlangen thut.
Alsdann er wird erwecken
Und treiben auf zu Feld
Mit bestem Hirtenstecken
Die Völker aller Welt.

Er wird auf beſten Weiden
  Sie ſchlagen in die Pferch,
Und ja mit Nichten leiden,
  Man ihm die Zahl verberg.
Er, er wird ſeinen Stecken
  Den Sonnenſtrahlen gleich
Ganz überall erſtrecken
  In alle Land und Reich.

Wer dann wollt ſeine Schaaren
  In Ziffern ſchlieſſen ein,
Nit wenig der erfahren
  Muß in der Kreiden ſeyn.
Der muß die Sternen zählen,
  Das gelb gewaffnet Heer,
Der Kreiden auch befehlen
  Den Sand am wilden Meer.

Alsdann mit ſchönem Frieden
  Die ſchöne Welt gekrönt,
Wird ſeyn ununterſchieden
  Die Thier und Thier verſöhnt.
Mit wildem Löw und Bären
  Gleich werden in Gemein
Aus einer Krippen zehren
  Die zarteſt Lämmerlein.

Auf einem Grund und Waſen
Zur ſchönen Sommerblüh
Mit Wölfen werden graſen
Die Rinder, Schaf und Küh
In ſelbe Hütten leeren
Auch werden ungezählt,
Und ſelbe Wieſen ſcheeren
Die Thier aus aller Welt.

Alsdann an Tann und Linden,
An Buch und Eſchenlaub
Wird häufig ſich lan finden
Wohl manch und mancher Traub.
Auch wird von Eichenbäumen
Sieß Hönig preſſen lan,
Und wie ſichs kaum ließ träumen,
Das Öl vom Felſen gahn.

Erd, Himmel wird ſich wenden
In Weſen allerneu,
Und ihre Schätz verſchwenden
Gar häufig und ohn Scheu.
Ohn Untergang wird ſchweben
Die Sonn in klarem Brand,
Der Winter ſich begeben
Zun Wüſten unbekannt.

Der Frühling wird ſich ſchmucken
Und werden mit Gewalt
Zur Erden außer zucken
Die Blümlein tauſentfalt.
Auch werden gahn herummer
Spatzieren immerdar
In ewig grünem Summer
Die wankend Bäſſer klar.

Ja gar von Hönigwaben,
Von ſüßer Milch zu Hand,
Die Bächlein werden traben
Durchs neu gelobte Land.
Von Wolken ab wird flieſſen
Der lieblichſt Göttertrank,
Die Schäflein werdens nieſſen
Und ſämmtlich ſagen Dank.

Auf, auf! dann anzubeten
Das gülden ſchönes Kind,
Auf auf! zur Hirtenmetten
Du frommes Feldgeſind.
Ihr fromme Schäferſchaaren
Zuſammt der weißen Zucht,
Euch, euch ſoll wiederfahren
Das Heil verlängſt geſucht.

Chriſtnächtliche Ecloga oder Hirtengeſpräch, darin zween Hirten, Damon und Halton das Chriſtkindlein beſucht haben, und gegen ihm mit Liebe befangen, auch ihren Brand entdecken.

Der Hirt Damon.

Ach Halton! lieber Halton mein,
Wen Schatz han wir gefunden?
Wen Schatz in hohlem Krippelein,
In Windlein eingewunden?
O Gott, wie ſchönes-Kindelein!
Wie güldengelb von Haaren
Wie perlenweiß an Augelein
Kein Zung mags offenbaren!

Der Hirt Halton.

Ach Damon! liebſter Damon mein
Als wir den Schatz gefunden,
Den Schatz in hohlem Krippelein,
In Windlein eingewunden,
Das Kindlein ich in Armen hand,
Wollt ihm die Wänglein küſſen,
Da netzet ich die Wieg zu Hand
Mit zarten Augenflüſſen.

Damon.

Auch ich, als ihm wollt preſſen ein
Auf ſeine Purpurwangen
Ein dreifach doppeltes Mündelein,
Mir Zähr von Augen ſprangen,
Doch ließ ich mich nit ſchrecken ab
Mit keinen Augenflüſſen,
Ja! mehr ich ihm der Bäcklein gab,
Und mehr und mehr thät küſſen.

Halton.

Auch ich nit hab mich treiben lan
Von ſeinen Wänglein beiden,
Ich ſatt ließ meine Lefzen gahn
Alldort in Roſen weiden,
So friſch die ſaugend Lämmerlein
Noch nie zun Brüſten ſprangen,
Als liefen friſch die Lefzen mein
Zur Weid auf ſeinen Wangen.

Damon.

Ach Halton! als ich immerdar
Das Kind wollt lieblich preſſen,
Und ihm die Wänglein alſo gar
Mit Bäcklein ab wollt meſſen,
Es gleich mit ſüßem Honigmund,
O weh! was freundlich Poſſen,
Mich hat mit ſüßem Pfeil verwund't
Mit ſüßem Pfeil durchſchoſſen.

Halkon.

Ach Damon! als auch ebenfalls
Das Kleinlein ich thät faſſen,
Und ihm von Augen, Stirn und Hals
Der Bäcklein ſatt wollt praſſen,
Es mir mit gleichem Herzenfeur
Thät Mark und Bein verlehen.
Dem Brand nun ſind ich keine Steur
An keinen Ort noch Plätzen.

Damon.

Ihr Hirten auf gemeinem Feld
Sollt jemand Feur begehren,
Nur mir er gleich werd angemeldt,
Will ihm dann gnug beſcheeren.
Des Feurs ich gnug im Buſen trag
Und lebts in rothen Kohlen,
Wer ſein bedarf, mirs keiklich ſag,
Mags hie zur Nothdurft holen.

Halkon.

Ihr Hirten, ſollt auch jemand ſeyn,
So reinen Born käm ſuchen,
Weißt ihn gerad zur Hütten mein
An jener grüner Buchen.
Alsbald ich ihm dann geben will
Born über Born zu nieſen,
So ſtündlich mir in aller Still,
Von Augen ab kömmt flieſſen.

Damon.

Das Feur in meinem Herzen ſüß,
Das Feur in Mark und Beinen,
Wollt Gott michs ewig quälen müß'
Mit ſeinen ſüßen Peinen.
Ganz wohl mir iſt bei ſolcher Pein,
Bei ſüßem Brand und Wunden,
So mir gemacht das Kindelein,
Im Kripplein eingebunden.

Halton.

Die Flüß von meinen Augen beid,
Die beiſſend Waſſerſtrahlen,
Auch kränken mich mit ſüßem Leid,
Mit ſanft und ſüßen Qualen,
Wollt Gott auch bliebens allemahl
In ſtätem Lauf und Rinnen,
Ganz wohl mir iſt bei ſolcher Qual,
Bei feuchtem Hirn und Sinnen.

Damon.

O Gott, wie ſchönes Kindelein!
Ich ſein werd nie vergeſſen,
Ich ſtäts werd in Verlangen ſeyn,
Wer liebt mags mir ermeſſen.
Nach ihm nun werd ich ſeufzen ſtät,
Wann früh die Sonn ſich hebet,
Auch wann ſie ſpät zu Gnaden geht,
Und müd in Weſten ſchwebet.

Hallon.

O Gott, wie ſchönes Kindelein!
Nach ihm ich werd verlangen,
Wann Mond und alle Sternen rein
Auf runden Wieſen prangen.
Nach ihm ich werd mit Lieb verwund't
Beid Arm und Herz erſtrecken,
Wann zeitlich auch die Roſenſtund
Den Tag uns an kommt ſtecken.

Damon.

Von ihm bei meiner weißen Heerd,
Bei meinen Schaf und Geißen
Ich oft und oft nun ſpielen werd,
Und manche Saiten ſchleißen.
Mit Saiten will ich kleiden an
Die Leiren, Harf und Geigen,
Und ihm zu Lieb auf grünem Plan
Der Stücklein viel noch zeigen.

Hallon.

Auch ich zu Lieb dem Gottes Kind
Will oft auf runden Pfeifen
Mit ſüßem Blaſen manchen Wind
Zu runden Liedlein ſchleifen.
Der Pfeifen ich noch ſieben hab
Von lauter Horn und Beinen,
Ein Hirt ſie mir zu Lehen gab,
Und wahrlich weichens Keinen.

Da-

Damon.

Wann dann die Geiſſen ſteigen an
Zu Felſen hoch und Haufen,
Und weiches Laub, ſo vor ihnt gahn,
Von zarten Stauden rauſen,
Will nur von Jeſu ſpielen dar,
So werd ichs wunder locken,
Und werdens klimmen ohn Gefahr
Auf ihren hörnen Socken.

Halton.

Wann dann die Schäflein ebenfalls
Den flachen Grund beſchreiten,
Od'r jenſeit eines hohen Thals
Gahn weiden in der Ferren,
Will auch von Jeſu ſpielen ich,
Will nur von ihm erklingen,
So werdens gleich verſammlen ſich
Und mir zun Händen ſpringen.

Damon.

Wann auch zur heiſſen Sommerzeit,
Begrifft mit Hirnenmücken,
Die Böck in ſtolzem Hirnenſtreit
Mit Köpfen ſammen rücken,
Will ich von ihm noch ſpielen auf,
Nit werdens weiter zörnen;
Ich weiß, dann gebens beſſer Kauf,
Der Streit fällt ab von Hörnen.

Halkon.

Wann auch der Böſewicht ungeheur
Sollt je zun Weiden kommen,
Die Schäflein mir zu mathen theur
Und kürzen mir die Summen,
Von Jeſu will ich ſpielen ſchnell,
Der Schalk wirds laſſen bleiben,
Und ob noch Hund noch Händlein bell.
Will ihn doch gnugſam treiben.

Damon.

Wann auch dann werden je zu mal
Die warme Wolken brommen,
Und rother Blih und Donnerſtrahl
Gen uns mit Kräften kommen,
Von Jeſu will ich ſpielen gleich,
Die Schäflein ihm befehlen,
So werd ich ihrer nach dem Streich
Wohl eben viel noch zählen.

Halkon.

Wann auch die Schäflein übel auf
Sich jemahl ſollten legen,
Und auf dem Feld mit hohlem Bauch
Der Weid noch Brunnen pflegen,
Will ich von Jeſu ſpielen an,
Bald werdens wieder graſen,
Bald wieder weidlich ſcheeren gahn
Auf Blumenreichen Waſen.

Damon.

Von Jeſu will ich überall
In Feld und Wälden ſingen,
Von ihm ſoll Schall und Wiederſchall
In Luft und Klüften ringen.
Doch Halton, ſchau dann meine Reim
Zuſammt dem Tag ermatten,
Laß unſer Herd nun führen heim,
Und ihr die Ruh geſtatten.

Halton.

Ja Damon ſchau dann meine Reim
Schon auch es mir verſagen.
Drum ſo nur du willt treiben heim,
Mit muß es mir mißhagen.
Auf, auf! ihr meine lautbar Hund,
Die Schaf thut ſammen bellen,
Und allgemach bei guter Stund
Begleitet ſie zun Ställen.

Ein kurz poetiſch Chriſtgedicht vom Ochs und Eſelein bei der Krippen.

Der Wind auf leeren Straßen
Streckt aus die Flügel ſein,
Streicht hin gar ſcharf ohn Maßen
Zu Bethlems Krippen ein.
Er brummlet hin und wieder
Der fliegend Winterbott,
Greift an die Gleich und Glieder
Dem friſchvermenſchten Gott.

Ach, ach! laß ab von Brauſen,
Laß ab du ſchnöder Wind,
Laß ab von kaltem Sauſen
Und ſchon' dem ſchönen Kind.
Vielmehr du deine Schwingen
Zerſchlag im wilden Meer,
Allda dich ſatt magſt ringen,
Kehr nur nit wieder her.

Mit dir nun muß ich leſen,
Mit dir, o Joſeph mein!
Das Futter miſch mit Roſen
Dem Ochs und Eſelein,
Mach deinen frommen Thieren
So lieblich Miſchgemüß,
Bald, bald, ohn Zeitverlieren,
Mach ihn'n den Atzen ſüß.

Drauf bläſet ihr Beiden
Mit ſüßem Roſenwind,
Ochs, Eſel wohl beſcheiden
Und wärmets nackt Kind.
Ach bläſet her und hauchet
Ahä, ahä, ahä,
Fort, fort, euch weidlich brauchet
Ahä, ahä, ahä!

Ecloga oder Hirtengeſpräch. Die Hirten Damon und Halton erzählen ihre Gaben, ſo ſie dem Chriſtkindlein ſchenken wollen.

Als nach verbrachten Reiſen
  Bei fremdem Sternenbrand
Die König drei, die Weiſen
  Gar fern aus Morgenland,
Dem Kindlein neugeboren
  Zum Opfer brachten dar
Die dreifach auserkohren
  Und auserleſen Waar.

Gleich auch gezogen kamen
  Zween frommer Hirten werth,
Mein Halton und der Damon
  Mit wohl bewollter Heerd.
Auch dachtens dar zu bringen
  Dem ſchönem Kindelein
Gar viel der ſchönen Dingen,
  So ſie geſammlet ein.

Die Haken all mit Namen,
Die Bäuriſch Hirtenſchäz
Verfaßten ſie zuſammen
In ſüßes Reimgeſchwäz,
Jezt, jezt will ichs erholen
Friſch, freudig von Gemüth,
Und ſpielens oftermahlen
Wann ich der Schäflein hüt.

Der Hirt Damon.

Wohlan ich ihm will ſchenken
Ein ſilber weiſſes Lamm,
Als viel mich kann bedenken
Kein edlers nie bekam.
Ihm kömmt an linker Seiten
Von Blut ein ſchöner Fleck,
Weis nit, was mög bedeuten,
Was je dahinter ſteck.

Der Hirt Halten.

Auch ich will ihm dann ſchenken
Ein ſaugends Kälbelein,
Mit Händen überſchränken
Will dem die Füßlein ſein.
Und alſo dann wills tragen
Geſüg auf meinem Hals,
Ich weis, wird ihm behagen,
Will wetten, ihm gefalls.

Damon.

Und ich will ihm noch ſchenken
Ein Kißlein ſammt der Geiß,
Die muß es je noch tränken
Aus ihren Dütten weiß.
Die Brüſt es ſelber findet,
Und kann ſie leeren ſchon,
Ja ſchon ſichs überwindet,
Und wird der Weid gewohn.

Halton.

Und ich will ihm noch ſchenken
Ein rothes Hirſchenkalb,
An Schenkel und Gelenken
Es iſt vollwachſen halb.
Es mir auf grüner Haſſen
Im Wald entgegen kam,
Eichs ließ mit Stricken faſſen,
Ging mit und wurde zahm.

Damon.

Und ich will ihm noch ſchenken
Ein Haſenköniglin,
Es iſt von tauſend Ränken,
Von friſch und leichtem Sinn.
Es laufet, ſpringt und ſpielet,
Auch trommlets eigentlich,
Die Streich zum Boden zielet
Mit Füßen meiſterlich.

Halton.

Und ich will ihm noch ſchenken
Ein ſchöns Eichhörnelein,
Iſt auch von manchen Schwänken
Ein kurtzes Meiſterlein.
Ich ſeiner oft muß lachen,
Wanns nur die Nüßlein packt,
Und ſchnell ſie thut erknacken,
Trick, track, wohl juſt zum Takt.

Damon.

Und ich will ihm noch ſchenken
Ein zahmes Häſelein,
Sichs laßt mit Händen ſencken,
Will ſtäts beim Menſchen ſeyn,
Es wird beim Kripplein laufen,
Wird ſpielen immerdar,
Hin, her, zu, ab und aufen
Recht munter ſpringen zwar.

Halton.

Und ich will ihm noch ſchenken
Ein wachſams Hündelein,
Das lernet zanken, zänken,
Die Schanf auch treiben ein.
Wanns kömmt zu ſeinen Tagen,
Wirds freilich ſeyn gefaßt,
Von Schaafen zu verjagen
Den unbenannten Gaſt.

Damon.

Und ich will ihm noch ſchenken
Ein mauſigs Kätzelein,
Kein Härlein ihm darf kränken,
Halton, dein Händelein.
Eichs hat noch nie kan beißen,
Eichs allen wiederſetzt,
Eichs bürſten thut und ſpreißen,
Bleibt allweg unverletzt.

Halton.

Und ich will ihm noch ſchenken
Ein Stücklein gleicherlei,
Mein! ſollteſt wohl gedenken,
Was je dann ſolches ſey?
In deinem Kätzlein eben
Auch ich will ihm zu gleich
Ein pelzen Mausfall geben,
So wird es noch ſo reich.

Damon.

Und ich will ihm noch ſchenken
Ein muntres Täubelein,
Das lauft auf Tiſch und Bänken
Mit ſeinem Schweſterlein.
Aus Pflaum und Federſeiden
Von Farben unbewuſt
Ein Ringlein ihnen Beiden
Bezirklet Hals und Bruſt.

Halton.

Und ich will ihm noch ſchenken
Zwo Turteltauben keuſch,
Die ſpreiten, heben, ſenken
Die Flügel ohn Geräuſch.
Ihr Stimm, ſo viel man ſpüret,
Nur lauter Seufzer ſeyn;
Wer weiß, was Leid ſie rühret,
Was Lieb und Herzenpein?

Damon.

Und ich will ihm noch ſchenken
Ein großen Hünerhahn,
Der Haupt und Hals gar ſchwenken,
Als nie kein edler Schwan.
Mit bunten Füß und Sporen
Er tritt gar ſtolz herein,
Wann ſchon er wär verlohren,
Man kennt die Farben ſein.

Halton.

Und ich will ihm noch ſchenken
Ein Finck und Nachtigall,
So Kopf und Ohren lenken
Zu meinem Hirtenſchall.
Wann ihn'n ich vor will ſingen,
Drei, vier, o'r fünfmahl nur,
Sie gleich mir nach thun ſpringen
In ſelber Noten Spur.

Damon.

Und ich will ihm noch ſchenken
Drei Meiſen, Lerch und Specht,
Ich habs von einem Enken,
Von einem Ackerknecht,
Er glücklich hats gefangen
Doch nit ohn Liſt und Müh,
Als neulich er war gangen
Zum Holz in aller Früh.

Halton.

Und ich will ihm noch ſchenken
Ein weißes Körblein,
An Balken ſoll mans henken
Voll kleiner Vögelein.
Ich ſelber habs geſchnitzet
In ſiebenthalben Tag,
Iſt neu noch unbeſchmitzet,
Mit gnug mans loben mag.

Damon.

Und ich will ihm noch ſchenken
Ein ſtarken Hirtenſteck,
Mit Farben ihn will ſprenken
Gebrennt mit Feur und Speck.
Die Kunſt ich neulich lernet,
Wie recht mans machen ſoll,
Daß ganz er werd beſternet
Mit bunten Fleklein voll.

Hakkon.

Und ich will ihm noch ſchenken
Ein gelben Sonnkompaß,
Das Zünglein ſich verrenken
Läßt nie von ſeinem Spaß.
Eichs reget ſtets und neiget
Zur juſt geraden Stund.
Bis lang der Faden zeiget
Die rechte Stund und Uhr.

Damon.

Und ich will ihm noch ſchenken
Viel ſchöner Sachen mehr,
Ja ſchenken und noch ſchenken
Je mehr und je noch mehr,
Auch Äpfel, Nüß und Bieren,
Milch, Hönig, Butter, Käß,
Und was noch mehr möcht zieren
Die Tafel mir gemäß.

Hakkon.

Wohl da dann laß uns reiſen
Zum ſchönen Kindelein,
Und laß die Gaben weiſen
Dem kleinen Schäferlein;
Ihms Alles auf ſoll heben
Die Mutter mit Beſcheid,
Daß ihm es werd gegeben
Hernach zu ſeiner Zeit.

Der evangeliſch gute Hirt ſucht das verlohrne Schäflein.

O Schäflein unbeſcheren,
Du zartes wölken Kind,
Ach wo dann gehſt verlohren,
Daß dich ſo gar nit find?
In hohlen Felß und Klüften,
Feld, Wieſen, Berg und Thal
Auf müden Bein und Hüften
Dich ſuch ich überall.

Mit Seufzen ungezählet
Ich Luft und Wolken ſpalt,
Daß Leid mit Leid vermählet
Sich mehret hundertfalt,
Die Zähr mir han zerſchliſſen
Wohl halbe Wangen beid,
Weil nie von dir mag wiſſen,
Wer Irrweg dich verleit't.

Und ach! was auch muß denken
Der fromme Vater mein,
Sich weil ſo ſpät läßt ſenken
Das wollen Wildprät ſein?
Das Thierlein er, das Einzig,
Kurzum will wieder han,
Obwohl noch neun und neunzig
Auf grünem Waſen gahn.

Wohlan, wohlan dort eben
In jenem Birkenwald,
Mich dünkt, ſichs thut erheben.
Ei da, da Lieber, halt!
Halt, halt, ich muß ertappen,
Will ſehn, mirs nit entſpringt,
Nun ſoll mirs nit entſchnappen,
Will wetten, mirs gelingt.

O weh! doch meiner Lenden,
O weh! werd ſchwach und krank!
Mich ſtreifen aller Enden
Die Birkengerten ſchwank,
Und ach der Pein und Qualen!
Das Thierlein iſt entwiſcht,
Mir bleiben allemahlen
Das Glück und Spiel vermiſcht.

Doch dort in jener Hecken,
Da dannoch dünket mich,
Da bleibets gar beſtecken,
Dort hör ichs regen ſich.
Ja wahrlich da, da drinnen,
Da möchts in Wahrheit ſeyn,
Wills greifen da mit Sinnen,
Will ſchleichen ſanft hinein.

Ach aber ach! mit Nichten,
Ach aber nein, ach nein!
Als viel ichs kann entrichten,
Iſt nit nochs Thierlein mein.
Vergebens nur verletzet
Mich hab in Dörnen ſpitz,
Das Haupt mir gar zerſetzet
Iſt voller Feur und Hitz.

Ei dorten dort, dort oben,
Auf jener Schedelſtatt,
Ein Creutzbaum friſch erhoben
Die Räſt erſtrecket hat.
Da dünket mich gar eben
Dörfts haben ſeinen Gang,
Ihm da denk, nachzuſtreben,
Hoff, dort ichs endlich fang.

Doch müd mich auf den Beinen
Ich mehr mag halten kaum.
An dich dann muß ich lehnen,
O ſtarker Eichenbaum!
Ach Schäflein auserkoren,
Ach kämeſt, kämeſt doch!
Mit mir doch iſt verlohren,
Muß ich wohl ſterben doch.

Mit Armen ausgeſtrecket
Will deiner warten hie,
Mirs Leben mehr nit ſchmecket,
Allweil noch ſäumeſt je.
O Vater! dir zun Händen
Mein Seel von hinnen reiſt,
Zu dir wohl muß ich ſenden,
Schau da dann, meinen Geiſt.

Trauergesang von der Noth Christi am Ölberg in dem Garten.

Bei stiller Nacht zur ersten Wacht
Ein Stimm sich gunnt zu klagen.
Ich nahm in Acht, was sie doch sagt,
Thät hin mit Augen schlagen.

Ein junges Blut von Sitten gut
Alleinig ohn Gefährten,
In großer Noth fast halber todt
Im Garten lag auf Erden.

Es war der liebe Gottessohn,
Sein Haupt hat er in Armen,
Viel weiß und bleicher dann der Mon,
Ein Stein es möcht erbarmen.

Ach Vater! liebster Vater mein,
Und muß den Kelch ich trinken?
Und mags dann ja nit anders seyn,
Mein Seel nit laß versinken.

Ach liebes Kind trink aus geſchwind,
Dirs laß in Treuen ſagen,
Sei wohl geſinnt, bald überwind,
Den Handel muſt du wagen.

Ach Vater mein! und kanns nit ſein
Und muß ichs je dann wagen?
Wer trinket rein den Kelch allein,
Kann dirs ja nit verſagen.

Doch Sinn und Muth erſchrecken thut,
Soll ich mein Leben laßen,
O bitter Tod! mein Angſt und Noth
Iſt über alle Maßen.

Maria zart, jungfräulich Art,
Solſt du mein Schmerzen wiſſen,
Mein Leiden hart zu dieſer Fahrt,
Dein Herz wär ſchon geriſſen.

Ach Mutter mein! bin ja kein Stein,
Das Herz mir dörft zerſpringen,
Sehr große Pein muß nehmen ein,
Mit Tod und Marter ringen.

Ade, ade zu guter Nacht!
Maria Mutter milde,
Iſt Niemand, der dann mit mir wacht
In dieſer wüſten Wilde?

Ein Kreuz mir vor den Augen ſchwebt,
O weh! der Pein und Schmerzen,
Dran ſoll ich Morgen wer'n erhebt,
Das greifet mir zum Herzen.

Viel Ruthen, Geiſel, Scorpion
In meinen Ohren ſauſen,
Auch kommt mir vor ein dörnen Kron.
O Gott, wem ſollt mir grauſen?

Zu Gott ich hab gerufen zwar
Aus tiefen Todesbanden,
Dennoch ich bleib verlaſſen gar,
Iſt Hülf noch Troſt vorhanden.

Der ſchöne Mon will untergahn,
Vor Leid nit mehr mag ſcheinen,
Die Sternen lan ihr Glitzen ſtahn,
Mit mir Je wollen weinen.

Kein Vogelſang noch Freudenklang
Man höret in den Lüften,
Die wilde Thier traurn auch mit mir,
In Steinen und in Klüften.

Eine Ecloga oder Hirtengesang von Christo dem Herrn im Garten unter der Person des Hirten Daphnis, welchen der himmlische Sternenhirt, das ist der Mond, allweil er seine Sternen hütet, klüglich beantwortet. Sind aber Trochaische oder Springvers, so nach ihrem Sprung wollen gelesen seyn, wie oben.

Eingang.

Mond des Himmels treib zur Weiden
Deine Schäflein güldengelb,
Auf gerundter blauen Heiden
Laß die Sternen walten selb,
Ich noch neulich so thät reden,
Da zu Nacht ein schwacher Hirt
Aller Wegen, Steg und Pfaden
Sucht ein Schäflein mit Begierd.

Gleich der Mond ihm ließ geſagen,
Nahm ein lind geſtimmtes Rohr,
That es bloſend zärtlich nagen,
Spielet ſeinen Sternen vor:
Auf ihr Schäflein, auf zur Heiden,
Weidet reines Himmelsblau;
Dannenhero, wann wir ſcheiden,
Schwitzt ihr ab den Morgenthau.

Ach wer aber dort im Garten
Liegt mit ſeinem Hirtenſtab?
Wer will ſeiner dorten warten?
Schaut ihr Sternlein, ſchaut hinab.
Haltet, haltet, ich nit fehle.
Iſt der Daphnis wohlbekannt,
Eja, Daphnis, mir erzähle
Daphnis, was will dieſer Stand?

Weidet, meine Schäflein weidet,
Ich mit ihm noch reden muß,
Weidet, meine Sternen weidet,
Daphnis liegt in harter Buß.
Daphnis thu die Lefzen rühren,
Eja, nit verbleibe ſtumm,
Daphnis, laß dich dannen führen,
Eja, nit verbleibe dumm.

Weidet, meine Schäflein weidet.
Daphnis liegt in Ängſten groß,
Daphnis Pein und Marter leidet.
Wollt, er läg in Mutterſchoos.
Er dem Felſen liegt in Armen.
Liegt auf harten Steinen bloß;
Ach wer dorten ihn will warmen,
Förcht, er da das Haupt zerſtoß.

Weidet, meine Schäflein weidet.
Daphnis ſpaltet mir das Herz,
Wer mag haben ihn beleidet?
Weinen möchten Stein und Erz.
Kalter Wind halt ein die Flügel,
Rühre nit das kranke Blut,
Meide jenen Berg und Hügel,
Daphnis liegt ohn Schutz und Hut.

Weidet, meine Schäflein weidet,
Daphnis leidet Angſt und Noth,
Daphnis doppelt Thränen leidet,
Weiße Perl, Corallen roth.
Perlen ihm von Augen ſchießen,
Schießen hin ins grüne Gras,
Von dem Leib Corallen fließen,
Fließen in den Boden baß.

Weidet, meine Schäflein weidet,
Daphnis voller Angſten liegt,
Ruch noch Farben unterſcheidet,
Achtet keiner Blümlein nicht.
O was Marter dir begegnet,
Hör zu ſchwitzen einmal auf,
Gnug es einmal hat geregnet,
Nit in rothem Bad erſauf.

Weidet, meins Schäflein weidet,
Wer doch hat es ihm gethan?
Niemand meine Frag beſcheidet,
Du mir Daphnis zeig es an.
Daphnis kann vor Leid nit ſprechen,
Seufzet manchen Seufzer tief,
Ihm das Herz will gar zerbrechen,
Ach! daß Jemand helfen lief.

Weidet, meine Schäflein weidet,
Schon ein engliſch Edelknab
Stark in Luft und Wolken ſchneidet,
Eilet hin in vollem Trab.
Er ihm ſinglet ſüße Reimen,
Mit gar ſüßem Stimmlein ſchwank,
Auch den Kelch nit thut verſäumen,
Zeiget einen Kräuterkrank.

Weidet, meine Schäflein weidet,
Alles, Alles iſt umſunſt,
Er doch allen Troſt vermeidet,
Achtets wie den blauen Dunſt.
O du frommer Knab von Oben,
Du nur mehreſt ihm die Pein,
Doch ich deine Treu muß loben,
Gott! dirs muß geklaget ſeyn.

Weidet, meine Schäflein weidet,
O wie ſchlecht und frommer Hirt!
Er den Weiher jetzo meidet,
Morgen ihms grünen wird.
Er ſich jetzo nur will freien,
Weigert, was man trinket zu,
Darft vielleichten Morgen ſchreien,
Ach wie ſehr mich dürſtet nu!

Weidet, meine Schäflein weidet,
Daphnis bleibet Schmerzenvoll,
Euch befehl ich, euch entkleidet,
Reißet nun die gülden Woll.
Nur euch kleidet nur in Farben
Nur in lauter ſchwarzes Kleid
Von der Scheitel auf die Sohlen,
Euch gebühret ſolcher Neid.

Weidet, meine Schäflein weidet.
Daphnis führet ſtarkes Leid.
Iſt vom Vater hoch verreidet.
Hoch mit wohlbedachtem Eid,
Er doch wollte wiederbringen
Ein verlohren Schäflein ſein.
Ach! wann ſollte das mislingen.
Er ja ſtürb vor lauter Pein.

Weidet, meine Schäflein weidet.
Daphnis wird verfolget ſtark.
Böß Geſindlein ihn beneidet,
Trachtet ihm nach Blut und Mark.
O! was Dornen, was von Stangen.
Wehr und Waffen nehm ich wahr,
O! vielleicht man ihn kömmt fangen.
Wahrlich, wahrlich iſt Gefahr.

Weidet, meine Schäflein weidet.
Sprechen wollte bleicher Mon.
Ja nit weidet, ſonder ſcheidet.
Er da ſprach und wollte gohn.
Scheidet, ſcheidet meine Schaaren,
Kann vor Leid nit ſchauen zu.
Dich nun wolle Gott bewahren.
Daphnis, wer kann bleiben nu?

Drauf Ade der Mond wollt ſpielen
Da zerſprang das matte Rohr,
Augentropfen ihm entfielen,
Wurde wie der ſchwarze Mohr.
Und weil eben dazumahlen
Er trat on in vollen Schein.
Gleich verkauſchet er die Strahlen.
Vollen Schein gen volle Pein.

Auch die Sternen weinen kamen,
Flöhten ab all ihren Schein,
Schein und Thränen floßen ſammen
Recht zum blauen Feld hinein,
Machten eine weiſſe Waſſen,
So noch heut man ſpüren mag.
Dann der Milchweg hinterlaſſen
Iſt wohl halb von ſolcher Nach.

Andere Ecloga oder Hirtengespräch von der Gefängniß Christi unter der Person des Hirten Daphnis.

Eingang.

Neulich seine Schäflein weidet
Damon, sehr berühmter Hirt,
Ich die Senn zu weit vermeidet,
Wand im nächsten Wald verwirrt.
Weil ich ihn doch pfeifen höret,
Trat gerad zum Klang hinan,
Da war alle Forcht zerstöret.
Dann ich kam auf rechte Bahn.

Damon süß und lieblich spielet,
Damon mir auch winken thät.
Mir ihr süße Vers gefielet,
Euch zu Lieb mich hab verspät't.
Und weil da Nichts war zu finden
Da man euch könnt schreiben auf,
Nahm ich eine grüne Rinden
Zeichnet euch mit Dörnen drauf.

Damon spielte nur Allarmen
Über seinen Mitgespan,
Der von Lauren ohn Erbarmen
Ward gefänglich zogen an.
Daphnis hieß man ihn mit Nahmen,
War mit reichem Sinn geziert,
Kam von altem edlen Samen,
War der best und schönest Hirt.

Der Hirt Damon spielet.

Höret, meine Schäflein höret,
Hub er an auf grüner Heid,
Daphnis war von Lieb bethöret,
Liebe führet ihn ins Leid.
Mörder nahmen ihn gefangen,
Als die Lieb ihn führet aus.
O! vielleichten muß er hangen,
Ach! was ging er doch von Haus.

Hundert Schäflein jung von Jahren
Weidet er in stäter Hut,
Hundert Hüter ihn verwahren
An Gestalt und Wollen gut.
Ja nit hat ers in Verwahren,
Alle warens eigen sein,
So sein eigen alle waren,
Waren all Krystallenrein.

O der ſchönen Silberſchnaren!
O der ſchönen Wüllenrott!
Daphnis, O laß Trauren fahren,
Daphnis, aller Hirten Gott!
Dir auch iſt der Mond gewichen,
Dir auch ſeine Sternenheerd,
Sie ſich nit mit dir verglichen,
Nie mit deinen Schäflein werth.

Nur ein Einigs war entgangen,
War vom Haufen kommen ab,
Bald mit Liebe ſtark befangen
Daphnis griff zu ſeinem Stab.
Tag und Nacht auf grüner Heiden
Lief und rief er, Ach! und Ach!
Neun und neunzig ließ er weiden,
Nur dem Einen: trachtet nach.

Armes Thierlein, O dir Armen!
Daphnis rief auf grünem Feld,
Armes Thierlein, O dir Armen!
Daphnis lief in alle Welt,
Er es Allen thäte klagen,
Sorget, ob es Jemand ſind,
Er ein Jeden thäte fragen,
Ob mans irgend ſpüren künnt.

Ohn Gesellen, ohn Gefährten
Er da lief in blinder Lieb,
Dachte keiner under Heerden,
Förchtet ihnen keiner Dieb,
Schier ohn Sinn und ohn Gedanken,
Offter auch ohn Leben schier,
Gebt in wilden Wälden wanken,
Nur beklagt dies einig Thier.

Thränen ihm herabet wälzen
Von beschenkten Wangen beid,
Er vor Ängsten muß zerschmelzen,
Er sich wend't auf alle Seit,
Ihm die Knöchen gar entweichen,
Er laßt fallen Hut und Stab,
Und gelehnt an hohler Eichen
Oft erwählet ihm das Grab.

Blinde Lieb, nun mag ich sagen,
Blinde Pfeil und Bogen blind!
Dich ich freilich muß beklagen,
Daphnis, hoch verliebtes Kind!
Ach! wie möchtest je doch lieben
Nur das einig Schäflein arm,
Wo der ander Hauf ist blieben?
Ach und Ach! daß Gott erbarm!

Er laß laufen, laß nur laufen!
Schau, die Sach nit ärger werd,
Fleihe bei dem größten Haufen,
Schone dein und deiner Heerd.
Er doch schleißet seine Straßen,
Merkt nit, was man wendet ein,
Er das Thierlein will nit lasien,
Lauft bei Sonn und Mondenschein.

Endlich stürzet er in Nöthen,
Fällt zur Erden aller krank,
Lieb und Leiden ihn will tödten,
Schenken ihm gar herben Trank.
O der wunderfalschen Thaten!
Judas gar ein falscher Hirt,
Ihn alldorten geht verrathen,
Er alldort gefangen wird.

Ach! ihr stille Feur und Flammen,
Bleicher Mond und bleiche Stern
Leuchtet her und leucht't zusammen,
Bleiche Fackeln und Latern
Leuchtet her dem armen Kinde,
Leuchtet ihm zur Nacht hinaus.
Daß er Weg und Straßen finde,
Ob vielleicht er käme draus.

Aber Ach! ſind ſchon verrathen,
Alle Winkel, Weg und Paß.
Schon die Schergen und Soldaten
Schließen jeden Steg und Paß.
Sie den Knaben greifen, binden,
Wüten wie die Tartarhund,
Ihn in Seil und Ketten winden,
Ihn mit Stricken machen wund.

Daphnis freundlich in Geberden
Seufzet mit gar ſanftem Sinn,
Bald man reißet ihn zur Erden,
Treten, fallen über ihn.
O! der hart und ſchweren Bürden
Die doch Daphnis klagen thut.
Seil und Ketten ſchamroth würden,
Schamroth auch von fremden Blut.

Hung ihr Banden ſeyd getödtet,
Euch nit weiter trinket voll;
Schier die Rott hätt ihn getödtet,
Ach wie blind! wie frech und toll!
ch wag Hüpfen, Jauchzen, Juchzen,
Rufen, Schreien überlaut!
tendig ſchwingens Arm und Kolben,
Fahren ſchier aus eigner Haut.

Sie da fechten, ſchlagen, balgen.
Toben ohn Verſtand und Sinn,
Je nur pochen, Kreuz und Galgen,
Führen ihn zu ſchlachten hin.
O! wann deiner ich gedenke
Daphnis, Daphnis! viel zu fromm,
Gatt ich meine Wangen tränke,
Rufend, ſchreiend, ſchau mich um.

Daphnis, Daphnis, ich muß trauren,
Wo biſt hin geführet dann?
Will zerſchlagen Schloß und Mauren,
Ob nur Solches helfen kann.
Kren der Hirten auserkohren,
Daphnis, unſer Mitgeſpan,
Dich noch ziemlich jung von Jahren
Gnugſam Niemand loben kann.

Daphnis, O du Zier der Felden!
Daphnis, hoch berühmter Knab,
Dein war alles Wild in Wälden
Wann die Pfeil nur ſchikteſt ab.
Deine Pfeil von deiner Sennen
Kaum nur hätteſt abgeſetzt,
Da war mitten auch im Rennen
Schon das laufend Wild verletzt.

Du die beſte Schaafein hätteſt,
Schäflein wie die Schwanen weiß,
Nicht vom Räuber du ſie rettteſt,
Alle gaben dir den Preiß.
Du den Bären, Löwen, Drachen
Fertig worgeſt auf der Haut,
Riſſeſt ihnen Schlund und Rachen,
Nahmeſt ihnen allen Raub.

Wind und Wellen, Feld und Wieſen
Freudig dienten deiner Heerd,
Mond und Sternen hoch geprieſen
Dir auch ſchienen unbeſchwert.
Doch was will mich lang verweilen?
Was will rühmen jenen Stand?
Weil ja nunmehr gar in Eilen,
Gar iſt Alles umgewandt.

Dir nun alle Schäflein greinen,
Daphnis, O du armes Kind!
Dich auch alle Flüß beweinen,
Dich beſeufzen alle Wind,
Dich auch alle Bäum beſeufzen,
Dich auch Schall und Wiederſchall,
Dir auch Meer und Wellen brauſen,
Dir auch trauret Berg und Thal.

Beſchluß.

Mir dann Solches anzumahlen
Damon aller traurig ſang,
Bis die ſchöne Sonnenſtrahlen
Sich geneigt zum Untergang.
Damon, Damon Kron der Sänger!
O wie wunderſüße Reim!
Gern ich wollte bleiben länger,
Schau, die Nacht mich treibet heim.

Andere Eclega oder Hirtengeſang, von ſelbiger Materie, darin der Bach Cedron poetiſch eingeführt wird, ſo die Gefängniß Chriſti unter der Perſon des Hirten Daphnis beklaget; ſind abermahl Trochaiſche Verſen, müßen geleſen werden wie das Pange lingua oder: Mein Zung erkling ꝛc.

Da nun Abends in dem Garten
Daphnis überfallen war,
Und nun keinen Grimmen ſpahrten
Stark bewehrte Mörderſchaar,
Hube ſüßlich an zu weinen
Ein ſogar berühmter Bach,
Ließ die liebe Sternen ſcheinen,
Er dem Daphnis trauret nach.

Kedron hieß der Bach mit Namen,
Wohnt an einem hohlen Stein,
Oft zu ihm Gesellschaft kamen,
Damahls war er doch allein.
Saß in seiner grünen Kuften,
Strählet seine Bintenhaar,
Spielet gar mit sanften Luften,
Dacht an keine Kriegsgefahr.

Rohr und Gras und Wasserblätter
Deckten seine Schulter blos,
Stark er sich bei feuchtem Wetter
Leint auf seinen Eimer groß.
Doch, weil er fast müd gelaufen
Dazumahl in starkem Trab,
Er ein wenig wollt verschnaufen,
Goß den Eimer langsam ab.

Nahm ein Röhrlein wohl geschnitten,
Spielet sein en Wässerlein,
Sie zum Schlafen thät erbitten,
Wollt sie süßlich saufen ein.
Sja meine Wasser schlafet,
Schlafet meine Wässerlein,
Nit mit Augen immer gaffet
Sja schlafet, schlafet ein!

Kaum nun waren eingeſchlafen
Seine matte Wäſſerlein,
Bald erklungen Wehr und Waffen,
Flamm und Fackel gaben Schein,
Nur von toll und vollen Knechten
Voll war Alles überall,
Nur von Jauchzen, Springen, Fechten
Thal und Ufer gaben Schall.

Kedron erſtens gar erſchrecket,
War der Waffen ungewohn,
Bald er ſeine Wäſſer wecket,
Wollte der Gefahr entgehn.
Wie die Pfeil vom Bogen zielen
Lief er ab auf naſſer Meil,
Rohr und Eimer ihm entfielen,
Fiel auch ſelbſt in blinder Eil.

Doch, weil nachmahls er verſpüret,
Es nit wieder ihn gemeint,
Und nun Daphnis wird geführet
Durchs von bekanntem Feind,
Ließ er ab vom ſtrengen Laufen,
Faſſet eine Wehmuth,
Seine Waſſer trieb zu Haufen
Und beklagt das junge Blut.

Traurig hub er an zu klagen,
Bließ auf einem hohlen Ried,
Herz und Muth ihm war zerſchlagen,
Sang mit Schmerzen folgends Lied:
Ach und Ach! nun muß ich klagen,
Daphnis, o du ſchönes Blut!
Ach und Ach! bin gar zerſchlagen,
Brochen iſt mir Herz und Muth.

Daphnis, O du ſchöner Knabe!
Daphnis mir ſo lang bekannt,
Oft bei mir du ſchnitteſt abe
Ried und Röhrlein allerhand.
Viel du deren haſt verſchliſſen,
Wann du ſpielteſt deiner Heerd
Und im Blaſen viel zerſpliſſen,
Waren mehr dann Geldes werth.

Oft bei mir die Weide nahmen
Deine Schäflein ſilberweiß,
Oft zu mir auch trinken kamen
In den Sommertagen heiß.
Wann dann ſpielteſt deinen Schafen
Und die Röhrlein blieſeſt an,
Sunnten meine Wäſſer ſchlafen,
Wankten oft von rechter Bahn.

Auch die Wind ſich gunnten legen,
Banden ihre Flügel ab,
Kaum den Athem thäten regen,
Wie dann oft geſpüret hab.
Auch die Schaf mit Lüſten aſen,
Süßer wurden Laub und Gras,
Ja des Weidens oft vergaßen,
Deine Stimm viel ſüßer was.

Auch die Vöglein kamen fliegen,
Kam auch manche Nachtigal,
Deinem Spielen, will nit lügen,
Hörten zu mit großer Zahl.
Saßen gegen deiner Geigen,
Saßen gegen deinem Rehr.
Thäten ihnen freundlich neigen
Dann das link, dann rechtes Ohr.

Schöne Sonn, du deinen Wagen
Ließeſt in gar lindem Lauf,
Wann bei reinen Sommertagen
Dir nur Daphnis ſpielet auf.
Schöner Mond, du deine Sternen
Morgens führteſt ab und ſpät,
Wann auch Daphnis dir von Fernen
Je zu Nachten ſpielen that.

Schöne Sonn; magſt nunmehr trauren,
Daphnis dir nit ſpielet mehr,
Daphnis iſt von böſen Lauren
Hingerückt ohn Widerkehr.
Schöner Mond, magſt nunmehr klagen,
Daphnis raſtet in Verhaft,
O den ſchweren Eiſenkragen!
O der kalten Ketten Kraft!

Mond und Daphnis, ihr Allbeiden
Oft enthieltet euch vom Schlaf,
Kamet in Geſellſchaft weiden,
Du die Sternen, er die Schaf.
Nit hinfüro wacht Allbeiden,
Schlaf, o matter Mond entſchlaf!
Nie zuſammen wandet weiden,
Du die Sternen, er die Schaf.

Ach ihr Schäflein! wer wird hüten,
Wer ſoll euch nun treiben auf?
Hirten ſolcher Mild und Güten
Seind nit alſo guten Kauf.
O des jung und ſchönen Knaben!
Hirt und Schützen gleichen gut.
Wer ſoll ſeinen Stecken haben,
Taſchen, Horn und Winterhut?

Wer ſoll haben ſeinen Bogen?
Wer den Köcher, Pfeil und Bolz?
Bolz, mit welchen unverlogen
Er nie fehlet im Gehölz.
Wer ſoll haben ſeine Geigen,
Cither, Leir und Dulcian?
Ach! vor Trauren muß ich ſchweigen
Ach Ade! muß ſtießen gahr.

Poetiſch Gedicht über das Ecce Homo nach der Geißelung und Krönung Chriſti.

Schau den Menſchen, O du ſchnöde,
Frech und ſtolze, böſe Welt!
Ach! mit Jeſum vollends tödte,
Schau, wie gar iſt er mißſtellt!
Schau, die Wunden ſich entſchließen,
Schau, der Saft herausſer bricht,
Schau, die rothe Bächlein fließen,
Färben Leib und Angeſicht.

Schau den Menſchen, gar zergerbet,
Gar mit Ruthen riſſen auf,
Viel zu ſtark er iſt gefärbet,
Purpur war zu guter Kauf.
O der viel zu ſcharfen Ruthen,
O was Wunden überall!
Ach nun höret auf zu bluten
Heiße Brünnlein ohne Zahl!

Schau den Menschen, den die Liebe
Viel zu stark am Herzen brann,
Lieb vom Himmel ihn vertriebe,
Nacket er zur Erden rann.
Er zun Menschen unverdroßen
Sprang von seinem gülden Saal.
Ihn die Menschen gar verstoßen,
Hassen, meiden überall.

Schau den Menschen, der die Menschen
Suchet ohne Maßen sehr,
Schau den Menschen, den die Menschen
Fliehen ohne Wiederkehr.
Ach! wie brennet er von Liebe,
Bleibet stets gezündet an,
Ich vor Wunder mich ergiebe,
Kaum ich mehr gereden kann.

Schau den Menschen, der vom Vater
Wurd geboren ewiglich,
Ich erzitter und erlatter,
Wann ich recht bedenke mich.
Gott, vom wahrem Gott geboren,
Licht, vom wahren Licht gezündt,
Steht verspottet gleich den Thoren,
Büßet lauter fremde Sünd.

Schau den Menſchen, der aus Nichten
Erd und Himmel ſchaffen thät,
Wunderthaten und Geſchichten
Kamen her von ſeiner Red.
Nur mit einem Wort alleine
Schuf er alle Wunder groß,
Thier und Menſchen, ich vermeine,
Sammt Geſchöpfen lebenlos.

Schau den Menſchen, der aus Nichten
Mond und Sternen zündet an,
Der die Bahnen thäte richten,
Eh die Sonn im Zirkel rann.
Gleich die reine Tag und Nachten
Mahlten uns den Erdenkreis,
Und von Oſt und Weſten brachten
Braune Schatten Strahlen weiß.

Schau den Menſchen, der zun Wolken
Hoch aufführte Dampf und Meer,
Der auch alle Wind und Wolken
Tummlet in den Lüften leer,
Der mit ſeinen Strahlen ſchreibet
Alles feucht und trocken Land,
Schau, nun er in Angſten ſteckel,
Leidet Spott und Narrenband.

Schau den Menſchen, den die Engel
Tief gebogen beten an,
Schau nun ihm die Galgenſchwengel.
Ihm die Schergen wiederſtahn.
Schimpflich haben's ihn gekrönet,
Zeugets jener Dornenhut,
Ernſtlich haben's ihn verhöhnet,
Zeugens jene Streich und Blut.

Schau den Menſchen, ſchau den wahren
Spiegel der Dreifaltigkeit,
Alle Klarheit iſt entfahren,
Aller Schein und Herrlichkeit.
O wie vor ſo reine Fackel,
O wie reiner Augenbrand!
Iſt nun worden voller Mackel,
Voller Speichel, voller Schand.

Schau den Menſchen, ſchau den Brunnen
Aller Luſt und Lieblichkeit,
Schau die Wäſſer ſind entrunnen,
Alles voller Speichel geit.
O wie vor ſo ſchöne Wangen!
O wie vor ſo Lefzen rein!
Alle Schönheit iſt entgangen,
Aller Glanz und Augenſchein.

Schau den Menſchen, der unſchuldig
Wird verdammt zum Galgentod,
O! wie friedſam und geduldig
Leidet er die Wunden roth.
Schau den Menſchen, der von Heiden,
Der von Juden wird verachtet,
O! wie ſpöttiſch er von Beiden
Wird verwieſen und verlacht.

Schau den Menſchen, der zu richten
Kömmt gewiß an jenem Tag,
Dann wird er all Schuld und Pflichten
Und anhören alle Klag.
Er die Todten wird erwecken,
Ihn'n das Leben blaſen ein,
Wird mit ihrem Fleiſch bedecken
All und jede Menſchenbein.

Er alsdann in Feur und Flammen
Wird erſäufen alle Land,
Er die Sünder wird verdammen
Zu dem blauen Höllenbrand.
O was Heulen! o was Klagen!
Er wird haben da bereit,
Da nach dieſen ſchnöden Tagen
Brennt das Feur in Ewigkeit.

O wir arme Menſchenkinder,
Wie dann werden wir beſtahn?
Weil wir alſo ſchnöde Sünder
Ihn ſo gar zergeißlet han.
Wir auch haben ihn gekrönet,
Wir die Dörn gepreſſet ein,
Wir auch haben ihn verhöhnet,
Ihm geſponnen alle Pein.

Jeſu wir zu deinen Füßen
Werfen Arm und Anker ein,
Wir da deine Wunden grüßen,
Wir da hoffen ſicher ſeyn.
Ach den Frieden uns doch ſchenke,
O du roth gewaffnet Held!
Ach in deinem Blut verſenke,
Sünd und Laſter aller Welt!

Jeſu du für uns geboren,
Du für uns gegeben dar,
Nit laß ſeyn an uns verloren
Deine Marter alle gar.
Mach doch uns in Zähren ſchwimmen
Mach doch uns mit deinem Blut
Löſchen deines Vaters Grimmen
Seinen Zorn und Feuerglut.

Ein trauriges Geſpräch, ſo Chriſtus an dem Kreuz führet.

Eingang.

Da mit Peinen gar umgeben,
Schier in Tod gewicklet ein,
That an ſeinem Balken ſchweben
Jeſus, der Geliebte mein.
Er noch beide Lefzen rühret,
Beide Lefzen bleich und fahl.
Er noch manche Klagen führet.
Weinet, ſeufzet ohne Zahl.

Auch ihr ſeine Lefzen beiden,
Beide Purpurſchweſterlein,
Ihr noch wenig vor dem Leiden
Waret wie Corallenſtein.
Er der falbe Tod beſtreichet,
Färbet euch mit bleicher Roth,
Ihr nun keiner Purpur gleichet,
Keinen ihr Corallen roth.

Ihr zum Reden euch thut regen,
Seelig, wer es hören künnt,
Will nun beider Ohren pflegen,
Ob noch etwas ich verstünd.
Kommet her zu diesem Stammen,
Kommet alle Menschenkind,
Höret Jesum allesammen,
Er zu klagen stark beginnt.

Jesus spricht zu den Nägeln.

Ach ihr Nägel, stumpfe Kegel,
Solltet ihr mich heften an,
Ihr mich plagen, ihr durchschlagen,
Ach was hab ich euch gethan!
Ich aus Nichten alle Waffen,
Eisen, Kupfer, Erz und Stahl,
Euch und Anders hab erschaffen,
Alles Bergwerk und Metall.

Ach wie waret ihr vergessen
Aller Wohlthat in Gemein,
Ach wie waret ihr vermessen,
Mir zu geben solche Pein!
Ach! wie konntet mich verwunden,
Euch was hab ich Leids gethan?
Ach wie gar zu lange Stunden
Ihr mich nunmehr haltet an!

Ihr mich ohne Maßen quälet,
Ihr mich aller schöpfet aus.
Ihr mir alle Kräften stehlet,
Denk es nit ohn starken Graus.
Ach ihr viel zu rauhe Nägel!
Ach der starken Marter mein!
Meine Glieder zart und hägel
Ihr erfüllt mit höchster Pein.

Antwort der Nägel.

Ach uns Armen, uns Elenden!
Ach was haben wir gethan!
Jesu, wir uns hoch verpfänden,
Wir nit waren schuldig dran.
Da wir zu den Händen kamen,
Da wir zu den Füßen drein,
Wir ein Grausen wahrlich nahmen,
Wollten da nit wühlen ein.

Deinen Körper halb erfroren,
Deine zarte Füß und Händ,
Wir mit Nichten dörften bohren,
Hätten schon uns abgewendt;
Bald ein grober Eisenflegel,
Über alle Flegel hart,
Trieb uns arme stumpfe Nägel
Stark in deine Glieder zart.

Ach was wurden wir gedrungen,
Als wir wollten wiederſtahn!
Wären ſchier in Stück zerſprungen.
Bis wir endlich mußten gahn.
Drum nit laß es uns entgelten,
Wir es dir nit haben than,
Jeſu, thu den Hammer ſchelten,
Thu den Hammer klagen an.

Jeſus ſpricht zum Hammer.

O du grober Eiſenhammer,
Solteſt du mich heften an.
Du mir ſchoſſen ſolchen Jammer.
Dir was hab ich immer than?
Ich doch hab dein Lob vermehret,
War gen dir ſo wohlgeſinnt,
Daß man freilich hoch verehret,
Dich in meiner Bibel findt.

Dann mit dir ich hab verglichen
Meine Lied und Gotteswerk,
Hab dich herrlich ausgeſtrichen
An gar wohl bekanntem Ort,
Wie dann konnteſt mich beneiden,
Mich an dieſen Balken ſchlan,
Wie dann hilfeſt meinem Leiden,
Eh dir Nichtes hab gethan?

Antwort des Hammers.

Ach mir Armen und Elenden!
Ach! was hab ich Böſes than?
Jeſu, kann mich auch verpfänden,
Ich nit wäre ſchuldig dran.
Ich von Weſen und Naturen
Bin ein bloßer Menſchenknecht,
An Geſtalten und Figuren
Über alle Maßen ſchlecht.

Bin von grobem Holz und Eiſen,
Ohn Diskurs und ohn Verſtand,
Laß mich führen, laß mich weiſen,
Wer mich hebet in der Hand.
Ich mich ſelber nie mag regen
Noch zum Schlagen heben auf,
Mich ein Andrer thät bewegen,
Nahm die Nägel, ſchlage drauf.

Er mit Kräften, er thät ſchlagen,
Er da führet alle Streich,
Mir es thäte ſehr mishagen,
Bin für Schrecken worden bleich,
Gleich die warme Purpur ſpritzet,
Mich in Eilen färbet roth,
Ich, vom heißen Saft erhitzet,
Wurd gewricht ab deiner Noth.

Hab mich weiter nit gerühret,
Mich nit wolleſt fahren an,
Schelte den, der mich geführet,
Schelte nur den Zimmermann.

Jeſus ſpricht zum Zimmermann.

O du freilich Eiſenharter,
Ungeſchlachter Zimmermann!
Ach! was brachteſt mich zur Marter,
Dir was hab ich Leids gethan?

Ich das Handwerk hab erhoben,
Aller Handwerk unveracht,
Da ſammt meinem Vater droben
Wir die ſchöne Welt gemacht.
Erd und Himmel wir in Zeiten
Han gezimmert und gebaut,
Selber thaten wirs bereiten
Habens Keinem anvertraut.

Auch auf Erden ich danieden
Wählet einen Zimmermann,
Den ich nahm vor All und Jeden
Mir zu meinem Pfleger an.
Wer dann thäte dich verblenden,
Wer dann hatte dich verrückt?
Da zu meinen Füß und Händen
Du den Hammer angedrückt

Antwort des Zimmermanns.

Armer Jesu, Sohn des wahren
Erd und Himmelzimmermanns,
O! nit wollest mich befahren,
Ich bin ohne Schulden ganz.
Was ich thäte, wurd befohlen
Von gelehrter Obrigkeit,
Mir in Wahrheit deine Qualen
Sind von Herzen selber Leid.
Nit verdenke mich, zu schlechten,
Ungeschickten Zimmermann,
Ein so dummen, in den Rechten
Ungelehrten Unterthan.
Ohne Zweifel deiner Thaten
Hat man dich gestellt zur Red,
Eh man dich zum Kreuz beratheu,
Eh man dich verdammen thät.
Weil das Urtheil nun gesprochen,
Klag es meiner Obrigkeit,
Sie den Stecken han gebrochen,
Da dann hole dir Bescheid.

Jesus spricht zur Obrigkeit.

O! du freilich unbedachtsam,
Unbescheiden Obrigkeit.
Nur zu meinen Peinen wachtsam,
Mir was thät ich je zu Leid?

Ich dich allweg hab verehret,
Dir mit Nichten widerſtrebt,
Deine Satzung nie verkehret,
Friedlich und in Ruh gelebt.
Ich bei deinen Unterthanen
Bin gereiſet auf und ab,
Ich ſie treulich lieſ ermahnen,
Ich ſie recht gelehret hab.

Ich den Blinden, ich den Lahmen
Gab ja wieder Licht und Gang.
Ich ſie tröſtet alleſammen,
Schau, was giebſt du mir zu Dank?

Schimpfliche Antwort der Obrigkeit.

Da wohlan, du ſchöner Lehrer,
Schoner Meiſter und Prophet,
Da wohlan, du Landverkehrer,
Helf, es nu zum Ringel geht.

Doch nit wolleſt uns verklagen,
Noch den Handel meſſen zu,
Dann zum Leiden, will man ſagen,
Wareſt ja gebohren du.
Weil dann je zu deinem Leiden
Deine Mutter dich gebahr,
Schon gerechnet ohne Kreiden,
Schon die Summ iſt offenbar.

Drum es nur der Mutter klage,
Klag es deiner Mutter frei,
Nur die Sach mit ihr vertrage,
Sie dir laße ſpringen bei.

Jeſus ſpricht freundlich zur Mutter.

Mutter, Mutter, O von Herzen
Vielgeliebte Mutter mein!
O was Peinen! O was Schmerzen
Mir beſchleichen Mark und Bein!

Ach wie konnteſt mich gebähren,
In ſo groſſe Quaal und Pein?
Wareſt du dann, ſollt man ſchwören,
Lauter Stahl und Marmorſtein?
Ware dir dann je geſchnitten
Herz und Muth und Eingeweid
Nur von Felſen aus der Mitten,
Oder von Metall bereit?

Ach! wie konnteſt mich gebähren
Nur zu lauter Pein und Quaal?
Ach! wie konnteſt mich ernähren,
Geben mir die Brüſtenſtrahl?
Ei was rückteſt mich zum Leben,
Mir was reichteſt Fleiſch und Blut?
Da nur Kreuz und Leiden eben
Mir ſollt werden zugemuth't.

Ei was brachteſt mich zur Welten,
Zu gemeinen Luft und Licht?
Da doch endlich ich ſollt werden
Nur mit Marter zugericht't.

Antwort der Mutter.

O bedrängtes Herz der Herzen!
O du zartes Mutterkind!
Wahres Muſter meiner Schmerzen,
Mir das Blut zum Herzen rinnt.

O nit wolleſt mich verdenken!
Jeſu mir zu viel geſchicht,
So mich ſollteſt weiter kränken,
Mir das Herz in Stück zerbricht.

Dann zu ſüßem Licht und Leben
Ich dich hab geboren zwar,
Doch zu deinem Kreuz beineben
In mir kein Gedanken war.

Mir vom Himmel kam geflogen
In gemahlt'm Wolkenkleid
Gleich dem ſchönen Regenbogen
Ein Geſandter mit Beſcheid,

Ich in meinem Leib empfangen
Sollte wahren Gottesſohn,
Der in Wahrheit wird erlangen
David ſeines Vaters Thron.

Wie dann wollte mich erwehren,
Wie der Botſchaft wiederſtahn,
Noch ſo werthen Sohn gebähren,
Als man mir gezeiget an?
Ob vielleicht nun er gefehlet,
Der die Botſchaft mir gebracht,
Ihm ſoll werden zu gezählet,
Ich nit kommen in Verdacht.

Jeſus ſpricht zum Botſchafter dem Engel Gabriel.

O du ſonſten wohlgezogen,
Gabriel du ſchöner Knab!
Ach! wie dörfteſt immer wagen,
Was doch nie verdienet hab?
Ach! wie dörfteſt mich verkünden,
Zur Geburt und Mutterſchoos?
Weil ich kommen ohne Sünden
Sollt in dieſe Marter groß.
Ach! wie dörfteſt mir bereiten
Eine ſolche ſaure Bahn?
Die ſo peinlich ſollte leiten,
Und gerad zur Marter gahn.
Ach! wie konnteſt ohn Erſtummen
Mich zum Leben melden an?
So man endlich würd in Summen,
Mich an dieſen Balken ſchlan.

Wer doch wollt es je vermeinen,
O du ſchöner Gabriel!
Du zu meinen Kunt und Peinen
Würdeſt eilen alſo ſchnell?
O der ſchönen Himmelknaben!
O der feinen Diener mein!
Die ſo fertig kamen traben
Und mir halfen zu der Pein.

Antwort des Engels.

O du König! hochbetrübet,
Voller Schmerzen überall,
Jeſu Nichts ich hab verübet,
Welches billich dir mißfall.
Ich zu dieſem Licht und Leben
Hab dich angekündet zwar;
Doch wer konnte widerſtreben,
Weil es mir befohlen war?

Hoch vom Himmel thäte ſenden
Mich der ewig Vater dein,
Gleich umgürtet ich die Lenden
Trat in hiere Luft hinein.
Kam zu deiner Mutter eben,
Meldet ihr in aller Still,
Wie als war in Mund gegeben,
Jeſus, deines Vaters Will.

Wahrlich auf gerechter Wage
Muß ich ohne Schulde seyn.
Du den Vater selbest frage.
Frage nur den Vater dein,
Er zu meiner Ambassaden
Selber dichtet alle Wort,
Hieß mich gehn den schnurgeraden
Nächsten Weg in Lüften fort.

Jesus spricht zum Vater.

Heli, Lamma Sabactani!
Vater, liebster Vater mein!
Heli, Lamma Sabactani!
Schau die Marter, Noth und Pein.
Schau, die Schaaren mich umgeben,
Saugen meine Füß und Händ,
Schau, die Körnel ab den Reben
Fließen weidlich aufgetrennt.

Schau, die wilde Bären prassen,
Saufen meine Seel und Blut,
Ach! wie konntest mich verlassen,
Mich berauben deiner Hut?
Vater, Vater, ach warumen
Liessest in so schweres Kreuz
Deinen einzen Erben kommen?
Vater, Vater, was bedeute?

Sollte dann je wohl geweſen
Ein ſo ſtrenger Vater ſeyn,
Der mit alſo ſcharfen Beſen
Seine Kinder zäumet ein?
O wie ſchöne Vaterliebe!
O wie ſchönes Vaterſtück!
Der ſo werthen Sohn vertriebe
Und von ihm ſich wand zurück.

Heli, Lamma Sabactani!
Sollte Dieſes rühmlich ſeyn?
Heli, Lamma Sabactani!
Wahrlich, wahrlich, Vater mein.

Antwort des Himmliſchen Vaters.

O geliebter Sohn von Ehren!
Jeſu, viel geliebtes Kind,
Nur begeb dich deiner Zähren,
Spare deiner Seufzer Wind.

Dich zu gar nit laß verſtören
Deine Schmerzen, deine Lieb zu
Mich geduldig wolleſt hören,
Sohn ich dir verlohren gieb.
Was nur ſageſt, was nur klageſt
Aus gar hochdrangtem Geiſt,
Dich nit ſchönet, klingt und thönet,
Wie dann du auch ſelber weißt.

Du mit großer Lieb umgeben
Gegen deine Menſchenkind
Selber thateſt immer ſchweben,
Wollteſt auf die Welt geſchwind.
Du mit ſüßer Flamm gezündet
Selber wollteſt auf die Welt,
Meine Tempel wohlgegründet
Selber haſt hintan geſtellt,

Du mich ſelber haſt getrieben,
Ich dich ſollte reiſen lan,
Und es einmahl ohn Verſchieben
Lan auf Erden künden an.
Gleich mit alſo gutem Wiſſen,
Mit gar wohl bedachtem Sinn
Biſt in Eifer ausgeriſſen,
Zu den Menſchen zogen hin.

Ich zu oft und oftermahlen
Hab es Alles vorgeſagt;
Du zu oft und oftermahlen
Es doch nahmeſt nit in Acht,
Oft ich warnet, oft ermahnet,
Sohn, es dir wird Übel gahn;
Was doch warnet, was ermahnet,
Du mit Nichten hörteſt an.

Ich von Herzen ohne Scherzen
Rieſe, laß die Menſchen ſtahn;
Du von Herzen ohne Scherzen
Rieſest, will zum Menſchen gahn.
Du von Liebe gar verblendet
Wolltest bei den Menſchen ſeyn,
Schau, nun eben iſt vollendet
Was ich oft gewendet ein.

Du die Menſchen haſt geliebet
Ohne Maßen viel zu viel,
Schau, die Liebe dir nur giebet
Solchen Lohn in ſolchem Spiel.
Deinen Menſchen, deiner Liebe,
Dir es ſelber ſchreibe zu;
Keine Schulden mir nit giebe,
So man dirs bezahlet nu.

Jeſus ſpricht zum Menſchen.

Höret, höret, ſo die Straßen
Wandert, alle Menſchenkind,
Höret, höret, ohne Maßen
Mich die Liebe kröftig brinnt.
Schauet, zählet meine Wunden,
Meine Strämen roſenroth.
Ich von Flammen überwunden
Löſch mich ab in kaltem Tod.

Ich mir ſelber thu den Schaden,
Klage ſelber alle Schuld,
Selber ich mich hab beladen,
Will mich geben in Geduld,
Ich von lauter Lieb gezogen
Ließ den Scepter, Thron und Kron,
Zu der Erden thät mich wagen,
Wurde meiner Mutter Sohn.

Mir ich ſelbeſt hab zu klagen
Meine Schmerzen, meine Pein,
Mir nur wollet helfen tragen,
O geliebte Menſchen mein!
Höret, höret mein Begehren,
Höret meine letzte Bitt,
Ihr mich deren wollt gewähren,
Noch verſagens nimmer nit.

Weil die Liebe mich getrieben
Alſo weit in dieſen Stand,
Ihr hinwieder mich zu lieben,
Wollet faſſen in Verſtand.
Meine Liebe, meine Flammen,
Und Begierden ungeheur
Meſſet ab an dieſem Stammen,
Dieſem Kreuz und Marter theur.

Ihr an dieſem Volken ſindet
  Meiner Flammen Recht und Maß.
Da die Liebe mich noch bindet
  Auch mit Eiſenbanden baß.
Nun hinwieder nur mich liebet,
  O ihr harte Marmorſtein!
Arme Sünder nit verſchiebet,
  Will alsdann zufrieden ſeyn.

Meine Marter, meine Qualen,
  O geliebte Menſchenkind!
Ich gedenk dann allzumahlen
  Schlagen hin in Luft und Wind.
Nur bei dieſem Kreuz und Fahnen
  Euch zur Liebe ſtellet ein,
Liebet, liebet, euch ermahnen
  Meine Wunden, meine Pein.

Liebet, liebet, ich zur Letzen
  Euch zur Letz erſuchen thu,
Lieb mit Liebe thut erſetzen,
  Mir die Lefzen fallen zu.
Schauet, ſchauet, ich von Leiden
  Werde Seel und Kräften los,
Vater, Vater, laß verſcheiden
  Meinen Geiſt in deinen Schos.

Klag und Traurgeſang.
Die Mutter Jeſu beklagt den Tod ihres Sohnes unter der Perſon des Hirten Daphnis.

Da zu Grabe Daphnis lage,
  Daphnis hoch berühmtes Kind,
Hört man ſeiner Mutter Klage,
  Schlafen waren Luft und Wind,
Erd und Himmel ſchwarz benachtet,
  Stunden in gar braunem Kleid,
Sonn vor Schmerzen war verſchmachtet,
  Mond und Sternen trugen Leid.

Ach! ihr ſchöne Mond und Sternen,
  Gülden Flämmlein, gülden Schein,
Gülden Äpfel, gülden Kernen,
  Gülden Gold und Edelſtein,
Ach! ihr gelbe gülden Lichter,
  Die betrübte Mutter ſprach,
Ach! ihr gülden Angeſichter,
  Trauret meinem Daphnis nach.

Ach! nur weinet und nit ſcheinet.
Klaget mein ſo ſchönes Kind,
Ach! nit ſcheinet, ach! nur weinet
Und euch weinet ſauber blind.
Daphnis hochberühmter Knabe
Ward im wildem Wald ermord't,
Da mit ſeinem Hirtenſtabe
Daphnis kam der fremden Ort.

Daphnis ſaß auf grüner Heiden,
Sah nur Eins der Schäflein ſein
Vom gemeinen Haufen ſcheiden
Und zur Wüſten laufen ein.
Daphnis da nit lang verweilet,
Auch zur wilden Wüſten rann,
Nach dem Schäflein weidlich eilet,
Ihn die Lieb wohl heftig brann.

Kaum nun Daphnis hat gefunden
Wohlgeſinhten Thierlein zart
Er von Bären, Wölf und Hunden
Gleich im Wald umgeben ward.
Sie da ſpannten ihre Rachen,
Sprungen auf das ſchöne Kind,
Wie die ungeheure Drachen,
Ihn zu morden ganz geſinnt.

Riſſen ſeine Füß und Hände
Weiſſer als das Elfenbein,
Riſſen auch die Geil behende,
Schlugen Zähn und Tappen ein.
Zogen ihn durch Dorn und Hecken,
Scharf und ſpitz und abgelaubt,
Da die Zacken blieben ſtecken
Und verwundten Stirn und Haupt.

Ach ihr wilde Wölf und Bären!
Ach ihr wilde Tigerthier!
Er in Blut und ich in Zähren
Sohn und Mutter waten ſchier.
Ach! was vieler Angſt und Schmerzen
Ihr dann brachtet meinem Kind,
O der Stahl und Eiſenherzen!
Stahl und Eiſen weicher ſind.

Ach! nur ſchonet ſeiner Jahren,
Schonet ſeiner gelben Haar,
Nit ſo grauſam thut verfahren.
Ach! nit wütet alſo gar;
Nit ihr Bären wollt vermehren
Sein und meine Marter groß,
Mich wollt laßen ihn umfaſſen,
Nehmen ihn in Mutterſchos.

An mich reißet, mich zerſpleißet,
Mich mit Wunden füllet ab,
Mich zernaget, mich zerplaget,
Nur den Jüngling laſſet gahn.
Mich mit Zähnen thut zerdehnen,
Sparet meinen Knaben zart,
Mich mit Klauen kommt zerhauen,
Nur doch ſchonet jener Part.

Ach! wie konntet ihr behalten
Ein ſo ſchnödes Weſen wild?
Da ſo freundlich von Geſtalten
Ihr geſehn ſo ſchönes Bild.
Ach! wie waret ihr geblieben
Von Naturen eben wild,
Noch den Knaben gunnt zu Lieben,
Noch auch wurdet zahm und mild?

Wahrlich ihr von Sinn entführet,
Wahrlich waret ihr verblendt,
Da mit Zähnen ihr berühret
Seine Seiten, Füß und Händ.
Ach! nur hättet ihn den Knaben
Recht geſchaut mit Augen an,
Würdet ſeiner ſchonet haben,
Ihn wohl hättet bleiben lan.

O du bleicher Tod imgleichen!
Wareſt ohne Zweifel blind,
Da du kameſt zu beſchleichen
Ein ſo wunderliebes Kind.
Sonſten er mit ſüßen Strohlen
Und mit ſüßem Augenblick
Dir das Herz hätt abgeſtohlen,
Hätt verzehret deine Strick.

Schöner Daphnis, du mein eigen,
Einigs Blut und Jngeweid,
Schau, nun Erd und Himmel ſchweigen,
Hören an mein Herzenleid.
Dich zu Nachten, dich zu Tage
Lauf ich klagen überall,
Dich zu Nachten, dich zu Tage
Klaget Schall und Widerſchall.

Schöner Daphnis, meine Schmerzen
Nit noch wären alſo groß,
Wann nur küſſen, hälſen, herzen
Ich dich möcht in meinem Schoos,
Wann bei deinen letzten Kräften
Ich gemöcht an letzter Stund
Dir die letzte Bäcklein heften
An die ſüße Wangen rund.

Ach! nur wäre mir erlaubet,
Zur gemeldten herben Stund
Ich doch einen Kuß geraubet
Hätt von deinen Lefzen wund,
Ich zu mir hätt nugezogen
Deinen letzten Athem lind,
Ich in mich hätt eing ſogen
Deinen letzten Seelenwind.

Ich dann mit hinzugenahtem
Ganz u Herz und Seelen mein
Meinen friſch und neuen Athem
Hätte dir geblaſen ein,
Du den meinen, ich den deinen,
Hätten wir gewechſelt ab,
Wären Beide ungeſcheiden
Blieben bei dem Hirtenſtab.

Ach! du runder Mond und Sternen
Runde Flämmlein, runder Feur,
Ach! nun ſchauet her von Fernen
Meine Schmerzen ungeheur.
Ich in Felden, ich in Walden
Rufe meinem zarten Kind,
Doch in Felden, noch in Wälden
Nirgend meinen Knaben find.

Ich in Weinen, ich in Peinen
Schleiße Nacht und Tageszeit,
Doch an Weinen, noch an Peinen
Sich zerschleißet Noth und Leid.
Mich der Mone, mich die Sternen
Mit Betrübniß hören an,
Doch noch Mone, noch die Sternen
Noch mich Jemand trösten kann.

Ecloga oder klägliches Hirtengeſpräch, darin die Hirten Damon und Halton den Tod Chriſti unter der Perſon des Hirten Daphnis weitläuftig betrauren.

Eingang.

Neulich auf die Wieſen kamen
Damon, Halton, Hirten beid,
Reimten ſüßlich beid zuſammen,
Waren voller Traurigkeit.
Damon auf der Leiren leiret,
Und gar traurig ſpielet vor,
Drauf dann Halton auch nit feiret,
Blies auf einem hohlen Rohr.

Damon.

Schönes Fräulein, Stimm der Wälden,
Wohlberedte Nachtigall,
Nit von Waffen, noch von Helden
Singend ſchleiſſe deinen Schall,
Nur von Daphnis wolleſt klingen,
Schau, er liegt ſchon kalt im Grab,
Laßet uns den Stein umringen,
Klagen dich, o ſchöner Knab!

Halton.

Ja fahr hin in Luft geſchwinde,
Fahr in Luft, o Nachtigall!
Und in aller Welt verkünde,
Daphnis liege bleich und fahl;
Ruf zum Grabe, ruf zuſammen
Gros und kleines Federvieh,
Was von Vögeln wild und zahmen
Sich der Stimm gebrauchet je.

Damon.

Ja ſchon dorten kommt gefahren
Dorten ein gemahlte Volk,
Sind in Wahrheit Flügelſcharen,
Willkomm ſchönes Federvolk!
Eben ihr bei Zeiten kommen
Fliehet her zu dieſem Stein,
Euch zur Leich nun ſetzt herummen,
Trauret, klaget ingemein.

Halton.

Nur den ſchönen Daphnis trauret,
Daphnis hie vergraben liegt,
Daphnis liegt im Stein vermauret,
Daphnis nunmehr ſpielet nicht.
Eja laſſet euch bedingen,
Gros und kleine Vögelein,
Eja thut von Herzen klingen
Lauter trübe Liedelein.

Damon.

Schau, ſchon ihre Zungen wetzen
Groß und kleine Vögelein,
Schon zur Leich herum ſich ſetzen,
Legen ihre Flügel ein.
Sie den ſchönen Daphnis klagen,
Klagen ihn gar trauriglich,
Sie nun Leid von Herzen tragen,
Weinen, ſeufzen inniglich.

Dalton.

Schau, die Marmorweiße Schwänen
Schon auch ſchmelzen ihren Schnee,
Schmelzen ihn in lauter Thränen,
Zeugen großes Herzenswe!.
Schon ſie faſt in Zähren ſchwimmen,
Werdens nit mehr machen lang,
Heben ihre letzte Stimmen,
O wie reines Traurgeſang!

Damon.

Daphnis, O du Kron der Hirten!
Daphnis, du ſo ſchönes Blut!
Dich die beſte Sitten zierten,
Wareſt voller Tugend gut.
Ach! wer brachte dich zum Grabe,
Wer ſo Stahl und Eiſenhart
Je doch dorfte brechen abe
Solches Blümlein, ſolche Art?

Halkon.

Klaget ihn ihr Flüß und Bronnen,
Klaget ihn ihr Bächlein klar,
Klaget ihn bei Mond und Sonnen
Heimlich und auch offenbar.
Klaget ihn ihr Feld und Wiesen,
Stein und Felsen, Berg und Thal,
So von Hirten unterwiesen
Freudig seyd zum Wiederschall.

Damon.

Wer nach ihm will nunmehr brauchen
Seine Leyr und Dulcian?
Wer nach ihm so lieblich hauchen
Und die Pfeiflein blasen an?
Pfeiflein, da noch seine Bäcklein,
Ruh und Athem kleben an,
Ründer als die Purpurschnecklein
Gnug sie Niemand loben kann.

Halkon.

Wer wird seine Schäflein weiden,
Wer sie führen aus und ein?
Wer von Binsen und von Weiden
Flechten schöne Körbelein?
Wer uns auch die Kranken heilen,
Wer die Völker taub und blind
So von vielen Land und Meilen
Täglich zugeloffen sind.

Damon.

Ach ihr Schäflein, ach ihr zahme
Weiß und reine Wällenzunft!
Wann zum Felden Daphnis kame,
Wir uns freuten seiner Kunst.
Was dann ware krank und rändig
Er dann heilet gleicher Hand,
Da war alles feisch und freudig,
Frisch war auch der Sonnenbrand.

Halton.

Wann zum Felde Daphnis kame,
Weid und Heerd in Freuden war,
Auch ihr Alle, schwach und lahme,
Liefet ihm entgegen dar,
Ach! wie traurig ihr nun klaget,
Suchet ihn mit Herzenleid,
Kaum nun ihr die Kräuter naget,
Kaum euch schmecket Gras und Weid.

Damon.

Wann zum Felde Daphnis kame,
Er gar lieblich spielet auf,
Er der Sonnen oft benahme
Ihren viel zu starken Lauf.
Er mit Harpfen, er mit Leiren
Hielt die Sonn und Himmel an
Luft und Wetter thaten feiren,
Wind und Wirgen blieben stahn.

Halton.

Wann zum Felde Daphnis kame
Morgens zeitlich, Abends spät,
Gleich mit seinem Blumenkrame
Sich das Erdreich zeigen that.
Schöner wurden alle Weiden,
Süßer wurden Kraut und Gras,
Und auch weicher als die Seiden,
Wo nur Daphnis nieder saß.

Damon.

Daphnis auf die beste Wiesen
Führet seine Lämmerlein,
Dann zu jenen, dann zu diesen
Lind berauschten Wässerlein.
Er dann durch die Bächlein wadet,
Wusch die weiße Lämmerlein,
Er sie säubert, er sie badet,
Samml den weißen Mütterlein.

Halton.

Daphnis merket nur ein einzig
Schäflein dorten irrend gahn,
Gleich verließ er neun und neunzig,
Nahm sich nur des Einen an,
Trug es wieder zu der Heerden,
Und vor lauter Freuden sprang,
Ladet seine Mitgefährten,
Spielte, daß es weit erklang.

Damon.

Schau, nun Luft und Wetter trauren.
Daphnis nu nit speiset mehr,
O der vielen Regenschauren!
Schau, die Wolken weinen sehr.
Ach! die Sonn sich gar verbirget,
Löscht in Zähren alles Licht,
Weil den Daphnis sie nun nirget
Auf den Feld und Wiesen sicht.

Halton.

Schau, die schöne Wiesen trauren,
Suchen ihren schönen Hirt,
Gras und Kräuter gar versauren,
Saur und bitter Alles wird.
Groß und kleines Vieh zusammen
Trank noch Speise nehmen kann,
Die zur Weiden weinen kamen,
Krank noch Brunnen rührtens an.

Damon.

Ach nur graset, ach nur weidet!
Ich sie dick vermahnen thu,
Nit so sauber euch bekleidet,
Graset, weidet, greifet zu.
Sie doch je mit Nichten weiden,
Ich vergebens mahnen thu,
Sie sich dannoch gar beleiben,
Noch kein Härlein greifen zu.

Halton.

Meine Schäflein, meine Geißen
Wahrlich ſind Betrübnisvoll.
Liegend ihre Zeit verſchleißen,
Laſſen Darm und Magen hohl.
Ich zum Weiden, ich zum Graſen
Oftermahlen ſie vermahn,
Doch die Weid und grüne Waſen
Bleiben unberühret ſtahn.

Damon.

Schau, die große Flüß und Wäſſer,
Schau, die kleineſt Äderlein
Nunmehr weinend fließen beſſer,
Doch zun Klüften laufens ein.
Sie die ſchöne Sonn vermeiden,
Haſſen Licht und hellen Tag,
Und bedeckt mit Dörn und Weiden
Führen ſtäts Leid und Klag.

Halton.

Schau, die feiſt und grüne Blätter,
Grüne Äſt und grüne Zweig
Bei ſo trübem Todtenwetter
Schon auch werden welk und bleich
Grüner Saft iſt ihn'n entgangen,
Sind wie trockner Erdenſtaub,
Kaum an Bäumen bebend hangen,
Bebend wie das Eſpenlaub.

Hatton.

Sich die Blümlein niederſenken,
Sind ſo gar und gar entfärbt,
Todt zur Erden ſie ſich lenken,
Sie das Wetter hat enterbt,
Sie das Ihrig haben zahlet,
Da nun liegens ungezählt,
Ach wie ſtundens vor gemahlet!
Ach wie liegens jetzt verſtellt!

Hatton.

Auch ſchon ſterben Feld und Wieſen,
Gras und Kräuter ohne Zahl,
Schon von Bäumen kommt geriſſen
Starke Meng der Blätter fahl.
Nackend ſchon in Lüften ſchiffen
Manche Linden kahl und bloß,
Blöße zeitlich hat begriffen
Eich und Buchen laubberlos.

Damon.

Ach! die Bäum ſich weinend zeigen,
Weinend mancher Stamm und Aſt,
Weinend ſie ſich nieder neigen
Nur mit lauter Leid belaſt't,
Sie zu Thränen gar verkehren
Allen ihren grünen Saft,
Drum nur Gumm und gelbe Zähren
Außen auf den Rinden haft't.

Halcyon.

Daphnis, wann ich dein gedenke,
Deiner Qualen, deiner Noth,
Ich mich matt zur Erden lenke,
Thränen werden meine Brod,
Mir die Thränen immer laufen
Werden meine Speis und Trank,
Mir in Thränen gar ersaufen,
Manches Lied und Traurgesang.

Dæmon.

Was nun will man weiter klagen,
Halcon liebster Mitgespan?
Ich die Geigen will zerschlagen,
Schier ich nit mehr streichen kann.
Schau, der Abend kommt mit Haufen,
Laß die Schäflein kehren heim,
Laß auch deine Ried verschnaufen,
Laß verschnaufen meine Reim.

Halcyon.

Schau, nun eben mir zerspleißen
Meine Pfeiflein, meine Ried,
Will sie nunmehr gar zerschmeißen,
Ach ade betrübtes Lied!
Heim ihr meine weiße Rinder,
Heim ihr meine Lämmerlein,
Heim ihr Schäflein trets geschwinder,
Schwarze Stunden fallen ein.

Beſchluß.

Alſo damals traurig ſangen
Damon, Halton, Hirten beid;
Mond und Sternen kamen gangen,
War auch ihnen eben Leid.
Weinet, meine Sternen weinet,
Weinet, ſprach der falbe Mon,
Wer doch hat es je vermeinet;
Daphnis muß zu Grabe gohn.

Eine Chriſtliche Seel redet von dem Kreuz und Wunden Chriſti. Sind Trochaiſche Vers wie oben.

Manche Stunden Jeſu Wunden
Ich mir ſetz ob Augen mein,
Thu mich wenden zu den Händen
Zu der Seit und Füßen ſein.
O du beſter Kreuzbeläſter!
Ich dann ruf in aller Eil,
O zur Stunde mich verwunde,
Schieß herab die Nägelkeil!

Mich Geſunden ohne Wunden
Laß mit Nichten dannen gahn,
Recht nur zörne, mir die Dörne,
Lanz und Nägel werf hinan.
Mich nur quäle, nit verfehle
Meiner Hände, Füß und Seit,
O! mich kröne, mich verſchöne,
Will mit Jeſu tragen Leid.

Keine Beiſſel, keine Meiſſel,
Keine Stahl, noch Eiſen ſpitz
Meinen Gliedern hoch und niedern
Werden geben ſolche Schlitz,
Als die Nägel, ſtumpfe Kegel
Lanzen, Geißel, Scorpion
Han zergerbet und zerkerbet
Ihn, den wahren Gottesſohn.

Seine Qualen ich zumahlen
Fleiſſig hab in ſtäter Hut,
O elende Füß und Hände,
Seit und Körper voller Blut!
Reichlich ſchmeiſſen, ſcheinbar gleißen
Alle Wunden, alle Streich,
Schau, nun flieſſet und ſich gießet
Purpur über Marmor bleich.

Aus der Seiten lan ſie leiten
Rothe Strahlen wie Korall,
Aus der Seiten lan ſie leiten
Weiße Wäſſer wie Kryſtall.
O du reines hübſch und feines
Bächlein von Korall und Glas!
Nit noch weiche, nit entſchleiche,
O Rubin und Perlengaſſ!

Ach verweile, nit noch eile,
Will nun hie mich ſetzen bei,
Will da baden meinen Schaden,
Ob er ſchon veraltet ſey;
Kräftigs Pflaſter meinem Laſter
Will ich dorten ſalben draus,
Will dann gründen tief zun Sünden,
Sie von innen waſchen aus.

Bei den Füßen will ich büßen,
Und aus meinen Augen beid
Wohl ſie netzen und erſetzen,
Was von Blut herauſſer geit,
Will mit Zähren wiederkehren,
Gleich als viel entfließen wird,
Und mit ſattem Buß erſtatten,
Was von Purpur da vergiehrt.

Doch ihr Brunnen, wohl beronnen,
Schon beſchenkt iſt Erd und Grav,
Ach! verſchnaufet, nit ſo laufet,
Nit ſo giehret ohne Maß.
Schon an Laugen meiner Augen,
Schon an Zähren mirs gebriſt't,
Thut euch ſtillen, wer kann füllen,
Was bereit verfloſſen iſt.

Zu den Händen will ich ſenden,
Hundert tauſend Seufzer lind,
Sie durchwühlen und erkühlen
Mit ſo lindem Herzenwind,
Mit ſo linden Herzenwinden
Will ich trücknen allen Schweiß,
Alle Malen will durchblaſen,
Kühlen alle Wunden heiß.

Doch zur Stunden auch lieg unten,
Ich zu wenig Seufzer ſind
Und von Wunden überwunden
Mir gebrichts an Herzenwind.
Häufige Winden macht mich ſchwinden,
Kaum ich mehr den Athem hab,
Seufzen, Weinen, o der Peinen!
Mich noch bringen gar ins Grab.

In der Kronen dacht zu wohnen
Mein ſo gar bedrängtes Herz,
Dort in Hecken ſich verſtecken,
Sich bezäumen allerwärts.
In den ſpitzen Dörnen ſitzen
Schon es auch ein Zeitlang blieb,
Thät ſich freien vor dem Weiben,
Vor dem ſchnöden Seelendieb.

Doch nun wieder bald hernieder
Zu der hohlen Seit begehrts,
Will ſich ſetzen und ergötzen,
Jeſu, neben deinem Herz.
Es nun dorten jene Pforten,
Jene veiße Keuſchheit,
Will verwahren, ſich nit ſparen,
Da die Schildwacht hwiten für.

O du runde Seitenwunde!
Reich und edler Herzenkaſt,
Bei dir ſterben und erwerben
Hofft es wahren Fried und Raſt.
Da laß walten und laß ſchalten,
Da nun laß es haben Platz,
Laß es wachen und auch machen,
Da ſein Bettlein und Matratz.

Bei der Seiten ſeine Zeiten
Wird es wachen ohn Verdruß,
Bei der Seiten ſeine Zeiten
Auch es wieder ſchlafen muß.
Bei der Seiten ſeine Zeiten
Singen und es klingen will,
Bei der Seiten ſeine Zeiten
Es auch wieder ſchweigen ſtill.

Drum aus Liebe nun ich giebe,
Jeſu, dir es eigen ganz,
Ihm will ſchaffen deine Waffen,
Deine Nägel, deine Lanz,
Damit ſtreiten vor der Seiten
Wird es gen die Luſter ſein,
Bis mans leite von der Seite
Zu den Auserwählten dein.

Ecloga oder Hirtengeſpräch von Chriſto dem Gekreutzigten unter der Perſon des Hirten Daphnis und bei Gleichniß eines jungen Wildes.

Eingang.

Pferd und Wagen neu beſchlagen
Als die Sonn heut ſpannet an,
Und mit Roſſen unverdroſſen
Reiſet ihr Kryſtallenbahn,
Ich ſpatzieren ging nach Thieren
Dort in jenem grünem Wald,
Trug den Bogen aufgezogen,
Schoß ein Rehlein wohlgeſtalt.

Griff zum Degen, wollts entlegen,
Hiengs an einen Eichenbaum,
Gleich zur Stunden von der Wunden
Rann herab der Purpurſchaum.
Bald Palämon und Phidämon,
Meine beide Mitgeſpan,
Kamen gangen, ſchnuften hangen,
Sich bei Seiten ſtellten dran.

O Palämon! O Phidämon!
Dieſes Händlein deßen ſey,
Der mit Geigen ſich wird zeigen,
Und am beſten ſtreichen frei.
Drum die Geigen thut beſteigen,
Greifet ihr den gelben Kamm,
Und mit Bogen glatt bezogen
Preßt heraus den Hönigſam.

Gleich ohn Wanken ſie zum Schranken
Treten müthig auf die Bahn,
Sich bewerben, redlich kerben,
Und die Saiten ſchneiden an.
Ei laßt hören, Keins verſtören,
Erſtens der Palämon geigt,
Bald imgleichen nach dem Zeichen
Auch darauf Phidämon ſtreicht.

Palämon.

Schöner Poſſen! wer hat ſchoſſen
Dieſes Reh mit frechem Muth?
Wer mocht ſtreben nach dem Leben
Einem alſo jungen Blut?
Ach! wer Bogen dorſt es wegen,
Welcher Pfeil war alſo grauſ?
Der ſo kleines und ſo feines
Thierlein dörſte trinken aus.

Phidämon

O was Beute! wer hat heute,
Wer hat alſo frech und ſtolz
Die beſchloſſen Senn entloſſen
Und entricht't ſo ſcharfen Bolz?
Ach! die Senne gleich zertrenne,
Gleich den Bogen werf zu Feur,
Pfeil und Kocher werf hernocher,
O du Wildſchütz ungeheur!

Palämon.

Armes Kitzlein, frommes Hitzlein!
Mir nun Daphnis kömmt in Sinn,
O wie neulich, alſo greulich
Daphnis iſt gerichtet hin.
Ihn betrauren, ihn bedauren
Mich ermahnet deine Wund,
Wers betrachtet, wers erachtet,
Fallen ihm die Thränen rund.

Phidämon.

An dir ſcheinen Daphnis Peinen,
O du ſchwach und krankes Reh!
Ich nur denke ſeiner Kränke,
Weil ich dich verwundet ſeh.
O wie neulich gar abſcheulich,
Daphnis iſt gehenket auf!
Sehr michs rühret und entſchnüret,
Schier in Zähren ich erſauf.

Palämon.

Du nun bangeſt und erbangeſt,
Frommes Thierlein ohn Betrug!
Zageſt, bebeſt, kaum noch lebeſt,
Ruckeſt zu dem letzten Zug.
Kaum dich regeſt, nämlich wegeſt,
O der Wunden, Pein und Schmerz!
Zwar von heißen Purpurſchweißen
Möchten ſchmelzen Stein und Erz.

Phidämon.

Gleiche Nöthen dich auch tödten,
Daphnis, O getreuer Hirt!
Kaum dich bebeſt, kaum noch lebeſt,
O mit Wunden wohlgeziert!
Schau die Schmerzen meines Herzen,
Qual und Marter mich umringt,
Wird es wehren, ſag mit Zähren,
Mir das Herz in Stück zerſpringt.

Palemon.

Schönes Böcklein, rothes Röcklein,
Roth biſt du von lauter Schweiß,
Roth getränket, wohl beſtrenket
Sind auch deine Zähnlein weiß.
Auch die Näſe, Rind und Bäſte
Deiner Eichen ſind erröth't.
Rothe Regen, thut euch legen,
Sonſten ihr das Thierlein tödt't.

Phidämon.

Auch thut bluten Daphnis Ruthen.
Dran man ihn hat aufgehängt.
Kreuz und Nägel, ſtumpfe Kegel,
Sind mit Tropfen wohlbeſprengt.
O was Regen allerwegen!
O was rothe Wundengüß!
Daphnis eben iſt umgeben
Nur mit lauter Purpurflüß.

Palämon.

Halbes Hirſchlein, rothes Kirſchlein
Biſt nun in und außen roth.
Doch dich weißet und jetzt beißet
Auch zugleich der falbe Tod.
Krankes Himlein, dir das Kinnlein,
Mund und Leſzen werden bleich,
O nun ſtirbeſt, nun verdirbeſt!
O du ſchon ſo fahle Leich!

Phidämon.

Auch thut ſterben, ſich entfärben
Daphnis dort an ſeinem Baum,
Thut erbleichen, Tods verweichen,
O was matt und falbe Pflaum!
Schon verblichen, ſchon entwichen,
Schon iſt unſer Daphnis hin!
O der kalten und zerſpalten
Augen, Leſzen, Mund und Kinn'

Pa-

Palämon.

Kommt nun zogen, kommt geflogen,
Kommt nun her ihr Vögelein.
Federſchaaren kommt gefahren.
All ſo nur im Walde ſeyn.
Thut euch ſetzen, traurig ſchwätzen.
Thut nun klagen allzugleich.
Traurig klingen und beſingen
Ihr nun ſollet unſre Leich.

Phidämon.

Her imgleichen, her zur Leiden
Menſchenſeelen allerhand,
Kommt zuſammen, her zum Stammen,
Dran man Daphnis aufgeſpannt:
Da dann klaget, heulet, zaget,
Weinet ſtark ohn Unterlaß,
Bleibet immer, ſcheidet nimmer,
Allweg ſchleifet dieſe Straß.

Palämon.

Her ſchon fliegen unverſchwiegen
Fromme Vöglein aus dem Wald,
Lan ſich dingen zum Beſingen,
Singen, daß es kläglich ſchallt.
Ich vor Peinen auch muß weinen,
Zartes Hünnlein, ſehr ich wein,
Alſo ſäurlich, alſo däurlich
Muſſeſt du beſungen ſeyn.

Phidämon.

Auch der Frommen Etlich kommen
Mann und Weib zu Daphnis Kreuz.
Ihn beſcheinen, ſüßlich weinen,
Niemand frage, was bedeuts?
Sie dem Knaben, wann begraben,
Trucknen ab das Wundenblut.
Heben, legen, waſchen, pflegen,
Salben ihn bei warmer Glut.

Palämon.

Mich gemahnen thut mit Thranen
Dieſes Wild an Daphnis Tod,
Will nun deſſen nie vergeſſen,
Soll nun ſeyn mein tägliche Brod.
Ich nun ſeinen Tod beweinen
Will mit dir Phidämon gleich,
Schwarz bekleiden laß uns Beiden
Unſer viel zu gelbe Geig.

Phidämon.

Schwarz bekleiden laß auch Beiden
Unſer Harfen, Zink und Ried,
Laß, zu mehren Daphnis Ehren,
Spielen manches traurig Lied.
Laß erhohlen oftermohlen
Leider ſo betrübten Schall,
Und mit Machten tief erachten
Seine Marter Pein und Qual.

Beſchluß.

Alſo ſtrichen und nicht wichen
Beide Geiger in die Welt;
Ich mit Nichten konnt entrichten,
Wer es recht gewunnen hätt.
Drum zur Gabe nun doch habe,
Sprach ich, Dieſer dieſes Reh,
Und zur Gabe Jener habe,
Was dort weidet in dem Klee.

Iſt ein Lämmlein, müthigs Hämmlein,
Zart und reines Wüllenkind,
Glaub, euch Beide recht entſcheide,
Glaub, ihr Beid zufrieden ſind.
Nun bis Morgen, weil verborgen
Sich die Sonn zu Waſſer hält,
Euch zur Heide dann beſcheide,
Wieder euch dann unterſtellt.

Ecloga oder Hirtengeſpräch.

Die Hirten-Damon und Halton bereimen poetiſch, Einer um den Andern, den Gekreutzigten und auferſtehendem Jeſum unter der Perſon des Hirten Daphnis.

Halton.

Schöner Damon, Zung der Hirten,
Der auf deinem hohlen Halm,
Wann wir unſre Heerden ſchmierten,
Haſt erpfiffen manchen Palm,
Uns in Reimen laße zwingen
Daphnis Wunden roſenroth
Laßt im hohlen Thal erklingen
Seine Marter, ſeinen Tod.

Damon.

Frommer Halton hoch geprieſen,
Der zum erſten Sommerglanz
Haſt ergeiget auf den Wieſen
Manchen ſchmucken Lorberkranz.
Laße jenes Kreuz umringen,
Ehren, den die Welt verſpot't,
Laß von ganzem Herzen klingen
Daphnis aller Hirten Gott.

Halton.

Weil ein Schäflein unbeſchoren
Außer der gemeinen Zucht
In der Wüſten ging verlohren,
Es der Daphnis wieder ſucht.
Er im Felde mir begegnet,
Trug Es auf der Schulter ſein,
War in Wahrheit ſtatk beregnet,
Voller Freuden, voller Pein.

Damon.

Daphnis war gar müd geloſſen,
Auch er mir entgegen kam,
Wär im Regen ſchier erloſſen,
Leint an einem Eichenſtamm.
Er das Thierlein je noch truge,
Senſzet manchen Seufzer tief,
Er gen Himmel d'Augen ſchlage,
Ach mir helfet, helfet! rief.

Halton.

Als ich neulich auf der Reiſen
Ware worden müd und matt,
Mich der Daphnis thäte ſpeiſen,
Und von Früchten machet ſatt.
Stieg auf einen grünen Palmen,
Warf der ſchönen Früchten ab,
Sang zugleich wohl ſieben Pſalmen,
Ich mit Löſſen geſſen hab.

Damón.

Als ich neulich auf der Reiſen
Wollt zum Weinhaus kehren ein,
Thät man mich zur Herberg weiſen.
Hieß zum rothen Lämmerlein,
Auf dem Schilde ſtand gemohlet
Daphnis in der Kelter ſein,
Jeder dort zu trinken holet,
O was roth und guter Wein!

Halton.

Wann der Sommer wieder kehret
Und klopft an zur grünen Thür,
Er mit Blumen ſich vermehret,
Rothe Roſen gahn herfür.
Fünf der beſten ſchon bei Zeiten
Daphnis hat gebrochen ab,
Thut ein Schmücklein draus bereiten,
Welches uns in Schwachheit lab.

Damon.

Daphnis deine rothe Roſen
Werf von deinem Kreuz herab,
Wann die Welt mir Lieb will koſen,
Darf ich ſolcher Blumen gab.
Daphnis deine rothe Roſen,
Dein ſo ſchöner Blumenſtrauß,
Allen Kraft und Lebenloſen
Hilft aus aller Schwachheit aus.

Halton.

Wie der Sommer ſich beſtecket
Mit auch kleinen Blümelein,
Alſo Daphnis ſich bedecket
Mit auch kleinen Röſelein.
Von der Scheitel zu den Füßen
Sie dann ſtehn in voller Blubt.
Rings herum die Luft verſüßen,
Mit Geruch und Athem gut.

Damon.

Hin und wieder auf den Wieſen
Alles voller Dörnen war.
Schäflein, ſo nicht unterwieſen,
Sich verletzten immerdar.
Daphnis ließe ſichs erbarmen,
Macht ein groſſe Bürden draus,
Ihn die Liebe gunnt erwarmen,
Trugs auf ſeinem Haupt heraus.

Halton.

Eich die Dörner han geroben,
Haben ihn verwundet ganz.
Doch die Roſen er hat brochen,
Draus gemacht ein Ehrenkranz.
Schau, nun er gar lieblich prangt
Mit gedörnter Blumenkron,
Her, ihr Hirten ihn empfanget,
Setzet ihn auf hohen Thron.

Damon.

Neulich ob der heißen Sonnen
Ich den Strahlen weichen muſt,
Gleich mich Daphnis führt zum Bronnen
War mir ſonſten unbewußt.
Er auf einem Berge ſpritzet,
Hieß mit Namen Golgatha,
Weil ich ware gar erhitzet,
Ich mich thät erkühlen da.

Halkon.

Auch ich gar erſchwächet ware,
Lag an ſtarkem Fieber krank,
Ichs dem Daphnis offenbare,
Der mir miſchet einen Trank.
Kaum ich den hintangeſetzet,
Kaum gebracht an meinem Mund,
Bin in aller Eil ergötzet,
Ja bin worden ganz geſund.

Damon.

Ach nun höret, laßt euch ſagen,
Seht euch vor ihr Wandersleut,
Noch für etlich wenig Tagen,
Räuber machten ſtarke Beut.
Daphnis reiſet auch der Orten,
Gleich die loſe Räuberſchnar
Ihn beraubten und ermordten
Schlugen ihn an Galgen dar.

Hallen.

Wann wir unſer Heerden ſcheren,
Und entheben ihre Woll,
Sie mit Nichten, klagen, plären,
Bleiben ohn Gemurr und Groll.
Alſo Daphnis wund beraubet
Seiner Kleider ohne Sprach,
Keinem Wörtlein er erlaubet,
Dachte keiner heißen Rach.

Damon.

Wann der unbenannte Freſſer,
Wann der Metzger ungeſchlacht,
Der mit Zähnen, der mit Meſſer,
Mir die Schäflein wund gemacht,
Sie dann gar gedüldig liegen,
Still verluſchens ihre Peln,
Alſo Daphnis auch verſchwiegen
Litt den Tod und Marter ſein.

Hallen.

Wie die breit geſtreckte Falken
Hoch in weichem Wolkenland,
Alſo ſtund an ſeinem Balken
Daphnis weidlich ausgeſpannt.
Er mit beiden Füß und Armen
Stund geſtreckt in groſſer Noth,
Ach, wen wollte nicht erbarmen,
Daphnis dein geſpannter Tod!

Damon.

Da die Purpurmorgenſtunde,
Morgenröthe wohlbekennt,
Heut aus ihrem Bett erſtunde,
Drauf ſich Tag und Nacht getrennt,
Sie noch brauchet nit bei weiten
Ein ſo rothes Roſenkleid,
Als man thäte roth bereiten,
Daphnis, deine bleiche Seit.

Halcon.

Auf ihr Hirten, thut errathen,
Wer im Luft genuglet auf,
O der viel zu fremden Thaten!
Doch im tiefen Meer erſauft?
Daphnis voller Purpurfarbe,
Voller Wunden, voll Geſchwär,
Hoch zugleich am Galgen ſtarbe,
Starb zugleich im rothen Meer.

Damon.

Auf ihr Hirten, mir auch ſaget,
Wer ertrinkt im vollen Meer?
Und doch ſeinen Durſt beklaget
Und die Feuchte mehr begehr?
Daphnis in den gröſten Peinen
Doch noch wollte leiden mehr,
Rief mit Seufzen und mit Weinen
Ach! mich dürſtet, dürſtet ſehr!

Halton.

Lieber Damon, will noch fragen.
Will dann geben auch Beſcheid,
Wer thut ſeine Pein beklagen,
Und jedoch begierlich leid't?
Daphnis muß für uns bezahlen,
Beißet einen ſauren Kern,
Und doch alle Pein und Qualen
Er von Herzen leidet gern.

Damon.

Lieber Halton, dieſer Tagen
Sich begab ein Wunderthat,
Will hinfürter nie verzagen,
Hör dann, was es geben hat:
Mir von einem falben Drachen
Wurd getödt ein Lämmlein zart.
Bald es wieder gunnt zu lachen,
Weil es wieder lebend ward.

Halton.

Lieber Damon, wer will glauben,
Was der Tagen auch geſchehn?
Einen ſchönen rothen Trauben
Ich mit Augen hab geſehn,
War nunmehro ausgepreßet
Von bedingtem Kellermann,
Er doch wieder unterdeſſet
Lieblich fing zu blühen an.

Damon.

Lieber Halkon, ich von einem
Theuren Vogel hab gehört,
Er an Farben weichet Keinem,
So man mich nicht hat bethört.
Wann schon er in lichter Flammen
Sich zu lauter Pulver brennt,
Er jedoch aus lichter Flammen
Wieder zu dem Leben wendt.

Halkon.

Schöner Damon, deine Reimen
Mir erfrischen Muth und Blut
Will die Geigen süßlich keimen
Und noch spielen eben gut.
Will nit weichen deiner Pfeifen,
Deinem wohlgestimmten Ried,
Will noch manche Saiten greifen,
Eh man dir das Kränzlein biet.

Damon.

Frommer Halkon deine Geigen
Meinem Röhrlein weichet nicht,
Wollest keinen Eifer zeigen,
Wir uns gleichen im Gedicht.
Keiner Reimen soll beneiden,
Beiden gleiches Lob gebührt,
Gleiches Kränzlein allen Beiden
Auch soll werden eingeschnürt.

Ekloga oder Hirtengeſpräch über das Kreuz und Anerflehung Chriſti, darin, was der Hirt Damon von ſeinem Vorhaben vorſpielet, der Andere, Halton genannt, allweg nachſpielend auf das Geiſtliche deutet und ziehet.

Eingang.

Heut ein Bächlein wohl beſchwätzet,
Nahm die Flucht aus grünem Walk,
An den Steinlein ſich verletzet,
Hält mit ihnen ſtarken Spalt.
Dann, weils ihm nit wollten weichen
Aus ſo lätzel feuchter Straß,
Zornig thät es neben ſtreichen,
Murret ſtark ohn Unterlaß.

Als nun dorten mich ergötzet,
Trat hinan ein junger Hirt,
Eich zum Bächlein niederſetzet,
Damon er genennet wird,
Bald ſich auch hinzugeſellet
Lyras, Halton, Marſilas,
Da ward Berg und Leor geſtellet,
Lüftlen gunnten Laub und Gras.

Damon, Halton, Jüngling beide
Sangen, klangen in die Welt,
Weit mans höret auf der Heide,
Ach! wers recht beſchrieben hält.
Stumm die ſchöne Vöglein ſaßen,
Saß auch ſtumm die Nachtigal,
Sie ſchier aller Kunſt vergaßen,
Da gab Damon ſolchen Schall.

Damon.

Wann von heißer Sonn verwüſtet
Kält und Winter liegen todt,
Man den Sommer wieder grüßet,
Wieder bricht man Roſen roth.
Thal und Felder ſchön verblümet,
Grün ſich wieder legen an,
Weil ichs meinen Schäflein rühmet,
Wollten wieder weiden gahn.

Halton.

Wann die Sünder zeitig büßen
Und mit ihrem Herzeneis
Sie ſich neben Jeſu Füßen
Legen zu den Wunden heis,
Werdens wieder bald entzündet,
Wieder leuchtet Sonnenſchein,
Heil uns wieder wird verkündet,
Straf ſich wieder zäumet ein.

Damon.

Wann die Vöglein um und ummen
Hoch in weitem Wolkenfeld
Hin und her ſich müd geſchwummen,
Suchens wieder grüne Wäld.
Raſten auf den Äſt und Zweigen
Schöpfen wieder Athem gut,
Trutz auch allen Pfeif und Geigen
Machens einen friſchen Muth.

Halton.

Wann die Seel ſich müd geflogen
Auf und ab in eitler Welt,
Endlich kommt ſie wieder zogen
Und ſich zu dem Kreuz geſellt.
Jeſu, Jeſu, ruft und weinet,
Nieder zu der Erden fällt,
Und an Wunden Jeſu leinet,
Bis das Herz in Ruh geſtellt.

Damon.

Weil dann jene Vöglein ſingen,
Will die Schäflein führen gar.
Auf! laſſt euch zur Weiden bringen,
Auf! du Marmorweiße Schnar.
O wie freudigs Feld und Wieſen!
O wie zartes Laub und Gras!
Wer will ſtönes Leben kieſen?
Weislich ich der Städt vergaß.

Halkon.

Weil am Kreuz ich Frieden finde.
Zwar mit Nicklen mich versäum,
Mich mit beiden Armen binde
Manche Stund an diesen Baum,
Sieben Liedlein hör ich klingen,
Klingen süßlich überall,
Niemand wird mich dannen bringen,
Mir ist wohl bei solchem Schall.

Damon.

Schon ich längst in großen Städten
War der Stein und Gassen müd,
Lief zum Grünen, thät mich retten,
Da man liebe Schäflein hüt't.
O du reines Hirtenleben!
Wer will gnugsam loben dich?
Will dich allweg hoch erheben,
Wirst ja nie verlassen mich.

Halkon.

Lang ich lief auf deinen Gassen,
O du schnöde Babylon!
Hab doch endlich dich verlassen,
Nahm die Flucht und sprang darvon.
Gleich zum Kreuz mich thät begeben,
Dorten ich die Wunden küß,
Will nu nirget lieber leben,
Trink nur lauter Freudenflüß.

Damon.

Wann die weiße Schäflein weiden,
Ich mich leg an jener Eich,
Wann die ſchöne Sonn will ſcheiden,
Süß ich ihr die Geigen ſtreich.
O du ſchöne! laß dir ſagen,
Schöne Bildniß bleibe noch,
Schöner Fuhrmann halt den Wagen
Laß die Roß verſchnaufen doch.

Halkon.

Wann auch ich die Sünd will meiden,
Zu dem Kreuz mich ſetzen thu,
Ruf, O Jeſu! wollſt nit ſcheiden,
O nit thu dein Äuglein zu!
O nit weiche! nit verfahre,
O nit wolleſt untergahn!
Und noch deine Strahlen ſpare,
Bleib zu dieſer Friſt doch ſtahn.

Damon.

Wann die Sonn hinunter ſchwebet
Und verachtet meine Reim,
Ihr der Wieſen euch begebet,
Ihr dann Schäflein denket heim.
Schöne Sonn, ade! du ſchöne,
Ich die Schäflein führ nach Haus:
Nur uns Morgen wieder frühne,
Will dann wieder treiben aus.

Halton.

Jesu, wahres Licht und Fackel,
Als verlohrest deinen Schein,
Wer mocht dulden solch Spektakel,
Wer nach Haus nit kehret ein?
Wann du nun auch ab willt scheiden
Sehr ist unsern Herzen weh,
Doch verkürz uns unsre Leiden,
Daß man dich bald wieder seh.

Damon.

Wann die feuchte Felsen weinen
Neben meiner weißen Schaar,
Und von etwan hohlen Steinen
Stürzen ihre Wässer klar,
Gleich sich meine Schäflein kühlen,
So mit warmer Hitz behaft't,
Sie den Durst vom Herzen spülen
Mit so frischem Felsensaft.

Halton.

Als mit einem Speer durchschossen
Jesu deine Seiten rund,
Uns ein Bächlein kam geflossen,
Drin man Milch und Purpur fund.
Ich mit gleichem Eifer laufe
Zu dem Brunnen wohlbewust,
Da mich spüle, wäsch und taufe,
Trink nach viel gewünschtem Lust.

Damon.

Wann die Sonn ſich gar geneiget
Und geſenket ihre Kron,
Gleich die Nacht in Himmel ſteiget,
Arbeit heiſchet ihren Lohn,
Thier und Menſchen gehn ſich legen,
Ganz erſtummet alle Welt,
Auch ſich kaum die Blättlein wegen,
Traurig feiret alles Feld.

Halton.

Da du Jeſu Tods verblichen,
Uns die Todten han erſchreckt,
Felſen von den Felſen wichen,
Gräber wurden aufgedeckt,
Thier und Menſchen that es dauren,
Auch verwelket Laub und Gras,
Alle Wäſſer nur von Trauren
Han geweint ohn Unterlaß.

Damon.

Mond und Sternen Abends wachen,
Legen ihre Sonn zu Bett,
Sie ſie ſanfter ſchlafen machen
Mit gelind und ſüßer Red,
Schlafet, Sja! matte Strahlen,
Schlaf du matt und müdes Licht,
Thu mit Schlafen dich erbohlen,
Bis den Schlaf der Morgen bricht.

Hallon.

Jesu, dich auch fromme Seelen,
Wie dann mehrmals höret hab,
Thäten waschen, salben, strählen,
Heben, tragen zu dem Grab.
Auch die Mutter traurig klagte,
Schlaf nun mein geliebtes Kind,
Und beinebens muthig sagte,
Doch den Tod bald überwind.

Dämon.

Wann die Sonn dann ausgeschlafen,
Richtet sie sich zeitlich auf,
Schärfet ihre Pfeil und Waffen,
Geht zum Wagen, sitzet drauf.
Ich dann wieder treib zur Heiden
Meine weiße Wüllenheerd,
Sie dann wieder grasen, weiden,
Scheren, was das Aug begehrt.

Hallon.

Also, O Jesu! du gelegen
Kurze Zeit in kalter Erd,
Sich dein Seel thät wieder wegen
Denkend deiner weißen Heerd,
Sie die Höllenpforten rühret,
Hielt weit offen Scheur und Stall,
Ihre Schäflein dannen führet
Triumphirend überall.

Damon.

Ich dann ohne Leid und Klagen
Blas die Pfeiflein Honigsüß,
Und gewendt zum Sonnenwagen
Sie mit krausem Lüftlein grüß.
Ey zu vielmahl tausendmahlen,
Sey mir willkomm liebe Sonn!
Heut ergreif die längste Strahlen,
Nit zu schnell dich mach davon.

Halton.

Ich mit einer hohlen Rinde
Mich zu Jesu wende schnell,
Füll mit eben süßem Winde
Dieses Pfeiflein eben hell.
O wie willkomm bist erstanden,
Jesu, zu gewünschter Zeit!
Du die schnöde Todesbanden
Hast verwendt in Herrlichkeit.

Damon.

O du meine Güldengeigen,
Mehr und mehr heb auf den Klang!
Mir nur Wald und Vögel schweigen,
Bächlein zucken ihren Gang.
Sage Lob der schönen Sonnen,
Sage Dank dem runden Schein,
Braune Stunden seind entronnen,
Ihr lasset fröhlich seyn!

Hallon.

O du meine Leyr imgleichen
Auch du deinen Ton erheb,
Thut man dann die Saiten ſtreichen,
Du nach ſelben Ehren ſtreb.
Preiſe den, der heut erſtanden,
Wahrlich wahren Gottesſohn,
Preiſet ihn in allen Landen,
Ihm gebühret Ehr und Kron.

Beſchluß.

Alſo thäten lieblich ſingen
Hoch benannte Jüngling beid,
Auch noch immer weiter gingen,
Da zerrann die ſchnelle Zeit.
Ich dann heimwärts muſte kehren,
Sang es wieder mit Vernunft,
Schrieb und hielt es auf zun Ehren
Der geliebten Hirtenzunft.

Nun wohlauf ihr andre Hirten,
Brecht und ſchnüret Kräuter ein,
Lorbern, Balſam, Palm und Mirth,
Majoran und Roſmarein,
Und weil Beide gleich gerungen,
Flechtet Beiden gleiche Kränz
Und weil Beide gleich geſungen,
Führet Beid an gleiche Tänz.

Andere Ecloga, darin der Hirt Damon die ſchöne öſterliche Sommerzeit und die Urſtänd Chriſti gar poetiſch bereimet.

Eingang.

Nach den ſchönen Oſtertagen
Hirten zween in aller Früh
Kamen auf die Weiden ſchlagen
Ihre Schöflein, ihre Küh.
Damon, Halton, war ihr Name,
Friſch und grün von Jahren Beid,
Damon ſeine Fidel nahme,
Strich mit Wunderlieblichkeit.

Damon.

Schau, die ſchöne Sonn ſich ſtrohlet,
Krauſet ihre gülden Haar,
Sie die Kräften ganz erholet,
Schmiedet gar ein ſchönes Jahr.
Sie die Zeiten thut bereiten
Nur von Perlen und Kryſtall,
Sie da laufet, nie verſchnaufet,
Webet, ſchwebet überall.

Sich die ſchöne Vöglein rüſten,
Schärfen ihre Schnäbelein,
Sie ſich an der Stimm gelüſten,
Blaſen ihre Pfeifelein,
Sie ſich hoch in Wolken heben,
Spreiten ihre Flügel frank,
Sie den reinen Luft durchweben,
Sagen ihrem Schöpfer Dank.

Wieder wir die Felder weißen
Mit gebleichten Heerden zart,
Wir mit Schafen, wir mit Geißen
Gehn zur grünen Sommerfahrt.
Ich und Halton gleich von Jahren
Auch zu Morgens gleicher Früh
Treiben keine gleichen Schaaren,
Ich die Schäflein, er die Küh.

Sich die Felder wieder zieren,
Thun die grüne Laden auf,
Tauſend Blümlein da ſtolzieren,
O wie wohl gemahlter Hauf!
Schaf und Rinder nun verſchnaufen
Auf den Wieſen wohlgerüſt't
Da der ſchöne ſäugend Haufen
Ründet ſeine flache Brüſt.

Ich nun wieder ſchau vor Augen
Tauſend weißer Lämmerlein;
Halten wieder laſſet ſaugen
Tauſend bunte Kälberlein.
O wie wunderſchöne Zeiten!
O wie wunderfreiſtes Jahr!
Sieben Troppen laß ich leiten,
Alſo groß iſt meine Schaar.

Wieder ſchöne Waſſerſtrahlen,
Wieder kühle Waſſerpfeil,
Sich verſammlen in den Thalen,
Bieten ihre Bäder feil,
Brünnlein von den Bergen ſpielen,
Stark mit rothem Erz vergüld't,
So die Ehaiwoh traurig fielen
Stark mit Zähren angefüllt.

Lieblich alle Bäch und Bächlen,
Krummgeführtes Waſſerglas,
Auf den grünen Wieſen lächlen
Und beſeuchten Laub und Gras.
Zierlich wieder kommt gekrochen
Manches rauſchend Wäſſerlein,
So mit Steinlein unterbrochen
Sauſend lobt den Schöpfer ſein.

Schau, nun wieder Tann und Linden,
Eich und stolzer Cederbaum,
Ihre Weg in Lüften finden,
Wachsen ohne Schnur und Zaum,
Strecken ihre grüne Sprossen,
Breiten ihren grünen Saft,
Zu den Wolken freudig sprossen,
Suchen hohe Nachbarschaft.

Wir die Leyr auch wieder schnüren,
Und im hohlen Hirtenthal
Hochgerückter Saiten führen,
Spielen, reimen ohne Zahl.
Wir auf Harf und Lauten tasten,
Spielen jenem lieben Christ,
Der im Grab nit wollte rasten,
Der dem Tod entfahren ist.

Schauet, lieben Hirten schauet,
Er der Höllenpforten bricht,
Was der bleiche Tod gebauet,
Er in Eifer macht zu Nicht.
Schauet, lieben Hirten schauet,
Zeitlich vor der Morgenröth
Er von Wassen umbauet,
Schrecket seine Wächter blöd.

Er aus tiefem Schlaf erwecket,
Laßet ſeine Liegerſtatt.
Und mit Armen ausgeſtrecket
Richt't in Lüften ſeinen Pfad.
Flamm noch Fackel thut erblecken
Gegen ſeinem hellen Schein,
Sich die Sternen gleich bedecken
Zucken ihre Strahlen ein.

Er hinauf zur Sonnen ſchwebet,
Machet ſelber ſeinen Tag,
Sie der Arbeit überhebet,
Folget ſeinem Wagen nach,
Er die beſte Bahnen reiſet,
Zeiget ihr den beſten Lauf,
Auch die längſte Straßen weiſet,
Sie dann laßet wieder auf.

Er erleuchtet auch die Nachten,
Heißt die Sternen dannen gahn,
Löſets ab von ihren Wachten,
Setzet andre Lichter an.
Seine groß und kleine Wunden
Er in Himmel ſetzet ein,
Sie da werfen Glanz hinunten,
Leuchten mit ganz rothem Schein.

Unterdeſſen er die Seinen
Auch beſuchet oftermahl,
Läßt in ihre Herzen ſcheinen
Manchen ſüßen Freudenſtrahl.
Sie mit Jubel überladen
Wegen ſeiner Wiederkehr
Nur in lauter Lüſten baden,
Ihm der Ueſtänd danken ſehr.

Jeſu! dir nun deine Kinder,
Dir die wachſam Hirtenzunft,
Dir die Schäflein, dir die Rinder
Danken deiner Wiederkunft.
Dir die Böcklein, dir die Geißen,
Dir die zarte Lämmerlein,
Hin und wieder ungeheißen
Hüpfen, ſpringen in Gemein.

Schau, die Schäflein ihre Wollen
Dir zum Willkomm bieten dar,
Und mit Brüſten aufgequollen
Danken dir der weißen Waar.
Sie nun deiner mit Verlangen
Warten auf gemahlter Weid,
Und mit Lüſten ſehr befangen,
Wären gern von dir geleit't.

Sie zu deiner Stimm gewöhnet
Kennen deinen Hirtenſteck,
Keine Wölf ſo ſtark bezähnet,
Dir ſie werden reißen weg.
Schöner Jeſu komm zu weiden,
Führ die zarte Lämmerlein;
Hirt der Hirten! komm zur Heiden,
Führ auch ihre Mütterlein.

Am heiligen Fronleichnams Feſt, von dem hochwürdigen Sakrament des Altars.

Richt auf du Purpur Morgenſtund
Die Stirn, beſtecks mit Roſen;
Uns laßt von edler Speiſen rund,
Zum Frühſtück zeitlich koſen.
Die Taubenreine Tochter ſchön,
Von Sion wohl entſproſſen,
Zugleich wird heben ihr Gebön
Mit uns ganz unverdroſſen.

Faſt hoch will heut geprieſen ſeyn
Ein Tracht von gelben Ähren.
Ein Kern und Mark von Waihlein rein,
Ja wills noch bas erklären:
Ein Brod, nit Brod, ganz Lebenreich,
Da drinn ward lebend geſſen
Der ungleich bei den Zwölfen gleich
Zum Abendmahl geſeſſen.

Der Herr zur letzten Tafel ſaß,
Er Sechsſter ſelb und Sieben
Manbut Manbut was da? was das?
Nimm wahr, was er getrieben.
Er nahm das Brod, nahm auch den Wein,
Und gabs den Tiſchgenoſſen,
Verwandelt in den Leichnam ſein,
Ins Blut für uns vergoſſen.

Das Brod, ich ſprich, den Waizenſchnee
Nahm erſtlich Er zun Händen,
Gs ihnen reicht und that es ſäh
Zum wahren Fleiſch verwenden.
Hernach den Wein den rothen Saft
Reicht ihnen gleichermaßen,
Durch nur im Wort verfaßte Kraft
In wahres Blut zerlaſſen.

O Lieb! du viel zu ſtark und groß,
Haſt frei mit Gott gerungen,
Haſt ihm durch ſüßen Herzenſtoß
Groß Wunder abgedrungen.
Das Ewig Wort mit kurzem Wort
Brod, Wein in ſich verwandlet,
Und trank und ethat beider Sort
Sich ſelbſten bebt und handlet.

Dann weiters auch, was Er vollbracht,
Nach ihm wollts hinterlaßen;
Er gab den zwölfen jelbe Macht,
So mit zur Tafel ſaßen.
Von ihm hernach han wirs ererbt,
So durch den Prieſterſeegen
Mit gleichen Worten ungefärbt,
Und gleicher That verwegen.

In Chriſti Leib wir Wein und Brod
Ganz weſentlich verkehren,
Betrachten ſeine Pein und Tod
Wohl oft mit warmen Zähren.
Zum Opfer groß wirs tragen auf,
Bis wo ſich kehrt und wendet
Die gülden Poſt in ſtätem Lauf,
So Licht und Strahlen ſpendet.

Wo früh die Sonn gleich rühret an
Die Morgenroß mit Sporen,
Und wo zu Nacht von weißer Bahn
Sie reit't zum ſchwarzen Mohren.
Dem Höchſten man zu Lob und Preis,
Das Opfer groß erweiſet,
Und wird der Leichnam ſchwanenweiß
In ganzer Welt geſpeiſet.

Subſtanz und Weſen Brods und Weins
Zum Leib ſich überleiben;
Doch Brod und Wein von Außen ſcheinte
Die Zufäll je noch bleiben.
Geruch, Geſchmack, Farb und Geſtal'
Sich friſch noch laſſen finden,
Als wie vom Weſen abgeſpalt't,
Nur bloße Schaal und Rinden.

Geſtalten Beide nackt und bloß
Wie Wein und Brod geründe,
Sind Wein und Brod und bodenlos,
Und ſtehn ohn Grund gegründet.
Ja drunter noch verſteckt, vermummt,
Gott ſelbſt ſich hätt verſchoben,
Vor Wunder Erd und Meer erſtummt
Und Luft und Himmel droben.

Was vor es war, iſt Es nit hie,
Die Ding ſind unterſcheiden,
Wie vor dochs war, ſo bleibets je,
Der Schein iſt gleich an Beiden.
So ſchmeckt man da, was wahrlich da,
Was lang verzehrt vom Seegen,
Nit ſchmeckt man da, was wahrlich da
Von Fleiſch und Blut zugegen.

Den Leib man lieblich nießen thut.
Nur Nichts in Leibsgestalten.
Und blutig nimmt man wahres Blut.
Kein Sinn für Blut kanns halten.
Es Alles ist verdunklet gar,
Und, wie die Kirch uns rühmet,
Mit fremder Form und Schein fürwahr
Ganz obenhin verblümet.

Wer nun in Blutsgestalt verdeckt,
Gott, Mensch, wer da verborgen,
Er auch in Weinsgestalten steckt,
Leg ab die Wankelsorgen.
Du mehr nit auch in Beiden gleich,
Als nur in Eim kannst nießen,
Die Stücklein sind auch eben reich,
Und eben weit erspießen.

Wann schon in zarte Brosamlein
Der Brodstein wird zerkrümmlet,
Von Christi Leib doch sag ich, nein
Er drum nit wird gestümmlet.
In Ganz und Halbem eben ganz
Ist ganz in Groß und Kleinem,
Und leuchtet dieser Sonnenglanz,
Nit Vielem mehr als Einem.

Der lebend Leichnam unzertrennt
Zugleich im Himmel droben,
Zugleich iſt aller Ort und End
Wie jenes Brod erhoben.
In vielmal tauſend Kirchen dann
Auf mehr und mehr Altären,
An ſo viel Ort und Stellen man
Von Chriſti Leib mag zehren.

In gleicher Zeit, zu gleicher Friſt,
In tauſend viel Oblaten
Auf einmahl Einer vielmahl iſt,
O wohl der Wunderthaten!
Der Glaub allein es freilich ſieht,
Der Sinn giebt gar verlohren,
Noch Händ noch Augen greifens nicht,
Verſtand mags nie durchbohren.

Und zwar, wenn mißet unbereit,
Ich ſags mit wahren Worten,
Vom Frech und Hochmuth wird verleit
Zum Tod und ſchwarzen Pforten.
Hingegen wer ſich prüfet vor,
Und dann der Speiß genießet,
Man ihm die ſchöne Thür und Thor
Zum Leben weit erſchließet.

Ei, da dann laßt uns dies Gericht
In Demuth hoch verehren,
Und nieder Häls und Angesicht
Zur Erden tief beschweren.
Uns laßt das Heilthum und Monstranz,
Weil Blinde es verhöhnen,
Mit manchem schönen Blumenkranz
Nach alter Andacht krönen.

Uns laßt mit zartem Rosmarein
Die Rosen roth vermählen,
Die Lilgen auch mit schnüren ein,
Der Näglein auch nit fehlen.
Uns laßt die Straß und Gassen all
Erfrischen allerwegen
Mit lindgestreutem Blätterfall,
Mit trunknem Blumensegen.

Laßt Harf und Lauten hochgestimmt
Mit süßem Schlag durchstreifen,
Mans nimmer doch, was Gott gezimt,
Mit Noten wird ergreifen.
Gelobet sey das Manna zart,
Von oben abgerieſen,
Sey Gott, von dem es geben ward,
In Ewigkeit gepriesen!

Die Gespons Jesu erweckt die Vögelein zum Lob Gottes.

Wacht auf ihr schöne Vögelein,
Ihr Nachtigallen kleine,
Die ihr auf grünen Zweigelein,
Noch eh die Sonn recht scheine,
Stimmt an die lautbar Schnäbelein,
Gedrehet von Elfenbeine.

Her, her, gefedert Schwesterlein,
Euch sammlet zur Gemeine,
Blast an die beinern Pfälterlein,
Ihr sämmtlich keusch und reine.
Lobt Gott, lobt Gott, ihr Vögelein,
Ihr, Ihr, und all die Seine.

Lobt Gott ihr süße Schwätzerlein,
Ihr Nachtigallen kleine,
Ihr Luft und Wolkensängerein
Für ihn bestellt alleine,
Mit euch zum besten Liedelein
Ich Harf und Laut vereine.

Ich euch zur Lieb, ihr Pfeiferlein,
An hohler Eichen leine,
Und euch die wilde Färbelein
Mit Worten klar beſcheine,
Laßt gahn die klinglend Stimmelein
Zum tiefen Wald hineine.

Da ſeyn viel klare Brünnelein,
Gefaßt im Marmorſteine,
Dort nehet vor die Züngelein
Nach Ordnung Ein und Eine,
Da ſpület Hals und Gürgelein,
Drauf beſſer ſingt ihr Kleine.

Den Takt gebt mit den Flügelein,
So ſchickt ſichs recht ihr Feine,
Auch freudig ſchwingt die Federlein,
Wegt Ärmelein und Beine,
Erſtreckt zum Klang das Hälſelein,
Ein Jedes thu das Seine.

Habt ihr kein ſonders Liedelein,
So lernet nur das Meine,
Iſt gnug mit einem Seufzerlein,
Man darf der Andern Keine,
Singt nur allein: Gelobt ſey Gott,
Gott Sabaoth alleine!

Zu tauſendmal gelobt ſey Gott,
Gott Sabaoth alleine,
Zu tauſend, tauſend, tauſendmal,
Gott Sabaoth alleine,
Und dann noch tauſend, tauſendmal,
Gott Sabaoth alleine!

Singt nur dies einzig Liedelein,
Das Stücklein, das ich meine,
Singt, ſingt und klingt, ihr Vöglelein,
Dann ich vor Freuden weine,
Bin wund von ſüßem Liedelein,
Was hilft, daß ichs verneine?

Fliegt hin durch alle Wäldelein,
Bleibt Tag und Nacht beim Eine,
Singt immer nur dies Liedelein,
Bei Sonn und Mondeſcheine,
Gelobt ſey Gott, Gott Sabaoth,
Gott Sabaoth alleine!

Sonn, Mond und lieber Sternelein,
Wie gänzlich ich verneine,
Mit ſammt der Erden Pflänzelein,
Laub, Gras, Buſch, Holz und Zinne
Thun werden ein ſchön Tanzelein,
Daß Höll und Teufel greine.

Freud bringen wirds den Engelein
Den böſen bringt es ſeine.
Drum ſingt ihr ſchöne Vögelein
Ihr Nachtigallen kleine,
Alſo will Gott gelobet ſeyn,
Gott Sabaoth alleine.

Gelobt ſey Gott, Gott Sabaoth,
Singt tauſendmal alleine,
Gelobt ſey Gott, Gott Sabaoth,
Noch tauſendmahl alleine,
Und dann noch tauſend, tauſendmahl,
Gott Sabaoth alleine.

Ende der Trutznachtigal.

Die Lieder und Reime
aus dem
güldenen Tugendbuch.

Wehrt des Willens.

Die Schrift hat ziemlich klar gelehrt,
Daß, wer nur in Gedanken,
Frei, wissend, willig, unbeschwert,
Unzweiflich und ohn Wanken
Zur Sünden eingewilligt hat,
Solch's werd so hoch erwogen,
Als wann er schon hätt in der That
Die Sünd zu Werk gezogen.

Deswegen auch zu Sterben frei
Wer sich bereit befände,
Und nur im Herzen stets bey,
Wann er für Christum könnte,
Hat schier vor Gott so viel gethan,
Und wird so hoch erwogen,
Als wann er in der That voran
Die Marter hätt vollzogen.

Danklied.

O Gott, wann ich all Wohlthat dein
Mit reifem Sinn betrachte,
Da ſpritzen mir beid Augen mein,
Vor Wunder ſchier verſchmachte.

Mich rühret ein gar ſtille Brunſt,
Gekühlt in Freudenzähren,
Weil krönest uns mit Gnad und Gunſt,
Noch mehr dann wir begehren.

Gleich wie vor ſüßem Sonnenſchein
Gar ſittiglich thut ſchmelzen
Der Schnee, wann er Kryſtallenrein
Fleuſt ab von ſtolzen Felſen.

Alſo wann deine Gnadenſtrahl
Auf uns ſo lieblich ſcheinen,
Da rinnen mir die Zähr ohn Zahl,
Gar ſüßlich ich muß weinen.

Mir Herz und Augen ſchmelzen gar,
All Adern ſich erwärmen,
Und ſtrecken mir die Feuchte dar,
An Zähr mag nie ermarmen.

Wann ſchon ich höret auf mein Herr,
Und wollt die Brünnlein ſchließen,
Doch nie ſie wollen ſcheinen leer,
Stark wollen ſie noch fließen.

Im Lauf noch immer wollen ſeyn
Die Waſſerbächlein kleine,
Und mir allbeide Wangen mein
Noch wäſchen alſo reine.

Ei was ſoll ich nun wiederum,
Ei was dem Herren geben?
Allweil wir ob ſo großer Summ
In lauter Wohlthat ſchweben.

Umzinglet ſind wir überall,
Sind um und um bezogen
Mit lauter Gnad auf allen Fall,
Gott, Gott iſt uns gewogen!

Sein milde Gnad und Gütigkeit
Wallt über uns mit Haufen
Ein Meer iſt ſeine Mildigkeit,
Da müſſen wir erſaufen.

Geſang mit David.

Nit ſtraf mich Herr in Eifermuth.
Wann thuſt in Zorn erbrinnen,
Nit ſtürze mich zur Höllenglut,
Was wollt ich ſonſt beginnen?
Komm nur mit Eil mein Wundenheil,
Da wirſt mich bald erfreuen,
Die ſchreien ſehr und brennen mehr,
Mein Thorheit mich thut reuen.
Groß Wohlthat haſt erzeiget mir,
Mit Gnad haſt mich gekrönet,
Als ich war untergangen ſchier,
Haſt mich mit dir verſöhnet.
Ei was möcht dann mich kommen an,
O weh! muß ich nun klagen,
Daß meinen Gott hab gleich verſpott,
Und mich zur Sünd geſchlagen.
Weiß nit, was ich nun ſagen ſoll,
Als nur, daß Gnad begehre;
Mein Angeſicht iſt Schandenvoll,
Ich wohl in Wahrheit ſchwöre.

Mach mich, o Herr! von Sünden leer,
Laß ab das alt Geblüte,
Von Sünden mein mich waſche rein.
Es ziemet deiner Güte.
Wie Schaulach und wie rothes Blut
Von Sünden bin gefärbet;
Nun ſpreng mich Herr mit Yſop gut,
So wird all Sünd verderbet,
Schneeweis und rein als Elfenbein
Werd ich dann wieder werden,
Ja wie Kryſtall, klar überall,
Wünſch Anders Nichts auf Erden.
Laß glänzen mir dein Angeſicht,
Laß mir dein Augen ſcheinen,
Die Strahlen von mir wende nicht,
So bleib ich feſt auf Beinen.
Sollt'ſt wenden dich, müßt fallen ich,
Noch jetzt zu dieſer Stunde,
Ohn deine Gunſt es wär umſunſt,
Gar müßt ich gehn zu Grunde.

Eine Vision.

Es führte mich leztmal ein guter Engel in einen fürstlichen, schön und herrlichen Pallast, der mit den allerköstlichsten Gemähl, Teppig, Gold, Silber, Edelgesteinen dermaßen geziert war, und gleichsam leuchtete, daß ich nit anders meinte, dann es müßte ein Antritt oder Vorgemach des Himmels seyn.

Oben an, nach der Breite des Pallastes, saßen zwölf fürstliche Personen, in lauter Purpur und Schaflach gekleidet, ein Jeder auf einem fast königlichen Thron, hatten Alle in ihren Händen lauter güldene wohlklingende Harfen, auf denen sie gar lieblich spielten. Unterdessen aber liefen auf und ab viel edele Ritter und allerhand Nation, gar fremde Völker, die sich theils zu

gemeldeten fürſtlichen Perſonen nieder-warfen und ihnen huldigten, theils auch ſich ganz widerſpenſtig erzeigten, und ihnen einen Erbkrieg anerboten.

Da fragte ich meinen Engel, was Dieſes wäre? und er antwortete mir: Es wäre der Pallaſt die allgemeine chriſtliche Kirche Gottes. Die zwölf fürſtliche Perſonen aber die zwölf Apoſtel Jeſu Chriſti. Und ich freuete mich nit wenig, hörte fleißig auf, was ſie dann ſpielen würden.

Und es fing der H. Petrus an und ſchlug auf ſeiner Harfen, wie folgt:

Ich glaub ſo feſt an einen Gott,
Von Ewigkeit allmächtig;
Verſpei der vielen Götzen Rott,
Von Stein, von Holz verächtig.
All Kraft und Macht von Ewigkeit
Gott Vater hat alleine,
Sein iſt allein all Herrlichkeit.
Wer iſt nun deus denneine?

Da er aber alſo geſpielet hatte, traten hervor eine mächtige groſze Menge der Heiden, und ſchrien überlaut: Es wären ihre Götter nit zu verwerfen, da müßte man ſie nit unkräftig ſchelten, ſie wollten ſolche Schmach nit leiden.

Was dünket dich nun mein liebes Kind? halteſt du es mit dieſen Heiden, oder aber mit dem H. Petro? gieb mir Antwort, und wann du es mit dem H. Petro halteſt, ſo neige ihm dein Haupt und bekenne dich zur wahren allgemeinen Kirche, des einzigen wahren Gottes. So gebe dann Antwort.

Ich halte es mit dem H. Petro und bleib dabei bis in Tod beſtändig, wann es ſchon das Leben koſten ſollte.

Da recht, du haſt wohl geantwortet; nun höre weiter, was der H. Johannes ſpielet:

Er ſchuf die Himmel glänzend rund,
Sonn, Mond und Stern beineben,
Die Erd legt er zum Mittelgrund,
Mit Waſſer hoch umgeben.
Vom Vater kam es alles her,
Merkt auf ihr Menſchenkinder.
Erd, Himmel und das groſſe Meer
Im Augenblick geſchwinder.

Da er aber alſo geſpielet, thaten ſich hervor etliche wenig Weltweiſen, meinten, es wäre nit alſo, ſondern gaben vor, als wenn Himmel und Erde nicht von Gott erſchaffen, ſondern alſo ungefähr zuſammen gefloſſen wären, ſchöttelten derowegen ihre Köpfe und wollten nit mehr zuhören.

Was dünkt dich nun mein Kind; willſt du es mit dieſen Weltnarren oder mit dem H. Johannes halten? gieb mir Antwort.

Ich halte es mit dem H. Johannes, dann er iſt der Adler, ſo gar hoch

geflogen ist und die Heimlichkeit der Werke Gottes von Gott selber gelernet hat.

Da recht, so höre weiter, was der H. Jacobus spielet:

Ich glaub zugleich in Jesum Christ,
Möcht ich mein Herz erbrechen,
Er' g'wiß mir drin gemahlet ist,
Mag wohl mit Wahrheit sprechen,
Vom Vater ist er wunderlich
Von Ewigkeit entsprossen,
Zu uns hernacher sänftiglich
Vom Himmel abgeflossen.

Da er aber also gespielet, hörte ich etliche verstockte Juden, die Solches mit nichten zugeben wollten, daß Jesus ein Sohn Gottes wäre, liefen also bald davon, verstopften ihre Ohren, und schrien, er hätte Gott gelästert.

Was dünket dich nun mein Kind; hattest du es mit den Juden, oder mit dem H. Apostel?

Ich halte es mit dem H. Apoſtel.

Da recht, ſo höre weiter, was der H. Andreas ſpielet:

Gebohren aus Maria rein,
Von Gott dem Geiſt empfangen,
Iſt worden uns ein Kindlein klein,
In Armen ſichs ließ fangen.
Ave Maria! Amen!
Alſo ward Gott zur Welt gebracht,
Und Jeſus hieß mit Namen.

Da entſtand abermahl ein Gemurmel, denn die Weltweiſen hielten es für ein Gelächter, daß ein ſolches Wunder geſchehen ſollte.

Was dünkt dich nun mein Kind, willſt du es mit dieſen Thoren oder mit dem Apoſtel halten?

Ich halte es mit dem Apoſtel.

Da recht, ſo höre weiters, was der H. Philippus ſpielet.

Für uns er hat ſich geben dar,
Verſpottet und verhöhnet,
Sein Leib wurd ihm zerriſſen gar,
Sein Haupt mit Dörn gekröuet.
Pilatus gab das Urtheil rund,
Die Juden wollens haben.
Am Kreuz er ſtarbe ſehr verwundt,
Bald drauf wurd er begraben.

Da höret man wiederum etliche Ketzer ſich widerſetzen, welche ſprachen: er hätte nur einen phantaſtiſchen Leib angenommen, in dem er gelitten hätte, nit aber wäre ein wahrhafter Leib für uns gekreuzigt.

Was dünkt dich nun mein Kind, iſt wahr, was dieſe Ketzer ſagen, oder was der Apoſtel geſungen hat?

Ich halte es mit dem H. Apoſtel.

Da recht, ſo höre weiter was der H. Thomas ſpielet:

Er fuhr zur Höllen tief hinab,
Zerbrach all Eisenpforten,
Dem Feind es großen Schrecken gab,
Er strafet sie mit Worten,
Der frommen Väter Kett und Band,
So da gefangen lagen,
Zertrennet er mit fester Hand,
Stund auf nach dreien Tagen.

Da erhub sich abermahl ein Gemürmel; denn es riefen etliche schwierige Gemüther, es wäre Christus nit zur Hölle, sondern nur allein ins Grab gestiegen. Ja es riefen auch viele andere, er wäre nit auferstanden, sondern aus dem Grabe gestohlen worden.

Was dünket dich nun mein Kind: glaubst du mit dem Apostel, oder mi gesagten schwierigen Gemüthern?

Ich halte es festiglich mit dem Apostel.

Da recht; so höre weiter, was de H. Bartholomäus spielet.

Zum Himmel fuhr er ſchwind hinauf,
In Lüften hoch erhoben,
All Geiſter liefen bald zu Hauf,
Ihn thätens Wunder loben.
Er ſitzt aus Vaters rechten Hand,
Ein Sohn von Gott geboßren,
Regiert von dannen alle Land,
Ein König auserkohren.

Da ſchrien wiederum die Heyden es wäre eine Fabel; die Juden abe trieben ihr Gelächter draußen, un ſpotteten des Apoſtels.

Was dünket dich nun mein Kind was iſt deine Meinung? mit welche willſt du es halten?

Ich halte es mit den H. Apoſte

Da recht; ſo höre weiter, was de heilige Mathäus ſpielet.

Er kommt gewiß an jenem Tag,
Die Welt mit Recht zu richten.

Wird hören an all Red und Klag,
All Händel wird er ſchlichten.
O Gott! wer mag alsdann beſtehn,
Und retten ſich mit Rechten,
Wann du willt zu Gerichte gehn
Mit deinen armen Knechten.

Da fuhren abermahl daher etliche Schwärmer, und verblendete Weltkinder, welche ganz und gar in ihren Laſtern und Wollüſten erſoffen ſchienen; dieſe lachten über dieſen Geſang vom jüngſten Gericht, ſprachen mit Geſpött, es wäre noch lang dahin, ſolches Fabelwerk wäre für die Kinder, ꝛc.

Was dünket dich nun mein Kind, hältſt du es mit dieſen Schwärmern, oder mit dem Apoſtel?

Ich halte es mit dem Apoſtel; denn gewißlich viel zu wahr iſt, daß der ſtrenge Richter an jenem Tage kommen

wird, zu richten die Lebendigen, und die Todten. Alsdann werden sie es wahrhaftig erfahren, was sie jetzt verlachen.

Da recht; so höre weiter, was der H. Jacobus Alphäi spielet.

Ich glaub zugleich an einen Geist,
Mit Vater und dem Sohne,
Und ob mans drei Personen heißt,
Ist nur ein Gott, ein Krone.
Sein Kirch hat er auf dieser Welt,
Versehn mit Sakramenten,
Drin wohnen Völker ungezählt,
Ohn Ketzer und Verblendten.

Da gab es ein gar mächtiges Getümmel, denn es schrien überlaut alle Heyden, und Juden, es wäre nur ein lautes Fabelwerk, was er von einem Gott und dreyen Personen gesungen hätte. Es schrien auch nit weniger die Ketzer sagten, sie gehörten freilich zu den Kirchen Gottes, da wollten sie mit nichten ausgeschlossen seyn: aber der Apostel ließ sich im Geringsten nit bewegen.

Was dünkt dich nun mein Kind, hältst du es festiglich mit dem Apostel?

Ich halte es mit dem Apostel.

Da recht; so höre weiter was der H. Simon Zelotes spielet.

Mit Gottes Heiligen wir all
Gemeinschaft sollen pflegen;
Sie retten uns für Ungefall,
Wir ehren sie dagegen.
Mit uns sie billig loben Gott,
Und seine milde Güte,
Er lasset nach all Missethat,
Dafür doch er uns hüte.

Da sprungen aber bald etliche hervor, denen es durchaus nit gefiel, daß man mit den Heiligen zu viel Gemeinschaft halten sollte, weil sie ja todt wären, dachten aber wenig, daß Gott kein Gott der Todten sey, sondern ein Gott der Lebendigen, Es liesen sich auch viel des Cains Brüder merken, welche an der Vergebung der Sünde verzwei-

felten, liefen zum Pallaſt hinaus, und ſprachen: ihre Sünden wären gröſſer, als die Erbarmniß Gottes.

Was dünket dich nun mein Kind? willſt du es mit dieſen halten, oder mit dem Apoſtel?

Ich halte es mit dem Apoſtel. Ich will die Gemeinſchaft mit den Heiligen nit fahren laſſen. Ich will auch nit an Gottes Barmherzigkeit verzweifſlen, ob ich ſchon alle Sünde der Welt gethan hätte

Da recht: ſo höre weiter was der H. Judas Jacobi ſpielet.

Das Waitzenkörnlein nit verdirbt,
Wenns fällt im Acker nieder,
Dann obs ſchon in der Erden ſtirbt,
Doch kommt es endlich wieder.
Alſo wann unſer Fleiſch und Blut,
Den Würmen übergeben,
Schon gar im Grab verfaulen thut,
Doch ſoll es wieder leben.

Da ſollte man aber Wunder geſehen haben, wie ſich eine mächtige ſtarke Rotte dieſem Apoſtoliſchen Geſang zuwider ſtellte, und außer des Pallaſts ſich verbunden, gänzlich dieſe Lehre mit aller Macht zu beſtreiten.

Was dünket dich nun mein Kind, zu welchen Seiten willſt du dich halten? zu den Ketzern, und Unglaubigen, ſo die Auferſtehung der Todten verwerfen, oder zum H. Apoſtel, der ſie bekennet?

Ich halte es mit dem H. Apoſtel.

Da recht; ſo höre weiter, was der H. Matthias ſpielet.

Dann wird ein ewigs Leben ſeyn,
In Wollnſt oder Leiden.
Der Bös wird Leben in der Pein,
Der Fromm in tauſend Freuden.
Drum was geſagt nur wohl betracht,
Ihr Menſchen groß und kleine,
Nehmt frei mit Macht die Lehrnz in Acht,
Dann ichs getreulich meine.

Da dieſes alſo der Apoſtel geſpie-
let, fande man doch nicht wenig gott-
loſe Leute, ſo auch dieſem Punct ſich
widerſetzten, und Alles nur für einen
Traum hielten, was von zukünftigem
Leben er alſo treulich ermahnet, und
alle Sünder gewarnet hätte.

Was dünket dich nun mein Kind,
zu welchen willſt du dich ſchlagen? zu
dieſen ſo gottloſen Menſchen, oder zu
dem H. Apoſtel?

Zu dem H. Apoſtel, da bin ich be-
bereit zu leben und zu ſterben, daß nach
dieſem Leben wahrhaftig noch ein an-
deres ewiges Leben folge. O wohl,
wohl den frommen Gottes Kindern!
denn ſie in ewiger Wolluſt ewig leben
werden. O weh, weh den armen Sün-
dern! denn ſie in ewiger Qual ewig le-
ben werden. Warum denken wir Die-
ſes ſogar ſelten? warum fangen wir
noch dieſe Stunde nicht ein andres from-

mes Leben an, und ſagen, einmal gänzlich ab allen Sünden? Es muß doch endlich ſeyn, es muß gewagt ſeyn; die Zeit iſt worlich, daß man ſich mit aller Macht bekehre. Ei ja, ſoll es ſeyn, und muß es ſeyn, ſo laß es ſeyn, laß dieſ Stund noch ſeyn, laß jetzund ſeyn, in Gottes Namen, Amen, Amen!

Aus dem 118. Pſalm Davids.

Wann ſchon die Stolzen ſpotten mein,
Und ihr Gelächter treiben;
Wann ſchon all Welt mit ſtimmet ein,
Und ſich an mir wollt reiben;
Will ich dennoch ohn alle Scheu
Vor Fürſten und vor König
Von Gottes Worten reden frey,
Sie ſüßer ſeyn als Hönig.

Aus Paulus 2. Timotheum 2.

Wann ich gedenk an Strick und Schwerd,
Mein Herz in Freud thut schweben:
Dann weil mit Christo leiden werd,
Mit ihm auch werd ich leben,
Komm Kett, komm Band, komm Angst von sey,
Laß mich sogar nicht schrecken.
Nach euch will ich von Herzen gern
Beid Arm und Hals darstrecken.

Aus dem 17. Psalm.

Der Höllen Angst obhanden war,
Das Heil war viel zu ferren,
Der Tod hat mich bestricket gar,
Da rief ich zu dem Herren
Der aus dem güldnen Tempel sein
Mein Stimm gar bald vernommen.

Und ſind vor ihm die Klagen mein
Zu ſeinen Ohren kommen,
Er machet mir gleich neuen Muth,
Reicht her ſein Arm und Hände,
Verhalf mir aus der Waſſerfluth
In aller Eyl behende.

Aus dem 129. Pſalm.

Zu dir aus tiefem Grunde
Hab ich gerufen, Herr!
Ach höre mich zur Stunde,
Mit bleibe doch ſo fern,
So du die Zahl der Sünden
Vielleicht wollſt ſchauen an,
Wer wird ohn' Schulden künden
Vor deinen Augen ſtahn?
Ein Gnadenmeer verſchloſſen
In deinem Herzen liegt,
Das kommt mit Hauf gefloſſen,
Wann uns die Noth anſiehtz
Drum nie will ich verzagen,

Auf ihn will hören feſt,
Wann mich bey trüben Tagen
Schon Licht und Glanz verläßt.
Ach Iſrael mich höre,
Was dir von Herzen rath;
Kein Ungemach dich ſtöre,
Nicht zage früh noch ſpat.
Wann ſich der Tag entzündet
Zur erſten Morgenwacht,
Dein Hoffnung ſey gegründet
Auf Gott bis in die Nacht.
Auf ihn wer ſich geleinet
Mit feſtem Heldenmuth,
Die Gnad ihm bald erſcheinet,
Der Streit kommt ihm zu gut.
Da unſer Gott ſo milde
Voll Süß und Gütigkeit
All unſer Schutz und Schilde
Verbleibt in Ewigkeit.

Ergebung an Gott.

O Gott, bin gar in deiner Hand,
Dich ſtets halt in Gedanken,
All meine Werk ſeyn dir bekannt,
O Herr laß mich nit wanken.
All meine Schritt all meine Tritt
Seyn Herr bei dir gezählet,
Ja auch ſogar all mein Haar,
Daß nit ein Einzigs fehlet.
Wann deine Flügel ſpanneſt aus,
Will mich ganz drunter legen,
Du biſt mein Burg, mein feſtes Haus,
Kein Ding ſoll mich bewegen.
Was will ich dann in Sorge ſtahn,
Und ſtören mein Gemüthe?
Weil ohne dich Nichts rühret mich,
Wie ſehr man immer wüthe.
Wohl an, O Satan, deine Macht,
Dein Pfeil und feurig Wagen,
Sammt Höll und Tod ich gar veracht!
Trit her, nun darf ichs wagen.
All deine Streich mir gelten gleich,
Nie werdens doch gerathen.
Groß Hülf ich hab, drum fallens ab,
Und bringen mir kein Schaden.

Nach dem 123. Pſalm.

Einmahl haſt mich gezogen
O Welt! in deine Strick,
Einmahl haſt mich betrogen
In ſchnellem Augenblick,
Biſt warlich ganz verlogen,
Giebſt viel zu ſchlechte Luſt.
O weh! daß ich geſogen
Jemahl an deiner Bruſt!
Die Freud iſt bald entflogen,
Bald, bald fährt alles weg!
Wer ſich zur Welt gebogen,
Wird ſchnell zum halben Geck.
Ey, was hat mich bewogen,
O Frau von Babylon!
Daß je nach dir thät fragen
Wer nur trag Leid davon?
Dein Kelch iſt zwar gezogen
Von lauter Gold ſo rein,
Stehn drin ſchön ausgebogen
Viel Perl und Edelſtein,
Doch wers mit dir darf wagen
Und trinkt ein ſüßen Sauß,
Findt lauter hölliſch Plagen,
Die man thut ſaufen draus

Drum bin von dir gezogen,
Ade zur guten Nacht.
Bin schon zu viel betrogen,
Ach hätt ich das bedacht!
Wann mir nit so gewogen
Mein Herr Gott wär gewest,
Wer schon in Kürz geflogen
In schwerer Sünden Pest.
In Gottes Hand schon lagen
Des Todes Pfeil bereit,
Jetzt, jetzt drang ab der Bogen,
O! O! O Ewigkeit!
Da ward ich schnell entzogen,
Schnell, schnell, zur andrer Zeit,
Daß mich nit traf der Bogen,
Noch Pfeil mir thäten Leid.
O Gott will dich nun loben,
Loben dein Güttigkeit.
Dich loben und noch loben,
Loben in Ewigkeit.

Ährenleſe aus der Harfe Davids.

So nur mein Heiland ſteht bey mir,
Muß mir doch All's gelingen,
Drum will ich, O mein Gott, mit dir
Auch über Mauren ſpringen.
Die ſich auf Gott ſo ganz und gar
Mit feſter Hoffnung legen,
Die bleiben ſtets unwandelbar,
Und lan ſich nie bewegen.
Die wieder mich auflehnen ſich,
Daß ſie mein Seel ermorden,
Haſt du geworfen unter mich,
Feldflüchtig ſeyn ſie worden.'
Es iſt ein Wirkung deiner Macht,
Daß ſie verlohren gaben,
Ums Leben ſeyn von dir gebracht,
Die mich beneidet haben.
Gott rettet mich von Feinden mein,
Wann ich bin überladen
Wie ſehr ſie auch ergrimmet ſeyn,
Doch mögens mir nit ſchaden.
Wann ſchon der Feind vermeſſentlich
Auf ſeine Roß und Wagen
Und auf die Stärk verläſſet ſich,
Will ich doch nimmer zagen.

Wann ich bin voller Traurigkeit,
Will ich dem Herren klagen,
Er kommt, er kommt zu seiner Zeit,
Mags wohl in Wahrheit sagen.
Es werden sich mit festem Muth,
Auf dich O Herr verlassen,
Die deinen theuren Namen gut
Erkennen rechter Massen.
Dieweil noch nie zu keiner Frist,
Wer sich auf dich gemeinet,
Von dir zuletzt verlassen ist,
Wann ers mit Treu gemeinet.

Stimme vom Kreuz.

O Kreuz und Noth! O Angst und Tod!
Es ist noch nit vergangen,
Mich dürstet sehr, mich dürstet mehr
Zu Leid hab ich Verlangen.
Am Kreuz wollt ich von Herzen gern
Noch immer immer hangen.
Es dient zu meines Vaters Ehrn,
Groß Lieb führt mich gefangen.

Noth, Angſt und Schmerzen ungeſtum,
Zu mir ſtark einher dringen,
Umgeben mich rings um und um,
Mit ihnen muß ich ringen.
Mein treuer Herr, mein frommer Gott!
Nit wolleſt mich verlaſſen.
Schau her auf mich in meiner Noth,
Mein Leid iſt ohne Maßen.
Ich heule faſt in ſchwerer Pein,
Das Heil iſt weit noch hinten.
O Gott, laß doch bald anders ſeyn,
Vergiß nit deiner Kinden.
Weich nit von mir zu dieſer Friſt,
Weil Elend noch vorhanden,
Dann ſonſt ich keinen Helfer wüßt,
Ich würde ja zu Schanden.
Hilf mir O Gott aus dieſer Flut,
Laß Hülf vom Himmel kommen,
Groß Waſſer mich ergreifen thut,
Hat überhand genommen.
Warn ich zu dir nit ſchreien thät,
Im tiefen Schlamm verſunken,
Ich ſchon verlohren geben hätt,
Und wär ſogar ertrunken.
Von Rufen bin ich heiſer ſehr,
O Gott, komm doch zur Stunde.

Bald, bald, ach bald! kann ja nit mehr
  Bald, bald ich geh zu Grunde!
O! o! o! o du frommer Gott;
  O Gott, wär schier mißlungen,
War eben Zeit, war halber todt,
  Die Seel wär bald entsprungen.
Nun rettest mich mit deiner Hand,
  Und hattest noch bey Leben,
Von oben hast mir Hülf gesandt,
  Mag nun in Hoffnung schweben.
O Gott wer sich auf dich verläßt,
  Ist nie kein Angst so schwinde,
Da nit, wann er nur haltet fest,
  Er endlich überwinde.

Verachtung der Welt.

Halt, halt mein Herz, nit eilen thu
  Nach Lust und Freud auf Erden,
Wirst nie darin noch finden Ruh
  Kann dir nit Alles werden,
Laß ab, laß ab, ist nur umsonst,
  Laß ab darnach zu trachten,

Ich ſande nie kein beſſer Kunſt,
Denn Alles ſchlecht verachten.
Drum du den Pracht ſo gar nit acht,
Laß dich zur Welt nit binden.
Nach kurzer Weil ſie wird in Eil
Wie Rauch im Luft verſchwinden.
Gleich wie die Luft, und öder Duſt
Wird Alles bald zerfahren.
Glaub mir zumahl, die Pfeil ohn Zahl
Der Tod nit pflegt zu ſparen.
Als wie die ſchön gezündte Kerz
Sich ſelber muß verzehren,
Weil aus ihr ſelbſt das brennend Herz
Sich ſelber muß ernähren.
Alſo verzehrt ſich Alles gleich
Auf dieſer Welt ſo ſchwinde.
Da ſleußt es her in einem Streich,
Es ſteht die Kerz im Winde.
Sag dir mein Kind, wer Wolluſt findt,
Findt Ziel, und Maß darneben,
Im Himmel dort, geht Alles fort,
Muß Alles allweg leben.
Bey ſolchem Spiel iſt nie kein Ziel,
Wird ewig, ewig währen.
Wann ichs gedenk, vor Lieb erkränk,
Werd naß von heißen Zähren.

Jern.

Jeruſalem, du ſchöne Stadt,
Wann ich nur dein gedenke,
Bin dieſer Welt ſo ſauber ſatt,
Allein zu dir mich lenke:
Nach dir allein wird mir ſo weh,
Frag nichts nach eitel Sachen,
Weiß wahrlich nit, wann ichs verſteh,
Was hie ſoll weiter machen.
Dein eigne Freud mir Gott anbeut,
In Ewigkeit ſolls dauren:
All's, was uns hält in dieſer Welt,
Bringt endlich ewig Trauren.
Ey was mag dann uns klecken an,
O Welt, bey deiner Schönen?
Drein bin ich mud, du Welt behüt,
Sollſt mich nit mehr verführen.

Seufzer der begierigen Seele.

Ade, fahr heine Straßen,
Du ſchnöd und böſe Welt:
Ade, will dich verlaſſen,
Weg, weg mit Gut und Geld,
Dein zeitlich Luſt und Freuden,
Pracht, Ehr und Herrlichkeit.

Will forthin gänzlich meiden;
Achts nur für Eitelkeit.
Vor Traurigkeit des Herzen
Seufz ich aus tiefem Grund,
Vor innerlichem Schmerzen
Ruf ich all Tag und Stund:
Die Zähr mir allweg rinnen
Wie sanfte Regen-Güß,
Und Augen immer schwimmen
Wie stete Wasser-Flüß.
Als oft ich dein gedenke,
Mein Gott und höchstes Gut,
Zu dir mich gütlich lenke,
Das Blut mir wallen thut,
Begierd sich thut erheben,
Und wird mir lang die Zeit,
In Ruh kann ich nit leben,
Bis ich von hinnen scheid.
Ach wann, wann soll es werden,
Daß ich mich scheiden thu,
Ist ja doch nichts auf Erden,
Darin man friedlich ruh:
O wann wird er erscheinen,
Der viel gewünschte Tag,
Wann ich vom steten Weinen
Einmal aufhören mag.

Trost wollt ich mir bald bringen,
Wann ich ein Täublein war,
Hinauf wollt ich mich schwingen,
Wohl in das himmlisch Heer;
Da wollt ich mich versenken
Wohl in das höchste Gut,
O Gott, wer wird mir schenken,
Was mich verlangen thut?
Nun will doch ich noch beiten
Beständig alle Zeit,
In Lust und auch in Leiden,
In Freud und Traurigkeit.
Nit soll die Lieb erkalten,
Nie soll sie nehmen ab,
Zu Gott will ich mich halten
So gar bis in das Grab.
Und wann dann schon thut sausen
Der Wind auf diesem Meer,
Wann schon die Wellen brausen
Rund um mein Schifflein her
Will ich doch nie verzagen,
Gott wird mein Hofer seyn,
Den Anker will ich schlagen
Zu seinem Herzen ein, Amen.

Einer Nachtigal nachgesungen.

O Venuskind, du blinder Knab.
Leg hin die Pfeil und Bogen.
Ich Nichts mit dir zu schaffen hab.
Dem Strick bin längst entflogen.
Dein Köcher gut, dein Strahl und Glut
Dein Flittig zart beyneben,
Gollt du nun schwind Marien Kind
Ganz erblich übergeben.
Zwar deiner Pfeil vergifte Spitz.
Mit Lust, und Freud umwunden.
Entzündt das Herz mit süßer Hitz.
Gar lieblich thuts verwunden,
Bald aber drauf, ehe man verschnauf.
Der Tod kommt heimlich bücken.
Dein süße Strahl bricht er zumahl.
Und reißt all Freud in Stücken.
O Jesu mein, du schöner Knab.
Nimm hin Cupidens Waffen.
Reiß ihm die Pfeil, und Köcher ab.
Und leg ihn ewig schlafen.
Nur du, bitt ich, du ziel auf mich.
Von dir will seyn getroffen.
O reines Gift, wann Jesus trifft.
Alsdann ist Heil zu hoffen.

Wen Jeſu Lieb wird machen wund,
Ein Kreuzlein zwar muß tragen.
Doch meidet er der Hollen Schlund,
Wird ewiglich nit klagen.
O Sünder ſchwach! nit mich verlach,
Mit dir ich's treulich meine,
Was hilft doch je, man lach allhie,
Und nachmal ewig weine?
O Ewigkeit! o Ewigkeit!
Wer dich zu Sinn wollt faſſen,
Wärs bald von Herzen lem bereit,
All Uppigkeit zu laſſen.
Die Sünd verzehl, die Straf beſtehl,
Wer wollt nun Luſt begehren,
Für kurze Freud ein langes Leid
In Ewigkeit muß währen.

Seufzen der Geſpons Jeſu.

Wann mir ſo ſtet von Augen
Die Regen fallen ab,
Und G'ſicht will nit mehr laugen,
Auch kaum mehr Geiſter hab,

Laß ich mein Haupt geſchwinde
Zur Seiten ſinken hin,
Und ſeufz dann alſo linde
Mit ſanftem Anbeginn.
Das Herz hebt an zu zagen,
Schlagt an ſo ſittiglich,
Und fahret fort zu ſchlagen,
Daß es laut jämmerlich.
Bald immer immer weiter,
Nimmt zu der Herzensſchlag,
Die Seufzer auch zur Leiter
Aufklimmen allgemach.
In Luft ſie ſich erſchwingen
Mit einer Menge groß,
Durch Wolken ſich ertringen
Bis recht in Gottes Schooß.
Da zeigens ihm das Herze,
So ſie mit weg geführt,
Das brinnt gleich einer Kerze,
Von Jeſu Lieb gerührt.
O frommer Gott ſo milde,
Dies Herz wir ſchenken dir,
Nimms unter deinem Schilde,
Wend ab all böß Begier.
Es brinnt in Jeſu Liebe,
Von Flammen alſo klar,

Wanns nur dein Athem triebe,
Würde brennen immerdar.
Ach blaſ hinein ſo linde,
Daß es noch brinnet mehr
Und ſehnſt, daß Jeſum finde,
Warumbs verlanget ſeh.
Möchte je nur einmahl faſſen,
Jeſum ſein Ehrenholt
Nie würd es dann ablaſſen,
Es ewig brennen ſollt.

Noch andere Seufzer der Geſpons Jeſu.

O Jeſu, Jeſu, Wundernahm,
Wie brenneſt mir im Herzen!
Biſt wahrlich nur ein lauter Flamm
Iſt nicht mit dir zu ſcherzen.
Nie ſolcher Brand vom Himmel kam,
Wanns auch ſchon blitzet ſehre,
Als Jeſu, Jeſu, dieſer Nahm.
Er brennt und blitzt noch mehre

Mein Herz am beſten ſagen kann
Von, Jeſu, deiner Liebe,
Von Weinen kann ich nimmer lan,
Ach, ach, nit lang verſchiebe!
Komm, komm, O Jeſu, Liebſter mein,
Mein Herz iſt voller Peinen,
Ohn dich kann ich doch nimmer ſeyn,
Zu Tod ich mich muß weinen.
Ade, ade, du ſchnöde Welt,
Bin dein ſogar verdroſſen,
Allein mir Gottes Sohn gefällt,
Mein Seel hat er durchſchoſſen.
Er brennet mich ſo ſüßiglich,
Mit zarten Pfeil und Strahlen
Mein Herz er zündet inniglich,
Es liegt in heißen Kohlen.
Ach halte doch, du treuer Held,
Du junges Blut ſo ſchöne,
Daß dich in deiner Mutter Zelt
Mit lauter Perlen kröne.
Geh auf nur dieſen Perlenkranz,
Den flochten hat die Liebe,
Gemacht iſt er von Zähren ganz,
Die mir Begierd abtriebe.
Die Lieb hat ſie geſchnüret ein
Zum Kränzlein unverdroſſen.

Wann ſie von beyden Augen mein
Seyn Perlenweiß geloſſen.
Komm, komm, ſetz auf die Zähren-Kron,
Mit Seufzer viel vermiſchet,
Die ſich nit ließen ziehn davon,
Wann ich die Wangen wiſchet.
Ich ſeufz, und wein, ach Jeſu komm,
Nit mehr mich alſo kranke,
Sey auf du liebſter Jeſu fromm,
Und mein dabey gedenke.
Schön iſt die Sonn, ſchön iſt der Mon,
Auch ſchön der Morgenſterne,
Doch ſchau ich dich, O Gottes Sohn,
Noch tauſendmahl ſo gerne.
Möcht wiſſen nur was dir gefall,
Möcht nur, dein Huld erhalten;
Wollt dir zu Lieb wohl tauſendmahl
Mein Herz in Stück zerſpalten.
Ach trete nur kein Menſch zu mir,
Bleib weit von meiner Thüren,
Wer nit, O Jeſu, red von dir,
Kein Red ich ſonſt mag führen.
Von Jeſu wird mirs nie zu viel,
Nie wird es mir zu ſchwere,
Red nur von ihm, nie ſchweiget ſtill,
Es tröſtet mich ſo ſehre.

So bald man ſeiner Meldung thut.
Die Seel ſpringt auf zur Stunde,
Es quellet auf mein ganzer Muth,
Das Blut ſich hebt von Grunde.
Von euch, ihr Engel Seraphim
Gern Flügel wollt ich lehnen,
Damit ich fliegen könnt zu ihm,
Darnach mein Seel thut ſehnen.
Das Herz will in mir bleiben nicht,
Es laſſet ſich nit halten,
Ich fürcht, es mir in Stück zerbricht,
Muß Lieb nur laſſen walten.
Sag dir fürwahr, O Jeſu mein,
Die Lieb mich ſetzt in Nöthen,
Soll ich dann allweg leiden Pein,
So möchteſt mich wohl tödten.
Ach möcht ich dich an meine Bruſt
Mit meinen Armen binden!
Das brächte mir gewünſchte Luſt,
Und Ruh noch wär zu finden.
Nun ſeufzen wir allweg zu dir,
Ach wer dich möcht umfangen!
Wir hoffen ſtet und wird uns ſpät,
Bis wir zu dir gelangen.

Abermahl seufzet die Gespons Jesu nach ihrem Bräutigam.

Ey daß nun jemand sagen künt,
Auf welchen Weg und Straßen
Ich meinen liebsten Jesum find,
Dann mich verlangt ohn Maßen.
Will Jesum Morgens suchen ich,
Zum Abend auch im gleichen.
Will früh, noch spat nit säumen mich,
Wer weiß möcht ihn beschleichen.
Will Jesum suchen überall,
Die Stimm will ich erheben,
Und schreyen über Berg und Thal,
Vor Lieb kann ich nit leben.
Mit Jesu Lieb ich bin verwundt
Nun höret doch mein Klagen,
Ihr tiefen Wasser ohne Grund,
Ihr hohen Berg mein Sagen,
Habt ihr dann Jesum nit gesehn,
Ist nie vorüber gangen?
Sagt an, wo pflegt er gehn, und stehn?
Mich thut so sehr verlangen,
Sagt an ihr Wasser-Quellen rein,
Ihr grüne Bäum in Walden,

Ihr Höhlen, die in Bergen seyn,
Ihr Stauden dick in Feldern,
Ihr Bäch, und Brünnlein kühl, und klar,
Habt Jesum nit vernommen?
Ihn such, und such ich immerdar,
Ist mir so gar entkommen.
Ey! nur daß Rufen helfen sollt,
Und kostets mir das Leben,
Ich immer, immer rufen wollt;
Nun ist es je vergeben.
Ich ruf, und schrey so lange Zeit,
O Schatz, laß dich nur hören!
Doch selbsten er mich nie bescheidt,
Sollt michs nit billig stören?
O Jesu, Jesu ruf im Wald,
Wann sich gelegt die Winde,
Bald Jesu, Jesu, wiederschallt,
Doch Jesum ich nit finde.
Ich ruf und schrey mich also satt,
Der Athem will erstehen,
Von Rufen bin ich worden matt,
Die Kehl ist voller Hitzen.
Die Felsen gaben Wiederschall,
Kam Wiederschall von Bergen,
Der ganze Wald mit starken Hall
Konnt Jesu Nahm nit bergen.

Fall alles Jesu, Jesu rief
Überall schallt Jesus Nahme.
Die Luft vom Schall ganz überlief.
Von wannen er auch kame.
Und doch fand ich noch Jesum nit.
All Rufen war umsonsten,
Umsonsten thu so manchen Tritt.
In Lieb, und heißen Brunsten.
Wohian, wohian, weil ich nit kann
In mir den Jüngling bringen
Will ich zu trauren fangen an.
Nur ach und ach erklingen.
Ein Höhlen will ich suchen hier
Im grünen Wald so ferne,
Da will ich Jesu seufzen dir
Von Seelen-Grund so gerne.
Will nur in stetem Herzen-Leid,
Mein junges Leben schließen,
Mein Augen sollen allezeit
Wie kleine Bächlein fließen.
Vor deinem Kreuz will Tag, und Jahr
Mit Magdalenen sitzen,
Mein Augen sollen immerdar
Wie stete Brünnlein spritzen.
Das heilig Kreuz, die zarte Füß,
Gar freundlich will umgeben.

Und da mit Herz und Lefzen süß
Viel tausend Küß ankleben.
Ja weiters dann, O Liebster mein,
Sollt anders mir nit fehlen,
Will auch von briden Wangen dein
Nit minder Schmätzlein stehlen.
Von dir will ich so süßiglich
Im hohlen Felsen singen,
All meine Tag will traurriglich
In lauter Leid verbringen.
Wann wilde Thier vorüber gehn
Vor meinem hohlen Steine,
Und mag sie nur von Weitem sehn,
Her kommen groß und kleine,
Will ich sie laden all herbey,
Mit mir sie wollen bleiben,
Und hören an mein Liebgeschrey,
So Tag, und Nacht will treiben.
Die Vöglein will auch laden dar,
Wann sie vorüber springen,
Will rufen: halt, halt! Alle gar
Von Jesu nun sollt singen.
Mit mir sollt singen Allesam,
Will euch die Verslein lehren,
Zu laden meinen Bräutigam,
Daß er woll wiederkehren.

Nun brauch ich zwar nur Traurgesang,
Doch wird sichs accordiren,
Wann ihr schon brauchet nur Freudenklang,
Ungleich machet musiciren.
Ungleichheit ist der Musie Zier,
Wohlan laßt uns beginnen.
Laßt Jesum laden mit Begier,
Möcht sich vielleicht besinnen.
Laßt uns nur lieblich stimmen ein,
Vielleicht möcht mirs gelingen,
Daß wieder käm der Liebste mein,
Wer weiß, was Glück mag bringen?
Dank habt ihr schöne Vögelein,
Bald bald möcht er nun kommen.
Dank habt, ihr süße Schwätzerlein,
Sein Stimm hab schon vernommen.

Seufzer.

O nur ein Wort von Jesu mein
In Ohren thut mir fließen,
Soll mir kein Leid zuwider seyn,
Kein Arbeit mich verdrießen.

Ein Wörtlein klein ſprich nur allein,
Du Liebſter meines Herzen,
Werd ſchwind in Eyl mich bieten feil
Zu tauſend Pein und Schmerzen.

Römer 8. v. 1.

Wo Gottes Lob iſt angezündt,
Und brinnt in heller Flammen,
Da iſt der Menſch gar feſt gegründt,
Wer mag ihn dann verdammen?

Klänge aus der Davids Harfe.

Mein Harf und Pſalter wachet auf,
Wie braucht man euch ſo ſelten
Die ſüße Saiten ſtimmt zu Hauf,
Dem Schöpfer muß es gelten,
Weich Tod! ich hab noch Lebensfriſt,
Will noch bei ſchönen Zeiten,

Als lang in mir das Leben iſt,
Das Gottes-Lob verbreiten,
O Gott! will herrlich preiſen dich,
Die Wunder dein verkünden.
Dann deine Werk, will ſchreyen ich,
Seyn je nit auszugründen.
Wohl auf, wohl auf, ihr Völker all,
Zum ſchauet auf, mit Haufen!
Lobt ihn mit hellem Freuden-Schall,
Singt ihm an allen Enden!
Ein Herr iſt er doch wunderbar,
Vor dem das Meer erſchrecket,
Dann ſeine Macht und Kraft fürwahr
Sich überall erſtrecket.
Wer dich mein Gott nit loben will,
Muß ewig ſchamroth werden,
Drum fahret fort, nit haltet ſtill,
Ihr Völker all auf Erden.
Lobſinget nun und preiſet Gott,
Laßt Herz, und Mund erſchallen,
Frohlocket Gott, Gott Zabaoth,
Es ihm bringt Wohlgefallen.
O Gott, wann dein Lob hören mag
Mein Troſt iſt unermeſſen,
Hingegen iſt mein höchſte Klag
Wann deiner wird vergeſſen.

Wann ich die Wunder dein betracht,
Die Kraft und Macht bedenke,
Erstarr ich Herr ob solchem Pracht,
Und mich zur Erden senke.
Ach, ach! seyn wir nit Erden-Staub,
Go gar vor dir verschwinden,
Und fliegen hin wie dürres Laub,
Das trieben wird von Winden.
Nur dir allein, O mächtiger Gott,
Muß Alles unterliegen,
Die Teufel auch sammt ihrer Rott
Vor dir sich müssen biegen.
Die Cherubim in vollem Brand
Seyn deine Roß und Wagen,
Die starke Wind gehn dir zu Hand,
Und dich auf Händen tragen.
Auf ihre Flittig mannigfalt
Mit Macht kommst anher treten,
Die Wolken reißest mit Gewalt,
All Welt muß dich anbeten.
Feur, Kohlen, Bliz, seyn deine Pfeil,
Der Himmel ist dein Bogen,
Da fahren ab die Donner-Keil,
Wann du kommst aufgezogen.
Das wilde Meer thut wüthen sehr,
So bald dein Stimm erschellen.

Geht hoch so sehr, als wann es wär
Zum Wolken aufgeschwollen.
Die Wellen toben immerdar,
Und gehn die Wasserwogen,
Die Berg, und Felsen alle gar
Vor dir stehn krumm gebogen.
Die Erden-Rund muß gleich zur Stund
Von Schüttlen sich entdecken,
Der Höllen-Schlund muß tief in Grund
Ob deiner Macht erschrecken.
O Gott! von deiner Glory groß
Zu reden muß verzagen,
Das ewig Wort in deinem Schoos
Allein es recht mag sagen.
Dein Herrlichkeit ist ohne Maß,
Kein Maß ist auch der Güte,
Drum dich will ich noch loben bas,
Darnach steht mein Gemüthe.
Nun schlaget auf mit frischem Muth
Dem frommen Gott zu Ehren,
Auf Trommeln und Heerpauken gut,
Laßt uns sein Lob vermehren!
Schlagt auf, daß Erd und Himmel gleich
Vom Widerschall sich wege,
Daß auch das Meer zu jedem Streich
All Wasserwellen rege.

Blaßt all die Hörner allzumahl,
All Cymbalen laßt lauten.
Laßt hören der Posaunen Schall,
All Orgel, Zinck und Flauten.
Ja auch soviel dergleichen Spiel
All Künstler inventiren,
Laßt alle gar zu selbem Ziel
Einhellig musiciren.
Mit Harfen und mit Lauten-Klang
Laßt ihm zu Ehren singen,
Mit Zincken und Trompeten-Sang
Laß ihm zu Ehren springen,
Ihm danken unser Lebenlang,
Ihm allweg Opfer bringen.
So bald die Sonn verjagt den Mond,
Und sich bekleidt mit Strahlen,
Auch zart und rein mit Purpur-Schein
Die Berg, und Feld thut mahlen,
Wünsch ich in heißer Lieb entzündt,
Daß Gottes Nahm, der reine,
Recht in der Sonn gemahlet stünd
Mit noch so klarem Schrine.
Und dann mit sammt der Sonn geschwind
Die Welt thät überfahren,
Damit doch alle Menschen-Kind
Mann, Weib, jung, alt von Jahren

Beyd arm und reich, beyd groß und klein.
Den Nahmen dieses Herren,
So viel es immer möchte seyn,
All thäten doch verehren.
Wann aber Nacht den Tag verjagt,
Und Thier und Menschen schlafen,
Auch sich aufmacht die Sternen-Wacht,
Bekleidt in gülden Waffen;
Wünsch ich, der Nahm des Herren wär
In jedem Stern geschrieben;
Und weil der Himmel eilet sehr,
Mit ihm würd umgetrieben:
Damit doch immer Tag, und Nacht
Thät leuchten also prächtig,
Voll Herrlichkeit, und Ehren-Pracht
Der Gottes-Nahm allmächtig.

Eine Übung der Liebe Gottes, für ein eitles Weltkind zu gebrauchen.

Dieſe anſtehende Woch magſt du täglich an beſtimmtem Viertelſtundlein —

Aber ach! was will ich ſagen?

Dann ſiehe da! indem ich dieſes ſchreibe, kommt mir eine traurige Zeitung, die mich nit wenig bekümmert, alſo daß ich für dißmahl nit fortfahren kann, dir deine Übung aufzuſetzen: ſondern muß ſo lang einhalten, die Feder hinlegen, ruhen, und warten, bis ich etwas ausgetrauret habe. Und zwar, weil ich weiß, daß gemeiniglich die Betrübniß ſich lindern läßt, wann mans etwan einem vertraueten Freund klagen, und alſo das Herz erleichtern mag, will ich mich dieſes Mittels auch gebrauchen, und dir allhier, was ſich zugetragen hat, erzählen. Heſſe, unter-

deſſen ſich das Gemüth ein wenig entladen werde, daß ich wiederum mein Amt verrichten, und wie ich angefangen habe, dir deine Übung recht zu Papier bringen könne.

Ich hatte vor einem Jahr unter andern vielen Beicht-Kindern, auch eine wohledle, fromm und keuſche Jungfrau, deren Schöne, Reichthum und Höflichkeit, dermaßen von männiglichen geprieſen wurde, daß man dafür hielte, ihres gleichen am Hof zu Brüſſel, alda ſie erzogen war, in etlichen Jahren nit viel geweſen wäre.

Nun hatte ſich ein trefflicher wohlbekannter Baron oder Freyherr in ſie heftig verliebet; ſchicket ihr eine Gab über die andere, einen Brief nach dem andern, braucht allen Ernſt und Fleiß, durch ſich und andere ihre Huld zu erwerben.

Deſſen ſie ſich aber wenig geachtet, und mir etlichmahl, da ſie mich um

Rath angeſucht, vermeldet hat, daß ſie zwar eine geringe Affection zu ihm empfinde, und beynebens auch die Eltern ihr nicht geſtatten wollten, daß ſie an gemeldeten Freyherrn heyrathen ſolte. Darauf ich allemahl zur Antwort geben hab, ich zwar ihr nichts vorſchreiben wollte, dann es meine Gewohnheit nit wäre, in ſolche Händel zu miſchen; dannoch aber, nit für rathſam hielte, daß man eine ſolche Gelegenheit, die nit jederzeit ſich präſentiret, alſo leichtlich hinſchleichen ließe: ſonderlich weil beſagter Baron für den tapferſten Cavalier am ſelbigen Hof gehalten wurde. Alſo daß ich fürchtete, es möchte ſie hernach vielleicht ſehr gereuen, wann ſie dem jetzt gegenwärtigen Glück nit beſſer abwarten ſollte. Dann zwar was die Affection betreffen thäte, würde ſich dieſelbe mit der Zeit wohl weiter anſpinnen, gnug wäre es, daß ſie vor ihm kein ſonderliches Abſcheuen

trüge

nüge. Was aber die Eltern anginge, wußte ich zwar, was sie hofften, aber ich wußte auch beynebens, daß es doch gar ungewiß wäre, ob es also gerathen würde, wie sie es ihnen vorbildeten.

Aber diesem Allem ungeachtet, ließe sie Alles unvermerckter Sachen hingehen, und führete besagten ihren Liebhaber also lang herum, bis er endlich alle Gedult verlohre, über dermaßen heftig erzürnet, und die Liebe sich in einen greulichen Haß verkehret hat.

Derohalben dann, damit weiter ihm, noch anderen besagte Jungfrau zu Theil würde, und damit er sich so wohl an ihr als an ihren Eltern genugsam rächen möchte, rüstet er einen mörderischen Diener aus, welcher ihr eine lange Zeit fleißig aufwartet, und da sie einsm ahls in ein schönes Wäldlein spatzieren fuhr, noch Etwas dergleichen

gedenken konnte, überfällt Dieser gähling den Kutscher, schlägt ihn zu Boden, springt zum Wagen, und weil sie ihm nit wiederstehen können, schneidet er ihr Nase und Lefzen ab, und schicket sie also geschändet den Eltern nach Haus, mit Vermelden, daß sie nun ihre Tochter auf das Beste versehen, und anbringen möchten, wie ihnen geliebte.

Kanns nit aussprechen, wie mich dieses so hoch bekümmert, daß eine so vortreffliche Jungfrau also ewiglich geschändet seyn muß.

Ach, ach du mein auserwähltes frommes Kind, wie ist mir dieses ein so gar leidiger Zufall! Ach mußt du dann endlich einem solchen schändlichen Mörder dargeben, was du einem so tapferen Ritter hast versagen dürfen? Ach, ach, wie wareſt du so gar unglücklich? wie verblendet wareſt du, und

deine Eltern, daß ihr alſo liederlich die Schanze verſehen habt? Was wollten ſie nun drum geben, daß ſie dich nie verhindert hätten?

O wir armſelige Menſchenkinder, wie wiſſen und gedenken wir oft ſo wenig, was für Glück oder Unglück uns begegnen möge? wie ſehen wir ſo gar nit, was zukünftig ſey, was Gutes oder Böſes uns im Garten blühe? Nun mag ich wohl ein trauriges Liedlein ſingen, mag wohl mit betrübtem Herzen alſo reimen.

O weh der ſchwinden Traurigkeit,
Was wird die Mutter ſagen?
O weh, was bitter Herzeleid,
Was Heulen und was Klagen!
Ach traur du ſchönes Waldelein,
Darin die That geſchehen,
Ach trauret ihr Walovögelein,
Die ihrs vielleicht geſehen.
Ja trauret auch ihr grüne Zweig,
Laßt alle Blätter reiſen,

Vor Leid müßt ihr verwelken gleich,
Ohn Saft und ohne Speisen.

Ach frommes Kind! wie bist gesinnt?
O Glück, wo bist verblieben?
Ein böser Wind es hat geschwind,
Geschwind in Luft getrieben.

Ach ach, daß mans nit vorgesehn!
Was Glück war dir in Händen?
Nun ist es hin, es ist geschehn,
Niens nunmehr nit mag wenden.

Fürwahr das Glück hat seltsam Tück,
Bald kommt es anher laufen,
Geht bald zurück, übt seine Stück,
Stößt alles über Haufen.

Ach Tochter aller Töchter Kron!
O weh, nur weh dir Armen!
Nun lauter Leid wird dir zu Lohn,
O Gott laß dichs erbarmen!

O Welt, o Welt, du schnöde böse Welt, wie ist es möglich, daß dich deine Kinder also heftig lieben? da doch du ih-

nen endlich also übel lohnest? Warum lassen wir dich nit einmahl fahren? warum erkennen wir nicht einmahl deine Falschheit? Warum lieben wir nit vielmehr unseren Schöpfer und treuen Herrn? Warum dienen wir ihm nit von ganzem Herzen? der allein uns rechte Treu und Glauben hält, der allein uns Alles geben kann, alle Reichthum, Ehr und Wollust, die wir jetzt vergeblich bey der falschen Welt auf Erden suchen? Wohl mag man abermal mit Wahrheit singen.

Wer Hoffnung stellt auf dich, o Welt,
Wird endlich doch betrogen,
Die Schrift vermeldt, wer dir gefällt,
Wird zum Verderb gezogen.
Manch tapfer Held in Leiden fällt,
Dem sonst er wär entflogen,
Wann er zur Welt sich nie gesellt,
Noch ihre Büst gesogen.
Manch zartes Blut verderben thut,
Wanns will der Welt vertrauen;

Allein iſt gut mit friſchem Muth
Auf Gott beſtändig bauen.
Wollüſten all ganz ohne Zahl
Seynd nur bey Gott zu finden,
Drum Gott gefall, trau ihm zumal,
Und nit den Menſchenkinden.
Nun bin ich zwar betrübet gar
Und drücket mich ſo ſehre,
Daß alſo blind ſeyn Menſchenkind,
Noch Jemand dran ſich kehre.
Doch laß ichs Gott befohlen ſeyn,
Laß nunmehr Alles fahren,
Ade, o Welt und All was dein,
Ade, zu tauſend Jahren!

Nun wolan, ich habe mich mit dieſen Reimen wiederum erquicket, und mein Herz zum Theil geleichtert; dann was will ich mich ins Trauren ganz verſenken, da ich doch ſo gar nit helfen kann?

(Nun folget die im Anfang unterbrochene Übung der Liebe, in welcher die zwei folgenden Zungen entwickelt werden.

Jungfrau, wird der Tod nicht einst um dich werben und du ihm Alles geben müssen? Jungfrau, wenn vor dem Tode dein Erlöser Jesus Christus um dich würbe, würdest du ihm nicht lieber Alles als dem Tode geben?

Beides beantwortet die Jungfrau mit Ja. Dann fahrt der fromme Epee folgendermaßen fort.)

Wann du zuvor mit obgesagter Jungfrauen ein zartes Mitleiden hattest, als ich ihren traurigen Zufall beschriebe, so habe nur ein rechtes Mitleiden mit dir selber, dann ich dich allein, dich hab ich gemeinet: dir hab ich bey Zeiten vorgemahlet, dir hab vor die Augen aufgelegt, was hernacher mit dir unfehlbarlich geschehen wird. Wiederhole die Parabel, wiederhole die jetzt gesetzte Fragen, und siehe endlich was du thuen wolltest? Ob du dann dem Tod oder dem Sohne Gottes heirathen und zu Theil werden wollest?

Der Tod hat Nichts um dich verdienet, suchet nur dein Verderben. kommt nur, daß er dich schände, dich ermorde, dir Nase und Lefzen abschneide. Der Sohn Gottes ist für dich gestorben, liebet dich also sehr, daß er vom Himmel auf die Erde kommen, will dich mit ihm in sein Vaterland in alle Freud und Wollust führen.

Was willt du machen? Sollst du dann wohl ihm Alles weigern, und dem Tod alles geben wollen? Bedenke dich abermahl, will dir Zeit genug geben, und nit übereilen. Dann zwar, wann Jesus schon bey dir an deinem Herzen anklopfet und deiner ernstlich begehret hat, ist es gewißlich zu befahren, daß, wann du ihn dennoch also gehen lassest, er seinen Diener den Tod bald schicken werde, der dich ermorde. Drum lese täglich diese Woche dies Kapitel, wie gesagt ist, damit du mir endlich auf die vorgehaltene Frag recht antworten kön-

neſt. Doch hüte dich vor allen Dingen, ſo du vielleicht etwas ſchließen wollteſt, daß du je nichts gelobeſt, dich verbindeſt, bis du zuvor dich mit deinem Beichtvater beſprochen habeſt. Nun will ichs ſchließen, und dir deine Ruh laſſen, daß du dich bedenkeſt. Unterdeſſen magſt du gleichwohl folgende Verſe beherzigen, und mit deinen Geſpielen ſingen.

O Narrheit groß! willſt nackt, und bloß
Bald, bald, von hinnen reiſen,
Dein Hab und Gut, dein friſches Blut,
Soll Tod und Würme ſpeiſen.
Ach ſage dann, was dir hab than
Der Gottes Sohn ſo gütig?
Nichts ſoll er han, Nichts will ihm lan:
Wie biſt gen ihm ſo müthig?
Der grauſam Tod kommt nur allein,
Daß er dich bring ums Leben;
Doch all das Dein ſoll ihme ſeyn,
Ihm willt es Alles geben?
Wolan fahr hin nach deinem Sinn,
Hör Niemands Rath in Treuen.

Gott ſey ſchabab? Tod alles hab?
Gehr bald wirds dich gereuen.
Die Naſ wird er dir ſchneiden ab,
Die Leſzen und die Ohren,
Und wird dich ſchänden in dem Grab,
Solch Lohn gebührt den Thoren.

Xaverius

Xaverius der muthig Held
Hat Eifer dergeſtalten,
Wann er gedacht der neuen Welt,
Sein Herz wollt ſich zerſpalten,
Und rief dann laut ganz unverhehlt:
O Gott! kann mich nit halten.
Hör auf, hör auf! fällt mir zu ſchwer,
Die Gnad iſt mir zu mächtig.
Der Seelen Eifer wüthet ſehr,
Und brennet mich ſo kräftig.
Daß kaum vor Hitz kann bleiben mehr,
O Gott, die Brunſt iſt heftig!
Drum wird noch bleich noch purpur Tod
Zur Furcht bei mir erklecken,

Ja wann mit dieß und jener Noth
Man dächte mich zu schrecken,
Da würd sich erst in Wangen roth
All Blut und Muth erwecken.
Wann ich sogar auch über Meer
Ein Seel wüßt abzulangen!
Wollt gern durch lauter Spieß und Speer,
Durch Pfeil und spitzig Stangen,
Durchlaufen wie der wilde Bär,
Daß nur die Seel möcht fangen.
Ach, ach! wie bringt mirs große Pein,
Wie springt mir mein Geblüte
Daß nit all Heyden Christen seyn!
Drum Gott mich noch behüte,
Laß mich zur neuen Welt hinein,
Darnach steht mein Gemüthe.
Zu lang ist mir die Zeit und Stund,
Mein Herz will mir zerbrechen,
Begierd und Eifer mich verwundt,
Mit Wahrheit ich mag sprechen:
O Gott werd ich nit bald gesund,
So magst mich gar erstechen!
O Lieb nimm hin all Jugeweid
Aus meinem Leib zur Stunde,
Werfs über Meer auf jene Seit,
Es dient zum neuen Bunde.

Mein Herz doch käm in Japon weit
Wann ich ſchon ging zu Grunde.

Fruchtleſe unterm Kreuz.

Auf eine Zeit ging ich mit trockenen Augen bei einem Kreuz vorüber, da rief mir ein Engel von dem Kreuz und ſprach: hörſt du, undankbarer Knecht, wie ſchauſt du deinen Herrn mit ſo undankbaren Augen an, hie werf ich dir hinab etliche Kreuz-Früchte, die ſollt du eſſen, und bald wirſt du einen andern Sinn bekommen. Da ſchüttelt es den Baum des Kreuzes, und es fielen die ſchönen Früchte ab, die hießen alſo:

Hie oben am Kreuz iſt Pein und Leiden,
Hie oben am Kreuz will Gott verſcheiden,
Den Tod unſchuldig muß er leiden.
Wann willt du Menſch die Sünden meiden?

Solche Frucht laß ich auf und gab meiner Seel davon zu eſſen, von Stund an bekam ſie einen andern Sinn, und weinet zugleich und ſang vor Freuden.

Wohlan, wohlan, die Welt, iſt voller Schmerzen.
Ade, ade, das ſag ich dir von Herzen,
Ans Kreuz will ich mein Sünden binden,
Da ſoll man mich hinfürter finden.

Frage an St. Thomas.

Eine andächtige Seele fragte St. Thomam, den Apoſtel, wie ihm geweſen ſey, da er hab angerührt die Wunden Jeſu Chriſti, und gerufen: Mein Herr und mein Gott, Dominus meus, et Deus meus.

Sanct Thomas: So bald ich angerührt die Wunden meines Herrn, da fiel auf mich ein ſüßer Fluß, und

ich war so voll des süßen Brunnens aus den Wunden Jesu Christi, daß ich mit Freuden mußt rufen: Mein Herr und mein Gott, Dominus meus, et Deus meus!

Mein Herr und Gott, mein Gott und Herr,
Dir geb ich mich ganz eigen,
All weltliche Pracht sey von mir fern,
Zu dir mein Herz thu neigen.

Der fröhlich und traurige Psalter.

Ich fragte meinen Schutz-Engel, ob er mir wüßte, wo ich Jesum finden sollte, und er sprach: Warte nur ein wenig, dann er bald kommen wird, zu richten die Lebendigen, und die Todten, da wirst du ihn mit deinen Augen sehen. Und mein Engel führet mich im Geist zu noch mehr anderen Engeln, deren etliche bereiteten ihre Posaunen, zu bla-

sen über die Gräber: O ihr Todten stehet auf und kommt zum Gericht! Etliche aber trugen das Kreuz, etliche aber die eisernen Nägel, etliche das Speer, die Säul, die Ruthen, ei- Beisel, den Schwamm, auch trug Einer die Dornen Kron, ein Anderer den Titel Jesus Nazarenus Rex Judaeorum, ein Anderer die Würfel, ein Anderer den Hammer, das Rohr, Spieß, und Stange, Latern, Strick, Banden, eiserne Ketten, und viel andere Waffen der H. Passion. Etliche Engel sangen zweyerley Psalmen, einen fröhlichen Psalmen, und einen traurigen.

Der fröhliche Psalm lautet also:

Kommt her ihr Frommen allesamm,
Euch hat erlöset unser Lamm,
Und euch durch seinen Tod bereit
Viel große Freud in Ewigkeit.

Der traurige Psalm lautet also:

Geht hin ihr Bösen allesamm,
Für euch getödt ist unser Lamm.

Dieweil ihrs aber nit gemacht.
Solchs hat euch in den Tod gebracht.

Große Liebe.

An einem Freytag saß eine Seele zu Füßen ihres gekreuzigten Herren, weinte bitterlich, und sprach:

O Lieb, O Lieb, O feurige Lieb, mein Herz muß mir zerschmelzen, mein Lieb ist Jesus, ich liebe ihn von Herzen. Jesus liebet mich, das sehe ich an seinen Wunden. O Jesu, sage mir, wie sehr liebest du mich? ach möchte ich Solches wissen! Da antwortet ihr der süße Jesus, und sprach also in ihrem Herzen:

Mein allerliebstes Kind! Die erste große Lieb, die auf der Welt gefunden wird, ist die Lieb einer treuen Mutter zu ihrem Kind: Nun ist die Lieb, die ich zu dir trage

noch viel gröſſer, darum hab ich durch meinen Propheten Eſajam am 49 Capitel alſo geſprochen: Kann dann auch wohl eine Mutter ihres Kindes vergeſſen? und wann ſchon eine Mutter ihres Kindes vergeſſen würde, ſo will ich dennoch deiner nit vergeſſen. Ich hab dich mit rothen Buchſtaben, mit ſcharfen Nägeln in meine Hände und Füß geſchrieben. Ich habe dich mit einem Speer gar tief in mein Herz gegraben? nun kann ich deiner ja in Ewigkeit nit vergeſſen. Du kannſt rufen und ſchreien: mein Herr Jeſus trägt mich in ſeinen Händen.

Da das die Seel verſtanden, weinet ſie noch mehr und ſprach: O Jeſu, warlich haſt du mich viel lieber als eine Mutter ihr Kind, du ſollſt mich nun nähren und ſäugen, an deinen Brüſten will ich liegen, du ſollſt mir allda in deinem Herzen eine Wiege be-

reiten. In deinem Herzen will ich liegen Tag und Nacht und immer ruhen. Da sprach Jesus weiter:

Mein allerliebstes Kind, die andere große Lieb, so mannauf Erden findet, ist, welche in der Ehe zwischen Mann und Weib gefunden wird? Dann es wird der Mann verlassen Vater und Mutter, und seinem Weib anhangen, sagt die heilige Schrift. Nun ist die Liebe die ich zu dir trage, noch viel größer; dann welcher ist der Mann, der sein Weib wiederum aufnimmt, wann es drey vier oder mehr mahlen die Ehe gebrochen, ihn verachtet, und andern Buhlern nachgelaufen ist? Solches thut kein ehrlicher Mann auf Erden. Wer hat solches jemahlen gehöret? Nun verwundert euch, o alle Kreaturen, wie ich mich so gar in der Lieb vertiefet. Ich, ich, ich bin allein derjenige, der mein Gespons also geliebet hab, daß, da sie mich so schändlich ver-

laſſen, und von mir abgewichen iſt, ich dennoch nit habe dauren können ich hätte ſie dann wieder, habe verlaſſen meines Vaters Reich, bin ihr nachgelaufen Tag und Nacht und habe ſie gebeten, ſie ſolle wiederkehren. O mein Kind, wie bin ich von der Liebe ſo ganz eingenommen! Was werden doch die Götter der Heyden ſagen? Was werden doch gedenken die Welt-Weiſen, wann ſie mich alſo verliebet ſehen? Ach kehre wieder, mein Gespons kehre wieder, du haſt genug deinen Bräutigam verſchmähet, die Ehe haſt du nun hundertmal gebrochen, du haſt gebuhlet mit vielen Buhlern, wie ich durch meinen Propheten Jeremiam rede am dritten Capitel. Aber doch ſo will ich dirs vergeben, wills nie gedenken, es ſoll dir nit vorgeworfen werden. Kehre doch nun wieder, ſündige nit mehr, ich nehme dich auf zur Gnaden, will dich nit verwerfen. Siehe da, meine Seit

laß ich mir mit einem Speer zerspalten, daß ich dir mein Herz herausser gebe zum gewissen Pfand der Versöhnung. Siehe do, meine Arm hab ich ausgespannt, dich zu umfangen, mein Haupt hab ich geneiget, dich zu küssen, mein Blut hab ich vergossen, dich zu waschen, mein Haupt hab ich gekrönet, dir zu Ehren als ein neuer Bräutigam zur neuen Hochzeit, meine Händ und Herz hab ich geöffnet, damit du sieheſt, daß mir aller Zorn und Straf entschlafen ist. All mein Geist ist noch in mir, den will ich auch aus lauter Liebe jetzt von mir geben und in meines Vaters Hände befehlen. O Lieb, o Lieb, wie kränket mich die groſse Lieb! Wie eine süße Marter ist die Lieb? nichts Peinlichers ist als diese Süßigkeit, nichts süßer ist als diese Pein, komme her mein liebes Kind, komme her, du meine Braut, komme her, und gib mir den Kuß des Friedens.

Alles iſt vergeben, und vergeſſen. Darnach hat mich gedürſtet! Nun iſt es alles vollendet. O Vater in deine Hände befehl ich meinen Geiſt; vor Lieb muß ich verſcheiden

Da Solches die Seele gehöret und ihren allerliebſten Herren alſo vor Lieb hat ſterben ſehen, fiel ſie in Ohnmacht, und ihr Herz ſchluge ihr ſo ſtarck, daß es einen Stein erbarmen möchte, und das Schlagen wehret die ganze Nacht bis zu dem Morgen; da kame ſie zu ihr ſelber, ſeufzet inniglich, und ſang mit Freuden.

So oft ich mir bild Jeſum ein
Wird Freudenvoll das Herze mein,
Dann über alle Ehſtigkeit
Iſt Jeſu Gegenwärtigkeit.
Ach Lieb wie biſt ein ſtarken Feur!
Wie ſüß, wie lieblich, und wie theur!
Kein Luſt kein Troſt iſt alſo gut,
Als wann man Jeſum lieben thut.

Wo ich nur geh, wo ich nur ſteh,
Iſt mir allein nach Jeſu weh.
Wie freu ich mich, wenn ich ihn ſind,
Ach wer ihn allzeit halten künnt!

Geiſtliches Lied auf alle Stunden des Tags gerichtet.

1. Uhr.

Ein Glaub allein, ein Gott allein,
Dem leben wir und ſterben,
Wer in dem einen Glaub wird ſeyn,
Soll einen Gott erwerben.

2. Uhr.

Zwo Tafeln, und zwey Teſtament
Muß man nit überſchreiten.
Will drin ſtudiren bis zum End,
Zum Himmel ſie mich leiten.

3. Uhr.

Es ſeyn in Gott Perſonen drey
Mans anderſt nit muß halten,
Die Einigkeit, glaub ich darbey,
Bleibt dennoch unzerſpalten.

4. Uhr.

Wanns viere ſchlägt, dunkt mich es klang.
Die Wahrheit muß ich ſagen,
Als wärens die vier letzte Ding.
Mein Sünd mich ſtark verklagen.

5. Uhr.

Fünf Chriſti Wunden roſenroth,
Wer wollt ſie nit verehren?
O Gott, in aller meiner Noth
Will mich zu ihnen kehren.

6. Uhr.

Zu Cana ſeyn zur Hochzeit auf
Sechs Waſſerkrüg geſtanden,
Der Herr bald Wein draus machen thut.
Ach käm er uns zu Handen.

7. Uhr.

Ich denk der Sieben Sacrament,
Der Sieben Wort imgleichen,
Die Jeſus ſprach an ſeinem End,
Da er von hin ſollt weichen.

8. Uhr.

Acht Seeligkeiten zählet man,
Darnach wir müſſen ſtreben.

Wohl dem, der sie all haben kann.
In Freuden wird er leben.

9. Uhr.

Der Engel Chör seyn eben Neun,
Die singen alle droben.
Ach möcht ich doch bey ihnen seyn,
Wollt Gott so freudig loben!

10. Uhr.

Der Zehn Gebot vergeß ich nit,
Die führen uns zum Leben.
Wollt Gott sie Niemand überschritt,
Mein Blut ich drum wollt geben.

11. Uhr.

Von Eilfen sind ich sonders nicht,
Nur daß man geht zum Essen:
Laßt nehmen dann was zugericht,
Und Gottes nit vergessen.

12. Uhr.

Zwölf Boten sendet unser Herr,
Die Völker zu bekehren,
Gereiset seyn sie weit, und fern,
Den Glauben zu vermehren.

Nun

bitt ich ſie von Herzengrund,
e bringen mir zu wegen.
oft ich hör die Tagesſtund,
ir komm der Gottesſegen. Amen.

ſzen der Seele nach dem himmliſchen Jeruſalem.

ſalem, du ſchöne Stadt,
nn ich zu dir gedenke,
Stund in tiefes Zährenbad
d Augen ich verſenke.
Sonnenlicht! nur ſcheine nicht,
ch ab die feurig Strahlen;
lanz und Schein, all Flammen dein,
t ich wie ſchwarze Kohlen.
ſchönes Licht iſt Gott allein,
leucht't im Himmel droben.
. Mond und Stern, und hieſig Schein
lt ich für ſchlechte Gaben.
gegen Gott mir Kinderſpott,
mögens ihn erreichen.

Nur dunkel ganz iſt all ihr Glanz
Und endlich müſſens weichen.
Auch Freud und Wolluſt dieſer Welt,
Der Pomp und Pracht imgleichen,
Mir gegen Gott ſo gar mißfällt,
Mit Koth ichs thu vergleichen.
Ja weltlich Scherz iſt mir ein Schmerz,
Für lauter Qual ichs achte;
Freud dünkt mich ſeyn faſt lauter Pein,
Wanns recht bey mir betrachte.
Ade, Ade, zu guter Nacht
Sonn, Mond und Himmelsſterne,
Ade, ade, vergänglich Pracht,
Euch laß ich alſo gerne!
Nichts mag doch ſeyn, als Gott allein,
Darauf wir ſtäter meinen,
All ander Ding ſeyn mir zu g'ring,
O Gott! ſollt ich nit weinen?
Zu dir mein Augen ſprizen auf,
Weil ich kein Troſt mehr finde,
Zu dir mein Seufzer gehn zu Hauf,
Die ſteto ich blaſ in Winde.
Ach! wann wird ſeyn, daß ich erſchein
In deinen Lüften droben?
Ach! wann werd ich ergreifen dich,
Zu deinem Thron erhoben?

Wie brüllend Hirsch nie schwinder sprang
In Durst und heißer Sonnen,
Wann er vernahm den Wasserklang,
Vom Fall der kühlen Brunnen,
Als ich nach dir lauf mit Begier,
O Gottes Stadt, du schöne!
Nur Tag und Nacht, nach dir ich tracht,
All Freud ich sonst verhöhne.
Jerusalem, du schöne Stadt,
Wann ich zu dir gedenke,
Vor lauter Lieb ich fast ermatt,
Vor Lust ich schier ertränke,
Mein Herz sich bald in Stück zerspalt,
Ach wie wie lang solls werden?
Wie lang soll doch ich bleiben noch
So weit von dir auf Erden?

Jesus sucht das verlorne Schäflein.

Ein Schäflein auserkohren
Such ich so manchen Tag,
Hat sich so gar verloren,
Daß mans nit finden mag.

Will rufen laut mit heller Stimm,
Wer weiß, ob ichs nit bald vernimm,
Schäflein, Schäflein, wo haſt verkrochen dich?
Ach folge mir, hilf ſelber dir,
Nit lang laß ſuchen mich!
Ach, ach du liebes Blut,
Wer dich nur finden könnt,
Wie bald mir Herz und Muth
In lauter Freuden ſtünd!
Starck rufen will ich wiederum,
Wer weiß? es möchte kehren um:
Schäflein, Schäflein, mein junges Thierlein zart,
Wo ſoll ich dann dich treffen an,
Wei! bin betrübet hart?
Ach was wird denken doch
Der fromme Vater mein,
Daß ich ausbleibe noch,
Mit ſeinem Schäfelein?
Will unterdeß ihm ſprechen zu,
Sonſt findet er auch keine Ruh:
Vater, Vater, hoff bald in kurzer Weil
In jenem Thal ich je zumahl
Es endlich doch ereil.
Ey da, da dünket mich,
In jener Stauden dick
Hör ichs bewegen ſich
In ſchnellem Augenblick.

Halt, halt, da wird es warlich ſeyn,
Will rufen ſtark zum Wald hinein:
Schäflein, Schäflein, du liebes Schäflein mein,
Kehr wiederum, kehr wiederum,
Sehr groß iſt meine Pein.
Ach aber nein, ach nein!
Iſt noch mein Thierlein nit,
Bey Sonn und Mondenſchein
Muß thun noch manchen Tritt,
Muß immer, immer rufen fort,
Durch Berg und Thal und aller Ort:
Schäflein, Schäflein, was will ich fangen an,
Ach lauter Ach! o trübe Sach!
Weil dich nit finden kann.
Ey da, da treff ich an
Ein Kreuzbaum wohl bekannt,
Auf einem Berge ſtahn,
Calvarien genannt;
Hie, dünket mich, hats ſeinen Lauf,
Hie muß ich ſtärker ſchreien auf!
Schäflein, Schäflein, nun bin ich aller mat:
Dein warten hie, noch weichen je
Will ich von dieſer Statt:
Mehr kann ich leben kaum
Vor Matt und Müdigkeit,
Lehn mich an dieſen Baum,
Zu ſterben bin bereit.

Ach Thierlein zart, ach kämeſt doch!
Weil kleine Zeit ich lebe noch,
Vater, Vater, nun ruf ich allermeiſt,
In deine Händ zu dir gewendt
Befehl ich meinen Geiſt!

Unter dem Kreuz.

Da Jeſus an dem Kreuze ſtund,
Mit Blut ganz überſchoſſen,
Vom Haupt bis zu den Füßen wund,
Hat mich gar ſehr verdroſſen,
Daß noch die Sonn in vollem Brand
Mit ihrem gülden Wagen
Thät überfahren alle Länd,
Bat Gott, er drein wollt ſchlagen.
O Gott! ſprach ich, laß eilend doch,
Laß Roß und Wagen ſtürzen,
Der freche Tag geht viel zu hoch,
Schnell wolleſt ihn verkürzen.
Stell nur, ſtell ein all Sonnenſchein,
Das Licht mag ich nit leiden,

Weil ich nit kann mehr ſchauen an
Mein Lieb am Kreuz verſcheiden.
Die dunkel Nacht mir bas behagt
Wanns käm den Luft erſchwärzen,
Und deckt in Ruh mein Jeſum zu,
Daß Niemand ſeh den Schmerzen.
Komm nur mit Macht, O ſchwarze Nacht!
Mein Jeſum ſollſt bedecken.
Er hangt in Noth, ringt mit dem Tod,
Es grauſet mich vor Schrecken.
Ich wickelt ein den Liebſten mein,
Ihr Finſterniſſe ſchwere,
Daß ich nit ſeh ſein großes Weh,
Michs kränket viel zu ſehre.
Ade, ade! nit ſcheinet mehr,
Sonn, Mond, und Himmelsſterne!
Bin gar bereit, zu leben allzeit
Im Dunklen alſo gerne.
Nur Traurigkeit, nur Herzenleid'
Werd ich hinfürter treiben.
Dich gar, O Welt, hab abgeſtellt,
An dir werd mich nit reiben.
Einmahl ich war in Todsgefahr,
Schier war ich untergangen.
Da kam zur Steur der Held ſo theur,
Für mich wollt ſelber hangen.

Mit ſtarkem Lauf zum Kreuz hinauf
Sich thät er hoch erſchwingen,
Für mich da ſtarb, mirs Heil erwarb,
O Gott was Wunderdingen!
Du frommer Held, wanns dir gefällt,
Laß dich vom Kreuz herabe
Daß dich mit Friſt, weil ſtorben biſt,
Im Herzen mein begrabe.

Zwei ſchöne Gleichniße vom Spiegel des Gebets in der Seele.

Erſtes Gleichniß. Wann du etwan in einer Comedie, alda auch ihre Kaiſerliche Majeſtät zugegen wäre, hervor treten und zu ihrer Majeſtät einen ſolchen Lobſpruch mit heller Stimmen daher reden würdeſt:

O Kaiſer greß dich überall
Die Völcker hoch verehren,
Man lobet dich mit Freudenſchall,
Und wird es Niemand wehren.

Wann aber du dieſen Spruch geredet hätteſt, bald zurück gingeſt, dann wiederkämeſt, und eine ſchöne Tafel, oder güldenes Schild hervor brächteſt, in dem derſelbe Lobſpruch mit allen ſeinen Sylben und Buchſtaben zierlich und eigentlich gemahlet wäre, und darauf du dieſen güldenen Schild ihrer Majeſtät vorhielteſt, damit er den alda gemahlten Lobſpruch immer leſen möchte, wer wollte alsdann nit ſagen, daß du nit allein zuvor den Kayſer gelobet hätteſt, als du ihm den Spruch aufgeſagt haſt, ſondern daß du auch noch jetzo ihn lobeſt, da du zwar ſtill ſchweigeſt, aber doch deine vorige Red ihm in dem Schild gemahlet vorhalteſt und wer wollte auch läugnen, daß dieſes Lob alſo lang währet, als lang du nit aufhören wirſt, gemeldtes Schild ihm alſo zu dieſer Meinung vorzuhalten?

So lobeſt du Gott mit den Gedanken und Worten, darnach aber zeigeſt du Gott auf einem güldenen

Schild, das iſt in deiner Seele, und innerlichem Sinn eben dieſelbe Gedanken und Worte gar artig abgemahlet. Und wer wollte dann nit ſagen, daß du dann auch alſo noch Gott lobeſt und nit aufhöreſt zu loben, ſo lang du du dies Schild den Augen Gottes vorhalteſt?

Zweites Gleichniß. Wann du die Mahlerkunſt geleent hätteſt, und darnach ſo künſtlich, als es möglich wäre, auf etlichen feinen ſeidenen Mappen mit den allerreinſten und ſubtiliſten Farben mahlteſt alle die herrliche Geſchichten und Thaten ihrer Kaiſerlichen Majeſtät, ſo wir dieſe vorige Jahr im Reich erhebt haben, darnach aber alle dieſe Gemähl in ein helles Gemach oder Saal aufhingeſt, und ihre Kaiſerliche Majeſtät hineinführteſt, und alle ihre Thaten, Krieg und Victorien, mit herzlicher Frud ihr aufwieſeſt, wer wollt nit ſagen, daß du ihre Majeſtät eben ſo wohl damit gelobt und

verehret hätteſt, als wann du eine ſtattliche Oration hätteſt aufgeſagt, darin dieſelbige Thaten mit Worten ausgeſtrichen wären?

Und wann nun weiters auch gemeldtem Kaiſer du etwan ein gar künſtlichen Spiegel oder kriſtalline Kugel, oder Edelgeſtein verehreteſt, in welchem eben dieſelbe Thaten gar künſtlich mit allen Perſonen, und Farben dem Leben nach eingewachſen wären, und du auch zuwegen brächteſt, daß dieſer Kriſtall oder Spiegel jederzeit Tag und Nacht ihm vor Augen ſchwebte, wer wollte nit ſagen, daß du ihn auf dieſe Weiß Tag und Nacht unaufhörlich lobteſt? ſonderlich weil du Alles zu dem End und Meinung thäteſt, damit er alſo Tag und Nacht ſein Lob vor Augen hätte.

Was iſt dein innerlicher Sinn und und deine Seele Anders als ein ſchöner Saal voller göttlichen Gemälde? Was ſeyn ſie anders als helle Spiegel, oder

Kriſtalline Kugeln, darin du alle göttliche Wohlthaten, und Wunderwerck abgebildet haſt, zu dem Ende, auf daß, weil ſie immer vor den Augen Gottes bleiben müſſen, Gott allezeit ſeine Herrlichkeit in dir abgemahlet ſehe, und alſo gelobet werde. Bedenk es bey dir ſelber, und du wirſt es bekennen müſſen.

Kleinere Gedichte, aus der Anweiſung, dem heiligen Meßopfer mit Andacht beizuwohnen.

Vor der Meſſe.

Kommt, kommt, laßt vor den Herren treten,
Von uns will er ſeyn angebeten,
Dem Herren will all Ehr gebühren,
Sein Nahmen laßt uns löblich führen!
Kommt, kommt geſchwind, dem Herren ſingt,
Ihn müſſen wir nur loben,
Wer ihm nit klingt, wer ihm nit ſpringt,
Mag mit dem Satan toben.

Zum Introitus.

Nun lobet Gott im hohen Thron,
Ihr Heyden aller Nation,
Ach preiset ihn mit Freudenſchall,
Ihr Völker auf der Erden all!
Dann ſeine Gnad und Treue gut
Auf uns ſich immer mehren thut,
Und wird die Wahrheit dieſes Herrn
In Ewigkeit unendlich währn.

Zum Evangelium.

Ach! Gott woll ſparen mich geſund,
Daß ich möcht leben ſolche Stund,
Zu welcher einmahl überall
Mit gleicher Stimm, und gleichem Schall
All Creaturen, groß und klein,
So viel ihr immer mögen ſeyn,

Gott würden recht von Herzen löben
Auf Erden und im Himmel droben!
Nichts Liebers ſollt mir ſeyn auf Erden,
Als wann all Welt wollt glaubig werden
O Gott, wann ſie noch heut anfingen,
Mein Herz würd mir vor Freud zerſpringen.

Zum Credo.

O Gott und Herr! wie wollt ich ger,
Für dich mein Blut vergießen.
Nichts iſt zu ſer, auch über Meer,
Daß mich ſollt Müh verdrießen!
Nichts auf der Welt mich rückwärts hält,
Für dich den Todt zu leiden,
Wanns dir gefällt, bin wohl geſtellt,
Noch heut von dir zu ſcheiden.

Zur Brechung der Hoſtie

O bitter Tod, o Angſt und Noth!
Gott iſt am Kreuz geſtorben,
Sein theures Blut kommt uns zu gut,
Das Heil hat er erworben.

Bei dem Domine non sum dignus.

Ring deine Noth', mein liebes Kind,
Gott ſoll dich nit verlaſſen!
Sein Gütigkeit und Gnade lind
Iſt über alle Maßen.

Entſchluß und Schluß.

O Gott will dich nun preiſen,
Preiſen ohn Unterlaß,
Ehr will ich dir beweiſen,
Daß Höll und Teufel raß.
Wann dich nur recht mag loben,
Frag weiters nirgend nach,
Wann ſchon all Welt ſelle toben,
Wollt ich fortfahren doch.
Dich meinen Gott und Herren,
Will ich herzwillig ſeyn
Mit Lobgeſang zu ehren
Bis in das Grabe mein.
Ja wann ich geh ſchon ſchlafen,
Schlafen wohl in das Grab,
Will dir doch Lob verſchaffen,
Soll drum nit nehmen ab.
Nach mir will ich verlaſſen
In meinem Teſtament
Ein Liedlein ſchön ohn Maßen
Zum Gottes Lob verwendt.
Das wird noch wohl erklingen,
Ob ich ſchon ſterben bin,
Es werdens Andre ſingen,
Wann ich ſchon bin dahin.

Dann auch mein Geiſt wird ſpringen
Hoch in des Himmels Saal
Und fröhlich ſich erſchwingen
Mit hellem Freudenſchall.
Auf Harfen wird er ſchlagen
Das Halleluja rein,
Mag dann wohl freudig ſagen:
Da recht, ſo muß es ſeyn!

Ach ſpringt nun um und umhen
Ihr Engel Gottes all,
Laßt jauchzen, ſpielen, trummen,
Laßt gehn Poſaunenſchall,
Laßt Pfeifen, Lauten, Geigen,
Gar lieblich gehn zu Hauf.

All Ehr laßt Gott erzeigen.
Nur bald, bald auf, bald auf.

Ende der Lieder aus dem
güldenen Tugendbuch.

Zugabe dreier Lieder von andern Dichtern.

Begierd und Lobgesang des Heiligen Auguſtinus von der Herrlichkeit und Freud des Himmliſchen Paradeißes.

O du Brunn des wahren Lebens,
Voller Luſt und Lieblichkeit,
O wie oft nach dir vergebens
Seufze ich in meinem Leid,
Ach wann wird zu dir einſt fahren
Meine Seel aus dieſem Land,
So bisher in vielen Jahren
Bleibt in gar betrübtem Stand!
Ach daß möchten bald zerſpringen
Die zu ſtarke Lebensbänd,
Daß die Seel hinauf ſich ſchwingen
Möcht zu ihrem Ziel und End!
Ich gezwungen hie muß bleiben,
Gern wollt fahren bald hinauf,
Mein Begierden ſtark mich treiben,
Zu vollenden meinen Lauf.
Kann nit länger ausgeſchloſſen
Von dem Trunk des Brunnens ſeyn.

Der vom Anfang ausgegoſſen
Gibt mir lauter Freudenwein,
In der Höh iſt er gegründet,
Ihn umfaßt ein ſolche Stadt,
Da nur Lieb und Fried ſich findet,
Da man Nichts zu fürchten hat.
Da die Mauren und die Pforten
Glänzen wie der Sternenſchein,
Da die Pallaſt aller Orten
Edle Stein und Perlen ſeyn,
Da die Weg und alle Straßen
Nie vom Regen werden naß,
Ja ſeyn über alle Maßen
Glänzend wie das gülden Glas.
Nichts vom Winter da man leidet,
Keine Wind zu ſpüren ſeyn,]
Aller Schnee die Felder meidet,
Bliz und Donner halten ein,
Steter Frühling da ſich zeiget,]
Prangt mit ſeiner Gärten Schäz
Gar kein Dorn ſich da ereignet,
Alle Frucht bleibt unverlezt.
Blumen ſeyn dort auserleſen,
Nit veränderns ihren Stand,
Laub und Gras bleibt unverweſen,
Haltet immer grün das Land.

Balſam, Honig häufig fließen,
Und bereichen Berg und Thal,
Auch an Bäumen zu genießen
Hängen Früchten ohne Zahl.
Nie zum Untergang da neiget
Sich der helle Sonnenſchein,
Immer auch der Mond ſich zeiget
Unverändert, voll und rein,
Auch die Sternen nit mehr leiden,
Daß mans treibt zur finſtern Nacht,
Von dem neuen Licht nie ſcheiden,
Fliehen nimmer zu der Nacht.
O du Lamm, biſt Sonn und Mone,
Du der Stadt giebſt allen Schein,
Von dir kommt ihr Freud und Wonne,
Alle durch dich ſeelig ſeyn;
Deiner Freunden Glanz daneben
Wird durch dich den Sternen gleich,
O wie freund- und herrlich leben
Alleſammt in deinem Reich!
Mit den Palm und Lorbeerzweigen
Herrlich treten ſie hervor,
Ihren Sieg damit zu zeigen,
Du ſelbſt führeſt ihren Chor:
Groß Frohlocken wird gehöret,
Weil gelegt iſt aller Krieg.

Nichts die ſichre Freud verſtöret,
Ewig ihnen bleibt der Sieg.
Nit der Geiſt wird mehr verletzet
Durch des Fleiſchs Betrüglichkeit
Dies den Stachel nit mehr wetzet
Zum gewohnten Seelenſtreit,
Seyn einander wohl gewogen,
Wunderfriedſam ſeyn verpart,
Weil der Leib auch angezogen
Nunmehr hat der Seelen Art.
Solcher Fried iſt gleichermaſſen
Bey der auserwählten Schaar,
Freudenfeſt auf allen Gaſſen
Alle halten immerdar.
Alle in der Jugend blühen
Und frohlocken immerdar,
Keine Sorg ſie kann bemühen
Und erwecken graue Haar.
Was den Menſchen je erfreuet,
Haben ſie in Überfluß,
Was der Menſch hingegen ſcheuet,
Weit von ihnen bleiben muß.
Aus dem Brunn des Lebens fließet
Alles Gut ohn Unterlaß,
Deſſen Jedermann genießet
Ohne Ziel und ohne Maß.

Alſo ſäßlich immer leben
Die ſo liebe Gottes Freund.
Gern ſich aller Dienſt begeben.
Nur mit Gott zufrieden ſeynd.
Speiß und Trank nach Wunſch ſie haben.
Keiner Durſt noch Hunger leidt.
Gott mit ſeinen beſten Gaben
Sie erquickt in Ewigkeit.
Fröhlich ſingen ſie und klingen.
Geben ihrem Gott die Ehr.
Auf das immerwährend Singen
Sie zu Singen wünſchen mehr.
Keinen thut der Neid verwunden.
Eins iſt aller Glück und Ehr.
Lieb ſie alle hat verbunden,
Gleich als ein Perſon da wär.
Was Gott Einem hat gegeben.
Allen macht die Lieb gemein.
Was gemein. ein Jeder eben
Hat, als wär es ſein allein.
Keiner kann da Spaltung leiden.
Dann es iſt der Liebe Reich.
Wenn die Kronen ſchon verſcheiden.
Macht die Lieb doch Alles gleich.
Dieſe Lieb vom Geiſt entzündet
Immer bleibt in ihrer Glut,

Dann in Gott iſt ſie gegründet,
In dem lieb und höchſten Gut.
Aller Herz ihm einverleibet
Hat die göttlich Gütigkeit.
Darum ſtets bei Allen bleibet
Die gewünſchte Einigkeit.
Keine Plag ſie wird berühren,
Nichts den Leib wird machen matt.
Ja gar nit wird ſeyn zu ſpüren,
Was vom Tod nur Nahmen hat.
Süßlich viele Inſtrumenten
Mit dem Singen ſtimmen ein,
Dieſes Muſikſpiels Regenten
Gottes liebe Geiſter ſeyn.
O! wie groſſes Gut wird geben
Denen, ſo aus dieſer Welt
Gott beruft zu jenem Leben,
Und den Engeln zugeſellt,
Da ſie fröhlich immer ſehen
Unter ihnen Sonn und Mon,
Da ſie ewiglich beſtehen
Bey erlangter Ehrenkron.
Ach zu welchen Freud und Ehren
Werden Gottes Freund erhebt!
All mein Wünſchen und Begehren
Nur nach dieſen Gütern ſtrebt.
Alle Güter dieſer Erden

Seyn doch lauter Eitelkeit,
Können nit verglichen werden
Mit dem, was uns Gott bereit.
Jesu, wollest mir erwerben
Die so große Freud und Ehr,
Dern alsdann ich jetzt wollt sterben,
Und kein Ding begehren mehr!
Meine Seel hast du versehnet
Mit dem liebsten Vater dein,
Laß sie auch von dir gekrönet
Deines Reichs ein Miterb seyn!

Ave maris Stella!

Meerstern, ich dich grüße,
Maria!
Gottes Mutter, Süße,
Maria!
Allzeit Jungfrau reine,
Himmelspforte alleine
Ave, Salve!
Nimm den Gruß zur Stunde,
Maria!
Von des Engels Munde,
Maria!
Uns in Frieden gründe.

Löſe Evas Sünde!
Ave, Salve!
Löſe auch die Banden,
Maria!
Gieb uns Licht zu Handen,
Maria!
Böſes All abkehre
Gutes All bewähre
Ave, Salve!
Dich als Mutter zeige
Maria!
Voller Gnaden reiche,
Maria!
Zeig die Bruſt geſchwinde
Für uns deinem Kinde
Ave, Salve!
Aller Jungfraun Krone,
Maria!
Deine Sanftmuth ſchone,
Maria!
Zahle, was wir ſchuldig,
Mach uns keuſch geduldig,
Ave Salve
Gib ein reines Leben,
Maria!
Seelgen Tod darneben,
Maria!

Daß wir Jesum sehen,
Fröhlich vor uns stehen,
Ave, Salve!
Daß des Vaters Ehre,
Maria!
Jesu Lieb ich mehre,
Maria!
Beider Geist ich preise,
Drei auf gleiche Weise!
Ave, Salve!

Weihelied zum Ziel und End.

Herr Gott, dich will ich preisen,
So lang mein Odem weht,
O hör auf meine Weisen,
O sieh auf mein Gebet.
Bin ich im Himmel eben,
Da kann ich andern Sang,
Da will ich doch dich loben
Mein ewig Leben lang.
Jetzt laß dir wohlgefallen
Mein treu einfaltig Lied,
Muß doch ein Kindlein lallen,
Wann es die Mutter sieht,
Nun hab ich auch gesehen,
Wie du so väterlich,

Will nun Nichts mehr verſtehen,
Als dich, mein Vater, dich!
Ich ſaß in meiner Kammer,
Sah trüb ins Leben hin.
Die Seele rang in Jammer,
Voll Sorge war mein Sinn,
Da floß ein heilig Sehnen
Mir in das öde Herz,
Da brach mein Blick in Thränen
Und ſchaute Himmelwärts.
Da war dein Himmel offen,
Stern traf in Augenſtern
Mein Glauben, Lieben, Hoffen
Fand Gnade vor dem Herrn.
Das Lied, das ich verſchwiegen,
Das Lied, das leis ich ſang,
Sah ich die Engel wiegen
In Davids Harfenklang.
Und ſah, den ich geführet
Mit meinem Leidensgang,
Zum Herrn von mir geführet
Auf einem Dornengang;
Er ſang mit mir zuſammen
Mit ſeelgem Flug und Fall
In Gottes Liebesflammen
Trotz Lerch, trotz Nachtigall!

Gelobt ſey Jeſus Chriſtus
in Ewigkeit
Amen!

Fenelon's Leben,

aus dem Franzöſiſchen

des

Ritters von Ramsay

überſetzt

und mit einigen Anmerkungen und Beilagen

begleitet.

EXEMPLAR DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Coblenz 1826.
Bei J. Hölſcher.

Universitäts-
München
Bibliothek

REGENTEN-
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Vorwort des Ueberſetzers.

Hier die Überſetzung eines älteren Buches, das ſeines Inhaltes, ſeines Verfaſſers und wohl auch ſeiner Seltenheit wegen zu den Merkwürdigen gezählt werden darf.

Sein Inhalt iſt Fenelon, wie er war, lebte, dichte, fühlte, liebte, litt und wirkte. Fenelon — dies eine Wort ſagt genug.

Sein Verfaſſer, Ritter Ramſay, war Fenelons vertrauter Freund. Auch dies Wort ſagt genug. Doch enthalten nachſtehende Notizen noch einiges mehr von ihm.

Seine Seltenheit mag erkannt werden an der vielfältigen Unkunde der Thatſachen, die es enthält, namentlich in Hinſicht auf Madame Guyon, und ihre Anſichten von der reinen geiſtlichen Liebe, deren Würdigung Fenelon in einen Streit mit Boſſuet verwickelte.

Eine Unkunde, die ſich ſogar in manchen Schriften, wo dieſe Gegenſtände ſehr entſtellt vorkommen, verräth, und die auch durch die ausführliche Lebensgeſchichte Fenelons, die der Biſchof Bauſſet ſtan-

zösisch herausgegeben*) und Felder in's Deutsche übersetzt hat, noch nicht völlig beseitiget ist. Und wie viele Leser sind auch wohl in der Lage, dieses weitläufige drei Bände starke Werk sich anschaffen oder auch nur durchlesen zu können?

Hiermit sey zugleich dem etwaigen Einwurfe begegnet, daß durch das genannte Werk Baussets, dieses Buch und seine Uebersetzung überflüssig gemacht sey. Seine Kürze und Gediegenheit, und diese Eigenschaft, daß es von einem Zeitgenossen, und zwar von einem vertrauten und sinnesverwandten Freunde des großen Mannes verfaßt worden, bürgen für das Gegentheil; und man wird sich bei näherer Vergleichung überzeugen, daß man, ohne den großen Werth jener ausführlichen Biographie zu schmälern, doch auch dieser noch einen ihr eigenthümlichen Werth zuerkennen dürfe; und auch davon, daß unserm Verfasser, durch den ihm einseitig gemachten Vorwurf der Partheilichkeit für Fenelon, (doch wohl nur in Hinsicht auf die Darstellung des Streites mit Bossuet) — Unrecht geschehen sey, indem Bausset, der überall, wo sein großer Bossuet im Spiele ist, gewiß nicht zum Nachtheile des letzteren Partei macht, dennoch manches zu Fenelons Gunsten zu berichten und einzugestehen gezwungen ist, was Ramsay nicht sagen wollte, oder auch zu seiner Zeit noch nicht sagen konnte.

Allen denen nun, die von dem großen liebenswürdigen Fenelon gern Näheres wissen möchten, sey mit

*) Histoire de Fénélon, compotée sur les manuscrits originaux par Mr. L^{s}. Fs. de Bausset, Evêque d'Alais etc. 2. edition. a Paris 1809, chez Giguet et Michaud. III. vol. g. 8.

gegenwärtiger Ueberſetzung von Ramſay's Schrift gedient, der auch noch mehrere intereſſante Notizen, aus dem genannten größeren Werke entnommen, als Anmerkungen zugegeben ſind.

Es kann dieſe Biographie in unſrer vielbewegten Zeit manche nützliche Betrachtung darbieten. Alle wollten in dem Gegenſtand der Controverſe zwiſchen den beiden Biſchöfen das Rechte, und alle gaben Beweiſe der Schwachheit und der Mangelhaftigkeit des vereinzelten menſchlichen Eifers, die Kirche allein ſehen wir das Rechte auf die rechte Weiſe thun, und was ſie thut, Allen zum Heil werden.

Eine fromme ſittenreine katholiſche Frau von einer innigen ſpekulativen Andachtsweiſe entzündet, welche nicht äußerlich erlernt werden kann, ſondern auf innern Stimmen wurzelnd, um ſo mehr aller richtig bezeichnenden Sprache entbehrt, eine ſolche wird durch den ungründlichen Beifall einiger Theologen gegen den Ausdruck ihrer innern Erfahrung argloſer, und das Schickſal führt ſie, ſtatt in die Abgezogenheit eines Kloſters, in die Aufforderung eines glänzenden Hofes, auf deſſen glattem Boden die Religion in den Großwürdeträgern ihrer geordneten zeitlichen Erſcheinung im Ceremonienſchritt, und in der meiſt viel ſchwierigeren Delikateſſe geſellſchaftlichen Verkehrs mit Weltleuten, zu wandeln wußte; aber einer ganz von Liebe zu Jeſus auf eine nicht ausſprechbare Weiſe entflammten Frau wird dieſer glatte Boden des Hofes, die Schwelle eines rauhen Kreuzweges. Auf den erhöhten Schauplätzen der Geſellſchaft, wo die Repräſentanten des Staates und der Kirche den Blicken des Volkes ausgeſtellt ſind, muß nothwendig ein gegenſeitiges Bewachen aller Formen ſtatt finden, denn was dort geſe-

hen wird in dem Kreis der Mächtigen, empfängt alsbald die Wirkung einer Autorität. Selbſt Worte über das innere Leben der Seele, könnten ſie je dort ganz an ihrem Platze ſeyn, müſſen auf dieſer Stelle mit der ſcharfen unverletzlichen Beſtimmtheit des Dogma's und in der beſonnenen nüchternen Abgränzung einer Thronrede geſprochen werden; denn hier, wo alle ewige und zeitliche Wahrheiten und Gerechtſamen in ihren heilig verpflichteten Vertretern ſich nahe berühren, wird jede Unform, jedes ſich Bequemmachen anſtößig und die Gränze verletzend. Es liegt etwas viel Tieferes und Heiligeres in der ſo oft von einem ſich ſelbſt nicht bewußten Unbändigkeitstrieb verhöhnten, ſo genannt ſteifen Convenienz des Hoflebens, als die ſchwache Bequemlichkeit ahnet. — Hier nun, an ſolcher Stelle, wo die allgemeine Wahrheit nur in der konzentriſchen beſtimmten Form des Dogma's gekleidet, erſcheinen darf, ward in der Perſon dieſer frommen Frau eine ganz individuelle Erfahrung religiöſer Führung veranlaßt, ſich in exzentriſcher ſchweifender Entwicklung der Empfindung zu enthüllen. Man ehrte und bewunderte ſie von allen Seiten, einige fühlten ſich vielleicht oberflächlich erquickt durch einige Bewegung, welche ſie in die Unbequemlichkeit eines feſten Haltens an heilige unverletzliche Formen zu bringen ſchien, andre wenige bewunderten und verehrten die Alles opfernde, Alles hingebende Liebe zu Gott mitten im großen Leben an ihr, welches meiſtens nur die entgegengeſetzte Richtung der Liebe kennt, und dieſe, ſolcher Liebe ſelbſt geneigt, vergaßen ihrer unvollkommenen Sprache und ergötzte ſich, der ſcheinbaren Sinnesrichtung vieler heiligen Seelen in ihr zu begegnen.— Da aber tritt ein großer gefeierter Geiſt auf, durch ſein Amt und ſeine Überzeugung berufen, über die Unverletzlichkeit der Formen zu wachen, und vor allem an die-

ſer Stelle; durch die kirchliche Verdammung ähnlicher bis zur Irrlehre getriebenen geiſtlichen Spekulation in dem gleichzeitigen Molinos auf dieſe Gattung mehr als andre mißtrauiſch, ſpricht er: »das ſind Formen, in welchen die ewige und allgemeine Wahrheit ſich nicht ausſpricht, in dieſen Formen hat ſich der Irrlehrer Molinos ſchon bewegt.« Auf dieſes ſtrenge Wort weicht alle Bewunderung und Verehrung des Hofes von ihr; man findet es ſchicklicher, die Lehrerin der uneigennützigen Liebe aufzugeben, als es bequem ſchien, ihren verfänglich ausgeſprochenen Lehren zu folgen. Sie verläßt die glänzenden Säle des Hofes und wohnt in abwechſelnder Gefangenſchaft, und legt ihre Schriften und Lehren, welche ſie ſonſt in den Herzen gefühlvoller Seelen genoſſen und genährt ſah, vor das ſtrenge und unerbittliche Gericht der geiſtlichen Wächter über die Sprache in theologiſchen Materien. Dieſe nun entſchuldigen ihre Geſinnung, rechtfertigen nach vielen betrübenden Unterſuchungen ihren ſittlichen Wandel, aber verdammen ihre Schriften und deren Conſequenz, als verderblich und mit der Lehre des Molinos, wo nicht in der Intention, wenigſtens dem Buchſtaben und der Wirkung nach verwandt. Aber ſie leidet nicht ganz verlaſſen! Während in ihrer Unterſuchung ihr ſtrenger Richter den Stab des Urtheils über ſie bricht, und von allen Enden das Publikum ſeine Stecken und Ruthen der Verläumdung in tauſend Splittern ihr ins Geſicht wirft, was auch bei gemeinen Verbrechern nicht zu entſchuldigen iſt, bleibt eine hohe und geſeierte Stimme mit geiſtlich ritterlicher Vertheidigung für die Unſchuld ihrer Geſinnung treu auf dem Kampfplatz gegen den Richter ihrer Lehre, wenn er ihm gleich die Unzulänglichkeit ihres Ausdrucks von Anbeginn des Kampfes Preis gibt. Rührend iſt, daß, als der Kampf ſchon begonnen, ihn ſein Gegner mit gewiß

aufrichtiger Liebe zum Erzbischofe weiht. Nun aber scheint der eifernde Ankläger ihm, allzu harte nicht zu billigende Folgerungen aus den unvollkommenen Ausdrücken seiner, ihm als rechtgläubig bekannten, Freundin zu ziehen und er weigert sich, diese anzuerkennen; ja er stellt eine mannichfach gleiche Art des Ausdrucks in vielen Stellen gefeierter Heiligen zu ihrer Entschuldigung auf; und so sehen wir mit ungleicher Mäßigung zwei Geister, welche nebeneinander zu sehen das Jahrhundert stolz war, gegeneinander öffentlich über die zartesten Geheimnisse der Seelen im heftigen Kampfe, Geheimnisse, welchen noch nie das Wort ein hinreichendes nicht entstellendes Gewand zu geben vermochte. Ein jeder erscheint in der ganzen Kraft seiner Waffen und ihrer Kunst; die Waffen und die Haltung des Vertheidigers der uneigennützigen Liebe aber erscheinen uns reiner und rührender, als die seines Gegners, und die einzelnen Blüthen, welche die Empfindung, seiner Sanftmuth und immer arglosen Haltung im Streite zuzuwerfen, sich gedrungen fühlt, erscheinen uns lieblicher, als der Lorbeer, welcher den siegenden Gegner schmückt. — Der einzige, höchste, und darum unfehlbare Richter in geistlichen Dingen entscheidet — und als habe der Gegenstand des Kampfes sich verwandelt, erscheint Fenelon in der gänzlichen, ausnahmlosen Unterwerfung unter das Urtheil des heiligen Vaters als ein vollkommener Sieger seiner selbst, Bossuet aber hat eine in jener Zeit besonders sehr heilsame Entscheidung für die Nothwendigkeit dogmatischer Schärfe und Bestimmtheit in der theologischen Sprache zur Abwehre aller Irrlehre mit Aufopferung einiger Liebenswürdigkeit nicht zu theuer erkauft, obschon er diesen Sieg gewiß hätte wohlfeiler erkaufen können; wofür wir ihm jedoch in jedem Falle dankbar sind.

Allerdings können wir die barmherzige Führung Gottes in denen, die ihn suchen, in diesen Erfolgen auf eine überraschende Weise bewundern. Frau von Guyon liebte Gott uneigennützig, da sie aber durch ihre unvollkommne Darstellung bei großer schriftstellerischer Fruchtbarkeit andern hätte schaden und in der Verkündung ihrer Lehre und innern Begnadigung leicht hätte selbstgefällig werden können, schloß der Herr ihr den Mund, gab ihr statt Ruhm, Schmach, und legte ihr das Kreuz auf, welches sie bis zu ihrem schönen Tode mit Liebe und Ergebung trug; das Kreuz aber ist der allein ganz hinreichende, richtig bezeichnende, nicht zu bestreitende, sehr einfache Buchstabe für die reine uneigennützige Liebe, vor welchem alle Geister die Kniee beugen wollen und müssen. So führte der Herr sie, zum eignen Heil vollkommen zu thun, was sie zum Heile Andrer nur unvollkommen vermochte; und man kann sie vor sich selbst geschützt und gerettet erkennen durch Leiden. Ihre Schriften, die sie selbst in ihrem Testament mannigfach entstellt nennt, sind von außerkirchlichen Glaubensgesellschaften, welche ein frommes Streben haben, auf spekulativen Wegen einen festen Punkt der Einheit zu gewinnen, öfter bis in die neuere Zeit gedruckt und gelesen; jener gesuchte Punkt der Einheit wird aber auch durch diese Lektüre nicht fester werden, als der Sonnenflecken vor unserm Auge, welcher sich mit dem Blicke bewegt und nach Gesetzen, welche die Optik noch nicht ergründete, in immer wechselnde regulaire Farbenkreise verwandelt, bis er schwindet, wie aber die Sonne wird, welche alles erwärmt und erleuchtet. In der katholischen Kirche wissen wir diese Schriften als nicht ganz gesundes Brod erkannt, und daher sind sie außer Landes gewandert; mögen sie durch das treue Anhängen ihrer Verfasserin an die katholische Kirche

bis zum Tode den Segen erhalten, andersgesinnten, wo nicht ein Brod, doch irgend ein Heilkraut werden zu können. Dieses wünschend, tritt das Schrichwort einer einfältigen in inneren Wegen auch bewanderten Seele vor unsre Erinnerung: Taugt es nicht in den Topf, so taugt es doch darunter. Das heist, taugt es nicht, zur Speise bereitet zu werden, so taugt es das Feuer zu nähren, welches die Speise kochet. —

Fenelon wollte die Lehre der uneigennützigen Liebe gegen einen sehr heftigen Gegner mit Sanftmuth vertheidigen; Gott aber wollte, daß der uneigentliche unbestimmte Ausdruck der heiligen Lehre verdammt wurde, und daß er die uneigennützige Liebe nicht vertheidige im ungeschickten Wort, sondern durch ein glänzendes Beispiel der demüthigsten Unterwerfung unter das Oberhaupt der Kirche; eine That, welche mehr uneigennützige Liebe Gottes enthält, als alle theologische Spitzfindigkeit. Seine Schrift, die Maximen der Heiligen genannt, ward verdammt, seine Erklärungen dieser Schrift aber nie.

Bossuet, mit heiligem Eifer für Reinheit der Lehre entbrannt, scheute es nicht, gegen einen herrlichen, ihm geliebten Freund zu streiten, und seiner berufenen Anstrengung ward der Sieg. Auch er wollte das Rechte und gelangte zu seinem Ziel. Das Recht ward gesprochen durch seine Veranlassung. Aber auch er ward dahin geführt, durch seine Persönlichkeit in diesem Streite noch etwas anderes zu thun, was er eigentlich wohl nicht wollte; nämlich er sollte ein Beispiel geben, wie selbst der ehrwürdigste Mann mit Wissenschaft, Talenten und Glaubenskraft in priesterlicher Haltung allgemein gewürdigt, im Streite für Glaubenssachen nicht genug wachen kann, im Eifer

für die Religion der Liebe nie die Schranken der chriſtlichen Sanftmuth zu überſchreiten. Wir glauben kaum, daß, ſollte er dieſe Schranke hie und da überſchritten haben, dieſes im Mindeſten zu ſeinem Siege etwas beigetragen habe; aber auch dieſen Mangel, war er wirklich in ſeinem eignen Verfahren, oder wurde er nur durch unedlere Theilnehmer davon übereilt, wußte die Abſicht Gottes wohlthätig zu machen, denn er warf dadurch ein verſöhnendes Licht auf das Unterliegen Fenelons, und gab aller und auch unſrer unter den Fahnen des Glaubenseifers kämpfenden Zeit ein warnendes Beiſpiel, ein Beiſpiel, durch welches Boſſuets Ruhm dennoch, wenn gleich menſchlicher erſcheinend, nicht weniger unſterblich ward!

Einige Notizen über den Verfaſſer dieſer Schrift.

Andreas Michael von Ramſay, ſchottiſcher Baronnet und Ritter des franzöſiſchen St. Lazarus-Ordens, Doctor bei der Univerſität Orford, wurde 1686 zu Daire in Schottland aus einer altadlichen Familie geboren. Mit glücklichen Anlagen und entſprechendem Erfolge widmete er ſich früh den ſchönen und ernſten Wiſſenſchaften. Sein reger Geiſt forſchte überall nach Wahrheit, allein in der wichtigſten Angelegenheit des Menſchen, in der Religion, ſuchte er ſie lange vergebens. Sein ſcharfer, mathematiſch ausgebildeter Verſtand konnte ſich nämlich, wie er ſelbſt erzählt, mit den Inconſequenzen und Widerſprüchen, die ihm in der Unterſuchung der mannichfaltigen Glaubensparteyen und Religionsſyſteme ſeines Vaterlandes begegneten, nicht befreunden, und dadurch ward ihm das Chriſtenthum überhaupt — (das er auch wohl mehr aus der Polemik als aus der Quelle kannte, und alſo verkannte) verleidet. So kam er im Jahre 1710 nach Cambray, und lernte hier den Erzbiſchof Fenelon kennen. Fenelon, der ſein edles Herz und ſeine ſchönen Geiſtesgaben bald bemerkte, nahm ſich ſeiner mit väterlicher Liebe an und ihn ſogar in ſein Haus auf. Die Weiſe, wie er ihn vom Unglauben zum Glauben

an das Christenthum und dann zum katholischen Glauben heruberführte, ist in dieser Schrift so interessant als lehrreich dargestellt.

Nachdem Ramsay durch mehrere gelungene Schriften rühmlich bekannt geworden, ward er 1724 von Jakob III., König von England, der sich damals in Rom aufhielt, dorthin berufen, um die Erziehung seiner beiden Söhne zu übernehmen. Die Intriguen aber, die an diesem kleinen Hofe so wenig als an großen fehlten, bewogen ihn bald, seine Stelle aufzugeben und nach Frankreich zurückzukehren. 1730 machte er eine Reise nach England, wo man ihn, als Fenelons Zögling und Freund, mit Auszeichnung aufnahm. Fenelons Name kam ihm hier auch noch bei einer besondern Gelegenheit schützend und fördernd zu statten. Er hatte sich nämlich, obwohl Katholik, um das Doctorat an der Universität Oxford beworben, und schon war vom Hofe aus sein Gesuch bewilligt und der Befehl ausgefertigt worden, ihn als Ehrenmitglied aufzunehmen. Allein am Tage der Aufnahme bildeten mehrere Mitglieder der Universität eine Opposition und machten seine Eigenschaften, als Katholik und gewesenen Erziehers der Söhne des Prätendenten, gegen ihn geltend. Da nahm der Doctor King, Vorstand des St. Marien-Collegiums zu Oxford, das Wort und, nachdem er die Reinheit der politischen und moralischen Grundsätze Ramsays aus seinen Schriften und seinem Leben dargethan, rief er aus: »Was mehr als Alles gilt, es ist der Zögling des großen Fenelons, den ich Ihnen vorstelle; quod instar omnium est, Fenelonii magni archi-præsulis Cameracensis alumnum præsento vobis!« — Bei diesen Worten verstummten fast alle Einwendungen, und Ram-

ſay ward mit groſſer Stimmenmehrheit zum Mitglied aufgenommen.

Er ging dann nach Frankreich zurück, wo ihm die Erziehung des Herzogs von Chateau-Thierry und in der Folge des Prinzen von Türenne anvertraut ward, die er mit glücklichem Erfolge beſorgte. Er ſtarb zu St. Germain-en-Laye am 6. Mai 1743, in ſeinem 57. Jahre. Er war ein ſehr achtungswürdiger Mann, doch ſoll ihm hie und da ein Anſtrich von pedantiſcher Steifheit und Neigung, Gelehrſamkeit und Geiſt zur Schau zu ſtellen, in der Geſellſchaft geſchadet haben. Wir begegnen etwas ſolchem in der folgenden Schrift nirgends.

Ramſay hat mehrere ſchätzbare Werke geſchrieben, nämlich:

1) Histoire de la Vie de Mr. de Fénélon, Arch. d. Cambray. 1723; wovon hier die Ueberſetzung.

2) Essai sur le gouvernement civil. 12.

3) Psychomètre, ou reflexions sur les différens caractères de l'esprit.

4) Les voyages de Cyrus. 1730, mit einer lichtvollen Abhandlung über die heidniſche Mythologie, in's Deutſche überſetzt von Claudius.

Die Kritik wirft dieſem Werke Ramſays, während ſie ſeinen edlen Styl anerkennt, Ueberladung von Gelehrſamkeit und Reflexionen vor, und ſagt, er habe Boſſuet, Fenelon und andre benutzt, ohne ihrer zu erwähnen.

5) Plan d'Education, par l'auteur des voyages de Cyrus, in engliſcher Sprache.

6) Mehrere kleine poetiſche Arbeiten, in engliſcher Sprache.

7) Histoire du Maréchal de Turenne. Paris 1735 2 Bände 4°.

Ein Werk, in welchem Ordnung, Beſtimmtheit und Geſchmack herrſchen. Es bietet richtig gezeichnete Charakterſchilderungen und ſinnreiche Parallelen dar. Doch erſcheinen die Reflexionen oft etwas affectirt und nicht immer geſchickt eingemengt.

8) Discours sur le poëme épique, dem Telemach als kritiſche Einleitung vorgedruckt.

Vorrede des Verfassers.

Da mir das Glück zu Theil geworden, von dem Herrn von Fenelon, Erzbischof und Herzog von Cambray, während der letzteren Jahre seines Lebens, einer besondern Freundschaft gewürdigt zu werden, so glaube ich, seinem Andenken sowohl als dem Nutzen des Publikums, die Abfassung seiner Lebensgeschichte schuldig zu seyn. Meine Absicht dabei ist, daß der Leser den herrlichen Mann aus seinen Thaten, seinen Gesinnungen und seinen Schriften kennen lerne. Ich werde darum in diese Geschichte nur solche Thatsachen aufnehmen, welche die Theilnahme eines jeden Freundes der Wahrheit und Tugend anzuregen würdig und zu belohnen fähig sind.

Damit die Erzählung kurz, einfach und fließend bleibe, will ich minder wichtige Dinge nur leicht berühren, und lange Betrachtungen, allgemeine Lobsprüche und unnöthigen Schmuck völlig zu vermeiden suchen; dagegen aber mehrere Originalbriefe einrücken, damit Fenelon selbst den Leser anrede und sich schildere.

EXEMPLUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Fenelons Lebensgeſchichte.

Franz von Salignac de la Motte Fenelon, Erzbiſchof und Herzog von Cambray, deſſen Leben ich zu erzählen beginne, war aus einer ſehr alten Familie entſproſſen, die ſich durch ihre Verbindungen ſowohl als durch die Würden, die ſie in Kirche und Staat bekleidet hatte, ſeit langer Zeit auszeichnete. Jedoch iſt alles dies nur ein ſchwacher Glanz für ihn.

Er war den 6. Auguſt 1651 auf dem Schloſſe Fenelon im Perigord geboren von Pons de Salignac Marquis von Fenelon, und Luiſe de la Cropte, der Schweſter des Marquis von St. Abre. Bis zum 12ten Jahre ward er im väterlichen Hauſe erzogen; und dieſe häusliche Erziehung in einer abgelegenen Provinz bewahrte ihn vor dem Verderben des Herzens und der Sitten, welches den jungen Adel am Hofe nur zu oft innerlich ergreift, während er ſich äußerlich ſeiner Sitte und Lebensart befleißt.

Schon in der früheſten Kindheit gab der Knabe auffallende Beweiſe eines edlen Gemüthes und ſehr lebhaften Verſtandes.

Seine Studien zu beginnen, ſchickte man ihn auf die nahe Univerſität Cahors. Sie zu beendigen, ging er ſpäter nach Paris und lebte dort unter den Augen

seines Oheims, des Marquis von Fenelon, Generallieutenants der königlichen Armeen, eines Mannes, der sich durch Verstand und Bildung, durch musterhafte Frömmigkeit und durch bewährte Tapferkeit so sehr auszeichnete, daß der Prinz Conde von ihm zu sagen pflegte, »er sey gleich tüchtig im Umgange, im Kriege und im Kabinette.« *)

---

*) Dieser Mann ist noch auf eine musterhafte Weise merkwürdig geworden, durch den Verein zur Abschaffung des Duells, an dessen Spitze er trat. Dieser barbarische Mißbrauch, das Geistigste am Menschen mit der Faust zu verwahren, die Ehre durch den Mord zu retten, war nämlich seit des strengen Richelieu's Tod in Frankreich wieder gewaltig eingerissen. Der fromme und eifrige Olier, Pfarrer zu St. Sülpice, versuchte es, mit der Wurzel des Uebels, dem Ehrgefühle, das Uebel selbst zu heilen, nämlich einen Verein der tapfersten und angesehensten Edelleute zu bilden, welche sich schriftlich und eidlich verpflichteten, nie eine Ausforderung zum Zweikampfe zu geben, anzunehmen, oder als Sekundanten dabei zu erscheinen. Zum Haupte dieses Vereins ersah er den Marquis v. Fenelon, als einen Mann, der am Hofe, in der Stadt und bei der Armee den begründetsten Ruhm ächter Tapferkeit genoß. Dieser ging in den Plan ein, und es wurden nur solche Mitglieder aufgenommen, die sich im Felde durch eine glänzende That ausgezeichnet hatten. Am Pfingstfeste des Jahres 1651 versammelten sich diese ehrwürdigen Helden in der Kapelle von St. Sülpice und legten vor einer großen Anzahl der angesehensten Zuschauer, nachstehende feierliche Erklärung in die Hände des Pfarrers Olier nieder:

Unter einem solchen Oheime, der ihn in sein Haus aufgenommen hatte und wie seinen Sohn behandelte, mußten sich des Neffen Talente schnell und allseitig entwickeln. Bald war der Abbe Fenelon in Paris bekannt, und schon im neunzehnten Jahre predigte er mit allgemeinem Beifalle. Aber der Oheim, besorgend, es möchte bei einem so frühen Eintritte in die Welt, des jungen

---

»Wir Unterzeichnete erklären und protestiren durch »diese Schrift auf das feierlichste, daß wir keine Art »von Aufforderung annehmen, uns niemals, sey es »wegen welcher Sache es wolle, in einen Zweikampf »einlassen und stets auf jede Weise unsern Abscheu ge»gen denselben kund machen werden, als gegen eine Hand»lung, die der Vernunft, dem Wohle und den Gesetzen »des Staates, der christlichen Religion und dem ewigen »Seelenheile widerstreitet. Jedoch wollen wir hierdurch »keineswegs auf das Recht verzichten, alle Kränkung »und Unbild, die uns etwa angethan würde, auf ge»setzlichem Wege zurückzuweisen, in so fern Stand und »Geburt uns dazu verpflichten. Auch wollen wir stets »bereit seyn, von unsrer Seite allen Anlaß zu Feind»seligkeiten, den man an uns nehmen könnte, gut»willig aufzuhellen; und es sorgfältig zu vermeiden su»chen, je einen solchen Anlaß zu geben.—« Diese Urkunde ward von dem Marschalls-Tribunale förmlich legalisirt. — Der große Conde, damals noch voll von eitler Ehrbegierde, ward durch diesen Schritt des M. v. Fenelon anfangs so sehr befremdet, daß er ihm sagte: »Ich muß von Ihrer Tapferkeit so sehr überzeugt seyn, »als ich es wirklich bin, um nicht zu erschrecken, da »ich Sie zuerst dieses Eid brechen sehe.« Seine Befrem-

Mannes Tugend an den Klippen der Eitelkeit scheitern, bewog ihn zu dem Entschlusse, die Zurückgezogenheit des Erlösers mehrere Jahre hindurch nachzuahmen.

Fenelon begab sich nun unter die Leitung des Hrn. Tronson, Vorstehers von St. Sülpice *), und begann hier mit neuem Eifer seinen Geist durch Studien zu bilden, sein Herz mit den Tugenden seines Standes zu schmücken.

---

dung ging aber bald in Bewunderung über. Auch der h. Vincenz v. Paula war über diesen ehrwürdigen Verein so sehr erfreuet, daß er deshalb einen Brief an den Pabst schrieb und ihn um die kirchliche Bestätigung bat. — Auf den Geist des jungen Ludwigs XIV. machte dieser Vorgang einen so tiefen Eindruck, daß ihn nachher, während seiner langen Regierung, keine Rücksicht auf Geburt oder Verdienst jemals zu Milderungen in Sachen des Duells hat erweichen können.

A. d. Uebersetzers.

*) Das Institut von St. Sulpice war eine freie, nicht durch Gelübde, sondern durch gleichen Sinn und gleiches Streben verbundene, von Staat und Kirche gutgeheißene geistliche Congregation, welche die Bildung junger Priester zum Zwecke hatte. Sie verdankte ihr Entstehen dem Eifer desselben Hr. Olier, Pfarrers zu St. Sülpice, den wir schon in der vorigen Note durch ein anderes ehrwürdiges Unternehmen kennen lernten, und der Freigebigkeit edler Wohlthäter, die derselbe durch seinen Plan gewonnen hatte. Durch den apostolischen Sinn, die Frömmigkeit, den Eifer und die Uneigennützigkeit ihrer Zöglinge und durch deren besondere Tüchtigkeit für die Seelsorge gewann die Anstalt in

Im vier und zwanzigſten Jahre empfing er die h. Weihen und übte nun mit erbauender Frömmigkeit die heiligen Functionen des Prieſterthums aus. Er unterzog ſich den beſchwerlichſten Verrichtungen der pfarrlichen Seelſorge und hielt nichts unter ſeiner Würde in einem Amte, wo alles ſo hoch über dem Menſchen iſt.

Ungefähr in ſeinem ſieben und zwanzigſten Jahre ward er vom Erzbiſchofe von Paris zum Vorſteher der Anſtalt für die zur Kirche zurückgekehrten Mädchen *) erwählt.

---

kurzer Zeit das allgemeine Zutrauen ſo ſehr, daß das Stammhaus in Paris die häufigen Anforderungen der eifrigen Biſchöfe, die ſolche Männer in ihrem Sprengel anzuſtellen wünſchten, nicht mehr allein befriedigen konnte und die Vorſteher ſich genöthiget ſahen, in verſchiedenen Provinzen Töchteranſtalten zu errichten, die dann gewöhnlich mit den Klerikal-Seminarien des Ortes verbunden wurden und recht ſegenvoll wirkten. Eine ſolche Vereinigung ſeines Seminars mit St. Sulpice war Fenelons letzter Wunſch, den er noch auf ſeinem Todesbette dem Könige ausdrücken ließ. Kein größeres Lob kann dieſer Anſtalt geſprochen werden, als das Urtheil, welches der ſterbende Biſchof bei dieſer Gelegenheit von ihr fällte: »Ich kenne, ſagte er, nichts ſo Apoſtoliſches, ſo Ehrwürdiges als St. Sülpice.« Das Inſtitut hat bis zur Revolution fortbeſtanden und ſeinen Ruhm nie verloren; auch hat es ſich ſeiner urſprünglich praktiſchen Tendenz getreu, von aller Theilnahme an den Schulſtreitigkeiten, welche die gallikaniſche Kirche ſo lange bewegten, rein zu erhalten gewußt. A. d. U.

*) Die Anſtalt der Neubekehrten, des nouvelles Catholiques.

Seine Bemühungen in diesem Fache und der Erfolg, der sie krönte, machten seine große Gabe zu überzeugen und die Irrenden zurecht zu führen, bald bemerkbar. Der König, davon unterrichtet, ernannte ihn im Jahre 1686 zum Vorstande einer Mission an den Küsten von Saintonge und in der Landschaft Aunis, um die dortigen Protestanten zur katholischen Kirche zurückzuführen.

Man hatte Ludwig XIV. gerathen, sich der Waffen zu bedienen, um die Verschiedenheit der Religion in seinem Reiche zu verhindern. Fenelon, der diese Maxime verabscheute, übernahm die Mission nur unter der Bedingung, daß alle Waffengewalt davon fern bleiben sollte. Die Milde, womit man den Protestanten dieser Kantone begegnete, während ihre Nachbarn die härteste Behandlung erfahren mußten, bewog sie, den Unterricht des Missionärs mit Aufmerksamkeit und mit Frucht anzuhören. Zwar wurden auf diesem Wege nicht so häufige und so plötzliche Uebertritte, wie auf dem der Gewalt, bewirkt, aber die bewirkten waren dafür auch desto gründlicher und aufrichtiger.

---

in der St. Annenstraße, war eine Communität mehrerer fromm-eifrigen Frauens-Personen, die, ohne sich durch Gelübde zu binden, zu dem Zwecke sich vereinigt hatten, junge, zur katholischen Religion zurückgekehrte Mädchen in derselben und in den guten Sitten zu befestigen, und solche, die sich zur Wiedervereinigung geneigt zeigten, vorzubereiten. Als der große Türenne selbst katholisch geworden, nahm er diese Anstalt in besondere Protection, empfahl sie dem Könige, schenkte ihr sein Haus in Paris und brachte sie recht in Flor. Sie hat sich später auch in die Provinzen ausgedehnt.

A. d. U.

Als diese Missionen beendigt waren, kam Fenelon nach Paris zurück und stellte sich dem Könige vor; — dann aber sah er auch in zwei Jahren den Hof nicht wieder, sondern kehrte zu seinen Verrichtungen als Vorstand der Neubekehrten zurück. Zwar befähigten ihn schon damals seine Talente, die gegen seinen Willen hervorleuchteten, zu den höchsten Stellen; allein seiner Unthätigkeit, sich um dieselben und um die Gunst derjenigen, welche auf die Vergebung der Pfründen Einfluß hatten, zu bewerben, ist es zuzuschreiben, daß, als er zum Bisthum Poitiers ernannt worden, sein Name von der Liste wieder ausgestrichen ward, ehe noch das Publikum die Ernennung erfahren hatte. *)

Indeß breitete sein Ruf sich immer mehr aus. In seinen Predigten, **) in seinen Unterweisungen in der Anstalt der Neubekehrten, offenbarte sich immer mehr jene Beredsamkeit, jene Klarheit und Salbung, die in allen seinen Schriften herrschen. Um diese Zeit verfaßte er sein Buch über das Hirtenamt, eins seiner vorzüglichsten Werke. Er stellt darin über die kirchliche Gewalt die-

---

*) Man schrieb diese Zurücksetzung allgemein dem Einflusse des Erzbischofs Harlay zu, der damals die volle Gunst des Hofes besaß und der durch die fromme Zurückhaltung, womit der junge Abbe Fenelon sich weltliches Haus zu meiden schien und durch das Vertrauen, womit er sich damals an Bossuet, Harlays Rivalen anschloß, wohl heimlich gekränkt und gegen ihn eingenommen seyn mochte, so daß er ihm einmal mit Unwillen sagte: »Nun, Sie wollen vergessen seyn! — wohlan, Sie sollen vergessen werden!« A. d. U.

**) Es ist nach seinem Tode eine Sammlung davon herausgegeben worden. A. d. V.

ſelben Grundſätze auf, welche er ſeitdem immer behauptet hat.

Auch war es während dieſer ſeiner Verſtandſchaft, daß er mit Boſſuet, dem Biſchofe von Meaux, bekannt ward. Niemand war ſo geeignet, dem Abbe Fenelon für die Führung ſeines damaligen Amtes die nützlichſten Rathſchläge zu geben, wie dieſer Mann, der bereits durch ſeine Schriften gegen die Proteſtanten, die das Lehrgebäude derſelben ſo ſehr erſchüttert hatten, allgemein berühmt geworden war. Man findet in dieſen Schriften eine ausgebreitete Gelehrſamkeit, die tiefſinnigſten Unterſuchungen und dabei eine große Klarheit und lebendige Beredſamkeit; beſonders zeigt der Verfaſſer eine ungewöhnliche Kenntniß der Geſchichte.

Fenelon ſtand lange Zeit mit dieſem berühmten Manne in innigem Verkehr, er begegnete ihm mit aller Gelehrigkeit und Beſcheidenheit, die dem Alter, der Würde und den Talenten Boſſuets gebührte, und dieſer liebte ihn und theilte ihm von ſeinen Kenntniſſen und Einſichten mit.

Durch ſeinen Oheim, den Marquis, war Fenelon mit den ausgezeichnetſten Perſonen des Hofes bekannt geworden, und unter andern mit dem Herzoge von Beauvilliers. Dieſer war es, der ihn aufforderte, ſein Buch über die Erziehung der Töchter zu verfaſſen. Man ſieht aus dieſer Schrift, wie genau ihr Verfaſſer ſchon damals das menſchliche Herz kannte und welches ſeltene Talent für die Bildung der Jugend er beſaß. Der Herzog machte den König auf das Verdienſt des Abbe Fenelon aufmerkſam und dieſer ernannte ihn, ohne irgend ein Geſuch von ſeiner Seite, zum Lehrer des jungen Herzogs von Burgund, ſeines Enkels. Jedermann freute ſich über dieſe Wahl und beſonders Boſſuet, welcher darüber folgenden Brief an Frau von Fenelon, die Tochter des oftgenannten Marquis von Fenelon, ſchrieb:

»Germigny, den 9ten August 1689.

»Gestern, Madame, war ich, (wegen der neuen Er»nennung) nur mit dem Glücke des Staates und der »Kirche beschäftigt. Heute finde ich Muße, mit mehr Auf»merksamkeit auch über Ihre Freude nachzudenken. Auch »ich nehme daran den innigsten Antheil. Besonders ist mir »dabei Ihr Herr Vater, mein so vertrauter, herzlicher »Freund, gegenwärtig geworden. Ich stelle mir vor, was »er nun empfinden müßte, wenn er die Tugend, die sich »so sorgsam zu verbergen suchte, an's helle Licht gezogen »sähe. — Wir werden also den Abbe Fenelon nicht verlie»ren; — Sie werden ihn genießen können, und auch ich — »obwohl ein Landbewohner — werde zuweilen meinem »Sitze entschlüpfen, um ihn zu umarmen.*) Genehmigen »Sie die Versicherung meiner Freude und der Verehrung, »womit ich bin ꝛc. ꝛc.«

Im September 1689 trat Fenelon, in seinem acht und dreißigsten Jahre, bei dem Prinzen ein. Es waren für diese Erziehung mehrere Männer von ausgezeichnetem Verdienste gewählt worden.

Herzog von Beauvilliers, der Gouverneur der Prinzen, verbarg unter einer großen Sitteneinfalt die seltensten Tugenden. Dem Prunke abhold, von der Ehrsucht geheilt, von der Habsucht nicht gefesselt, war er anspruchslos, ruhig, uneigennützig, freigebig, sanft, wahrhaft, höflich, gemessen in Allem, und dadurch vollkommen geeignet, Andere zu leiten. Als Staatsminister, war Gerechtigkeit die Basis seiner Politik; sie war eigentlich seine Haupttugend; ihr opferte er seine Neigungen, seine persönlichen Verbindungen, ja selbst das Interesse seiner Familie auf.

*) Den vorletzten Satz dieses Briefes hat Ramsay ausgelassen, er findet sich aber bei Vaussel, 1. Theil. S. 134

Alle dieſe großen Eigenſchaften erhöhte und vollendete eine innige Frömmigkeit, die ihn Alles auf Gott beziehen lehrte. Und dieſe Gottſeligkeit war denn auch für ihn eine reiche Quelle des Lichtes, deſſen er in ſeiner Stellung bedurfte; denn, indem ſie ſein Herz von Leidenſchaften reinigte und vor zerſtreuenden Ergötzungen bewahrte, befähigte ſie ſeinen Geiſt immermehr, in Allem das Wahre und Gute zu ſuchen und zu entdecken.

Abbe Langeron, der Vorleſer, war von jeher ein vertrauter Freund und gewiſſermaßen ein Zögling Fenelons geweſen. Er hatte ſich ſowohl in den ernſten Wiſſenſchaften, die die Urtheilskraft ſchärfen, als in den ſchönen, die den Geiſt bilden und ſchmücken, umgeſehen, und war überall bewandert. Er war von Natur munter und liebenswürdig und hatte ein reines, lebendiges Gefühl für alles Schöne und Edle. Nie hat es einen treueren Freund gegeben. Als Fenelons Ungnade auch ihm ein gleiches Loos zuzog, war er fühllos gegen ſein eignes Mißgeſchick und nur empfänglich für die Freude, ſeinem Freunde in's Exil folgen und den Ueberreſt ſeiner Tage bei ihm verleben zu können. Solche Männer waren Fenelons Freunde.

Pater de Valois, ein Jeſuit, den Fenelon zum Beichtvater des Prinzen vorgeſchlagen hatte, war ein wahrer Religios, der in Mitte des Hofes alle Tugenden ſeines Standes zu erhalten wußte.

Abbe Fleury, der Unterlehrer, iſt zu berühmt durch ſeine Werke, als daß er fernerer Lobes bedürfte. Auch von den übrigen Männern, die an dieſer Erziehung Theil hatten, rede ich nicht; ihr Verdienſt iſt bekannt genug, und ich möchte, da ſie noch leben, ihre Beſcheidenheit nicht gern verletzen.

Niemals iſt wohl eine Erziehung nach einem ſo harmoniſchen Plane geführet worden, wie die des Herzogs

von Burgund. Alle, die ihn umgaben, waren einverstanden, ihm niemals zu schmeicheln, ihn niemals in Schutz zu nehmen, wenn man von irgend einer Seite unzufrieden mit ihm war. Ueberall gleiche Grundsätze, gleiche Reden, gleiches Benehmen. Er fand keinen andern Schutz, als in dem Gehorsam und in der Erfüllung seiner Pflichten.

Dieser Prinz vereinigte mit grossen Talenten grosse Fehler. In seiner ersten Jugend war er äusserst jähzornig, heftig, hochmüthig und launisch. Und doch hat man später dieses selbe unartige Kind als den sanftesten, mitleidigsten, gefühlvollsten Prinzen gekannt, der an allen Leiden der Menschheit den innigsten Antheil nahm, der sich selbst Alles gern versagte um Nothleidende zu unterstützen, der sich zu der höchsten Würde nur darum bestimmt glaubte, damit er der Mann des Volkes würde, der Alle gut und glücklich mache.

Die Methode, deren man sich bediente, um den Geist und das Herz des Prinzen zu bilden, mag mit Recht musterhaft genannt werden.

Um seinen Geist zu bilden, trieb man ihn nicht nach trockner Regel und Vorschrift zum Studium an, sondern man liess ihn darin die Befriedigung einer Neugier finden, die man in ihm angeregt hatte. Dadurch verwandelten sich seine Erholungen in Studien und die ernstesten Studien wurden Erholungen. Gespräche und Unterhaltungen wurden, ohne dass er es merkte, so geleitet, dass sie zur Lesung einer Geschichte, zur Untersuchung einer geographischen Carte, oder zu sonstigen Erörterungen über Dinge seines jugendlichen Bereiches Anlass gaben. Seine Aufgaben enthielten immer wichtige Belehrungen: bald war es eine Geschichte, bald ein Dialog, worin ihm die Hauptbegebenheiten alter und neuer Zeit nahegebracht, die Charaktere der grossen Men-

ner aller Jahrhunderte vor Augen gestellt, und ihm zugleich Sinn und Liebe für das Große und Gute eingeflößt wurden. Die Gespräche der Todten, der Telemach wurden in dieser Absicht verfaßt.

Um sein Herz zu veredlen, mußten seine angebornen Fehler ausgerottet und die Liebe der Tugend in ihm geweckt werden. Um seine Launen, seine Heftigkeit, seinen Stolz niederzudrücken, begegnete man ihm auf verschiedene Weise, bald mit dem Ausdruck der Betrübniß, der sich auf allen Gesichtern zeigte; bald mit feiner jedoch schonender Satyre, wodurch man seine Thorheiten lächerlich machte; bald wieder mit Fabeln und Märchen, worin man ihm seine Fehler vor Augen stellte.

Die bei gewöhnlicher Erziehung üblichen Strafen wurden hier niemals angewendet. Die Vertagung eines Vergnügens, eines Spazierganges, eines Studiums sogar, wozu man in ihm die Lust geweckt hatte, waren die einzigen Strafen, deren man sich bediente. Indem man so seinen starren Willen brach, und seine Neigungen zähmte, gab man ihm jene Fügsamkeit, jene Ruhe und Stärke des Geistes, die ihn gelehrig machte, guten Rath anzuhören und ausdauernd, ihn zu befolgen.

Gerieth er in Zorn und Heftigkeit, so war seine sämmtliche Umgebung angewiesen, ihn mit kaltem Stillschweigen zu bedienen. So überließ man ihn ohne Bedauern seinem eigenen Unmuthe, bis er, müde, mit niemand reden zu können, seinen Fehler erkannte und um Verzeihung bat. *)

*) Folgender Zug von Fenelons Erziehungs-Weisheit, der uns sein würdevolles und gehaltenes Betragen in einem sehr delikaten Falle darstellt, möge allen Erziehern der Großen, denen ähnliche Begegnisse wohl selten fremd bleiben werden, ein lehrreiches Beispiel geben. Er ist

Ein aufrichtiges Bekenntniß war ſtets die einzige Bedingung der Vergebung, und um ihn an dieſe Offenherzigkeit zu gewöhnen, bekannten auch ſeine Erzieher freimüthig die Fehler, die ſie vor ihm konnten begangen haben, und benutzten ſo ihre eigenen Unvollkommenheiten zur Belehrung und Beſſerung ihres Zöglings.

Die Liebe der Tugend flößte man ihm nicht durch trockne Vorſchriften, durch allgemeine Sittenſprüche, oder

---

aus Vauſſets großer Biographie Fenelons, 1. B. S. 169, entnommen:

Fenelon ſah ſich einmal genöthigt, dem Prinzen wegen eines gröberen Fehlers, einen ernſten und nachdrücklichen Verweis zu geben. Dieſer war dreiſt genug, ihm auffahrend zu antworten: »Nicht ſo, mein Herr! ich »weiß wer ich bin, und wer Sie ſind.« Fenelon ſchwieg, nahm eine traurige Miene an, die ſeinen Kummer ausdrückte, und ſprach den ganzen Tag kein Wort. Den andern Morgen, als der Prinz kaum erwacht war, trat F. zu ihm hinein, und redete ihn mit kaltem, ehrerbietigem Ernſte alſo an: »Ich weiß nicht ob Sie ſich noch »erinnern, daß Sie mir geſtern ſagten, Sie wüßten, »wer Sie ſind, und wer ich bin. Es iſt meine Pflicht, »Ihnen zu ſagen, daß Sie weder das eine noch das andere wiſſen. Sie bilden ſich alſo ein, mehr zu ſeyn als »ich; das mag Ihnen ein Bedienter geſagt haben; ich »aber ſcheue mich nicht Ihnen zu ſagen, da Sie mich »dazu zwingen, daß ich mehr bin als Sie. Sie »begreifen wohl, daß hier nicht von der Geburt die Rede »iſt. Aber würden Sie nicht denjenigen für einen Thoren halten, der es ſich als ein Verdienſt anrechnete, daß »der Himmel ſeinen Acker mehr als den ſeines Nachbars

durch ſtudierte Anreden ein; ſondern durch einen Blick, ein Wort, einen Wink, eine einfache Aeuſerung zu rechter Zeit, belehrte man ihn jeden Augenblick, ohne daß er es merkte, ohne daß es ihm überdrüßig ward. An der Tafel, beim Spiele, auf den Spatziergängen, in den Unterhaltungen wußte man Alles zu ſeiner Belehrung zu lenken, und durch ſeine Deutungen, durch gewandte, ſinnreiche Beziehungen ihn überall auf edle Geſinnungen, auf königliche Tugenden hinzuweiſen. Mit dieſer Erkenntniß und Liebe der Wahrheit paarte man zugleich die groſe Wiſſenſchaft des Schweigens. Um den Prinzen bei guter Zeit daran zu gewöhnen, ſchenkte man ihm, mit der gehörigen Vorſicht, ſogar in den wichtigſten Dingen ein Vertrauen, welches ſonſt wohl nur einem viel reiferen Alter gebührte.

»befruchtet hätte? Sie wären nicht weiſer als er, wenn »Sie eitel wären auf Ihre Geburt, die Ihre perſönli»chen Verdienſte um nichts vermehrt. Sie können nicht »zweifeln, daß ich an Einſichten und Kenntniſſen über »Sie bin; Sie wiſſen nichts, als was ich Sie gelehrt »habe; und dies iſt wenig gegen das, was ich Sie noch »zu lehren hätte. Was die Autorität betrift, ſo haben »Sie gar keine über mich, aber ich hingegen habe eine »völlige über Sie. Der König und Ihr Herr Vater ha»ben Ihnen dies oft genug geſagt. Sie glauben vielleicht, »daß ich mich glücklich ſchätze, das Amt zu bekleiden, »welches ich bei Ihnen verſehe. Sie irren ſehr; ich habe »es nur übernommen, um dem Könige zu gehorchen und »Ihrem Herrn Vater gefällig zu werden, mit nichten »aber um des mühſamen Vorzuges willen, Ihr Lehrer »zu ſeyn, und damit Sie hieran nicht zweifeln, werde »ich Sie ſogleich zu Sr. Maj. dem Könige führen, um

Was ich bisher erzählte, ist nicht meine Erfindung, es sind Thatsachen, die ich aus Fenelons eigenem Munde vernahm.

So reichten sich der Herz. v. Beauvilliers, der Abbe Fenelon und die übrigen Personen, die unter ihnen standen, gemeinschaftlich die Hände zu dem grossen Werke, in ihrem durchlauchtigen Zöglinge einen Vater des Volkes zu erziehen. *)

»ihn zu bitten, daß er Ihnen einen andern Lehrer ernenne; und ich wünsche nur, daß dessen Bemühungen »glücklicher seyn mögen als die meinigen.«

Diese Erklärung erschütterte den Prinzen. Thränen und Seufzer, Furcht und Scham ließen ihn kaum seine Reue, das Versprechen sich zu bessern, und die Bitte, nicht zum Könige geführt zu werden, aussprechen. Fenelon wollte sogleich nichts versprechen; er ließ ihn einen ganzen Tag in der Ungewißheit, und erst als er sah, daß Reue und Furcht ihn recht mürbe gemacht hatten, und daß es ihm mit seiner Besserung Ernst sey, schien er seinen wiederholten flehentlichen Bitten und der Fürsprache der Frau v. Maintenon, die man, um der Sache mehr Ansehn und Gewicht zu geben, hineingezogen hatte, nachzugeben. Jedoch blieb dies für den Prinzen eine unvergeßliche Lection. A. d. U.

*) Einer so richtig angelegten und so treu durchgeführten Erziehung konnte der gesegnetste Erfolg nicht ausbleiben; der Prinz ward ein Muster eines gebildeten und tugendhaften Jünglings. Von seinen Kenntnissen sagte der redliche, einsichtsvolle Fleury, der seinen Mund so wenig als seine Feder jemals mit Schmeichelei besudelte: es würde schwer gewesen seyn, im ganzen Königreiche.

Während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes am Hofe, hat Fenelon stets eine vollkommne Uneigennützigkeit, ein gänzliches Vergessen seiner selbst, bewiesen. Er besaß keine andere Pfründe als ein mittelmäßiges Priorat, das der Bischof von Sarlat, sein Oheim, ihm resignirt hatte. Schon früh hatte er gelernt, sich mit Wenigem zu begnügen, seine Ausgaben zu bemessen, und sich dadurch frei zu erhalten von den Fesseln, welche die Habsucht schmiedet. Und bei dieser Gewohnheit, seine Wünsche zu beschränken, wozu noch

---

»nicht nur einen Edelmann, sondern irgend einen andern »jungen Mann seines Alters aufzufinden, der mehr »Kenntnisse besessen hätte, als der Herzog v. Burgund.« Von des Prinzen Frömmigkeit gibt die scharfsichtige Frau von Maintenon in ihren *Entretiens* folgende Nachricht: »Seit der ersten Kommunion des Herz. v. Bur»gund, haben wir an ihm allmälig alle die Fehler ver»schwinden sehen, die uns in seiner Kindheit so sehr we»gen der Zukunft beunruhigten. Seine Fortschritte in »der Tugend sind von Jahr zu Jahr bemerkbar; selbst »die Ausgelassensten am Hofe, die seine Frömmigkeit »anfangs verspotteten, werden die Bewunderer derselben; — und er fährt noch immer fort, sich Gewalt an»zuthun, um seine Fehler völlig auszurotten. Seine »Frömmigkeit hat ihn so sehr umgewandelt, daß er, der »sonst so Heftige, Auffahrende, nun mild, sanft und »gefällig geworden ist; man sollte sagen, diese Tugen»den seyen ihm angeboren, so natürlich sind sie ihm.«

Schade nur, daß ein früher Tod Frankreich alle die schönen Hoffnungen raubte, die es sich von einem solchen Thronerben zu machen berechtigt war. A. d. U.

eine übernatürliche Liebe zur Armuth Jesu Christi kam, konnte er sechs Jahre lang am Hofe eine ausgezeichnete Gunst genießen, ohne für sich oder für die Seinigen irgend eine Gnade zu erhalten oder zu begehren.*)

*) Fenelon befand sich manchmal, mitten in dem Glanze und Ueberflusse des Hofes, in drückender Geldverlegenheit. Sein Biograph Bausset führt darüber mehrere interessante Briefe von ihm an, wovon ich folgenden hier einrücke. Er beweist, daß F. seinen hohen Gesinnungen überall treu blieb, selbst in den häuslichen Sorgen, worin oft die größten Männer klein erscheinen. Der Brief ist vom 15. Jan. 1693 an seine Base, die Frau von Laval, geschrieben.

»Obwohl ich nie in so dringender Verlegenheit war, »wie gegenwärtig, so erbitte ich es mir doch von Ihnen »und von meiner Schwester, als einen Beweis wahrer »Freundschaft, daß Sie auf die Revenüen von Carenac (so hieß sein Prierat) »alles, was Sie beide bedürfen, »aufnehmen. Meine Kasse ist zwar durch das Stecken »meiner Einkünfte und durch die diesjährige außerordentliche Theuerung, in dem schlechtesten Zustande, und ich »stehe auf dem Punkte, fast alle meine Domestiken zu »entlassen, wenn ich nicht bald Zufluß erhalte. Aber ich »leide nicht, daß Sie von Ihrer Seite etwas für mich »thun. Ich würde Ihnen, was Sie mir etwa vorstrekken wollten, sogleich zurückschicken; ich will lieber leiden. Sorgen Sie jedoch, daß man mir von Carenac »alles vorhandene Geld sende; nur müssen zuvor alle »dringende Almosen davon bestritten seyn; denn lieber »will ich, im buchstäblichen Sinne, trockne Brod essen, »als daß die Armen aus meiner Pfründe Noth leiden »sollten.«

Endlich verlieh ihm der König die Abtey St. Valery und entſchuldigte ſich dabei gleichſam, daß er ihm ſo ſpät und ſo wenig gebe. Als einige Monate darauf das Erzbisthum Cambray erledigt ward, ernannte ihn der König zu dieſer Würde. Fenelon ſträubte ſich Anfangs aus zarter Gewiſſenhaftigkeit, ſie anzunehmen, weil er befürchtete, die Sorge eines Bisthums mit den Geſchäften ſeines Erzieher-Amtes nicht vereinigen zu können. Auf dieſe Bedenklichkeiten antwortete der König: er könne, da die Erziehung des Prinzen nun faſt vollendet wäre, abwechſelnd den Pflichten des Erziehers und des Biſchofes obliegen, während in ſeiner Abweſenheit tüchtige, ihm untergeordnete Männer, das eine oder das andere für ihn verſehen würden. Er fügte ſich endlich dem Willen des Königs, unter der Bedingung, daß er neun Monate in Cambray und drei Monate bei dem Prinzen zubringen dürfe.

Indem er das Erzbisthum Cambray annahm, gab er das Priorat St. Valery auf, ohne es für irgend einen ſeiner Freunde oder Verwandten zu begehren. Der König ſchien darüber befremdet und drang in ihn, es zu behalten; aber er ſtellte dem Könige vor: da die Einkünfte ſeines Erzbisthums für ihn vollkommen hinreichten, ſo glaube er ſich in dem Falle zu befinden, wo die Kirchenſatzungen die Mehrheit der Pfründen verbie-

---

Es iſt, wie geſagt, kaum glaublich, daß dieſer Brief an dem glänzenden Hofe zu Verſailles, wo alles von Reichthum und Fülle ſtrotzte, von einem ſo begünſtigten Manne geſchrieben ward. Auch hätte es F. wohl nur ein Wort über ſeine Verlegenheit gekoſtet, um ſie völlig gehoben zu ſehn. Aber dieſes einzige Wort wäre auch ſeiner zarten Beſcheidenheit ſchwerer geworden, als die genaueſte Einſchränkung und Oekonomie. A. d. U.

ten. Zugleich entledigte er ſich des von ſeinem Oheim erhaltenen Prioratés. Dieſe ſeltene Uneigennützigkeit erwarb ihm allerdings von einer Seite Lobſprüche, aber ſie reizte auch von der anderen diejenigen gegen ihn auf, welche ſich durch ein ſolches Beiſpiel beſchuldigt fühlten.

Die hohe Gunſt welche der neue Erzbiſchof von Cambray genoß, ſchien für die Zukunft noch höhere Beförderungen anzudeuten; allein es zog ſich ein Ungewitter gegen ihn zuſammen, das ihn für immer vom Hofe verſchlug.

Um den Urſprung, den Fortgang und die Vollendung ſeiner Ungnade richtig darzuſtellen, muß ich von Madame Guyon reden, welche dazu den Vorwand gegeben hat; und eine kurze Schilderung ihres Lebens und ihrer Geſinnungen hier einflechten; ſowohl um ſie gegen die Verleumdungen ihrer Feinde zu rechtfertigen, als um die Vorſtellungen zu berichtigen, welche ſich gewiſſe Leute aus einer vor kurzem im Auslande gegen ihr Wiſſen und Wollen gedruckten Geſchichte ihres Lebens, von ihr gemacht haben.

Madame Guyon war (1613) zu Montargis von adlichen Eltern geboren. In ihrem 15. Jahre ward ſie an einen Edelmann dieſer Stadt vermählt, blieb daſelbſt bis zum Tode ihres Mannes, und erhielt ſich ſtets den Ruf einer reinen, makelloſen Tugend.

Von ihrer zarteſten Jugend an, hatte ſie ſich auf eine beſondere Weiſe Gott geweihet durch jene Art von Gottſeligkeit, die für alle Stände paßt, und die der h. Franz v. Sales ſo ſehr empfohlen hat.

Sie ward in ihrem 28. Jahre Wittwe. Als der Biſchof von Genf, Aranton, der ſich gerade in Paris aufhielt, von ihrer Frömmigkeit und ihren ſeltenen Geiſtesgaben gehört hatte, bewog er ſie, in Geſellſchaft einiger Frauensperſonen aus der Anſtalt der Neubekehr-

ten, welche zu Gex eine ähnliche Anstalt errichten wollten, in sein Bisthum zu kommen.

Sie fragte zuvor die einsichtsvollsten und ehrwürdigsten Personen um Rath, und von diesen in ihrem Entschlusse bestärkt, verließ sie im Jahre 1681 Paris, in Begleitung von einigen Neubekehrten und zwei Kammermädchen. In Gex angekommen, ward sie alsbald von dem Bischofe von Genf besucht, welcher den Pater Lacombe, einen Barnabitermönch mitbrachte, den er zum Vorsteher dieser Anstalt bestimmt hatte, einen Mann, der mit ungewöhnlichen Geistesgaben die tiefste Einsicht in die Wissenschaft der Heiligen verband.

Kurz darauf ward M. Guyon von ihren Anverwandten schriftlich angegangen, auf die Garde-noble *) ihrer Kinder, welche mehr als 40,000 Livres jährlicher Renten betrug, zu verzichten, und ihnen alle ihre Güter zu überlassen. Sie that es mit Freuden, und behielt sich nur eine mäßige Pension vor.

Von einer andern Seite flößte man dem Bischofe von Genf den Plan ein, diese Dame zu bewegen, daß sie das wenige ihr noch übrig gebliebene Vermögen der Anstalt der Neubekehrten zuwenden und sich selbst als Vorsteherin an diese Anstalt anschließen möchte. Weil sie aber wahrgenommen hatte, daß die Einrichtungen und Regeln des Hauses ihr nicht zusagten, so bat sie den Bischof, sie mit dieser Zumuthung zu verschonen. Diese Weigerung mißfiel den Neubekehrten, die sie denn auch bald ersuchten, ihr Haus zu verlassen.

Fest entschlossen, nicht wieder nach Paris zurückzukehren, und sich an einem einsamen, abgelegenen Orte

*) So heißt das Recht adelicher Eltern, das Vermögen ihrer minderjährigen Kinder ohne Rechenschaft zu verwalten und mitzugenießen. A. d. U.

aller irdiſchen Dinge zu entſchlagen, begab ſie ſich Anfangs zu den Urſulinerinnen nach Tonnon, und dann zu einer Freundin nach Grenoble, und endlich nach Verceil, wohin ſie der Biſchof des Ortes mehrmals eingeladen hatte. Sie hoffte hier ihre Tage in der Stille zu verleben; allein die dicke, ſchwere Luft dieſer Gegend zog ihr eine Bruſtkrankheit und ein gefährliches Fieber zu, ſo daß die Aerzte erklärten, ſie müſſe, um ihr Leben zu friſten, in ihre heimathliche Luft zurückkehren. Sie verließ daher Verceil, zum großen Bedauern des Biſchofes, und kam 1687, nach ſechsjähriger Abweſenheit, nach Paris zurück.

Während ihrer Einſamkeit und dem Aufenthalte in jenen entlegenen Provinzen hatte ſie in ihren erſten Schriften die zarten, innigen Ergüſſe ihrer Liebe zu Gott auf eine einfache, kunſtloſe, aber lebendige und geiſtvolle Weiſe niedergelegt. Dieſe Manuſcripte gingen in der Stille von Hand zu Hand, wurden abgeſchrieben, vervielfältigt, und ſo, ohne ihr Wiſſen, verbreitet. Einer ihrer Freunde ließ ſogar eines davon zu Grenoble *), und ein anderes zu Lyon **) mit authentiſchen Approbationen drucken. Einige Leute fanden Geſchmack an dieſen Schriften; anderen wurden ſie anſtößig.

Sie war kaum in Paris angekommen, als man aus den Provinzen gegen ihre Lehre zu ſchreiben begann. Es wurden Läſterungen erdichtet, falſche Briefe unterſchoben, — kurz, es kam ſo weit, daß man ſie im Januar 1688 in das Frauen-Kloſter der Heimſuchung, in der Straße St. Antoine, einſperrte. Auch der Pater Lacombe, ihr Seelenführer, ward in dieſe Verfolgung mitverwickelt.

---

*) Moyen court pour faire oraison.

**) Explication du Cantique des Cantiques

Bald gelang es ihr jedoch, die Falschheit und Tücke ihrer Feinde an's Licht zu bringen, und sie durch ihre kräftigen Antworten zu Schanden zu machen. Nachdem sie auf Befehl des Erzbischofes von Paris, Harlay, acht Monate lang streng beobachtet und geprüft worden war, und die boshaftesten Anschuldigungen, die verfänglichsten Verhöre und die schärfeste Untersuchung aller Thatsachen siegreich bestanden hatte, erschien ihre Unschuld in vollem Glanze. Ihre Einfalt, Sanftmuth und Folgsamkeit öffnete der Oberin und allen Nonnen des Klosters die Augen, und sie legten sämmtlich ein einstimmiges, feierliches Zeugniß von ihrer Tugend ab. Frau v. Miramion gab ihre Unschuld der Frau v. Maintenon zu erkennen, die dann bei dem Könige mit Nachdruck für sie sprach, ihre Freilassung erwirkte, und ihr mehrere Jahre hindurch viel Vertrauen und Freundschaft bewies.

Bald nach ihrer Entlassung aus dem Kloster der Heimsuchung machte sie des Abbe Fenelon Bekanntschaft; sie sah ihn zuerst bei der Frau von Bethüne, die sie von Jugend auf kannte. Er war, ehe er sie gesprochen hatte, sehr gegen sie eingenommen; aber durch seine Unterredungen mit ihr bei der Frau v. Bethüne, wurden seine Vorurtheile bald getilgt. Als er kurz darnach, gelegentlich eine Reise durch Montargis machte, erkundigte er sich nach dem Rufe, welchen Madame Guyon sich in dieser Stadt, ehe sie selbe verließ, erworben hatte. Jedermann bezeugte ihm die größte Achtung für die Frömmigkeit dieser Dame und für die Reinheit ihrer Sitten von Jugend an. Durch diese Zeugnisse der glaubwürdigsten Personen ward Fenelon in seiner Ueberzeugung von der Tugend der M. Guyon vollkommen bestärkt, und es entstand nun allmählig zwischen beiden jene innige Seelenverbindung, welche später für ihn und für

sie die Quelle so großer Leiden, aber auch die Wurzel so herrlicher Tugenden geworden ist.

Einige Jahre, nachdem M. Guyon mit Fenelon bekannt geworden, machte sie auch die Bekanntschaft des Herzogs von Chevreuse. Dieser war bei den Herren von Port-Royal erzogen worden, und seine geschickten Lehrer hatten nichts versäumt, seine natürlichen Anlagen zu entwickeln. Er besaß für einen Mann seines Standes ganz ungewöhnliche Kenntnisse, eine fließende Beredsamkeit und einen hohen Geist, der in allen Dingen die Tiefe zu ergründen strebte. Fähig, Großes zu unternehmen, war er beherzt, es auszuführen und ausdauernd genug, schlechten Erfolg und den Tadel derer zu ertragen, die die Größe seiner Absichten zu durchschauen nicht vermochten. Wollte man an seinem Geiste etwas auszusetzen finden, so könnte es wohl nur eine Ueberfülle von Planen und Entwürfen seyn. Uebrigens war er von sanfter, gefälliger, bindsamer Gemüthsart, zugänglich, angenehm, bescheiden im Umgange, und von edler, feiner, aber schlichter Haltung. Seiner Familie, seinen Kindern war er treuer Freund und guter Vater; bei aller natürlichen Lebhaftigkeit schien seine Seele sich immer gleich, immer ruhig, immer gefaßt. Mit einem Worte: die Frömmigkeit hatte in ihm alle menschliche und göttliche Tugenden dergestalt verbunden, daß er ein wahrer Christ, ein guter Bürger, ein vollkommner Freund war.

Die Herzoge von Beauvilliers und Chevreuse und der Abbe Fenelon lebten in einer innigen Freundschaft, und jedermann kannte die Verehrung, die sie gegen M. Guyon hegten. Mit ihr standen auch mehrere ausgezeichnete junge Damen des Hofes in naher Verbindung, und selbst Frau v. Maintenon ließ sie öfter nach St. Cyr kommen und bewies ihr viel Vertrauen.

Einige Leute, denen daran gelegen war, dieſe Verbindungen zerriſſen zu ſehen, wußten mancherlei ſchleichende Gerüchte von einer aufkeimenden, am Hofe begünſtigten Ketzerei in Gang zu bringen. Was zu dieſen Verleumdungen Anlaß gab, war Folgendes:

Rom hatte einige Jahre vorher die Schriften des ſpaniſchen Lehrers Molinos verdammt. Die gewagten Ausdrücke dieſes Mannes hatten nämlich eine Art falſcher Gottſeligkeit erzeugt, welche die unreine Liebe der Geſchöpfe mit einer vorgeblichen reinen Liebe des Schöpfers verband. Einige verſichern, dieſe Irrthümer ſeyen bis nach Frankreich vorgedrungen. Andere hingegen behaupten, der ganze Lärm über den Quietismus in Frankreich, ſey nur von gewiſſen liſtigen, weltklugen Leuten angeregt worden, die den Fürſten zuweilen Schreckbilder vorzugaukeln wiſſen, um ſich zu derer Bekämpfung nothwendig zu machen.

Wie dem auch immer ſey, ſo gaben doch leider dieſe Gerüchte Anlaß, den Irrthum mit der Wahrheit zu verwechſeln, und die innere, verborgene Gottſeligkeit zu verſchreien, welche ſich nur durch bewährte, einfache, liebenswürdige Tugenden offenbart.

Die neuen Schüler des h. Auguſtin *) gaben dieſen Verleumdungen ein zu geneigtes Gehör. Sie hatten ſich Anfangs geſchmeichelt, daß ein ſo geiſtreicher Mann wie Fenelon, nothwendig von ihrer Partey ſeyn müſſe; ſie waren daher nicht wenig betroffen, als ſie das Gegentheil ſahen, und noch mehr, als ſie gewahrten, daß Fenelons Verbindung mit dem Herzoge v. Chevreuſe, auch dieſen immermehr von den Geſinnungen des Port-Royal entfernte.

Nun hörte man nichts mehr als ſchreien und jam-

*) Die Janſeniſten. A. d. H.

mern über die Gefahr, worin die Kirche durch den Molinismus schwebe, der sich, wie man vorgab, selbst bei Personen des höchsten Ranges und Verdienstes eingeschlichen habe. Besonders ängstigte man hiermit den Bischof von Chartres, Godet des Marais, einen Mann von aufrichtiger Frömmigkeit, aber zugleich von etwas heftigem Charakter und brennendem Eifer für das, was ihm als die reine Lehre galt. Ein solcher Mann war natürlich durch Vorurtheile leicht zu befangen. Man machte ihm also eine schauderhafte Schilderung von der neuen Spiritualität. Um ihn nämlich von seiner unermüdlichen Verfolgung des Jansenismus abzulenken, schob ihm ein Doctor der Sorbonne, ein eifriger Vertheidiger der unüberwindlichen Gnade, auf schlaue Weise den Quietismus, als einen würdigen Gegenstand seines oberhirtlichen Eifers, vor. Der fromme Bischof, der damals die Gesinnung dieses Doctors nicht kannte, merkte den Fallstrick nicht. Er begann also mit gutem Glauben die aufkeimende Ketzerei zu bekämpfen, und sann nur darauf, Madame Guyon verdächtig zu machen.

Diese entschloß sich nun, zur Beruhigung ihrer Freunde, ihre Schriften einem Manne von ausgezeichneter Gelehrsamkeit und Einsicht zu übergeben, damit dieser sie untersuche und darüber ein Zeugniß gebe. Sie wählte den Bischof von Meaux, Bossuet, als einen Mann, dessen Gutheißung dem Ansehn des Bischofs von Chartres das Gleichgewicht halten, und die Lästerungen der erhitzten Doctoren niederdrücken würde.

Es wurden ihm also die sämmtlichen Handschriften der Dame eingehändigt. Er las sie durch, und äußerte bald darauf gegen den Herzog von Chevreuse, daß er darin eine Erleuchtung, eine Salbung fände, wie er sie noch nirgend gefunden. Er nahm

ſodann die Schriften mit ſich nach Meaux, machte daraus lange Auszüge, *) und kam nach fünf Monaten, zu Anfang des Jahres 1691, nach Paris zurück, wo er eine lange Conferenz mit Madame Guyon hielt, und nachdem er ihr zuvor eigenhändig die Communion gereicht, ihr ſeine Bedenklichkeiten auseinander ſetzte, und ihre Antworten darauf vernahm.

Obwohl er ſich in dieſer Conferenz ziemlich eifrig und heftig gezeigt hatte, ſo erklärte er dennoch dem Herzog v. Chevreuſe, daß die Bedenklichkeiten, die ihm noch geblieben, nicht die Glaubenslehre, ſondern nur gewiſſe Ideen der Spiritualität beträfen, die ihm nicht völlig eingingen, und daß er bereit ſey, der M. Guyon ein Zeugniß ihrer Rechtgläubigkeit auszuſtellen. Dieſe bat den Herzog, dem Biſchofe zu antworten, daß, da ſie die Unterredung mit ihm nur ihrer eigenen Belehrung und der Beruhigung ihrer Freunde wegen gewünſcht habe, ſie ſich mit dem mündlichen Zeugniſſe völlig begnüge, welches er ihr zu geben die Güte hätte.

Sie zog ſich darauf an einen unbekannten Ort zurück, und brach allen Verkehr, ſelbſt mit ihren Freunden, ab. Aber auch dieſe Vorſicht beruhigte die aufgeregten Gemüther nicht. Um ihre Geſinnungen zu verdächtigen, bemühte man ſich nun, ihre Sitten zu verſchreien. Die Herzoge v. Beauvilliers und Chevreuſe hatten, im Einverſtändniſſe mit Fenelon, unter ihrem Namen eine Denkſchrift zur Rechtfertigung der M. Guyon verfaßt. Frau v. Maintenon übernahm es, dieſelbe dem Könige zu überreichen und ſie zu unterſtützen. Aber M. Guyon wollte in dieſen Schritt

*) Réponse à la Relation du Quiétisme par Mr. de Cambray. A. d. V.

niemals einwilligen, weil ſie beſorgte, ihre Freunde möchten ſich dadurch ſchaden.

Es dauerte aber nicht lange, ſo nahm Frau von Maintenon andere Geſinnungen an, und ließ ſich durch den Eifer des Biſchofes von Chartres, ihres Seelenführers, allmälig mit fortreißen. Dieſe Frau hegte eine aufrichtige Verehrung für die Religion. Im Umgange war ſie mit Anmuth, ja bis zur Bezauberung geiſtreich; allein ſie ſcheint weniger Stärke und Beſtändigkeit als Zartheit und Feinheit des Geiſtes beſeſſen zu haben. So leicht ſie für jemand eingenommen war, eben ſo leicht und bald ward ſie auch ſeiner wieder überdrüſſig. Es konnte nicht ſchwer ſeyn, eine Frau von dieſem Charakter zu ängſtigen.

Man ließ ſie nun in der kleinen Schrift der kurzen Anleitung zum Gebet, die ſie ſonſt ſo gern geleſen hatte, die gröbſten Irrthümer und alle Greuel des Quietismus erblicken; und ſobald man merkte, daß ſie ſich gegen M. Guyon erklärt hatte, ſuchte man ihr auch gegen Fenelon Verdacht einzuflößen. Sie war dafür empfänglich; ſie hatte nämlich Anfangs geglaubt, den Geiſt dieſes Mannes vollkommen beherrſchen zu können; da ſie aber ſah, daß er ihren Abſichten öfter widerſtand, ſo befürchtete ſie, ein Mann, deſſen ſie ſich nicht verſichern könnte, möchte zuviel Einfluß auf den König gewinnen.

Dieſe Sinnesveränderung der Frau v. Maintenon gab dem Biſchofe von Meaux Gelegenheit, eine verborgene Eiferſucht zu offenbaren, die er ſchon lange gegen den Abbe Fenelon hegte. Boſſuet nämlich, gewohnt ſich als den erſten Geiſt ſeines Jahrhunderts bewundert zu ſehn, konnte es nicht verſchmerzen, daß die Blicke ſich von ihm weg und auf den Abbe Fenelon hinwendeten. Dies war die erſte Urſache ihrer Zwie-

tracht.*) Aber dieſer ſonſt ſo ehrwürdige Mann dachte damals wohl noch nicht, die Sache ſo auf's Aeußerſte zu treiben, wie es ſpäter in der Hitze des Streites von ihm geſchah. Fenelon ward wohl manchmal gewarnt, daß dem Biſchofe von Meaux Klagen und Bitterkeiten gegen ihn entfahren ſeyen, aber er wollte dies niemals glauben.

---

*) Schon der Ruhm, den ſich Fenelon durch die ſo herrlich gelungene Erziehung des Herzogs v. Burgund erworben hatte, mochte den reizbaren Boſſuet, der daſſelbe Amt bei deſſen Vater, dem Dauphin, mit nicht ſo glücklichem Erfolg verſehen hatte, heimlich gekränkt haben. Der Contraſt zwiſchen den beiden Zöglingen, Vater und Sohn, war auch zu auffallend. Die geiſtreiche Frau v. Caylus ſpricht von der Erziehung des erſteren alſo: »betrachtet man, ſagt ſie, die Verdienſte und die Tugenden des Hrn. Montauſier, den Geiſt und die Wiſſenſchaft Boſſuets, welch' hohe Ideen macht man ſich da nicht von dem Könige, der ſeinen Sohn ſo würdig erziehen ließ und von dem Dauphin, den man ſich gelehrt und geſchickt denkt, weil er es ſeyn ſollte. — Aber man kennt die näheren Umſtände nicht.... Die trockne, harte Art, womit man ihn zum Studium zwang, flößte ihm einen ſolchen Abſcheu gegen alle Bücher ein, daß er den Entſchluß faßte, kein Buch mehr zu öffnen, ſobald er ſein eigner Herr ſeyn würde; — und er hat Wort gehalten.« (Souvenirs de Mme de Caylus) Das war die Frucht der Erziehung Boſſuets, der es doch hauptſächlich auf intellectuelle Bildung angelegt hatte. Man vergleiche damit was oben S. 12 von dem Herzoge von Burgund angeführt worden. So ſtehen ſich

Die Erbitterung gegen M. Guyon ward nun allgemein. Weil die Läſterungen gegen ſie auf ihre Freunde zurückzufallen ſchienen, ſo fand ſie ſich bewogen, das Stillſchweigen zu brechen und ſich auf öffentlichem Wege zu rechtfertigen. Sie ſchrieb daher an Frau von Maintenon und bat, daß eine Commiſſion, halb aus Weltlichen und halb aus Geiſtlichen beſtehend, ernannt werden möchte, welche alles, was man ihr zur Laſt legte, auf Schuld oder Unſchuld unterſuchen ſollte. Sie erbot ſich zugleich, binnen acht Tagen, in welches Gefängniß man wolle, ſich zu begeben, um die verdiente Strafe zu leiden, falls ſie ſchuldig befunden würde.

Dieſes Schreiben ward durch den Herzog v. Beauvilliers der Frau v. Maintenon übergeben, die es aber nicht für gut fand, in eine ſo natürlich ſcheinende Maßregel einzugehen. Sie antwortete dem Herzoge: den falſchen Gerüchten über M. Guyon meſſe ſie keinen Glauben bei; es ſey auch nicht von ihren Sitten ſondern von ihren Lehrmeinungen die Rede: es ſtehe zu befürchten, daß durch eine Rechtfertigung der Perſon, ihre Lehre zu ſehr begünſtigt würde; dieſe, die Lehre, müßte zuerſt unterſucht werden, die Verleumdung ihrer Sitten würde dann von ſelbſt verſtummen.

Frau v. Maintenon verlangte alſo eine dogmatiſche Unterſuchung der Schriften der M. Guyon und

---

Boſſuet und Fenelon überall wie Verſtand und Gemüth gegenüber, in ihrem Leben, in ihrem Streite über die Liebe, (der recht eigentlich auf dieſem Gegenſatze beruhte) ſowohl wie in ihren Erziehungsplanen und in ihren Schriften, am auffallendſten in ſolchen, die ſie zu gleichem Zwecke zur Bildung ihrer Zöglinge verfaßten, Boſſuet ſeinen Diſcours über die Weltgeſchichte, Fenelon ſeinen Telemach. A. d. U.

ſprach darüber mit dem Könige. Boſſuet ward zum Haupteraminator gewählt; man gab ihm den Biſchof von Chalons, nachmaligen Cardinal v. Noailles, und den Hrn. Tronſon, Vorſteher von St. Sülpice bei, welche beide dieſe Unterſuchung mit Geradheit und Sanftmuth unternahmen. Frau v. Maintenon wollte daß Fenelon als vierte Perſon dabei ſey, und der König genehmigte es.

Fenelon, ſich verlaſſend auf die Reinheit ſeiner Abſichten und auf ſeine hohe Vorſtellung von der Redlichkeit ſeiner Miteraminatoren, widmete ſich dieſer Sache mit der ganzen Unbefangenheit und Einfalt ſeines Herzens, das keine Furcht, kein Mißtrauen hegte.

Gleich Anfangs ſagte ihm Boſſuet, er habe von den contemplativen Autoren noch keinen geleſen, und bäte ihn daher, Auszüge aus denſelben zu machen und ſeine Bemerkungen darüber beizufügen. Fenelon that es und überſandte ihm eine Sammlung betreffender Stellen, die er aus griechiſchen und lateiniſchen Vätern, aus kanoniſirten Heiligen und bewährten Lehrern zuſammen getragen hatte.

Der Zweck dieſer Sammlung war, zu zeigen, daß die Ausdrücke der Contemplativen aus allen Jahrhunderten nicht gemeſſener und genauer wären, als die der M. Guyon; daß man die einen ſo wenig als die anderen im ſtrengen Sinne nehmen dürfe, und daß, wieviel man auch davon abziehen wolle, doch noch immer genug übrig bleibe, um durch ununterbrochene Tradition zu beweiſen, daß wir Gott wohl als den Beſeligenden, aber noch vielmehr als den unendlich Vollkommenen, daß wir ihn wegen ſeiner ſelbſt, alle Dinge ſeinetwegen und uns ſelbſt als ſeine Ebenbilder lieben müſſen; daß wir uns ſelbſt, als Gott angehörenden Weſen wohlwollen, ſomit die Hoffnung durch die Liebe veredlen und unſre Seligkeit wünſchen ſollen, als

einen Zuſtand, der unſre Liebe läutert, verklärt und vollendet.

Boſſuet hatte immer die der uneigennützigen Liebe entgegengeſetzte Meinung vertheidigt. Er glaubte das Dogma beſſer als irgend jemand zu kennen, und konnte nicht leiden, daß man ihm zeigte, es ſey ihm die Tradition der Kirche über einen ſo wichtigen Punkt entgangen. Fenelon hingegen beſtand darauf, und dieſe Beſtändigkeit ſchien dem Biſchofe von Meaux unerträglich, an einem Manne, den er als ſeinen Schüler betrachtete.

Nach einer Unterſuchung von mehreren Monaten hatten ſie Mühe genug, über etwas Beſtimmtes einig zu werden. Anfangs hatte man nur M. Guyon im Auge gehabt, und wie man ſie von ihrer vorgeblichen Spiritualität zurückbrächte. Aber jetzt wollte Boſſuet hierbei nicht mehr ſtehn bleiben; er ſagte immer, die Kirche ſchwebe in Gefahr. Was konnte auch ſeinem Triumphe über die Proteſtanten einen ſchöneren Glanz geben, als wenn er einen Mann wie Fenelon des Irrthums überführte? — Er wollte alſo Glaubensregeln abfaſſen, um das katholiſche Dogma ſicher zu ſtellen.

Zu dieſem Zwecke hielt er Anfangs des Jahres 1695 zu Iſſy Conferenzen mit dem Biſchofe von Chalons, mit dem Hrn. Tronſon und dem Abbe Fenelon, der eben zum Erzbiſchof vom Cambray ernannt worden war. Er legte ihnen 30 von ihm abgefaßte Artikel vor und forderte ſie auf, dieſelben als eine Schranke gegen die Neuerungen zu unterſchreiben.

Fenelon las ſie durch, veränderte mehrere derſelben und fügte vier neue hinzu. Boſſuet verwarf dieſe Anfangs, gab ſie aber endlich, nach langem Streite, zu, und die 31 Artikel wurden von allen vier Examinatoren unterzeichnet.

Boſſuet rühmte ſich nun in der Stille, Fenelon,

unter dem angeblichen Vorwande einer Unterschrift, zum Widerruf seiner Irrthümer bewogen zu haben; und Fenelon schmeichelte sich, seine Lehre über die reine Liebe von Bossuet zugegeben zu sehn, durch die Approbation, welche derselbe seinen beigefügten vier Artikeln ertheilt hatte.

Bald nach der Unterzeichnung jener Artikel, im Jahre 1695, ward Fenelon in St. Cyr zum Erzbischof von Cambray geweiht, und Bossuet wollte durchaus sein Consecrator seyn. Bis jetzt erschienen beide Männer immer noch in gutem Einverständnisse.

Im Laufe dieses Jahres erließen die Bischöfe von Chalons, von Chartres und von Meaux, Pastoralschreiben gegen den Quietismus und verdammten darin die Schriften der M. Guyon. Der erstere bewies jedoch weit mehr Mäßigung als die beiden anderen. »Indem »wir, sagt er, die Ausschweifungen der falschen Mystiker »tadeln und verwerfen, wollen wir nicht aufhören die hei»ligen Aufflüge zu bewundern, wozu die göttliche Liebe »die Seelen antreibt. Diese Liebe kann nie zu hoch gestei»gert werden, denn das Maß der Liebe ist, ihn ohne Maß »zu lieben. Fürchten wir also nicht, daß der Aufschwung »der reinen Liebe jemals die Seelen von der rechten Bahn »ablenken werde.«

Indem er also die Schriften der M. Guyon verdammte, war er weit entfernt, ihre Person zu verurtheilen. Er hatte sie wenige Monate zuvor in dem Mohrensteiner Hofe gesehn und ihr gesagt: wenn sie nur ihre Ausdrücke unterwürfe, könne sie in ihren Gesinnungen beharren, und er werde Gott bitten, daß Er ihr seine Gnade vermehre.

Während dessen hatte sich M. Guyon zu den Nonnen der h. Maria nach Meaux zurückgezogen und erwartete dort den entscheidenden Urtheilsspruch der Bischöfe. Bos-

ſuet begab ſich nach Meaux um ſie dort zu treffen. Er verlangte von ihr, ſie ſollte ſein Paſtoralſchreiben unterzeichnen und die darin genannten Irrthümer widerrufen, bekennend, daß ſie nicht an die Menſchwerdung des Wortes geglaubt und eine Art von Gebet geübt habe, wodurch ſie in ein völliges Vergeſſen der Heilsgeheimniſſe gerathen ſey.

M. Guyon entſetzte ſich über eine ſolche Forderung und antwortete ihm: was ihre Ausdrücke beträfe, ſo unterwürfe ſie dieſelben der Kirche; ſie hielte wenig auf ihre Schriften, ſie hätte ſie nur gelegentlich, oder aus Gehorſam verfaßt, und ohne Abſicht, zu dogmatiſiren; in der Wahl der Ausdrücke hätte ſie fehlen können; aber daß ſie jemals ſo ungeheure Irrthümer gehegt, das könnte ſie, ohne ſich an ihrem Gewiſſen zu verſündigen, nicht eingeſtehn.

Die Oberin und die Nonnen des Kloſters, worin ſie ſich aufhielt, wurden durch das harte Verfahren ihres Biſchofes ſehr betrübt und ſuchten denſelben zu erweichen durch die beſten Zeugniſſe, welche ſie von der Frömmigkeit der M. Guyon ablegten. Die Macht der Wahrheit ſiegte endlich über ihn, und er fertigte ihr nach ſechs Monaten ein Zeugniß aus, worin er erklärt: »er ſey mit ihrem Betragen vollkommen zufrieden, er geſtatte ihr die fernere »Theilnahme an den h. Sakramenten; er habe ſie auf »keine Weiſe in die Greuel des Molinos, oder die anderswärts verdammten Irrthümer verwickelt gefunden, und »endlich ſey es nicht ſeine Abſicht geweſen, ſie dort mitzubegreifen, wo er in ſeinem Paſtoralſchreiben jener Greuel »Erwähnung gethan.«

Die Oberin und die Nonnen, bei denen ſie ſich aufgehalten, gaben ihr ein anderes Zeugniß, worin ſie erklärten: »dieſe Dame hätte ihnen, während ihres ſechsmonatlichen Aufenthaltes in ihrem Hauſe, nicht den mindeſten

»Anlaß irgend einer Störung, eines Aergerniſſes, wel
»aber Stoff zu großer Erbauung gegeben; ſie hätten in il
»rem Betragen und in allen ihren Aeußerungen ſtets ein
»große Regelmäßigkeit wahrgenommen, und eine ächt
»chriſtliche Einfalt, Demuth, Abtödtung und Geduld,
»wie eine ungeheuchelte Andacht und Verehrung gegen A
»les, was der Glaube lehrt, und beſonders gegen das G
»heimniß der Menſchwerdung und der heiligen Kindhe
»unſeres Herrn Jeſu Chriſti.«

Zwei ſo vollgültige Documente für die Unſchuld be
M. Guyon, nach einer ſo ſtrengen Unterſuchung un
nach ſo vielen Bemühungen, ſie ſchuldig zu finden, miſ
fielen der Frau v. Maintenon höchlich. Sie ſagte den
Biſchofe von Meaux, ſein Zeugniß würde gerade da
Gegentheil von dem bewirken, was man beabſichtigt hab
nämlich die für M. Guyon eingenommenen Perſonen z
enttäuſchen.*) Inzwiſchen wurde dieſe, gegen das End
des Jahres 1695, arretirt und auf das Schloß Vincen
nes gebracht.

---

*) Aus dieſer Aeußerung der F. v. M. mochte Boſſuet me
ken, daß er ſich zu ſeinem Nachtheile übereilt hatte; au
gab er ſich Mühe, ſein Zeugniß aus den Händen der M
Guyon wieder zu erhalten; die es aber aus natürliche
Gründen verweigerte. Sie hatte ſich bald nach dem Em
pfang deſſelben, mit Boſſuets Erlaubniß aus dem Kloſt
zu Meaux entfernt. Jetzt reuete es Boſſuet, ſie entlaſſen
haben; um nun ihrer wieder habhaft zu werden, ſagte e
ſie ſey heimlich entwiſcht, und veranlaßte ſo ihre Verha
tung; ſie ward das Opfer ſeiner Erbitterung gegen Fen
lon. — — Selbſt Fenelons Biograph, der Biſchof Bau
ſet, der um die Ehre ſeines franzöſiſchen Kirchenvaters
retten, Boſſuets Betragen wenigſtens gegen M. Guyo

Die Entfernung der Frau v. Maintenon von dem Erzbischofe von Cambray nahm täglich zu. Sie betrachtete seinen Widerstand gegen die Verurtheilung der M. Guyon als eine nicht zu entschuldigende Hartnäckigkeit. Um ganz in ihre Gesinnungen einzugehn, beschloß Bossuet, den Erzbischof von Cambray auf eine geschickte Weise zu dieser Verurtheilung zu nöthigen. Er benachrichtigte ihn also, daß er im Begriffe sey, eine Schrift zu verfassen, zu dem Zwecke, die wahre Spiritualität zu schützen und zu beförderen, und die falsche zu unterdrücken, und ersuchte ihn, diese Schrift zu approbiren. Fenelon freute sich über ein so nützliches Unternehmen, und erbot sich an dieser Arbeit Theil zu nehmen.

Während Bossuet dieses Werk verfertigte, schrieb er folgenden Brief an Fenelon:

»Meaux, 15. Mai 1696.

»Ich bin Ihnen im Grund der Seele mit der Neigung und Verehrung zugethan, die Gott kennt. Dennoch glaube ich etwas, ich weiß nicht was, zu fühlen, »das uns noch einigermaßen trennt; und das ist mir un-

---

so gern entschuldigen möchte, weiß von ihrer Verhaftung keine wichtigere Gründe anzugeben, als daß sie fortgefahren habe, ihre früheren Gesinnungen der Spiritualität zu äußern und zu rechtfertigen, (welches ihr doch nach den erhaltenen Zeugnissen allerdings erlaubt seyn mußte;) daß sie diese Zeugnisse bekannt werden ließ: (wozu sie bei den vielen Lästerungen gegen sie, nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet war) und daß sie sich in Paris aufhielt; (welches ihr als einer freigesprochenen Person wohl nicht, wenigstens nicht unter Gefängnißstrafe, verwehrt werden konnte.)

A. d. U.

»erträglich. Mein Buch wird uns behülflich seyn, einer »in des andern Gedanken völlig einzugehn. Ich werde »Ruhe finden, wenn ich dem Verstande nach so sehr mit »Ihnen vereinigt seyn werde, wie ich es dem Herzen »nach bin.«

Durch diesen Brief ward Fenelon in der guten Meinung, die er von Bossuets Aufrichtigkeit hatte, neuerdings bestärkt, und nichts konnte ihm die Freundschaft desselben zweifelhaft machen, bis er von ihm seinen Unterricht über die verschiedenen Stufen des innerlichen Gebetes zugesandt erhielt.

Wie sehr ward Fenelon betroffen, als er darin überall Stellen aus den Schriften der M. Guyon angeführt fand, denen Bossuet einen abscheulichen Sinn unterlegt hatte. Dieser versicherte nämlich darin: »Es handle sich hier nicht um einige ferngelegene Folgerungen, sondern um ein in allen Theilen innig verbundenes System, dessen Zweck offenbar kein anderer sey, als eine brutale Gleichgültigkeit gegen Seligkeit und Verdammniß, gegen Tugend und Laster, eine völlige Vergessenheit Jesu Christi und seiner Geheimnisse, eine starre, stumpfe Unthätigkeit, und eine gottlose Seelenruhe einzuführen.«

Es ist nothwendig, hier einen kurzen Begriff von diesem Systeme der M. Guyon zu geben, wie es sich in ihren Schriften zerstreut vorfindet. Ich bediene mich, soviel als möglich, ihrer eigenen Worte, die ich nur in Verbindung bringe.

»Die Liebe ist Quelle und Ziel, Richtschnur und Vollendung aller Gesetze, aller Pflichten, aller Tugenden. Das zweifache Mittel, zu dieser Liebe zu gelangen, ist Gebet und evangelische Selbstverläugnung.

»Das Gebet beſteht weder in ſüßen Empfindungen, noch in dem Zauber einer erhitzten Phantaſie, noch in abſtracten Speculationen; es iſt eine centrale Hinneigung der Seele zu ihrem Urſprung, deren auch die Einfältigſten fähig ſind, und die durch nichts geſtört, durch nichts unterbrochen werden ſoll, weil ſie mit allen Pflichten unſeres ſterblichen Zuſtandes vereinbar iſt.

»Anfangs koſtet es ernſtliche Anſtrengung, wiederholtes Zuſammennehmen, öftere Wiederkehr zu Gott, um uns loszureißen von den Gegenſtänden unſerer Begierden, um alle Anläſſe zu entfernen, die ſie anregen; um uns zu ſammeln, zu concentriren, uns einzuſchließen in unſre geiſtige Natur, und uns dadurch allmälig die Gewohnheit anzueignen, ſtets in Gottes Gegenwart auf eine mehr einfache, mehr gleichförmige, mehr innige Weiſe zu wandeln.

»Während ſo der Geiſt zu der höchſten Wahrheit aufſtrebt, löſet ſich das Herz nicht nur von allen gröberen Leidenſchaften, ſondern auch von jeder feineren Anhänglichkeit und Neigung ab. Das iſt die Quelle einer doppelten aber ſehr verſchiedenen Wirkſamkeit der göttlichen Weisheit.

»Anfangs nämlich entfremdet uns Gott den unreinen Lüſten durch den Wohlgeſchmack einer himmliſchen Luſt. Angeregt und begeiſtert durch die zarten Empfindungen einer aufkeimenden Liebe, übt ſich die Seele mit edlem, männlichem Muthe in der Thätigkeit einer wirkſamen Tugend. Von göttlichem Liebesreiz ergriffen, wird ſie fühllos gegen die verführeriſchen Lockungen irdiſcher Luſt.

»Alsdann beginnt Gott in ihr eine neue Wirkſamkeit, um ſie zu ſcheiden von der falſchen Selbſtliebe, nicht durch Luſt, ſondern durch Schmerz. Nachdem er ſie getrennt hat von den Dingen der Erde bannt er ſie in die Oede des eigenen Selbſt, damit ſie die ganze Finſterniß, Ohn-

macht und Leere deſſelben fühle. Er entdeckt ihr alle Greuel des Ichs, die ganze Unlauterkeit ihrer Tugend, und ihre vielfachen Eingriffe in die Rechte der Gottheit. Welch eine Quelle von Pein für ein ſich ſelbſt vergötterndes, in ſeine eigne Tugend verliebtes Geſchöpf! Da findet nun die Seele in ſich nichts, das ihrer Liebe werth wäre, und ihrer eignen, unerträglichen Geſellſchaft überdrüſſig, geht ſie aus von ſich ſelbſt, um ſich in die Liebe des allein Liebenswürdigen zu verſenken.

»Von nun an hört das Gaukelſpiel der Sinne und der Einbildung, das Gedränge und Gewirre der Gedanken und Vorſtellungen, das Toben der Leidenſchaften auf; die ganze Seele, in tiefer Stille verſtummend, betet im Geiſte und in der Wahrheit Den an, der alles Wort, allen Begriff überſteigt. Dieſes Schweigen aber ſchließt nur die unnöthigen Vernünfteleien, die überflüſſigen Vorſtellungen, die trocknen Spitzfindigkeiten aus, die des Herzens Regen und Walten ſtören und hemmen. Die Seele, indem ſie Gott einfältig und lauter liebt, glaubt was er lehrt, thut was er befiehlt, hofft was er verheißt; denn dieſe herrſchende Liebe erzeugt, belebt, veredelt in ihr alle menſchliche und göttliche Tugenden.«

Das iſt das Syſtem der M. Guyon, welches Fenelon nie hat verdammen wollen. Ich habe es in dieſer Darſtellung nur entblößt von den kühnen hyperboliſchen Redeformen, von den lebhaften, begeiſterten Ausdrücken, von den zarten, ſeelenvollen Wendungen, die ſie mit mehreren kanoniſirten Beſchauern gemein hat, und welche die wahre Schönheit in der Sprache der Liebe ausmachen. Wie die edle Natur eine methodiſche Zuſammenſtellung der Worte und Sätze vernachläßigt, wie ſie, was ſie in hoher Leidenſchaft fühlt und empfindet, in freier, ſchöner Unordnung, die keine Künſtelei, keinen Zwang kennt, mit kräftigen Zügen hinmalt; eben ſo ſind auch

die erhabenen, freien Ergüſſe der göttlichen Liebe einer dogmatiſchen Strenge der Worte nicht zu unterwerfen.

Und nur in dieſem Sinne rechtfertigte Fenelon die Uebertreibungen, die unmöglichen Vorausſetzungen, die angeblichen Ausſchweifungen heiliger Schriftſteller. In dieſem Sinne hatte er immer geſagt, daß die Schriften der M. Guyon, dem buchſtäblichen, oberflächlichen Verſtande nach, cenſurirt werden könnten, daß ihre Ausdrükke nicht immer genau, öfter übertrieben, und keineswegs innerhalb der Gränzen theologiſcher Präciſion gehalten wären. Aber er kannte die Unſchuld dieſer Frau, ihr redliches Herz und ihre lauteren Abſichten zu gut, als daß er ihr den Plan, ein ſo greuelhaftes Syſtem aufzuſtellen, hätte zumuthen können. Und darum weigerte er ſich mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit, die von Boſſuet verfaßte Schrift zu approbiren, und entſchloß ſich, lieber Ungnade und Verbannung, die er ſchon damals vorausſah, über ſich ergehen zu laſſen, als eine Handlung zu begehn, die ſeines Herzens und ſeines Charakters ſo unwürdig geweſen wäre. Auch der Biſchof von Chalons, der nunmehr Erzbiſchof von Paris geworden war, der Biſchof von Chartres und H. Tronſon ſtimmten darin überein, daß er es nicht thun dürfe, und erſterer übernahm es, Frau v. Maintenon davon zu überzeugen.

Boſſuet fühlte ſich durch dieſe Weigerung aufs Aeußerſte gekränkt. Er erfüllte alle Welt mit ſeinem Klaggeſchrei, und ſchrieb öffentlich: das hieße alle Einigkeit im Epiſkopat zerreißen, daß man ſein Buch nicht approbiren wolle. Dadurch ward Fenelon genöthigt, ſeine Lehre in einer öffentlichen Druckſchrift darzulegen.

Er hatte eine Erklärung der 34 Artikel von Iſſy verfaßt, welche von dem Erzbiſchof v. Paris und H. Tronſon

geleſen und gutgeheißen worden. Dieſe legte er ſeiner neuen Schrift zu Grunde, welche urſprünglich folgende Form hatte: Zuerſt faßte er die Geſinnungen der Heiligen in einen allgemeinen Hauptſatz zuſammen, und fügte dann jedem Artikel die belegenden Zeugniſſe der Väter, Heiligen und Lehrer bei, die ſeinen Grundſätzen entſprachen. Er übergab dieſes Werk dem Erzbiſchof von Paris, der es zu lang, und zu ſehr mit Citaten angefüllt fand. Fenelon verkürzte es, aber er verkürzte es zu ſehr, indem er es in eine Menge einzelner, trockner Sätze zuſammenzog, die von allen Zeugniſſen der Tradition entblößt daſtanden. Dieſes nackte, fleiſchloſe Gerippe war es denn auch, was hernach die düſteren, argwöhniſchen Doctoren ſo gewaltig aufſcheuchte.

Da die Schrift nun ſo, wie ſie ſpäter unter dem Titel: »*Maximes des Saints*« erſchien, umgeformt worden, durchlas ſie der Erzbiſchof von Paris mit Beaufort, einem ſeiner Theologen. Nachdem er ſie drei Wochen behalten, ſtellte er ſie an Fenelon zurück, und bezeichnete ihm die Stellen, die nach ſeiner Meinung noch verbeſſert werden müßten. Fenelon verbeſſerte ſie ſogleich in ſeiner Gegenwart, und zwar ſo, daß der Erzbiſchof beſorgte, er möchte nur zu nachgiebig ſeyn; und obgleich derſelbe Anfangs das Unternehmen für zu gewagt gehalten hatte, ſo hieß er doch jetzt die Ausführung gut, und ſagte, das Buch ſey correct und nützlich. Jedoch wünſchte er, daß man es noch irgend einem geſchickten Theologen zur Durchſicht mittheilen möchte, und kam mit Fenelon überein, es Pyrot, einem Doctor der Sorbonne, zu zeigen, der dem Biſchof v. Meaux ſehr ergeben war. Dieſer las das Werk mit Fenelon durch, und erklärte nach ſtrenger Prüfung: es ſey ganz golden.

Der Erzbiſchof wünſchte nun noch, daß das Buch erſt nach dem des Biſchofes v. Meaux erſcheinen ſollte, und

Fenelon verſprach es ihm. Er übergab es nun dem Buchdrucker, und empfahl ſeinen Freunden, bevor er nach Cambray abreiſte, daß ſie es nur mit Zuſtimmung des Erzbiſchofs bekannt machen ſollten.

Boſſuet erfuhr, daß das Buch unter der Preſſe ſey, und drohte, den Druck deſſelben einhalten zu laſſen. Fenelons Freunde, die wohl einſahen, wie ſehr es ſeinem Rufe ſchaden müßte, wenn ſein Buch unterdrückt würde, glaubten die Bekanntmachung deſſelben beſchleunigen zu müſſen, ungeachtet der nachdrücklichen Briefe Fenelons, der ſie davon abmahnte. Der Herzog von Chevreuſe ging alſo zum Erzbiſchof und bat ihn, in die Bekanntmachung des Buches einzuwilligen; er antwortete, daß er ſich dem nicht widerſetzen wolle, was man, um Fenelons Ehre zu ſichern, für nöthig halte, daß er es aber nicht rathſam fände, Fenelons Schrift vor der des Biſchofes von Meaux auszugeben. Der Herzog fand es nicht für gut, dieſen Rath zu befolgen; er ließ alſo in Fenelons Abweſenheit und ohne ſein Wiſſen, den Druck vollenden, und die Exemplare austheilen.

Nun wurde ſogleich alles aufgeboten, um alle Geiſter in Gährung zu bringen; die Frommen, Einfältigen ängſtigte man, und die Gottloſen reizte man zum Spotte auf. Die angeſehenſten Geiſtlichen am Hofe zogen laut gegen Fenelon los. Die Höflinge, die die Gunſt der Herzoge von Chevreuſe und Beauvilliers mit ſcheelen Augen anſahen, freuten ſich ſchon, dieſe beiden Männer in Fenelons Ungnade verwickelt zu ſehn. Alles trug auf einmal bei, das Ungewitter zu vergrößern: Gelehrſamkeit und Unwiſſenheit, Frömmigkeit und Bosheit, Politik und Dummheit, Schmeichelei und Zankſucht, Leichtgläubigkeit und Unglaube; — und dies alles nur darum, weil ein Biſchof gewagt hatte zu behaupten: man müſſe Gott wegen Gott ſelber lieben. Als dieſer Lärm nun auch dem

Könige zu Ohren gekommen, begab ſich Boſſuet zu demſelben, und bat ihn um Vergebung, »daß er den Fanatismus ſeines Mitbruders nicht eher entdeckt hätte.*)«

Als Fenelon nun, aus ſeinem Bisthum zurückkommend, die allgemeine Erbitterung ſah, glaubte er ſich vor allem des Erzbiſchofs von Paris verſichern zu müſſen, der ſich in einer Art von Nothwendigkeit befand, die Lehre des Buches der Maximen zu vertheidigen. Er ſchlug demſelben vor, die Unterſuchung des Buches nochmals mit Tronſon und Pyrot zu beginnen. Der König billigte dieſen Vorſchlag und eben ſo Frau v. Maintenon.

Dieſe Unterſuchung unterblieb jedoch. Boſſuet nämlich zog aus den Grundſätzen Fenelons die greulichſten Folgerungen, und ſagte laut, daß ſeine geheimen Geſinnungen noch ärger wären als die in ſeinem Buche enthaltenen.

Solche Reden aus dem Munde eines, durch ſeine Fähigkeiten und ſein Alter ſo ehrwürdigen Biſchofes, den man ſchon als einen Kirchenvater anzuſehn gewohnt war, verbreiteten überall Angſt und Beſtürzung, und hetzten eine Menge Doctoren, Prieſter und Mönche auf, denen ſchon Fenelons Geſinnungen über den Gnadenſtreit nicht gefallen hatten. Der Scandal ward allgemein. Auch der fromme Erzbiſchof von Paris gerieth in Furcht über den Gedanken, daß er das Buch doch vielleicht nicht gehörig unterſucht habe, und er ſchrieb an Fenelon folgenden Brief:

»Freitag, den 29. März 1697.

»Ich ſage Ihnen nicht, daß Sie ſich dem Biſchofe »von Meaux ganz hingeben, ſondern nur, daß Sie von

*) Réponse à la Relation du Quiétisme par Mr. de Cambray. Anmerk. des Verfaſſers.

»ſeinen Bemerkungen Gebrauch machen ſollen. Ich will, »ſoviel ich kann, den Vermittler machen, aber Sie müſ»ſen mir dabei helfen, und zwar jetzt mehr als jemals; »denn Sie haben es jetzt nicht mit dem Biſchofe von Meaux »allein, Sie haben es mit dem Publikum, mit einer un»abſehbaren Schaar von Doctoren, Prieſtern und Mön»chen zu thun, mit Leuten von allen Gattungen, aus allen »Ständen. Ich werde mein Urtheil ſo lange als möglich »zurückhalten, aber es ganz zu thun, kann ich Ihnen nicht »verſprechen; nicht zwar wegen der allgemeinen Erbitte»rung, ſondern weil ich in Ihrem Buche einiges geändert »oder hinzugeſetzt finde, das ich in der mir übergebenen »Handſchrift nicht geſehn hatte; z. B. die unwillkühr»liche Gemüthsſtörung (le trouble involontaire)*); »und auch darum, weil ich ſeit der Bekanntmachung Ihrer »Schrift — [die ich ſehr gern noch einmal (im Manu»ſcript) ſähe] — bei wiederholter Ueberlegung, einige zu »harte Stellen darin gefunden habe. Ich werde aber dar»um nicht weniger darauf bedacht ſeyn, Ihre Lehre zu »rechtfertigen. Gott iſt mein Zeuge, wie ſehr es mich »ſchmerzt, dieſelbe verdächtiget zu ſehn, und wie ſehr ich »wünſche, dieſen Eindruck verwiſchen zu können.«

Es ſcheint, daß dieſer Mann niemals die Redlichkeit der Geſinnungen Fenelons, ſondern nur die Richtigkeit ſeiner Ausdrücke bezweifelt habe.

Von der andern Seite ſchrieb der Biſchof von Chartres an Fenelon, er wolle ſich mit näheren Erklärungen zufrieden geben; — aber dieſe Geſinnung währte nicht

*) Dieſes war das einzige Wort, das dem Manuſcripte beigeſetzt werden und dann in den Druck mit übergegangen war, jedoch ohne Fenelons Verwiſſen, wie man aus ſeinem Teſtamente am Ende dieſes Buches ſehen wird. A. d. V.

lange bei ihm. Denn Boſſuet, der nicht aufhörte, laut zu ſchreien: »Erklärungen reichten hier nicht »hin, es werde ein förmlicher Widerruf der »Irrthümer erfordert« riß allmälig auch den Biſchof von Chartres mit ſich fort, ſo daß dieſer bald darauf Fenelon den Rath gab, ſein Buch aufzugeben, und an eine Erklärung deſſelben nicht mehr zu denken. Seine Worte waren folgende: »Wenn Sie Ihr Buch durch Er»klärungen ſtützen, ſo wird man es für gut, nützlich, der »reinen Lehre gemäß, halten; man wird es wieder druk»ken; man wird diejenigen des Unverſtandes oder böſen »Willens anklagen die es verdammen; und ſo wird es »in Gang kommen.«

Fenelon, der es ſeinem Gewiſſen zuwider nicht eingeſtehn konnte, daß er jemals ſolche Irrthümer, wie die ihm von Boſſuet zur Laſt gelegten, gehegt habe, weigerte ſich mit unerſchütterlicher Feſtigkeit, auch nur ein Wort auszuſprechen, das einem, ſelbſt indirekten Widerrufe ähnlich ſehen könnte. Dagegen erbot er ſich, durch Zuſätze alles Anſtößige genauer zu erklären, alles Zweideutige näher zu beſtimmen. Aber Boſſuet beſtand immer auf einem förmlichen Widerrufe. Als Fenelon nun alle Mittel zu einer friedlichen Uebereinkunft abgeſchnitten ſah, wandte er ſich an den König und ſtellte ihm die peinliche Lage vor, in der er ſich befände, was für Friedenswege er ſchon vorgeſchlagen, wie man ihm eine neue Unterſuchung ſeiner Schrift verweigert hätte, und wie ihm nun, zur Hebung des Aergerniſſes, kein anderer Ausweg übrig bliebe, als ſich an den Pabſt zu wenden; er bäte daher S. Majeſtät, ihm zu erlauben, daß er ſich ſelbſt nach Rom begeben dürfe. Der König ließ ihm antworten: er könne ſeine Sache in Rom anhängig machen, ohne ſelbſt dahin zu gehen.

Indeß ſuchte man die ehrerbietige Standhaftigkeit,

womit er ſich weigerte, ſein Buch aufzugeben, bis der Pabſt darüber geurtheilt habe, ihm beim Könige als ein Verbrechen anzurechnen, dadurch, daß man ſie als die widerſpänſtige Hartnäckigkeit eines unbeugſamen, trotzigen Kopfes darſtellte. Durch ſolche Eindrücke brachte man den König dahin, daß er ihn in ſein Bisthum verbannte, ſeine Verwandten ihrer Aemter entſetzte, und ſeinen Freunden den Hof unterſagte. Ein jeder, der ſich ſeiner annahm, war der Ungnade gewiß. Vergeſſen war nun ſeine Wiſſenſchaft, ſeine Einſicht, ſein Verdienſt, ſeine Tugend. Man ſcheute ſich nicht, ſeine vertraute Freundin als ein ſchwärmeriſches, viſionnäres Weib, und ihn ſelbſt als den Patriarchen einer unſinnigen, ruchloſen Secte zu verſchreien. Welche Erniedrigung! Aber gerade nur durch eine ſo gewaltſame Umkehrung des ganzen Menſchen, gelangt man zu jenen göttlichen Tugenden, deren Muſter der mit Schmach bedeckte Jeſus iſt.

Der Herzog v. Burgund bezeugte über Fenelons Ungnade den lebhafteſten Schmerz.*) Der Abbe Beaumont und Langeron wurden nun auch bald abgedankt,

*) Er ging, ſobald er davon hörte, zum Könige, ſeinem Großvater, fiel ihm zu Füßen, und bot ihm, in kindlicher Bewegung, zum Unterpfand der reinen Lehre ſeines Erziehers, ſeine, des Zöglings, eigene ihm von demſelben eingeprägten Grundſätze dar. Zwar ward der König durch dieſe treue Anhänglichkeit gerührt, aber er faßte ſich bald wieder in den ihm ſo geläufigen Ernſt der Majeſtät und antwortete: »Mein Sohn, ich kann aus dieſer Sache keine Sache der Gunſt machen; es handelt ſich um die Reinheit des Glaubens, und darauf verſteht ſich der Biſchof von Meaux beſſer als Ihr und ich.«
A. d. H.

so wie die beiden Hofkavaliere Dupui und de l'Echelle. Dem Herzoge v. Beauvilliers würde es nicht besser ergangen seyn, hätte nicht der Kardinal v. Noailles mehr Mäßigung als Bossuet bewiesen.

Der König erließ nun an Fenelon den Befehl, sich in sein Bisthum zu begeben und dasselbe ohne Erlaubniß nicht zu verlassen, und dieser entfernte sich sogleich am folgenden Tage vom Hofe. Bevor er nach Cambray abreiste, schrieb er einen Brief an den Herzog von Beauvilliers, worin er ein wahrhaftes Mißtrauen auf sich selbst, und die völligste Bereitwilligkeit, sich dem Urtheile der Kirche zu unterwerfen, ausdrückt. Der Brief lautet wie folgt.

»Paris d. 6ten August 1697.

»Betrüben Sie sich meinetwegen nicht, mein Herr, »die Angelegenheit meiner Schrift geht nach Rom. Habe »ich geirrt, so wird mich der Ausspruch des h. Stuhles zu»rechtweisen, und das ist es, was ich mit gelehrigem »und unterwürfigem Herzen begehre. Habe ich mich schlecht »ausgedrückt, so wird man meine Ausdrücke berichtigen. »Glaubt man, daß der Gegenstand eine ausführlichere »Erklärung verdient, so bin ich bereit, sie durch neue »Zusätze zu geben. Enthält aber mein Buch nur reine »Lehre, so werde ich die Freude haben, genau zu erfah»ren, was man glauben, was man verwerfen müsse. »Selbst in diesem Falle werde ich nicht unterlassen, solche »Zusätze zu machen, die ohne die Wahrheit zu schwä»chen, auch den ängstlichsten Leser aufklären und erbauen »müssen. Wenn aber der Pabst mein Buch verdammt, »so werde ich der erste seyn, der es verwirft, und ich »werde in einem eigenen Hirtenbriefe die Lesung desselben im Bisthum Cambray verbieten... — Mit diesen »Gesinnungen, die Gott mir giebt, fühle ich mich völ»lig beruhigt, und kann gelassen die Entscheidung mei-

»nes Oberen abwarten, in welchem ich die Autorität Jesu »Christi anerkenne. Die uneigennützige Liebe soll nur »mit vollkommner Uneigennützigkeit vertheidigt werden. »Es handelt sich hier nicht um meine Ehre, um meinen »Ruf vor der Welt, oder um die tiefe Demüthigung, »wovor sich die Natur auf den Fall eines schlechten Er»folges, entsetzen mag. Ich glaube gerade und aufrich»tig zu handeln. Ich fürchte eben so sehr, in der Ver»theidigung der Wahrheit, vermessen, eigensinnig und »ungelehrig, als furchtsam, schwach und weltklug zu sein. »Werde ich vom Pabste verurtheilt, so werde ich ent»täuscht, und so genießt der Besiegte die ganze Frucht »des Sieges. Wenn hingegen der Pabst meine Lehre »nicht verdammt, so werde ich durch bescheidenes, ehr»erbietiges Schweigen diejenigen meiner Mitbrüder zu »besänftigen suchen, die sich durch ihren Eifer haben »hinreißen lassen, mir eine Lehre aufzubürden, die ich »so sehr als sie verabscheue, die ich stets verabscheuet »habe. Vielleicht werden sie mir dann, wenn sie meine »Aufrichtigkeit sehen, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

»Nur zwei Dinge behaupte ich, und darin besteht »meine ganze Lehre; nämlich 1) daß die wahre Liebe »Gott wegen Gott selbst liebt, abgesehn von der Se»ligkeit, die sie in ihm findet; und 2) daß in dem Le»ben der vollkommneren Seelen, die Liebe allen Tugen»den vorangeht, sie alle belebt, die Thätigkeit aller be»stimmt; so daß der Gerechte in diesem Zustande durch»gehends die Hoffnung und alle andere Tugenden mit »der vollkommnen Uneigennützigkeit der Liebe selbst, übet. »Ich sage durchgehends; denn auch dieser Zustand »ist nicht ohne Ausnahmen, weil er nur ein habitueller, »und keineswegs ein unveränderlicher ist. Gott weiß, daß »ich niemals etwas habe lehren wollen, das diese Schran»ken überschreitet. Ich glaube nicht, besorgen zu müssen,

»daß der h. Stuhl jemals eine Lehre verdammen werde,
»die durch die Väter, durch die theologiſchen Schulen,
»und durch ſo viele, von der römiſchen Kirche canoni-
»ſirte Heilige, beſtätiget iſt. Was die Ausdrücke meines
»Buches betrifft, ſo überlaſſe ich ſie ganz dem Urtheile
»meiner Oberen, wenn ſie aus Mangel an Korrektheit
»der Wahrheit ſchaden können. Ich würde unträſtlich
»ſeyn, die Ruhe der Kirche zu ſtören, wenn es ſich bloß
»auf das Intereſſe meiner Perſon und meines Buches
»handelte.

»Das ſind meine Geſinnungen. Ich reiſe nun
»nach Cambray, nachdem ich zuvor von Grund des
»Herzens Gott alles geopfert habe, was ich ihm in dieſer
»Sache opfern kann. Erlauben Sie nun, daß ich Sie
»ermahne, in dieſelbe Geſinnung einzugehn. Ich habe
»kein menſchliches Mittel verſäumt, die Lehre, die ich
»für wahr halte, zu vertheidigen; ich habe dem Pabſte
»alle Gründe, die ſie unterſtützen, vorgelegt: das iſt
»Alles, was ich vermag; das Uebrige muß Gott thun,
»wenn es ſeine Sache iſt, für die ich ſpreche. Laſſen
»Sie uns nicht auf die Menſchen und ihr Verfahren,
»laſſen Sie uns in Allem allein auf Gott ſehen. Laſ-
»ſen Sie uns Kinder des Friedens ſeyn, ſo wird der
»Friede auf uns ruhen; bitter mag er ſeyn, dieſer Friede,
»aber darum auch um ſo reiner. Wir wollen unſre red-
»lichen Abſichten nicht durch Eigenſinn, Heftigkeit, nicht
»durch menſchliche Künſte, durch fleiſchlichen Eifer ver-
»derben. Wir wollen in Einfalt Rechenſchaft geben von
»unſerm Glauben; wollen uns zurecht weiſen laſſen, wenn
»wir es bedürfen, und auch dann die Zurechtweiſung
»ertragen, wenn wir ſie nicht verdienen.

»Was Sie, mein Herr, insbeſondere betrifft, ſo
»muß Schweigen, Unterwerfung und Gebet Ihr Theil
»ſeyn. Beten Sie für mich in dieſer dringenden Noth.

»Beten Sie für die Kirche, die an diesem Aergerniſſe lei»det. Beten Sie für unsre Gegner, daß der Geiſt der »Gnade mit ihnen sey, auf daß sie mich belehren, wenn »ich irre, oder mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn »ich Recht habe. Beten Sie endlich, für die Sache des »Gebetes selbſt, welche gelähret iſt, und der Rechtfer»tigung bedarf. Denn die Vollkommenheit selbſt iſt ver»dächtig geworden in dieser Zeit; — und so viel brauchte »es wahrlich nicht, um die trägen, eigenliebigen Men»schen davon zu entfernen. — Die uneigennützige Liebe »wird für eine Quelle von Täuschung und gräuelhafter »Gottloſigkeit gehalten. Unter dem Vorwande der Sicher»heit, der Vorsicht, gewöhnt man die Chriſten, Gott »nur aus eigennützigen Absichten zu suchen; man verbie»tet sogar den geförderteren Seelen eine vollkommene »Reue zu üben und Gott zu dienen, aus dem lauteren »Beweggrunde, durch den man bisher sogar die Sünder »aus ihren Verirrungen zurückzuführen wünschte, ich »meine den Beweggrund, den die Güte des unend»lich liebenswürdigen Gottes gibt.

»Ich weiß, daß man die uneigennützige Liebe, die »vollkommne Hingebung mißbraucht. Ich weiß, daß es »Heuchler gibt, die unter diesen schönen Worten das »Evangelium verkehren; aber darum iſt doch die reine »Liebe nicht weniger die Vollkommenheit des Chriſten»thums; und das schlimmſte aller Mittel iſt doch wohl, »das Vollkommne zu vernichten, um den Mißbrauch deſ»selben zu verhüten. Gott wird hier beſſer vorzusehen »wiſſen, als wir Menschen. Wir wollen uns demüthigen, »wollen schweigen, und wollen das Gebet üben, statt »darüber zu streiten; indem wir es üben, vertheidigen »wir es. Im Schweigen wird unsre Stärke beſtehn.«

Dieſer Brief wurde sogleich bekannt gemacht, und je»dermann bewunderte Fenelons friedfertige Geſinnun»

gen. Nach dieſer Erklärung blieb nun eigentlich für beide Theile nichts übrig, als die Entſcheidung Rom's ruhig abzuwarten; denn was konnte man von einem Manne beſorgen, der ſo ſehr fürchtete zu irren, und der nichts anderes begehrte, als eines beſſeren belehrt zu werden? —

Indeß ſchickten die Biſchöfe von Paris und von Chartres eine einſtimmige Erklärung gegen Fenelons Buch nach Rom, und Boſſuet begleitete ſie mit einer kurzen Darſtellung aller verhaßten Lehren, die er Fenelon als die nothwendigen Folgen ſeiner Grundſätze aufbürdete.

Fenelon ließ ſeine Vertheidigungsſchriften Anfangs nicht drucken, ſondern ſchickte ſie nur handſchriftlich nach Rom. Als aber die Cardinäle ihm melden ließen, daß es nicht möglich ſey, alle Perſonen des h. Gerichtes mit den nöthigen Abſchriften der weitläufigen Aktenſtücke zu verſehen, und daß, weil die Anſchuldigungen gegen ihn in Frankreich öffentlich bekannt gemacht würden, ſeine Vertheidigungen es auch werden müßten; ſo entſchloß er ſich, dieſelben, ſo wie er ſie nach und nach zu verfaſſen genöthiget ward, auch drucken zu laſſen. *)

---

*) Fenelon befand ſich dabei in großer Verlegenheit; das Verfaſſen ſeiner Schutzſchriften ward ihm ungleich leichter als der Druck derſelben; die Pariſer Druckereien durfte er nicht benutzen, Boſſuet würde es durch die Regierung verhindert haben; auch der nahen holländiſchen Preſſen, die damals durch ihre Frei- oder Frechheit in Religions- und Staatsſachen ſo berüchtigt waren, konnte er ſich füglich in einer ſolchen Sache nicht bedienen; und die flamändiſchen waren noch zu unvollkommen, um ihnen Schriften anzuvertrauen, worin auf die Korrektheit des Druckes Alles ankam, weil ein der-

Die Bischöfe von Paris und Chartres bewiesen in dem Streite viel mehr Mäßigung als Bossuet, und kamen auch mit diesem nicht völlig in der Lehre überein, die sie behaupteten.

Bossuet hatte nämlich gleich Anfangs ein Paradoxon aufgestellt, welches alle Schulen in Erstaunen setzte. Er behauptete nämlich, das innerliche Gebet setze nothwendig eine Mannigfaltigkeit unterschiedener Acte und discursiver Betrachtungen voraus, und das passive Gebet, wovon die Mystiker sprechen, sey ein außerordentlicher, miraculöser Zustand, der alle eigentliche Mitwirkung des freien Willens ausschließe; das heißt in verständlicher Sprache: es sey etwas Außerordentliches, unnatürlich Erzwungenes, dem geliebten Gegenstande gegenüber sich ruhig zu verhalten, und ihm unsre Liebe vielmehr durch Schweigen und Anblicken als durch künstliche, studierte Reden zu bezeugen. Der Erzbischof von Paris erklärte sich gegen diese Meinung *), die im Reiche der Natur und der Gnade gleich falsch und abgeschmackt ist.

Ferner läugnete Bossuet vom Anfange des Streites an, nicht nur die Möglichkeit eines habituellen Zustandes, worin man Gott wegen seiner selbst liebt, sondern sogar die Möglichkeit einzelner Acte einer solchen Liebe, indem er behauptete, die Liebe habe keinen andern Be-

---

setzter Punkt oder Strich, als eine Ketzerei ausgelegt werden konnte.« Und so war er genöthigt, seine Schriften heimlich in Lyon, fern von eigener Sorge und Aufsicht, drucken zu lassen; während seine Gegner, unterstützt von der Regierung, alle Mittel hatten, ihre Schriften gegen ihn drucken und bekannt machen zu lassen.

A. d. H.

*) Instruction pastorale du 27. Oct. 1697.

weggrund, als den der Hoffnung; d. h., es ſey nicht möglich, einen Gegenſtand wegen ſeiner Vollkommenheiten zu lieben, ſondern nur wegen ſeiner Wohlthaten. Der Biſchof von Chartres, an der Spitze aller Schultheologen, und namentlich der Doctoren von Löwen, gab dieſe Meinung auf, *) die allen menſchlichen und göttlichen Empfindungen widerſtreitet.

Was aber dieſe drei Biſchöfe einſtimmig gegen Fenelon beſtritten, war Folgendes. Fenelon hatte immer geſagt, in den vollkommenen Seelen würden die Acte der Hoffnung durch die der Liebe veredelt, und die ewige Seligkeit von ihnen nicht bloß als ein vergnügender, ergötzlicher, von allem Ungemach befreiender, ſondern als ein die Liebe läuternder, verklärender, vollendender Zuſtand gewünſcht und begehrt. Er hatte ſich hierbei des allen Myſtikern ſo gewöhnlichen Wortes: Eigennutz, bedient, um dadurch, nicht das Verlangen der Seligkeit ſelbſt, ſondern nur die unedlen, unvollkommenen Beweggründe dieſes Verlangens zu bezeichnen. Nun wollte aber Boſſuet, trotz allen Erläuterungen, Berichtigungen und ausdrücklichen Erklärungen Fenelons, dennoch dieſes Wort immer in erſterem Sinn verſtanden wiſſen, und er zog dann daraus die Folgerung: Fenelon lehre unter dem Namen der Hinopferung des Eigennutzes, völlige Gleichgültigkeit gegen die Seligkeit.

Der Biſchof von Chartres ſtimmte in ſeinem Paſtoralſchreiben dieſer ſchielenden und gehäſſigen Auslegung bei. Der Erzbiſchof von Paris hingegen griff in dem ſeinigen zwar nicht die Geſinnungen Fenelons an, gab aber doch überall zu verſtehen, daß die Ausdrücke ſeines Buches einen ſolchen Irrthum begünſtigen könnten.

*) Instruction pastorale du 10. Juin. 1698.

Beide Bischöfe hörten jedoch bald zu schreiben auf. Bossuet allein führte den Streit fort und überschwemmte Frankreich mit Sendschreiben und Repliken. *)

Im Verlaufe des Streites gestand Bossuet, daß das Buch der Maximen nur ein Auszug sey aus den Manuscripten, die ihm Fenelon während der Conferenzen von Issy gegeben hatte. Vor dem Drucke des Buches (dessen Inhalt ihm also schon bekannt war) hatte er, wie wir gesehn haben, an Fenelon geschrieben, »er fühle nur ein gewisses Etwas, das sie noch ein wenig trenne;« nach dem Drucke des Buches war dieses Etwas ein gräulicher, gottloser Quietismus geworden.

Ich will hier nicht alle die harten Namen anführen, womit dieser Mann nicht nur die Lehre, sondern auch die Person Fenelons zu belegen sich vergaß; der seinerseits allen seinen Heftigkeiten nur Gründe entgegensetzte, ohne jemals weder die christliche Sanftmuth noch

*) Hier das Verzeichniß derselben: 1. Summa doctrinae libri, cui titulus: *Explication des Maximes des Saints etc.*, deque consequentibus, ac defensionibus et explicationibus. 2. einen Brief unter dem Titel: Lettre d'un docteur. 3. Declaratio illustrissimorum et reverendissimorum ecclesiae principum Lud. Ant. de Noailles, Archiep. Paris., Jac. Benigni Bossuet, Episcopi Meldensis et Pauli de Godet-des-Marais Episcopi Carnotensis, circa librum, cui titulus: Explication des Maximes etc. 4. Préface sur l'instruction pastorale de l'Archevêque de Cambray; 5. Relation du Quiétisme; 6. De nova questione tractatus tres. sc. I. Mystici in tuto; II. Schola in tuto; III. Quietismus redivivus. 1693. 7. Quaestiuncula de actibus a caritate imperatis.

A. d. H.

die biſchöfliche Würde zu verletzen.*) Zur Probe ſeiner Schreibart möge Folgendes dienen:

»Ich flehe zu Gott aus dem Grunde meines Her»zens, daß er ſeiner vollkommnen Liebe nur dadurch »einen völligen Sieg über Sie gewähre, daß er Sie

---

*) Der eifernde Boſſuet gab mannigfaltige Blößen, die uns nicht mehr ärgern ſollen, als den frommen Fene»lon, darum hier noch einige der Milde, Aufrichtigkeit und Demuth athmenden Erwiederungen deſſelben.

»Als ich, Hochwürdigſter, Ihr letztes Buch ſchloß, »habe ich mich vor Gottes Augen geſtellt, wie ich im »Augenblicke des Todes vor Ihm zu ſtehen wünſche. »Ich habe ihn inbrünſtig angefleht, nicht zu geſtatten, »daß ich mich ſelbſt betröge. Ich habe, meine ich, nur »gefürchtet, mir ſelber zu ſchmeicheln, andere irre zu »führen, und Ihre Gründe nicht genug gegen mich gel»tend zu machen. Wollte Gott, daß ich nichts anderes »zu thun hätte, als nach Ihrem Wunſche mich zu de»müthigen, um Sie zu beſänftigen und das Aergerniß »zu endigen. Aber urtheilen Sie ſelbſt, Hochwürdigſter, »ob ich mich gegen das Zeugniß meines Gewiſſens de»müthigen darf, durch das Geſtändniß, daß ich unter »dem Namen der völligen Hingebung des Eigennutzes, »die gottloſeſte Verzweiflung habe lehren wollen, da Gott, »der mich richten wird, mein Zeuge iſt, daß ich mein »Buch nur darum verfaßt habe, um Alles, was eine »ſo gräuelhafte Lehre begünſtigen kann, zu nichte zu »machen.« Dann beklagt ſich Fenelon über die Ge»walt, die man ſeiner Schrift angethan, um durch Ver»drehungen, Auslaſſungen, Zuſammenrückungen ſeinen Text zu entſtellen, ſeinen Sinn zu vergiften; und fährt

»dieſelbe mit allen ihren Reizen fühlen laſſe. Ich wün»ſche, daß das himmliſche Feuer, welches Sie auslö»ſchen wollen, Sie ſelbſt entflamme, Sie verzehre und »Sie beſeele mit dem Eifer, es überall anzuzünden; –

---

fort: »Wollte Gott, Hochw., daß Sie mich nicht ge»nöthigt hätten, das Stillſchweigen zu brechen, das »ich bis auf's Aeußerſte gehalten habe. Gott, der Her»zensforſcher, weiß es, mit welcher Gelehrigkeit ich »bereit war zu ſchweigen, bis unſer gemeinſamer Va»ter geſprochen hätte, und mein Buch auf ſeinen er»ſten Wink zu verdammen. Mögen Sie, Hochw., es »immerhin betheuern, daß Sie gegen mich der Verthei»diger der Kirche ſeyn müſſen, wie St. Auguſtin es »war gegen die Ketzer ſeiner Zeit. Ein Biſchof, der ſein »Buch der Kirche unterwirft, und der nach dieſer Un»terwerfung ſchweigt, kann weder mit Pelagius »noch mit Julian verglichen werden. Sie konnten, »einverſtanden mit mir, alle Ihre Einwürfe in der Stille »nach Rom ſenden; auch ich würde dann keine Apolo»gie, weder gedruckt noch handſchriftlich, bekannt ge»macht haben; der Richter allein hätte meine Verthei»digung gerüſt; die ganze Kirche hätte das Urtheil »ruhig abgewartet, und dieſes Urtheil hätte alles bren»digt. Die Verdammung meines Buches, und meine »rückhaltloſe Unterwerfung hätten nicht die mindeſte »Gefahr der Verführung übrig gelaſſen; und ohne uns »gegen die Wahrheit zu verfehlen, hätten wir die Liebe, »den Frieden und die biſchöfliche Würde unverletzt er»halten. – Seinen dritten Brief an Boſſuet, ſchließt F. mit folgenden ſchönen Ausdrücken, einer edlen, zarten Empfindlichkeit:

»daß es Sie auf den Gipfel der Vollkommenheit er»hebe, woron Sie die Menſchen entfernen wollen.«

Mit ſolcher Liebe und Sanftmuth bewies Fenelon die allgemeine, ununterbrochene Tradition der Kirche über

---

»Wie hart werden mir, Hochwürdigſter, dieſe endlo»ſen Wortſtreite; wie wehe thut es mir, mich gegen »ſo fürchterliche Anſchuldigungen nicht anders rechtfer»tigen zu können, als dadurch, daß ich vor den Augen »der ganzen Kirche mein Buch öffne, und zeige, wie »ſehr Sie meine Lehre entſtellt haben. Was kann man »von Ihren Abſichten denken? — Ich bin »der theure »Schriftſteller, den Sie in Ihren Einge»weiden tragen,« um ihn, mit Molinos, in »den Abgrund des Quietismus zu ſtürzen. Sie gehen »umher und beweinen mich, und zerreiſſen mich, indem »Sie mich beweinen! Was kann man von dieſen Thrä»nen halten, die nur dazu dienen, Ihren Anſchuldi»gungen größeres Gewicht zu geben? Sie beweinen »mich, während Sie in meinen Worten das Wichtigſte »auslaſſen! Während Sie ſtillſchweigend Sätze verbin»den, die in meinem Text getrennt ſind! während Sie »Ihre übertriebenſten Folgerungen als meine ausdrück»lichen Lehren hinſtellen, obwohl dieſelben meinem Texte »offenbar widerſprechen! Wie groß auch die Autorität »iſt, welche Sie, Hochw., ſich bis jetzt mit Recht er»worben haben, ſo ſteht ſie doch in keinem Verhältniſſe »zu derjenigen, die Sie ſich in dieſer letzten Schrift an»eignen. Der unbefangene Leſer iſt erſtaunt, in einem »Buche, das gegen einen der Kirche unterthänigen Mit»bruder geſchrieben ward, keine Spur von jener Mä»ßigung zu finden, die man an ihren Schriften gegen

dieſen Gegenſtand. Aber indem er die Lehre der Contemplativen vertheidigte, unterwarf er ſtets ſeine Schrift dem Urtheile der Kirche, und vergaß niemals zu unterſcheiden zwiſchen dem Dogma und den Worten, deren er ſich bedient hatte, daſſelbe auszudrücken.

»proteſtantiſche Lehrer ſo ſehr gerühmt hatte. — Was »mich betrifft, Hochw., ſo weiß ich zwar nicht, ob ich »täuſche, und ich darf darüber nicht urtheilen, — aber »es ſcheint mir, daß mein Herz nicht bewegt iſt, daß »ich nichts wünſche als den Frieden, und daß ich mit »beſtändigem Reſpecte gegen Ihre Perſon beharre. ꝛc.

Als man dennoch mit Entſtellung ſeiner Worte, und mit Gehäſſigmachung ſeiner Perſon und Geſinnung in öffentlichen Druckſchriften nicht aufhörte, ſchrieb F. einen vierten Brief an Boſſuet, worin er ſeine edle Indignation auf eine männliche Weiſe, und als Erzbiſchof einem Biſchofe gegenüber, in mehr gehaltenem Tone ausdrückt: ... »So darf man ſich alſo das Recht »anmaßen, weſentliche Worte, die den ganzen Sinn »eines Satzes ändern, auszulaſſen, um einen Schrift»ſteller der Gottloſigkeit, der Läſterung zu überführen?. »... Ich kann nicht ſchließen, ohne Sie an die heftigen Ausdrücke zu erinnern, womit Sie meiner Antwort auf Ihre Summa doctrina erwähnen: dies ſind »Ihre Worte über Ihren Mitbruder, der Sie ſtets geliebt und ungemein verehrt hat: »Seine Freunde, »ſagen Sie, ſtreuen überall aus, es ſey ein »ſiegreiches Buch, und er gewinne darin »große Vortheile über mich; — wir wollen ſehen!«. Nein, Hochwürdigſter, ich will nicht »ſehen, als Ihren Triumph und meine Beſchämung

Als Boſſuet ſah, daß es ihm mit den Angriffen auf die Lehre Fenelons nicht gelingen wollte, nahm er ſeine Zuflucht zu Perſönlichkeiten und Thatſachen, und gab einen Bericht über den Quietismus heraus,

---

»wenn Gott dadurch verherrlicht werden ſoll. Gott be»hüte, daß es mir jemals um einen Sieg über jemand, »und am wenigſten über Sie, zu thun ſey! Gern ſtehe »ich Ihnen in Kenntniſſen, in Genie, in Allem, was »Achtung erwerben kann, nach. Ich verlange nichts, »als von Ihnen beſiegt zu werden, wenn ich irre, und »durch Darthuung meiner Glaubensreinheit, das Aer»gerniß zu heben, wenn ich nicht irre. Sie haben alſo »nicht Urſache zu ſagen: »wir wollen ſehen!« »Ich will nichts ſehen als die Wahrheit und den »Frieden; die Wahrheit, die die Hirten erleuchten, »den Frieden, der ſie vereinigen ſoll. — Sie rufen aus: »Hat denn ein Chriſt, ein Biſchof, ein »Menſch ſo viele Mühe ſich zu demüthigen?« »Der Lehrer möge über die Heftigkeit dieſes Ausrufes »urtheilen. — Wie können Sie, Hochw., es übel neh»men, daß ein Biſchof, gegen ſein Gewiſſen, nicht »eingeſtehen will, er habe gottloſe Dinge gelehrt? — »Erlauben Sie, daß ich Ihnen nun ſage: Hat denn »ein Chriſt, ein Biſchof, ein Menſch ſo viel »Mühe, ſeinen vortiligen Eifer zu geſtehen, den die »Kirche uns an mehreren Heiligen, ſogar an Kirchen»vätern zeigt?

»Sie ſagen: »die neue Spiritualität belä»ſtigt die Kirche mit blendenden Send»ſchreiben und Hirtenbriefen, mit irri»gen Antworten.« Aber mit welchem Rechte nen»

worin er ſich bemühte, Fenelon als den blinden Bewunderer eines viſionairen Weibes darzuſtellen. Fenelon beantwortete dieſe Schrift mit ſolcher Kraft und Ueberlegenheit, und zugleich mit ſolcher Mäßigung, und Würde, daß das ganze Publikum ſich gegen Boſſuet wandte, voll Unwillen über die niedrigen Kunſtgriffe, womit er die Wahrheit zu beſeitigen und allerlei lächerliche Hirngeſpinnſte an ihre Stelle zu ſetzen geſucht hatte. *)

»nen Sie ſich die Kirche? Bis jetzt hat ſie noch nicht ge»ſprochen, und Sie ſind es, der vor ihr ſprechen will. »Nicht eine neue Spiritualität, ſondern die »alte iſt es, die ich vertheidige. Aber wer hat zuerſt »geſchrieben? wer hat das Aergerniß begonnen? wer »hat mit bitterm Eifer geſchrieben? — Sie ereifern ſich, »daß ich nicht ſchweige, wenn Sie die gröblichſten Be»ſchuldigungen gegen mich vorbringen ... Sie hören »nicht auf, mich zu zerreiſſen, ohne die Entſcheidung »der Kirche abzuwarten.«

Dieſe würdevolle Weiſe, womit Fenelon den fulminanten Anſchuldigungen Boſſuets begegnete, und ſie niederſchlug oder eigentlich auf ihren Urheber zurückfallen machte, gewann ihm allmählig die Gemüther wieder: Boſſuet ſah ſich zum erſten Male in ſeinem eignen Felde, dem der Polemik, das er ſo lange ſiegreich beherrſcht hatte, bedroht, und griff nun zu dem letzten, aber nicht ſehr würdigen Mittel, den Streit von der Sache ab, auf die Perſon zu wenden; — er ſchrieb ſeinen Bericht über den Quietismus.

*) Nach Bauſſet, ſoll ſich Boſſuet nur durch die Inſtigationen ſeines Neffen, des Abbe Boſſuet, (der zu Rom ſeines Oheims Partey in dieſer Streitſache

Inzwiſchen ward das Buch in Rom unterſucht. Die Miniſter dieſes Hofes boten Alles auf, das Ungewitter

---

mit großer Leidenſchaftlichkeit vertrat, und alle ſelbſt die niedrigſten Mittel zur Erreichung eines günſtigen Ausganges anwandte) zur Abfaſſung und Bekanntmachung dieſes Berichtes über den Quietismus entſchloſſen haben, den Bauſſet ſelbſt das betrübendſte Denkmal dieſer Controverſe nennt. Er beruhte gänzlich auf den Manuſcripten, die M. Guyon ihm früher anvertraut, auf den zärtlichen, reſpectvollen Briefen, welche Fenelon mit voller Herzensergießung an ihn, als ſeinen väterlichen Freund und Gewiſſensrath geſchrieben, und endlich auf dem ausführlichen Schreiben an Frau von Maintenon, worin ihr F. ſeine Gründe, die ihm Boſſuets Schrift gegen M. Guyon zu approbiren verboten, dargelegt hatte. Dieſe Heiligthümer der Freundſchaft hatte Boſſuet mit ſolcher Schlauheit und Gewandtheit zu benuzzen, zu entſtellen, mit verdrehten Thatſachen zu verweben gewußt, daß als endliches Reſultat, »Fenelon als der Montanus einer neuen Prisceilla« daſtand. (Dies ſind Boſſuets eigne Worte.) Dieſe Schrift, worin der Name des Königs und der Frau v. Maintenon auf jeder Seite glänzte, machte in Paris und Rom den ſchrecklichſten Eindruck. Fenelons Freunde waren in der höchſten Beſtürzung; er allein blieb ruhig und gefaßt. Das einzige ängſtigte ihn, daß er durch die abgenöthigte Widerlegung vielleicht ſeine Freunde, beſonders den Herzog von Beauvilliers unglücklich machen könnte, weil ihm ſchon von Paris aus geſchrieben worden war, »daß der Ueberreſt

zu beſänftigen, und einen entſcheidenden Urtheilsſpruch gegen einen ſo ehrwürdigen Biſchof zu umgehen, aber es war umſonſt.

ſeiner Freunde nur noch an einem Haare hinge (in der Gunſt des Königs.«) Er entſchloß ſich alſo ſeine Widerlegung auf die glimpflichſte Weiſe abzufaſſen, und lieferte zur Ueberraſchung der Welt, binnen 5 Wochen ſeine Antwort auf den Bericht über den Quietismus, dieſes Meiſterſtück von Beredſamkeit und gewandter, erörternder Ausführung. Rom und Paris und ganz Europa erſtaunte über die klare Darſtellung der Thatſache, über die ſiegreiche Widerlegung jeder Anklage, über die bewunderungswürdige Kunſt, womit alle andere betheiligte Perſonen, der König, F. v. Maintenon, der Erzbiſchof von Paris, umgangen, und immer nur Boſſuet allein bezielt und getroffen war: und endlich über den Einklang von Einfalt, Würde und Hoheit, der das Ganze durchdrang. Je größeren Eindruck Boſſuets Bericht gegen F. gemacht hatte, deſto größeren machte nun ſeine Antwort zu ſeinen Gunſten. Boſſuet wollte dieſen Eindruck durch ſeine Gegenbemerkung verwiſchen, er arbeitete zwei Monate daran; aber es gelang ihm nicht. Fenelon widerlegte ſie bald mit der vollen Ueberlegenheit der Wahrheit, und ſicherte ſich den günſtigen Eindruck, den ſeine Antwort auf alle redliche Gemüther gemacht hatte. Es iſt nicht wohl möglich, Einzelnes daraus anzuführen, weil ſich alles auf Boſſuets ſchmähliche Anſchuldigungen bezieht. Um aber die Wirkung, die die Antwort in Rom machte,

Das Buch ward alſo den Conſultoren des h. Officiums, zehn an der Zahl übergeben. Sie hielten acht Monate hindurch ihre Zuſammenkünfte, und arbeiteten mit äußerſter Anſtrengung. Das endliche Reſultat ihrer Unterſuchungen war eine totale Verſchiedenheit der Meinungen; fünfe nämlich ſtimmten für die Verdammung des Buches, und die fünf anderen behaupteten, es ent-

---

und zugleich den Geiſt des Gegners Fenelons kurz und kräftig zu ſchildern, mögen folgende Aeußerungen des Abbe Boſſuet an ſeinen Oheim, aus Rom v. 25. Nov. 1698, genügen: »Er iſt ein wildes Thier, »(Fenelon ein wildes Thier!) das man zur Ehre »des Epiſkopats und der Wahrheit verfol»gen muß, bis man es zu Boden geſtürzt und außer »Stand geſetzt hat, ferner zu ſchaden. Hat nicht St. »Auguſtin den Julian bis auf den Tod ver»folgt? — Man muß die Kirche von dem größten Feinde »befreien, den ſie jemals gehabt hat. Ich glaube, daß »die Biſchöfe und der König, ohne ihr Gewiſſen zu ver»letzen, den Erzbiſchof von Cambray nicht in Ruhe »laſſen können.« Die parteileſen Römer urtheilten aber anders von Fenelons Vertheidigungsſchriften: So ſagte ein Kardinal zum Abbe Chanterac, Fenelons Geſchäftsführer: »Ich habe ſie mit großer Freude »geleſen, als hätte ich den Erzbiſchof Fe»nelon aus dem tiefen Meer, das ihn ver»ſchlungen hatte, plötzlich wieder an's Land »kommen und in Sicherheit das Ufer beſtei»gen ſehn.« Auch der Pabſt und alle übrige Kardinäle empfingen dieſe Schriften mit ſichtbarer Güte und Freude. — Boſſuet war dadurch ſo ſehr gemacht

halte gesunde Lehre.*) Der Erzbischof von Chietti, einer der Konsulteren, erklärte laut: entweder müsse man alle Schriften des h. Franz von Sales verbrennen, oder die Schrift des Erzbischofs von Cambray gutheißen. Die Opponenten waren auch wieder unter sich getheilet: einige gaben Sätze zu, welche die anderen verwarfen. Endlich ward die Sache vor das h. Officium selbst gebracht. Der Papst befahl, daß wöchentlich drei Congregationen gehalten werden sollten; und die Kardinäle waren zehn Monate lang beschäftiget, Alles zu untersuchen und zu erörteren.

---

worden, daß er bald über Thatsachen zu schreiben aufhörte und in seiner letzten Schrift äußerte: Fenelon habe Verstand zum Bange machen. Er hatte mehr als Verstand, er hatte Recht und Wahrheit und Demuth und Liebe. A. d. U.

*) Nach den herkömmlichen Gebräuchen und Regeln des h. Officiums, war durch diese Gleichheit der Stimmen das Buch schon gerechtfertigt; und die Curie würde wohl diesmal, wie gewöhnlich, bei dem alten Herkommen stehen geblieben seyn, hätten nicht gebieterische Rücksichten auf den französischen Hof, und dringende Forderungen von dort, dem gewöhnlichen Gange eine andere Richtung gegeben: Bossuet hatte nämlich den König bewogen, einen eigenhändigen Brief an den Papst zu schreiben, darin Fenelons Verdammung nachdrücklich zu fordern; auch hatte der König, um den Römern zu zeigen, daß er ihn gar nicht geschont wissen wolle, Fenelons Namen mit eigener Hand aus dem Hofetat ausgemerzt. Demnach konnte Innocenz XII., so gern er es wollte, einem entscheidenden Urtheilsspruche nicht ausweichen. Siehe Bausset histoire de Fénélon Tom. II. p. 43. A. d. U.

Einige Tage vor der endlichen Entscheidung forderte der Pabst die Cardinäle auf, unter sich zu berathen, ob es nicht dienlich sey, den Streit durch ein apostolisches Dekret zu schlichten, worin man, nach Art der Concilien, gewisse Canones über das innerliche Leben festsetzte, ohne die Schrift des Erzbischofs v. Cambray ausdrücklich zu verurtheilen. Der Cardinal Casanata (der dem Bischof Bossuet sehr ergeben war) verwarf diesen Vorschlag laut, weil dadurch das Buch der Maximen gut geheißen würde, welches, sagte S. Eminenz, Rom und Frankreich entzweien könnte.

Endlich, nach achtzehnmonatlicher Untersuchung, erschien das langerwartete Urtheil. Pabst Innocenz XII. erließ ein Breve, worin er das Buch und drei und zwanzig daraus gezogene Sätze verurtheilte. *)

---

*) „Die von Innocenz verdammte Lehre, schreibt Bausset, läßt sich auf folgende zwei Hauptpunkte zurückführen:

1) Es gibt Seelen, welche von der Liebe Gottes so sehr entflammt, so sehr ergeben sind in seinen heiligen Willen, daß, wenn sie in einem Zustande der Prüfung glaubten, Gott habe sie zu ewigen Strafen verdammt, sie bereit wären ihm das vollkommne Opfer ihrer Seligkeit darzubringen.

(Nur muß man nicht übersehen, bemerkt hier Bausset, daß die meisten, welche diese Art von Opfer vertheidigten oder übten, stets voraussetzten, die Seele würde, in diesem Zustande der Verdammniß, der Liebe Gottes nicht beraubt werden. Dies gab ihrem Opfer eine ganz andere Bedeutung.)

2) Es gibt in diesem Leben einen habituellen Zustand so hoher Vollkommenheit, daß die Seele darin weder für das Verlangen nach Belohnung, noch für

Fenelon unterwarf sich sogleich, und erließ einen Hirtenbrief, welcher ein ewiges Denkmal seines Gehor-

---

die Furcht der Strafen mehr empfänglich ist.«

Diese Lehren, welche in dem Buchstaben des Buches der Maximen gefunden wurden, konnten allerdings zu verderblichen Verirrungen Anlaß geben; sie sind aber nicht das, was Fenelon unter dem Namen der uneigennützigen Liebe verstanden und gerechtfertigt wissen wollte; vielmehr hatte er sie in seinen Erklärungen ausdrücklich verworfen, weshalb auch diese Erklärungen in das Verdammungsurtheil gar nicht aufgenommen, und nicht einmal zu lesen verboten wurden. Wir haben schon gesehen, daß F. von der reinen Liebe das Verlangen und die Hoffnung der Seligkeit keineswegs ausschloß, sondern nur lehrte, daß beide durch die Liebe veredelt, vervollkommnet würden.

Leibnitz, in einem Briefe an Thom. Burnet, glaubte, dem Streite über diesen Gegenstand durch folgende Definition von der Liebe ein Ende machen zu können: »*Amare est felicitate alterius delectari*; (Lieben heißt sich an der Glückseligkeit eines andern ergötzen.) Diese Definition, schreibt er, genügt, glaube ich, zur Auflösung der großen Frage: Wie die wahre Liebe uneigennützig seyn kann, wenn wir gleich dabei nichts thun, als was zu unserm eigenen Besten gereicht? — Der Aufschluß liegt darin, daß alle Dinge, die wir ihrer selbst wegen und ohne Absicht auf eigenen Vortheil lieben, von der Art sind, daß sie uns durch ihre vortrefflichen Eigenschaften beglücken, so daß die Glückseligkeit des geliebten Gegenstandes mit der unsrigen zusammenfließt. — Man sieht daher, daß jene De-

ſams gegen die Kirche und ſeiner Liebe zum Frieden blei-
ben wird. *) Er lautet wie folgt:

---

finition mit wenig Worten dem Streite ein Ende macht.«
Iſt aber dieſe Definition: alterius *felicitate* delectari, vollſtändig? umſchließt ſie den ganzen, vollen Begriff der Liebe? Mir ſcheint dies nicht; denn: können wir nicht auch, wenigſtens im endlichen Zuſtande, unglückſelige Weſen mit wahrer Liebe lieben? — war, um ein Beiſpiel für alle anzuführen, der ſterbende Chriſtus am Kreuz, als er ausrief: »Mein Gott! warum haſt du mich verlaſſen?« nicht der würdigſte Gegenſtand der Liebe, nicht für die Menſchen allein, ſondern auch für die Engel, für die er doch nicht litt, und für den Vater ſelbſt? — und doch fand hier gewiß kein Wohlgefallen an ſeiner Glückſeligkeit ſtatt. Muß man alſo nicht ſagen: amare est *perfectione* alterius delectari, Liebe iſt das Wohlgefallen an der Vollkommenheit eines andern? und iſt dies nicht genau die Fenelonſche Definition? — Auch dieſe Definition hätte dem Streite ein Ende gemacht, wenn Boſſuet ſie verſtanden hätte, oder wenn man überhaupt die Liebe mit dem Verſtande begreifen könnte. — Nur mit dem Gemüthe mag ſie begriffen werden. »Lieben muß man, ſagt Fenelon, um zu wiſſen, was Liebe iſt;« und Paulus ſchreibt den Epheſern: »Ihr müſſet feſt gewurzelt und gegründet ſeyn in der Liebe, damit ihr mit allen Heiligen zu begreifen vermöget, welches die Breite und Länge, die Tiefe und Höhe (der Liebe) ſey; damit ihr auch erkennet, daß die Liebe Chriſti alle Erkenntniß weit überſteigt.« A. d. U.

*) Fenelon erhielt die erſte Nachricht von der Verdam-

»Wir ſind uns, geliebte Brüder, euch ganz und ohne »Rückhalt ſchuldig, da wir nicht mehr uns, da wir der »Heerde angehören, die uns anvertrauet iſt. In dieſem »Geiſte nun, fühlen wir uns verpflichtet, euch hier unſer »ganzes Herz auszuſchütten, und euch in Kenntniß zu »ſetzen von dem, was uns, hinſichtlich des Buches der »Maximen, anbelangt. Unſer h. Vater, der Pabſt, hat »endlich, durch ein Breve vom 12. März, dieſes Buch »nebſt 23 daraus gezogenen Sätzen verdammt. Dieſem »Breve, geliebte Brüder, pflichten wir vollkommen und »ohne allen Schatten von Rückhalt einfältig bei, ſowohl »was den Text des Buches, als was die 23 Sätze betrifft, »auch verbieten wir unter der dort ausgeſprochenen Strafe »allen Gläubigen unſeres Bisthums, dieſes Buch zu le»ſen oder zu behalten.« *)

»Wir werden, geliebte Brüder, uns tröſten über »das, was uns demüthiget, wenn nur der Dienſt des »Wortes, der uns von dem Herrn zu eurer Heiligung »anvertraut iſt, dadurch nicht Schaden leidet, und wenn »die Heerde, ungeachtet der Demüthigung des Hirten, an »Gnade vor Gott zuzunehmen fortfährt.

---

mung ſeines Buches durch ſeinen Bruder, den Grafen von Fenelon, der ſie ihm ſelber von Paris brachte, am Feſte Mariä Verkündigung den 25. März 1699, in dem Augenblicke, da er die Kanzel beſteigen wollte. Er ſammelte ſich kurze Zeit, änderte den ganzen Plan ſeiner Predigt, und hielt einen ſo rührenden Vortrag über die vollkommne Unterwerfung, die man der Obrigkeit ſchuldig iſt, daß aus allen Augen Thränen floſſen.

A. d. H.

*) Dieſe von Ramſay ausgelaſſenen Worte finden ſich bei Bauſſet. A. d. H.

»Darum ermahnen wir euch von ganzem Herzen zu »aufrichtiger Unterwerfung, zu rückhaltsloser Folgsam»keit, damit nicht die Einfalt des Gehorsams unmerklich »getrübt werde, wovon wir euch, mit Gottes Gnade, bis »zum letzten Lebenshauche das Beispiel zu geben bereit »sind.

»Gott wolle es verhüten, daß jemals anders von uns »geredet werde, als von einem Hirten, der an Folgsam»keit das letzte Lamm seiner Heerde übertreffen, der sei»nem Gehorsam keine Gränzen setzen zu müssen geglaubt »hat. *)

»Gegeben zu Cambray den 9. April 1699.«

Während er auf die königliche Genehmigung zur Herausgabe dieses Hirtenbriefes wartete, schrieb er an den Bischof von Arras folgenden Brief:

»Erlauben Sie mir, Hochwürdigster, es Ihnen ge»rade herauszusagen, daß Sie in Ihrem Stillschweigen »zuviel Zurückhaltung bewiesen haben. Wer soll zu mir »reden, wenn Sie es nicht thun, Sie der Aelteste unsrer »Provinz? — Sie können mir, Hochw. Alles ohne Scho»nung sagen. Obwohl ich nicht fühllos bin gegen das, »was vorgegangen, so muß ich Ihnen doch gestehen, daß »ich itzt mehr beruhigt bin als vor vierzehn Tagen. Mein »ganzes Benehmen ist nun entschieden. Der Ausspruch

*) »Dieser kurze und rührende Hirtenbrief Fenelons, schreibt der Kanzler d'Aguesseau, tröstete alle seine Freunde, betrübte alle seine Feinde, und strafte die Vorhersage Lügen, welche Bossuet in der Hitze des Streites ausgesprochen: daß, wenn Fenelon verurtheilt würde, man alsbald die Streitigkeiten über den Unterschied zwischen That und Recht wieder aufleben sehen würde.« A. d. U.

»meines Oberen hat mein Gewiſſen entlaſtet. Ich habe »nun nichts mehr zu thun als mich zu unterwerfen, zu »ſchweigen, und mein Kreuz in der Stille zu tragen. »Darf ich Ihnen ſagen, daß ein ſolcher Zuſtand nicht »ohne Troſt iſt für einen aufrichtigen Mann, der nur auf »Gott blickt und nicht an der Welt hängt? Mein Hirten»brief iſt nun Gottdank! mein einziges Geſchäft gewor»den, und er iſt ſchon fertig. Ich habe die kürzeſten, ein»fachſten, beſtimmteſten Ausdrücke zu treffen geſucht. Er »wäre ſchon ausgegeben, müßte ich nicht noch auf die Ge»nehmigung des Königs warten, die ich bei H. v. Bar»bezieux nachgeſucht habe, um nicht die Gebräuche des »Reiches wegen Annahme der Bullen und anderer geiſt»licher Acten von Rom, zu verletzen. Das iſt die einzige »Urſache der Verzögerung meines Hirtenbriefes. — Es »wird allerdings ſchwer, ſich zu demüthigen, aber der »geringſte Widerſtand gegen den h. Stuhl würde mei»nem Herzen hundertmal mehr koſten; und ich bekenne, »daß es mir unbegreiflich iſt, wie man bei ſolcher Gele»genheit unſchlüſſig ſeyn kann. Man leidet, aber man »ſchwankt keinen Augenblick.« *)

---

*) Ehe Fenelon ſeinen Hirtenbrief dem Pabſte amtlich zuſchickte, ſchrieb er an ihn folgenden Brief:

„Heiligſter Vater!

„Ich habe das Urtheil Eurer Heiligkeit über mein »Buch vernommen, meine Worte ſind voll Schmerz, „aber mein Gehorſam und meine Unterwürfigkeit über»treffen meinen Schmerz. Ich rede nicht mehr von mei»ner Unſchuld, nicht von den Kränkungen, die ich er»litten, auch nicht von den vielen Erklärungen die ich »gegeben habe, um meine Lehre zu rechtfertigen. Von »allem Vergangenen rede ich nicht mehr. — Ich habe be-

Wie aufrichtig nun auch, und wie glücklich die Unterwerfung Fenelons war, so fehlte es doch nicht an Leuten, welche sie nur für einen politischen Kunstgriff hielten.

Die Protestanten, von ihrer Seite, legten das Breve des Pabstes so aus, als verdamme es die alte Lehre der Heiligen.

„reits einen Hirtenbrief abgefaßt, den ich im ganzen „Bisthum bekannt machen, und wodurch ich, dem „apostolischen Urtheilsspruche demüthig „beipflichtend, mein Buch und die daraus „gezogenen 23 Sätze, einfältig, vollkom„men, und ohne einigen Schatten von Rück„halt verdammen und unter den im Breve ausge„sprochenen Strafen, allen Gläubigen des Bisthums „das Buch zu lesen oder zu behalten verbieten werde. „Ich bin entschlossen, h. Vater, diesen Hirtenbrief s„gleich nach Empfang der königl. Genehmigung, be„kannt zu machen, und ihn in allen Kirchen, selbst in „den akatholischen zu verbreiten, als ein Zeugniß „meiner innigsten und völligsten Unter„werfung; und niemals werde ich mich schämen, „zurecht gewiesen zu werden von dem Nachfolger des „Petrus, der selbst seine Brüder zu bestärken beauf„tragt ward. So sey denn das Buch auf immer ver„dammt, um die Form der orthodoxen Sprache zu er„halten. Ich selbst werde in wenig Tagen die Verdam„mung aussprechen. Ich werde dabei nicht einen Schat„ten der mindesten Unterscheidung einfließen lassen, die „darauf hinzielen könnte, dem Dekrete auszuweichen, „oder mich im geringsten zu entschuldigen. — Ich fürchte

Ich kann dieſe beiden Punkte nicht beſſer aufhellen, als wenn ich das, was ich aus Fenelons eignem Munde darüber gehört, hier anführe. Ich raiſonnire nicht, ich wiederhole nur, was er mir ſo oft geſagt hat.

»Meine Unterwerfung war kein politiſcher Kunſtgriff, »auch nicht bloß ein ehrerbietiges Stillſchweigen; es war »ein innerlicher Akt des Gehorſams gegen Gott. »Nach katholiſchen Grundſätzen nämlich habe ich den

---

„mit Recht, Eure Heiligkeit zu beläſtigen, Die mit der „Sorge für alle Kirchen ſo ſehr überladen ſind; aber „wenn Sie einmal den Hirtenbrief, den ich bald als „ein Unterpfand meiner unbegränzten Unterwerfung zu „Ihren Füßen legen werde, gütig werden aufgenommen „haben, dann will ich all meinen Kummer in der Stille „tragen; ich werde mein ganzes Leben hindurch mit dem „tiefſten Reſpekt und der vollkommenſten Ergebenheit „des Herzens und Geiſtes beharren ꝛc.“

Es iſt kaum glaublich, ſagt Bauſſet, daß ſo präciſe und förmliche Ausdrücke der innigſten und vollkommenſten Unterwerfung von den Feinden Fenelons zur Verleumdung ſeiner Geſinnung konnten mißbraucht werden. Und dennoch geſchah es. So ſchrieb der Abbe Boſſuet an ſeinen Oheim: „Ich habe mir „eine Abſchrift von Fenelons Brief an den Pabſt verſchafft. Ich geſtehe Ihnen, daß ich, ſtatt dadurch erbauet zu werden, vielmehr aufs höchſte geärgert ward. Es ward mir nicht ſchwer, den ganzen Stolz, das ganze Gift deſſelben zu „entdecken; ich meine, man braucht ihn nur ohne „Leidenſchaft zu leſen, um dadurch zum Unwillen gereizt „zu werden.“ Dem Biſchofe Boſſuet ſelber war dieſe

»Ausspruch meiner Oberen als einen Wiederhall des gött»lichen Willens betrachtet. Ich habe mich bei der Leiden»schaftlichkeit, bei den Vorurtheilen, den Streitigkeiten,

---

Gesinnung nicht fremd. Er schrieb unter andern: „Der „Brief des Erzbischofs v. Cambray an den Bischof „von Arras wird hier ungleich aufgenommen. Die „Kabale erhebt ihn, aber die Parteilosen „finden darin viel Zweideutiges und „Schwülstiges.“ Noch bitterer äußert er sich über Fenelons Hirtenbrief. „Man wundert sich, schreibt „er an seinen Neffen, daß der Erzbischof v. Cambray, „der über seine Demüthigung so sehr empfindlich ist, „es so gar nicht über seinen Irrthum zu seyn scheint „... daß er verlangt, man solle sich seiner nur „erinnern um seine Folgsamkeit anzuer„kennen, welche größer sey als die des letz„ten Schaafes seiner Heerde; das heißt, er „verlangt, daß man Alles vergesse, nur das nicht, was „ihm vortheilhaft ist. Endlich findet man den Hirten„brief sehr trocken, als hätte der Mann, ohne alle Rück„sicht auf Erbauung, nur darauf gedacht, sich vor „Rom sicher zu stellen.“

Solche Urtheile erscheinen mindestens als ein bedeutendes Mißverstehen der reinsten, edelsten Gesinnung.

Wie treffend sagte Innocenz XII. in Bezug auf Bossuet.

Erravit Cameracensis excessu amoris Dei: peccavit Meldensis defectu amoris proximi. Es irrte der Bischof von Cambray aus Uebermaaß der Gottesliebe: es sündigte der Bischof v. Meaux aus Mangel an Nächstenliebe.

A. d. H.

»die meiner Verurtheilung vorangingen, nicht aufgehal»ten. Ich hörte aus dieſem Sturmwetter den Herrn zu »mir, wie einſt zu Job ſprechen: »Wer iſt der, der »da Sinnſprüche miſchet mit unverſtändigen »Reden?« und ich antwortete ihm aus dem Grund meiner Seele: »weil ich leichtfertig geredet habe, »will ich meine Hand auf meinen Mund le»gen.« Da fiel es mir nicht mehr ein, mich in die »Schlupfwinkel der eitlen Unterſcheidung zwiſchen Recht »und That *) zu verſchanzen; ich nahm meine Verur»theilung in ihrer ganzen Ausdehnung an. Es iſt wahr, »daß die Ausdrücke, deren ich mich bedient hatte, und »wohl noch viel ſtärkere, und mit viel weniger Berich»tigungen, ſich in den kanoniſirten Schriftſtellern finden, »aber für eine dogmatiſche Schrift waren ſie doch nicht »geeignet. Nicht jede Schreibart paßt für alle Gegen»ſtände, für alle Perſonen. Ein andrer iſt der gemüth»liche, ein andrer der gelehrte Styl; eine andre Sprache »führt das Herz, eine andre der Verſtand. Was dort »ſchön ſeyn mag, erſcheint hier oft als unpaſſend, feh»lerhaft. Mit großer Weisheit geſtattet die Kirche ih»ren einfältigen Kindern das eine, während ſie das an»dere von ihren Lehrern fordert. Sie kann daher, nach »Verſchiedenheit der Umſtände, ohne die Lehre der Heili»gen zu verdammen, die fehlerhaften Ausdrücke derſelben »verwerfen, wenn man ſie mißbraucht.« —

Das ſind die Anſichten, die mir Fenelon über dieſen Gegenſtand ſo oft geäußert hat. Welch ein rührendes Beiſpiel beſcheidener, gelehriger Unterwerfung!

Nachdem nun das Buch der Maximen verurtheilt worden, ließen Fenelons Gegner durch den franzöſi-

*) Distinctio juris et facti, die den Janſeniſten ſo gelÄufig war. A. d. U.

ſchen Hof dem Pabſte die dringendſten Vorſtellungen machen, damit auch ſeine apologetiſchen Schriften verdammt würden. Aber der Pabſt verweigerte es ſtandhaft, und war niemals zu einem Ausſpruche gegen dieſe Schriften zu bewegen, obgleich dieſelben in ganz Rom verbreitet, und Fenelons Lehren von der reinen Liebe darin viel weitläufiger als in dem Buche der Maximen entwickelt waren. Ein neuer Beweis, daß die Kirche das Dogma nicht änderte, als ſie die unrichtigen und übertriebenen Ausdrücke der Heiligen verwarf.

Fenelon überſandte alsbald dem Pabſte ſeine ſchriftliche Unterwerfung. Seine Heiligkeit ſchrieb an ihn ein Breve voll Lobſprüchen auf ſeine Lehre und ſeine Frömmigkeit, und beauftragte den Cardinal Spada, es auszufertigen. Allein die dem Biſchofe von Meaux zugethanen Cardinäle ſtellten dem Pabſte vor, der franzöſiſche Hof möchte ein Breve übel aufnehmen, wodurch die Verurtheilung des Buches ſo ſehr geſchwächt würde, und bewogen ihn, mehrere Stellen darin zu ſtreichen.*)

*) Der leidenſchaftliche Abbe Boſſuet war die Triebfeder dieſer Gegenwirkungen. Er drang in ſeinen Oheim, den König zu bewegen, daß er den Pabſt abhalten ſollte, dem Erzbiſchof von Cambray irgend einen Beweis ſeines Wohlwollens zukommen zu laſſen; ja er äußerte ſogar den Wunſch, daß F. ſeines Erzbisthums entſetzt werden möchte. — Man ſehe dieſe Correſpondenz im 13. 14. und 15. Band der großen Ausgabe von Boſſuets Werken.

Während deſſen ſchrieb F. an ſeinen Geſchäftsführer in Rom, den Abbe Chanterac: »Begehren Sie vom Pabſte weder Lobſprüche noch ſonſtige Gefälligkeiten für mich. Wenn meine Geduld, meine Unterweiſungen und

Bald nachher ernannte der Pabſt drei von den Examinatoren, die gegen die Verdammung des Buches geſtimmt hatten, zu Cardinälen, nämlich Rodolizio Erzbiſchof von Chietti, Gabrielli und Sperelli.

Die Verdammung des Buches der Maximen war in einer Form abgefaßt, woran ſich die Biſchöfe hätten ſtoßen müſſen. Innocenz XII. erwähnte darin nicht, daß die Biſchöfe dieſe Sache freiwillig in erſter Inſtanz vor ſeinen Gerichtshof gebracht hätten. Auch war die Cenſur nur in Form eines Breves abgefaßt und darin die herkömmlichen Ausdrücke weggelaſſen, deren man ſich ſonſt bei ähnlichen Urtheilsſprüchen, um ſie authentiſch zu machen, bediente; dagegen kam der anſtößige Ausdruck »*motu proprio*« darin vor.

Dies Alles bemerkten Fenelons Gegner nicht ohne Verdruß, aber es war ihnen an der Annahme des Breves zu viel gelegen, als daß ſie nicht für diesmal ſolche Förmlichkeiten hätten überſehen ſollen, die zu jeder andern Zeit als gewaltſame Eingriffe in die Rechte der gallikaniſchen Kirche angeſehn worden wären.

Der König erließ nun an alle Erzbiſchöfe den Befehl, vor Annahme des Breves alsbald ihre Suffraganе zu verſammeln. In dieſen Verſammlungen ward Fenelon gut oder übel behandelt, je nachdem ſich mehr oder weniger dem Hofe zugethane Biſchöfe dabei gegenwärtig fanden. Einige verſuchten es wohl, ſeine Irrthümer zu vergrößern, aber die Mehrzahl begnügte ſich, ſeiner Unterwerfung das verdiente Lob zu ſprechen.

Nirgend ward er jedoch ſo ſehr mißhandelt, als in ſeinem eigenen Pallaſte von ſeinen Suffraganen; denn

---

mein Beiſpiel mir die Liebe und das Vertrauen meiner Heerde nicht erhalten können, ſo werden eitle Lobſprüche es noch weniger vermögen,« u. ſ. w. A. d. U.

obwohl er in seinem Pastoralschreiben ausdrücklich erklärt hatte, daß er dem Ausspruche des Pabstes vollkommen beipflichte, und daß er bis zum letzten Athemzuge das Beispiel einer rückhaltslosen Unterwerfung geben wolle, so sagte ihm doch der Bischof von St. Omer in's Gesicht, seine Worte drückten nicht die innere Beistimmung aus und ließen ihm offene Wege, um von seiner Unterwerfung zurückzukommen. *)

Fenelon ließ sich durch eine so gehässige Beschuldigung nicht verletzen; er blieb ruhig und redete seine Suffragane mit aller Sanftmuth und Festigkeit, die einem Bischofe ziemt, folgendermaßen an:

»Sie sind hier versammelt, nicht um meinen Hir»tenbrief zu prüfen, sondern um das insgesammt zu

---

*) Der Bischof von St. Omer, (erzählt der Kanzler d'Agueſſeau), ein geiſtreicher Mann, aber hitzig wie ein Provenzal, der er war, und Chicaneur wie ein Normann, war nicht zufrieden, daß Fenelon ſeinen bittern Kelch ſo ſtille austrinken ſollte; es gefiel ihm, die Bitterkeit deſſelben durch die unwürdigen Plackereien zu vermehren, die er ihm in der Cambrayer Provincialverſammlung anthat, wo er ihn zwingen wollte, nicht nur ſeiner eignen Verdammung ſich zu unterwerfen, wie er es ſchon mit ſo guter Art gethan, ſondern ſich zu allen den Irrthümern, als den ſeinigen zu bekennen, die der Pabſt verdammt hatte; ſo wollte dieſer Mann ſogar ſeinen innerſten Geſinnungen den Prozeß machen, und ihm den Troſt rauben, ſagen zu können, daß, wenn er gleich ſich ſchlecht ausgedrückt, er doch recht gedacht habe. »Oeuvres du Chancelier d'Agueſſeau. Tom. XIII. p 182. A. d. U.

»thun, was ich ſchon beſonders gethan habe. Ich er»öffne Ihnen jedoch als meinen Mitbrüdern, nicht aber »als meinen Richtern, daß ich aus ganzer Seele jeder »ferneren Erklärung meines Buches entſagt habe. Ich »ziehe die Autorität des h. Stuhles meinen ſchwachen »Einſichten weit vor. Nie werde ich von dem Ausſpruche »deſſelben unter dem Vorwande eines Doppelſinnes zu»rückkommen, um dadurch meiner Verurtheilung indi»rect zu entgehen. Es iſt wahr, ich kann es gegen mein »Gewiſſen nicht eingeſtehen, daß ich jemals einen von »den Irrlehren, die man mir aufbürdet, geglaubt habe. »Ich glaubte nur, daß mein Buch, mit den von mir »hinzugefügten Berichtigungen, den Irrthum weder an»deuten noch begünſtigen könnte. Allein ich entſage mei»nem Urtheile, um mich nach dem des h. Vaters zu »bequemen. Ich habe die Annahme der Demüthigung, »die mir vom Kirchenoberhaupte geworden, mit demü»thigen und völlig unterwürfigen Worten demſelben aus»zudrücken geſucht. Findet ſeine Heiligkeit meine Unter»werfung mangelhaft, ſo bin ich bereit, ſie zu erwei»tern, und ſie ſo abzufaſſen, wie es der h. Stuhl für »gut finden wird.«

Als darauf in derſelben Verſammlung die Frage aufgeworfen wurde, ob man beim Könige die Unterdrückung der apologetiſchen Schriften nachſuchen ſollte oder nicht, behauptete der Biſchof von St. Omer; in der Verdammung eines Buches ſey die Unterdrückung aller zu deſſen Vertheidigung verfaßten Schriften ſchon von ſelbſt mitbegriffen. Hierauf antwortete Fenelon: »er kenne in der Kirche kein Geſetz, wonach die Cen»ſur eines Buches, als reſpective irrig, die Ver»dammung aller ſich darauf beziehenden Schutzſchriften »von Rechtswegen mit ſich bringe, er könne auch Bei»ſpiele des Gegentheiles anführen; das vom Biſchofe

»von St. Omer erwähnte Beispiel der Schrift des »Jansenius könne hier nicht gelten, denn jeder Satz »dieses Schriftstellers sey absolut ketzerisch verdammt »worden; es schiene ihm nicht natürlich, daß er, (der »Bisch. v. St. Omer,) weiter gehen solle, als der Pabst »in seinem Breve, der die Schutzschriften, obwohl sie in »ganz Rom verbreitet wären, weder verdammt noch ver»boten habe; jedoch sey er bereit, als Präsident, im Na»men der Versammlung nach der Stimmenmehrheit den »Beschluß zu fassen.«.. Und das that er auch, aber mit der ausdrücklichen Verwahrung: »daß es gegen seine »Meinung geschehe.«

Ungefähr ein Jahr nachher ward zu St Germain en Laye eine Versammlung des Clerus gehalten und darin Bossuet gewählt, um über Alles, was sich in Betreff der päbstlichen Constitution gegen das Buch der Maximen zugetragen, einen Bericht abzufassen.

Bossuet war mit den gemilderten Qualificationen, worauf sich der Pabst in seinem Breve beschränkt hatte, nichts weniger als zufrieden;*) am allerwenigsten aber

*) Folgende Aeußerung Bossuets an seinen Neffen, vom 10. April 1699, kann uns davon überzeugen: »Es ist »unnütz, schreibt er, von dem Breve weiter zu reden; »man wird es geltend machen so gut man kann. Man »hält dies Verfahren für dienlicher, als neue Unterhand»lungen anzuknüpfen und sich der Gefahr auszusetzen, »das Urtheil vielleicht noch mehr gemildert zu sehn, wenn »man es wollte reformiren lassen.« Noch merkwürdiger ist der Brief des Minoriten Roslet an den Cardinal v. Noailles, den er ihm mit dem Breve aus Rom sandte: »Hier sende ich, schreibt er, Ew. Emi»nenz die Haut des Löwen, der uns so viel zu schaffen

mit der Weigerung, wodurch derselbe die Verurtheilung der Schutzschriften Fenelons abgelehnt hatte. Dies bewog Bossuet, in seinem Berichte viel weiter zu gehn als der Pabst, obwohl er diesen darin den ersten Bischof, von Christus der Heerde vorgesetzt, sie zu führen, und seinen Sitz die Mutterkirche nennt, welche alle Kirchen zu lehren aufgestellt ist. Die stärksten Qualificationen, deren sich dieser erste Bischof, diese Mutterkirche in dem Urtheilsspruche bedient hatte, lauteten, daß die Propositionen des Buches gewagt, in der Anwendung schädlich und respectiv irrig seyen. Bossuet aber ging so weit, daß er Fenelon als den Patriarchen einer Secte anklagte, deren Lehrmeinungen nicht nur gewagt, sondern gottlos, nicht nur gefährlich in der Anwendung, sondern gotteslästerisch in der Speculation, nicht nur bezugsweise irrig, sondern vollkommen ketzerisch wären. Er schilderte die neue Spiritualität, zu deren Vertheidigung Fenelon sollte geschrieben haben, mit folgenden Zügen:

»Das Heil, welches wir in Jesu Christi hoffen, die »ewige Herrlichkeit, der Genuß Gottes, die beseligende »Anschauung, scheinen den Seelen, welche sich zur vor»geblichen Spiritualität erhoben, zu geringe, niedrige »Dinge, als daß sie dadurch gerührt werden könnten.*)

»gemacht, und der 20 Monate lang die Welt durch sein »Brüllen in Erstaunen gesetzt hat..... Es schmerzt mich »etwas, daß das Urtheil nicht in Form einer Bulle ab»gefaßt worden, obwohl ein Breve im Grunde dasselbe »ist. Es ist in der That viel, daß man noch eine solche »Entscheidung erlangt hat, attentis circumstantiis.« A. d. H.

*) Verbal-Proceß. B. 23. folg. A. d. V.

»Jesus Christus steht, als unser Erlöser, in zu naher »Verbindung mit uns, um der würdige Gegenstand ei»ner beschaulichen Seele zu seyn. Man kümmert sich »weder um Seligkeit noch Verdammniß, und das nennt »man die heilige Gleichgültigkeit. So giebt man denn auch »im Augenblicke der höchsten Versuchung dasjenige gern »hin, was man für so gleichgültig hält, und man ver»wirklicht die Sünde, um die Verdammniß noch mehr »zu verwirklichen.« *)

In demselben, hinsichtlich Fenelons so lästerlich übertriebenen Protokolle, geben die Bischöfe von der Sittenreinheit der M. Guyon Zeugniß, indem sie erklären, daß von den Gräueln, welche man als die Folgen ihrer Grundsätze ansähe, in Bezug auf sie niemals die Rede gewesen, da sie dieselben stets verabscheuet habe.

Dieses öffentliche, authentische Zeugniß bleibt ein ewiges Denkmal der Unschuld dieser Frau; denn erst, nachdem sie schon fünf Jahre im Kerker zugebracht hatte,

---

*) »Es scheint, sagt Bausset, daß Fenelons Feinde, »(um ihren Triumph zu vollenden) einige Augenblicke »den Plan und die Hoffnung hatten, ihn als einen Be»schuldigten vor die Clerical-Versammlung zu stellen; »wahrscheinlich sind sie jedoch durch die Unregelmäßigkeit »dieses Verfahrens, welches das gesammte Episcopat »empört haben würde, davon abgehalten worden. Fol»gender handschriftliche Brief Fenelons an den Abbe »Langeron deutet darauf hin: (vom 1 July 1700.) »Ich habe einen geheimen Warnungsbrief von Paris »erhalten, der mir sagt, daß sie mich (wahrscheinlich »durch einen Befehl des Königs) nöthigen wollen, vor »der Versammlung zu St. Germain zu erscheinen,

ward es ihr von den verſammelten Biſchöfen gegeben. Während dieſer Zeit hatte man an allen Orten, wo ſie ſich ſeit ihrer Kindheit aufgehalten, Nachforſchungen über ſie angeſtellt; man hatte in den Provinzen, nah und fern, alle Perſonen ausgefragt, die ſie gekannt hatten; man hatte Verſprechen und Drohungen, ja ſogar Verhaftung angewendet, um von ihren zwei Kammermädchen, welche ſeit vielen Jahren Zeugen ihres Wandels waren, Geſtändniſſe gegen ſie zu erpreſſen; ſie ſelbſt hatte mehrere Male vor verſchiedenen Richtern die verfänglichſten Verhöre beſtanden; man hatte ſie, um ihre Standhaftigkeit zu erſchüttern, von Gefängniß zu Gefängniß geſchleppt, von Vincennes nach Vaugirard, von Vaugirard auf die Baſtille. Und dennoch ward durch ihre ſo kräftige Rechtfertigung, durch ihre ſo makelloſe Sittenreinheit, und durch ihr während ſo vieler Jahre ſtets ſich gleichgebliebenes, untadelhaftes Betragen, der Geſammtheit dieſer von Boſſuet geleiteten Biſchöfe, ein ſo merkwürdiges Geſtändniß ihrer Unſchuld abgedrungen.

Demungeachtet blieb ſie, nach Beendigung des Fene-

»um dort, mit noch weiteren und genaueren Erklärungen, dasjenige zu erneuern, was ich in meinem »Hirtenbriefe und in dem Protokolle unſerer Verſammlung, nur zum Scheine, wie ſie vorgeben, gethan »haben ſoll. Dieſes Verfahren wäre doch ſehr ſeltſam; »aber die Erfahrung hat uns gezeigt, daß ſie der unregelmäßigſten Exceſſe fähig ſind..... Uebrigens bitte »ich Gott, daß er mir eine Binde über die Augen lege, »damit ich nichts verſehe. Habitur enim vobis in illa »hora, quid loquimini, et ſpiritus ejus loquetur in »vobis.« A. d. H.

lonſchen Prozeſſes, noch drei Jahre im Gefängniſſe, in einem ſehr kränklichen, leidenden Zuſtande. Immer bat ſie, daß man ihr doch ihr Verbrechen nennen, ſie ihrer Schuld überführen möchte. Endlich ward ſie, weil man nichts gegen ſie beweiſen konnte, frei gelaſſen, und nach Blois exilirt, wo ſie noch ungefähr zwölf Jahre lebte, und ſich durch ihren Geiſt, ihre wahre Frömmigkeit, Tugend, Einfalt und Beſcheidenheit allgemeine Achtung und Verehrung erwarb, ſelbſt bei denen, die am meiſten gegen ſie eingenommen geweſen waren. Fenelon behielt für ſie ſtets dieſelbe Freundſchaft und Hochſchätzung und daſſelbe Vertrauen. Sie ſtarb endlich zu Blois, von ihrer Familie und ihren Freunden zärtlich beweint. *)

Ihre rechtgläubigen Geſinnungen, ihre Sittenreinheit

---

*) »Zu Blois,« ſchreibt Bauſſet, brachte ſie den Ueberreſt ihrer Tage in ſtiller Zurückgezogenheit, mit frommen und wohlthätigen Uebungen zu, ohne daß ihr jemals die mindeſte Klage über ihre erlittenen Verfolgungen, oder der geringſte Vorwurf gegen die Urheber oder Werkzeuge derſelben entfuhr; ſie hatte ſich die ſtrengſte Zurückhaltung in Dingen der Spiritualität, die ihr ſo viele Leiden zugezogen, zur Pflicht gemacht. Man mußte es bedauern, daß man nicht gleich Anfangs Fenelons Vorſchlag befolgt, und ſie in ein entlegenes Kloſter geſchickt hatte, wo ſie ruhig und unbekannt würde gelebt haben. (Es wäre dann viel Aergerliches und Ungerechtes unterblieben.) Sie ſtarb zu Blois den 9. Juni 1717, 69 Jahre alt. Ihre Tochter, Maria Anna Guyon war mit Ludw. Nicolaus Fouquet, Graf v. Vaux und nach deſſen Tod mit Max. Heinrich v. Bethune, Herzog v. Sully, vermählt.

A. d. H.

und die Wahrheit dessen, was ich von Leiden erzählt habe, leuchten besonders aus ihrem Testamente hervor, wovon ich hier, — weil ja die letzten Aussprüche der Sterbenden allen Völkern heilig sind, — einige Stellen, aus dem Originale entnommen, einrücken will:

»Im Namen des Vaters, des Sohnes und des h. »Geistes, zu Ehren des Fleisch gewordenen Wortes, un»ter Fürbitte der h. Jungfrau und des h. Michael! Fol»gendes ist mein Testament und letzter Wille, welchen zu »erfüllen ich die nachbenannten Executoren bitte. Dem »Herrn, meinem Gott, dem ich alle Dinge schuldig bin, »übergebe ich Alles, was ich bin. — O mein Gott, thue »mit mir, was dir gefällt; ich übergebe dir nun, in un»widerruflicher Schenkung, meine Seele und meinen Leib, »daß du nach deinem Willen damit schaltest. Du siehst, »o Herr, mein Elend, meine Nichtheit, du weißt, daß »ich im Himmel und auf Erde nichts will, als dich allein. »In deine Hände übergebe ich meine Seele, und rechne »für die Erlangung meines Heiles, nicht auf etwas Gu»tes das ich besitze, sondern allein auf deine Erbarmung »und auf die Verdienste des Blutes meines Herrn Jesu »Christi.

»Ich erkläre, daß ich als gehorsame Tochter der »katholischen, apostolischen, römischen Kirche sterbe; daß »ich mich nie einen Augenblick von diesen Gesinnungen »habe entfernen wollen; daß ich, seit dem völligen Ge»brauche meiner Vernunft, wenigstens dem Willen nach, »jeden Augenblick bereit gewesen, für sie meinen letzten »Blutstropfen zu vergießen, wie ich es stets bei jeder »Gelegenheit erklärt, betheuert und unterzeichnet habe; »daß ich zu jeder Zeit die Bücher und Schriften, die ich »verfaßte, der h. Kirche, meiner Mutter, unterworfen »habe, der ich stets mit unwandelbarer Anhänglichkeit »und blindem Gehorsam zugethan war, und auch, mit

»Gottes Gnade, bleiben werde; ſo daß ich niemals eine »andere Meinung, als die ihrige, hegte und hegen will, »und ohne allen Rückhalt Alles was ſie verdammt, ver»damme, wie ich es immer gethan.

»Ich bin es der Wahrheit ſchuldig, hier zu meiner »Rechtfertigung mit einem Eide zu betheuern, daß man »gegen mich falſche Zeugniſſe abgelegt, daß man meinen »Schriften Dinge zugeſetzt und mir in den Mund gelegt »hat, an die ich nie dachte, von denen ich himmelweit »entfernt war; daß man mehr als einmal meine Hand»ſchrift nachgemacht, daß man, Verleumdung mit Falſch»heit verbindend, mich in die verfänglichſten Verhöre ver»ſtrickt hat, worin man das, was mich rechtfertigte, nicht »niederſchreiben wollte, während man meine Antworten »entſtellte, aufzeichnete, was ich nicht geſagt hatte, und »wahre Thatſachen unterdrückte. Von andern Dingen »ſchweige ich; ich verzeihe denen, die mich gekränkt ha»ben, von ganzem Herzen Alles, und will ſelbſt die Erin»nerung daran nicht bewahren. . . .« —

Ehe ich dieſen Gegenſtand verlaſſe, will ich noch auf»merkſam machen auf das dreimalige auffallende Zeugniß, welches dieſer Frau in den drei Hauptepochen ihres Lebens gegeben worden iſt. Sie war zuerſt vor dem Erzbiſchofe von Paris, Harlay, acht Monate lang unterſucht wor»den, und hatte ſich gerechtfertiget; darauf ſtellte ihr Boſ»uet, dem ſoviel daran lag, ſie ſchuldig zu finden, nach ſechsmonatlicher Prüfung, ein ſo günſtiges Certificat aus; und endlich legt eine Verſammlung der gallikaniſchen Kir»che, nach genaueſter Erforſchung ihres ganzen Lebens, ein öffentliches Zeugniß von ihrer Unſchuld ab. —

Während dieſer Widerwärtigkeiten Fenelons, ward ſein Telemach herausgegeben, der in ganz Europa all»gemeine Bewunderung erregte. Die Bekanntmachung die»ſes Werkes, welche gegen den Willen des Verfaſſers,

durch die Untreue eines Bedienten geschah, gab seinen Feinden einen neuen Anlaß, ihn bei dem Könige anzuschwärzen, der, betroffen von der musterhaften Unterwerfung Fenelons, von seinen Vorurtheilen gegen ihn zurückzukommen anfing.

Da es der Zweck dieser Schrift war, einen jungen Prinzen mit allen Klippen der Hoheit bekannt, und ihm die volle Schönheit fürstlicher Tugenden anschaulich zu machen, so mußten darin nothwendig allgemeine Schilderungen vorkommen, die auf die Fürsten aller Zeiten, und aller Länder mehr oder wenig angewendet werden konnten. Gesetzt nun, daß sich in den Charakterzeichnungen des Telemach gewisse Schatten finden, welche auf die Fehler Ludwigs des Großen Bezug haben können, so stehen ihnen doch auch wieder Lichter genug entgegen, um die trefflichen Eigenschaften dieses großen Fürsten in vollem Glanze zu zeigen.

Dies beweist die herrliche Apologie der Könige, welche Mentor am Ende des 17ten Buches ausspricht, und die man in der ersten Ausgabe weggelassen hatte.

Als die neuen Schüler des h. Augustin *) die Verfolgung sahen, welche von allen Seiten gegen Fenelon losbrach, erboten sie sich zu seiner Rechtfertigung zu schreiben. Jansenius, der Abbe von St. Cyran, Pascal, Arnaud, waren in der That der Lehre von der reinen Liebe nicht entgegen; man findet in ihren Schriften die glänzendsten Stellen darüber. Der Pater Gerberon, ein Benedictiner, ließ Fenelon benachrichtigen, man habe ein Buch zu seiner Vertheidigung beinah fertig, und man bäte ihn nur, in den Druck desselben einzuwilligen und dazu beizutragen. Fenelon antwortete ihm darauf:

»Sie machen mir den Antrag, Ihnen für den Druck

*) So nannten sich die Jansenisten. A. d. H.

»einer zu meiner Rechtfertigung verfaßten Schrift Geld »zu senden. Ich will voraussetzen, daß die Schrift so ist, »wie Sie sie beschreiben, daß sie die eigentlichen Fragen »gründlich behandelt, daß sie nur meinen Sinn rechtfer»tiget, den Sinn meiner Schrift aber weder direkt noch »indirekt vertheidiget. Sie können glauben, daß ich in »einer so wichtigen Sache auf das Geld am wenigsten »sehe. Aber so sehr ich, vor dem Ausspruche Roms, mich »zu vertheidigen bemüht war, so sehr bin ich nun, da »das Urtheil gesprochen ist, entschlossen, zu schweigen, »geduldig zu leiden und meine Rechtfertigung der Vorse»hung anheim zu stellen.

»Ohne Zweifel haben Sie meine Erklärung der 32 »Sätze gelesen, welche ich durch die Autorität der Heili»gen zu rechtfertigen suchte. Dort habe ich den eigentli»chen Sinn, den ich vertheidigen wollte, deutlich darge»legt; und dieses Werk ist, so wie meine übrigen Schutz»schriften, zu Rom und Paris und anderwärts gelesen »worden. Ich habe in allen diesen Schriften vor Gott »betheuert, daß ich niemals etwas anderes geglaubt habe, »als das dort Enthaltene, und daß ich keine der Irrleh»ren, die man mir aufbürdet, je habe begünstigen wol»len. Seit der Entscheidung Roms habe ich dieselbe fei»erliche Erklärung in das Protokoll unserer Provinzial»Versammlung niedergelegt, welches eben so öffentlich be»kannt geworden ist, wie die Acten der übrigen Provin»zial-Versammlungen, ja wie die der allgemeinen Ver»sammlung des französischen Clerus selbst. Kann ich wohl »nach so vielfacher Erklärung etwas anderes als unnöthige »Wiederholungen vorbringen? Bleibt wohl in meinem »Benehmen noch irgend eine Zweideutigkeit? —

»Ich wollte lieber sterben, als auf direkte oder indi»rekte Weise mein Buch vertheidigen, welches ich, aus »Gehorsam gegen den h. Stuhl, von ganzer Seele und

»ohne Rückhalt verdammt habe. Alles was ich über meine »perſönliche Meinung, abgeſehen von dem Sinne des Bu»ches, ſchreiben könnte, würde mir als eine Liſt ausge»legt werden, wodurch ich den Streit wieder anregen und »die Vertheidigung meiner Schrift von Neuem beginnen »wolle. Auch iſt es weder recht noch erbauend, daß ein »Schriftſteller die Kirche fortwährend mit ſeinen perſönli»chen Streitigkeiten beunruhige, und, ſtatt ſein Kreuz in »Demuth zu tragen, die Bewegungen ohne Ende unter»halte. Wenn ein Biſchof über ſeine innerſten Geſinnun»gen nicht gehört wird, wozu ſoll er dann noch ferner »reden? Er kann dann auf keine andere Weiſe mehr Ge»dankung geben, kann ſeine Würde nicht anders behaup»ten, als durch das tiefſte Stillſchweigen. Nur zu gut »weiß ich, wie ſehr die Kirche durch ſolche Streitigkeiten »leidet, als daß ich ſie, aus Zartgefühl für meinen Ruf, »wieder anregen ſollte. Gott wird ſich der Ehre ſeines »Dieners annehmen, wenn ſie ihm zum fruchtbaren Wir»ken in ſeinem Amte nöthig iſt. Es ſcheint mir ſogar, daß »unparteiiſche, rechtliche Leute ſich an meinem Stillſchwei»gen erbauen, und über die Redlichkeit meiner Geſinnun»gen in dieſer Sache keinen Zweifel hegen. Keine Schrift »aber wird diejenigen überzeugen, welche ſich nicht über»zeugen laſſen wollen.

»Sie werden wohl einſehen, mein Herr, welch eine »doppelherzige, eines Chriſten unwürdige Verſtellung es »wäre, wenn ich, der ich ſelbſt nicht ſchreiben will, heim»lich mit einem Fremden, der für mich ſchriebe, einver»ſtanden ſeyn wollte. Und ſo hoffe ich, Sie werden ſich »weder gekränkt noch befremdet fühlen durch meinen feſten »Entſchluß: an Schriften über dieſen Gegenſtand künftig »weder unmittelbaren noch mittelbaren Antheil zu neh»men.

»Ich bin Ihnen aber darum für Ihr Anerbieten nicht

»weniger verbunden, als wenn ich es wirklich angenom»men hätte.«

Und so hat Fenelon bis zu seinem Tode über diese Angelegenheit stets dieselben Gesinnungen geäußert.

Auf's äußerste gedemüthiget, mit Schmach überladen, und in sein Bisthum verbannt, genoß Fenelon hier jenen tiefen innern Frieden, der der wahren Tugend unzertrennlicher Gefährte ist. Sein einziges Streben war, durch die sorgsamste Erfüllung seiner oberhirtlichen Pflichten, zum Glück, zum Heile der Menschen zu wirken.

Da ihm sehr viel daran gelegen war, diejenigen, die dem geistlichen Stande sich widmeten, selbst zu prüfen und zu kennen, so verlegte er sein Seminar, das bis jetzt in Valenciennes, acht Stunden von seinem Sitze entfernt, war, nach Cambray. Er wohnte allen Prüfungen der Ordinanden, die in seinem Pallaste gehalten wurden, selber bei, und sah also jeden Seminaristen wenigstens fünfmal, ehe er ihn zum Priester weihete. Außer den Unterweisungen, die er ihnen zur Zeit der Exercitien oder an den Hauptfesten des Seminars ertheilte, hielt er noch wöchentlich einmal mit ihnen Conferenzen über die Hauptwahrheiten der Religion. Da mußte ihm dann jeder seine Schwierigkeiten, seine Zweifel vorlegen, die er mit unermüdlicher Geduld anhörte und mit väterlicher Güte beantwortete. Es kamen dabei nicht selten ungeschickte Einwürfe zum Vorschein; weit entfernt aber, dies zu ahnden und fühlen zu lassen, bequemte er sich vielmehr nach der Fassungskraft der Einzelnen, ließ sich in ihren Gesichtskreis herab, und gab, durch eine geschickte Wendung, den schwächsten Einwürfen ein Gewicht, welches die Untersuchung auf die tiefsten Gründe zurückführte. Ich habe diesen Conferenzen öfter beigewohnt, und jedesmal seine evangelische Herablassung, wodurch er

Allen Alles ward, eben so sehr als das Gehaltene seiner Reden bewundert.

Die General-Visitationen in seinem Bisthume hielt Fenelon mit einer Pünktlichkeit, welche bei den damaligen Reisegelegenheiten kaum möglich schien; und er predigte dann in jeder Kirche.

Nichts bezeichnet so treffend den Charakter seines Geistes und seiner Frömmigkeit, wie diese öffentlichen Vorträge, denen er die verschiedenste Form zu geben wußte, um sie der Fassungskraft Aller anzupassen. Er ließ sich zu der Beschränktheit der Einfältigsten herab, und erhob sich wieder auf die Höhe der erhabensten Geister. Alle seine Predigten flossen aus der Fülle seines Herzens; er schrieb sie nicht, überlegte sie auch fast nicht zuvor; sondern er schloß sich ein in sein Kabinet, um durch das Gebet aus der ewigen Quelle Licht und Wahrheit zu schöpfen. Wie Moses, der Freund Gottes, bestieg er den heiligen Berg, und kehrte dann zum Volke zurück, ihm mitzutheilen, was er in geheimer Nähe vernommen hatte. — In diesen öffentlichen Vorträgen führte er Alles auf die Liebe zurück, auf jene Liebe nämlich, welche alle Tugenden erzeugt und vollendet. Sorgfältig enthielt er sich aller abstracten Begriffe, aller spitzfindigen Beweise, aller gesuchten Anwendungen, so wie aller unnöthigen Verzierungen welche die evangelische Einfalt verletzen. Dieser so erhabene Geist wollte nur im Tone eines guten Vaters reden, um seine Heerde zu belehren, zu trösten, zu bessern.*)

Alle Angelegenheiten seines Bisthums mußten ihm zur eignen Einsicht vorgelegt werden; er untersuchte sie dann kritik, unternahm aber in Dingen der Disciplin

*) Man wird im Anhange eine kurze aber lehrreiche Darstellung seiner Ansichten von der Kanzelberedsamkeit finden. A. d. U.

nicht das Mindeſte ohne Rückſprache mit ſeinen General-Vikarien und geiſtlichen Räthen, welche ſich wöchentlich zweimal verſammelten. Niemals machte er ſeine Würde, ſein Anſehn, ſeine Talente geltend, um etwas gegen fremde Ueberzeugung durchzuſetzen. Er betrachtete die Prieſter als ſeine Brüder, vernahm ihren Rath, benutzte ihre Erfahrungen. »Der Hirt, ſagte er oft, muß »noch gelehriger ſeyn, als die Heerde; um zu lehren, »muß er unaufhörlich lernen; um gut zu befehlen, muß »er oft gehorchen. Der Weiſe vermehrt ſeine Weisheit »durch die Weisheit Anderer, die er ſich aneignet.«

Er begnügte ſich nicht dieß mit den höheren Functionen des Epiſkopats, er unterzog ſich auch den Verrichtungen eines gemeinen Prieſters, indem er als Beichtvater und Gewiſſensrath viele Laven, die ſich ihm anvertraut hatten, leitete. Es iſt nach ſeinem Tode eine Sammlung von geiſtlichen Briefen, die er an ſolche Perſonen ſchrieb, gedruckt worden. Man ſieht daraus, wie weit entfernt er war, die Gottſeligkeit, zu einer trocknen, unfruchtbaren Speculation zu machen; im Gegentheile findet man darin die erbaulichſten Wahrheiten, welche der Fähigkeit der Einfältigſten angepaßt ſind, eine Kenntniß des menſchlichen Herzens, die alle ſeine Falten und Winkel aufdeckt, die ſchärfeſte Unterſcheidung zwiſchen den Feinheiten der Eigenliebe und dem Zartgefühle der göttlichen Liebe; die mildeſte Tugend, welche die Fehler und Schwächen anderer langmüthig duldet, und doch wieder eine Ertödtung, oder vielmehr eine Abgeſtorbenheit, die ſich über Verſtand, Herz und Sinne erſtreckt, und der ungeordneten Liebe des Ichs und der Geſchöpfe auch nicht die mindeſte Ausflucht übrig läßt.

Seine Sitten entſprachen ſeiner Sittenlehre. Obwohl er hart und ſtrenge gegen ſich war, ſo zeigte er doch kein kaltes, finſteres Aeußere, ſondern eine liebliche Heiterkeit

verbreitete ſich ſtets über ſein ganzes Weſen. Auch hierin ahmte er unſer großes Muſter nach, deſſen einfache, freundliche Sitten den phariſäiſchen Andächtigen ſeiner Zeit ſo ſehr zum Aergerniß wurden.

Fenelon war ſehr mäßig im Schlafe, noch mäßiger im Eſſen, und erlaubte ſich kein anderes Vergnügen, als das, welches die Erfüllung der Pflichten gewährt. Der Spaziergang blieb, ſo lange er Erzbiſchof von Cambrai war, ſeine einzige Erholung und Ergötzung. *)

---

*) Hier noch etwas Näheres über das häusliche Leben des großen Erzbiſchofes.

Fenelon war von Jugend auf gewohnt, nur wenige Stunden zu ſchlafen und ſehr frühe aufzuſtehn. Er las täglich in ſeiner Kapelle und am Samſtage in der Metropolitankirche Meſſe, an welchem Tage er auch ohne Unterſchied alle diejenigen Beicht hörte, die ſich darin einfanden. Er ſpeiſte nach alter Sitte um zwölf Uhr zu Mittag und ſegnete vorher das Mahl; ſeine Tafel war gewiſſermaßen prächtig ſervirt, aber dieſe Pracht galt nur ſeinem Range als Erzbiſchof und Herzog und dem Anſtande; denn ſeine perſönliche Mäßigkeit war außerordentlich; er genoß nur ſehr milde, wenigſpeiſige Speiſen, und in ſehr geringer Quantität, und trank einen ſehr leichten, blaſſen Wein. Dieſer faſt übertriebenen Mäßigkeit ſchrieb man auch ſeine äußerſte Magerkeit zu. Alle Geiſtliche, die in ſeinen Dienſten ſtanden, wurden zur Tafel gezogen; ein damals ſehr ſeltſamer Beweis von Herablaſſung und Güte. Gewöhnlich war die Tafel nicht unter zwölf bis vierzehn Perſonen ſtark, und es herrſchte daran ein natürlicher Ton ungezwungener, freundlicher, ja heiterer Unterhaltung, in den er ſelbſt einſtimmte und

Diese Spaziergänge benutzte er, um sich entweder mit seinen Freunden nützlich zu unterhalten, oder um Gelegenheit zu suchen, seinen Diezesanen Gutes zu thun. Wenn ihm auf seinen Gängen Landleute begegneten, so setzte er sich manchmal zu ihnen auf den Rasen, erkundigte sich, wie ein guter Vater, um ihre häuslichen Verhältnisse, und gab ihnen Rath und Belehrung, wie sie ihre Haushaltung einrichten und ein ächt christliches Leben führen sollten. Manchmal besuchte er sie auch in ihren Häusern, um mit ihnen von Gott zu reden und sie in ihrem Elende zu trösten. Setzten ihm dann die guten Leute nach Landessitte einige Erfrischungen vor,

---

jeden Tischgenossen gern einstimmen sah. Mit der edelsten, leichtesten, natürlichsten Höflichkeit nahm er selbst die Haus- und Tischehre wahr. Jeder Fremde, von welchem Range und Stande er seyn mochte, besonders wenn er ein Geistlicher war, mußte zu seiner Rechten sitzen; sein treuer Freund Chanterac saß ihm stets zur Linken. Nach aufgehobener Tafel versammelte man sich in einem nahen Saale, wo Kaffe geschenkt wurde, wobei er jedem Fremden den Platz ober sich einräumte. Hier unterhielt er sich etwa eine Stunde lang mit seinen Gästen, Freunden und Verwandten; doch ging auch diese Zeit für die Geschäfte nicht ganz verloren; man brachte dann einen kleinen Tisch vor ihn, worauf seine Secretäre ihm die Expeditionen zur Unterschrift vorlegten und seine Aufträge empfingen. — Darauf zog er sich in sein Cabinet zurück und blieb darin bis gegen halb 9 Uhr Abends, wenn die Jahrszeit oder schlechte Witterung den Spaziergang nicht gestattete, oder andere Geschäfte ihn nicht auszugehen nöthigten.

ſo verſchmähte er nicht, davon zu genieſſen, um ihnen ſeine Freundſchaft zu bezeigen. Nie zeigte er eine falſche Delicateſſe über ihre Armuth oder über die Unreinlichkeit ihrer Hütten. Die väterliche Zärtlichkeit ſeines von der Liebe Chriſti durchdrungenen Herzens, machte ihn den Niedrigſten gleich. *)

Kurz vor 9 Uhr verſammelte man ſich zum Abendeſſen. Er ſelbſt genoß Abends nur Eyer und etwas Gemüſe, und koſtete faſt nur davon. Gegen 10 Uhr fragte er, ob ſeine Leute verſammelt wären; dieſe traten dann in das große Zimmer, worin ſich auch alle übrige Hausgenoſſen verſammelten, und dann betete ein Aumonier das Abendgebet laut vor, der Erzbiſchof gab, nach Beendigung deſſelben, Allen den Segen, und man begab ſich zur Ruhe. A. d. H.

*) Einſt auf einem einſamen Spaziergange ſah F. einen armen Landmann mit dem Ausdrucke der Verzweiflung in ſeinen Geberden. F. nahte ſich ihm und fragte ihn theilnehmend um die Urſache ſeines Kummers. „Ach „m in gnädiger Herr, ſchrie der Bauer, ich bin der „unglücklichſte Menſch; ich hatte eine Kuh, der ein„zige Reichthum meiner Familie; ich [illegible] auf dieſe „Weide; nun iſt ſie verſchwunden; ich finde ſie nicht „mehr; was wird nun aus mir werden?“ — „Ich „will ſie dir ſuchen helfen, mein Lieber, ſprach der „Erzbiſchof, ich hoffe, Gott wird unſer Suchen und „Müben ſegnen; vor allem laß uns nachſehn, wohin „ſie entwiſcht ſeyn kann, und ob wir nicht eine Spur „von ihr finden; und noch einmal: laß uns auf Gott „vertrauen, der ſie uns finden hilft.“ Darauf macht er ſich mit dem Bauer auf den Weg und läßt nicht

Er war arm in Mitte des Ueberflusses, denn er verwendete sein ganzes Einkommen an Spitäler, an junge Geistliche, die er erziehen ließ, an dürftige Klöster, an verschämte Arme, kurz, an Leute aus allen Ständen, aus allen Nationen, wie sie, während der Kriegszeiten, in den Bereich seiner Wohlthaten kamen.

Während er so, wie ein Ambrosius, über seine Heerde wachte, betete er wie ein Antonius in der Oede der innern Einsamkeit. Alles, was die Menschen an ihm bewunderten, ist nichts in Vergleich mit diesem innern göttlichen Leben, wodurch er, wie Enoch vor Gott wandelte, den Menschen unbekannt.

Der gewöhnliche Zustand des menschlichen Gemüthes ist eine Art von Delirium; die Seele wird fortwährend von einer bizarren Reihenfolge unsäter, schweifender Gedanken bewegt. Schon die heidnischen Philosophen fühlten es, daß der Mensch nur durch innere Ruhe glücklich werden könne, die alles unnöthige Thun, und selbst alles unnütze Denken ausschließt.*) Aber nur das Christenthum kann uns in diesen Zustand erheben, durch jenen Frieden des heiligen Geistes, durch jene Einheit und Einfalt, wovon das Evangelium redet.

Das ist die göttliche Ruhe, in welcher Fenelon sich innerlich zu erhalten strebte, während er äußerlich alle Pflichten der Humanität, der Religion und seines Amtes zu erfüllen bemühet war. Darum ließ er stets alle unnöthige Gedanken, alle beunruhigende Begierden fallen, um

---

nach, Stundenlang zu suchen, bis er endlich die verlorne Kuh findet, und sie wohlbehalten in den Stall des armen Mannes zurückführt.

*) Siehe die moraliſchen Betrachtungen des Kaiſers Mark. Antonin. 4. Buch. §. 26. A. d. V.

ine Seele ruhig, rein und ungetrübt zu erhalten, daß
e, — ledig von Allem, was nicht in Gottes Ordnung ge-
ört, ſtets aufmerkend auf die höchſte Vernunft, dem
öchſten Willen ſtets unterworfen, — mit Gott allein ſich
eſchäftige. Dieſe geheiligte Leere des Geiſtes und Her-
ens ſtimmte ihn denn auch zu einer ſolchen kindlichen
infalt, daß er auf ſeine natürlichen Talente wenig Werth
ehr legte. Ich kann dieſen ſeinen Zuſtand nicht beſſer
childern, als wenn ich ſeine eignen Worte aus einer Be-
achtung über das Weihnachtsfeſt anführe:

»Ich bete dich an, o Jeſus, nacktes, weinendes Kind,
ausgeſtreckt in der Krippe. Ich liebe nichts ſo ſehr, als
deine Kindheit, deine Armuth. O, wer läßt mich ſo arm,
ſo ganz Kind ſeyn, wie du! o ewige Weisheit, zum Kinde
geworden, nimm weg von mir meine eitle, anmaßende
Weisheit, mache mich zum Kinde mit dir. Schweiget,
ihr Weiſen der Erde; ich will nichts ſeyn, nichts wiſſen,
will alles glauben, alles leiden, alles verlieren. Das
fleiſchgewordene Wort, das allmächtige Wort des Vaters
ſchweigt, ſtammelt, weint und winſelt wie ein Kind;
und ich ſollte mich weiſe dünken, ſollte mir ſelbſt gefal-
len in den Kartenhäuſern, die mein Verſtand bauet,
ſollte fürchten, daß die Welt meine Fähigkeiten nicht
genug zu ſchätzen wiſſe. Nein, nimmermehr! von nun
an ſoll es meine einzige Luſt ſeyn, gering und verkannt
zu werden, zu ſchweigen, und die Schmach Jeſu am
Kreuze mit der Unmündigkeit Jeſu in der Krippe zu
vereinigen.«

Dieſe Abtödtung des eignen Geiſtes mußte Fenelon
ſchwerer als jedem andern werden, ihm, der die tiefſten
Gründe alles Wiſſens durchſchaute. Aber er gebrauchte
ſein Wiſſen nur, um in Allem die Wahrheit zu entdecken,
und ihr Anhänger zu gewinnen; darum war er auch der
eitlen, prahleriſchen Gelehrſamkeit, die nur den Kopf

aufbläht, ſo abhold. Kam es darauf an, zu ſtudieren, ſo drang er in ſeinen Gegenſtand ſo tief ein, wie irgend einer; aber er ſtudierte nur für den Bedarf, denn er glaubte auf allen falſchen Verſtandespunk verzichten zu müſſen, um, nach des Apoſtels Mahnung, mit Mäßigkeit zu wiſſen; und das iſt, was die Doctoren, die an nichtigen Fragen nagend verſchmachten, niemals begreifen werden.

Durch dieſe Treue in der Selbſtverläugnung gelangte er denn auch zu einem ſo hohen Grade von Mißtrauen auf ſich ſelbſt, daß er z. B. dasjenige, was man an ſeinen Werken auszuſetzen fand, ſogleich anſtrich, ohne beſchämt oder empfindlich zu werden, und ohne ſich eigenſinnig oder für ſeine erſten Ideen eingenommen zu zeigen. Dieſe ſeine gelehrige Nachgiebigkeit im Umändern habe ich oft mehr noch als ſeine Fruchtbarkeit im Hervorbringen bewundern müſſen.

Fenelon dachte nun, nach Beendigung des Streites über die Liebe, in ſtiller Erfüllung ſeiner oberhirtlichen Berufspflichten friedlich zu leben, als die Streitigkeiten über die Gnade ſeine Ruhe auf ein neues zu ſtören begannen.

Dieſer Streit hat ihm die bitterſten Vorwürfe, die ſchmählichſten Läſterungen zugezogen: man hat ihn als einen weltklugen, ehrſüchtigen Menſchen verſchrien, dem es nur darum zu thun ſey, an den Hof zurückgerufen zu werden.

Um zu zeigen, wie ſehr er ſich in ſeinem aufrichtigen Betragen gleich blieb, und wie ſehr er aus Ueberzeugung handelte, muß ich hier ſeine Anſichten von der Gnade kurz entwickeln, man wird daraus ſehen, daß er die ächte Lehre des h. Thomas niemals angegriffen hat.

Nach ihm alſo, beſitzt der Menſch, ohne die Gnade des Erlöſers, gar keine Freiheit zum übernatürlichen

Guten. Dieſe Gnade iſt es, die ſowohl die Vernunft mit der ewigen Wahrheit erleuchtet, als auch dem Willen zuvorkommt, ihn befreiet von den Feſſeln der Begierlichkeit, ihn anregt, bewegt, und ſtets in den Stand ſetzt, der göttlichen Einwirkung beizuſtimmen. Dieſe befreiende Gnade iſt aber niemals mächtiger, den Willen zu ſolcher Beiſtimmung zu bewegen, als der Wille mächtig iſt, ihr zu widerſtehn. Und das iſt, was Fenelon das Gleichgewicht *) nennt. Wer alſo Gutes thut, ſtimmt nur

*) Fenelons Gegner haben dieſes Gleichgewicht ſo erklärt, als beſtehe die Freiheit in einer gleich großen Neigung zum Guten und Böſen. Allein nichts iſt ſeinem Sinne ſo zuwider. Was er Gleichgewicht der Kraft nennt, iſt nicht ein Gleichgewicht der Neigung. Er ſagt ausdrücklich, dieſes Gleichgewicht beſtehe nicht in der Gleichheit zweier entgegengeſetzten Reize, ſondern in der Gleichheit der Kraft zwiſchen den Reizen der Verſuchung, und dem durch die Gnade geſtärkten Willen. Der Menſch kann eine wahre Kraft beſitzen, den heftigſten Neigungen zuwider zu handeln. Die Gewohnheit zum Guten oder zum Böſen hebt niemals die Freiheit ſelbſt auf. Zwar verliert ſich in dem Grade, als man ſich in dem einen beſtärkt, die Leichtigkeit für das andere; aber niemals verliert die Seele ihre Beweglichkeit zwiſchen beiden, bis ſie durch den Tod in der vollkommenen Unbeweglichkeit der guten oder böſen Geiſter fixirt wird. Uebrigens iſt das Wort: »Gleichgewicht« kein neuer Ausdruck; der h. Baſilius bedient ſich deſſelben im gleichen Sinne wie Fenelon, in ſeiner Homilie über den 61. Pſalm. Dieſe Bemerkung ver-

der Einwirkung Gottes bei, die ihn zu dieſer Beiſtimmung anregt; wer Böſes thut, widerſteht dieſer Einwirkung Gottes, der nichts Gutes in uns ohne uns wirkt, damit uns das Verdienſt bleibe.

Dieſe Erklärung gibt dem Schöpfer Alles, ohne ihn zum Urheber des Böſen zu machen. Ohne die Gnade bleibt dem Geſchöpfe nichts als die unſelige Macht, ſich zu verkehren, zu verderben, oder höchſtens, dasjenige aus Selbſtliebe zu thun, was es nur um Gottes willen thun ſollte. Ohne die Gnade iſt es unvermögend zu irgend einer Handlung, daren Gott der Zweck und alſo auch der Lohn iſt.

Nach Fenelons Anſicht hebt das Syſtem der zwei Delectationen *) die Freiheit völlig auf. Es iſt dort

---

danke ich dem P. Tournemine a. d. G. J., gegen welchen Fenelon eine beſondere Hochachtung und Freundſchaft hegte. A. d. V.

»Es iſt einem jeden eine eigene Wage gegeben, ſagt Baſilius, zu wägen das Gute und das Böſe. Wie die Wage das Gewicht körperlicher Dinge, ſo beſtimmt die Handlungen des Lebens die Willensfreiheit der Seele. Eine Wage heißt ſie darum, weil ſie mit gleichſchwebenden Armen nach jeder Seite den Ausſchlag geben kann.« A. d. U.

*) Dieſes iſt die von Janſenius aufgeſtellte Hypotheſe, wodurch er die menſchliche Freiheit zu retten ſuchte. Er ſtellte nämlich die Gnade, als eine zum Guten anreizende Delectation, der Begierlichkeit, als einer zum Böſen reizenden gegenüber; wäre jener Reiz ſtärker als dieſer, ſo ſiegte die Gnade, und der Menſch vollbrächte das Gute, und umgekehrt. Der Menſch folgte alſo unwillkührlich dem ſtärkeren Triebe, und er wäre

alles Wirkung einer angenehmen Empfindung, die den Willen plötzlich ergreift und ihn zwar mit sanfter, aber doch unwiderstehlicher Gewalt fortreißt, so daß im Augenblicke des Handelns keine freie Wahl übrig bleibt. Der Wille heißt hier nur darum frei, weil er zu verschiedenen Zeiten nach verschiedenen Richtungen bewegt werden kann. Oder mit andern Worten: dies System setzt die Freiheit der Seele der Beweglichkeit eines Steines gleich, der bald hier bald dorthin geworfen werden mag. Freiheit heißt dann nicht der Gebrauch, den ich selbst, sondern der Gebrauch, den Gott von meinem Willen machen kann.

Ferner vernichtet, nach Fenelon, dieses System die Liebe, insofern sie von der Hoffnung unterschieden ist. Gott wird nur mehr als der Beseligende betrachtet; und obgleich die Idee der unendlichen Vollkommenheit, der einzig wahre Beweggrund der Liebe, die klarste, lichtreichste aller Ideen ist, so ist sie doch für das sinnliche Gefühl weniger ergreifend, bewegend, erschütternd, als die Wahrnehmung endlicher Dinge; denn sie wirkt nur auf den innersten Grund der Seele, der durch langes Mühen entleert, gereinigt und abgeschieden ist von den sinnlichen

---

nur darum frei, weil er nichts thue, als was er wolle, wenngleich dieses Wollen nothwendige Folge des stärkeren Reizes sey, kurz: Freiheit schließe nicht Nothwendigkeit sondern nur Zwang aus. Dieser Satz, nebst noch 4 andern, die daraus folgten, wurden von der Kirche als ketzerisch verdammt, und gaben Anlaß zu den vielen Streitigkeiten, welche besonders in Frankreich und den Niederlanden zwischen den Jansenisten und Jesuiten so heftig geführt wurden und mit einem Schisma endigten.

A. d. H.

Gegenſtänden. Ein Herz, das nur von der Luſt bewegt wird, iſt dieſer hohen Idee nicht empfänglich; die Liebe eines ſolchen Herzens geht nicht über die Attrition hinaus; denn Gott lieben, wegen der Luſt, die er uns verſchafft, oder ihn lieben aus Furcht, dieſer Luſt beraubt zu werden, iſt im Grunde daſſelbe. Die Kirche verdammt allen Quietismus, der der züchtigen Hoffnung entſagt, aber ſie verwirft auch allen Janſenismus, der die reine Liebe verbannt; ſie will, daß die eine und die andere dieſer Tugenden geübt werde; ſie unterſcheidet beide, und verbindet ſie, ohne ſie zu vernichten.

Endlich wird, nach Fenelons Anſicht, dieſem Syſteme gemäß, die Ausübung der Tugend nicht ſelten unmöglich. Iſt die Luſt die einzige Triebfeder des menſchlichen Herzens, der einzige Beweggrund unſerer freien Entſchlüſſe, ſo wird es unmöglich, die Tugend zu lieben, ſobald ſie nicht mit einer empfundenen Luſt verknüpft iſt; denn unmöglich iſt es, daß der Wille liebe, ohne Grund zu lieben; daß er bewegt werde, ohne bewegende Kraft. Und ſo ſinkt denn die Frömmigkeit zu einer feinen, vergeiſtigten Sinnlichkeit herab, die uns niemals eine edle, großmüthige Tugend einzuflößen im Stande iſt, und die uns oft ſchutz- und hülflos den böſen Trieben Preis gibt. Fenelon läßt einen Menſchen, der nach dieſen Grundſätzen handelte, im Augenblicke der Verſuchung folgendermaßen reden:

»Die himmliſche Luſt verläßt mich; — nur niedrige, »verdorbene Reize fühle ich mehr. Ich hatte auf eine er»götzende und unbeſiegbare Wirkſamkeit der erſteren ge»rechnet, die mich all' meinen Schwachheiten entheben »ſollte. Ich hielt das chriſtliche Leben für ein Zauberleben »der Andacht, und hoffte auf Roſenpfaden geraden Weges »in das Paradies einzugehen. Ich weinte vor Freude, »und glaubte ſchon, den Himmel offen zu ſehen. Ich lobte

»Gott, der mich schon in dieser Welt nöthigte, in der »andern selig zu werden. Aber leider sehe ich nun, wie »sehr ich mich seither getäuscht habe. Die Quelle der »frommen, süßen Gefühle ist mir plötzlich versiegt. Nur »den Reiz der Sünde fühle ich mehr. In diesem Zu»stande ist es mir, nach dem Ausdrucke unserer Doctoren, »eben so unmöglich, der siegreichen Begierlichkeit zu wi»derstehen, als ohne Pferd die Post zu reiten.«

Daraus folgerte Fenelon, daß es eine Liebe der Ordnung, des Schönen, Vollkommnen gebe, welche über alles Schmecken und Empfinden erhoben, auch dann noch auf uns wirken könne, wenn das sinnliche Gefühl der Gnade uns fehlt, und zwar mächtig genug, um in allen Leiden und Verlassenheiten des geistlichen Lebens unsern Willen zum Guten anzuregen. So konnten, ihr großes Muster nachahmend, die Heiligen, in Mitte der furchtbarsten Qualen, Gott treu bleiben; und wenn gleich ihre ganze Seele durchdrungen ward von den reinigenden Peinen der Liebe, so blieben sie doch dem höchsten Willen unterworfen, nicht weil er ergötzlich, sondern weil er gerecht war. Die Triebfeder, wodurch Gott sie anregte, war dann nicht eine süße Empfindung, die er ihnen mittheilte, sondern die ihnen eingeflößte, klare Erkenntniß dessen, was ihm gebühre; denn oft waren sie alles irdischen und himmlischen Trostes so sehr beraubt, daß sie mit ihrem Herrn ausriefen: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Diese Idee Fenelons, von der doppelten Triebfeder des menschlichen Willens, ist demnach eine nothwendige Folge aus seiner Theologie der reinen Liebe; und Bossuet hob, indem er diese Lehre bestritt, den eigentlichen Grund des Beweises gegen die Jansenisten völlig auf; es blieb ihm dann nichts mehr als die Autorität übrig, um dieselben zu widerlegen, ohne sie zu über-

zeugen. Fenelon hingegen bringt ſtets die Entſcheidungen der Kirche mit den klarſten, trifftigſten Vernunftgründen in Einklang; er verſöhnt den Gehorſam mit der Ueberzeugung; *) er führt alles auf die Einheit der Grundſätze zurück, und bleibt ſich immer und überall gleich.

Die Janſeniſten wiſſen ihm nicht anders zu entgehn, als durch die Ausrede, daß er nicht Theolog ſey. Das iſt, als wenn man ſagte, ein Rechtsgelehrter ſey nicht geſchickt, weil er ſeine Frage nicht mit dunkeln, barbariſchen Worten verwirrt, ſondern den Sinn der Geſetze nur nach einfachen, klaren, von dem Geſetzgeber gutgeheißenen Grundſätzen entwickelt und darlegt.

Man hat Fenelon vorgeworfen, daß er in ſeinen Anſichten von der kirchlichen Autorität zu weit gegangen ſey; beſonders hat man an folgenden drei Sätzen Anſtoß genommen.

---

*) Ueber die Nothwendigkeit bei Erhaltung der Glaubensreinheit, vor allem auf die Ueberzeugung zu wirken, äußert er ſich in einem Briefe folgendermaßen: „Hundert Verordnungen, die den innern Glauben fordern, „ohne etwas zu entwickeln, zu beweiſen, gründlich zu „widerlegen, werden nur die Biſchöfe, die ſie erlaſſen, „als hoffirende Biſchöfe darſtellen. Die Autorität der „Breven, der Beſchlüſſe, der Reſcripten und Siegelbriefe, wird niemals einen tüchtigen Unterricht erſetzen „können; wer dieſen, den Unterricht, verabſäumt, der „begründet nicht die Autorität, ſondern er würdigt „ſie herab und macht ſie verhaßt; er erſcheint als ein „Verfolger derjenigen, die er widerlegen ſollte, und „gibt ihnen dadurch einen neuen Glanz.“

A. d. U.

1. Die ſtillſchweigende oder ausdrückliche Beiſtimmung der Mehrheit der verſammelten oder nicht verſammelten Biſchöfe, gibt der Entſcheidung des Kirchenoberhauptes den geheiligten Charakter eines Glaubensſatzes.

2. Die Kirche allein entſcheidet über die Gränzen ihrer Autorität; ſonſt könnte ſich jeder Einzelne berechtigt glauben, gegen ihre Entſcheidungen zu reclamiren, unter dem Vorwande, ſie habe die Gränzen ihrer Gewalt überſchritten.

3. Die Kirche iſt eben ſowohl unfehlbar, wenn ſie über den rechten Sinn der Worte, als wenn ſie über die rechte Lehre ſelbſt urtheilt; ſonſt wäre ihre Unfehlbarkeit unnütz; denn da die Gedanken nur durch Worte mitgetheilt werden, ſo würden die Ausſprüche der Kirche, wenn ſie richtig Gedachtes unrecht ausdrückte, noch mehr Schaden ſtiften, als wenn ſie unrichtig Gedachtes richtig ausſpräche.

Daraus ſchließt Fenelon, daß man ſich auch dann der Kirche unterwerfen müſſe, wenn ſie nicht den innern perſönlichen Sinn eines Schriftſtellers, denn dieſen wolle ſie nicht richten, — ſondern den natürlichen Sinn ſeines Buches verurtheilt.

Man ſieht aus dieſer einfachen Darſtellung ſeiner Grundſätze, daß dieſelben aus dem katholiſchen Lehrbegriffe ſo natürlich als nothwendig ſich ergeben.

Während aber Fenelon die Wahrheit vertheidigte, war er weit entfernt, in bitterm, anmaßendem, phariſäiſchem Eifer die chriſtliche Liebe zu erſticken. Niemals hat er in ſeinem Bisthume irgend eine Gewaltthätigkeit ausgeübt. Wenn er die Vorurtheile der Menſchen angreifen mußte, ſo wußte er ſtets ihre Perſönlichkeit zu ſchonen, ihre Tugend zu ehren.

Dennoch haben diejenigen, die ſeinen Charakter nicht kannten, geglaubt, daß er ſich über die Unfälle, die dem

Cardinal von Noailles *) später begegneten, gefreuet habe. Er drückt sich darüber in einem Briefe, den er ein Jahr vor seinem Tode an einen Freund schrieb, folgendermaßen aus:

„Cambray, d. 12. März 1714.

»Die meisten Leute mögen sich einbilden, daß ich über »die neuesten Vorgänge eine geheime Schadenfreude em»pfinde. Ich selbst aber würde mich für einen Dämon hal»ten, wenn ich einer so giftigen Freude fähig wäre, und »wenn ich nicht vielmehr den tiefsten Schmerz empfände, »über die Dinge, die der Kirche so sehr zum Nachtheile ge»reichen. Ich will Ihnen sogar in vertraulicher Einfalt »gestehen, was andere als Sie vielleicht nicht glauben, daß »ich wegen der Person des Card. v. Noailles aufrich»tig betrübt bin. Ich stelle mir alle seine Leiden vor; ich »fühle sie mit ihm. Der Vergangenheit gedenke ich nur, »um mich des vielen Guten zu erinnern, das er mir seit so »vielen Jahren erwiesen hat. Alles andere ist, Gottdank, »aus meiner Seele verwischt; meine Gesinnung gegen ihn »hat sich nicht geändert. Was später vorgefallen, betrachte »ich als Fügung Gottes, der mich aus Barmherzigkeit hat »demüthigen wollen. Gott selbst ist Zeuge meiner theilneh»

---

*) Der Cardinal von Noailles hatte sich nämlich durch sein schwankendes Benehmen in der Angelegenheit des Jansenismus, namentlich durch die Approbation der moralischen Reflexionen des P. Quesnel, und durch seine Weigerung, die Bulle Unigenitus anzunehmen, manchen Verdruß, manche Demüthigung und auch den Unwillen des Hofes zugezogen, und man war im Begriff, ein National-Concilium über ihn zusammenzurufen, als der Tod Ludwigs XIV. der ganzen Sache eine andere Wendung gab. A. d. U.

»menden und ehrerbietigen Geſinnungen gegen den Car»dinal, Er, der ſie mir ins Herz gibt.

»Die Frömmigkeit, die ich ſelbſt an dem Cardinal wahr»genommen, läßt mich hoffen, daß er ſich ſelbſt überwin»den werde, um die Kirche zur Ruhe und die Feinde der »Religion zum Schweigen zu bringen. Sein Beiſpiel würde »alsbald die unfolgſamſten und heftigſten Geiſter beſchwich»tigen; und das würde ihm einen ſeltenen, bleibenden »Ruhm erwerben. Täglich am Altare betete ich für ihn, »mit derſelben Inbrunſt, wie vor zwanzig Jahren.«

Im Jahre 1710 hatte ich das Glück, Fenelon zum erſten Male zu ſehen und mit ihm bekannt zu werden. Ich glaube, die verſchiedenen Unterredungen, die ich mit ihm über Religion hatte, hier anführen zu müſſen, weil ſie ſeinen intellectuellen Charakter ſo treffend bezeichnen und zugleich darthun, daß ſeine Anſichten von Religion weit entfernt, auf einen feinen Deismus und auf die Unabhängigkeit von aller ſichtbaren Autorität hinauszuführen, wie ſeine Gegner vorgegeben haben, vielmehr die gründlichſten Beweiſe für das Chriſtenthum und zwar für das katholiſche Chriſtenthum an die Hand geben.

Geboren in einem freien Lande, wo der menſchliche Geiſt ſich zwanglos in allen Geſtalten zeigt, durchging ich, nach der Wahrheit ſtrebend, die meiſten religiöſen Syſteme.

Der Fanatismus und die Widerſprüche, die ich in allen verſchiedenen proteſtantiſchen Syſtemen herrſchend fand, empörten mich bald gegen alle Sekten des Chriſtenthums.

Weil aber mein Herz durch gewaltſame Leidenſchaften noch nicht zerrüttet und verdorben war, ſo konnte mein Verſtand ſich auch nicht mit den Abſurditäten des Atheismus befreunden. Glauben, daß das Nichts die Quelle alles Seyns, daß das Endliche ewig oder das Unendliche eine Zuſammenhäufung aller endlichen Dinge ſey, dies ſchien

mir noch unhaltbarer und alberner, als die unsinnigsten Dogmen irgend einer gläubigen Sekte.

Ich wollte mich also dem weisen Deismus in die Arme werfen, der sich auf die ehrerbietige Anerkennung der Gottheit und auf die unwandelbaren Ideen der reinen Tugend beschränkt, ohne sich um äußeren Gottesdienst, um Priesterthum und Mysterien zu bekümmern. Dennoch konnte ich mich aller Hochachtung gegen die christliche Religion, deren Moral so erhaben ist, nicht entschlagen. Tausend Zweifel bestürmten meinen Geist. Mich so ganz in den Deismus zu werfen, schien mir ein gewagter Schritt; bei irgend einer christlichen Sekte stehen zu bleiben, eine kindische Schwachheit. So irrte ich umher in den vagen Grundsätzen einer übertriebenen Toleranz, ohne irgend einen festen Punkt zu finden. In dieser Stimmung kam ich nach Cambray.

Der Herr Erzbischof empfing mich mit jener väterlichen und einnehmenden Güte, die sogleich das Herz gewinnt. Ich ging mit ihm, während sechs Monaten, in eine sehr weitläufige Untersuchung über die Religion ein. Alles, was er mir über diesen Gegenstand sagte, kann ich hier nicht wiederholen; nur das Wesentliche will ich anführen. Ich entwickelte ihm meine Grundsätze ungefähr auf folgende Weise:

Gott verlangt von seinen vernünftigen Geschöpfen keine andere Verehrung, als die Liebe seiner unendlichen Vollkommenheit, aus welcher alle göttliche und menschliche, sittliche und bürgerliche Tugenden hervorgehn. Von dieser Naturreligion haben alle Philosophen, alle Weisen, alle Völker einige Ideen gehabt; aber sie haben sie mit mehr oder weniger wahren Dogmen vermischt und durch einen mehr oder weniger geeigneten Cultus dargestellt. Alle Arten von Religion sind dem höchsten Wesen wohlgefällig, sobald man sich ihrer Ceremonien, ihrer Lehren und selbst

ihrer Irrthümer bedient, um die Menschen zur Anbetung der Gottheit hin zu führen. Ein äußerlicher Cultus ist nothwendig; aber die verschiedenen Formen desselben sind gleichgültig wie die verschiedenen Regierungsformen; sind mehr oder weniger gut, je nachdem sie gebraucht werden. Ich kann es nicht leiden, daß man die wahre Religion auf eine besondere Gesellschaft beschränken will. Ich bewundere die Moral des Evangeliums; aber alle speculative Meinungen sind gleichgültige Dinge, woran der höchsten Weisheit wenig gelegen ist.

Er antwortete mir darauf also:

»Sie können sich in Ihrer philosophischen Unabhängigkeit, in ihrer breiten Toleranz aller Sekten vernünftiger Weise nicht halten, ohne das Christenthum als Betrug anzusehn; denn zwischen dem Deismus und der Katholicität gibt es kein vernünftiges Mittel.«

Dies schien mir paradox; ich bat ihn, sich zu erklären. Er that es folgendermaßen.

»Entweder muß man sich auf die natürliche Religion, wie sie aus der Idee Gottes hervorgeht, beschränken und Verzicht leisten auf alle übernatürliche, geoffenbarte Lehre, oder man muß, wenn man diese zuläßt, eine höchste Autorität anerkennen, die jeden Augenblick redet, um die Lehre zu erklären. Ohne diese feststehende, sichtbare Autorität gliche die christlicht Kirche einer Republick, die wohl weise Gesetze, aber keine Obrigkeit hätte, dieselben zu handhaben. Welche Quelle von Verwirrung! Ein jeder kommt, mit dem Gesetzbuche in der Hand, um über dessen Sinn zu streiten. — Eben so würden die göttlichen Schriften nur dazu dienen, die eitle Neugierde, die Eifersucht der Meinungen, die stolze Anmaßung der Menschen zu nähren. Es gäbe zwar nur einen Text, aber so viele verschiedene Auslegungen als Köpfe. Abtheilungen und Un-

terabtheilungen würden sich in's Unendliche vervielfachen. — Sollte der höchste Gesetzgeber nicht besser für den Frieden seines Staates, für die Erhaltung seines Gesetzes gesorgt haben? —

»Ferner, wenn nicht eine unfehlbare Autorität da ist, die uns sagt: »dies ist der wahre Sinn der Schrift« wie soll da der rohe Bauer, der einfältige Handwerker sich in eine Untersuchung einlassen, worin selbst die Gelehrtesten nicht übereinkommen können? Gott hätte den Bedürfnissen fast aller Menschen schlecht entsprochen, wenn er ihnen nicht zu dem geschriebenen Gesetze auch einen sichtbaren sicheren Ausleger gegeben und sie dadurch einer Untersuchung überhoben hätte, deren sie nicht fähig sind. Jeder noch so einfältige aber aufrichtige Mensch braucht nichts mehr, als das Bewußtsein seiner eignen Unwissenheit, um die Thorheit aller jener Sekten einzusehn, welche ihre Trennung von der katholischen Kirche auf das Anerbieten gründen, ihn, den Unwissenden selbst, zum Richter über Dinge zu machen, die seine natürliche Fassungskraft so weit übersteigen. Wem soll man hier glauben, der neuen Reformation, die das Unmögliche fordert, oder der alten Kirche, die für die menschliche Schwachheit sorgt? —

»Endlich muß man entweder die Bibel als eine Erdichtung verwerfen, oder sich dieser alten Kirche unterwerfen. Befragen Sie die heiligen Schriften selbst. Ermessen Sie den ganzen Umfang der Verheißungen, welche Jesus Christus der Hierarchie, als Verwahrerin seiner Lehre, gegeben hat. Er sagt: daß Alles, was sie auf Erden binden werde, im Himmel wird gebunden seyn; daß Er bei ihr seyn wird bis an das Ende der Zeiten; daß die Mächte der Hölle sie nie überwältigen werden; daß, wer sie hört, Ihn selbst hört, wer sie verachtet, Ihn

ſelbſt verachtet; endlich, daß ſie der Grund und die Stütze der Wahrheit iſt.

»Sie können der Stärke dieſer Ausſprüche durch keine Deutung entgehen; es bleibt Ihnen kein anderer Ausweg, als mit der Autorität der Kirche zugleich die Autorität der ganzen Lehre zu verwerfen.«

Wie, mein Herr! erwiederte ich, Sie wollen, daß ich irgend eine Geſellſchaft auf Erden für unfehlbar halte? Ich bin faſt alle Sekten durchgegangen; aber laſſen Sie es mich mit aller Ihnen gebührenden Ehrfurcht ſagen: die Prieſter aller Religionen ſind oft nur unwiſſender und verdorbener als die Layen; ſie ſind mir alle gleich verdächtig.

Mit ſanftem, gemäßigtem Tone antwortete er mir: »Wenn wir uns bei den zahlreicheſten Verſammlungen der Kirche nicht über das, was menſchlich iſt, erheben, ſo werden wir darin nur Anſtößiges, Empörendes, unſern Unglauben Nährendes finden: Leidenſchaften, Vorurtheile, Schwachheiten, weltkluge Abſichten, Ränke und Kabalen. Aber gerade darin müſſen wir die göttliche Weisheit um ſo mehr bewundern, daß ſie ihre Abſichten durch Mittel erreicht, welche dieſelben eher zu zerſtören geeignet ſcheinen. Gerade hier beweiſt der heilige Geiſt, daß er das menſchliche Herz in ſeiner Gewalt hat. Alles was an den einzelnen Hirten Fehlerhaftes erſcheint, muß ihm zur Erfüllung ſeiner Abſichten dienen; mit ſtets regſamer Vorſicht wacht er über den Augenblick der Entſcheidung, und macht ſie übereinſtimmend mit ſeinem Willen. So wirkt Gott Alles in Allem; in den weltlichen ſowohl als geiſtlichen Gewalten gehorcht Alles ſeinen Geſetzen; Alles erfüllt ſeinen Willen, frei oder nothwendig. Nicht die Heiligkeit unſerer Vorgeſetzten, nicht ihre perſönlichen Gaben ſind es, die unſern Gehorſam zur göttlichen Tugend erheben, ſondern die innere Unterwürfigkeit des Geiſtes unter die Ordnung Gottes.«

Ich bat mir Zeit aus, um die Stärke ſeiner Beweiſe zu erwägen; ich führte ſie mir neuerdings vor und prüfte ſie Tag und Nacht. Nach langem Sinnen und Forſchen ward es mir endlich klar, daß man, folgerechter Weiſe, kein geoffenbartes Geſetz annehmen könne, ohne ſich zugleich dem lebendigen Ausleger deſſelben zu unterwerfen. Aber dieſe Wahrheit machte auf mich einen ganz anderen Eindruck, als ſie natürlicher Weiſe hätte thun ſollen. Finſtere Wolken umhüllten meinen Geiſt; ich fühlte alle Anfälle des Unglaubens.

Während dieſer heftigen inneren Bewegung gerieth ich in eine ſtarke Verſuchung, Fenelon zu verlaſſen. Ich begann, an ſeiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Es gab nur ein Mittel, meines Kummers loszuwerden, nämlich ihn ihm anzuvertrauen; aber welchen Kampf koſtete es nicht, bis ich mich zu dieſem einfachen Schritte entſchließen konnte; und doch mußte es geſchehen. Ich bat ihn alſo um eine geheime Unterredung; er gewährte ſie mir. Ich kniete vor ihn hin, und redete ihn alſo an:

»Haben Sie Nachſicht, Hochwürdigſter, mit dem Uebermaße meiner Leiden. Ihre Aufrichtigkeit iſt mir verdächtig, und ich kann Sie nun nicht mehr gelehrig anhören. Iſt die Kirche unfehlbar, ſo haben Sie die Lehre von der reinen Liebe verdammt, als Sie Ihr Buch verdammten. Haben Sie dieſe Lehre nicht verdammt, ſo war Ihre Unterwerfung nur Verſtellung. So ſehe ich mich in der harten Nothwendigkeit, Sie entweder als einen Feind der Liebe oder der Wahrheit zu betrachten.« Bei dieſen Worten zerfloß ich in Thränen. Er hob mich auf, umarmte mich zärtlich und ſprach:

»Die Kirche hat, indem ſie mein Buch verdammte, keineswegs die reine Liebe ſelbſt verdammt. Dieſe Lehre wird vielmehr in allen katholiſchen Schulen gelehrt; aber die Ausdrücke, deren ich mich bedient hatte, ſie zu erklä-

ren, paßten nicht für eine dogmatiſche Schrift. Mein Buch taugt nichts, ich halte gar nichts darauf; es war eine Mißgeburt meines Verſtandes und keineswegs die Frucht der Salbung des Herzens. Ich will nicht, daß Sie es leſen.« — Er ſagte mir nun alles das, was ich ſchon oben in Betreff dieſes Buches erzählt habe, und erklärte mir dieſe Sache von Grund aus.«

Dieſe Unterredung hatte meine Zweifel über ſeine Perſon gehoben; aber meine Zweifel über die Religion vermehrten ſich. Ich ſah ein, daß, wollte man conſequent zu Werke gehn, man entweder Katholik oder Deiſt werden müſſe; aber der nüchterne Deismus ſchien mir doch ein vernünftigerer Ausweg, als der Katholicismus. Die Wahrheit entzog ſich meinem Geiſte, während der ſüße Friede meinem Herzen entſchwand. Ich verſank in tiefe Melancholie. — Es vergingen einige Wochen, ohne daß ich mit ihm ſprechen konnte. Er verſuchte es mehrere Male, mein Herz zu öffnen, und that es auf eine ſo einnehmende Weiſe, daß ich ihm nicht widerſtehen konnte. Ich ſagte endlich mit zitternder Stimme zu ihm:

Ihre letzte Unterredung hat einen ſeltſamen Eindruck auf mich gemacht. All mein Leſen und Nachdenken hilft mir nichts mehr. Ich ſehe wohl ein, daß es zwiſchen dem Deismus und Katholicismus kein vernünftiges Mittel gibt. Aber ehe ich Alles das glauben ſollte, was die Katholiken gewöhnlich glauben, will ich mich lieber in das andere Extrem werfen. Ich will mich in den reinen Deismus zurückziehen, der gleich fern iſt von alberner Leichtgläubigkeit und übertriebenem Unglauben. So reiniget ſich mein Glaube von allen ungewiſſen, eitlen und anſtößigen Meinungen, und beſchränkt ſich auf die ewige, allgemeine und unwandelbare Religion der Liebe. Wer die Wahrheit derſelben faſſen will, darf nur in ſein eigenes Herz greifen.

»O wie wenig Menſchen gibt es, war ſeine Antwort, die im Stande ſind, in ſich ſelbſt zu gehen und die reine Vernunft um Rath zu fragen. Angenommen, daß hier und dort Einige ſind, die auf dieſem rein vernünftigen Wege zu wandeln vermögen; ſo iſt doch die Mehrzahl gewöhnlicher Menſchen dazu ganz unfähig, und bedarf äußerer Hülfe. Aber auch die feineren, geiſtigeren Leidenſchaften verblenden das Auge der Vernunft eben ſo ſehr, als die gröberen, ſinnlichen. Oft entgehen die erſten, wichtigſten Wahrheiten ſelbſt den ſcharfſinnigſten Philoſophen; und dann findet ſich kein feſter Stützpunkt mehr, woran ſie ſich halten könnten auf dem Strome der Ungewißheiten, der ſie dahin reißt.

»Wie es in der bürgerlichen Geſellſchaft nöthig war, die Vernunft niederzuſchreiben, ihre Gebote in ein Geſetzbuch zu bringen, und zur Vollziehung derſelben Machthaber aufzuſtellen, weil nicht alle Menſchen im Stande ſind, das Naturgeſetz ſelbſt zu befragen und aus ſich zu befolgen; eben ſo iſt es in der Religion. Da die Menſchen die innere Stimme der höchſten Weisheit weder mit Aufmerkſamkeit hören, noch aus Liebe befolgen wollten, ſo war nichts der Gottheit würdiger, als daß ſie ſelbſt auf eine ſinnliche Weiſe zu ihren Geſchöpfen redete, um die Ungläubigen zu überzeugen, die Ausſchweifenden in Schranken zu halten, die Unwiſſenden zu belehren, und Alle zu vereinigen in dem Glauben an dieſelben Wahrheiten, in der Ausübung deſſelben Kultus, in der Unterwürfigkeit gegen dieſelbe Kirche. Warum empören Sie ſich gegen ein Hülfsmittel, das der menſchlichen Schwachheit ſo ſehr angemeſſen iſt, und ohne welches ſelbſt die gebildetſten und aufgeklärteſten Völker in die gröbſten Irrthümer hinſichtlich auf Gott und Tugend verfallen ſind?«

Die Philoſophie der Liebe, erwiederte ich, ihn mit

Heftigkeit unterbrechend, iſt allen Geiſtern, allen Völkern, allen Religionen gemein. Man findet ihre Spuren überall, ſelbſt im Schoße des Heidenthums. Vielleicht haben edle, einfache Seelen ſie beſſer geübt, als die Philoſophen von ihr geredet. Eine jede Sekte hat ſie mit unſinnigen Meinungen vermengt; ich finde deren in der Bibel ſo gut wie anderwärts. Doch, — laſſen Sie mich ſchweigen, ich fürchte zu läſtern was ich nicht verſtehe.

Er ſchwieg nun eine Weile, und ſagte dann: »Wer nicht, um zur Wahrheit zu gelangen, alle die Kämpfe durchgekämpft hat, die Sie jetzt beſtehen, der kennt ihren Werth nicht. Oeffnen Sie mir Ihr Herz; fürchten Sie nicht, mir wehe zu thun. Ich ſehe Ihre Wunde; ſie iſt tief, aber ſie iſt nicht unheilbar, da Sie ſie entdecken.«

Ich fuhr fort: Es ſcheint mir, daß der Geſetzgeber der Juden uns das höchſte Weſen als einen Tyrannen vorſtellt, der das ganze menſchliche Geſchlecht unglücklich macht, weil der Stammvater eine verbotene Frucht genoß. Offenbar konnten die Menſchen, vor ihrem Daſein, an dieſem Vergehen nicht Theil nehmen; und dennoch ſtraft ſie Gott deshalb, nicht nur durch zeitliche Leiden und den Tod des Leibes, ſondern auch dadurch, daß er ſie allen Leidenſchaften und endlich ſogar ewigen Strafen Preis gibt. Ferner vergißt, nach dem gewöhnlichen Glauben, dieſer Gott alle Völker der Erde, um ſich ausſchließend mit einem einzigen Volke zu beſchäftigen, und zwar mit einem rohen, widerſpänſtigen, ungerechten, grauſamen Volke, deſſen Dogmen und Sitten der Gottheit ſo ganz unwürdig erſcheinen.

Es kommt ein zweiter Geſetzgeber (Chriſtus). Seine Moral iſt erhabener, ſeine Sitten ſind reiner. Ich ſage nicht, wie einige Vergeſſene, daß er ein Betrüger geweſen. Ich halte ihn für einen trefflichen Philoſophen, der nichts anderes ſuchte, als die Menſchen gut und glück-

lich zu machen, dadurch, daß er sie die wahre Verehrung der Gottheit lehrte. Aber die vorgeblichen Verwahrer seiner Lehre haben dieselbe mit einer Menge unsinniger Erdichtungen, finsterer Dogmen, alberner Meinungen vermengt, die dem Geschöpfe seinen Schöpfer viel weniger liebenswürdig darstellen.«

Mit bewunderungswürdiger Ruhe hörte er mich aus bis an's Ende, und sagte dann:

»Gott hat in seinen Offenbarungen dem Lichte den Schatten dergestalt mäßigend beigemischt, daß diese Mischung eine Quelle des Lebens ist für die, welche die Wahrheit suchen, um sie zu lieben, und ein Abgrund der Finsterniß für die, welche ihr widerstreben, um ihren Begierden zu fröhnen.

»Die mehrsten Einwürfe, die Sie eben gemacht haben, sind nur Verdrehungen, wodurch die Ungläubigen die Religion zu entstellen suchen. Hören Sie mich, ich bitte Sie, einen Augenblick aufmerksam an; hier ist ein anderer Plan der Bibel:

»Gott will, daß wir ihn lieben, wie er es verdient, ehe er sich uns zeigt, wie er ist. Die lichte Anschauung seines Wesens würde uns unwiderstehlich bestimmen, ihn zu lieben; aber er will mit freier Liebe, aus reiner Wahl geliebt seyn. Darum müssen alle freie Wesen einen Prüfungszustand durchgehen, ehe sie zur höchsten Seligkeit ihrer Natur gelangen. Der Anfang ihres Daseins ist ein Noviziat der Liebe.

»Als nach den Engeln auch unsre Stammältern in dem Paradiese glücklicher, freudenvoller Unsterblichkeit ihre Freiheit mißbraucht hatten, verwandelte Gott unsern Prüfungszustand in einen sterblichen, mit Wohl und Uebel gemischten Zustand, damit die stündliche Erfahrung von der Leere und Nichtigkeit dessen, was uns die Geschöpfe bieten, stets in uns die Sehnsucht nach einem bes-

ſern Leben anregte. Seitdem werden wir Alle mit einem ſtarken Hange zum Böſen geboren. Unſere Seelen ſind in irdiſche Kerker gebannt, die unſern Geiſt verdunkeln und unſer Herz durch niedrige Begierden abwärts ziehen. Aber durch die Gnade des Erlöſers iſt dieſe Begierlichkeit nicht eine unwiderſtehliche Gewalt, die uns fortreißt, ſondern nur ein Anlaß zum Kampfe, und dadurch eine Quelle des Verdienſtes. Gott lieben in dieſem Zuſtande der Entbehrungen und Leiden iſt viel verdienſtlicher als der Zuſtand der Engel, die ihn in Genuß und Seligkeit lieben. Und das iſt das Geheimniß des Kreuzes, ſo ärgerlich für die Einbildung und Eigenliebe profaner Menſchen.

»So werden wir denn Alle krank geboren; aber das Mittel uns zu heilen, liegt uns allen nahe und bereit. Das Licht, welches jeden Menſchen erleuchtet, der in dieſe Welt kommt, fehlt keinem aus uns. Die höchſte Weisheit hat, nach Verſchiedenheit der Zeiten und Orte, auf verſchiedene Weiſe zu den Menſchen geredet; zu den einen ſprach ſie durch ein übernatürliches Geſetz und durch die Wunder der Propheten; zu den andern durch das Geſetz der Natur und durch die Wunder der Schöpfung. Ein jeder wird gerichtet werden nach dem Geſetze, das er gekannt, und nicht nach dem, was er nicht gekannt hat; keiner wird verdammt werden, als weil er das, was er wußte, nicht benutzt hat, um zu verdienen, daß ihm mehr gegeben würde. (Sct. Auguſtin.)

»Endlich iſt Gott ſelbſt im Fleiſche, uns ähnlich, erſchienen, um die Sünde zu ſühnen, und uns ein Muſter zu geben von der Verehrung, die ihm gebührt. Gott kann dem Verbrecher nicht verzeihen, ohne ſeinen göttlichen Abſcheu gegen das Verbrechen zu offenbaren; dies iſt er ſeiner Gerechtigkeit ſchuldig, und das konnte allein Chriſtus vollbringen. Er, der Menſch gewordene Sohn Got-

tes, hat es den Menſchen, den Engeln und allen himmliſchen Geiſtern gezeigt, wie unendlich die Verkehrung der Ordnung der Gottheit mißfällt, da ihre Wiederherſtellung den Gott-Menſchen ſo viele Leiden und gar den bitteren Tod koſten mußte.

»Dieſes von Jeſus Chriſtus der göttlichen Heiligkeit dargebrachte Opfer, ſeine tiefeſte Vernichtigung vor dem höchſten Weſen, ſeine unendliche Liebe zur Ordnung, werden das ewige Muſter der Liebe, der Anbetung und Huldigung für alle Geiſter ſeyn. Aus der Verehrung, welche der Allerhöchſte ſich ſelbſt in ſeiner geheiligten Menſchheit fortwährend darbringt, werden ſie lernen, was ſie demſelben ſchuldig ſind.

»Die Religion dieſes ewigen Hohenprieſters beſteht einzig in der Liebe. Sacramente, Ceremonien, Prieſterthum ſind nur heilſame Hülfsmittel, unſre Schwachheit zu unterſtützen; ſinnliche Zeichen, die Erkenntniß und Liebe unſeres gemeinſamen Vaters in uns und anderen zu nähren, oder nothwendige Mittel, uns in Ordnung, Eintracht und Gehorſam zu erhalten.

»Bald werden dieſe Mittel aufhören, die Schatten werden verſchwinden, der wahre Tempel wird ſich öffnen, unſre Leiber werden glorreich auferſtehn, und Gott wird in ewiger Gemeinſchaft mit ſeinen Geſchöpfen leben, nicht nur ſeiner lauteren Gottheit nach, ſondern in menſchlicher Geſtalt, um uns ſowohl die Geheimniſſe ſeines Weſens, als die Wunder ſeiner Schöpfung zu offenbaren.

»Das iſt der große Plan der Vorſehung, das iſt die Philoſophie der Bibel! Kann es etwas Gotteswürdigeres und für die Menſchen Troſtvolleres geben, als dieſe großen, erhabenen Ideen? Müßte man nicht wünſchen, daß ſie wahr wären, auch wenn man ihre Wahrheit darzuthun nicht vermöchte?«

Ich erwiederte hierauf: Haben nicht Moſes und Chri-

ſtus, ohne göttliche Sendung, vermittelſt ihres eignen philoſophiſchen Geiſtes, dieſes ſchöne Syſtem ausdenken können? Konnten ſie nicht einen geheimen Verkehr mit der Gottheit vorgeben, nicht um die Menſchen zu betrügen, ſondern um ſie für ihre Lehre zu gewinnen und ſie gut und glücklich zu machen, dadurch, daß ſie dieſen die wahre Moral lehrten?

»Moſes und Chriſtus, antwortete er, haben ihre Sendung durch übernatürliche Thaten beurkundet, welche alle Merkmale einer unendlichen Macht und Weisheit unverkennbar an ſich tragen. Ich will jetzt nicht von den Wunderthaten Moſes reden, auch nicht von der unverfälſchten Ueberlieferung der Bücher, die die Geſchichte derſelben enthalten. Sie können die Beweiſe davon in Boſſuets trefflichen Abhandlungen über die Weltgeſchichte nachleſen. Er hat dort die Kette der Tradition vom Anfange der Welt an nachgewieſen, und hat ſie mit Betrachtungen durchflochten, die ſein großes Genie und ſein ausgedehntes Wiſſen gleichmäßig beurkunden.

»Auch will ich nicht reden von den in jenen alten Büchern vorherverkündigten Thatſachen, die nicht nur eine göttliche Weisheit, ſie vorzuſehen, ſondern auch eine göttliche Allmacht, ſie zu erfüllen, erforderten. Eine ſolche war die Bekehrung der Heiden zum Chriſtenthume; ein Ereigniß, welches, weil abhängig von der freien Mitwirkung der Menſchen, deutlich beweiſt, daß der Gott, der es offenbarte, eine unmittheilbare Gewalt über die menſchlichen Herzen ausübt.

»Auch will ich nicht, fuhr er fort, in eine nähere Betrachtung jener Thatſachen eingehen, welche das jüdiſche Geſetz, als ein von oben gekommenes beurkunden. Ich wende mich geraden Weges zum Chriſtenthume; denn wer deſſen Wahrheit darthut, beweiſt zugleich die Wahr-

heit des Judenthums, das von dem Gesetzgeber der Christen als eine göttliche Anordnung anerkannt worden.

»Die Wunder Jesu Christi also sind nicht in irgend einem Winkel, nicht an entlegenen unzugänglichen Orten, nicht in verborgenen Klüften, sie sind vor den Augen eines ganzen feindseligen und ungläubigen Volkes gewirkt, und dann von seinen Jüngern bei den verschiedensten Völkern verkündet und wiederholt worden, vor Menschen, denen Alles daran lag, die Verkünder der Unwahrheit zu überführen, wenn sie Falsches erdichteten. Der Herr ernährt eine Menge Volkes mit zwei oder drei Broden; heilt durch ein einziges Wort die unheilbarsten Krankheiten, läßt Todte aus den Gräbern hervorgehen; er selbst erstehet aus seinem Grabe. Das alles sind Dinge der öffentlichen Kunde, wobei der mindeste Betrug sich leicht entdecken mußte. Es war hier nicht von täuschenden Kunststücken, von blendenden Gaukelspielen, noch von geheimen physikalischen Experimenten, es war von handgreiflichen Thatsachen die Rede, die den gewöhnlichen Gesetzen der Natur sichtbar widerstreiten. Einfältige und Gelehrte konnten gleich gut darüber urtheilen; sie brauchten nur die Augen aufzuthun, um sich von der Wahrheit derselben zu überzeugen.«

»Sodann trägt Alles das Gepräge einer unendlichen Güte und Macht, die im Stillen ohne Aufsehen wirkt, die die Wunderthaten gleichsam nur im Vorbeigehen aus Mitleid gegen die Menschen sich entfallen läßt, um ihr körperliches Elend zu mildern, ihre Seelen zu heilen.«

»Auch sind diese Wunder zu keinem andern Zwecke gewirkt worden, als um die wahre Verehrung der Gottheit zu begründen. Christus versichert, er thue sie nur deshalb, um den Menschen in sein eigenes Herz zurückzuführen, damit er dort die Bewährung seiner Lehre suche und finde, deren Ziel und Vollendung die Liebe ist.«

»Endlich können die Augenzeugen dieser Ereignisse nicht

verdächtig ſeyn. Es mag geſchehen, daß Menſchen aus Eigenſinn oder Vorurtheil mancherlei Uebel und Qualen erdulden, um ſpeculative Irrthümer zu behaupten, die ſie aufrichtig für Wahrheit halten; aber daß Menſchen, ohne zeitliche oder ewige Ausſicht auf Genuß, Ehre oder Belohnung ſich allen Uebeln der Gegenwart, und dereinſt der rächenden Gerechtigkeit des wahrhafteſten, alle Lüge haſſenden Gottes ausſetzen, um zu behaupten, daß ſie Dinge, die niemals Statt hatten, mit ihren Augen geſehn und mit ihren Ohren gehört haben, eine ſolche uneigennützige Liebe der Bosheit und des Betruges iſt mit der menſchlichen Natur durchaus unverträglich, zumal bei Leuten, die ihr ganzes Leben hindurch die erhabenſte Moral lehren und ausüben.«

»Findet man dieſe drei Merkmale der Wahrheit, (nämlich die Oeffentlichkeit, die Heiligkeit des Zweckes, die Bewährtheit der Zeugen) in den angeblichen Wunderthaten der Zauberer und Betrüger, eines Apollonius, eines Mahomet... Dieſe konnten wohl den Menſchen blendende Gaukelſpiele vormachen, um ſie zu ergötzen, zu überraſchen, und ſich ihrer zu bemeiſtern. Aber haben ſie auch Thaten von ſo allgemeiner Oeffentlichkeit gewirkt, die von ſo bewährten Zeugen geſehen waren, und die die Einführung einer ſo reinen Moral bezweckten? —«

»Die moſaiſche Religion für ſich allein und ohne Bezug auf das Chriſtenthum betrachtet, könnte wohl noch politiſcher Abſichten verdächtig ſcheinen. Man könnte ſagen: da ein Theil der Wunder Moiſes von den ägyptiſchen Zauberern nachgemacht worden, ſo habe er ſie in der Zauberkunſt nur übertroffen. Allein in der Religion Chriſti zeigt ſich kein Vorwand des Unglaubens, kein Schatten von Politik, keine Spur von menſchlichem Eigennutz. Die Wunder beweiſen die göttliche Sendung des Geſetzgebers, und die Reinheit ſeines Geſetzes beweiſt, daß ſeine Wunder keine

Blendwerke waren. Wird wohl ein Geſetzgeber, der die Menſchen, um ſie zu beherrſchen, durch falſche Wunder täuſchen und ihre Leichtgläubigkeit mißbrauchen will, wird er eine Religion erfinden, die den ganzen Menſchen vernichtet, ihn ihm ſelber entfremdet, die die Abgötterei des Ichs umſtößt, und die uns verpflichtet, Gott mehr als uns ſelbſt, und uns ſelbſt nur wegen Seiner zu lieben? — Und doch fordert Jeſus Chriſtus dieſe Liebe von uns, nicht nur als eine der Gottheit ſchuldige Huldigung, ſondern als das nothwendige Mittel zu unſerer eigenen Glückſeligkeit.«

»Für einen kurzen Augenblick an dieſe Erde gebannt, ſollen wir, nach Chriſti Lehre, dieſes Leben als die Kindheit unſeres Daſeyns, als eine finſtere Nacht betrachten, deren Freuden nur vorübergehende Träume, deren Leiden nur heilſame Mittel ſind, uns auf unſer wahres Vaterland hinzuweiſen. Durchdrungen von dem Bewußtſeyn unſerer Nichtigkeit, unſerer Ohnmacht, unſerer Finſterniß, ſollen wir uns unaufhörlich dem Allerhöchſten darſtellen, damit er ſein Bild in uns erneuere, uns ſchmücke mit ſeiner eigenen Schönheit, uns erleuchte und belebe, und uns wie das Seyn ſo auch das Gutſeyn gebe, und Leben und Vernunft, und vollkommne Liebe und wahres Licht, und ſo in uns alle menſchliche und göttliche Tugenden hervorbringe, bis er uns, die wir ihm gleich geworden, in ſich aufnehme und vollende in göttlicher Einheit.«

»Das iſt die Anbetung im Geiſte und in der Wahrheit; eine Anbetung, die der Menſch, ſobald man ſie ihm entdeckt, ſeinen natürlichen Ideen ſo ganz entſprechend findet, und wovon dennoch ſelbſt in dem gebildetſten Heidenthume kaum eine Spur zu finden iſt. Nur ſpät erſt, und als ſchon das Chriſtenthum die Welt erleuchtet hatte, entlehnten griechiſche, arabiſche und perſiſche Philoſophen von ihm dieſe Sprache, die ſie aber faſt immer nur unvollkommen verſtanden.«

»In Jesus Christus begründet und trägt Eines das Andere; seine Sitten entsprechen seiner Moral. Er, der göttliche Gesetzgeber, begnügt sich nicht, den Menschen kalte, trockne Vorschriften einer erhabnen Sittenlehre vorzuhalten; er übt sie selbst aus, und stellt uns in seinem Wandel das Beispiel der vollendeten Tugend vor Augen, welche auf der Erde nichts hat und nichts begehrt. Sein ganzes Leben ist ein Gewebe von Leiden, eine immerwährende Anbetung, eine tiefeste Vernichtigung vor dem höchsten Wesen, eine gränzenlose Unterwerfung unter den göttlichen Willen, eine unendliche Liebe der Ordnung. Er stirbt endlich wie verlassen von Gott und den Menschen, um zu zeigen, daß die vollkommne Tugend bloß auf die Liebe der Gerechtigkeit gestützt und alles himmlischen und irdischen Trostes beraubt, dennoch treu zu bleiben vermag, mitten in dem schrecklichsten Leiden. Findet man irgendwo einen solchen Gesetzgeber und ein solches Gesetz? Wahrlich, nur bei den Christen allein wird der wahre Cultus der Liebe klar erkannt und vollkommen geübt.«

»Die Einführung einer solchen Religion unter den Menschen ist das größte aller Wunder. Trotz der ganzen römischen Macht, trotz den Leidenschaften, dem Eigennutze, den Vorurtheilen so vieler Nationen, so vieler Philosophen, so vieler verschiedenen Religionen, gelingt es zwölf armen, einfältigen, unberedten Fischern ihre Lehre in aller Welt auszubreiten. Ungeachtet einer dreihundertjährigen Verfolgung, die sie jeden Augenblick zu ersticken scheint, ungeachtet des fortwährenden Martertodes unzähliger Menschen aus allen Ständen, Geschlechtern und Ländern, siegt endlich die Wahrheit über den Irrthum, wie das alte und neue Gesetz es vorher verkündiget hatten. Man zeige mir eine andere Religion, die so sichtbare Zeichen einer sie beschützenden Gottheit aufzuweisen hat. — «

»Daß ein Eroberer durch die Gewalt der Waffen eine

den Sinnen ſchmeichelnde Religionslehre einführe; daß ein weiſer Geſetzgeber durch die Nützlichkeit ſeiner Geſetze ſich Gehör und Achtung verſchaffe; daß eine von der weltlichen Macht unterſtützte Sekte die Leichtgläubigkeit des Volkes mißbrauche, das alles iſt möglich, iſt dem Gange der Dinge gemäß. Aber was konnte die ſiegreichen, aufgeklärten, ungläubigen Nationen bewegen, ſich ſo ſchnell und willig der Lehre Jeſu Chriſti zu ergeben, der ihnen in dieſer Welt nichts als Verfolgung und Leiden verhieß und dafür von ihnen den Glauben an Geheimniſſe forderte, gegen die ſich der menſchliche Verſtand ſträubet, und die Befolgung einer Moral, die alle unſere Begierden, und ſelbſt unſre liebſten und geheimſten Neigungen hingeopfert wiſſen will; kurz, einen Glauben, eine Gottesverehrung, die unſern Verſtand ſowohl als unſre Eigenliebe zur Verzweiflung bringt?« »Iſt es nicht, wie Auguſtinus ſagt, ein »größeres, unglaublicheres Wunder, als diejenigen, die »man nicht glauben will, daß die Welt ohne Wunder zu »einer ſolchen Religion bekehrt worden?«

Ich erwiederte ihm: Was Sie, Hochwürdigſter, mir ſagen, ergreift und durchdringt mich tief. Allein es liegt mir dennoch immer der Glaube nahe, daß ſo entfernte Thatſachen von herrſchſüchtigen Prieſtern oder Politikern leicht entſtellt, übertrieben, oder gar erdichtet werden konnten.

»Die Wahrheit dieſer Ereigniſſe, verſetzte er, iſt unbezweifelbar, da die Bücher, welche ſie enthalten, ſogleich bei ihrer Erſcheinung, von ſo vielen verſchiedenen Völkern angenommen und in ihre Sprachen überſetzt worden ſind. Von Jahrhundert zu Jahrhundert wurden ſie in den religiöſen Verſammlungen faſt aller Nationen geleſen, und doch hat ſie niemand der Verfälſchung angeklagt, weder die Juden, noch die Heiden, noch die Ketzer; obwohl alle dieſe das größte Intereſſe hatten, ſie zu beſtreiten, und ihre Unwahrheit darzuthun. Die Juden ſagten wohl,

Univ. Bibl. München

Chriſtus hätte ſeine Wunder durch Zauberei gewirkt, aber die Wunder ſelbſt verwarfen ſie nicht als erdichtet. Eben ſo wenig konnten die Heiden die Wahrheit dieſer Thatſachen läugnen; Celſus, Porphyrius, Julian der Apoſtat, Plotin und andere Philoſophen, welche von Anfang an das Chriſtenthum mit allem erdenklichen Scharfſinne anfochten, mußten dennoch die Wahrheit der Wunder Jeſu, die Heiligkeit ſeines Lebens, und die Aechtheit der Bücher, die die Geſchichte davon enthalten, eingeſtehen. Die zahlloſen nach einander folgenden Sekten endlich, welche in jedem Jahrhundert die Kirche beunruhigt haben, beweiſen unwiderſprechlich, daß man die heiligen Schriften nicht hätte verfälſchen können, ohne daß der Betrug wäre entdeckt worden. Und ſo geben, bis zur Zeit Jeſu hinauf, Chriſten, Ketzer, Juden, Heiden, Griechen, Römer und Barbaren ein einſtimmiges Zeugniß für die Wahrheit deſſelben Ereigniſſes, derſelben Schriften.

»Wie die Gewißheit unſerer Ideen von der Allgemeinheit und Unwandelbarkeit der Evidenz, die ſie begleitet, ſo hängt die Gewißheit der Thatſachen von der Allgemeinheit und Unveränderlichkeit der Tradition ab, die ſie beſtätiget. Es iſt unmöglich, eine ganze Nation, und dann mehrere Nationen glauben zu machen, daß ſie Dinge mit ihren Augen geſehen, mit ihren Ohren gehört haben, die niemals geſchehen ſind; es iſt unmöglich, daß das Andenken an ſolche erdichtete Fakten in allen Jahrhunderten öffentlich, allgemein und ununterbrochen von verſchiedenen Völkern fortgepflanzt worden ſey, deren Vortheile, deren Religion und Vorurtheile ſo mächtig dagegen ankämpften; es iſt unglaublich, daß dieſe Völker ſich mit ihren Feinden vereinigt hätten, um eine Erdichtung zu verbreiten, die ſie beſchämt und verdammet, und daß dennoch der Betrug, weder zur Zeit wo er geſchah, noch in den folgenden Zeitläufen entdeckt worden ſey. Alles dies,

ſage ich, iſt nicht nur unglaublich, ſondern durchaus unmöglich.«

»Ich bin entzückt, ſprach ich, die Beweiſe aus den Wundern und aus der Moral, aus dem innern Geiſte und den äußeren Thaten des chriſtlichen Geſetzgebers in ſo ſchöne Verbindung geſtellt zu ſehen. Bis jetzt ſchienen mir die niedrigen, knechtiſchen Begriffe, welche die Menſchen gewöhnlich von der Religion haben, einer göttlichen Sendung allzu unwürdig; die Wunder des Geſetzgebers waren mir verdächtig, weil ich die Schönheit ſeines Geſetzes nicht kannte. Allein warum findet man, bei alledem, in der Bibel einen ſo anſtößigen Contraſt der lichteſten Wahrheit mit den obſcurſten Dogmen? Ich möchte gern die erhabenen Ideen, die Sie mir eben vorhielten, von demjenigen ſondern, was die Prieſter Myſterien nennen.«

Er antwortete: »Warum ſollten wir ſo vieles Licht, das dem Herzen ſo willkommen, ſo tröſtlich iſt, verwerfen, weil es mit Schatten gemiſcht iſt, die unſern Verſtand demüthigen? Muß nicht die wahre Religion den Menſchen zugleich erheben und niederdrücken, und ihm in einem Blicke ſeine Größe und ſeine Schwachheit zeigen? Ihre Vorſtellung vom Chriſtenthume iſt noch zu beengt, zu einſeitig; — es iſt nicht bloß ein heiliges Geſetz, das das Herz reiniget, es iſt auch eine geheimnißvolle Weisheit, die die Vernunft bändiget. Es fordert ein ſtetes Opfer des ganzen Selbſts zur Huldigung der höchſten Vernunft. Indem wir ſeine Moral ausüben, entſagen wir aus Liebe zur höchſten Schönheit allen irdiſchen Lüſten; indem wir ſeine Geheimniſſe glauben, bringen wir, aus Ehrfurcht vor der ewigen Wahrheit unſere eigene Einſichten zum Opfer. Ohne dieſe doppelte Hingabe des Verſtandes und des Willens iſt das Opfer unvollkommen, mangelhaft; denn nur durch dieſe völlig

Hingabe verſchwindet der ganze Menſch vor dem Weſen der Weſen. Es fragt ſich nicht, ob es nothwendig ſey, daß Gott zur Demüthigung unſeres Geiſtes ſolche Geheimniſſe offenbare; es fragt ſich nur, ob er ſie wirklich geoffenbaret habe oder nicht. Hat er, der Schöpfer, wirklich zu ſeinem Geſchöpfe geredet, ſo ſind für dieſes Gehorſam und Liebe unzertrennlich. — Das Chriſtenthum iſt Thatſache; ſobald Sie die Beweiſe dieſer Thatſache nicht mehr bezweifeln, ſo iſt von der Auswahl deſſen, was Sie glauben oder nicht glauben wollen, keine Rede mehr. Alle Schwierigkeiten, davon Sie einige Beiſpiele angeführt haben, verſchwinden, ſobald der Verſtand von aller Anmaßung geneſen iſt. Alsdann wird es nicht mehr ſchwer zu glauben, daß die Natur der Gottheit, daß die Führung der Vorſehung Tiefen enthalte, die unſere ſchwache Vernunft nicht zu durchſchauen vermag: denn das unendliche Weſen muß ja unbegreiflich ſeyn dem endlichen Geſchöpfe. — Wir ſehen auf der einen Seite einen Lehrer, deſſen Lehre ganz göttlich iſt, der ſeine Sendung durch Wunder beweiſt, die wir ungleich wichtigere Gründe zu glauben als zu bezweifeln haben; auf der andern Seite finden wir mehrere Geheimniſſe, die uns anſtößig ſind: was iſt nun zu thun in dieſer Verlegenheit zwiſchen der Klarheit einer unläugbaren Offenbarung und ihrem unbegreiflichen Dunkel? Der einzige Ausweg iſt das Opfer unſeres Verſtandes, und gerade dieſes Opfer macht einen weſentlichen Theil der Verehrung aus, die wir dem höchſten Weſen ſchuldig ſind.

»Muß nicht Gott, die höchſte Vernunft, unendliche Kenntniſſe beſitzen, die wir nicht haben? — Wenn es ihm nun gefällt, uns einige derſelben auf übernatürlichem Wege zu entdecken, ſo ſoll es uns nicht mehr darum zu thun ſeyn, das Wie dieſer Geheimniſſe, ſondern nur die Gewißheit ihrer Offenbarung zu erforſchen. Sie

mögen dann wohl unvereinbar erſcheinen mit unſern Erkenntniſſen; aber in der Wirklichkeit ſind ſie es nicht; denn dieſe ſcheinbare Unvereinbarkeit rührt von der Beſchränktheit unſeres Geiſtes her, dem es an durchdringender Einſicht fehlt, um den Zuſammenhang unſerer natürlichen Begriffe mit dieſen übernatürlichen Wahrheiten zu entdecken.

»Das Chriſtenthum fügt zu Ihrem reinen Deismus nichts hinzu, als das Opfer des Verſtandes, und die Katholicität vervollkommnet nur dieſes Opfer. Reine Liebe, demüthiger Glaube, das iſt die ganze katholiſche Religion. Wir haben eigentlich nur zwei Glaubensartikel: die Liebe des unſichtbaren Gottes, und der Gehorſam gegen die Kirche, ſein redendes Orakel. Alle andere beſondere Wahrheiten ſind in dieſen zwei einfachen, allgemeinen Wahrheiten enthalten, die der Faſſungskraft aller Menſchen entſprechen. Kann etwas Gottes würdiger und der menſchlichen Schwachheit angemeſſener und nothwendiger ſeyn?«

Ich antwortete: Nicht mehr die unbegreiflichen Glaubensdogmen ſind es, die mich aufhalten, ſondern gewiſſe Meinungen, welche ſich bei den Prieſtern und bei dem Volke eingeſchlichen haben. Iſt es nicht der jüdiſchen Prieſterſchaft gelungen, das Geſetz durch unſtatthafte Traditionen zu verdunkeln? Ich will es glauben, daß die Kirche niemals ſchädliche, verwerfliche Irrthümer lehren wird; aber kann ſie nicht gewiſſe unſchuldige Irrthümer dulden, weil ſie für die dermalige Schwachheit der menſchlichen Natur nützlich, ja ſogar nothwendig ſind? Hieher gehört z. B. die Meinung von der ewigen Dauer der Strafen. Allerdings wäre nichts gefährlicher, als die Menſchen von dieſer heilſamen Furcht zu befreien; aber es iſt doch weder in unſern angebornen Ideen von der Gottheit, noch ſelbſt in den heiligen Schriften etwas, das uns hindert zu glauben, es werden endlich, früh oder ſpät, alle Weſen zur

Ordnung zurückkehren. Das ist die Entwickelung, welche Origenes fand, um alle Führungen der Providenz zu rechtfertigen; und sie reicht auch vollkommen hin, alle Einwürfe des Celsus, des Bayle und aller älteren und neueren Ungläubigen gegen das christliche System zu entkräften. Diese einzige Idee lassen Sie mir, Alles übrige will ich Ihnen hingeben.«

»Nein, sagte er, nein, ich will Ihnen keinen Ausweg lassen, dem Opfer des Verstandes zu entgehen. Da die Kirche, vorausgesetzt auch, daß sie unschuldigen Wahn dulden könne, niemals einen gefährlichen, Empörung und Unabhängigkeit rechtfertigenden Irrthum lehren wird, warum zögern Sie denn noch, sich ihr zu unterwerfen, und alle eitle Grübeleien, die Ihrem Gehorsam Schranken setzen könnten, untergehen zu lassen in der Unbegreiflichkeit des göttlichen Rathschlusses? — Während der finsteren Nacht dieses Lebens steht es uns nicht zu, über die Geheimnisse der Gottheit und über die unerforschlichen Absichten der Vorsehung abzusprechen. Einen Augenblick noch, und es wird uns Alles enthüllet werden. Gott wird seine Führung rechtfertigen; wir werden einsehen, daß bei ihm Weisheit, Gerechtigkeit und Güte stets im Einklange, stets unzertrennlich verbunden sind. Unser Stolz ist es, und unsere Ungeduld, die uns diese Enthüllung nicht abwarten lassen. Statt uns vermittelst des gegebenen Lichtstrahles aus der Finsterniß herauszufinden, verlieren wir uns in ein Labyrinth von Streitigkeiten, Irrthümern, chimärischen Systemen und Sekten, die nicht allein den Frieden der menschlichen Gesellschaft stören, sondern uns auch dem wahren Leben aller guten Geister entfremden, jener Geister nämlich, die keinen eigenen Sinn, keinen eigenen Willen mehr haben, weil die Eine allgemeine Vernunft sie erleuchtet, die Eine höchste Liebe sie beseelet. — Bis jetzt wollten Sie die Wahrheit besitz-

zen; von nun an muß die Wahrheit Sie beſitzen, Sie gefangen nehmen, Sie alles falſchen Vernunftprunkes berauben. Um ein wahrer Chriſt zu ſeyn, muß man aller Dinge, ſogar ſeiner eigenen Ideen, entäußert werden. Der Katholicismus allein lehrt dieſe wahrhaft evangeliſche Armuth. Bringen Sie alſo Ihren Verſtand, Ihre Einbildungskraft zum Schweigen; beten Sie unaufhörlich zu Gott: Herr unterrichte du mich durch das Herz und nicht durch den Verſtand; laß mich glauben wie deine Heiligen geglaubt, laß mich lieben, wie ſie geliebt haben! — Das wird Sie vor aller Schwärmerei, vor allem Unglauben ſicher ſtellen.«

Auf ſolche Weiſe lehrte mich Fenelon einſehn, daß man kein aufrichtiger Deiſt ſeyn könne, ohne Chriſt, und kein philoſophiſcher Chriſt ohne Katholik zu werden. — Iſt wohl der Mann, der die Wahrheit ſo bis in ihre verborgenſten Wurzeln erforſchte, ein oberflächlicher Geiſt zu nennen?

Mit gleicher Stärke wie über die Beweiſe der geoffenbarten Religion philoſophirte Fenelon über die Gründe der natürlichen, der Vernunft-Religion. Wir beſitzen hierüber zwei Schriften von ihm, die nach ſeinem Tode gedruckt worden ſind, das Buch vom Daſeyn Gottes und ſeine Briefe über die Religion, wovon einige an den Herzog von Orleans, der ſtets ein aufrichtiger Freund und Verehrer Fenelons war, geſchrieben ſind.

Der Werth dieſer beiden Schriften wird von den trocknen, abſtracten Geiſtern nicht genug gefühlt. Fenelon, der wohl wußte, daß die Wunde der meiſten Zweifler nicht in ihrem Kopfe, ſondern in ihrem Herzen ſtecke, ſucht darum auf das Herz vorzüglich zu wirken, indem er, um daſſelbe zu rühren, zu gewinnen, überall Gefühl und Empfindung in die Speculation einflicht, und ſo die

metaphyſiſche Dürre mit Salbung mildernd, den Willen gelenkig und beugſam macht, während er den Verſtand erleuchtet.

Man findet in dieſen Schriften alle Grundſätze der erhabenſten Philoſophie, wie ich es durch eine kurze Entwickelung ſeiner Beweiſe über das Daſeyn Gottes, über die menſchliche Freiheit, die Nothwendigkeit einer Gottesverehrung, und die Unſterblichkeit der Seele, darthun werde. Ich will mich dabei ſoviel als möglich ſeiner eigenen Worte bedienen, und nur das, was er geſchrieben, durch das, was er mir darüber geſagt hat, erläutern und vervollſtändigen. Ich wiederhole es, daß ich nicht raiſonnire, ſondern nur erzähle, und ich glaube nicht, daß ich aus den Schranken meiner Erzählung trete, wenn ich in die Geſchichte von Fenelons Leben die Geſchichte ſeines Geiſtes einflechte.

Das Daſeyn Gottes. Es muß etwas Ewiges ſeyn. Das Nichts konnte das, was iſt, nicht hervorbringen. Das Weſen durch ſich iſt nur darum ewig, weil es ſtets die Nothwendigkeit ſeines Seyns in ſich trägt. Alle endliche Weſen können ſeyn oder nicht ſeyn. Alles Unendliche, das nicht das höchſte Unendliche iſt, oder alles Unendliche in verſchiedenen Gattungen, hat nichts in ſich, wodurch es vorzugsweiſe vor einem Unendlichen höherer Gattung beſtehen müßte; ſomit iſt ſein Daſeyn nicht nothwendig. Das Weſen durch ſich, das unendliche Weſen, das abſolute Unendliche ſind alſo gleichbedeutende Ausdrücke. Darum nennt ſich Gott Den, Der iſt.

Alles Mannigfaltige iſt arm in ſeinem ſcheinbaren Reichthume. Das vollkommen Unendliche iſt im höchſten Sinne Eines, im höchſten Sinne Alles. Es iſt alles Seyn, aber nicht alles Seyende. Es iſt, es erkennt, es liebt ſich ſtets ebenmäßig. Es enthält und begreift in untheilba-

rer Einheit, nicht aber in zuſammengeſetzter Vielheit, Alles, was in allen Dingen Reales, Wirkliches iſt. Es erkennt alles Erkennbare, indem es Sich erkennt, es liebt alles Liebenswerthe, indem es Sich liebt; es kann alles Mögliche, indem es will. Wir ſehen zwar ſein Weſen nicht, aber in dem Geſagten liegt doch ein klarer Begriff von ſeinen weſentlichen Eigenſchaften. Es iſt zwar, ich geſtehe es, nur eine unendlich kleine Wahrnehmung des unendlich Großen, aber es iſt doch eine ſehr reale Wahrnehmung, die das höchſte Weſen von allen endlichen, oder nur in einer Art unendlichen Weſen unterſcheidet.

Da nun das abſolut Unendliche das einzige durch ſich beſtehende Weſen iſt; da die endlichen Weſen unmöglich abgeſonderte Theilchen ſeiner unendlichen Subſtanz ſeyn können, ſo folgt von ſelbſt, daß der Ewige die Macht beſitzen muß, das, was nicht iſt, in's Daſeyn zu rufen. Wir haben zwar von dieſer Schöpferkraft keine Vorſtellung; aber ſie muß in Gott vorhanden ſeyn, ſonſt wäre das Daſeyn der endlichen Dinge unmöglich.

Die Handlung, wodurch Gott alles erſchaffen hat, iſt kein vorübergehender Act. In jedem Augenblicke gibt er das Daſeyn, weil er es jeden Augenblick nehmen kann. Er kann es nur dadurch nehmen, daß er entweder aufhört, es zu geben, oder daß er das Nichts (Nichtſeyn) gibt; aber das Nichts kann nicht gegeben werden; folglich iſt die Erhaltung der Dinge ein immerwährendes Geben, d. h., ein immerwährendes Schaffen. — Jedes Weſen, das in ſeinem Daſeyn abhängig iſt, muß es auch in ſeinem Wirken ſeyn. Die geſchaffenen Weſen handeln, ſo wie ſie beſtehen. Sie empfangen jeden Augenblick ihr Thätigſeyn ſo wie ihr Daſeyn. — Welch ein weites Feld thut ſich hier unſern Blicken auf! Gott allein iſt es demnach, der alles ſchafft, alles wirkt in ſeinen Geſchöpfen. Er, der Allgegenwärtige iſt es, der fortwährend den Körpern Geſtalt und

Bewegung, den Geistern wahre Erkenntniß, wahre Liebe mittheilt; der fortwährend jene erkennbar, diese erkennend macht. *) Durch ihn allein stehen dieselben unter sich in wechselseitigem Bezuge, nach gewissen, allgemeinen Gesetzen, die er, um Ordnung und Einheit unter seinen Geschöpfen zu erhalten, gegeben hat.

Was wir Mittelursache nennen, ist bloß der einfache Anlaß des göttlichen Wirkens, daß wir seiner Feinheit wegen nicht wahrnehmen, und es darum mit vermessenem Eingriffe in die Rechte der Gottheit, den Dingen oder uns selbst fälschlich zuschreiben. Es ist in allen endlichen Dingen kein Schatten wahrer eigener Kraft, als die der Freiheit, vermittelst welcher wir der Einwirkung Gottes, die uns erleuchtet, anregt und bewegt, beizustimmen vermögen.

Idee der Freiheit. Die Bewegung zum Guten überhaupt, welche Gott uns mittheilt, ist der Grund und

*) Dieses System hat mit demjenigen nichts gemein, welches behauptet, daß Gott nicht nur die Ursache unserer Wahrnehmungen, sondern auch ihr unmittelbarer Gegenstand sey. Nach der seltsamen Sprache dieser Philosophen ist es in dem Augenblicke des Schmerzens der ideale Finger, der von der intelligibelen Nadel gestochen wird, und beide sind Theile der intelligibelen Ausdehnung, oder der göttlichen Substanz, als welche, und in so fern sie die Materie vorstellt. Daher sagen die neueren Spinozisten, daß es nach ihrem Systeme nur ein einziges Wesen gibt, welches in seiner Substanz die intelligibele und die intelligente Ausdehnung als Attribute vereiniget. So haben einige bis zum Leichtsinn spitzfindige Köpfe den Malebranchismus, gegen die Absicht seines Urhebers, bis zur Gottlosigkeit gesteigert.
A. d. V.

das Weſen des Willens und die Quelle aller Liebe. Allein dieſe Bewegung treibt uns niemals unwiderſtehlich zu irgend einem beſonderen Guten an. Wir können uns immer einhalten, um zu erforſchen, ob das Gute, das ſich uns darbietet, ein wirkliches oder ein ſcheinbares, ob es der Ordnung gemäß oder ihr zuwider, ob es gut an ſich, oder nur angenehm für uns ſey. Wir können demnach der Wirkung Gottes nachgeben, entweder aus Tugend, oder aus Luſt, entweder aus Verehrung ſeiner Vollkommenheit, oder aus Begierde nach angenehmer Empfindung. Und das iſt die doppelte Triebfeder, die unſere Freiheit erklärt.

Dieſes Vermögen, der Einwirkung Gottes beizuſtimmen, ſetzt aber keineswegs in dem Geſchöpfe eine unendliche Kraft voraus; denn weder der Gegenſtand, noch deſſen Wirkung, noch die Bewegung gegen denſelben wird dadurch hervorgebracht. Unſer Wirken iſt an ſich immer unfruchtbar. Gottes Wirken allein iſt es, welches in uns alle erleuchtende und beſeligende Wahrnehmung hervorbringt; er iſt die Quelle aller Wahrheit und aller Freude, die uns anregt; von ihm empfangen wir das Vermögen zu Wählen, zu Handeln, ſo wie das Daſeyn. Wie unſer Weſen von dem ſeinigen verſchieden iſt, ſo iſt es auch unſre Thätigkeit, und ſo wenig wir unabhängig von ihm beſtehen, ſo wenig können wir auch unabhängig von ihm handeln; denn ſein Thun iſt es, das Alles in Allem wirket, nach gewiſſen von ihm gegebenen Geſetzen.

Das allgemeine Geſetz der göttlichen Mittheilungen an freie Weſen iſt, daß Gott ſich denſelben mehr oder weniger mittheilt, je nachdem ſie ſeiner Einwirkung mehr oder weniger nachgeben. Um zu ſündigen braucht das Geſchöpf nicht eine der Kraft des Schöpfers gleiche Kraft in ſich zu haben, die die Wirkung Gottes hemmt; — Gott zieht ſich alsdann ſelbſt zurück; er hört zu wirken auf, weil die Bedingung ſeines Wirkens fehlt.

Zeigte ſich das höchſte Gut in ſeiner unverhüllten Schönheit, ſo würde jede endliche Intelligenz ſich unwiderſtehlich zu demſelben hinneigen und ihm anhangen; ſie könnte es aber aus dem doppelten Grunde, entweder um ſeiner Vollkommenheit zu huldigen, oder nur um in ihm ihre Seligkeit zu genießen. Wer den letztern Beweggrund von dem erſtern (die ſubjektive von der objektiven Liebe) trennt, der begehet einen Gottesraub. Gott konnte, um uns auf ewig in der reinen Liebe der Ordnung zu beſtärken, kein würdigeres Mittel wählen, als uns zuvor durch einen Prüfungszuſtand hindurch zu führen, worin wir jeden Augenblick das Angenehme dem Guten, das was uns gefällt und ergötzt, der reinen Idee ſeiner unendlichen Vollkommenheit aufopfern können. Er hat uns alſo nur darum die Freiheit gegeben, um uns der reinen Liebe fähig zu machen.

Kultus, Verehrung des höchſten Weſens. Und das iſt denn auch die Verehrung, welche Gott von ſeinen Geſchöpfen fordert und zugleich die ewige Bedingung unſerer Vereinigung mit ihm.

Die Ordnung fordert, daß wir ſeine unendliche Vollkommenheit mehr als unſere endliche lieben. Was Gutes an uns iſt, iſt nur beſchränkt, mitgetheilt abhängig; das höchſte Weſen aber iſt das einzige Gut, die Quelle alles andern, das gränzenloſe unabhängige Gut. Unſere Liebe zu ihm muß daher auch eine einzige Liebe ſeyn, die Quelle aller andern, eine gränzenloſe, unabhängige Liebe. Dagegen muß unſere Liebe gegen uns ſelbſt aus dieſer erſten, urſprünglichen Liebe hervorgehen, wie ein Bächlein aus der Quelle; ſie muß eine beſchränkte und dem geringen Beruche von Gutem, das uns zu Theil geworden, angemeſſene Liebe ſeyn. Das iſt die rechte Verehrung Gottes, von der Er ſelbſt kein vernünftiges Geſchöpf losſagen, ohne die Er keines mit ſich vereinigen kann. Gott iſt das All, und wir ſind ein Nichts, das nur Darlehensweiſe mit

einem geringen Antheile des Seyns bekleidet iſt. Unſer ſo hoch und werth gehaltenes Ich iſt gleichſam nur ein geringes Bruchſtück, welches das Ganze vorſtellen und ſich zur falſchen Gottheit erheben will. Es muß umgeſtürzt werden, dieſes Götzenbild, und auf ſeinen unterſten Platz zurückgeführt. Iſt einmal dieſer Grund gelegt, ſo erhebt ſich das ganze Gebäude von ſelbſt; die ganze Religion findet ſich dann ausgebildet in unſerm Herzen.

Sobald das Daſeyn Gottes, die Freiheit des Menſchen, und die Natur der Gottesverehrung einmal feſtſtehen, ſo folgt daraus die Unſterblichkeit der Seele ſelbſt.

Unſterblichkeit der Seele. Unſere Fähigkeit zu erkennen und zu lieben kann in's Unendliche geſteigert werden. Als Gott ein Geſchöpf von ſo umfaſſender Fähigkeit ſchuf, konnte Er keinen andern Zweck haben, als daß es Ihn, die höchſte Wahrheit erkennen, Ihn, die höchſte Güte lieben ſollte. Allein in dem gegenwärtigen Leben erfüllt der Menſch dieſen Zweck nicht. Alle ſeine irdiſchen Beſchäftigungen ſind einer ſo hohen, edlen Fähigkeit unwürdig. Nun iſt es aber unmöglich, daß Gott Weſen erſchaffe, Ihn in's Unendliche zu erkennen und zu lieben, und daß Er doch den Zweck ihrer Schöpfung nicht erfülle, es ſey denn, daß ſie durch eigne Schuld ſich deſſen unfähig machen. Eine ſolche Unbeſtändigkeit wäre mit der Weisheit und Güte Gottes durchaus unvereinbar; eben ſo unmöglich iſt es auch, daß Er ein Weſen vernichte, welches Ihn liebt, und welches Er geſchaffen hat, damit es Ihn liebe. Geſetzt alſo auch, daß wirklich die Seele von Natur materiell und ſterblich wäre, ſo könnte, ſo müßte ſie ſich doch vergeiſtigen, ſich unſterblich machen durch die Liebe.

Auf ſolche Weiſe führte Fenelon durch die folgerechteſte Verkettung der geiſt- und lichtvollſten Ideen den Atheiſten zum Deismus, den Deiſten zum Chriſtenthume, und den Chriſten zum Katholicismus. Alles floß in den

Mittelpunkt der Liebe zur Ordnung zuſammen, Alles floß von da aus. Dieſe Eine große Idee gab ſeinen Grundſätzen Stärke, Schönheit, Erhabenheit, Einheit und Haltung. Ich will hier gar nicht dieſes Syſtem vertheidigen; ich bitte nur die Ungläubigen, mir ein anderes Syſtem zu zeigen, das wirklich ein anderes, und zugleich in allen ſeinen Theilen ſo innig verknüpft, ſo reich an lichtvollen Folgerungen, ſo befriedigend für Geiſt und Herz ſey, wie dieſes.

Ich habe nun gezeigt, was Fenelon als Philoſoph, als Biſchof war; ich muß nun noch ein Wort von ihm als Akademiker ſagen.

Im Jahre 1693, da er noch Lehrer bei den Prinzen war, ward er zum Mitgliede der franzöſiſchen Akademie erwählt. Die Rede, die er bei dieſer Gelegenheit hielt, iſt ein Muſter in ihrer Art. Sein Telemach, den alle Nationen bewundert, den faſt alle in ihre Sprachen überſetzt haben, ſeine Geſpräche über die Beredſamkeit, ſein Sendſchreiben an die franzöſiſche Akademie, ſeine Geſpräche der Todten zeugen von ſeinem herrlichen Genie ſowohl als von ſeinen edlen Geſinnungen.

Seine Lehre über das, was man Geiſt nennt, iſt in ihrer Art nicht minder bewunderungswürdig, als ſeine Lehre über die Liebe. Ueberall findet man dieſelbe Einheit der Grundſätze. Ueberall, in der Beredſamkeit wie in der Philoſophie iſt ſein Zweck kein anderer, als die Menſchen zur reinen Natur zurückzuführen, ſie das Erhabene in dem Einfachen, die Luſt in der Tugend, das Angenehme in dem Ehrbaren finden zu laſſen.

Darum führt er alle Regeln der wahren Beredſamkeit auf das Malen, auf das Ueberzeugen und auf das Begeiſtern zurück. Nach ihm ſchmückt der wahre Redner ſeine Rede nur mit lichtvollen Wahrheiten, mit

edlen Empfindungen, die er in klaren, natürlichen Ausdrücken mittheilt. Er denkt, er fühlt, und das Wort folgt von ſelbſt.

Um in der Rede zu malen, ſoll der Redner, nach Fenelon, die Raphaele, die Caracci nachahmen, die in Allem nur der reinen Natur folgten, ohne durch Pinſelſpiel ihre Phantaſie zur Schau tragen zu wollen. Er ſetze ſich mit Allem, was ihn umgibt, ſelbſt mit den unbeſeelten Dingen in Verkehr, er belebe ſie, laſſe ſie denken, fühlen, lieben; er rede mit ihnen, und laſſe ſie antworten, aber niemals anderes, als was die einfache Natur ſagen würde, redete ſie aus ihnen. Kühne Figuren, lebendige Bilder, liebliche Schilderungen verwirft er nicht; aber alle Schönheiten der Rede ſollen denen der ächten Baukunſt gleichen, die das Nothwendige in Zierde verwandelt.

Um zu überzeugen, ſey der Redner ein geregelter, ein korrekter Geiſt, ein ächter Philoſoph, der nur das Wahre ſchön findet; der die großen Wahrheiten in den rechten Geſichtspunkt zu ſetzen weiß, von wo wie vom Mittelpunkt aus das Licht ſich über die ganze Rede verbreitet; jeder Gegenſtand ſey an ſeinen Platz geſtellt, daß einer den andern vorbereite, einleite, begründe, ſtütze und ſchließe, ſo daß das Ganze ſich in eine Vorſtellung zuſammenfüge.

Um zu bewegen, zu begeiſtern, verbinde der Redner mit klaren, lichtvollen Ideen, wahre, edle Empfindung. Er kenne das menſchliche Herz und alle Triebfedern, die es bewegen; er ſelbſt ſey durchdrungen von dem, was er andern beibringen will, damit das Herz zum Herzen rede, während der Verſtand zum Verſtande ſpricht. Er ſey dermaßen beſeelt, gehoben, geſchwungen von der Liebe zum Schönen, daß er ſich ſelbſt vergeſſe, daß er verſchwinde, damit nur die Wahrheit, die Tugend allein ſichtbar bleibe.

Durch dieſen Begriff von der wahren Beredſamkeit

wird denn auch die falsche kennbar. Hier ist ihr Kontrast: Statt wahrer Schilderungen, naiver Bilder, hascht sie nach studierten Gegensätzen, nach künstlich gerundeten Perioden, nach blendenden Zierrathen. Nur dem Ohre will sie schmeicheln durch harmonische Laute, darum ziert und zerrt und künstelt sie an der Sprache. Sie weiß nicht, daß der gesuchte, blühende Styl, wie süß und lieblich er auch sey, sich doch niemals über das Mittelmäßige erheben kann. Ferner sucht, nach Fenelon, die falsche Eloquenz, statt lichtvoller Wahrheiten, nur feine Gedanken, geschliffene Spitzen. Sie geht nicht, wo sie es sollte, auf die ersten Gründe zurück, und begnügt sich wieder nicht mit den einfachen Gründen, wo sie es könnte. Sie verbreitet überall zu viel Salz, und weiß nicht, daß zu große Feinheit in Spitzfindigkeit ausartet, daß der wahre Geschmack überall das Zuviel fürchtet, sogar in Geist und Witz; daß, wer dessen zuviel zeigen will, zu wenig besitzt, statt daß, wer zu rechter Zeit damit zurückhalten kann, beweiset, daß er noch Uebriges habe.

Das wahre Erhabene hingegen ist so einfach, so natürlich, so zugänglich, tritt so wie von selbst hervor, daß ein jeder glauben möchte, er hätte es, selbst ohne Anstrengung finden können; und dennoch finden es Wenige, weil nur das wahre Genie sich zu vereinfachen weiß, um überall der reinen Natur zu folgen. Die falsche Beredsamkeit endlich schiebt an die Stelle warmer, herzlicher Empfindung, kalte, dürre Reflexionen; sie will die lebendige, innige Bewegung einer, von der Liebe des Schönen ergriffenen Seele, durch trockne, zurechtgelegte Sittensprüche ersetzen. Wer die Selbstliebe für die Quelle aller Tugenden hält, wird niemals etwas wahrhaft Großes, Erhabenes sagen; er bleibt immer in sich verschlossen; und diese Sphäre ist zu enge, als daß sie einen kühnen, erhabenen Schwung zulassen sollte.

Fenelon hat dieſe ſeine Vorſchriften ſelbſt befolgt. Er malt, er überzeugt, er begeiſtert. — Man wirft ihm vor, daß er zu ſchnell von der Darſtellung zur Empfindung übergehe. Es iſt wahr, er nimmt ſich nicht immer Zeit, die Wahrheit zu zerlegen, zu zergliedern, und ſie dadurch auszutrocknen. Er erfaßt ſeinen Gegenſtand, geht auf die erſten Gründe zurück, ſteigt dann nieder zu den Folgerungen, und enthüllt mit einem einzigen, kräftigen Zuge die ganze Verkettung der Wahrheiten; und nun verwandelt er Alles in Empfindung, und führt unaufhörlich den Menſchen in ſein eigenes Herz zurück.

Fenelon hatte das Studium der Alten nicht verſäumt; Poeten, Redner und Philoſophen der Vorzeit waren ihm nicht fremd; er kannte ihre Schönheiten und ihre Mängel. Er bewunderte Alles, was die Griechen, die Römer Gediegenes, Herrliches gedacht und empfunden, und in ihren Schriften mit ſo lebendigen Zügen dargeſtellt haben. Dagegen geſtand er auch, daß ſie nicht, wie die Neueren, jene Ordnung im Denken gekannt, die bei den einfachen Grundſätzen anhebend, ſtufenweiſe zu den zuſammengeſetzteren Begriffen fortſchreitet, und die Wahrheit nach allen Richtungen in geometriſcher Verkettung verfolgt, und ſie von allen Seiten umſchließt. Die Alten gingen der Wahrheit gleichſam hüpfend und ſpringend nach, erhaſchten aber auch dabei oft das Erhabene, wenn ſie gleich die Mittelſtufen nicht kannten, wodurch man dahin gelangt. So haben ſie von der uneigennützigen Liebe des Schönen, des Ehrbaren, der Tugend, auf eine viel würdigere Weiſe als die Neueren geredet.

In den letzten Jahren ſeines Lebens hatte Fenelon Gelegenheit, alle Tugenden eines guten Bürgers, ſeine

Vaterlandsliebe und ſeine Liebe zu den Fremden auf die herrlichſte Weiſe zu bethätigen.

Das Jahr 1709 litt an einer außerordentlichen Theuerung. Die franzöſiſche Armee in Flandern war ohne Magazine. Fenelon gab der ganzen Gegend das Beiſpiel, freiwillige Getreidebeiträge für den Unterhalt der Truppen zu liefern. *)

Als in den folgenden Jahren der Kriegsſchauplatz der

---

*) Hier noch ein ſchöner Zug von Fenelons großherziger Vaterlandsliebe. Die Beſatzung von St. Omer hatte ſich 1708, wegen rückſtändigen Soldes, den die erſchöpften Staatskaſſen nicht zu zahlen vermochten, zu Meutereien und Empörungen hinreißen laſſen, die von den verderblichſten Folgen ſeyn konnten, weil die ganze Umgegend von den ſiegreichen feindlichen Truppen beſetzt war. Der Biſchof von St. Omer, der einſt, um dem Hofe zu ſchmeicheln, ſo ungeziemend gegen ſeinen, der Kirche unterwürfigen Erzbiſchof geeifert, hätte hier eine ſchönere Gelegenheit gehabt, ſeinen Eifer für Ruhe und Ordnung zu bethätigen; allein er ſah dem Aufruhre, der ſeine Stadt bewegte, ruhig zu. Was der Biſchof von St. Omer für die Stadt St. Omer nicht that, das that der Erzbiſchof von Cambray. Er raffte all ſein vorhandenes Geld zuſammen, borgte auf einfache Handſcheine, was ihm fehlte, dazu, und ſchickte die ganze, für die Beſoldung der Garniſon erforderliche Summe nach St. Omer, und der Aufruhr war geſtillt. Das war eine ſchöne That; aber Fenelon wußte ſie noch zu verſchönern, dadurch — daß er ſie verſchwieg und das ſich verbreitende Gerücht davon unterdrückte.

A. d. U.

Stadt Cambray näher rückte, ward Fenelon durch seine Mildthätigkeit gegen die Verwundeten und Kranken, und durch die edle Gastfreiheit, womit er sein Haus allen Officieren offen hielt, der ganzen Armee zur Bewunderung.

Nach der Schlacht von Malplaquet füllte er nicht nur seinen Pallast, sondern auch sein Seminar, das sich gerade leer von Klerikern fand, mit verwundeten Officieren an, für deren Pflege und Unterhalt er vollkommen sorgte. Ja, seine Liebe ging so weit, daß er, wenn bei ihm der Raum zu enge ward, noch fremde Häuser zu diesem Behufe miethete. Jeder andere würde erschrocken seyn vor solchen Ausgaben, in einer Zeit, wo durch die Nähe der Truppen seine Einkünfte sehr vermindert wurden; allein Fenelon bemaß seine Wohlthätigkeit nur nach dem Bedürfnisse der Unglücklichen.

Nicht Personen von Auszeichnung allein stand sein Haus offen, es war auch der Zufluchtsort des ärmsten Volkes. Durch die plötzlichen Bewegungen der Armee und durch die Unordnungen, die davon unzertrennlich sind, wurden oft ganze Dörfer genöthigt, in der Stadt die Sicherheit zu suchen, die sie auf dem Lande nirgend fanden; und da war denn der erzbischöfliche Pallast ein Zufluchtsort für alle Unglückliche, die nur darin Platz hatten. Nicht das Schreckenbild ihres Elendes, nicht die ansteckenden Krankheiten, die unter ihnen herrschten, konnten dem Eifer des Erzbischofes Einhalt thun. Er wandelte, wie ein guter Vater, in ihrer Mitte; die Seufzer, die ihm entfuhren, zeugten von dem Mitleiden, welches sein Herz bewegte. Schon seine bloße Gegenwart, seine Worte und Blicke schienen die Leiden der Unglücklichen zu mildern.

Die hohe Verehrung, die man gegen ihn hegte, beschränkte sich nicht auf die französische Armee allein; auch

bei den feindlichen Heeren ſtand er in der größten Achtung. Der Herzog von Marlborough, der Prinz Eugen, ſo wie der Herzog von Ormond kamen ihm mit Höflichkeiten aller Art zuvor. Sie ſandten einige Detachements aus, um ſeine Wieſen und Saaten zu ſchützen, und ließen ſogar ſein Getreide unter Escorte bis nach Cambray führen, damit es nicht unterwegs von den Fourageurs ihrer Armee weggenommen würde. Erfuhren ſie, daß er eine Reiſe durch ſein Bisthum zu machen hatte, ſo ließen ſie ihm ſagen, er bedürfe keines franzöſiſchen Geleites, ſie ſelbſt wollten ihn escortiren; ſelbſt die kaiſerlichen Huſaren leiſteten ihm dieſen Dienſt. — So groß iſt die Gewalt der Tugend über alle Gemüther.

Alle europäiſche Nationen hatten gegen ihn eine gleich große Verehrung, und nur in ſeinem eigenen Vaterlande ward er mißhandelt und gelästert. Auch er liebte die Fremden ſehr, und empfing ſie, von welcher Religion ſie ſeyn mochten, mit Herzlichkeit und beſonderer Auszeichnung. Gern unterhielt er ſich mit ihnen von den Sitten, den Geſetzen, der Regierungsform und von den großen Männern ihres Landes. Niemals ließ er ſie es fühlen, was ihnen etwa von der Feinheit der franzöſiſchen Lebensart abging. Im Gegentheile ſagte er oft: »Die Höflichkeit iſt bei allen Völkern zu Hauſe; die Art, ſie auszudrücken, iſt verſchieden, aber an ſich gleichgültig.«

Niemand liebte ſein Vaterland mehr als er; aber dennoch konnte er nicht leiden, daß man, mit Verletzung der Rechte der Menſchheit, deſſen Vortheil ſuchte, oder daß man es auf Koſten anderer Länder erhob. »Ich liebe meine Familie mehr als mich ſelbſt, ſagte er, mein Vaterland mehr als meine Familie, aber das Menſchengeſchlecht noch mehr als mein Vaterland.«

Während der letzten Kriegsjahre hielt er stets offne Tafel für alle, sowohl in- als ausländische Officiere, welche nach Cambray kamen, um seinen Umgang zu genießen. Diese Gastfreiheit war zwar, bei der Menge der Besuche und bei seinen vielen anderweitigen Geschäften, keine geringe Last für ihn; aber er wußte dennoch mit ungewöhnlicher Leichtigkeit und Ruhe allen Forderungen des Anstandes und der Höflichkeit Genüge zu thun.

Nach dem Tode des ersten Dauphins, Sohnes des Königs, verdoppelten alle französische Großen, wenn sie durch Cambray zur Armee reisten, ihre Aufmerksamkeit gegen den Erzbischof. Ihre Achtung für seine persönlichen Verdienste ward nämlich nun vermehrt durch das Bestreben, dem Herzoge von Burgund, (dem nunmehrigen Dauphin) zu gefallen, dessen Anhänglichkeit an Fenelon sie kannten. Fenelon selbst aber blieb immer in derselben Einfalt, in derselben Abgeschiedenheit von Allem, was die Welt hochschätzt. Seine reine Seele war zu sehr über alle menschliche Größe erhaben, um sich dadurch blenden zu lassen; die Achtung, welche ihm die Menschen zollten, benutzte er nur, um ihnen Gutes zu thun.

Seine Frömmigkeit hatte etwas so Liebenswürdiges und zugleich so Edles, daß selbst die Ungläubigen sich der Ehrfurcht, die sie einflößte, nicht erwehren konnten, und sich dadurch gleichsam in ihren Zweifeln aufgehalten und unterbrochen fühlten. Liebevoll sprach, scherzte und unterhielt er sich auch mit ihnen; aber immer wußte er diese Gespräche mit kurzen, lebhaften, eindringenden Zügen zu würzen, die die Liebe zur Tugend anzufachen geeignet waren. So nahm er alle Gestalten an, ohne jemals seine wahre Gestalt zu verlieren.

Nichts ist bewunderungswürdiger als die Leichtigkeit, womit er jede Störung, jede Unterbrechung ertrug. Mit der größten Ruhe entzog er sich den wichtigsten Geschäf-

ten, um ſich Allen hinzugeben, um all den täglichen Pflichten zu genügen, die der Augenblick, zur Uebung ſeiner Geduld und Sanftmuth, oft unverſehens herbeiführte. Eine gewöhnliche Tugend entrüſtet, ereifert, oder entmuthiget ſich, wenn ſie nicht ihre Ordnung, ihre Weiſe befolgen kann. Fenelons Tugend hingegen war großartig, edel, frei, ungezwungen, in alle Wege geordnet, ohne ſich jedoch von Zeit und Ort ſclaviſch beherrſchen zu laſſen. So antwortete er einſt einem abreiſenden Freunde, der ihn durch ſeinen Abſchiedsbeſuch an der Vollendung einer Arbeit, woran ihm ſehr viel gelegen war, hinderte, und ſich darüber entſchuldigte: Seyen Sie deshalb unbekümmert; Sie thun mir mehr Gutes, indem Sie mich hindern, als ich, fortarbeitend, gethan haben würde.

Obwohl er von Natur ſehr lebhaft und reizbar war, ſo blieb er doch ſelbſt in den größten Widerwärtigkeiten, beſonders zur Zeit ſeines Streites mit den drei Biſchöfen, in ſtiller Selbſtverläugnung und Gottergebenheit, ſtets ruhig, unbefangen, gleichgeſtimmt, ſtets zugänglich, freundlich, ſich ſelbſt gegenwärtig und ſo aufmerkſam auf andere, als hätte er nicht die mindeſte Urſache des Kummers gehabt.

Die Höflichkeit, die nur zu oft ein eitler leerer Schein iſt, wodurch man die Menſchen für ſich einnehmen will, um ſie zu ſeinem Vortheile zu gebrauchen, war bei Fenelon die Frucht einer vollkommnen Selbſtvergeſſenheit, die ſich ganz andern ſchenkt, um ſie gut und glücklich zu machen: ein ſtetes Opfer ſeines eignen Willens, um andern zuvorzukommen, um ihre Leidenſchaften zu beſänftigen, zu bezähmen; eine Art von Verehrung, welche er dem Ebenbilde Gottes in dem Nebenmenſchen erwies. Auf ſolche Weiſe ſah ich ihn die gemeinſten Tugenden in göttliche Tugenden verwandeln.

Fenelon beſaß die Kunſt, ſich mit allen Leuten auf die gleiche Höhe des Verſtandes und der Bildung zu ſezzen, und niemals mehr Geiſt zu zeigen, als diejenigen, womit er umging; ja ſogar andern Geiſt zu geben, dadurch, daß er mit dem ſeinigen zurückhielt, um den ihrigen bemerkbar zu machen, und ihnen Gelegenheit zu geben, das Gute, was in ihnen war, erſcheinen zu laſſen. Ich habe ihn oft in einem Tage alle Stufen des Ranges und der Bildung auf und niederſteigen ſehen; habe ihn beobachtet, wie er ſich mit den Großen unterhielt und ihre Sprache redete, ohne dabei ſeiner biſchöflichen Würde das Mindeſte zu vergeben; wie er dann ſogleich darauf ſich wieder zu den Einfältigſten herabließ, und mit ihnen in ihrer Art ſprach, wie ein guter Vater, der ſeine Kinder unterrichtet. Und dieſer ſchnelle Uebergang vom Hohen zum Niedrigen, und vom Niedrigen zum Hohen, war bei ihm ohne Affectation, ohne Zwang, denn ſein großer Geiſt umfaßte alle Abſtände und Entfernungen.

Mit dieſer Gewandtheit und Erhabenheit des Geiſtes verband Fenelon eine über alles Talent zu ſchäzende Einfalt des Herzens. Es gibt wenige Menſchen, die es vertragen, in der Nähe beobachtet zu werden; man muß ſie aus einer gewiſſen Entfernung ſehen; kommt man ihnen näher, ſo vergrößern ſich ihre Mängel, entfernt man ſich weiter, ſo verſchwinden ihre guten Eigenſchaften. Die Einfalt allein iſt es, welche den Menſchen überall gleich liebenswürdig zeigt, und ſogar ſeine Schwachheiten in Tugenden verwandelt. Das Gemiſch von Vollkommenheit und Unvollkommenheit, welches man in einer offenen, verſtellungs- und faltenloſen Seele wahrnimmt, bildet einen Kontraſt, der ihre Schönheit ſehr hervorhebt, und der ein völlig ſchattenloſes Lichtbild weit übertrifft. Dieſe Einfalt beſaß Fenelon im höchſten

Grade; indem er sie beschreibt, malt er sich selbst, ohne es zu wissen. Dies sind seine Worte:

»Die Einfalt ist die Geradheit einer Seele, welche »allen unnützen Rückblick auf sich selbst und ihr Thun »völlig vermeidet. Diese Tugend ist von der Aufrichtig»keit verschieden, aber sie übertrifft dieselbe. Man sieht »viele aufrichtige Leute, die darum nicht einfältig sind. »Sie sagen nichts, als was sie für wahr halten; sie »wollen nichts scheinen, als was sie sind. Aber sie fürch»ten stets für das gehalten zu werden, was sie nicht »sind. Sie stehen immer vor dem Spiegel, um sich zu »fassen, zu studieren, um ihre Tugenden symmetrisch »zurecht zu legen, und alle ihre Worte und Thaten ab»zumessen, damit ja nichts zu viel, nichts zu wenig ge»schehe. Ihnen ist nicht wohl bei andern, und andern »nicht bei ihnen; man findet an ihnen nichts Leichtes, »nichts Unbefangenes, nichts Natürliches.«

»Ein Mensch, der voller Mängel ist, der aber kei»nen derselben zu verbergen, der niemals zu scheinen »sucht, der weder Talent, noch Tugend, noch äußeren »Anstand affectirt, der an sich selbst nicht mehr als an »andere denkt, der also das Ich scheint verloren zu ha»ben, worauf man so eifersüchtig ist, der sich selbst gleich»sam fremd geworden, ein solcher Mensch wird bei al»len seinen Mängeln unendlich gefallen. Ein Mensch hin»gegen, der Talente, erworbene Tugenden, äußeren An»stand besitzt, dabei aber gezwungen studiert, stets auf »sich selbst aufmerksam erscheint, der immer etwas Bes»seres affectirt, ein solcher Mensch ist langweilig, wi»derlich, und jedermann zur Last. Diesen Geschmack »haben Gott und die Menschen gemein.«

So liebenswürdig Fenelon in öffentlicher Gesellschaft war, so war er es doch noch unendlich mehr im vertrauten Umgange mit Freunden. Die göttliche Liebe

war in ihm eine unverſiegliche Quelle der reinſten, zarteſten, großmüthigſten Freundſchaft. Folgender Brief von ihm an den Herzog von Burgund, ſeinen Zögling, wird ſein Inneres beſſer ſchilderen, als ich es vermag.

»Die Freundſchaft, die in Gott beſteht, ſchreibt er, »hat zwar nicht immer das Zärtliche der Empfindung, »das Gefühlige, das Ueberfließende, aber an Wahrheit, »an Innigkeit, an Treue, an Beſtändigkeit und Thätigkeit »fehlt es ihr nie. Indeß hat auch ſie ihre Zärtlichkeit, ihre »Begeiſterung. Hätte ſich eine Seele ganz an Gott erge»ben, dann würde ſie nicht mehr ſo ausgedorrt, ſo zuſam»mengeſchrumpft werden durch die falſchen Delikateſſen »und die ungleichen Launen der Eigenliebe. Die Liebe »würde Alles tragen, dulden, hoffen — für den Freund; »würde alle Berge von Beſchwerden überſteigen; würde »ſich von dem innerſten Herzen heraus über alle Sinne er»gießen; würde von den Leiden anderer erweicht, die ei»genen vergeſſen; würde die Troſtloſen tröſten, die Harten »erweichen, mit den Kleinen klein, mit den Großen groß, »mit den Traurigen traurig, mit den Freudigen froh, — »würde Allen Alles ſeyn, nicht in gleiſſendem Scheine, »oder durch trockne, kalte Verſicherung, ſondern aus der »Fülle des Herzens, worin die Liebe Gottes als eine le»bendige Quelle der zärtlichſten, der ſtärkſten und der paſ»ſendſten Gefühle, nie verſiegen würde.

»Nichts ſo trocken, ſo hart, ſo verriegelt als ein Herz, »das in allen Dingen ſich allein liebet. Nichts ſo zärtlich, »ſo offen, ſo lebendig, ſo mild, ſo liebend, ſo lieblich, als »ein Herz, das beſeſſen und beſeelt iſt von der göttlichen »Liebe.«

Fenelon behandelte ſeine Freunde mit unendlicher Schonung und Zartheit. Ihm entgingen ihre Mängel nicht; aber er ertrug ſie mit Milde, und wartete den günſtigen Augenblick ab, mit ihnen davon zu reden. War dieſer ge-

kommen, dann ergriff er ihn, und er wußte seine Zurechtweisung mit solcher Liebe zu mildern, daß die unangenehmsten Wahrheiten ihre Schärfe und Härte verloren.

»Oft, sagte er, ist es unsere eigene Unvollkommenheit, »welche die der Andern tadelt. Es ist eine feine, versteckte »Eigenliebe, die der fremden Eigenliebe nichts nachsieht. »Die Leidenschaften der Andern erscheinen keinem so lächerlich und unerträglich, als dem, der den eigenen Leidenschaften sich hingibt.

»Die Liebe Gottes ist voller Rücksicht, Duldung, Milde, »Herablassung; sie macht niemals zwei Schritte auf einmal. — Je weniger man sich selbst liebt, desto besser kann »man sich in die Schwachheiten Anderer fügen, um sie »mit Geduld zu heilen. Da wird keine Operation gewagt, »welche nicht die Natur angedeutet, vorbereitet hat; kein »Einschnitt wird gemacht, ohne daß die Wunde mit reichlicher Salbung gelindert würde. Man wird Jahre lang »warten, um eine einzige Ermahnung gut anzubringen.«

Nichts ist schöner als was er in den Gesprächen der Todten, den Socrates zu dem Misantropen Timon hierüber sagen läßt.

»Die unvollkommene Tugend liegt in Ertragung fremder Schwachheiten. Sie liebt sich selbst noch zu sehr, als »daß sie dasjenige immer ertragen könnte, was ihrer Neigung, ihrer Meinung zuwider ist. Die Eigenliebe will »sich so wenig durch die Tugend als durch das Laster widersprechen lassen.«

»Die unvollkommene Tugend ist argwöhnisch, keifend, bitter, scharf und unversöhnlich; die wahre Tugend »aber ist stets gleichmüthig, sanft, freundlich und mitleidig; sie nimmt alles auf sich, und will nichts Anderes, »als Gutes thun. Das ist das Prinzip der Tugend, die »nachsichtig gegen Andere und rücksichtslos gegen sich selbst, »und dadurch das wahre Band der Gesellschaft ist.«

Dieſe ſeine Sanftmuth hinderte ihn aber nicht, denjenigen ſeiner Freunde, die ſie ertragen konnten, die Wahrheit gerade und offen heraus zu ſagen. Folgender Brief beweiſt ſowohl ſeine Feſtigkeit hierin, als ſeine feine Kenntniß des menſchlichen Herzens.

»Der Grund, den Sie ſeit Ihrer Kindheit in Ihrem »Herzen genähret haben, iſt eine ungezähmte Eigenliebe, »die ſich unter den Schein von Delicateſſe und heroiſcher »Großmuth verſteckt. Sie möchten ſtets ſich ſelbſt vergeſ»ſen, um ſich für andere hinzugeben; allein im Grunde »wollen Sie durch dieſe ſcheinbare Selbſtvergeſſenheit ſich »zu Ihrem eigenen und zum Abgott derjenigen machen, »für die Sie ſich zu vergeſſen ſcheinen.

»Die rechte Selbſtvergeſſenheit iſt ſo erhaben, daß ſo»gar die Selbſtliebe ſie nachzuahmen trachtet und keine »größere Ehre findet, als ſcheinbar keine Ehre zu ſuchen. »Was kann auch in der That ſüßer und ſchmeichelhafter »für eine feine Eigenliebe ſeyn, als ſich in höchſter Be»wunderung nicht mehr für Eigenliebe gehalten zu ſehn!«

Wenn Fenelon mit ſolcher Freimüthigkeit zu ſeinen Freunden ſprach, ſo wollte er, daß auch ſie in gleichem Tone mit ihm redeten. »Ich bitte Sie mehr als jemals, »ſchrieb er unter andern, mich über meine Fehler nicht zu »ſchonen. Sollten Sie einen Fehler an mir zu bemerken »glauben, den ich nicht habe, ſo iſt das kein Unglück. Thun »aber Ihre Erinnerungen mir wehe, ſo beweiſt mir dies, »daß Sie mich auf's Lebendige getroffen haben. Und ſo »werden Sie mir auf jeden Fall eine Wohlthat erweiſen »dadurch, daß Sie mich an das Kleinſeyn, und an das »Getadeltwerden gewöhnen. Ich muß um ſo tiefer gebeugt »ſeyn, je mehr ich durch meine Würde erhöhet bin. Ich »bedarf dieſer Aufrichtigkeit, und ich hoffe, ſie wird unſere »Verbindung veredlen, ſtatt ſie zu ſtören.

Fenelons Freundſchaft konnte weder durch Zeit, noch

durch Entfernung geſchwächt werden. Während der ganzen Dauer ſeiner Verbannung war er von ſeinen Freunden völlig getrennt. Allein ſein zärtliches Herz erſetzte ſich ihre Gegenwart dadurch, daß es ſie in der Unermeßlichkeit der göttlichen Liebe umfaßte. So ſchrieb er an ſie:

»Laſſen Sie uns alle vereinigt bleiben in unſerm einigen Mittelpunkte, wo wir uns unaufhörlich finden, wo wir alle Eins ſind. Dann ſind wir uns recht nahe, wenn wir uns gleich nicht ſehen, ſtatt daß Leute, die ſich jeden Augenblick ſehen, oft in demſelben Zimmer ſich unendlich fern ſind. Gott vereinigt alles, und vernichtet alle Entfernung für die Herzen, die in ihm vereinigt ſind. O wie häßlich iſt es doch, zwei, drei, vier.. ſeyn! wir alle ſollen nur Eins ſeyn. Ich will nichts kennen als die Einheit. Alles was man darüber zählt, iſt aus der Trennung. Weg mit Freunden! Da iſt ſchon Mehrheit, und alſo wenig Liebe mehr. Das Ich hat ſich ſelbſt zu lieb, als daß es das lieben könnte, was man Ihn und Sie nennt. So laſſen Sie uns denn alle Eins ſeyn in unſerm gemeinſamen Centrum, wo alles Eins iſt ohne Unterſchied. Dorthin beſcheide ich Sie, daß wir dort uns finden und beiſammen wohnen. In dieſem untheilbaren Punkte können ſich China und Canada berühren.

»Ich bin aber darum nicht fühllos gegen die Entbehrung Ihrer Gegenwart; — allein wir müſſen ſie geduldig ertragen, dieſe Entbehrung, ſo lange Gott will, und bis zum Tode, wenn es ihm gefällt.«

Er hatte mit ſeinen Freunden Alles gemein; er war nur ein Herz und eine Seele mit ihnen. »O wie ſchön wäre es, ſagte er oft, wenn alle Menſchen in einer allgemeinen Gütergemeinſchaft leben könnten, wo keiner mehr ſeine Einſichten, ſeine Tugenden, ſeine Freuden, ſeinen Reichthum als ſein beſonderes Eigenthum betrachtete! So beſitzen die Heiligen im Himmel Alles in Gott, und

»nichts in ſich ſelbſt. Es iſt ein unendliches, gemeinſa»mes Gut, deſſen Hin- und Wiederfluthen ihre Sätti»gung, ihre Seligkeit ausmacht. Ein jeder empfängt da»nach ſeinem Maße; alle geben wieder, was ſie empfan»gen. Gott allein iſt Alles in Allen, und keiner hat et»was Beſonderes. Sie ſind Alle entblößt in dieſem Be»ſitze des Unendlichen; ihre Seligkeit beſteht in ihrer »Armuth; beide, Armuth und Seligkeit ſind vollkommen. »Könnten die Menſchen hienieden in dieſe vollkommne »Gemeinſchaft irdiſcher und geiſtlicher Güter eingehen, »man würde dann nichts mehr von dem kalten Mein »und Dein hören. Wir wären dann alle arm und reich »zugleich in der Einheit.«

Niemand war ſo ergeben in den göttlichen Willen wie Fenelon, und doch ging der Tod geliebter Freunde niemandem ſo zu Herzen, wie ihm. Die rauhe Tugend brüſtet ſich mit der Gefühlloſigkeit einer harten Gemüthsart; allein die wahre Tugend bezähmt ihre Leidenſchaften, ohne ſie zu erſticken; und verbindet die menſchlichen Gefühle mit den göttlichen, ohne die einen durch die andern zu vernichten. Fenelon beweinte den Tod ſeiner Freunde bitterlich; er verbarg ſeine Thränen nicht, und ſuchte auch nicht ſie zurückzuhalten durch philoſophiſchen Zwang. Ach, welch ein ſchöner, rührender Anblick war es, wenn der groſse Mann durch die Zärtlichkeit der Freundſchaft zum Kinde ward! Allein mitten in ſeinem Schmerze behielt er ſeine Ruhe, und Kraft genug, diejenigen zu tröſten, die mit ihm den Tod eines tugendhaften Freundes beweinten. Hier ein Beiſpiel von der Art, wie er dann mit ihnen zu reden, ihnen zu ſchreiben pflegte.*)

*) An die Wittwe ſeines Freundes, des Herzogs von Chevreuſe. Er ſtarb den 5 November 1712. A. d. U.

»Wir wollen uns dem Herzen nach mit ihm vereis»nigen, den wir beweinen. Er iſt uns nicht fern gewor»den, als er uns unſichtbar ward. Er ſieht uns, er liebt »uns noch; er iſt gerührt von unſerem Leide. Glücklich »eingelaufen in den Hafen, betet er nun für uns, die »wir noch in der Gefahr des Schiffbruches ſchweben. »Er liſpelt uns leiſe zu: Beeilet euch, mich wiederzu»finden! »Ja, die reinen Geiſter ſehen, verſtehen, lie»ben fortwährend ihre wahren Freunde in dem gemein»ſamen Mittelpunkte. Die Ungläubigen lieben nur ſich »ſelbſt; ſonſt müßten ſie verzweifeln, ihre Freunde auf »ewig zu verlieren. Aber die göttliche Liebe verwandelt »die ſichtbare Geſellſchaft in eine Gemeinſchaft des lau»teren Glaubens. Sie weint wohl, aber ſie tröſtet ſich »mit der Hoffnung, ihre Geliebten wiederzufinden in »dem Lande der Wahrheit, in dem Schooße der Liebe »ſelbſt.«

Hier eine andere Stelle in einem andern Style, worin jedoch immer dieſelben zärtlichen Empfindungen herrſchen:

»Wahre Freunde ſind das Süßeſte im Leben, aber »auch das Bitterſte. Man möchte wünſchen, daß alle gute »Freunde ſich unter einander verſtänden, ſämmtlich an »einem Tage zu ſterben. Diejenigen, die keine Liebe »kennen, möchten das ganze Menſchengeſchlecht mit trock»nen Augen und fröhlichem Herzen begraben; ſolche Men»ſchen ſind nicht werth, daß ſie leben. Zwar koſtet es »viel, das Gefühl für Freundſchaft; allein wer es hat, »würde ſich ſchämen, wenn es ihm fehlte; lieber will er »leiden, als gefühllos ſeyn.«

So war Fenelon als Freund geſinnt. Die Vor»züge ſeines Geiſtes, ſo groß ſie auch waren, wurden den»noch übertroffen von den herrlichen Eigenſchaften ſeines Herzens.

Im Jahre 1709 kam ein junger Prinz nach Cam»

bray, und hielt sich einige Zeit dort auf.*) Fenelon hatte öftere Unterredungen mit ihm, und der Prinz nahm seine Belehrungen mit großer Achtung und Gelehrigkeit auf. Besonders empfahl ihm Fenelon, daß er niemals seine Unterthanen mit Gewalt zum Religionswechsel nöthigen sollte. »Keine menschliche Macht, sagte er, kann »jemals die innere Freiheit des Willens bezwingen. Ge»walt überzeugt die Menschen nicht, sie macht sie nur zu »Heuchlern. Fürsten, die, statt die Religion zu beschützen, »sich in ihre innern Angelegenheiten mischen, legen derse»ben Fesseln an. Gewähren Sie also Allen die bürgerliche »Duldung, nicht dadurch, daß Sie Alles als gleichgültig »gutheißen, sondern dadurch, daß Sie langmüthig Alles »dulden, was Gott duldet, und die Menschen durch den »sanften Zügel der Ueberzeugung zurecht zu führen suchen.«

*) Es war der Prinz von Wales, später Jacob III., der Prätendent genannt, der Sohn des aus England vertriebenen, nach Frankreich geflüchteten und 1701 zu St. Germain en Laye verstorbenen Jacobs II. Jacob III, nach seines Vaters Tode von Frankreich, Spanien und Rom als rechtmäßiger König von England anerkannt, diente damals in dem französischen Heere unter dem Namen des Ritters von Saint-Georges. — Nach manchen vergeblichen Versuchen, sein Recht auf den englischen Thron geltend zu machen, starb er endlich zu Rom den 2. Januar 1766. Er hinterließ zwei Söhne, Karl Eduard, Prinzen von Wales, auf den der Name, und mit dem Namen das Schicksal des Prätendenten überging, und Heinrich Benedict, der später unter dem Namen des Cardinals von York bekannt geworden ist. Mit diesen beiden starb das Geschlecht der Stuarts aus. A. d. U.

Er gab ihm über die Politik dieſelben Lehren, welche Mentor dem Telemach ertheilet. Er zeigte ihm alle Vortheile, welche er aus der in ſeinem Lande beſtehenden Regierungsform ziehen könnte, ſo wie aus den Rückſichten, die er auf ſeinen Senat zu nehmen habe. »Dieſe »Körperſchaft, ſagte er, vermag nichts ohne Sie; ſind »Sie alſo nicht mächtig genug? Auch Sie vermögen nichts »ohne dieſelbe; ſind Sie alſo nicht glücklich, daß Sie alles »Gute, was Sie wollen, thun können, und daß Sie »nur gebundene Hände haben, wenn Sie Böſes thun »wollen? Jeder weiſe Fürſt muß wünſchen, daß er nur »der Vollzieher der Geſetze ſey, und daß ein höchſter Rath »ſeine Gewalt mäßige. Die väterliche Gewalt iſt das erſte »Muſter aller Regierungen. Jeder gute Vater muß im »Einverſtändniſſe mit ſeinen verſtändigſten und erfahren»ſten Kindern handeln.«

So ſuchte Fenelon, ſich als einen Bürger des Weltalls betrachtend, auch das Wohl fremder Nationen zu befördern.

Ich will hier in Kürze eine allgemeine Ueberſicht von ſeinen politiſchen Grundſätzen geben, wie ſie ſich in dem Telemach und in den Geſprächen der Todten zerſtreut finden, und wie er ſie dem jungen Prinzen, während deſſen Aufenthalt zu Cambray, mittheilte.

»Alle Völker der Erde ſind nur verſchiedene Familien einer großen Republik, deren gemeinſamer Vater Gott iſt. Das natürliche und allgemeine Geſetz, wonach, ſeinem Willen gemäß, jede dieſer Familien regiert werden ſoll, iſt: daß das allgemeine Wohl dem Nutzen des Einzelnen vorgezogen werde.

»Befolgten die Menſchen dieſes Naturgeſetz, ſo würde ein jeder aus Vernunft und aus Freundſchaft thun, was er nun aus Furcht oder aus Eigennutz thut. Allein unſere Leidenſchaften verblenden uns, und hindern

uns, dieſes große Geſetz zu erkennen und zu lieben. Es mußte daher dieſes Geſetz eingeſchärft, erklärt, und in Vollziehung gebracht werden durch die bürgerlichen Geſetze, und es mußte eine höchſte Gewalt eingeſetzt werden, die den letzten Ausſpruch zu thun hat, und an welche, als an die Quelle der politiſchen Einheit und der bürgerlichen Ordnung, ſich Alle und jede wenden können. Wäre dies nicht, ſo gäbe es ſo viele willkührliche Regierungen als Köpfe.

»Die Liebe zum Volke, zum allgemeinen Wohle, iſt alſo das höchſte, unwandelbare Grundgeſetz für die Regenten. Dieſes Geſetz geht allem Vertrage voraus. Es gründet ſich auf die Natur ſelbſt; es iſt die Quelle und Richtſchnur aller anderen Geſetze. Der Regent muß der erſte ſeyn, dieſem Urgeſetze zu gehorchen. Er vermag Alles über das Volk; aber dieſes Geſetz muß Alles über ihn vermögen. Der gemeinſame Vater der großen Familie hat ſeine Kinder nur darum ihm anvertraut, damit er ſie glücklich mache. Es iſt ſein Wille, daß ein einziger Menſch durch ſeine Weisheit zur Beglückung ſo vieler Menſchen diene, nicht aber, daß ſo viele Menſchen durch ihr Elend dem Stolze eines Einzigen ſchmeicheln und fröhnen. Nicht um ſeiner, des Regenten ſelbſt wegen, hat ihn Gott zum Könige gemacht; ſondern einzig darum, damit er der Mann des Volkes ſey; und er iſt nur in ſofern des Königthums würdig, als er ſich ſelbſt vergißt für das allgemeine Wohl.

»Der tyranniſche Deſpotismus der Regenten iſt ein verletzender Eingriff in die Rechte der menſchlichen Brüderſchaft. Sie ſtoßen dadurch das große Geſetz der Natur um, deſſen Verwahrer ſie ſeyn ſollten.

»Der Deſpotismus der Volksmenge hingegen iſt eine verrückte, blinde Gewalt, die gegen ſich ſelbſt wüthet. Ein durch übermäßige Freiheit ausgeartetes Volk iſt der

unerträglichſte aller Tyrannen. Zwiſchen dieſen beiden furchtbaren Extremen, (der Anarchie und Despotie) die goldne Mittelſtraße einer durch das bloße Anſehn der Geſetze gemäßigten Freiheit zu finden, das iſt die höchſte Weisheit aller Regierung. Allein die blinden, ſich ſelbſt anfeindenden Menſchen, wiſſen ſich auf dieſer geraden Mittelſtraße nicht zu erhalten.

»Ach, wie beklagenswerth iſt der Zuſtand der menſchlichen Natur! Die Regenten, auf ihre Gewalt eiferſüchtig, ſind nur darauf bedacht, ſie zu vermehren. Die Völker, für ihre Freiheit leidenſchaftlich eingenommen, trachten nur, ſie immer zu erweitern. Dennoch iſt es unendlich beſſer, aus Liebe zur Ordnung, die Uebel zu ertragen, die auch in den geordneteſten Staaten nicht zu vermeiden ſind, als, durch Hinwegwerfung aller beſtehenden Autorität, ſich unaufhörlich der Wuth des Volkes Preis zu geben, welches ohne Regel, ohne Geſetz handelt. Iſt alſo die höchſte Gewalt, durch Grundgeſetze, in einem Einzigen, in Wenigen, oder in Mehreren feſtgeſetzt, ſo muß man die Mißbräuche derſelben ertragen, wenn man nicht auf einem mit der Ordnung vereinbaren Wege denſelben abhelfen kann.

»Alle Arten von Regierung ſind ſchon darum nothwendig unvollkommen, weil die höchſte Gewalt nur Menſchen anvertraut werden kann. Und alle Arten von Regierung ſind gut, wenn diejenigen, welche regieren, das große Geſetz des allgemeinen Beſten befolgen. In der Theorie mögen wohl einige Regierungsformen beſſer als andere erſcheinen; allein in der Anwendung ſetzt die Schwachheit und Verdorbenheit der Menſchen, die alle denſelben Leidenſchaften unterliegen, alle Staaten ungefähr gleichen Schwierigkeiten, gleichen Gefahren aus. Und im Grunde ſind es doch faſt immer zwei oder drei

Menſchen, die den Monarchen, oder den Senat, beſtimmen und mit fortreißen.

»Das Glück der menſchlichen Geſellſchaft wird alſo niemals dadurch erreicht werden, daß man die beſtehenden Formen umſtößt und verwechſelt; ſondern nur dadurch, daß man die Regenten überzeugt: die Sicherheit ihres Reiches hange von dem Glücke ihrer Unterthanen ab, und die Völker: ihr dauerhaftes Glück beſtehe nur in der Unterwürfigkeit. Freiheit ohne Ordnung iſt Zügelloſigkeit, die den Deſpotismus herbeiführt; Ordnung ohne Freiheit iſt Sklaverei, die ſich in Anarchie verliert.

»Die Fürſten ſollen bedenken, daß eine Gewalt ohne Gränzen nichts weiter, als eine Fieberwuth iſt, die ihre eigene Autorität zu Grunde richtet. Wenn Fürſten ſich daran gewöhnen, kein anderes Geſetz, als ihren unumſchränkten Willen gelten zu laſſen, ſo untergraben ſie ſelbſt die Grundpfeiler ihrer Macht. Es wird dann plötzlich und unaufhaltſam eine Staatsumwälzung losbrechen, die, weit entfernt, das Uebermaß der Autorität in ihre Gränzen zurückzuweiſen, vielmehr ſie, die Autorität ſelbſt, ohne Rettung zertrümmern wird.*)

»Die Völker ſoll man ihrerſeits belehren, daß man die Regenten, weil ſie mehr als andere, dem Haſſe, dem Neide der Böſen, und der Gefahr ausgeſetzt ſind, unwillkührliche, mit ſchrecklichen aber unvorgeſehenen Folgen verknüpfte Fehlgriffe zu thun, beklagen und entſchuldigen müſſe.

---

*) Daß Fenelon hier nicht nur als ein Weiſer, daß er als ein Prophet geſprochen, hat die neuere Geſchichte bewieſen. A. d. U.

»Wohl ſind die Menſchen unglücklich zu nennen, daß ſie von Königen regiert werden müſſen, die nur Menſchen ſind, wie ſie; denn Götter dürften es ſeyn, die Menſchen leiten und zurechtführen ſollen. Aber nicht minder ſind die Könige zu beklagen, daß ſie, die nur Menſchen, d. h. ſchwach und unvollkommen ſind, dieſe unzählige Menge entarteter, betrügeriſcher Geſchöpfe zu regieren haben.«

Durch dieſe Grundſätze und Lehren, die auf alle Staaten gleich anwendbar ſind, ſuchte der weiſe Mentor das Glück des Vaterlandes zu begründen, indem er, ohne die beſtehende Ordnung und Unterordnung aufzuheben, eine vernünftige Volks-Freiheit mit dem den Regenten ſchuldigen Gehorſam ausglich und vereinigte, und die Menſchen zu guten Bürgern und treuen Unterthanen machte, ohne den Gehorſam zur Knechtſchaft, oder die Freiheit zur Zügelloſigkeit herabzuwürdigen.

Die reine Liebe der Ordnung iſt ihm die Quelle aller bürgerlichen ſowohl als göttlichen Tugenden. Dieſelbe Einheit der Grundſätze ſpricht ſich in allen ſeinen Anſichten aus.

Dem Prinzen gingen dieſe Lehren ein, und er ſchrieb nachmals an einen auswärtigen Freund, der ihm die neue Ausgabe des Telemach überſchickt hatte: »Es ſoll »mein einziger Ruhm ſeyn, nach den Vorſchrif»ten Mentors zu regieren.«

Fenelon war über die ſchönen Eigenſchaften, die er an dieſem Prinzen wahrnahm, ſehr erfreut, und ſchrieb darüber folgenden Brief an den Herzog von Beauvilliers.

»Cambray, den 15. Novbr. 1709.

»Ich habe mit dem (Könige von England) bereits »mehrere ziemlich freie Unterredungen gehabt, und glau»be, den guten Eindruck, den er auf mich gemacht hat,

»Ihnen mittheilen zu müſſen. Er erſcheint ſinnig, ſanft, »und in allen Dingen ſich gleich und gemeſſen. Die Wahr» »heiten, die man ihm ſagt, faßt er ſehr gut auf, und »ſcheint ſie zu lieben. Man bemerkt an ihm Sinn für »Tugend und für religiöſe Grundſätze, die er zur Richt» »ſchnur ſeines Lebens machen will. Er iſt Meiſter über »ſich ſelbſt, und er handelt mit Ruhe, wie ein Mann »ohne Launen, ohne Wankelmuth, ohne vorherrſchende »Einbildung, der in allen Dingen die Vernunft um Rath »fragt und ihr folgt. Er ſchenkt ſich den Menſchen aus »Pflicht, und nimmt auf jeden die gehörige Rückſicht. »Man ſieht ihn niemals ſich mit Ungeduld und Ueber» »druß den Pflichten der Geſelligkeit entziehen, um allein »zu ſeyn; niemals iſt er zerſtreut und in ſich verſchloſſen »in Mitte der Leute. Was er thut, thut er ganz. Er iſt »voll Würde, aber ohne Hochmuth. Er weiß ſeine Ge» »ſpräche, ſeine Aufmerkſamkeit nach Rang und Verdienſt »zu bemeſſen. Seine Munterkeit iſt gemäßigt, wie die »eines geſetzten, weiſen Mannes; und indem er Allen »Alles zu ſeyn ſcheint, gibt er ſich doch keinem eigentlich »Preis. Auch iſt in dieſem ſeinem zuvorkommenden, ge» »fälligen Weſen keine Spur von Schwäche oder Leicht» »ſinn. Man findet ihn feſt, entſchloſſen, pünktlich. Selbſt »in gewagten, mühſamen Dingen wird ihm der Entſchluß »nicht ſchwer. So ſah ich ihn nach einem Fieberanfalle, »der ihn ſehr angegriffen hatte, auf das ungewiſſe Ge» »rücht einer bevorſtehenden Schlacht, plötzlich von Cam» »bray aufbrechen, um ſich zur Armee zu begeben. Nie» »mand aus ſeiner Umgebung wagte ihm vorzuſtellen, daß »er doch wenigſtens einen Tag zögern und ſichere Nach» »richten abwarten möchte; was doch gewiß geſchehen wäre, »wenn ſie eine Spur von Unentſchloſſenheit an ihm be» »merkt hätten. Er hätte dann aber auch die Gelegenheit »einer Schlacht verſäumt, worin er ſich ſo ſehr ausge»

»zeichnet hat, daß man ſogar in den feindlichen Landen »ſeine Tapferkeit rühmt. Mit einem Worte: — Er weiß »ſich in die Menſchen, in die Dinge zu fügen; er hat »Verſtand und Tugend, wie man ſie im Leben braucht. »Seine Entſchloſſenheit, ſein Gleichmuth, ſeine Art, ſich »ſelbſt zu beherrſchen und andere zu behandeln, ſein mil»der Ernſt, ſeine gefällige Munterkeit, die ſich doch nie »vergißt und zu tief herabſinkt, — alle dieſe ſchönen Ei»genſchaften nehmen jedermann für ihn ein.«

Mit dem Herzoge von Burgund, ſeinem Zöglinge, blieb Fenelon ſtets in inniger Verbindung. Nach ſeiner Verbannung vom Hofe mußte zwar der Prinz ſich aller ſchriftlichen Mittheilung an ihn enthalten. Endlich fand er jedoch Gelegenheit, ihm folgenden Brief zu ſchreiben.*) Er war damals neunzehn Jahre alt:

»Endlich, mein lieber Erzbiſchof, finde ich Gelegen»heit, mein vierjähriges Stillſchweigen zu brechen. Ich »habe viel gelitten ſeitdem, aber mein größtes Leiden war, »Ihnen dasjenige nicht mittheilen zu dürfen, was ich wäh»rend dieſer Zeit für Sie empfand, und wie meine Freund»ſchaft gegen Sie durch Ihr Mißgeſchick, ſtatt zu erkal»ten, ſich noch vermehrte. Mit Freuden blicke ich der Zeit »entgegen, wo ich Sie wieder ſehn werde; aber ach! ich »fürchte dieſer Augenblick wird noch recht fern ſeyn. Doch »auch hierin muß ich mich dem Willen jenes Gottes über»geben, aus deſſen Erbarmungen mir täglich neue Gna»den zufließen. Ach! ich war Ihm, dieſem treuen Gott, »wieder einigemal untreu geworden, ſeitdem wir uns »das letztemal ſahen. Aber Er war ſich auch hierin treu

*) Ramſay hat den Brief des Prinzen nicht ganz, und auch Fenelons ſchöne Antwort darauf nicht angeführt; Hier folgen beide aus Sailers Briefen aus allen Jahrhunderten entlehnt. A. d. U.

»geblieben, daß Er mich jedesmal zu sich zurückrief, und »ich sehe es als ein Werk seiner Huld an, daß ich die»sem Rufe mein Herz nie verschloß.

»Seit einiger Zeit, scheint es mir, ist mein Schritt »auf dem Pfade der Tugend etwas fester geworden. Bit»ten Sie zu Gott für mich, daß Er mich in den gu»ten Entschließungen unerschüttert erhalte und mein Herz »dem seinigen nie wieder fremd und fern werden lasse. »Er selbst lehre mich in Allem seinen heiligen Willen »thun!«

»Mein Studieren setze ich keinen Tag aus, ob ich »mich gleich seit ein Paar Jahren nicht mehr so ängstlich »an Form und Plan binde, und ich fühle jetzt mehr Ge»schmack an den Wissenschaften, als jemals. Metaphysik »und Moral machen mir am meisten Freude, und ich »wüßte nicht, wie ich dieser Arbeit überdrüssig werden »könnte. Ich habe auch in diesem Fache einige kleine Auf»sätze gemacht, und ich wünschte sie Ihnen senden zu kön»nen, damit Sie dieselben verbesserten, wie Sie es sonst »mit meinen kleinen Schularbeiten machten.

»Was ich bisher an Sie schrieb, hängt nicht sonderlich »zusammen; aber was liegt daran?

»Wie sehr sich mein Innerstes wider Alles, was man »in Hinsicht auf Sie gethan, empört habe, davon schreibe »ich kein Wort. Aber ich dachte bei dieser Empörung mei»nes Gefühles, daß ich mich auch hierin dem Willen Got»tes unterwerfen und glauben müßte, daß Alles, was ge»schehen sey, zu unserm Besten dienen werde.

»Zeigen Sie diesen Brief keinem Menschen, außer »dem Abbe Langeron, wenn er in Cambray ist; denn »von seiner Verschwiegenheit bin ich gewiß. Grüßen Sie »ihn, und sagen ihm, daß die Abwesenheit meiner Freund»schaft für ihn keinen Abtrag thue. Antworten Sie mir »nicht, außer auf dem sichersten Wege, und durch Ein»

»ſchluß an den Herzeg von Beauvilliers, wie Sie auch »meinen Brief erhalten. Er iſt der einzige, dem ich dieſe »Sache anvertraue, und ich weiß, wie ſehr es ihm ſchaden »würde, wenn man es erführe. Leben Sie wohl, mein »lieber Erzbiſchof; Ich umarme Sie von ganzem Herzen; »vielleicht finde ich lange Zeit keine Gelegenheit mehr, Ih»nen zu ſchreiben. Beten Sie für mich und ſegnen Sie »mich, darum bittet

Ihr Ludwig.«

Als Fenelon dieſen Brief las, konnte er ſich der Thränen nicht erwehren und ſchrieb nachſtehende Antwort:

»Ein Brief von Ihrer Hand, welch ein Troſt für Fe»nelon!

»Dank Dem, der allein Macht hat, in den Herzen »der Menſchen zu wirken, was Ihm zur Ehre ſeines Na»mens gefällig iſt! Wie lieb muß Er Sie haben, da Er »Ihnen die Liebe zu ſich in das Herz gelegt hat, in Mitte »von alle dem, was recht dazu gemacht iſt, dieſe Flamme »in Ihrem Herzen auszulöſchen.

»So lieben Sie Ihn denn über alles, und fürchten »nichts, nichts — als: Ihn nicht zu lieben! Er wird Ihr »Licht, Ihre Kraft, Ihr Leben, Ihr Alles ſeyn. O, wie »reich muß ein Herz in Mitte von Armuth und Schwäche »ſeyn, das dieſen Schatz in ſeinem Inwendigen trägt! Da, »im Innerſten des Herzens, müſſen Sie ſich gewöhnen, »Ihn zu ſuchen mit der Einfalt eines Kindes, mit der »zärtlichen Vertraulichkeit eines Freundes, und mit »einer Zuverſicht, die einem ſo guten Vater nicht an»ders als gefallen kann..

»Das Gefühl Ihrer Schwachheiten ſoll Ihnen den »Muth nicht rauben können. Es gibt eine Weiſe, eigne »Gebrechen zu tragen, ohne ihnen zu ſchmeicheln, und ſie »zu beſſern, ohne darüber ungeduldig zu werden. Gott »wird Sie, dieſe edle Weiſe, voll Ruhe und Kraft finden

»laſſen, wenn Sie dieſelbe, mit einem völligen Mißtrauen »auf ſich ſelbſt, ſuchen, und ſtets vor ſeinen Augen wan»deln, wie Abraham.

»Laſſen Sie, ich bitte Sie im Namen Gottes, daß Ge»bet die Nahrung Ihres Geiſtes ſeyn, wie das Mahl eine »für Ihren Leib iſt. Das Gebet, das Sie zu beſtimmten »Zeiten des Tages verrichten, erleichtere Ihnen die Mühe, »den Gedanken an Gottes Gegenwart den Tag hindurch »feſtzuhalten, und dieſer vertraute Gedanke an Gottes »Gegenwart erwecke Sie hinwieder zur Erneurung des »Gebetes. Dieſes leichte, liebevolle Aufſchauen zu Gott be»lebet den ganzen Menſchen, beſänftiget ſeine Leidenſchaf»ten, bringt Licht und guten Rath in bedeutenden Gele»genheiten mit ſich, beſieget nach und nach Temperament »und Laune, und bringt nach vielen Mühungen — uns »ſelbſt oder vielmehr Gott in den Beſitz unſrer Seele. »Euer Sinn werde neu. Epheſ. IV. 23.

»Es kommt bei dem Gebete nicht darauf an, daß es »lange daure: ein geſtohlner Augenblick am Morgen — »dem Gebete geſchenkt, kann uns mit Geiſtesnahrung für »den ganzen Tag verſehen. Aber freilich, dies Gebet muß »mehr Sache des Herzens als des Verſtandes, weniger »Arbeit der Vernunft, als Bewegung des Willens ſeyn, »und fordert viel Glaube und Liebe, und wenig künſtlich »gerichtes Nachdenken.

»Allerdings müſſen Sie auch leſen, aber Schriften, »die Sie in Ihnen ſelbſt ſammeln, ſtärken und mit Gott »vertrauter machen können.

»Fürchten Sie auch nicht, öfter zur Beicht und Com»munion zu gehen — nach dem Bedürfniſſe Ihres Her»zens und nach dem Zuge Ihrer Andacht. Nie müſſen Sie »ſich aus eitlen Rückſichten das Brod entziehen, das vom »Himmel kam, um Ihre Speiſe zu werden. Sie ſollen »eben Ihre Andacht nicht zur Schau tragen, aber ſich auch

»Deſſen nicht ſchämen, der allein Ihren ganzen Ruhm »ausmachen wird.

»Meine beßten Hoffnungen von Ihnen beruhen dar»auf, daß Sie, nach dem Zeugniſſe Ihres Briefes, Ihre »Schwäche empfinden und demüthig anerkennen. O, wie »ſtark iſt man in Gott, wenn man ſich ſchwach fühlt in ſich »ſelbſt. Wenn ich ſchwach werde, dann bin ich ſtark. »II. Cor. XII. 10.

»Fürchten Sie immer die Sünde tauſendmal mehr »als den Tod. Aber, wenn Sie das Unglück hätten, ge»ſündigt zu haben, ſo eilen Sie zum Vater der Erbar»mungen und zum Gotte des Troſtes zurück, der Ihnen »mit offnen Armen entgegen kommt, und ſchließen Ihr »verwundetes Herz dem auf, der es heilen kann. Kurz »ſeyn Sie demüthig und gering in Ihren Augen. Ich will »noch geringer werden als ich bin, ſprach David, »und niedrig ſeyn in meinen Augen. II. König. »VI. 22.

»Halten Sie ſich ſtrenge an Ihre Pflicht, ſchonen Ihre »Geſundheit, und mäßigen Ihre Neigungen.

»Ich rede mit Ihnen nur von Gott und von Ihrer »Perſon; von mir — iſt die Rede nicht.

»Gott ſey Dank, mein Herz iſt ruhig, und ich kenne »wirklich kein größeres Kreuz, als das, Sie nicht zu »ſehen.

»Doch ſind Sie mir unabläſſig vor Gott gegenwär»tig — und dieſe Gegenwart des Geiſtes iſt weit inniger »als die der Sinne.

»Ich würde hundert Leben wie Einen Tropfen Waſſer »dahin geben, um Sie ſo zu ſehen, wie Sie Gott haben »will. Amen, Amen!«

Seit dieſer Zeit blieb der Prinz in einem lebhaften Briefwechſel mit Fenelon. Hier noch eine Probe von der Art, wie dieſer an ihn ſchrieb:

»Enkel des heiligen Ludwigs! folgen Sie Ihrem Ahnen, »seyn Sie, wie er, sanft, menschlich, zugänglich, freundlich, »mitleidig, großmüthig. Möge Ihre Größe Sie niemals »hindern, sich mit Güte bis zu den Kleinsten herabzulas»sen, sich an deren Stelle zu setzen; und möge durch diese »herablassende Güte niemals Ihr Ansehen, niemals die »Ehrfurcht Ihrer Untergebenen vermindert werden. Las»sen Sie nicht ab, die Menschen zu studieren, lernen Sie »dieselben gebrauchen, ohne sich ihnen preiszugeben. Su»chen Sie das wahre Verdienst bis an das äußerste Ende »der Welt auf, denn gewöhnlich tritt es bescheiden zu»rück. Die Tugend drängt sich nicht vor aus der Menge; »sie ist nicht habsüchtig, nicht zudringlich; sie läßt sich »vergessen. —

»Lassen Sie sich nicht von Schleichern und Schmeich»lern umlagern; zeigen Sie, daß Sie kein Liebhaber von »Lobsprüchen und Niederträchtigkeiten sind. Schenken Sie »Ihr Vertrauen nur solchen Männern, die den Muth »haben, Ihnen mit Ehrerbietung zu widersprechen, und »denen Ihre Ehre lieber ist als Ihre Gunst.

»Es ist Zeit, daß Sie der Welt allen Ernst, alle »Geistesstärke zeigen, derer die gegenwärtige Noth be»darf. In Ihrem Alter war der h. Ludwig schon die »Freude der Guten, der Schrecken der Bösen. Lassen Sie »also jetzt die Spiele und Ergötzungen der vergangenen »Jugendjahre. Zeigen Sie, daß Sie denken und fühlen, »wie ein Fürst denken und fühlen soll. Die Guten müssen »Sie lieben, die Bösen Sie fürchten, Alle müssen Sie »hochachten. Eilen Sie, sich zu bessern, damit Sie mit »Erfolg an der Besserung anderer arbeiten können.

»Die ächte Frömmigkeit hat nichts Schwaches, nichts »Trauriges, nichts Gezwungenes an sich; sie ist einfach »und liebenswürdig; sie thut Alles, um Alle zu gewin»nen. Das Reich Gottes besteht nicht in ängstlicher Be»

»obachtung kleinlicher Förmlichkeiten; es beſteht für einen »jeden in den ſeinem Stande entſprechenden Tugenden. »Der Fürſt ſoll nicht auf dieſelbe Weiſe Gott dienen, wie »der Einſiedler oder wie ein ſimpler Privatmann. Der h. »Ludwig iſt auf königliche Weiſe zum Heiligen geworden. »Er war tapfer im Kriege, entſchloſſen im Rathe, und »durch die Hoheit ſeiner Geſinnung über alle andere Men»ſchen erhaben; übrigens ohne Hochmuth, ohne Vermeſ»ſenheit, ohne Härte. Ueberall hatte er die wahren Vor»theile ſeines Volkes im Auge, deſſen Vater und König »er war. In ſeinen Unterhandlungen war er betriebſam, »vorſichtig, beſcheiden, gerade und feſt, ſo daß auswär»tige Fürſten ihm nicht weniger als ihren eigenen Unter»thanen trauten. Kein Fürſt war je weiſer in Verfittli»chung und Bildung ſeines Volkes, um es zugleich gut »und glücklich zu machen. Mit zärtlicher Vertraulichkeit »liebte er diejenigen, die er lieben ſollte; aber er hatte »auch Kraft, ſelbſt diejenigen zurecht zu weiſen, die er »am meiſten liebte. Er war groß und prächtig nach der »Sitte ſeiner Zeit; aber ohne Prunk und ohne Luxus. »Seine bedeutenden Ausgaben wurden mit ſolcher Ord»nung geregelt, daß ſie ihn nicht hinderten, alle ſeine »Domänen von Schulden zu befreien.

»Mögen nun ſeine Tugenden Ihre Erbſchaft ſeyn noch »ehe ſeine Krone es wird. Rufen Sie ihn mit Vertrauen »an in Ihren Nöthen. Seyn Sie eingedenk, daß ſein »Blut in Ihren Adern fließt, und daß der Geiſt des Glau»bens, der ihn heiligte, auch Sie beleben ſoll. Er blickt »auf Sie hernieder vom Himmel, wo er für Sie betet, »damit Sie auch dort einſt mit ihm in Gott herrſchen. »Vereinigen Sie Ihr Herz mit dem ſeinigen. Bewahre »o mein Sohn, die Vorſchriften deines Vaters. »Sprüchwört. VI. 20.«

Nach dem Tode dieſes Prinzen fand man ſeinen Kaſten

mit ähnlichen Briefen gefüllt. Frau von Maintenon las sie alle dem Könige vor, und schrieb bei dieser Gelegenheit Folgendes an den Herzog von Beauvilliers:

»Ich wollte Ihnen Alles, was sich von Fenelons »Hand in dem Kasten des Dauphins vorgefunden, zusen»den; allein der König hat diese Papiere mit eigner Hand »verbrennen wollen. Ich gestehe Ihnen, daß es mir sehr »leid thut; denn niemals wird man etwas so Schönes »und Gutes schreiben können. Wenn der Prinz, den wir »beweinen, einige Fehler hatte, so lag die Schuld nicht »daran, daß er zu schwache, schüchterne Rathgeber ge»habt, oder daß ihm zuviel geschmeichelt worden wäre. — »Man kann wohl sagen, daß die, welche gerade Wege »gehen, niemals zu Schanden werden.«

Der Prinz starb im Jahre 1712. Fenelon empfing die Nachricht seines Todes mit dem bittersten Schmerze, aber auch mit der vollkommensten Ergebung. Er beweinte ihn wie ein trostloser Vater, und doch sagte er: »Wenn »ich durch das Umdrehen einer Hand den Prinzen, gegen »Gottes Willen, wieder lebendig machen könnte, ich würde »es nicht thun. Meine Bande sind zerrissen.«

Man würde wenig Menschenkenntniß verrathen, wenn man diese Worte so verstehen wollte, als habe Fenelon, bei seiner noch so lauteren Tugend, den Prinzen nicht innig geliebt, den seine Hände gebildet hatten, dessen Verstand, Weisheit und Herrschertalent, dessen friedliche Tugenden die ganze Hoffnung eines durch lange, blutige Kriege zerrütteten Volkes waren.

Nein, der Verlust dieses Prinzen vollendete Fenelon's Losschälung von allem Irdischen, und führte ihn vollends in jenes göttliche Leben ein, worin er nur nach dem Unsterblichen, Ewigen trachtete.

Er überlebte seinen durchlauchtigsten Zögling noch um drei Jahre, und sah seine theuersten Freunde, die Vertrauten

ſeines Herzens, die Herzoge von Beauvilliers und Chevreuſe vor ſich in's Grab ſteigen. Nun feſſelte ihn gar nichts mehr an die Erde.

Die Unterwürfigkeit, die Sanftmuth, das Stillſchweigen und die treue Anhänglichkeit an den König und die Kirche, welche Fenelon während der ganzen Zeit ſeines Exils bewieſen hatte, machten nach und nach auf den König einen ſolchen Eindruck, daß er allmälig alle Vorurtheile gegen ihn fallen ließ. Er ließ ihn bei mehreren Gelegenheiten um Rath fragen, und faßte endlich den Entſchluß, ihn an den Hof zurückzurufen; allein die Vorſehung fügte es anders.

Im Anfange des Jahres 1715 erkrankte Fenelon an einer Bruſtentzündung, die ihm ein anhaltendes ſtetes Fieber zuzog. Sie dauerte ſechs und einen halben Tag mit ſehr heftigen Schmerzen. Während dieſer Zeit gab er die rührendſten Beweiſe wahrhaft chriſtlicher Geduld, Sanftmuth und Standhaftigkeit. Man merkte an ihm keine Spur von jener ängſtlichen Frömmigkeit, die vor den Qualen der Hölle erbebt, noch von jener falſchen philoſophiſchen Stärke, die ſich ohne Furcht und Hoffnung blind ihrem ſtarren Schickſale überläßt. Bis zum letzten Athemzuge zeigte er die freudige Ruhe einer Seele, die ſich ganz der unendlichen Liebe hingegeben hat. In ſeinen letzten Stunden, während der heftigſten Schmerzen ſprach er nur die Worte aus: »Dein Wille geſchehe und nicht der meine.«

Am fünften Tage ſeiner Erkrankung, da er ſeine Kräfte immer mehr hinſchwinden fühlte, dictirte er folgenden Brief an den Beichtvater des Königs:

»Cambray, 6. Januar 1715.

»Ich habe ſo eben die letzte Oelung empfangen. — In »dieſem Zuſtande, wo ich mich bereite, vor Gott zu er»ſcheinen, wende ich mich an Sie, Hochwürdiger Vater,

»mit der inſtändigen Bitte, daß Sie dem Könige meine »wahrhaften Geſinnungen vorlegen wollen.

»Ich habe niemals etwas anderes als Unterwürfigkeit »gegen die Kirche, als Abſcheu gegen alle Neuerungen ge»hegt. Ich habe die Verdammung meines Buches mit voll»kommenſter Herzenseinfalt aufgenommen. Es iſt kein Au»genblick in meinem Leben, worin ich nicht der Perſon des »Königs mit der lebendigſten Dankbarkeit, mit dem auf»richtigſten Eifer, und mit der unverbrüchlichſten Treue »zugethan geweſen wäre. —

»Ich nehme mir die Freiheit, mir von S. Majeſtät »eine zweifache Gnade auszubitten; die aber weder mich »noch die Meinigen betrifft. Die erſte iſt: daß der König »die Güte habe, mir einen frommen, tüchtigen Nachfol»ger zu geben, der gut und feſt iſt gegen den Janſenis»mus, welcher ſich an unſeren Gränzen ſo ſehr verbreitet »hat. Die andere Gnade um die ich bitte, iſt: daß der »König mit meinem Nachfolger die Angelegenheit meines »Seminars, und die Vereinigung deſſelben mit St. Sül»pice vollenden wolle. Ich verdanke dem Könige die Un»terſtützung, die ich bereits von dorther empfangen habe. »Es gibt nichts ſo Apoſtoliſches, ſo Ehrwürdiges wie dieſe »Anſtalt.

»Ich wünſche S. Majeſtät ein langes Leben, deſſen »Staat und Kirche ſo ſehr bedürfen. Wenn ich zu Gott »komme, will ich ihn um dieſe Gnade oft anflehen.« —

So vereinigte dieſer Mann in dem Augenblicke des Todes in dieſem einzigen Zuge alle Gefühle ſeines Herzens, alle Tugenden ſeines Lebens; die größte Uneigennützigkeit in Hinſicht auf die Seinigen, die vollkommenſte Ergebenheit gegen ſeinen König, die treueſte Anhänglichkeit an die Kirche, die väterlichſte Sorgfalt für ſeine Heerde. Dieſer letzte Zug aus ſeinem Leben iſt allein ein ganzes Bild.

Nach seinem Tode fand man ihn ohne Geld und ohne Schulden. Er starb arm, wie er gelebt hatte.

Ich füge hier noch den Anfang seines Testamentes bei, um zu zeigen, wie sehr er in seinen Gesinnungen bis zum letzten Augenblicke seines Lebens sich gleich geblieben.

»Im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes.

»Obwohl meine Gesundheit in dem gewöhnlichen Zustande ist, so muß ich mich doch zum Tode bereiten. In dieser Absicht mache und schreibe ich mit eigner Hand dies gegenwärtige Testament, wodurch ich zugleich jedes frühere widerrufe und annullire.

»Ich erkläre, daß ich sterben will in den Armen meiner Mutter, der katholischen, apostolischen, römischen Kirche, Gott, der die Herzen kennt und der mich richten wird, weiß, daß kein Augenblick in meinem Leben ist, worin ich nicht eine Unterwürfigkeit, eine Gelehrigkeit, wie die eines kleinen Kindes, gegen die Kirche gehegt, und daß ich niemals irgend eine von den Irrlehren geglaubt habe, die man mir zur Last legen wollte. Als ich das Buch: Explication des Maximes des Saints, schrieb, war es nur meine Absicht, die wahren, von der ganzen Kirche anerkannten Erfahrungen der Heiligen zu sondern von den Illusionen der falschen Mystiker, um diese zu verwerfen, und jene zu rechtfertigen. Ich unternahm dieses Werk auf den Rath solcher Männer, die jenen Meinungen am meisten feind waren, und erst nachdem sie es geprüft hatten, ließ ich es drucken. Da das Buch während meiner Abwesenheit gedruckt ward, setzte man den Ausdruck »trouble involontaire« in Bezug auf Christus, hinzu, welcher sich, wie es die glaubwürdigsten Augenzeugen dargethan haben, nicht in dem Contexte meines Originals fand, sondern nur an den Rand hingeschrie-

»den war, um einen Zuſatz zu bedeuten, den man mir, »größerer Vorſicht wegen, an dieſer Stelle zu machen »gerathen hatte. Ueberhaupt ſchien es mir nach der Mei»nung der Examinatoren, daß die Berichtigungen, welche »auf jeder Seite jenes kleinen Buches beigefügt waren, »jeden falſchen und gefährlichen Sinn zur Evidenz ent»fernten; und nur dieſen Berichtigungen gemäß wollte »ich das Buch vertheidigen und rechtfertigen, ſo lange »mir dieſes zu thun freiſtand. Niemals aber habe ich ei»nen der fraglichen Irrthümer begünſtigen, oder irgend »jemandem, den ich für dieſelben eingenommen wußte, zu »Gefallen reden wollen.

»Sobald Pabſt Innocenz XII. das Buch verdammte, »habe ich ſeinem Ausſpruche vom Grunde meines Herzens »und ohne allen Rückhalt beigeſtimmt, wie ich gleich An»fangs zu thun verſprochen hatte. Seit dem Augenblicke »der Verurtheilung habe ich kein Wort mehr zur Recht»fertigung meines Buches geſprochen. Ich bin derer, die »es angriffen, nur eingedenk geweſen, um mit aufrichti»ger Inbrunſt für ſie zu beten, und um mit ihnen in »brüderlicher Liebe vereinigt zu bleiben.

»Ich unterwerfe der allgemeinen Kirche und dem apoſto»liſchen Stuhle alle Schriften, die ich verfaßt habe, und »verdamme darin Alles, was mir etwa über die rechten »Grenzen hinaus entfallen ſeyn kann. Aber man muß mir »keine von den Schriften zuſchreiben, die vielleicht unter »meinem Namen gedruckt werden können. Ich anerkenne »nur diejenigen, die unter meiner eignen Aufſicht gedruckt »worden ſind, und wozu ich mich bei meinem Leben bekannt »habe. Die andern könnten entweder gar nicht von mir »und mir grundlos zugeſchrieben, oder mit fremden Schrif»ten vermengt, oder durch Abſchreiben entſtellt ſeyn. Be»hüte Gott, daß ich dieſe Vorſichtsmaßregel aus eitler Be»ſorgniß für meine Perſon nehme. Ich glaube nur der

»biſchöflichen Würde, die ich bekleide, es ſchuldig zu ſeyn, »zu verbüten, daß mir nicht irgend ein Irrthum gegen »den Glauben, oder eine verdächtige Schrift zur Laſt ge»legt werde.«

Ehe wir von Fenelons Sterbelager ſcheiden, wollen wir eine Blume darauf niederlegen, deren Farbe und Duft ſeinem Leben und Sterben entſpricht, nämlich das kleine Lied, das unter dem Namen suspiria amoris sancti Francisci Xaverii bekannt iſt, und dieſem Heiligen ſelbſt zugeſchrieben wird. Es ſcheint uns in demſelben keine andere als Fenelons uneigennützige Liebe ausgeſprochen. Es folgt hier in einer alten getreuen Ueberſetzung aus dem Geiſtlichen Pfälterlein P. P. Societ. Jesu Cölln 1747.

Liebes-Seufzer des h. Franzisci Xaverii.

O Gott, dich lieb ich nicht darum,
Daß ich dadurch zum Himmel komm,
Auch nicht, weil die nicht lieben dich,
Zum Feur verdammeſt ewiglich.
Die Lieb, ſo ich zu dir gefaßt,
Erweckt am Creutz du Jeſu haſt,
Empfiengeſt da die Nägel, Speer,
Schimpf, Schmach und allerlei Unehr.
Groß war dein Angſt, dein Schweiß und Schmerz,
So für mich litt dein treues Herz,
Für mich geſtorben biſt ſo gar,
Da ich in ſchweren Sünden war.

Wie ſoll dann nicht entgegen ich,
O liebſter Jeſu! lieben dich?
Nicht, weil du ſeelig macheſt mich,
Und mich verdammeſt ewiglich,
Auch nicht, weil auf Belohnung geh,
Und auf des Himmels Freuden ſeh;
Sondern umſonſt, gleich wie du mich,
Alſo auch ich will lieben dich,
Mein Herr und Gott du Jeſu biſt
Dir ganz mein Herz ergeben iſt. Amen.

Ramſay's philoſophiſche Abhandlung über die Liebe Gottes.

Erſter Theil.

Beweiſe für die reine Liebe.

Wir haben ſchon geſehen, daß die Kirche durch die Verurtheilung der Schrift Fenelons keineswegs die Uebung der reinen Liebe hat verdammen wollen.

Dieſe uneigennützige Tugend war ſtets die Lieblingslehre Fenelons, die Quelle ſeiner Leiden und ſeiner Verherrlichung, der Grund- und Schlußſtein ſeiner Ueberzeugungen, die mächtige Triebfeder ſeines Herzens, und der Schlüſſel zu dem Geheimniſſe ſeines ganzen Lebens. Wer ſeine Anſicht von dieſer Lehre richtig darſtellt, der hat ihn nach ſeinem Hauptzuge geſchildert.

Und das iſt es, was ich verſuchen und mich dabei ſo viel als möglich ſeiner eignen Worte bedienen will.

Plan dieſer Abhandlung.

Seine Gegner ſagen, er habe dieſe Lehre aus dem Reichthume ſeiner ſchönen Phantaſie, und keineswegs aus den Ideen der reinen Vernunft geſchöpft. Dies nöthiget mich auf die erſten Gründe zurückzugehn. Ich werde alſo

zuerſt die Beweiſe für dieſe Lehre daraus herleiten; werde dann zeigen, daß ſie die Quelle aller edlen Geſinnungen iſt, und endlich nachweiſen, daß die Idee derſelben allen großen Philoſophen vorgeſchwebt hat.

1. Beweis aus der Idee Gottes.

Gott, das höchſte Weſen, erkennt und liebt ſich. Seine Liebe zu ſich ſelbſt iſt nicht ein blinder Trieb, ſondern ein lichtes Wohlgefallen, gegründet auf die Anſchauung ſeiner Vollkommenheit. Er liebt alle ſeine Geſchöpfe, aber in ungleichem Maße, jedes nach dem Grade ſeiner Aehnlichkeit mit ihm ſelbſt. Seine eigne Vollkommenheit iſt die Richtſchnur ſeiner Liebe zu ſich ſelbſt, und zu allen andern Weſen. Nun giebt es für den endlichen Willen keine vollkommnere Richtſchnur als die des unendlichen Willens. Alſo iſt es ein allgemeines Geſetz für alle vernünftige Weſen: Gott und alle Dinge wegen Gott zu lieben. Gott erſcheint hier nicht als ein willkührlicher Geſetzgeber, der ſeinen Geſchöpfen ein anderes Geſetz hätte geben können; nein, es iſt ein nothwendiges, unveränderliches, ewiges Geſetz, ausfließend aus ſeiner Natur, von deſſen Verbindlichkeit er ſich ſelbſt ſo wenig als irgend ein vernünftiges Weſen losſprechen kann.

2. Beweis aus der Natur des Menſchen.

So groß iſt Gott, daß er nichts erſchaffen kann, als wegen ſeiner ſelbſt. Er bedarf nichts, aber er fordert Alles, weil Alles ihm gebührt. Sein Schaffen iſt nur äußerliche Darſtellung deſſen, was er in und an ſich iſt. Die vernünftigen Weſen ſind ſeine lebendigen Ebenbilder. Er kann nicht ein Vernunftweſen ſchaffen, das ſich ſelbſt haſſe, weil jedes Weſen gut iſt, inſofern es ſeinem Urbilde gleicht; aber das Geſchöpf, das ſich liebt, ſoll ſich nur lieben inſoweit es liebenswürdig iſt; es iſt aber nur liebenswürdig

insoweit ihm Gott unaufhörlich Seyn und Vollkommenheit mittheilt; es darf sich also nur lieben in Bezug auf ihn. Die wohlgeordnete Selbstliebe ist somit nur eine Folge und keineswegs die Ursache unserer Liebe zu Gott. Die Liebe zum unendlich Großen, für das wir geschaffen sind, muß der Grund seyn unserer Liebe zum unendlich Kleinen für das wir nicht geschaffen sind. Das ist das Grundgesetz der Schöpfung. Sobald das Geschöpf das Mindeste denkt, will, thut für und wegen seiner selbst, so erhebt es sich zur falschen Gottheit.

3. Beweis aus der Idee der Ordnung.

Die Ordnung gründet sich auf die verschiedenen Grade von Vollkommenheit, (Realität), welche Gott einem jeden Wesen mitgetheilt hat. Derjenige liebt also nach dem Gesetze der Ordnung, der seine Liebe zu jedem Geschöpfe nach dem Range bestimmt, den dasselbe auf der unendlichen Leiter der Wesen, von dem höchsten, ungeschaffenen herab bis zu dem mindesten geschaffenen, einnimmt. Wie in den leblosen Dingen die Größe der Kraft die Größe der Bewegung bestimmt, so soll in den vernünftigen Wesen die Größe der Realität, der Vollkommenheit, das Maß der Liebe bestimmen. Ohne diese Ordnung würde die Harmonie der himmlischen Geister jeden Augenblick gestört werden. Nicht alle sind in gleichem Grade selig, weil nicht alle gleich seligkeitsfähig sind; aber darum beneiden sie einander nicht; denn unverhüllt steht vor ihren Blicken die Schönheit der Ordnung, die uns noch verhüllt ist; und was sie anschauen, dem hängen sie an, und in diesem Anhängen besteht ihre Liebe, ihre Seligkeit.

4. Beweis aus der Natur der Liebe.

Liebe ist diejenige Bewegung der Seele, wodurch sie demjenigen, was sie wahrnimmt, nachstrebt, sich daran

hängt, und sich damit vereinigt. Man kann einem Dinge anhängen wegen der Vollkommenheit, die man in ihm wahrnimmt, oder wegen der Lust, *) die es gewährt. Von dem innern Werthe des Gegenstandes hängt die Vollkommenheit unsrer Liebe ab. Je würdiger der Gegenstand, desto unvollkommner die Liebe wenn sie auf einem unwürdigen Grunde beruhet. Liebe ich Gott bloß darum, weil er mir Lust gewährt, so liebe ich nicht Ihn, sondern mich selbst. Ich strebe wohl nach ihm, hänge mich an ihn, aber nur wegen meiner selbst. Die wahre Liebe hingegen ist eine Gerechtigkeit, die ich der Vollkommenheit des Geliebten widerfahren lasse. Dieser Liebe Natur ist es, auszugehn aus sich selbst, sich zu vergessen, sich hinzugeben für den geliebten Gegenstand, dessen Willen zum eignen Willen zu machen, in seinem Glücke das eigne Glück zu finden. Alles übrige ist zufällig und gehört nicht zum Wesen der Liebe.

5. Beweis aus dem Gefühle.

Will die Phantasie die irdische Liebe malen, so entlehnt sie die Züge aus der höchsten Vernunft; **) sie wendet sie übel an, aber sie findet sie in dem innersten Grunde unseres Wesens. In allen Schilderungen edler Leiden-

---

*) Lust, so habe ich das in dieser Abhandlung öfter vorkommende Wort *plaisir* übersetzt; es soll überhaupt jede angenehme, selige Empfindung bedeuten, und nicht bloß die niedrige, unedle Art derselben, welche ich, wo sie vorkommt, durch die Mehrzahl Lüste ausgedrückt habe. Das Wort Vergnügen für *plaisir* wäre hier ungenügend. A. d. U.

**) Die menschliche, heroische (platonische) Liebe ist ein Bild der göttlichen. A. d. V.

ſchaften gewinnt der Held nur ſo viel von unſrer Theilnahme, als er Muth hat, ſich hinzugeben für das, was er liebt. Dieſer Ueberſchwung, dieſes Sichſelbſtvergeſſen macht die ganze Schönheit und Erhabenheit der menſchlichen Empfindungen aus. Wohl gebe ich zu, daß, wo ein Geſchöpf dieſen Ueberſchwung aufnimmt, derſelbe nie ein wirklicher, ächter ſey; denn das Geſchöpf hat ſo wenig die Macht, uns uns ſelbſt zu entziehen, als das Recht, uns an ſich zu feſſeln. Außer in Gott lieben wir es nie, als um es, auf feinere oder gröbere Weiſe, auf uns ſelbſt zurückzuführen. Nur Gott allein vermag uns unſrer Selbſtheit zu entreißen, indem er ſich uns in ſeiner unendlichen Liebenswürdigkeit zeigt, und ſeine Liebe uns einprägt. Das was in Hinſicht auf das Geſchöpf abentheuerlich, ungerecht und unmöglich iſt, wird wirklich, gerecht und pflichtgemäß in Bezug auf das höchſte Weſen.

6. Beweis. Die feinere Selbſtliebe nimmt den Schein der reinen Liebe an.

Sogar die Selbſtliebe huldiget dieſer uneigennützigen Tugend, indem ſie mit der feinſten Liſt ſich hinter die Maske derſelben verſteckt. Man weiß in den gewöhnlichen Freundſchafts- und Liebes-Verhältniſſen die ſelbſtiſchen, eigenſüchtigen Beweggründe der Anhänglichkeit auf die ſchlaueſte Weiſe vor ſich ſelbſt zu verbergen, nur um ſich die Scham zu erſparen, daß man am Ende in dem Freunde, dem Geliebten, doch nur ſich ſelbſt ſuchet und liebt. Denn nichts iſt ſo abſcheulich, als ein ſtets mit ſich ſelbſt beſchäftigtes Herz; und darum iſt auch nichts, was uns ſo ſehr ſchmeichelt, als gewiſſe großmüthige Handlungen, wodurch wir uns ſelbſt und die Welt glauben machen, daß wir Gutes aus Liebe zum Guten und ohne Rückſicht auf eignen Vortheil gethan haben. So wahr iſt es, daß der Menſch, der nicht durch ſich ſelbſt beſtehet, auch nicht für ſich ſelbſt ge-

ſchaffen iſt. Seine Ehre und ſeine Vollkommenheit beſteht darin, daß er ausgehe aus ſich, und ſich verſenke in die lautere Liebe des unendlich Schönen.

7. Beweis. Die reine Liebe iſt die Quelle aller wahren bürgerlichen Tugenden.

Nicht nur flößt uns die reine Liebe wahrhaft hohe und edle Geſinnungen gegen Gott ein, auch ſogar alle menſchlich edlen Geſinnungen quellen aus ihr. Nur in ihrem Lichte betrachtet ſich der Menſch nicht mehr als ein unabhängiges, für ſich geſchaffenes Weſen, ſondern als ein Glied jener großen Kette, die das ganze Menſchengeſchlecht umfaßt, die es zu einer Familie verbindet, wovon die einzelnen Völker einzelne Zweige ſind; alle Menſchen werden ihm Brüder, Alle Kinder eines gemeinſamen Vaters, deſſen Wille iſt, daß dem allgemeinen Wohle ſeiner Familie des Einzelnen beſonderer Vortheil nachſtehe.

8. Beweis. Die reine Liebe iſt die Quelle der wahren Liebenswürdigkeit und Geſelligkeit.

Dieſelbe uneigennützige Liebe iſt es ferner, welche die gemeinſten Tugenden der Geſelligkeit zu göttlichen Tugenden erhebt. Sie macht uns liebenswürdig, höflich, uneigennützig im Umgange, nicht um den Menſchen zu gefallen, ihnen zu ſchmeicheln, ſie zu blenden, ſondern um ſie gut zu machen, ihnen zu helfen, ihre Schwachheiten zu ertragen, und auch dann noch in Frieden mit ihnen zu leben, wenn wir ſie nicht achten können. Dieſe zarte und duldſame Menſchenliebe kann auch niemals von Boshaften und Undankbaren hintergangen und mißbraucht werden, weil ſie von ihnen nichts verlangt, und ſich begnügt, Gutes zu thun des Guten wegen und ohne Rückſicht auf Dank und Lohn.

9. Beweis. Sie ist das Band der wahren Freundschaft.

Die reine Liebe ist die Quelle der wahren Freundschaft.

Die Selbstliebe ist ungeduldig, finster, argwöhnisch, eifersüchtig, empfindlich, voll von Bedürfnissen und Forderungen, und leer an Verdienst, stets mißtrauisch auf sich und andere. Sie ermüdet, erschlafft, empfindet Ekel, und gewahrt bald das Ende dessen, was sie für das Größte hielt. Sie möchte immer das Vollkommne erreichen, und findet es nie. Sie strengt sich an, wendet und windet sich, und kann nirgend ruhen.

Die aus Gott stammende Liebe hingegen, weil sie den Freund ohne Bezug auf sich selbst liebt, so liebt sie ihn auch ungeachtet seiner Mängel, die sie mit Geduld trägt ohne ihnen zu schmeicheln. Ihr ist alles gut, indem sie was aus Gott kommt, liebt, und dasjenige willig duldet, was nicht aus Ihm ist.«

So sehen wir durch Fenelons Lehre das Herz in das ganze Leben hineingetragen, in die bürgerliche Gesellschaft sowohl wie in die Religion.

10. Beweis. Sie ist die Idee aller Philosophen.

Diese Idee der reinen Liebe ist der menschlichen Seele von ihrem Schöpfer schon bei ihrem Ursprunge eingeprägt worden. Daher findet man Spuren von ihr selbst bei den Heiden.

Hören wir den erhabenen Ausspruch eines persischen Philosophen: »O ihr, die ihr mich einladet zu den Seligkeiten des Paradieses: nicht das Paradies suche ich, sondern Den, der es gemacht hat.« (Chardin's Reisen 5. Th.) Auf dem Grabmale eines persischen Königs liest man diese Inschrift: »Nicht der Belohnung wegen soll der Fromme Gott lieben.«

Der Kaiser Marc Antonin und alle wahren Schüler Zeno's sind voll von der Lehre, daß man die Tugend um ihrer selbst willen lieben müsse. Sie glaubten zwar, daß in der Tugend die Seligkeit gefunden werde, aber sie sagten nicht, daß man die Tugend wegen der Lust lieben solle, die man in ihr findet. Im Gegentheile lehrten sie die uneigennützigste Liebe dessen, was sie das Ehrbare (honestum) nannten.

»Die ganze Welt, sagten sie, ist nur Eine Stadt, deren Bürger die Götter und Menschen sind. Der Fürst und gemeinsame Vater derselben ist der höchste Gott. Das Gesetz, wonach diese Familie regiert wird, ist die höchste Vernunft dieses gemeinsamen Vaters. Das Ehrbare (honestum) ist nichts anderes, als dies ewige Gesetz, und Tugend ist Verehrung und Liebe des Ehrbaren, wegen seiner eignen Vollkommenheit. (Cicer. de leg. et fin. Des Kaisers Marc. Anton. moralische Betrachtungen.)

»Das Schöne, sagt Plato, besteht nicht in oder an irgend einem besondern Dinge auf der Erde oder im Himmel; sondern das Schöne ist an sich selbst, durch sich selbst und in sich selbst immer gleich und einförmig.« (Gespräch mit Kriton.)

»Die Liebe zu diesem unwandelbar Schönen verklärt den Menschen, vergöttlicht ihn, versetzt ihn außer sich. — In sich selbst kann der Mensch nicht glücklich seyn; das Höchste, Göttlichste für ihn, ist, auszugehn aus sich selbst durch die Liebe.« (Im Gastmahl.)

»Wie derjenige der ungerechteste aller Menschen wäre, der, obwohl heimlich, allen Lastern ergeben, dennoch für tugendhaft gehalten würde, und somit neben der Ehre der Tugend auch die Lüste des Lasters genösse, so würde derjenige ein vollkommen Gerechter seyn, der die Gerechtigkeit liebte ihrer selbst und nicht der Ehre und Lust wegen, die sie begleiten; der, obwohl alle Gerechtigkeit übend,

dennoch für ungerecht gehalten würde; der sich nicht bewegen ließe durch Schande und Unglück, sondern unerschütterlich bliebe in der Liebe der Gerechtigkeit, nicht weil sie ergötzlich, sondern weil sie gerecht ist.« (Republick B. 2.)

»Was ist das Gesetz? sagt Hierokles, Statthalter von Alexandria; Was ist Ordnung die dem Gesetze entspricht? Was ist Liebe, die auf diese Ordnung sich gründet? Das Gesetz, antwortet er, ist die Vernunft die alle Dinge erschaffen hat. Ordnung ist der Rang, den sie ihnen ihrer Würde gemäß gegeben hat; Liebe, die der Ordnung entspricht, ist, daß man das Vollkommne dem weniger Vollkommnen vorziehe, nicht nur in den verschiedenen Gattungen der Dinge, sondern auch in den verschiedenen Arten.«

Endlich ist es von allen heidnischen Philosophen und Gesetzgebern als das Grundgesetz der Sittenlehre sowohl als der Gesellschaft anerkannt und vorausgesetzt worden, daß man das öffentliche Wohl dem eignen vorziehen müsse, nicht wegen eines zu hoffenden Vortheils, sondern einzig aus Liebe zu dem, was gut, schön, gerecht, vollkommen ist. Auf diese Ordnung glaubten sie alles zurückführen zu müssen, die einzelne Persönlichkeit so gut wie alles übrige. Es handelte sich nicht darum, glücklich zu werden dadurch, daß man sich nach der Ordnung bequemte; im Gegentheil galt es hier sich selbst zu vergessen, sich zu opfern, zu Grund zu gehn, wenn es die Liebe zur Ordnung so erheischte.

Man findet die Spuren dieser erhabenen Moral, die gleich fern ist von Aberglauben und Unglauben, bei den Philosophen aller Länder, aller Zeiten, aller Religionen; bei Indianern, Chinesen, Arabern, Peruvianern. Die allgemeine Vernunft, die da erleuchtet alle Geister, lehret Alle, die sie mit Aufmerksamkeit um Rath fragen, dieselben ewigen unwandelbaren Wahrheiten. Es fragt sich

hier nicht, was die Heiden gethan, sondern was sie gesagt haben, wenn sie von der Tugend würdig reden wollten.

Und diese Philosophie, die auf den erhabensten Grundsätzen beruhet, die die Quelle aller edlen Gesinnungen ist, welcher alle großen Philosophen des Heidenthums gehuldigt haben, diese erhabene Philosophie ist es, welche Fenelon aufgefaßt, ausgeführt, geläutert und bewiesen hat aus der allgemeinen ununterbrochenen Ueberlieferung der Patriarchen, der Propheten, der Apostel, der Martyrer, der heiligen Einsiedler und Beschauer, und der bewährten Väter und Lehrer der Kirche. Ja, diese reine Theologie ist es, welche die Kirche niemals hat verdammen wollen, als sie den Gebrauch der fehlerhaften, übertriebenen Ausdrücke untersagte, deren sich die Heiligen mitunter bedient haben.

Denn diese wunderbaren Liebhaber waren so durchdrungen von dem, was der höchsten Vollkommenheit gebührt, daß sie nicht selten sich selbst und ihr eigenes Wohl völlig zu vergessen schienen. Dann konnte es geschehen, daß sie Unmögliches voraussetzten, daß sie in ihren Ideen die Richtschnur der Vernunft überschritten, daß sie Dinge sagten, die demjenigen abentheuerlich und unsinnig erscheinen, der die hohe Begeisterung der Liebe nicht kennt. Es wäre unrecht, wenn man diese Ergüsse ihrer Gefühle zu Grundsätzen machen, und ihre übertriebenen Ausdrücke buchstäblich rechtfertigen wollte. — Aber die reine Liebe selbst, die in diese Flammen ausbrach, ist auf die wahrsten, nüchternsten und erhabensten Ideen unerschütterlich gegründet.

Zweiter Theil.

Widerlegung der Einwürfe.

Obgleich nun, wie wir geſehen haben, für die Lehre von der reinen Liebe von allen Seiten ſo mannichfache Beweiſe ſich darbieten, ſo hat man dennoch dieſe ſo einfachen Wahrheiten mit tauſend Einwürfen zu beſtreiten geſucht. Die wichtigſten davon ſind folgende:

I. »Die Luſt iſt die einzige Triebfeder des menſchlichen Herzens. II. Die Anſchauung des Schönen wirkt nur auf uns durch die Luſt, die es in uns erregt. III. Der Grund und das Weſen des Willens, inſofern derſelbe liebesfähig iſt, beſteht in dem Verlangen, glücklich zu ſeyn. IV. Der Glückſeligkeitstrieb iſt unüberwindlich, untilgbar. V. Es iſt unmöglich Gott zu lieben, ohne ihn als beſeligend, (als den Urheber unſrer Seligkeit) zu lieben. Alſo iſt die Liebe immer eigennützig.« Betrachten wir dieſe Sätze einzeln.

I. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen der Triebfeder, wodurch Gott unſer Herz bewegt, und der Urſache, warum wir dieſer Bewegung folgen. Wohl kann die Seele ergriffen, angeregt, gereizt werden durch die Luſt; allein dies benimmt der Reinheit ihrer Liebe nichts,

ſofern ſie ſich dieſer angenehmen Empfindung als eines Mittels, als einer Mahnung bedient, ihrem wahren Gegenſtande ſich zu nähern, um ſeiner Vollkommenheit zu huldigen, und der Ordnung ſich zu fügen. So kann man in dieſem Sinne aus Luſt lieben ohne wegen der Luſt zu lieben; und darum gibt es zweierlei Art von Luſt. Die erſte iſt eine Luſt, die wir auf uns ſelbſt beziehen, die uns mit uns ſelbſt beſchäftigt, die uns die Gegenſtände nur wegen uns ſelbſt lieb und werth macht. So lieben niedrige, unzarte Seelen Alles, was ihren Gelüſten ſchmeichelt. Eine andere Art von Luſt iſt die, die wir auf den geliebten Gegenſtand zurückführen, die da macht, daß wir uns ſelbſt vergeſſen, um uns einzig mit dem zu beſchäftigen, was wir lieben. So lieben edle Seelen die guten Eigenſchaften ihrer Freunde; — ſo freut es wahrhaft Liebende, ſich aufzuopfern für das, was ſie lieben. Aber ihre Liebe iſt keine Lohndienerin, denn ſie finden ein unendliches Vergnügen darin, zu lieben, ohne an ſich ſelbſt, ohne an Lohn zu denken.

II. Vorausgeſetzt, daß die Anſchauung und Liebe der Ordnung, des Schönen, des Vollkommnen ſtets mit Luſt verknüpft iſt, ſo muß doch darum dieſe Luſt nicht Urſache unſrer Liebe ſeyn. Die Ordnung lieben, heißt, demjenigen was man wahrnimmt, nach Maßgabe ſeiner Würdigkeit, anhängen. Wie nun die Luſt, welche das Anſchauen der Wahrheit gewährt, nicht der Grund iſt, warum man der Wahrheit beipflichtet, ſo iſt auch die Luſt, die das Anſchauen der Ordnung begleitet, nicht der Grund, warum man ihrer Gerechtigkeit beiſtimmt. In beiden Fällen iſt der reine Act unſeres Willens unabhängig von der in uns erregten Empfindung, und allein begründet durch die Realität, die wir außer uns wahrnehmen. Alle Wahrnehmung ſetzt zwei Dinge voraus, den Gegenſtand, der auf uns einwirkt, und die Empfindung, die ſein Ein-

wirken in uns hervorbringt. Der Gegenstand ist eine Realität außer uns, die Empfindung ist ein Modus unserer Substanz.

Was man in den endlichen Wesen Schönheit, Liebenswürdigkeit, Vollkommenheit nennt, ist oft nur Empfindung in uns und keineswegs Realität in ihnen. Es ist ein angenehmer Eindruck, den der Urheber der Natur bei Gelegenheit jener Wesen auf uns macht, und den wir fälschlich ihnen zuschreiben. Nicht so verhält es sich in Gott. Seine Vollkommenheiten sind in ihm bestehende Realitäten, und müssen wohl unterschieden werden von den Modalitäten, die sie in uns hervorbringen. Nicht also liebe ich die göttlichen Vollkommenheiten selbst, wenn ich sie nur wegen der Empfindungen liebe, die sie in mir erregen; ich liebe dann nur die Modalität meines eignen Wesens, und nicht die Realität außer mir. Die Lust ist mein höchster Zweck, Gottes Vollkommenheit nur das Mittel ihn zu erreichen. — So ist demnach die eigennützige und uneigennützige Liebe gegründet auf den wesentlichen Unterschied zwischen den wandelbaren Modalitäten unserer endlichen Substanz und den unwandelbaren Vollkommenheiten des unendlichen Wesens. Wer diese wegen jener liebt, bezieht das unendlich Große auf das unendlich Kleine, den Geber auf seine Gaben, die ewigen Wahrheiten auf seine angenehme Empfindung.

Möge die Triebfeder, wodurch Gott den Willen bewegt, was immer für eine, möge die Lust, die das Anschauen der Ordnung begleitet, noch so groß seyn, so ist doch das gewiß, daß nicht die Lust, die wir empfinden, sondern die Vollkommenheit, die wir in dem geliebten Gegenstande wahrnehmen, Grund, Regel und Zweck unsrer Liebe seyn müsse; und dies allein reicht vollkommen hin, die Lehre von der reinen Liebe zu begründen. —

Mir scheint es jedoch, daß die Lust nicht die ein-

zige Triebfeder des menſchlichen Herzens iſt, und daß die Anſchauung der Wahrheit mit einer ihr eignen Gewalt auf uns wirken kann.

III. Das Grundweſen des Willens, inſofern er liebensfähig, iſt ſein Streben nach dem, was überhaupt gut iſt. Das Gute überhaupt iſt aber von zweierlei Art: das abſolut Gute, und das relativ Gute, das, was in ſich und das, was für uns gut iſt, oder das Gute, Ehrbare (honestum) und das Angenehme. Jenes wird nach dem Grade der Vollkommenheit, den wir in dem Gegenſtande wahrnehmen, dieſes nach dem Grade der Luſt gemeſſen, die wir empfinden. Gott allein iſt es, der uns jene anſchauen, dieſe fühlen läßt; denn nur Er allein kann auf die Geiſter einwirken. Nun kann Er aber eben ſo nachdrücklich als Quelle des Lichtes auf uns wirken, denn als Quelle der Luſt, und ſomit kann der menſchliche Wille nicht nur zweierlei Grund, ſondern auch zweierlei Triebfedern haben, zu lieben. Wir können der göttlichen Einwirkung uns hingeben entweder aus ehrerbietiger Anerkennung ſeiner unendlichen Vollkommenheit, oder aus Begierde nach dem Genuſſe der Luſt, die uns dadurch zu Theil wird. Gott kann ſowohl durch die Erkenntniß der Wahrheit, als durch die Empfindung der Luſt uns an ſich ziehen; ſonſt müßte ja das höchſte Weſen als ewige Weisheit weniger mächtig ſeyn, denn als Quelle ſeliger Gefühle. Es iſt demnach ein großer Unterſchied zwiſchen dem Streben zum Guten überhaupt, und dem Glückſeligkeitstriebe insbeſondere. Dieſer iſt nur ein Zweig von jenem.

Vielleicht wird man ſagen: die Wahrheit erkennen heiße, ſie in der Ferne, die Wahrheit fühlen heiße, ſie in der Nähe ſehen, und das Gefühl wirke bloß auf uns, durch die Luſt, die es uns gewähre. — Mir ſcheint es im Gegentheile, daß die Wahrheit uns oft in

der Ferne, in der Spekulation gefällt, während sie in der Nähe, in der Ausübung uns lästig wird. Sie tritt dann nur zu oft unsern Lieblingsneigungen entgegen, zeigt uns eine unabsehbare Reihe von Opfern, die wir bringen sollen, entdeckt uns die geheimsten Falten unsrer Eigenliebe, und unsre vielfältigen Eingriffe in die Rechte der Gottheit. Weit entfernt also, daß die Wahrheit das Herz, welches sie zu durchdringen beginnt, mit süßen Gefühlen erfüllte, giebt sie es vielmehr den heftigsten Schmerzen zur Läuterung preis; — aber dennoch bleibt es ihr treu. — Es ist wahr, daß große, heldenmüthige Seelen in dieser Uebereinstimmung mit der Ordnung ein Wohlgefallen, ein Belieben, eine Lust finden; allein unter diesen Worten versteht man nicht nur eine angenehme Empfindung der Seele, sondern auch einen freien Akt des Willens. So sagen wir: »ich habe Lust dies, jenes zu thun« statt: ich habe den Willen es zu thun; so sagen wohl auch Herrscher in ihren Verordnungen: »Es hat uns wohlgefallen, es hat uns beliebt, dies, jenes zu verfügen,« statt zu sagen: »Es ist unser Wille.« In diesem Sinne gefällt, beliebt uns Alles, was wir lieben, d. h. daß wir es wollen; und dies Wohlgefallen, Belieben, diese Lust ist dann nicht die Triebfeder des Willens, sondern der Willensact selbst; nicht eine unwillkührliche Empfindung, die unsre Liebe mit fortreißt, sondern ein freies Belieben, welches das Wesen und die Uebung unsrer Liebe zugleich ist.

Seelen, die in die Materie versunken sind, verstehen diese erhabene Liebe der Tugend nicht. — Die Menschen handeln gewöhnlich nur nach den Trieben einer gröberen oder feineren Lust; aber, was sie thun, ist nicht das, was sie thun sollten. Ein anderes ist, was die ohnmächtige durch Leidenschaften verblendete und geschwächte, sich selbst hingegebene Natur begehrt und thut, ein anderes, was

die durch die höchste Vernunft erleuchtete und gestärkte Natur will und vermag. Anfänglich läßt sich Gott wohl zu unsrer Schwachheit herab, und berauscht uns mit himmlischer Lust um die Lüste der Erde zu überbieten; in diesem Zustande ergiebt sich die Seele der Tugend wegen des sie begleitenden Genusses; aber wie die Seele allmälig reiner wird, wird auch ihre Liebe vernünftiger. Zwar kann der Mensch dann immer noch dem göttlichen Einflusse widerstehen, aber so lange er, demselben sich hingebend, mitwirkt, ergreift ihn die Gottheit, und erhebt ihn über sich selbst, so daß er sein Glück in seiner Gleichförmigkeit mit dem höchsten Willen, und nicht mehr in dem, was ihm gefällt und wohlthut, suchet und findet. Und das ist der Triumph der ewigen Weisheit über das menschliche Herz, und das Marterthum der göttlichen Liebe!

Selbst die Heiden scheinen von dieser doppelten Art von Tugend einige Vorstellungen gehabt zu haben; so sagt Hierokles: »der Mensch müsse durch die sittlichen und »bürgerlichen Tugenden erst Mensch, und dann Gott »werden durch die übermenschlichen, göttlichen Tugenden.« Sein ganzes Buch ist voll von dieser Lehre. (Commentar. über die goldnen Verse des Pythagoras.)

IV. Der Trieb nach Glückseligkeit ist unüberwindlich, unvertilgbar; aber es gibt eine Glückseligkeit, die in der Empfindung der Lust, und eine andere, die in der Gleichförmigkeit mit der Ordnung besteht. Die Gottlosen geben alle Tage die letztere um die erstere hin; die Frommen hingegen können und sollen stets die erstere der letzteren aufopfern; und das ist es, was die Mehrzahl der himmlischen Geister thut und in Ewigkeit thun wird. Nicht alle besitzen sie dasselbe Maß von Erkenntniß, Lust und Seligkeit, und dennoch sind sie alle glücklich, weil sie ihr Glück nicht nach ihrer eigenen Empfindung, sondern nach

ihrer Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen bemeſſen. So wären auch alle Vernunftweſen verpflichtet, Gott zu lieben, ſelbſt unter der Vorausſetzung, daß er ihnen in der Ewigkeit einen viel minderen Grad von Vollkommenheit und Seligkeit, als den der unmittelbaren Anſchauung ſeines Weſens zu Theil werden ließe. Nach denſelben Grundſätzen geſchah es wohl auch, daß der Kardinal v. Noailles und der Biſchof von Meaux in den Artikeln von Iſſy als einen Glaubenspunkt feſtſetzen: »daß man bedrängten und wahrhaft demüthigen Seelen eine willige Uebereinſtimmung mit dem göttlichem Willen einflößen könne, ſelbſt für den fälſchlich vorausgeſetzten Fall, daß Gott den Gerechten, ſtatt der verheißenen Seligkeit, ewige Qualen zugedacht habe, jedoch ohne ihnen ſeine Gnade und Liebe zu entziehen. Nur zwei Biſchöfe, die ſo eifrig wie dieſe den Täuſchungen des Quietismus ſich entgegenſetzten, durften es wagen, eine ſolche Sprache zu führen, und es iſt nicht nöthig, das Opfer der Seligkeit ſo weit zu treiben, um die Lehre von der reinen Liebe feſtzuſtellen.

Ferner iſt der Trieb nach Glückſeligkeit unvertilgbar in dem Sinne, daß, wie die Liebe zu uns ſelbſt nicht aufhören wird, nur mit dem Unterſchiede, daß wir uns wegen und in Gott oder allein wegen und in uns ſelbſt lieben können, ſo auch das Verlangen nach Seligkeit in uns fortdauern wird, jedoch aus einem mehr oder minder lauteren, edlen Grunde. Es gibt einen ungeordneten Glückſeligkeitstrieb, der, ohne Rückſicht auf die Ordnung, nur das will, was gefällt, was ſchmeichelt, was ergötzt. Dieſer Trieb iſt keineswegs unvertilgbar, vielmehr ſoll er für immer in uns erſtickt werden. Aber es gibt eine wohlgeordnete Glückſeligkeitsliebe, die darin beſteht, daß wir uns ſelbſt wohlwollen, weil und inſofern wir der Gottheit

Ebenbild sind. Dieses Verlangen nach Glückseligkeit ist niemals von der reinen Liebe getrennt, denn wer einen Gegenstand wahrhaft liebt, der liebt auch Alles, was ihm angehört, was ihm gleichet.

Und endlich besteht unsre wahre Glückseligkeit eigentlich in der Erkenntniß und Liebe des unendlich Vollkommnen. Je mehr man Ihn kennt, je mehr liebt man Ihn, und je mehr man liebt, je mehr möchte man lieben. Denn in der wahren Liebe ist das Verlangen, immer und unaufhörlich zu lieben, nothwendig mitbegriffen. Und somit ist es gerade die reine Liebe, die, weit entfernt die züchtige Hoffnung zu ersticken, dieselbe vielmehr belebt und nährt, indem sie ihre Beweggründe läutert und veredelt. In diesem Zustande strebt und begehrt die Seele nach der beseligenden Anschauung, nicht allein mit jenem allgemeinen Willen, womit sie alles, auch das Gleichgültigste will, was Gott will; nein, sie verlangt darnach mit einer besonderen brünstigen Begierde, als nach einem Zustande, der sie der höchsten, verklärtesten Reinheit theilhaftig macht, der sie mit der Gottheit vereinigt, der ihre Liebe vollendet und verewigt. Kann man also sagen, daß die Seele gleichgültig werde gegen die Glückseligkeit, wenn sie dieselbe aus lauteren, gotteswürdigeren Beweggründen begehrt? daß man die Hoffnung vernichtet, wenn man lehrt, daß sie beseelt, geregelt, getragen werden solle von der Liebe? —

V. Wir sollen Gott lieben als den Beseligenden, aber wir sollen ihn noch mehr lieben, als den unendlich Vollkommnen. Als beseligend ihn lieben, heißt ihn lieben, wegen des Guten, das er uns verschafft, heißt ihn lieben, wegen der endlichen Mittheilung seiner Gaben; heißt ihn lieben, wegen dessen, was er an uns thut, das doch unendlich wenig ist, gegen das, was er an und in sich selbst ist. — Hingegen Gott lieben

wegen Seiner selbst, heißt Ihn lieben, wegen seiner unendlichen Fülle und Ganzheit, heißt Ihn lieben, wegen der unendlichen Realitäten, die sein Wesen ausmachen, wenn wir gleich dieselben niemals völlig fassen können; heißt Ihn lieben, wegen dessen, was wir an ihm erkennen, und nicht wegen dessen, was wir von ihm fühlen; heißt mit einem Worte, lieben ohne Maß das Wesen ohne Schranken. Diese Liebe allein ist es, welche die Seele erweitert, erhebt, und ihr eine Art von Unermeßlichkeit mittheilt.

Uebrigens ist in der Liebe Gottes, als des unendlich Vollkommnen, die Liebe des Beseligenden schon mitbegriffen, denn seine sich mittheilende Güte ist so gut, wie seine übrigen Eigenschaften, eine göttliche Vollkommenheit. Nur daß diese Liebe des Beseligenden die Reinheit der Liebe überhaupt nicht vermindert. Wer aber Gott bloß aus dem einzigen Grunde liebt, weil er uns selig macht, der scheidet die Hoffnung von der Liebe, der trennt, was in Gott Eins ist, der verwechselt die spezifischen Beweggründe der theologischen Tugenden.

Lasset uns nun, ermüdet von diesen methaphysischen Untersuchungen, zur einfachen Wahrheit, die immer auch die erhabenste ist, zurückkehren. Sie sagt uns: »Setze »dein ganzes Glück, deine ganze Lust in Gott, aber »liebe Ihn nicht wegen deines Glückes, wegen deiner »Lust allein. Du sollst Ihn lieben wegen seiner Wohl»thaten, aber du sollst Ihn unendlich mehr lieben we»gen seiner Vollkommenheiten, denn der Geber »übertrifft unendlich seine Gaben.«

Dies sind nicht etwa leere Spitzfindigkeiten des Verstandes; nein, es sind die zarten Unterscheidungen eines liebefähigen Herzens.

Das menschliche Herz ist ein trefflicher Philosoph, wenn es sich den Trieben der reinen, einfältigen, durch

die Gnade hergestellten Natur hingibt, ohne auf die eitlen Distinktionen der Schule zu merken. Von einem sinnigen, züchtigen Zartgefühle belehrt, weiß es das Interesse des Geliebten von dem des Liebenden wohl zu unterscheiden. Aber lieben muß man, um zu wissen, wie man liebt. Man muß die Macht der göttlichen Liebe erfahren haben, um es zu fassen, wie hoch sie das menschliche Herz erheben kann.

Das sind die Lectionen, die ich in Fenelons Schule gelernt habe.

Ist etwas Gutes in dieser Darstellung, so kommt es von ihm. Ich habe nur das wiedererzählt, was er mir so oft sagte.

Eine solche Entwickelung seiner Grundsätze schien mir auch zur Vollständigkeit seiner Geschichte zu gehören, und ich habe sie hinzugefügt, um den großen Mann sowohl aus seinen Gesinnungen als aus seinen Handlungen kennbar zu machen; Ihn, dem meine Verehrung, meine Dankbarkeit jenseits des Grabes folgen.

Fenelons Ansichten von der Kanzelberedsamkeit.

Der Uebersetzer glaubte, diese kurze Darstellung der Ansichten Fenelons von dem Predigtamte, ein Auszug aus seinen Gesprächen über die Kanzelberedsamkeit, wie ihn zum Theil Bausset in seiner Geschichte Fenelons, 2. Band 4. Buch, gegeben, werde hier nicht am unrechten Orte stehen. — Möge doch die Stimme dieses erleuchteten Bischofes, der nichts anderes ausspricht, als was er sein ganzes Leben hindurch selbst geübt, Gehör finden, und dazu beitragen, die Verkündigung des göttlichen Wortes, das wichtigste Geschäft der Seelensorge (Apostelgesch. VI. 2. 4.) von den lähmenden Fesseln starrer, todter Formen zu befreien, worin theils Unwissenheit, Trägheit und blinde Anhänglichkeit an das Herkommen, theils auch die Afterweisheit der Schulen und Systeme, sie noch so vielfältig gefangen hält! — Aber freilich muß der Prediger erst göttliches Leben in sich haben, ehe er das Wort des Lebens lebendig und belebend auszusprechen vermag, und er muß durch unablässiges Beten und Forschen aus der Quelle selbst, der heiligen Schrift, schöpfen.

Fenelon war der Meinung, der Prediger solle nicht künstlich ausstudierte Reden aufsetzen, um sie hernach wörtlich auswendig zu lernen und aus dem Gedächtnisse vorzutragen.

»Erwägen wir, sagt er, alle die Vortheile, welche ein Prediger, der nicht auswendig gelernt hat, mit auf die Kanzel bringt. Er ist Meister über sich und seinen Stoff; er spricht natürlich und redet nicht wie ein Declamator. Ihm fließt alles vom Herzen und vom Munde, wie aus einer Quelle; seine Ausdrücke — (wenn ihm nicht die Gabe der Rede versagt ist) — sind lebendig und voll Bewegung. Die Wärme selbst, die ihn beseelt, läßt ihn Ausdrücke und Wendungen finden, die er am Schreibpulte nicht gefunden hätte. Auch die Action trägt zur Belebung des Wortes ein neues bei; was man so in der Wärme der Handlung findet, ist ungleich mehr Natur und Empfindung; es trägt das Gepräge einer edlen Nachlässigkeit, und hat nicht den Schein des Gesuchten, Erkünstelten. Ferner richtet sich der geübte, freie Redner in seinem Vortrage nach dem Eindrucke, den er die Dinge auf seine Zuhörer machen sieht; er bemerkt es nämlich gar wohl, was bei ihnen Eingang findet, was in ihr Verständniß übergeht, was ihre Aufmerksamkeit spannt, was ihr Herz rührt, und was nicht. Er bringt also, wo es Noth thut, dieselben Wahrheiten auf eine neue Weise vor, kleidet sie in lebhaftere Bilder, wählt deutlichere, fühlbarere Gleichnisse; oder er geht zurück auf die ersten Gründe, von denen die einzuprägenden Wahrheiten abhängen, oder er sucht die Vorurtheile zu beseitigen, die Leidenschaften zu heilen, die dem Eindringen derselben entgegenwirken. Das ist die wahre Kunst zu unterrichten, zu überzeugen; — alles andere ist nur eitle, fruchtlose Declamation. — Wie fern diesem Ziele ist aber der Redner, der nur aus dem Gedächtnisse spricht! Man stelle sich einen Menschen vor,

der nichts anderes vorbringen kann als seine auswendig gelernte Lection. In seinem Style ist alles nothwendig abgemessen, zurechtgelegt. Man kann von ihm wie vom Isokrates sagen: »Zum Lesen wohl, aber nicht zum Vortragen taugt seine Rede.« Wie sehr er sich auch bemühe, immer wird der Ton, die Biegung seiner Stimme etwas Einförmiges und Gezwungenes behalten. Es ist nicht ein Mensch, der spricht, es ist ein Kunstredner der declamirt. Seine Handlung ist steif und gezwungen; seine starren Blicke verrathen, daß sein Gedächtniß arbeitet; und er kann sich keiner außerordentlichen Bewegung hingeben, ohne Gefahr zu laufen, daß er den Faden seiner Rede verliere und stecken bleibe. Natürlich wird der Zuhörer, der die Kunst so bloßgelegt sieht, — weit entfernt, durch die Rede ergriffen und aus sich selbst versetzt zu werden, ein kalter Beobachter des rednerischen Kunststückes.«

Bei dieser Gelegenheit führt Fenelon eine Stelle des h. Augustinus an, welcher sagt: »daß die Prediger noch deutlicher und faßlicher reden sollen, als andere Lehrer, weil sie, da Sitte und Schicklichkeit nicht gestatten, daß man sie fragend unterbreche, stets besorgen müssen, ihren Unterricht der Fassungskraft ihrer Zuhörer nicht genug angepaßt zu haben; weshalb, fährt Augustinus fort, diejenigen sich einer großen Frucht berauben, die ihre Predigten wörtlich auswendig lernen, und also eine Wahrheit nicht wiederholen und verdeutlichen können, bis sie sehen, daß sie verstanden worden.« Hieraus sieht man, bemerkt Fenelon, daß der h. Augustin sich begnügte, den Stoff in seinem Geiste vorzubereiten, ohne sein Gedächtniß mit einer wörtlichen Ausführung seiner Predigt zu beladen.

Fenelon nennt die Erfordernisse um den Dienst des Wortes auf diese Weise, ohne Hülfe des Gedächtnisses

und vorhergegangener wörtlicher Ausarbeitung zu versehen: ein ernstes, gründliches Studium der Grundlehren des Christenthums und der h. Schriften, eine ausgedehnte Kenntniß des Menschen überhaupt und der Sitten des Volkes, Bekanntschaft mit den besseren Mustern des Alterthums, vielfältige Uebung in schriftlichen Aufsätzen, Reife und Lebendigkeit des Geistes; .... allein, sagt er, wenn auch ein Mann diese Eigenschaften in einem minder hohen Grade vereiniget, so wird er dennoch gute Reden halten, wenn er einen gesunden Verstand, einen angemessenen Vorrath von Kenntnissen, und einige Leichtigkeit zu reden besitzt. In dieser so wie in der andern Methode wird es verschiedene Grade von Rednern geben.*)

Aber auch noch eine nähere Vorbereitung zu jedem Vortrage fordert Fenelon. »Es ist nicht zu verkennen,

*) Fenelon redet hier offenbar nur von den natürlichen Erfordernissen und Bedingungen zu einer freien, lebendigen Ausübung des Predigtamtes. Niemand war mehr als er überzeugt, daß der beste Redner mit aller Gabe und Wissenschaft nichts ausrichten werde, wenn ihm die Weihe und Salbung der Gnade fehlt. »Die Verkündigung des Evangeliums, sagt er, muß ganz auf den Glauben gegründet seyn. Der Prediger soll beten, soll sein Herz reinigen, soll Alles nur vom Himmel erwarten, soll sich waffnen mit dem Schwerte des Gottes Wortes, soll sein Wort für nichts achten, das ist die wesentliche Vorbereitung. Aber wenn gleich die innere Frucht des Evangeliums lediglich der Gnade und der übernatürlichen Kraft des göttlichen Wortes zuzuschreiben ist, so gibt es doch auch gewisse Dinge, die der Mensch von seiner Seite zu thun hat.« Und davon ist hier die Rede.

ſagt er, daß die meiſten Prediger, die nicht auswendig lernen, ſich gewöhnlich nicht genug vorbereiten. Wer über einen Gegenſtand frei und nicht bloß aus dem Gedächtniſſe reden will, der muß denſelben durch reife Meditation nach allen Seiten durchdacht und ergründet haben; er muß voll ſein von ſeinem Stoffe, muß denſelben in ſeinem Geiſte geordnet, muß die Beweiſe gegliedert, er muß die kräftigſten Ausdrücke, die paſſendſten Bilder gewählt und vorbereitet haben, wodurch er ſeinen Gegenſtand anſchaulich machen will. Ein ſolcher Mann weiß ohne Zweifel was er ſagen ſoll; er wird jede Sache am rechten Orte vorbringen können. Für die Ausführung bleibt ihm nun nichts mehr übrig, als die gewöhnlichen Ausdrücke zu finden, die den Leib der Rede ausmachen: — und wird ein ſolcher Mühe haben ſie zu finden? — Er wird vielleicht etwas von der Zierlichkeit des Declamators verlieren, aber was gewinnt er nicht dafür an der Freiheit und Stärke des Vortrags. Gewiß, er wird mit Nachdruck, mit Ordnung, mit Ueberfluß reden. — Vielleicht werden ſeine Perioden dem Ohre nicht ſo ſehr ſchmeicheln; deſto beſſer, er dringt um ſo eher in's Herz. Seine Uebergänge werden nicht ſo fein ſein; was thut das? — auch kann er ſie ja vorbereitet haben, ohne ſie gerade auswendig zu wiſſen. Noch mehr, er wird dieſe kleinen Nachläſſigkeiten mit den berühmteſten Rednern des Alterthums gemein haben, welche dafür hielten, man müſſe hierdurch zuweilen die Natur nachahmen, und keine zu große Vorbereitung zeigen. Was kann ihm alſo fehlen? Er wird einige Wiederholungen vorbringen; aber auch dieſe ſind nicht unnütz; der Zuhörer von Geſchmack freut ſich, die Natur darin wiederzuerkennen, welche öfter zurückkommt auf das, was ſie an einem Gegenſtande beſonders anzieht; — auch werden durch ſolche Wiederholungen die Wahrheiten tiefer eingeprägt. Das iſt die wahre Weiſe

zu unterrichten. — Höchstens wird man in seiner Rede einige nicht ganz genaue Wortfügungen, einige unrichtige oder von den Sprachreinigern verworfene Ausdrücke, vielleicht auch einige matte oder weniger geordnete Stellen finden, die ihm in der Wärme des Vortrags entschlüpft sind. Allein man müßte einen sehr kleinlichen Geist haben, um diese Dinge für große Fehler zu halten, da selbst die besten Muster nicht frei daron sind, und die Geschicktesten unter den Alten sie verachteten. Nur wer das Große nicht zu würdigen vermag, hält sich bei solchen Kleinigkeiten auf.«

Auch den so allgemein üblichen Abtheilungen und Unterabtheilungen der Predigten war Fenelon entgegen. Er behauptet, »daß sie nur eine scheinbare Ordnung hervorbringen, daß sie die Rede trocken machen, und ihren Fluß hemmen, indem sie dieselbe zerstückeln, und die Handlung des Redners und den Eindruck des Vortrages unterbrechen; — daß sie gewöhnlich zwei oder drei verschiedene Reden bilden, die nur durch eine willkührliche Verknüpfung, und oft durch die gezwungensten Uebergänge zusammenhängen.«

Er bemerkt dann: »daß die Kirchenväter sich dieser Methode keineswegs unterwarfen, daß der h. Bernard, der letzte unter ihnen, zwar oft Abtheilungen andeute, daß er sie aber nicht befolge, und seine Predigten nicht zerstückele; daß noch lange nachher die Kanzelreden ohne Abtheilungen gehalten werden, daß diese eine ziemlich neue Erfindung sind, die aus der Scholastik hervorgegangen.«

Fenelon wünschte, daß die Prediger mehr darauf bedacht seyn möchten, das Volk in dem Geschichtlichen der Religion zu unterweisen.

»In der Religion, sagt er, ist Alles Ueberlieferung, Alles Geschichte, Alles Alterthum. Die mehrsten Predigten

unterrichten nicht genug und beweiſen nur oberflächlich, weil ſie nicht zu dieſen Quellen zurückgehen. Man redet alle Tage dem Volke von der Schrift, von der Kirche, von den zwei Geſetzen, von dem Prieſterthume Moſis, Arons, Melchiſedechs, von den Propheten, den Apoſteln u. ſ. w. und man kümmert ſich nicht darum, das Volk zu unterrichten, was denn dieſe Dinge bedeuten, wer dieſe Perſonen waren und was ſie gethan. Manche Prediger könnte man zwanzig Jahre lang hören, ohne eine hinreichende Kenntniß von der Religion zu erlangen.«

Es war ſein Wunſch, »daß die Prediger, außer den Evangelien und Geheimnißlehren, fortgehend und in Folge den Urſprung und die Einſetzung der Sacramente, die Tradition, die Kirchenzucht, den öffentlichen Gottesdienſt und die Ceremonien der Kirche erklären möchten. Dadurch würde man die Gläubigen gegen die Einwürfe der Andersgläubigen ſicheren und ſie in den Stand ſetzen, Rechenſchaft zu geben von ihrem Glauben. Ein ſolcher Unterricht würde die Menſchen im Glauben beſtärken, ihnen einen hohen Begriff von der Religion beibringen, und ſie befähigen an Allem, was ſie in der Kirche ſehen, zu ihrer Erbauung Theil zu nehmen; ſtatt, daß ſie nun bei dem oberflächlichen Unterrichte, den ſie empfangen, gar nichts verſtehen, von dem, was vor ihren Augen geſchieht, und ſelbſt von dem, was der Prediger ſagt, nur ſehr dunkle, verworrene Vorſtellungen haben können. In der Kindheit gibt man ihnen einen kleinen trocknen Katechismus, den ſie auswendig lernen ohne ſeinen Sinn zu verſtehen, und darnach beſchränkt ſich ihr ganzer Unterricht auf vage, abgeriſſene Predigten.«

Auch über den ziemlich neuen Gebrauch, eine ganze Predigt auf einen einzelnen, vereinſamten Text zu gründen, macht Fenelon ſehr eindringliche Bemerkungen. »Dieſer Gebrauch, ſagt er, rührt daher, daß ehmals die

christlichen Lehrer nie aus ihrem eigenen Fond zum Volke redeten; sie erklärten ihm nur die Worte der h. Schrift. Allmählig fing man an die fortgehende Auslegung des Schrifttextes zu unterlassen; man blieb bei einer einzelnen Stelle stehen, und nannte sie den Text der Predigt. — Will man nun auch keine genaue Erklärung aller Theile des Evangeliums geben, so sollte man doch wenigstens diejenigen Worte herausheben, die die wichtigsten und den Bedürfnissen des Volkes entsprechendsten Wahrheiten enthalten. Allein wie oft geschieht es, daß ein Prediger aus einem Texte so viele verschiedene Predigten zieht, als er Lust hat! Er dreht und wendet seinen Text, und thut ihm so lange Gewalt an, bis er ihn dem Stoffe, worüber er gerade predigen will und soll, angepaßt hat.«

»....Aber auch bessere Prediger, Leute von Geist und Talent, verfallen leicht in den Fehler, daß ihre Predigten mehr schöne Vernünfteleien über die Religion, als die Religion selbst sind. Sie legen sich zuviel auf moralische Schilderungen, und versäumen darüber die gründliche Erklärung der Wahrheiten des Evangeliums. Das kommt aber daher, daß es viel leichter ist, die Unordnungen und Verirrungen der Welt zu schildern, als die Grundwahrheiten des Christenthums lebendig darzustellen. Jenes erfordert nur einige Welterfahrung und einen Vorrath von Worten. Dieses aber setzt ein ernstes und tiefes Forschen in der h. Schrift voraus. Es gibt wenige Menschen, die eine hinlängliche Kenntniß von der Religion besitzen, um sie gut zu erklären. Mancher macht die schönsten Kanzelreden, der nicht im Stande ist einen gründlichen katechetischen Unterricht, und noch viel weniger eine gute Homelie zu halten.«

»Es müßte einer die heiligen Schriften lange studiert haben, er müßte durch anhaltende Meditation und durch Gebet in ihren großen, vollen Sinn eingedrungen seyn,

ehe er anfinge zu predigen. Ein solcher aber, der sie recht verstände, der dabei einige Rednergabe besäße, und der zugleich die Würde der Sendung und die eines reinen Wandels in sich vereinigte, ein solcher würde nicht viel Vorbereitung mehr nöthig haben, um treffliche fruchtbringende Predigten zu halten. Man redet leicht von dem, wovon man voll und gerührt ist. Und besonders ein so hoher Gegenstand, wie die Religion, erweckt ja große, erhabene Gedanken, und lebendige, innige Gefühle; und das ist es ja, woraus die wahre Beredsamkeit hervorgeht. Aber dann müßte man auch in dem Prediger einen Vater finden, der mit Zärtlichkeit zu seinen Kindern spricht, und nicht einen Declamator, der in schwülstiger Rede daher faselt. Darum wäre es auch zu wünschen, daß nur die Hirten, die Pfarrer selbst ihrer Heerde die geistliche Nahrung spendeten nach deren Bedürfniß; und daß nur solche Priester zu Pfarrern bestellt würden, die die Gabe des Wortes besitzen. Das Gegentheil führt zwei große Uebel herbei: erstens, daß die stummen Hirten, oder die ohne Geschick predigen, wenig geachtet sind, und dann, daß die Verrichtung eines willkührlichen Predigers oft eitle und ehrsüchtige Menschen herbeilockt, die nur sich selber predigen.« Endlich wünscht Fenelon, »daß der Prediger, wer er immer sey, seine Predigten so einrichte, daß sie ihm nicht zu beschwerlich würden, und er dafür um so öfter predigen könnte; daß demnach die Vorträge kurz, einfach und von der Art seyen, daß der Prediger, ohne sich und das Volk zu belästigen, wenigstens alle Sonntage nach dem Evangelium predigen könne. Er bringt das Beispiel jener alten Bischöfe in Erinnerung, die, obgleich mit Jahren und Arbeiten überladen, doch nicht so viele Umstände wie unsere heutigen Prediger machten, um unter der Messe, die sie selbst jeden Sonntag feierlich hielten, zu ihrer Heerde zu reden. Er bedauert es,

daß man von jener alten Kirchensitte abgewichen, wonach die Predigt unter dem Morgengottesdienste, und zwar unmittelbar nach dem Evangelium, gehalten ward, statt daß, fügt er naiv hinzu, bei den nachmittäglichen Predigten die Zuhörer nicht selten vom Schlafe überfallen werden. *)«

Ich schließe diesen Auszug, wie Fenelon seine Schrift, mit den Worten des h. Hieronimus an den Nepotian: »Wenn du lehren wirst in der Kirche, so suche nicht den Beifall sondern die Seufzer des Volkes zu erregen. Die Thränen deiner Zuhörer seyen deine Lobsprüche. Des Priesters Rede sey voll der heiligen Schriften. Nicht ein Declamator sey du, sondern ein wahrer Verkünder der Geheimnisse Gottes!!!

---

*) Fenelon selbst, berichtet hier Bausset, scheint zum Einschlafen bei nachmittäglichen Predigten geneigt gewesen zu seyn. Er erzählte dem Marschall von Maubourg, daß er einmal in der Schloßkapelle zu Versailles, in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofes, von dem damals sehr berühmten Kapuzinerprediger, Pater Seraphin, von öffentlicher Kanzel herab sey angerufen worden. Der Abbe Fenelon war eingeschlafen. P. Seraphin bemerkt es, hält inne, und ruft laut: »Wecket doch jenen schlafenden Abbe, der hier wahrscheinlich nur zugegen ist, um dem Könige die Cour zu machen.« — Ludwig XIV., der ganze Hof und Fenelon selbst mußte lachen über den etwas derben Verweis des Paters.

Beilage biographiſcher Notizen.

Da Ramſay ohne bedeutende Wahrſcheinlichkeit von manchen Schriftſtellern für parteiiſch gehalten wird, haben wir nützlich gefunden, für Leſer, welche in dieſer Litteratur nicht genauer bewandert ſind, zum Verſtändniß des ſo viel erwähnten Quietismus die Artikel Molinos, Malaval, Guyon aus Kellers Dictionnaire Biographique hier mit einigen Reflexionen zuſammenzureihen, und nebſt Boſſuets Biographie durch jene Fenelons, aus demſelben Buche ergänzt, hier anzufügen. Wodurch erſcheinen dürfte, in wie fern man Ramſay parteiiſch nennen kann, beſonders, wenn man das angefügte, rellwichtige Urtheil des Grafen de Maiſtre über Boſſuet und Fenelon wird beherziget haben.

Molinos.

Molinos, ein ſpaniſcher Prieſter, im Kirchſprengel von Saragoſſa 1627 geboren, war von reicher und an-

ſehnlicher Familie. Er hatte eine ſehr feurige Einbildungskraft, ließ ſich in Rom nieder und erwarb ſich den Namen eines ausgezeichneten Seelenführers. Er hatte das Aeußere einer großen Frömmigkeit, und ſchlug alle geiſtliche Pfründen aus, die ihm angeboten wurden. Das Feuer ſeines Genies verführte ihn zu neuen myſtiſchen Thorheiten. Er ſtellte ſeine Gedanken zuerſt in ſeinem Buche über geiſtliche Führung auf, wegen welcher er 1685 in das Gefängniß der Inquiſition gebracht wurde. Dieſes Werk wurde Anfangs ſehr bewundert.

»Die myſtiſche Gottesgelahrtheit, ſagte der Verfaſſer in ſeiner Vorrede, iſt keine Wiſſenſchaft der Einbildung, ſondern der Empfindung .... Man erlernt ſie nicht durch Studium, aber man empfängt ſie vom Himmel.«

Dieſes iſt in mancher Hinſicht die Wahrheit, der Verfaſſer aber trieb ſeine Folgerungen zu weit, und machte eine falſche Anwendung von denſelben. Nur wenn man in eine Art von Geiſtesabgrund eindringt, in welchen Molinos ſich und ſeine Leſer verſenkt, erkennt man die Gefährlichkeit ſeines Syſtems. Der Pater Segneri verſuchte, das Gift dieſer Lehre in ſeinem Werke: Die Uebereinſtimmung der Thätigkeit und Ruhe im Gebet zu entdecken, und dieſe Arbeit hätte ihm ſchier das Leben gekoſtet. Man behandelte ihn wie einen eiferſüchtigen, von niedrigem Neide verblendeten Menſchen, der einen Heiligen verleumde. Sein Buch wurde der Zenſur unterworfen, und erſt als die Heuchelei entlarvt war, ließ man ihm Gerechtigkeit widerfahren.

Man ſah, ſagt der Pater d'Avrigny, daß der ſogenannte vollkommene Menſch des Molinos, ein Menſch iſt, der gar nicht urtheilt; der weder über Gott noch ſich nachdenkt; der nichts verlangt, nicht einmal ſeine Seligkeit; der nichts fürchtet, nicht einmal die Hölle, welchem

die unreinſten Gedanken eben ſo vollkommen fremd und gleichgültig werden, wie die guten Werke.

Die höchſte Vollkommenheit, nach dieſem ſpaniſchen Träumer, beſteht in der Selbſtvernichtigung, um ſich mit Gott zu vereinigen; dermaßen, daß die Seele, indem alle ihre Fähigkeiten von jener Vereinigung verſchlungen ſind, ſich nicht mehr durch das, was in dem Leibe vorgehen könnte, beunruhigen laſſen darf. Es liegt wenig daran, daß der niedere Theil des Menſchen den beſchämendſten Unordnungen hingegeben ſey; wenn nur der höhere Theil des Menſchen durch das Gebet der Ruhe in der Gottheit concentriet bleibt.

Im Jahre 1687 wurden 68 Sätze ſeiner Lehre als ketzeriſch von der Kirche verdammt. Er mußte dieſe Irrlehre öffentlich auf einer Bühne in der Kirche St. Maria super Minervam vor den verſammelten Cardinälen abſchwören, und lebte im Gefängniß bis 1696, da er 70 Jahre alt ſtarb. Er hatte zwölf Jahre lang ſeine Irrlehre verbreitet und viele ſchwache Menſchen durch den Schein der Heiligkeit und ſeine Gabe der ſüßen Rede verführet, und während dieſer ganzen Zeit, im Laſter wandelnd, das Prieſterthum, das er übte, geſchändet. — Man fand 4000 Goldſtücke und über 12000 Briefe in ſeinem Beſitz, wodurch man ſeine Anhänger entdeckte.

Jeder katholiſche Leſer wird der Kirche, als einer wachſamen Mutter danken, welche den giftigen Baum im Garten vor lüſternen unmündigen Kindern verſchloß; denn Molinos war ein Mann von großem Ruf und Schein der Frömmigkeit und ſeine Lehre hatte viele Anhänger gefunden. Jene aber aus unſrer zuchtloſen Zeit, welche gar nichts glauben, als daß man glauben und lehren dürfe, was man wolle, eben weil alles Glauben und Lehren ohne Folgen ſey, wie ſie das an ſich ſelbſt fühlen, jene, welchen aus einer böſen Anlage alle Zucht zuwider iſt und die

ſich daher auch an der Unſchädlichmachung des Molinos ärgern werden, mögen bedenken, was die Irrlehre während der allgemeinen Glaubensfreiheit im 16ten Jahrhundert für ſcheußliche, ſchier unbegreifliche Greuelthaten in Münſter durch die Wiedertäufer hervorbrachte, wie ſie ſich in unſrer Zeit unter den Pietiſten zu Wildispuch in der Schweiz mit betendem Mord und Todſchlag zeigte — daß alſo der Glaube zur That wird und allerdings Folgen hat, für welche die Kirche in ihrem Kreiſe zu wachen berufen iſt. Wer wird die Polizei nicht loben, welche den, der vergiftetes Brod oder verfälſchten Wein verkaufend, viele Menſchen in Todesgefahr brachte, zwingt, ſeine Vorräthe zu vernichten, und ihn dann auf immer für die Bürger unſchädlich macht. — So geſchah Molinos, der vergiftetes Brod des Lebens verbreitete. —

Manche nahmen an, Molinos habe ſeine Irrlehre bis zu der Gefahr hingetrieben, den Greueln der Gnoſtiker den Eingang zu eröffnen, andre aber rechtfertigen ihn gegen den Vorwurf, daß er ſeine Spekulationen bis zu dieſer ſchrecklichen Folgerung getrieben habe. Die Geſinnungen, in welchen er geſtorben ſeyn ſoll, beſtätigen dieſe Rechtfertigung.

Oberflächliche Leſer haben manchmal mit dem Quietismus, oder der von Molinos aufgeſtellten Ruhe, jenen Seelenfrieden verwechſelt, den wir ſelbſt in dem Abſcheu und der Flucht vor der Sünde bewahren müſſen. Molinos Quietismus lehrt, daß es für die mit Gott vereinigten Seelen keine Sünde mehr gibt; und daß man ſich von jener Vereinigung an, nicht mehr um Sünden beunruhigen müſſe. Die wahre Theologie aber ſagt, man müſſe ſeine Sünden beweinen ohne Verwirrung, ohne ſein Gemüth zu zerreißen und zu zerſchmettern.

»Es iſt kaum zu begreifen, ſagt ein aſcetiſcher Schriftſteller, wie man auf die erbärmliche Doppelſinnigkeit des

Wortes Ruhe hin ſo entgegengeſetzte Dinge vermiſchen konnte; der Schmerz, die Zerknirſchung, die lebendigſte Reue, Gott beleidigt zu haben, haben ein Maas der Ruhe und des Friedens. Das »Herr, ich habe geſündigt« des David, das »er weinte bitterlich,« des h. Petrus war ohne Verwirrung und Störung. Der entgegengeſetzte Zuſtand kommt von einer hohen Meinung, die man von ſich ſelbſt und ſeinen Tugenden hat, und von einer Vollkommenheit, die man auf ſich ſelbſt und nicht auf Gott bezieht.«

Die Irrlehre des Molinos trat auch in andern Gegenden und namentlich in Frankreich in mancherlei verſchiedenen Anklängen hervor. Selten entſpringen ſolche auf Speculation gegründete Irrthümer ganz einſam, meiſtens liegt eine Dispoſition ſolcher Geiſtesrichtung in irgend einem Krankheitsbedürfniß der Zeit, und tritt in dem Geiſte eines Einzelnen hervor, der, ſtatt demüthig ſich von der Kirche heilen zu laſſen, ſtolz ſein eigner Heiler und dann der Andern werden will. Nicht aber in den geſunden Gliedern der Geſellſchaft ſpringen die dunkeln falſchen Regungen der Mitwelt zuerſt hervor, nein vielmehr in Jenen, welche den geſchwächten Gliedern unſers Leibes gleichen, die auch zuerſt Zeugniſſe der Krankheit geben und endlich den Krankheitsſtoff in einer konzentrirten Geſtalt als anſteckendes Gift, wie eine Frucht des böſen Baumes in uns hervorbringen, die ihren Samen weiter verbreitet. In der Anlage der Zeit finden ſolche Erſcheinungen den Grad ihres Erfolgs, nur die Kenntniß dieſer Empfänglichkeit der Zeit für Irrlehre kann uns einen Maasſtab für den Dank geben, welchen wir der Kirche für die Wachſamkeit ſchuldig ſind, mit welcher ſie ſolche Erſcheinungen heilt, bekämpft oder unterdrückt, indem ſie das verpeſtete Glied vom Kirchenleibe ablöſet, oder ſeinen Einfluß unterbindet.

So ſahen wir eine Geiſtesrichtung in Molinos als

vollendete Ketzerei thätig hervorgetreten und durch seine Einsperrung heilsam vom Kirchenleibe abgetrennt werden, welche blos als verwandte Kränklichkeit in andern Zeitgenossen Rüge, und mehr oder weniger geschickte Heilung erfuhr, denn auch die Aerzte tragen ihre Mängel mit sich herum.

Malaval.

Einer solchen Rüge unterlag auch die Geistesrichtung Malavals in dieser Zeit. Franz Malaval, geboren zu Marseille 1627, erblindete im neunten Monat seines Lebens. Dieses Unglück hinderte ihn nicht die lateinische Sprache zu erlernen, und seinen Geist durch die Vorlesungen, die man ihm hielt, auszubilden. Er fühlte sich vor allen von den mystischen Schriftstellern angezogen, vermochte aber nicht hinreichend jene, welche sein Vertrauen verdienten, von solchen zu unterscheiden, denen er hätte mißtrauen sollen. Der Verlust seines äußeren Augenlichts erleichterte ihm jene Geistessammlung, welche alle Schriftsteller oft mit so unverstandenen Folgerungen begehren, welche mit den Ansichten des Quietisten Molinos Berührung haben. Malaval machte diese Ansichten jedoch mit einiger Mäßigung in Frankreich bekannt in seiner Schrift, leichte Uebung, die Seele zur Betrachtung zu erheben: welches Buch zur Zeit der quietistischen Händel in Rom der Censur unterzogen wurde. Malaval war nur durch Uebereilung in Irrthum gefallen, er widerrief und erklärte sich öffentlich gegen die Irrlehren des Molinos. Diese Bereitwilligkeit, sich belehren zu lassen, zeigt uns, daß er, wie andere rechtgläubige aber einer scharfbestimmten theologischen Sprache nicht gewohnte Mystiker,

ſich weniger in den Grundanſichten als in den Ausdrücken geirrt hatte, deren Richtigkeit in Erklärungen ſchwierig iſt, die ſich auf die inneren und oft ganz außerordentlichen Wege beziehen, auf welchen Gott die Seelen führet, Wege, deren Geheimniß keiner allgemeinen ſcharfbeſtimmten Auseinanderſetzung fähig iſt.

Malavals große Frömmigkeit brachte ihn mit vielen ausgezeichneten Perſonen in Briefwechſel, unter andern mit dem gottesfürchtigen und gelehrten Cardinal Bona, der ihm die Dispens erwarb, wenn gleich blind, in den geiſtlichen Stand zu treten. Dieſer fromme Prieſter ſtarb im Jahre 1719 zu Marſeille, 92 Jahre alt. Man hat von ihm geiſtliche Dichtungen, (Poésies Spirituelles) die 1714 zu Amſterdam unter dem falſchen Ortsnamen Cöln in 8" wiedergedruckt ſind. Sie befriedigen mehr frommgeſinnte Leſer, als ſolche, welche Anſpruch auf Geſchmack machen. Weiter hinterließ er Leben der Heiligen, das Leben des heiligen Philipp Benizzi, Generals des Servitenordens, und mehrere handſchriftliche Werke.

Wir laſſen hier nun auch die Biographie der Frau von Guyon aus Fellers Dictionnaire historique folgen, um ſie den Notizen Ramſays über ſie gegenüberſtellen zu können. Welche Schilderung in ſich harmoniſchere Züge der Wahrheit hat, mag jeder Leſer nach ſeiner Neigung erwägen. Wir dürfen nur das Endurtheil beider Biographien über ihre Frömmigkeit, Unbeſcholtenheit und ihre letzte Erklärung als gleichlautend erkennen, ſo werden wir in der abweichenden Behandlung auf der Seite Fellers nichts als das allgemeine öffentliche Urtheil ſelbſt der beſtgeſinnten Leute ohne weiteren böſen Willen über dergleis

chen Erſcheinungen finden, wie wir in Ramſays Schilderung dem gleichzeitigen Freund Fenelons begegnen, deſſen Herz von allen dieſen Ereigniſſen und Leiden ſelbſt bewegt worden war. Uebrigens iſt es intereſſant, nach dem Antheil, welches Ramſays warme liebevolle Darſtellung in uns erweckt hat, in dieſer Schilderung zu fühlen, wie ſolche ſeltnere Menſchen andern Leuten erſcheinen, welche ſie draußen in der Ferne vorübergehend, durch den Schleier der Luftperſpective mit weniger ſchönen Farben auffaſſen. Mißfällt uns die Oberflächlichkeit dieſer Schilderung, ſo können wir daraus lernen, uns ſelbſt in ähnlichen Fällen — des Urtheils zu enthalten, denn nichts iſt ſchwerer, als aus der Ferne nach dem beſchränkten Maasſtabe unſrer eignen Erfahrungen, Erſcheinungen zu beurtheilen, deren innerſte Grundlage uns bis jetzt ganz unbekannt geblieben iſt. Was Gott über Frau von Guyon verhängt hat, war gut, was Fenelon für ſie that, hat er auch verhängt, und wir bewundern die Weisheit des Allmächtigen, der ſie durch das Feuer der Trübſale läuternd, zugleich mit dem Balſam des Troſtes und Antheils eines Freundes wie Fenelon in ihren Prüfungen ſtärkte, bis ſie vollendet war, und vor ihn ſelbſt zu Gericht ging, wo ſie gewiß für Alles wird gedankt haben, was die Kirche über ſie ergehen ließ.

Johanna Maria Bouvieres de la Mothe-Guyon.

Sie war zu Montargis 1618 geboren und heirathete im 18ten Jahre den Sohn des Unternehmers des Kanals von Briare, Namens Guyon. In ihrem 25. Jahre

Wittwe geworden, und mit den Vorzügen der Schönheit, der Wohlhabenheit, der Geburt und eines der Welt entsprechenden Geistes ausgestattet, nahm sie die Richtung einer sonderbaren geistigen Andachtsweise, (Spiritualität) in welcher man Spuren des Quietismus zu entdecken glaubte. Eine Reise nach Paris brachte sie in Bekanntschaft mit Aranthon, Bischof von Genf, der von ihrer Frömmigkeit gerührt, sie in seine Diöcese berief. Sie begab sich im Jahr 1681 dahin und in der Folge in die Landschaft Ger. Es befand sich damals in dieser Gegend ein gewisser Lacombe, ein Barnabite aus Savoien, als Seelenführer berühmt, welcher der Madame Guyon seine Ansichten mittheilte, und beide begannen nun die gänzliche Selbstentsagung, das Schweigen der Seele, die Vernichtigung aller Gemüthskräfte, eine völlige Gleichgültigkeit für das Leben und den Tod, für den Himmel und die Hölle zu predigen. Dieses Leben war, in Folge der neuen Lehre, nur eine Anticipation des zukünftigen, und eine Extase ohne Aufwachen. Der Bischof von Genf von dem Erfolge unterrichtet, welchen diese beiden Apostel eines verdächtigen Mysticismus fanden, vertrieb sie beide. Sie begaben sich von Ger nach Thonon, dann nach Turin, von Turin nach Grenoble, von Grenoble nach Vercell, und endlich nach Paris; und überall erwarben sie sich Anhänger. Das Fasten, die Reisen, die Trübsale vollendeten, ihnen den Verstand zu verwirren. Madam Guyon wurde im Jahre 1688 auf Befehl des Königs ins Kloster der Heimsuchung in der Straße Saint-Antoine zu Paris eingesperrt. Durch Vermittlung der Frau von Maintenon in Freiheit gesetzt, erschien sie zu Versailles und Saynt-Cyr. Die Herzoginnen von Chareſt, von Chevreuſe, von Beauvilliers, von Mortemar durch die Salbung ihrer Beredsamkeit, und die Wärme ihrer sanften und zarten Frömmigkeit gerührt, betrachteten

sie wie eine Heilige, geschaffen den Himmel auf die Erde herabzuziehen. Der Abbé von Fenelon, damals Lehrer der Kinder von Frankreich, fand ein Vergnügen darin, mit ihr einen Verkehr der Freundschaft, Andacht und geistigen Betrachtungsweise zu haben, welcher durch die Tugend gegründet und geleitet, später für beide so schicksalsvoll geworden. Frau von Guyon, stolz und sicher auf ihren berühmten Schüler, bediente sich seiner, ihren mystischen Ansichten Achtung zu erwerben, und verbreitete sie besonders in dem Kloster von Saint-Cyr. Der Bischof von Chartres, Godet Desmarets, erhob sich gegen die neue Lehre. Es bildete sich ein Ungewitter; und Frau von Guyon hoffte es zu zerstreuen, indem sie alle ihre Schriften Bossuet anvertraute. Dieser Prälat, der Bischof von Chalons, nachher Cardinal von Noailles, der Abbe Tronçon, Superior von Saint-Sülpice und Fenelon zu Issy versammelt, stellten 34 Sätze auf, durch welche man die verderblichen Maximen der falschen Spiritualität verbannen, und die gesunden Maximen der wahren Spiritualität sicher stellen wollte. Frau von Guyon, die sich nach Meaux zurückgezogen, unterschrieb diese Sätze, und versprach, nicht mehr zu dogmatisiren. Man beschuldigte sie, nicht Wort gehalten zu haben, sie erklärte diese Beschuldigung aber als unwahr. Der Hof der Klagen müde, die über sie vorgebracht wurden, ließ sie zuerst in Vincennes, dann in Vaugirard und endlich in die Bastille einsperren. Der Handel der Frau von Guyon veranlaßte den Streit zwischen Bossuet und Fenelon über den Quietismus. Als diese Uneinigkeit durch die Verdammung der Schrift über die Maximen der Heiligen und durch die Unterwerfung des erleuchteten Verfassers ihr Ende erreicht hatte, wurde Frau von Guyon 1702 aus der Bastille entlassen, und starb 1717 zu Blois in den Entzückungen der innigsten Frömmigkeit.

Der Abbé de la Bletterie hat drei geſchätzte und ſeltene Briefe geſchrieben, (Lettres au sujet de la relation du Quiétisme de M. Phelippeaux 1733.) In welchen er ſie gegen die Verleumdungen rechtfertigt, welche ihre Feinde erfunden hatten, um ihre Tugend anzuſchwärzen. Trotz den aufgefangenen ſehr zärtlichen und ſehr lebhaften Briefen des Barnabiten Lacombe an ſeine Schülerin und der Schülerin an ihren Meiſter, haben immer alle verſtändigen Leute Lacombe und Frau von Guyon für zwei Perſonen von dem unbeſcholtenſten Wandel gehalten. Sie waren, nach aller Wahrſcheinlichkeit, Perſonen, die es ſehr gut meinten, die aber, indem ſie die außerordentlichen Wege zu ergründen ſuchten, auf welchen Gott einige Seelen zu ſich zieht, wenigſtens in der Sprache und Art, Dinge bekannt zu machen, irrgingen, welche man einzig dem Geheimniß Gottes überlaſſen muß.

Die hauptſächlichſten Werke dieſer berühmten Frau ſind:

Les Torrens spirituels. (unter dem Titel Ströme, früher von dem proteſtantiſchen Myſtiker Gottfried Arnold, in der letzten Zeit von Koſegarten 1817 (Stralſund bei Löffler) mit einer ſolche myſtiſche Zuſtände mit Vorliebe, jedoch mit Billigkeit und Einſicht erläuternden Vorrede, herausgegeben. Woraus, wem es wohlanſtändig, ſich ſein Urtheil über dergleichen zu berichtigen vermag. Auch ſind Sinnſprüche des Lacombe und dergleichen beigefügt, wodurch auch dieſer Mann von einer guten Seite beleuchtet wird.

Le Moyen court et très-facile de faire oraison, und eine Défense du Moyen court u. ſ. w. Beides von Gottfried Arnold überſetzt.

Le Cantique des Cantiques expliqué.

Vie de Madame de Guyon écrite par elle-même 3 Vol. 12° Cologne 1720. Von allen ihren Werken iſt

dieſes das Seltenſte. (Es erſchien eine deutſche Ueberſetzung deſſelben, 3 Bände. 1727. Leipzig bei Gleditſch, und eine neue 1826 in Berlin von Montenglaut, woraus es jedem möglich wird, die Verfaſſerin, ihre Schickſale, ihre Seelenzuſtände und ihre Art, dieſelben anzuſehen und auszuſprechen, kennen zu lernen, inſofern dieſes Werk nicht auch theilweis der Klage der Verfaſſerin zu unterwerfen ſeyn dürfte, man habe Vieles gegen ihren Sinn und Willen in ihren Schriften eingeſchoben. In der ältern Ueberſetzung ſpricht ſie von den unſinnigen Verleumdungen, welche man über ſie verbreitete:

»Man ſpargirte, ich ſey eine Hexe, ich zög die Seelen durch Zauberei an mich; alles, was an und in mir »ſey, ſey vom Teufel; ich hätte gut Almoſen geben, weil »ich eine Falſchmünzerin ſey. Alſo beſchuldigte man mich »tauſenderlei anderer Greuel und Laſter.«)

Discours chrétiens 2 Vol. (Geiſtliche Discourſe. 2 Theile. Leipzig bei Gleditſch. 1730 — 31.)

L'Ancien et le Nouveau-Testament avec des explications et des réflexions 20 Vol. 8°.

Des lettres spirituelles 4 Vol. 8°. (Auch von dieſen hat man eine deutſche Ueberſetzung von Gottfried Arnold) Chriſtlich-geiſtliche Briefe von allerlei Materien des innern Lebens. 4 Theile. Leipzig bei Gleditſch 1728 — 33.

Cantiques spirituels et vers mystiques.

Wir finden in deutſcher Ueberſetzung noch von ihr angezeigt:

Regeln der Kindheit Jeſu Genoſſen, wahrſcheinlich für eine Bruderſchaft zur Verehrung der Kindheit Jeſu geſchrieben, in der teutſchthümlichen Mode des 17ten Jahrhunderts ſo überſetzt, oder ſind es Anweiſungen zu einer myſtiſchen Betrachtung der Kindheit Jeſu? —

Ein Traktat von der Reinigung der Seelen nach dem Tode.

Anweiſung zu Gott und zu der Vereinigung mit ihm zu gelangen.

Anweiſung zu ſtetem Wandeln in der Gegenwart Gottes. 4 Theile. Stutgardt bei Metzler 1765.

Geheime Gottesgelahrtheit. 12. Leipzig bei Gleditſch 1706.

Recht kluge Kinderzucht. Ebend. 1726.

Geiſtlicher Wegweiſer zum innern Leben. Ebend. 1740.

Das alte Teſtament mit Erklärungen der 5 Bücher Moſes. 4 Theile. Berleburg 1745 — 46.

Der Frau Guyon geiſterhebende Beſchäftigungen des Herzens mit Gott, überſetzt von G. Teerſtegen, mit K. Bern bei Haller 1801.

Lettres chrétiennes 5. Vol. Bern. Société typographique.

Le moyen court de faire oraison. ibidem.

Oeuvres complètes. 40 Vol. ibidem.

Man findet in allen dieſen Werken Einbildungskraft, Feuer, Zierlichkeit des Styls, mehr aber noch Uebertriebenheit, beſonders wenn man die Dinge buchſtäblich nimmt. Aber es ſcheint, daß in Bezug auf die Myſtiker, dieſe buchſtäbliche Kritik nicht Statt finden kann, ohne daß Tauler, Ruysbroch, Bloſius und andere als ſehr weiſe und orthodox anerkannte Schriftſteller große Schwierigkeiten in den Weg legen dürften.

Dennoch iſt es unmöglich, Frau von Guyon ganz zu rechtfertigen, wenn Alles, was ihre Schriften enthalten, wirklich von ihr herrührt; daran aber möchten wahrſcheinlich Alle zweifeln, welche das Teſtament leſen, das ſie, auf dem Punkte zu ſterben, verfertigte, wo ſie nach der vollkommenſten und rührendſten Ablegung ihres katholiſchen Glaubensbekenntniſſes erklärt, daß man ihre Schrif-

ten und Aussagen verfälscht habe. (Siehe diese Erklärung Pag. 84. dieser Biographie.) —

Die Geistesrichtung der Guyon und die Vertheidigung derselben durch Fenelon, wurden um so heftiger aufgefaßt und bekämpft, weil die Zeit nach dieser Seite hin gekränkelt hatte. Schmerzt uns auch die Härte im Verfahren der Gegner, so dürfen wir doch mehr über die Schatten trauern, welche dieses Verfahren auf den Glanz Bossuets wirft, als auf die Verletzung, welche Fenelon und seine Clientinn dadurch erlitten. Denn Fenelons Bild hat durch dieses Verfahren die höchsten Lichter in seiner Geschichte erhalten. Wer von ihm spricht, spricht immer zuerst von seinem unbedingten Gehorsam unter das schonende und gerechte Urtheil des Oberhaupts der Kirche Jesu Christi auf Erden, diese Unterwerfung wird für immer das Sinnbild seines geistlichen Hirtenwandels bleiben. Er war seiner innern Ueberzeugung nach so sehr der Vertheidiger der Oberherrschaft des römischen Stuhles, daß er wohl verdiente, die Prüfung dieses Gehorsams in einer ihm sehr nahen Sache vor der ganzen katholischen Kirche und den von ihr getrennten Christen zu bestehen, und er hat sie bestanden, wofür wir Gott danken. Für die getrennten Christen aber war seine aufrichtige Unterwerfung eine um so belehrendere Erfahrung, als alle ausgezeichneteren Geister unter ihnen von Fenelons Zeit bis auf unsere Tage gezwungen waren, diesen Stern des katholischen Priesterthums, und somit auch seinen unbedingten Gehorsam gegen das Kirchenoberhaupt zu bewundern. Bossuets unsrer Liebe zu heftiger Eifer aber hat diesen Glanz auf seinen Gegner gehäuft, welcher auch für Bossuets innerste Empfindungsweise nicht ohne Belehrung mag geblieben seyn, denn Bossuet war einer der Coryphäen der gallikanischen Kirchenfreiheit. Sein Eifer gegen Fenelon trieb ihn, sich dem Kirchenoberhaupt

anzudrängen, und den Gehorsam unter dasselbe in Fenelon zu verklären, in einer Zeit, wo er mit dem größten Theil des französischen Clerus das Aufrechthalten mancher Begrenzung der römischen Kirchenoberherrschaft in Frankreich bewachte. So hat es denn Gott gefügt, daß Bossuet, der mit so glänzendem Erfolg in seinen meisterhaften Schriften die katholische Lehre gegen die ausgeschiedenen Christengesellschaften vertheidigte, in Fenelons Unterwerfung diesen die Bewunderung einer solchen Unterwerfung an seinem eignen Gegner abdringen mußte.

Wer wird nicht die Leiden der frommen Frau von Guyon bemitleiden, wer wird nicht mit Fenelon wünschen, daß sie ihre ganze Geisteslaufbahn, in klösterlicher Zurückgezogenheit geschützt, hätte vollenden können! Solche exotische Pflanzen an der Landstraße, oder auf offnem Felde, leiden immer durch Staub und Wetter und selbst die Berührung und Pflege Vieler macht sie kränkelnd, ausartend und kann sie sogar schädlich machen. Wer vermag zu beurtheilen, was aus dieser mannichfach begnadigten Seel- und ihrer Lehre geworden wäre, und welche Richtung ihre Freunde mit ihr genommen hätten, bei der damaligen Anlage der Zeit, so sie im öffentlichen Leben an einem geistreichen Hof von empfänglichen Weltleuten und Priestern des ersten Ranges wäre gehegt und gepflegt und bewundert geblieben. Wir hätten dann vielleicht Vieles in ihrer Geschichte zu bedauern, während jetzt auch die verschlossensten Gegner solcher geistigen Zustände am Ende von ihr eingestehen müssen, daß sie sittenrein, sehr fromm, demüthig und gehorsam war, große Kränkungen geduldig ertragen hat und als eine getreue Tochter der katholischen Kirche gestorben ist. — Gott verlieh ihr viele Leiden und gab ihr die Gnade, sie bis zum Ziele ausharrend zu ertragen. — Welcher wirkliche Christ wird sie nicht darum beneiden, denn das Kreuz erkennen

wir alle als den Weg, viele aber erkennen das innere Wesen solcher Seelen für Zustände und Führungen, die ohne das Kreuz auf Irrwege leiten.

Bossuet, Bischof von Meaux.

Jakob Benignus Bossuet wurde 1627 zu Dijon aus einer alten adelichen Familie vom Stande der Rechtsgelehrten geboren. Er zeigte schon in seiner Kindheit alle die Eigenschaften, welche ihm später die öffentliche Bewunderung erwarben. Er war Anfangs zum Justizfache und der Ehe bestimmt. Leute, welche damit großthun, die Geheimnisse aller Familien wissen zu wollen, versichern, es habe eine Verlobung zwischen ihm und Mademoiselle des Vieux, einem Frauenzimmer von Geist und Verdiensten, die immer seine Freundin war, bestanden; aber niemals fand dieser Vertrag statt.

Bossuet kam nach seinen ersten Studien, 1642, nach Paris, und erhielt 1652 den Doktorhut der Sorbonne. Nach Metz zurückgekehrt, wo er Canonicus war, arbeitete er an der Bildung seines Geistes und Herzens. Er beschäftigte sich mit dem Unterricht der Protestanten, und führte mehrere zur katholischen Religion zurück. Seine Erfolge machten Aufsehen. Man berief ihn nach Paris, die besuchtesten geistlichen Rednerstühle zu betreten. Die Königinn Mutter, Anna von Oestreich, seine Bewunderin, ließ ihm in seinem 34ten Jahre, im Jahr 1661, die Adventsreden bei Hof, und 1662 die Fastenreden auftragen. Der König war von dem jungen Redner so bezaubert, daß er in seinem Namen an Bossuets Vater, Intendant von Soissons, schreiben ließ, er wünsche ihm zu einem Sohne Glück, der ihn unsterblich machen

würde. Seine Fastenreden von 1666 und seine Adventsreden von 1668 gehalten, um die Neubekehrten und besonders den Marschall von Türenne im Glauben zu befestigen, erwarben ihm das Bisthum von Condom. Bald hierauf vertraute der König ihm die Erziehung Monseigneur des Dauphins an; und er legte den üblichen Eid den 23. September 1670 ab. Ein Jahr hernach trat er das Bisthum von Condom ab, weil er glaubte, eine Braut, von der er getrennt lebte, nicht besitzen zu dürfen.

Um diese Zeit war es, daß er die Trauerrede auf den Tod von Madame Henriette von Oestreich hielt, welche plötzlich in der Mitte eines glänzenden Hofes, dessen Bewunderung sie war, dahin starb. In dieser Gattung der Redekunst war es, wo der berühmte Redner, auf die Autorität seines Amtes gestützt, sich der traurigen Trophäen des Todes zu nützlicher Belehrung der Ueberlebenden so glänzend zu bedienen wußte. Seine Beredsamkeit erstaunt den Verstand, reißt zur Bewunderung hin, und bringt dem Gefühle Thränen ab: man sieht, man hört ihn die ganze Kraft, die ganze Höhe seiner Seele und seines Genies entfalten; sein Wort zwingt und beherrscht alle Geister seiner Zuhörer; indem es mit bestürzendem Klang die Eitelkeit menschlicher Größe erschüttert. Welches Gemälde des Todes in der Lobrede auf die Prinzessin, von welcher wir sprachen! Nachdem er die Schriftstelle angeführt, Alle sterben wir und zerfließen gleichwie die Wasser in die Erde. (Könige 14.) fährt er fort:

»Wahrhaftig, Alle gleichen wir den fließenden Wassern. Welcher erhabenen Auszeichnung die Menschen sich schmeicheln mögen, alle haben sie denselben Ursprung, und dieser Ursprung ist klein. Ihre Jahre wandeln in gedrängter Folge dahin, wie die Wellen; ohne Unterbrechung fließen sie ab; und endlich, haben die Einen auch etwas

mehr Geräusch gemacht als die Andern, stürzen alle sich mischend zu einem Abgrund nieder, in welchem weder Fürsten noch Könige, noch alle die stolzen Eigenschaften, welche die Menschen unterscheiden, mehr erkannt werden; eben also, wie die ruhmvollsten Ströme in dem Ozean mit den unbekanntesten Bächen sich mischend, ohne Ruhm, ohne Namen nicht mehr erkannt werden.«

Wie aber spricht uns Bossuet in der Trauerrede auf den großen Conde an, der letzten, die er hielt, wenn er ohne Kleingeist, ohne Egoism von seinem Alter und seinen Pflichten spricht!

»Der wahre Sieg, jener, der die Welt zu unsern Füßen legt, ist unser Glaube. (Hæc est victoria, quæ vincit mundum, fides nostra) Genieße, Fürst, diesen Sieg, genieße ihn ewiglich durch die unsterbliche Kraft dieses Opfers! Nimm gütig diese letzten Anstrengungen einer Stimme auf, welche dir unbekannt war. Du wirst allen diesen Reden ihr Ende geben. Statt den Tod der Andern zu betrauern, großer Fürst, will ich von nun an von dir lernen, den meinigen zu heiligen. Glücklich, wenn von diesen weißen Haaren an die Rechenschaft gemahnt, die ich von meiner Verwaltung ablegen muß, ich der Heerde, die ich mit dem Worte des Lebens nähren muß, die Reste einer Stimme bewahre, welche sinket, und einer Glut, welche erlischt.«

Diese männliche Kraft seiner Trauerreden übertrug er auch in seine Abhandlung über die Universalgeschichte, (Discours sur l'Histoire universelle) welche für seinen Zögling verfertigt war. Man wird nicht müde, die Lebendigkeit zu bewundern, mit welcher er das Aufsteigen und das Sinken der Reiche, die Ursachen ihrer Fortschritte und ihres Verfalls, die geheimen Absichten der Vorsehung mit den Menschen, und die verborgenen Triebfedern beschreibt, welche sie in dem Lauf der menschlichen Dinge

in Bewegung ſetzt. Es iſt dieſes eines der größten, glänzendſten und mannichfaltigſten Gemälde, welches die Beredſamkeit je der Religion und Philoſophie aufgeſtellt hat. Dieſes Werk iſt in drei Theilen verfaßt; der erſte, der chronologiſch iſt, folgt dem Syſtem des Uſſerius; der zweite enthält Reflexionen über den Staat und die Wahrheit der Religion; der dritte, welcher hiſtoriſch iſt, ſtellt ſehr gründliche Bemerkungen über die Wandelbarkeit der alten und modernen Monarchien auf.

Eine gleiche Tiefe der Anſichten findet ſich in ſeinem Buche über die Staatsklugheit, aus der heiligen Schrift gezogen, (la Politique tirée de l'Ecriture sainte). Es war die Abſicht des Verfaſſers, in dieſem Werke die Grundſätze einer Politik zu umfaſſen, welche alle die Majeſtät und Großartigkeit haben ſollte, welche die Moral der Weltherrſcher haben muß, ohne irgend Etwas von ihrer gewöhnlichen Verderbtheit darzubieten. Er ſuchte, ohne das Evangelium zu verlaſſen, Alles, was einen großen Fürſten bilden kann, und man kann nach den Grundſätzen dieſes Prälaten, zugleich ein vortrefflicher Politiker und wahrer Chriſt ſeyn.

Die Sorgfalt Boſſuets in der Erziehung des Dauphins wurde ihm 1680 mit der Stelle des erſten Almoſeniers Madame de Dauphine und 1681 mit dem Biſthum von Meaux belohnt. Man mehrte ſeine Würden 1697 mit dem Amte eines Staatsraths, und im folgenden Jahre mit dem des erſten Almoſeniers Madame der Herzogin von Burgund.

Ein Handel, der Aufſehen machte und an welchem er großen Antheil hatte, richtete damals die Augen des Publikums auf ihn. Fenelon, Erzbiſchof von Cambray, Erzieher des Enkels Ludwig des XIV., geboren mit einem innigen Gemüthe und einer ſtarken Begierde, Gott allein um Gottes willen zu lieben, war mit Frau von

Guyon in Verbindung gekommen, in welcher er nur eine von gleichem Eifer entbrannte Seele erkannte. Die Aeußerungen der geistigen Andachtsweise dieser Frau erregten die Aufmerksamkeit der Theologen und vor allem Bossuets. Dieser verlangte, der Erzbischof von Cambray, ehemals sein Schüler, nun der Nebenbuhler seines Ruhms, solle mit ihm die Ansichten der Frau von Guyon verdammen und seine Pastoral-Instructionen unterzeichnen. Fenelon wollte weder seine Gesinnungen noch seine Freundin opfern. Er zählte sie unter jene Mystiker, welche das Geheimniß des Glaubens in einem reinen Gewissen tragend, mehr in den Ausdrücken als in der Sache selbst gefehlt haben, und eben so erleuchtet in den Wegen des innern Lebens als unfähig sind, andere mit der Genauigkeit und Schärfe, welche die Theologie erfordert, darin zu unterrichten. Er glaubte alle Vorwürfe, die man ihm gemacht, durch die Erscheinung seines Buches, Erklärung der Maximen der Heiligen, (Explications des maximes des Saints 1697. 12.) auszugleichen. Die Schreibart dieses Buches war rein, lebhaft, edel und gemüthvoll; die Grundsätze waren mit Kunst aufgestellt und den Widersprüchen mit Gewandheit begegnet. Man erkannte in diesem Buche, sagt ein Geschichtschreiber, einen Schriftsteller, der eben so sehr scheut, der Nachfolge des Molinos beschuldigt zu werden, als er besorgt ist, die Gesinnung der heiligen Theresia nicht aufzugeben; indem er bald der Liebe zuviel, bald der Hoffnung nicht genug überläßt.

Bossuet, der in dieser Schrift einige Beziehungen zu den Irrthümern des Quietismus zu entdecken glaubte, welche die Kirche in der Lehre des Molinos bereits verdammt hatte, erhob sich mit Heftigkeit gegen dieses Werk. Seine Feinde schreiben seine vielen Streitschriften gegen dasselbe der Eifersucht zu, die er auf Fenelon gehabt

habe, seine Freunde aber seinem Eifer gegen Neuerungen. Uebrigens erschienen die Namen Montanus und Priscilla, womit er Fenelon und seine Freundin belegte, der Mäßigung eines Bischofs unwürdig. »Bossuet, sagt ein geistreicher Mann dieses Jahrhunderts, hatte auf eine empörende Weise Recht, und Fenelon bewieß Milde, selbst, wo er nicht Recht hatte.« Einsichtsvolle Theologen waren der Meinung, in dieser Streitigkeit, wie in vielen andern, seyen Voraussetzungen angenommen, welche in der Wirklichkeit nicht existiren; man sehe da in der Liebe zu Gott bald Abstractionen und präcisive und negative Rücksichten voraus, die so unnütz als ermüdend seyen, bald Motive des Eigennutzes, explicite und formelle Hoffnungen, welche der wahren Liebe eben so unbekannt seyen, die ihren Gegenstand innigst erhascht und umfaßt, ohne so vieles Raisonniren und Berechnen.

Ein in dieser Controverse sehr bewanderter Schriftsteller führt übrigens eine Anekdote an, welche uns einen hellen Blick in Fenelons Charakter thun läßt.

»Man gab Fenelon den Rath, eine Diversion in dem Streite zu machen und die Gesinnungen und Schriften Bossuets als die Liebe zu Gunsten der Hoffnung untergrabend in Rom anzuklagen. Aber der gottselige Erzbischof wollte sich der Recrimination gegen einen Bruder nicht bedienen, und als man ihn warnte, sich vor den Kunstgriffen der Menschen zu hüten, welche ihn die Erfahrung kennen gelehrt habe, gab er die schöne Antwort: moriamur in simplicitate nostra, wir wollen in unsrer Einfalt sterben.«

Welche Beweggründe übrigens der Eifer Bossuets gehabt haben mag, er ging als Sieger aus diesem Streit; war ihm aber dieser Sieg über den Erzbischof von Cambray ruhmbringend, so war doch der Sieg Fenelons über sich selbst es bei weitem mehr. Durch die vollkommne

Unterwerfung, mit welcher er die Verdammung seines Buches aufnahm, welche 1699 Innocenz XII. dagegen erließ; sey es, weil Fenelon die Prinzipien der wahren Mystiker nicht hinreichend von jenen des Molinos unterschieden hatte, sey es, daß er in so abstracten Materien, welche, im Innersten der Seelen und den geheimen Wegen Gottes verhüllt, schwer ohne Dunkelheit und Zweideutigkeit zu behandeln sind, nicht jene theologische Genauigkeit, jene Precision der Gedanken und der Sprache angewandt habe, welche die Erhaltung des Glaubens und der christlichen Moral verlangen. Der Pabst hatte weniger Aergerniß an dem Buche der Maximen genommen, als an dem leidenschaftlichen Eifer seiner Gegner. Er schrieb einigen Prälaten, peccavit excessu amoris divini, sed vos peccastis defectu amoris proximi. Fenelon bezeigte seine Unterwerfung in solchem Grade, daß er, um seiner Diöcese ein Denkmal seiner Reue zurückzulassen, zur Ausstellung des heiligen Sakraments eine Sonne von zwei Engeln getragen verfertigen ließ, deren einer mehrere ketzerische Bücher mit Füßen trat, worunter eines mit dem Titel seines Buches bezeichnet war, obschon die Qualifikation der Ketzerei keinem seiner verurtheilten Sätze beigelegt worden war.

Man kann auf die Lebhaftigkeit Bossuets in diesem Streite aus folgendem Zuge schließen: »Was würden Sie gethan haben, wenn ich den Bischof von Cambray protegirt hätte« fragte ihn eines Tags Ludwig XIV. — Sire! antwortete Bossuet, ich würde noch zwanzigmal so laut geschrieen haben; wenn man die Wahrheit vertheidigt, ist man früh oder spät des Sieges gewiß..... Als der König ihn einstens um seine Gesinnung über die Schauspiele befragte, antwortete er: »Es giebt große Beispiele dafür, und unbesiegbare Gründe dagegen. (Mit

dem Ausdrucke »große Beispiele« wußte er der Neigung des Königs für diese Vergnügungen zu schonen.) .....

Bossuet eiferte eben so sehr für die genaue Erhaltung der Moral, als für die Bewahrung der Glaubensreinheit. Der Doktor Arnauld hatte eine Apologie der Satyre Boileaus, seines Freundes, gegen die Weiber verfaßt. Der Bischof von Meaux entschied, ohne sich zu besinnen, daß der Doktor seine Strenge nicht weit genug getrieben habe. Er verdammte die Satyre überhaupt als unverträglich mit der christlichen Religion und besonders jene gegen das weibliche Geschlecht. Er erklärte bestimmt, daß sie sich durchaus gegen die guten Sitten versündige und durch die Gemälde, welche sie von der Verderbtheit der Ehe aufstellt, von diesem Stand abwendig mache. Seine Sitten waren nicht minder strenge, als seine Sittenlehre. Alle seine Zeit gehörte seinen Studien und seinen Amtsverrichtungen auf der Kanzel, in der Catechese, dem Beichtstuhl und am Altare. Er erlaubte sich nur sehr kurze Erholungen. Selten ging er spazieren, selbst in seinem Garten selten. Sein Gärtner sagte einst zu ihm: »wenn ich heilige Auguſtine und Chriſoſtome pflanzte, die würden Sie anzuschauen kommen, aber um Ihre Bäume bekümmern Sie sich nicht.« — Man warf ihm vor, er besitze in seinen Controversen die Kunst nicht hinreichend, den Gegnern seine Ueberlegenheit zu verbergen. Er war stürmisch in seinen Streitigkeiten, aber es verletzte ihn nicht, wenn sein Gegner mit gleicher Heftigkeit auftrat. Dieser große Mann wurde seiner Diöceſe, Frankreich und der Kirche, 77 Jahre alt, 1701 entrissen.

Man begann 1743 eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke in 12 Bänden in 4°. Die Benediktiner von Saint-Maur haben eine andere herausgegeben, von welcher 1780 schon 13 Bände von jenem Sekten- und Partheygeist angesteckt, erschienen waren, der alles entstellt, was

er berühret.*) Die franzöſiſche Geiſtlichkeit rügte und verwarf dieſe Ausgabe in ihrer Verſammlung in demſelben Jahr; ſiehe die Akten der Verſammlung 107 und 109te Sitzung, und le journal historique et littéraire 1. Juin 1785 pag. 196.

Die Ausgabe von 1743 enthält folgendes. Der Band 1 und 2 umfaſſen ſeine Werke über die heilige Schrift, den Katechismus ſeiner Diözeſe, Gebete u. ſ. w. Der Band 3 enthält die Auseinanderſetzung der katholiſchen Lehre, Exposition de la Doctrine catholique, mit der Anzeige und den Approbationen dieſes Werkes, welches die Bekehrung des großen Turenne zur Folge hatte. Die neueſte deutſche Ueberſetzung dieſes klaſſiſchen Werkes erſchien in Luzern bei Anich 1823. Weiter enthält dieſer Band die Histoire des variations des Eglises protestantes, die neueſte Ueberſetzung dieſes Werkes erſchien unter dem Titel: Geſchichte der Veränderungen der proteſtantiſchen Kirchen, von J. B. Boſſuet, überſetzt von L. A. Mayer, Canonikus. München bei Giel 1825. Dieſes iſt eine jener Schriften, deren Beantwortung den Proteſtanten am ſchwierigſten war, und gegen welche es ihnen unmöglich blieb, etwas Hinreichendes aufzuſtellen. Nur die Zuflucht hinter die Annahme einer unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit der Reformation, zu welcher ſie ſelbſt nur der erſte Schritt geweſen, vermag ein ſchwacher Schutz gegen den betrübenden Eindruck

*) Dieſe Benediktiner gehörten zu der Janſeniſtiſchen Parthei, und da Boſſuet ſich öfter mit einer gewiſſen Schonung gegen die Janſeniſten betrug, beliebten dieſe ihn, jedoch mit groſſem Unrecht, gewiſſermaßen zu den Ihrigen zu zählen. Siehe darüber viele Stellen in Maiſtre über die galliſaniſche Kirche.

des Wechsels der wesentlichsten Ansichten der Glaubenswahrheiten für die außerkirchlichen Leser zu werden, deren großem Theil die Geschichte dieser Veränderungen unbekannt geblieben. Der Band 4 enthält die Défense de l'Histoire des Variations, Vertheidigung der Geschichte der Veränderungen, und 6 Avertissemens aux Protestants, die Conférence avec le ministre Claude. Sechs Anzeigen an die Protestanten und die Verhandlung mit dem reformirten Prediger Claude. u. s. w. Der Band 5 umfaßt Traité sur la Communion sous les deux espèces, Abhandlung über die Communion unter beiden Gestalten. Réfutation du Catéchisme de Paul Ferri. Abweisung des Catechismus von Paul Ferri, — Statuts et Ordonnances synodales — Instructions pastorales. Den Band 6 und 7 nehmen die Schriften über den Quietismus, Ecrits sur le Quiétisme (die Streitschriften gegen die Guyon und Fenelon) beinah ganz ein. Der Band 8 enthält den Discours sur l'Histoire universelle, von welchem eine neue Uebersetzung durch den Uebersetzer der Variations, München bei Giel, angezeigt worden. Weiter seine Trauerreden Oraisons funèbres. Die Bände 9 und 10 umfassen mehrere Andachtsbücher. Der Band 11 bietet Schriften derselben Gattung dar, und den Anhang des Auszugs der Geschichte von Frankreich Abrégé de l'Histoire de France. Der Band 12 enthält den Schluß dieses Werkes. — Man ließ dieser Ausgabe eine Fortsetzung von 5 Bänden in 4° folgen, welcher die Vertheidigung der Erklärung der französischen Geistlichkeit über die Macht der Kirche, Défense de la déclaration du Clergé de France sur la puissance ecclésiastique, lateinisch und in der französischen Uebersetzung des Abbé le Roy, ehemals Priester des Oratoriums, enthält. Scarbi in seiner Schrift De su-

prema Romani Pontificis autoritate hodierna Ecclesiæ Gallicanæ doctrina. Avignon 1747. 4°; neu herausgegeben von dem churpfälzischen Hofrath von Bünink, Heidelberg 1793. 8., stellt ziemlich bedeutende Gründe auf, daß dieses Werk, so wie wir es haben, nicht von Bossuet ist, obschon er ein solches Werk verfertigt und kurz vor seinem Tode durchgesehen und bedeutend verändert hat. (Das Leben Bossuets von Bausset enthält, daß Bossuet einst dem Abbé Ledieu im Vertrauen gesagt: »ich habe in meinem Traktat von der Macht der Kirche alles weggestrichen, was den Pabst Liberius betrifft, als nicht hinreichend das zu beweisen, was ich dort aufstellen wollte.« Man lese hierüber das Werk des Grafen de Maistre vom Pabst 1. Buch 15. Kapitel. Welches Werk, wie jenes über die gallikanische Kirche, Bossuets Ansichten und Erklärungen über die Gewalt des Kirchenoberhaupts mannichfaltig auf eine geistreiche Weise rügt.) Es befand sich, wie der Kanzler Agueſſau sagt, an jenem Werke Bossuets eine Schlußrede, die das Buch Ludwig dem XIV. widmet, und sich nicht bei der Ausgabe befindet, welche uns der Neffe Bossuets als das Werk seines Oheims übergab.

Ueberhaupt kann man nur Bossuets zu seinen Lebzeiten gedruckte Werke als wirklich und ganz von ihm anerkennen, denn die Manuscripte dieses großen Mannes sind durch die Hände der janseniſtiſchen Benediktiner der Weißmäntel (Blancs-Manteaux) gegangen, die sie von Bossuets Neffen, damals Bischof von Troyes, empfangen hatten. Er hing dieser Sekte an.

Dieser Neffe Bossuets, auch Jakob, Benignus genannt, ist derselbe Abbe Bossuet, welchem wir in der Controverse mit Fenelon nicht in dem vortheilhaftesten Lichte begegnen. Er war 1661 geboren und wurde unter der Aufsicht seines Oheims erzogen, welcher ihm,

da er ſich zum geiſtlichen Stand beſtimmt hatte, den Abbé Phelippeaux, einen unterrichteten Mann, deſſen Fähigkeit Boſſuet ſchätzte, zum Lehrer gab. Leider war der Abbe Boſſuet mit Phelippeaux grade in Rom, als die Verurtheilung von Fenelons Buch dort betrieben wurde. Wie die Briefe des Abbé an den Biſchof von Meaux und des Phelippeaux Relation du Quiétisme beweiſen, trugen die Heftigkeit und die giftigen Berichte beider viel dazu bei, Boſſuet gegen Fenelon aufzubringen. Das Buch des Phelippeaux, der Generalvikar des großen Boſſuet war, Relation de l'origine, des progrès et de la condamnation du Quiétisme erſchien erſt 1732. Es iſt nicht nur voll Partheilichkeit, ſondern auch mit wahrer Wuth gegen Fenelon geſchrieben, und beſchuldigt die Sitten der Frau von Guyon auf das Gröblichſte, welche im folgenden Jahre der Abbé de la Bletterie in ſeinen Lettres au sujet de la relation du Quiétisme de M Phelippeaux, 1733, auf das Vollkommenſte rechtfertigte.

Nach Frankreich zurückgekehrt, erhielt der Abbé Boſſuet die Abtei Lucien en Beauvais und wurde Großvikar ſeines Oheims in Meaux, welcher ihn 1703 von Ludwig XIV. zum Coadjutor verlangte, und indem er ſeiner mit groſſen Lobſprüchen erwähnt, einen neuen Beweis giebt, daß große Männer nicht immer gegen Vorliebe für ihre Familie geſichert ſind. Er erhielt die Stelle nicht, wurde aber nach des Königs Tod 1716 durch den Cardinal Noailles, Biſchof von Troyes. Weil er aber auf der Liſte derjenigen ſtand, deren Lehre verdächtig war, erhielt er ſeine Bullen erſt 1718 auf ein Zeugniß des Cardinals de la Tremouille über ſeine Rechtgläubigkeit. Mehrere ſeiner Schriften ſind in dem Dictionnaire des livres jansénistes angezeigt. Er war der Herausgeber der Werke ſeines Oheims, deſſen Manuſcripte er beſaß. Sie erſchienen

in Paris bei Mercier 1743, 20 Bde. in 4°, von dem Abbé Perau und le Roy redigirt. Er entsagte den 30. März 1742 seinem Bisthum und starb im folgenden Jahre.

Die Manuscripte des großen Bossuets kamen nach dem Tode des Bischofs von Troyes in den Besitz des Präsidenten Chazot, eines Neffen desselben, und dann in die Hände der jansenistischen Benedictiner des Klosters des Blancs-Manteaux, und wurden von Dom Deforis herausgegeben. Dieses ist die oben erwähnte verdächtige Ausgabe. Endlich aber gelangten sie in den Besitz des Cardinals von Bausset, welcher zu dem Ruhm ihres erhabenen Verfassers in seiner Lebensgeschichte Bossuets einen so edlen Gebrauch von ihnen gemacht hat.

Der Abbé le Roy, ehemals Priester des Oratoriums, gab 1753 3 Bde. nachgelassener Werke Bossuets heraus. Der Band 1 enthält Projet de réunion des églises luthériennes de la confession d'Augsbourg avec l'église catholique. In dieses Projekt, die Lutheraner mit der Kirche zu vereinigen, mischte sich Leibnitz.

Bossuet unerschütterlich im Bezug auf das Dogma, versprach von Seite der Kirche alle Schonung in Bezug auf Disciplinarsachen für die wiedervereinigten Protestanten, welche nur immer schwache aber gehorsame Kinder von einer zärtlichen Mutter erwarten dürfen. Im Bande 2 finden sich Abhandlungen gegen Simon, Dupin, und andere. Der Band 3 umfaßt mehrere Controverse und Schriften über Moral und mystische Theologie. Man will diese Schriften, wie sie hier erscheinen, nicht ganz für Bossuets Arbeit erkennen.

Bossuets Styl, ohne stets überarbeitet und ausgefeilt zu seyn, ist voll Kraft und Energie. Er wandelt nicht auf Blumen einher, aber er schreitet rasch zum Erhabenen hin, wo sein Gegenstand es erfodert. Sein lateinischer Styl klingt etwas hart, aber in seinen französischen Werken steht

er den beſten Schriftſtellern nicht nach. Die Akademie zählt ihn zu jenen Mitgliedern, die ihr am meiſten Ruhm brachten. Maſſillon in ſeiner Lobrede des Dauphins entwirft folgende Schilderung Boſſuets.

Der Mann, von umfaſſendem und glücklichem Genie und von jener aufrichtigen Redlichkeit, welche immer die großen Seelen und die Geiſter des erſten Ranges bezeichnet; er, die Zierde des Epiſcopats; er, deſſen ſich die franzöſiſche Geiſtlichkeit durch alle Jahrhunderte rühmen wird; ein Biſchof in der Mitte des Hofes; der Mann aller Talente und aller Wiſſenſchaften; der Lehrer aller Kirchen; der Schrecken aller Sekten; der Kirchenvater des 17ten Jahrhunderts, der nur in den erſten Zeiten hätte leben dürfen, um das Licht der Concilien, die Seele der verſammelten Väter, der Ausſprecher von Kirchengeſetzen, und Vorſitzer zu Nicea und Epheſus geweſen zu ſeyn.

Zu Maſſillon, dem berühmten Redner, ſpäter Biſchof von Clermont, der dieſe Schilderung ausſprach, welche auch dem entſchiedenſten Verehrer Boſſuets in ihrem Schluſſe etwas ſehr bange machen durfte, ſagte einſt Ludwig XIV.: »wenn ich andre Predigten gehört habe, war ich immer ſehr zufrieden mit denſelben, wenn ich aber die Ihrigen gehört habe, bin ich immer ſehr unzufrieden mit mir.« Wenn Boſſuet jenes Lob, beſonders den Schluß deſſelben gehört hätte, würde er vielleicht geſagt haben, »da ich Ihre Rede gehört habe, war ich ſehr unzufrieden mit mir — und mit Ihnen. Es heißt die Wahrheit ſehr in Verlegenheit ſetzen, wenn man einen großen ſehr verdienſtvollen Mann, welchem das Lob, ein Licht ſeiner Zeit und ihrer Sphäre geweſen zu ſeyn, vollkommen hinreichen muß, weil er ſonſt, ihr Licht gegeben zu haben, nicht hingereicht hätte, wenn man einen ſolchen Mann, ſagen wir, in frühern Zeiten, die für heiliger, einiger und der Kirchenoberherrſchaft kindlicher unterworfen gehalten werden, voraus-

setzt, um ihn lichter als sein Licht erscheinen zu machen. Hätte Massillon gesagt, ein solches Talent, eine solche Frömmigkeit würde auch in den ersten Zeiten unter den Vätern geleuchtet haben, und hätte hinzugesetzt: »und dann wahrscheinlich weniger zur gallikanischen Kirchenfreiheit beigetragen haben, als jetzt;« so wäre nichts dagegen einzuwenden gewesen. Wer Fenelons Ueberzeugung in diesen Verhältnissen zur Kirche mit Bossuets Ansichten und Arbeiten vergleicht, wird nicht anstehen, zu glauben, daß Fenelon sich mehr in jenen Kreis würde geschickt haben, aber auch nicht zum Vorsitzer und Dictator der Satzungen, welches die Sache des Hauptes ist, sondern zum demüthigen, gehorsamen Erleuchter der Anwesenden, wenigstens zum Mitreflector und Mittheilnehmer eines gemeinsamen Lichtes des heiligen Geistes.

Wer über das Unpassende in Massillons Schilderung Bossuets besonders in derem Schluß sich unterrichten will, findet hinreichenden Stoff in des geistreichen und frommen Grafen de Maistres Werken vom Pabst, und der gallikanischen Kirche, Frankfurt Andreäische Buchhandlung.

Zu Massillon sagte einst einer seiner Mitbrüder, er habe wieder ganz wunderbar vortrefflich gepredigt, da antwortete der gegen Eitelkeit wachende Massillon: »Ach! schweigen Sie, mein Freund, der Teufel hat mir dasselbe schon viel beredsamer gesagt, als Sie.« — Hätte er es ihm aber auch nach jener in ihrem Schlusse so ungeschickten Schilderung Bossuets gesagt, so würde er sich als der verrathen haben, der er von Anfang war. Massillon wurde übrigens oft einer zu großen Nachgiebigkeit und Schonung gegen die Hofmeinung und Empfehlung beschuldigt, und es gewähret eine unangenehme betrübende Zusammenstellung, wenn wir betrachten, daß der große Bossuet den ehrwürdigen Fenelon noch mit großer Liebe

zum Erzbischof von Cambray consekrirte, als ihr gegenseitiger Streit schon begonnen, daß aber der beredsame Massillon, der Lobredner jenes großen Bossuets, ihm so übel nachahmte, als er 1720 dem ausschweifenden, berüchtigsten Dubois ein Zeugniß zum Priesterthum und mehr noch mit dem Bischof von Nantes die Weihe zum Erzbisthum von Cambray ertheilte. Dieser war der dritte Erzbischof nach Fenelon. Ludwig XIV., den er so rührend um einen frommen Nachfolger gebeten, starb im selben Jahre 1715. Fenelons Nachfolger, Jean d'Estrees, von Ludwig XV. 1716 ernannt, starb ohne Weihe zu Paris 1718. Der Cardinal de la Tremouille, französischer Minister zu Rom, wurde 1718 ernannt und von Clemens XI. selbst zu Rom geweiht 1719, wo er 1720 starb, ohne sein Bisthum betreten zu haben. Dann folgte der obige Cardinal Dubois.

Der Verfasser des Lebens der Frau von Maintenon spricht von Bossuet auf folgende Weise:

»Durch Wissenschaft und Tugend bis in das Heiligthum geführet, wurde er dessen Zierde und Orakel. Man sah ihn zugleich als Streiter für die Lehre, als Redner, als Geschichtschreiber, als Erzieher des Dauphins, alle Tiefe und Erhabenheit eines Genies entfalten, dessen ein Mensch des höchsten geistigen Ranges fähig ist. Bald wandelt sein Geist über die ganze Erde und trägt ihr Gold und ihre Blumen zur Ausschmückung seiner Schriften zusammen; bald verbreitet er sich bis in die Unermeßlichkeit der Himmel und scheint sich den allerhöchsten Intelligenzen zuzugesellen; zu groß, um ehrgeizig zu sein, sucht er nur die Wahrheit und das Glück, Männern von Talent Dienste zuerweisen; zu reich an Glanz des eignen Ruhmes, bedarf er, um sich zu beleuchten, weder der Ehre der höchsten Staatsämter, noch des römischen Purpurs. Er vernichtet die Irrgläubigen, die er bekämpft; er gilt den Todten

das Leben wieder, welche seine Beredsamkeit feiert, und indem sein Genius noch Größeres umfaßt, wo er sich zusammendrängt, als wo er sich weit verbreitet, fesselt er die Geschichte des Universums in eine Abhandlung von einigen Blättern, auf denen die Majestät des Styls der ganzen Größe des Gegenstandes entspricht.«

Wie erstaunlich viel, ja so zu sagen alles was es am Himmel und auf Erden gibt, braucht dieser Lobredner, um zu sagen, daß Bossuet nichts brauchte. Gewiß am Wenigsten solchen Lobes. Fenelon ist auch gelobt und gelobt worden, aber was ist das? daß man nicht denken kann, es habe sich je einer unterstanden, ihn auf solche Weise zu loben. Einem solchen Goliath von Lobrede wird man versucht, einen David mit der Schleuder des Hirtenknaben gegenüber zu stellen, wir meinen die Leichenrede, welche Claudius in seinem Asmus omnia secum portans hält:

»Es ist ein guter Mann gestorben, mir war er mehr.«

Es wird nicht befremden, daß die Verleumdung diesen erleuchteten Prälaten eben so wenig geschont hat, als andre durch die Religion, ihre Tugenden und vor allem durch ihren Eifer gegen Laster und Irrthümer ausgezeichnete Männer, wenn uns in seiner Zeit so übertriebene Schmeichler begegnen, denn Verleumdung und Schmeichelei sind immer Zeit und Arbeitsgenossen, sie beschmutzen und beschminken das Bild jedes Menschen, dessen immer demüthigender Spiegel das Ebenbild Gottes allein bleiben darf.

Den klassischen Rang Bossuets unter den erhabenen Schriftstellern der Kirche beweisen die häufigen Uebersetzungen und Ausgaben seiner Schriften. Wir führen hier jene an, welche hauptsächlich im deutschen Buchhandel vor-

kommen:

Boſſuets Erklärung der Lehre der katholiſchen Kirche, Wien, 1712 — Wien bei Comeſina, 1771 — vermehrt von Wilkowitz. Münſter bei Aſchendorf, 1787 — Cöln bei Fabrizius, 1787; — neueſte Ueberſetzung. Luzern bei Anich, 1823. — Doctrinæ catholicæ expositio, Göttingen bei Vandenhoek. — Idem a Fleuri, Cöln bei Rommerskirchen 1787.

Boſſuets Abhandlung vom Abendmahl, Wien bei Tendler, 1779. — Communion unter beiden Geſtalten, Würzburg bei Göbhard, 1788. Catecheſe für Kinder, München bei Lentner, 1775.

Boſſuets Beherzigungen über die Geſchichte des alten und neuen Teſtaments, Frankfurt, van Düren, 1787. Boſſuets Einleitung in die allgemeine Geſchichte bis auf Carl den Großen, mit Anmerkungen von Cramer, Leipzig bei Breitkopf, 1758. Historia universalis, Baſel bei Schweighäußer. Discours sur l'histoire universelle, 4 vol. Stereot., Leipzig bei Fleiſcher — Daſſelbe 2 Th. Stereot., Leipzig bei Barth. Die neuſte deutſche Ueberſetzung von Kanonikus Meier, München bei Giel. Boſſuets Offenbarung Johannis mit Erklärungen, Augsburg bei Wolf, 1718. — Geiſt ſeiner Werke. Ebend. 1772. — Geſammte Predigten, überſetzt von Würz, 15 Bde., Speier bei Nieger, 1781. — Rede von der Einigkeit der Kirche, Augsburg bei Nieger, 1783. — Oraisons funèbres, Leipzig bei Barth. — Trauerreden, Wien bei Krauſe, 1763. — Dieſelben, Züllichau bei Frommann, 1761. Boſſuets Geſchichte der Veränderungen der proteſtantiſchen Kirchen, Augsburg bei Klett, 1769; — neuſte Ueberſetzung von Kanonikus Meyer, München bei Giel, 1821. — Historia doctrinæ protestantium, Wien, 1753. — Tractatus super reunionem protestantium cum ecclesia catholica, 4. Wien bei Doll, 1789. —

Staatskunst aus der h. Schrift, Augsburg b. Wolf, 1774. Bossuet defensio declarationis Gallicanæ, Bern, soc. typographique, 1767 — idem Mainz, 1788 — An vere sit autor defensionis, Ingolstadt, Krüll, 1789.

Einiges über Fenelon und seine Schriften.

Als der Herzog von Burgund während des Krieges nach Flandern kam und seinen Lehrer zum Letztenmal sah, sagte er ihm beim Abschiede: Ich weiß, was ich Ihnen schuldig, Sie wissen, was ich Ihnen bin. Man behauptet, Fenelon würde Theil an der Regierung erhalten haben, wenn dieser Prinz am Leben geblieben wäre. Der Lehrer überlebte seinen Zögling, der 1712 starb, nicht lange; er wurde im 63sten Lebensjahre am 7. Januar 1715 der Kirche, den Wissenschaften und dem Vaterlande durch den Tod geraubt und allgemein beweint, besonders von Clemens XI., der ihm den Cardinalshut bestimmt hatte. Mehrere philosophische, theologische und schönwissenschaftliche Schriften haben ihn auch in der Litteratur unsterblich gemacht. Man erkennt in denselben einen Geist, der von der Blüthe der alten und neuen Litteratur genähret und durch eine lebhafte, milde und heitere Einbildungskraft belebt ist. Sein Styl ist fließend, voll Grazie und Harmonie; Leute von mäkelndem Geschmack, wünschten ihn rascher, gedrängter, kräftiger, feiner, durchdachter und durcharbeiteter. Seine hauptsächlichsten Werke sind:

1) Les aventures de Télémaque, die Begebenheiten des Telemach, nach Einigen am Hofe geschrieben, nach

Anderen eine Frucht der Zurückziehung in seine Diözese. Ein Kammerdiener, welchem Fenelon dieses eigenthümliche Werk, welches zwischen dem Roman und dem Epos die Mitte hält, abzuschreiben gab, nahm auch eine Abschrift für sich selbst, und ließ, wider Fenelons Willen, zuerst einen kleinen Theil davon drucken (Siehe Seite 85 dieses Buchs) Es waren erst 208 Seiten abgedruckt, als Ludwig XIV., der ungerecht gegen den Verfasser voreingenommen, eine fortlaufende Satyre gegen seine Regierung in dem Buche zu finden glaubte, den Druck dieses Meisterwerks unterbrechen ließ; und so lange er lebte wurde es nicht erlaubt, in Frankreich damit fortzufahren. Nach dem Tode des Herzogs von Burgund verbrannte Ludwig XIV. alle Handschriften, welche sein Enkel von seinem Lehrer besessen hatte. Fenelon war in seinen Augen immer nur ein chimärischer Schöngeist, ein undankbarer Unterthan.! Der Telemach vollendete seine Ungnade am französischen Hofe; wurde aber um so mehr durch ganz Europa verbreitet. Die Arglist suchte überall Anspielungen, machte überall Anwendungen in demselben. Man wollte Frau von Montespan in der Calypso, Mademoiselle de Fontanges in der Eucharis, die Herzogin von Burgund in der Antiope, Louvois im Protesilaus, den König Jakob von England im Idomeneus, Ludwig XIV. im Sesostris finden. Sinnvollere Leser, ohne sich bei solchen Anspielungen aufzuhalten, bewunderten in diesem moralischen Roman die Pracht Homers mit der Eleganz Virgils, den Reiz der Fabel mit der Kraft der Wahrheit verbunden. Sie hofften, die Fürsten würden durch die Beherzigung dieses Buchs lernen, Menschen zu sein, glücklich zu machen und glücklich zu sein.

Ein Denker der neueren Zeit sagt von diesem Buche: »Hier gibt die Weisheit selbst den Königen und Völkern

ihre Lehren, und zwar nicht mit jener kalten Staatsmiene, jener lächerlichen Aufgesteiftheit, jener hoffärtigen Dünkelsprache, die so sehr an der Tagesordnung ist; nein, in einfachem bescheidenem Tone, begleitet von dem Reize der Wahrheit, unterrichtet sie die Könige in den Mitteln, ihre Reiche aufblühen zu lassen, den Glanz des Thrones zu unterhalten, und ihren Ruhm zu mehren, ohne sie durch chimärische Projekte, zerstörende Systeme, eingebildete Ersparnisse zu blenden und zu betrügen: sie zeigt ihnen die Quellen des Ueberflusses und des öffentlichen Wohls, in der Beförderung des Ackerbaus, der thätigen und wachsamen Beschützung des Handels, und der Unterdrückung des Luxus, indem weise Gesetze jedes Individuum auf seinen Stand beschränken. Weit entfernt, den Völkern immer mit dem empörenden, unruhigen Geschrei von Freiheit und Gleichheit in den Ohren zu liegen, sagt sie ihnen: Ihr seyd unter der Herrschaft der Gesetze geboren, ihr habet Herren und Meister, das Vaterland trägt euch in seinem Schoß; seyd den Gesetzen unterworfen, gehorchet euern Herren, liebet euer Vaterland und bedenket, daß Religion, Ehre und persönliches Interesse geheiligte Bande sind, die euch dem Staate verbinden, und daß es ein Verbrechen ist, sie zu zerstören.«

Kritiker wie Fayolle und Gueudeville warfen dem Verfasser Anachronismen, nachlässige Phrasen, häufige Wiederholungen, Weitschweifigkeiten, kleinliche Details, unzusammenhängende Ereignisse und zu eintönige Schilderungen des Landlebens vor; Ihre Kritiken sind vergessen worden, ohne dem Werke Fenelons zu schaden. Sie konnten den unzähligen Auflagen keinen Eintrag thun. Die besten erschienen seit 1717, in welchem Jahre der Telemach von Fenelons Familie nach seiner Originalhandschrift 2 Vol. 12. herausgegeben wurde; die schönste Ausgabe ist die von Amsterdam 1731, folio, mit prächti-

gen Kupfern.. In der Pariſer Quart-Ausgabe in 2 Bänden, machen es ſich die Abbildungen etwas bequem, den Figuren fällt die Bekleidung eben nicht allzu beſchwerlich. In Rotterdam, Lüttich und anderwärts erſchienen Ausgaben mit Noten, welche alle Anſpielungen der Argliſt über dieſes Werk erläuternd, an mehreren Stellen durch einen Ton von Irreligion und ſektiſchem Fanatismus vergiftet ſind. Wir erwähnen der weiteren unzähligen Ueberſetzungen in Proſa und Verſen in allen Sprachen der Welt nicht, der Telemach iſt mehr ein Buch der ganzen Erde geworden, als irgend ein anderes Buch, welches Religion, Weisheit und Sitten lehrt.

2) Dialogues des Morts 2 Vol. in-12. (Die Geſpräche der Todten, Frankfurt bei Fleiſcher 1745 — Franzöſiſch. Leipzig bei Eurich 1773. — Franzöſiſch, engliſch und deutſch in Mainz bei Kupferberg, neueſte Ausgabe.) Wenn die vorzüglichſten Reflexionen des Telemach dem Herzog von Burgund als Arbeitsaufgaben gegeben werden waren: ſo wurden ihm dieſe Geſpräche vorgelegt, um ihn zu irgend einer Tugend zu begeiſtern oder von irgend einem Fehler zu entwöhnen. Fenelon ſchrieb ſie gleich ohne Vorbereitung nieder, wie er ſie dem Prinzen nützlich glaubte; und ſo darf man ſich nicht wundern, hie und da Mangel an Gedankenfülle, nicht hinreichend durchdachte Behauptungen, unbegründete und von Nationalvorurtheilen getrübte Beſchuldigungen darin zu finden.

3) Dialogues sur l'Eloquence en général, et celle de la chaire en particulier avec une Lettre sur la Rhétorique et la Poésie 1718 in-12. Dialogen über die Beredſamkeit. Halle bei Hemmerde 1731. — Tübingen bei Oſiander 1809 — von Schlüter überſetzt. Münſter bei Waldeck 1803 — bei Theiſing 1819. Der angehängte Brief über Rhetorik und Poeſie an die franzöſiſche Akademie gerichtet, iſt eine treffliche Arbeit und ganz der

verſtehenden Geſpräche würdig. Fenelon wurde 1693 an Pelliſons Stelle Mitglied der Akademie, welcher er mehr als einmal durch ſeinen Geſchmack und ſeine große Sprachkenntniß nützlich ward.

4) Direction pour la conscience d'un Roi. Paris 12. 1748. — 8° 1775. e. c. t. Anweiſung, das Gewiſſen eines Königs zu leiten. Berlin 1756. — Baſel bei Serini 1777. Eine für den Herzog von Burgund verfaßte, ſehr geſchätzte Schrift.

5) Abrégé des Vies des anciens Philosophes Leben und Lehrſätze der alten Weiſen. Frankfurt bei Fleiſcher 1763. — Leipzig bei Baumgärtner 1776. Dieſes Werk, abermals zur Bildung des Herzogs von Burgund verfaßt, iſt nicht vollendet.

6) Traité de l'éducation des Filles. 12. Ueber Erziehung der Töchter. Lübek bei Bötemann 1740 — dann in Wien und in Leipzig bei Fleiſcher. Ein ſehr geſchätztes Buch.

7) Oeuvres philosophiques ou démonstration de l'existence de Dieu par l'oeuvre de la nature. Paris 1726 in-12 (Braunſchweig, Schulbuchhandlung 1792 — Jena bei Crödker 1798 — italieniſch ebend. 1766.)

Der Verfaſſer des Siècle de Louis XIV. ſagt: Der Herzog von Orleans, nachheriger Regent von Frankreich, hatte den Erzbiſchof von Cambray über allerlei Punkte, welche alle Menſchen intereſſiren, um ſeine Meinung befragt. Er fragte, ob man das Daſeyn Gottes beweiſen könne, ob dieſer Gott eine Gottesverehrung verlange? Er machte vielerlei Fragen der Art als Philoſoph, und der Erzbiſchof antwortete als Philoſoph und Theolog. Der Pater Tournemine hat Zuſätze dazu geſchrieben.

8) Oeuvres spirituelles. Amsterdam 1735. 5 Vol. in-12. [illegible] Berne, soc. typographique 5 Vol. 1801.

eiſtliche Schriften, 3 Thle. Frankfurt bei Celinger 1743.
– Werke religiöſen Inhalts von Claudius, Hamburg bei
erthes 1800 und 1809. Auszug derſelben, München
i Giel 1817.) In dieſem Werke erſcheint Fenelon
nz als der vollendete Kenner der inneren Seelenwege,
ie des menſchlichen Herzens und Geiſtes. Jemehr wir
riſtlich gedacht haben, mit je größerem Genuſſe erfüllt
s die Wahrheit und Tiefe dieſer Schriften.

9) Sermons, 1744 in-12. Jugendarbeiten Fene-
ns, welche nur den Rang ſeines aufkeimenden Talentes
ßer dem der Frömmigkeit haben.

10) De la liberté gallicane. Bern. soc. typogr.
91. Abhandlung von der franzöſiſchen Kirche. Linz bei
ennet 1782. Wie ganz römiſch-kirchlich und von Boſ-
et verſchieden Fenelon in dieſem Punkte dachte, zeigt
s Graf de Maiſtre im Anhange, der weiter unten
gt.

11) Mehrere Schriften zu Gunſten der Conſtitution
nigenitus und des Formulars. Die Feinde Fenelons
den behauptet, er ſey allein ſo heftig gegen den Jan-
iſmus aufgetreten, weil der Cardinal von Noailles
gegen den Quietismus erklärt habe; dieſes iſt eine ſo
che als verleumderiſche Erfindung, und durchaus dem
andel und Charakter dieſes ehrwürdigen Mannes wider-
echend, der von Natur und durch die Art ſeiner Philo-
hie, mehr aber noch durch ſeine Gottſeligkeit, einer ſo
drigen und gehäſſigen Heuchelei ganz unfähig war.
r ſich von der Reinheit und Wandelloſigkeit ſeiner
ſichten über dieſe Sekte überzeugen will, darf nur den
ief leſen, den er vor ſeinem Tode ſchrieb. Oeuvres
rituelles, tome 4. p 358. und Seite 167 und 168
vorliegenden Werkes.

12) Noch mehrere andere Schriften und viele Briefe
halten die Oeuvres complètes IX. 4°. Paris 1787.

bei Didot, und Basel bei Thurneisen, vom Abbé Querbeuf, und neuere Ausgaben.

Wir finden in deutscher Uebersetzung noch folgende Schriften:

Fenelons sämmtliche Werke. 5 Bände. Leipzig bei Schwickert 1781 - 82. — Kunst, glücklich zu regieren. Ulm bei Stettin 1751. — Brief an den Bischof von Arras über Lesung der Bibel in der Volkssprache. Eger bei Kobertsch 1819. — Ueber Kirche und Staat. Landshut bei Weber 1820. — Ansichten vom Katholicismus, Luzern bei Anich 1816, ein unbeschreiblich mildes und den Erkenntnißsuchenden wohlthuendes Schriftchen. — Placita sanctorum explicata, Frankfurt; wahrscheinlich die Uebersetzung der Maximes von einem andern Glaubensgenossen.

Eine treffliche Uebersetzung der Aeneide des Virgils hatte Fenelon für seine Zöglinge verfaßt, sie ging verloren; vielleicht, daß Ludwig XIV. sie in seinem Eifer mit den Papieren seines Enkels verbrannte.

Ramsay, Fenelons Schüler und Freund, gab sein Leben, Vie de Fénélon. 1723, in Haag heraus, dessen Uebersetzung hier vor uns liegt. — Histoire de Fénélon, composée sur les manuscrits originaux par M^r. L^s. F^s. de Bausset, ancien Evêque d'Alais etc. 2. édition a Paris 1809, chez Giquet et Michaut. III. Vol. 8°. Dieses ausführliche Leben erschien in der Feldnerschen Uebersetzung, Sulzbach bei Seidel, wo auch Baussets Leben Bossuets von demselben Uebersetzer erschien. —

Von der Metropolitankirche in Cambray, ihrer Zerstörung in der Revolution und dem 1825 errichteten Monument Fenelons.

Fenelon war der erste Erzbischof, den Ludwig XIV. n Cambray ernannte; er hatte 1677 diese Stadt dem Hause Oestreich entrissen und sie wurde ihm 1678 im Frie- en von Nimwegen mit der zugehörigen Landschaft Cam- resis abgetreten. Der Erzbischof Jakob, Theodore e Brias, starb 1694. Fenelon erhielt das Erzbisthum 695. Das Bisthum von Cambray ist eines der älte- en. Im Jahr 390 sendete der Pabst Siricius den h. Diogenes dahin, das Christenthum zu verbreiten; er ard 406 den Martertod in der vandalischen Kirchenver- olgung. Der heilige Vedastus, der den König Clod- ig I. zu Toul im Christenthum unterrichtet, wurde em h. Remigius 498 zum Bischof von Arras geweiht nd 510 ihm auch Cambray zur Seelsorge übergeben; r starb 539. Sein Fest ist 6. Februar. Die Franzosen ennen ihn St. Vaast, die Engländer St. Foster. lkuin schrieb sein Leben. Seit dieser Zeit ist eine stete eihe von Bischöfen in Cambray gewesen, unter wel- en zwölf Heilige genannt werden.

Die Metropolitankirche von Cambray, zu Ehren nſerer lieben Frau, Gott dem Allmächtigen geweiht, war

eines der herrlichsten alten Gebäude des Niederlandes. 1788 soll das Erzbisthum noch 60,000 Thaler eingetragen haben, und bestanden noch 45 Kanonikate bei dieser Kirche. Dem h. Gauderikus, St. Gery von den Franzosen genannt, Bischof von Arras und Cambray, der 609 starb, verdankt sie ihren ersten Anfang und ihre ersten Reichthümer Dagobert I., König von Frankreich, der ihr die Oertchen Onaing und Quoroube zwischen Mons und Valenciennes schenkte. 882 wurde sie gänzlich von den Normannen verbrannt. Die Bischöfe Stephan, Fulbert und Enquerrand erbauten sie wieder auf ihren Ruinen. Der Bischof Nothard vollendete sie und weihte sie 990 von Neuem, und ließ eine Altartafel von feinem Gold mit vielen Edelsteinen verziert und einen goldnen Kelch für sie verfertigen. 995 wurde er in seiner Kirche begraben und von seinem Probst Gobet eine Kapelle zu Ehren St. Simon und Judas über sein Grab errichtet. 1064, unter dem heiligen Bischof Libertus, litt sie nochmals vom Feuer, wurde 1079 vom Bischof Gerhardus hergestellt und hatte 1093 abermals eine Zerstörung durch dieses Element mit dem bischöflichen Pallast und anderen großen Gebäuden, und konnte daher erst unter dem Bischof Nikolaus, 1149, hergestellt werden.

Das Schiff der Kirche war im 12ten Jahrhundert in arabischem Style von französischen Kreuzzügern, welche diesen Styl in Palästina kennen gelernt haben, erbaut worden; der Chor wurde 1251, das ganze Gebäude 1472 vollendet. Diese Kirche war in Kreuzgestalt und die Gewölbe ruhten auf 68 Pfeilern. Sie umfaßte 21 Kapellen voll Zierde und Reichthum, und eine große Anzahl der merkwürdigsten Monumente. Ihr Thurm war besonders bewunderungswerth; er war ganz von weißen Hausteinen bis in seine Pyramidalspitze kunstreich durchbrochen und

mit vielen Basreliefs und hervorspringenden Bildwerken bedeckt, erbaut. Von dem Platze bis zu der Dachpiramide hatte man über 600 Stufen zu steigen, und diese schien nicht viel niederer. Zwanzig Jahre soll an ihm gebaut worden seyn. In dem Knopf, über welchem das Kreuz die Spitze schließt, konnten sich wohl sechs Menschen bewegen. Dieses große Bauwerk wurde durch Bischof Nikolaus Claret 1161 beendigt; nach andern unter Nikolaus von Fontaines, der 1275 starb, und unter dem Thurm begraben wurde. Die Kunstuhr wurde für ein mechanisches Wunder gehalten, sie zeigte Stunden, Tage und Jahre mit einem beweglichen System des Sonnen- und Mondlaufs an; vor dem Stundenschlag trat ein Hahn hervor, der mit den Flügeln schlug und ein Engel der die Trompete blies. Zu gewissen Zeiten zogen auch kleine bewegliche Figuren von Bronce vorüber, welche die ganze Passion des Heilands vorstellten, sie schienen wie lebendig, schlugen die Nägel in das Kreuz, erhoben es u. s. w., andere schlugen vorübergehend die Zahl der Stunde mit Hämmern an die Glocke. Dieses wunderbare Kunststück wurde 1397 durch den Fleiß eines Schäfers vollendet, von welchem die Volkssage erzählt, man habe ihm die Augen ausstechen lassen, damit er andre künstlichere Uhrwerke, die er in Frankreich unternommen, nicht vollenden solle. *)

*) Merkwürdig erscheint, daß man ein solches Augenausstechen auch von den Verfertigern anderer Kunstuhren erzählt, namentlich von dem Künstler der alten Straßburger Münsteruhr, auf der die h. drei Könige an der heiligen Jungfrau vorüber wandelnd, sich verbeugten und auch ein Hahn krähend mit den Flügeln schlug; sie wurde im Jahr 1352 begonnen und 1372 vollendet, ward

Es befand ſich in dieſer Kirche eine ſehr reiche und ausgeſchmückte Kapelle, von mehreren kunſtvollen goldnen und ſilbernen Lampen erleuchtet, und zur Seite des Altars wurde in einer prachtvollen, mit vielen Edelſteinen in goldner und ſilberner Faſſung verzierten Nische, ein Bild der heiligen Jungfrau gezeigt, welches die Sage für ein Werk des Evangeliſten Lucas hielt, und von dem Archi-

---

aber um 1570 durch eine neue Kunſtuhr erſetzt, deren Erfinder, Konrad Daſypodius, der Mathematiker, ſie mit David Wolkenſtein aus Breslau, dem Mechaniker, verfertigte. Er ſagt: wir haben von dem alten Werk nichts brauchen können, ausgenommen den alten Göcker oder Hahn, der über die 200 Jahr alt iſt, und es war auch zur ſelben Zeit ein großes Wunderding, daß ein Hahn alſo krähen ſollte, welches ein gar altes Lied von dem Hahnen und Rohraffen im Münſter bezeugt, in welchem der Rohraffe, der älter als der Hahn war, ſich beklagt, es laufe ihm niemand mehr zu, ihm und ſeinem Thun, das damals zu gewiſſen Tagen zu ſehen der Gebrauch war, ſondern jedermann laufe zu dieſem Hahn, ſein Geſchrei zu hören. Am Ende vom Liede wird der Prozeß zwiſchen dem Hahn und Rohraffen dem Scharwächter am Scharwächterhaus zur Entſcheidung vorgelegt. Dieſen alten Göcker ließ man alſo auf dem neuen Werk wieder krähen. Es exiſtirt aber die Sage, der geblendete Meiſter habe unter dem Vorwand, etwas auszubeſſern, um ſich für ſein Augenlicht zu rächen, durch eine Verletzung des Werks dem Hahn ſeine Stimme genommen, und niemand habe das Kunſtwerk herſtellen können.

diacon Fursy du Bruille den 4. August 1452 von Rom nach Cambray gebracht wurde.*)

Der Chor der Metropolitane zu Cambray war auf römische Weise eingerichtet; der hohe Altar stand nur eine Stufe hoch vom Eingange des Chors. Der Tabernakel war sehr reich, hatte sechs silberne Leuchter und Reliquienbehälter neben sich. Ein kunstreiches Gitterwerk umgab ihn und schloß die Choreingänge. Der Kirchenschatz war voll der reichsten, kunstvollsten Reliquienbehälter, Kirchenornate und Seltenheiten. Der große Heiligthumsschrein, 450 Mark Silber schwer, wurde 1228 verfertigt, und 1438 von dem Kanonikus Gilles de le Bon mit herrlichen Edelsteinen verziert.

---

*) Die Tradition erwähnt mannigfach, daß Lucas Bilder der h. Jungfrau gemalt und zurückgelassen habe. Theodorus Lector, Sigonius, Theodor de Apolda, Vincentius Bellunensis, Canisius, Bellarmin sprechen davon. Nicephorus erwähnt eines solchen Bildes zu Constantinopel in der von Pulcheria erbauten Kirche. Canisius meldet, die älteste Tradition sage, Lucas habe nicht nur das Bild Mariä, sondern auch das Bild des Erlösers in Antiochien zurückgelassen. Heraclius führte 621 ein solches Bild in seinem Kriegszuge gegen die Perser mit sich und schrieb ihm seine Siege zu. Als die Saracenen 625 Rom belagerten, wurde das Bild Mariä von St. Lucas gemalt, mehrmals wöchentlich daselbst in Procession herumgetragen. Ein Bild Mariä von Lucas mit dem Jesukind auf Cedernholz gemalt, wird in der Borgheſischen Kapelle in Maria Major zu Rom bewahrt, welches Gregor der Große bei einer Seuche durch Rom in Procession trug, bei welcher Gelegenheit das Regina coeli

Diese wenigen Merkmale der Herrlichkeit dieses Tempels, deren Kenntniß uns zu Gebot stand, mögen hinreichen, uns eine Vorstellung von seinem ehemaligen Glanze zu machen. Ein Geschichtschreiber von Cambray sagt: »dieser Tempel ist herrlich in seinem ganzen Umfang, herrlich in seiner Größe und Bauart, herrlich durch seine Verzierungen, Behälter, Kunstwerke, Monumente und Heiligthümer, herrlich in seinem Grundbesitz und seinen Einkünften, herrlich in der Ordnung und Feier des Gottesdienstes und der geistlichen Zucht seiner Priester.« — Aber alles dieses und selbst nicht der ehrwürdige Name Fenelons, dessen Gebeine hier ruhten, konnten sie in den Greuelzeiten der Revolution erretten. Welcher lehrreiche Gegensatz! der herrliche Tempel, die Bewunderung und Erbauung vieler Jahrhunderte, im sogenannten finstern barbarischen Mittelalter von frommen Kriegern des Kreuzes, die vom heiligen Grabe zurückkehrten, erbaut, wurde 1793, im sogenannten aufgeklärten, gebildeten Zeitalter der Vernunft, von der sogenannten Höllenarmee geschändet und beson-

---

lutare, alleluja entstand. Das römische Pontificale meldet, Gregor III habe diesem Bilde eine goldene Krone und Halsgeschmeide geschenkt. Das Verzeichniß der Heiligthümer des h. Bergs Andechs in Baiern erwähnt Nr. 29, eines Marienbildes von Lucas gemalt. Zu Guadalupe in Spanien und zu Bologna wurden solche Bilder bewahrt. Ebenso in Venedig, in Sicilien, in Freisingen in der Domkirche, zu Regensburg in einer alten von einem Kaiser gestifteten Kapelle und an mehreren andern Orten. Die meisten dieser Bilder sind Copieen, welche in früher Zeit von andächtigen Prälaten für ihre Kirche begehrt und mit Feierlichkeit abgeliefert wurden.

dere die Monumente der Erzbischöfe, van der Burg, Brias und Fenelon auf die boshafteste Weise mißhandelt. Gutgesinnten Männern gelang es, das Haupt und mehrere Gebeine Fenelons zu retten und zu bewahren; man brachte sie den 16. August 1801 in die Kapelle des St. Agnetenklosters.

Das französische Direktorium, mit einer Wuth, in welcher man des schauderhaften Voltaire's und seiner Genossen satanisches Feldgeschrei: écrasez l'infame! wiedererkennt, beförderte auf alle Weise die Zerstörung des Heiligthums. Im Jahr 1794 hatte einer dieser Elenden seinen Ambos in der Kapelle unserer lieben Frau aufgestellt, und ließ die goldenen und silbernen Kunstwerke unter Blasphemien mit Hämmern zusammenschmettern. Dieser Unglückliche mußte später seinen Kopf unter das Beil der Guillotine legen. — Am 6. Juni 1796 ließ das Direktorium, taub gegen die Einsprüche des geschwornen Bischofs des Norddepartements und mehrerer Zeitschriften, dies herrliche Gebäude auf den Abbruch verkaufen, und dieses reiche Werk von Jahrhunderten, dessen Material auf Millionen Franken von Kennern geschätzt war, wurde einer Gesellschaft von Domainenkäufern um 120,000 Franken Papiergeld, in wirklichem Werth damals etwa 3600 Franken zugeschlagen. So wurde die Kirche bis zum Thurme niedergerissen. Im Jahr 1804 wollte man diesen Thurm in ein Denkmal Fenelons umwandeln, aber es unterblieb, und am 30. Januar 1809 stürzte er bei heftigem Sturmwind zusammen. Im Jahr 1822 entdeckten die Arbeiter, welche an dem Platze ebneten, am 4. September einen Sarg, dadurch ermuthigt, wühlte man noch fleißiger und fand die Gebeine von 8 Bischöfen: Nikolaus von Fontaines, Johannes von Lens, Maximilian von Berghes, erster Erzbischof von Cambray, Wilhelm von Berghes, Johann Richardot, Franz Vuiso-

feret, Caspar Remius und Ladislaus Jouart, Erzbischöfe. Die Ueberreste dieser acht Bischöfe und die Gebeine Fenelons, welche man in der Kapelle bei dem St. Agnetenkloster bewahrte, wurden nun am 26. Oktober 1822 auf einem erleuchteten Trauergerüste im Stadthause ausgestellt, und am 29. Oktober feierlich in die jetzige Domkirche übertragen. Hier wurden sie nach einem Todtenamte, welches der jetzige Bischof für die Ruhe ihrer Seelen hielt, in ihren Särgen in das Gewölbe der Aebte vom heiligen Grab hinabgelassen, wo sie nun ungestört ruhen. Die Kirche der ehemaligen Benedictiner-Abtei zum heiligen Grab ist die jetzige Domkirche; sie ist ein modernes Gebäude im Geschmack dieses Ordens.

Gedächtnißfeier Fenelons und Einweihung seines neuen Denkmals in der Domkirche zu Cambrai, 7ten Januar 1826.

Der hochwürdige Bischof von Cambrai, Louis Belmas, hielt am 7ten Jänner, an welchem im J. 1715 Fenelon gestorben, in der neuen Domkirche von Cambrai, in Gegenwart seiner ganzen Geistlichkeit und aller königl. Beamten, ein Traueramt für die Seelenruhe Fenelons, und eine Gedächtnißrede, in welcher die hohe reine Tugend Fenelons, seine ungeheuchelte Frömmigkeit, seine innige Liebe zu Gott und dem Nächsten und seine schriftstellerischen Verdienste um Wissenschaft, Bildung und Andacht gefeiert wurden. Nach dem Traueramte zog der Bischof mit allen Anwesenden in Prozession zu der Kapelle

hinter dem Chor des Doms, um das neue Grabmal des unsterblichen Erzbischofs, welches einige Tage vorher dort aufgerichtet worden war, daselbst einzuweihen. Das Grabmal nimmt den Hintergrund der Kapelle ein, deren Grundmauer mit bischöflichen Insignien geschmückt ist. Hier ruhen auch die theuern Ueberreste Fenelons und 8 anderer Bischöfe im Gewölbe der ehemaligen Benediktiner-Aebte zum heiligen Grab und die Gebeine des Bischofs Lietbert, welcher diese Abtei 1060 stiftete. Das Monument besteht in zwei Säulen, welche auf der Grundmauer der Kapelle ruhen und zwischen welchen Fenelons Gestalt von weißem Marmor auf dem Todtenbette ausgestreckt, sich aufrichtet, um sich zum Himmel zu erheben. Der Säulenstuhl ist durch drei Basreliefs verziert. Das erste zeigt uns Fenelon, wie er den Herzog von Burgund unterrichtet, auf dem zweiten steht Fenelon verwundete Soldaten verbindend, und auf dem dritten, wie er einem armen Bauern seine verlorne Kuh wieder zuführt. Als die Prozession vor Fenelons Monument angelangt war, segnete der hochwürdigste Herr Bischof dasselbe ein, und Herr Bethüne-Hourier, Oberbürgermeister von Cambray, stand während dieser Ceremonie wie vor Rührung entzückt, neben demselben. Dieser sehr edle Mann hat vor Allen die Errichtung dieses Denkmals betrieben, und die dankbaren Bürger von Cambray haben bereitwillig die Kosten getragen. Die Künstler Gauthier und David, welche es verfertiget, ärnteten reichliches Lob, und alle Freunde der katholischen Religion, der Tugend und Wissenschaft, erfreuten sich, daß Fenelon, dem Menschen, dem Priester, dem Kirchenhirten, dessen Ruhm mit jedem Jahre neu erblüht und dessen Tugend über alle feindliche Angriffe gesiegt hat, eine bleibende Huldigung dargebracht wurde.

Einige Aeußerungen über Boſſuet und Fenelon,

vom Grafen Joſeph de Maiſtre.

Der ſo fromme als geiſtreiche Graf Joſeph de Maiſtre ſagt in ſeinem Werke von der gallikaniſchen Kirche, nachdem er Boſſuets eigenthümliche Lauigkeit in Bekämpfung der janſeniſtiſchen Ketzerei berührt, Folgendes:

»Bei dem Anblick einer ſolchen Kälte fragt man ſich, wo dann, ſobald von dem Janſenismus die Rede iſt, jener hohe und gebieteriſche Muth bleibe, der einen Augenblick vorher noch laut verkündet hatte, »daß er allein und in Gegenwart eines der gefährlichſten Feinde der Kirche zu der ganzen Welt reden wolle.« Man ſucht Boſſuet, ohne ihn zu finden. Iſt dies wohl der nämliche Mann, den wir zu den Füßen Ludwigs XIV. geſehen haben, um das Buch von den Maximen der Heiligen zu verklagen und ſeinen Herrn um Verzeihung zu bitten, daß er ihn über ein ſo großes Aergerniß ſo lange in Unwiſſenheit gelaſſen habe? dem ſogar die Namen Montanus und Priscilla entwiſchen; der von der Schwärmerei ſeines Collegen ſpricht; von der Gefahr, in welcher der Staat und die Kirche ſchweben, und der den Pabſt ganz

offen mit einer Spaltung bedroht, wenn er nicht eilen würde, ſich dem Willen Ludwigs XIV. zu fügen. *)

Und wozu all dieſer, ſo viel Aufſehen erregende Lärm? wegen unendlich kleiner Kleinigkeiten, die ſelbſt die Augen der römiſchen Examinatoren ermüdeten **) und nichts zur Welt brachten, als Theſes in der Kirche und Vaudevilles bei der Nation. Selbſt derjenige, welcher finden ſollte, daß nur ein Laie dieſe Sache ſo betrachten kann, (und worin ich ihm keineswegs Unrecht geben möchte) wird doch wenigſtens, wenn er billig ſeyn will, nicht läugnen, daß gar kein Verhältniß, gar keine Vergleichung ſtatt fand zwiſchen Irrthümern, welche kaum das römiſche Microscop in den Maximen der Heiligen ***) entdecken

---

*) „Daß, wenn Seine Heiligkeit, aus einer nicht wohl „zu begreifenden Schonung, dieſe Sache in die Länge „ziehen wollte, der König ſchon wüßte, was er zu thun „haben würde; und daß er demnach hoffe, daß ihn der „Pabſt nicht zu einem höchſt unangenehmen Extrem zwin„gen werde.“ (Die eigenen Worte der Denkſchrift, welche Ludwig XIV. in der Sache wegen Fenelon dem Pabſt übergeben ließ, und die Boſſuet ſelbſt redigirt hat.) Der Pabſt, gegen welchen dieſe Denkſchrift geſchleudert wurde, war nach dem Urtheil Boſſuets ſelbſt ein guter und friedfertiger Pabſt, bonus et pacificus Pontifex. (Gallia orthodoxa, §. 10.)

**) Es iſt bekannt, daß von den zwanzig Examinatoren, welche der Pabſt beauftragt hatte, das Buch von den Maximen zu unterſuchen, zehen es, als mit der wahren Lehre vollkommen übereinſtimmend, erklärten.

***) Immerhin waren es indeſſen dennoch wirkliche Irrthümer, woran es gar nicht erlaubt iſt, zu zweifeln;

konnte, und einer Ketzerei, die unter allen Ketzereien, die je in der Kirche entstanden sind, gerade deswegen als die gefährlichste betrachtet werden muß, weil sie die erste ist, welche auf den Gedanken kam, ihr eigenes Daseyn zu läugnen.

Welcher Beweggrund, welche geheime Triebfeder wirkten auf das Gemüth des großen Bischofs von Meaux und lähmten alle seine Kräfte, sobald der Jansenismus vor ihn hintrat? Dies ist schwer zu errathen; aber die Thatsache ist nicht zu läugnen. Vielleicht, daß ich mich nicht mehr genau erinnere, vielleicht auch, daß ich nicht alle seine Werke, eines nach dem andern, gelesen habe; aber dennoch glaube ich nicht, daß nur eines derselben heftige Angriffe gegen die Coriphäen der Sekte enthält. Vor derselben erblickt man ihn,

. . . . . parcentem viribus atque
Extenuantem illas consulto . . . . . .

und die Jansenisten, die diese Mäßigung geltend zu machen wußten, führten den großen Mann als ihr Orakel an und trugen ihn in ihre Reihen ein, *) jedoch ohne Erfolg. Niemals war Bossuet einer der ihrigen; und wer über die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen und Erklärungen sich auch nur den leisesten Zweifel erlauben wollte, würde alle Ehrfurcht vergessen, ja selbst die Gerechtigkeit beleidigen, die man dem Andenken des größten Mannes jenes großen Jahrhunderts schuldig ist. **)

Das dem natürlichen Auge unsichtbare Würmchen, welches in einem Thautropfen schwimmt, ist eben so gut ein Thier, wie der Wallfisch.

*) Nur eine Sache machten sie ihm zum Vorwurf: seine Rede nämlich über die Einheit, welche in ihren Augen ein großes Aergerniß war.

**) Einen Vorwurf könnte man vielleicht dennoch Bos-

Aber warum denn dieſe Schonung gegen eine Schlange, die er unter dem Gewicht ſeines Genies, ſeines Ruhmes und Einfluſſes ſo leicht hätte zertreten können? Ich weiß es nicht. Was ich weiß, iſt, daß es in der moraliſchen wie phyſiſchen Welt unter den Prinzipien gewiſſe Affinitäten oder Verwandtſchaften gibt. In der moraliſchen wie in der phyſiſchen Welterſcheinung können dennoch zwei Prinzipien, ohne gerade die nämlichen zu ſeyn, denn ſonſt wären es ja nicht zwei, ſich zu einander hinneigen, gleichſam ſich lieben und einander ſuchen.

Trägt man dieſe Theorie nun auf die Theologie über, wo ſie eben ſo gut, wie anderswo, ihre Anwendung findet; ſo ſage ich zwar nicht, daß ein ſtrenger Thomiſt oder Prämotionair (Vertheidiger der promotio physica) ein Janſeniſt ſey, denn das Gegentheil iſt ſogar vollkommen entſchieden; aber läugnen wird doch kein unterrichteter Menſch, daß zwiſchen beiden Lehren eine ſo große Affinität ſtatt findet, daß ſelbſt der ſcharfſinnigſte Mann, wenn er in dergleichen Forſchungen nicht beſonders geübt iſt,

---

ſues machen, nämlich daß er die Sekte nicht genug gekannt habe; dies ſcheint zwar Anfangs ein bis zum Lachen paradoxer Satz zu ſeyn; aber bei alle dem iſt es dennoch ſo. So oft Boſſuet ſich über den Janſenismus verbreitet, ſpricht er ſtets nur von den fünf Propoſitionen, welche doch eigentlich bloß die läßlichen Sünden des Janſenismus ſind. Der politiſche Charakter deſſelben muß vorzüglich unterſucht und beurtheilt werden. Aber zu Boſſuets Zeit hatte derſelbe ſich noch nicht völlig entwickelt. Uebrigens kann auch das ſchärfſte Auge nicht alles ſehen, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil es ihm an Zeit gebricht, ſeinen Blick auf alle Gegenſtände umher zu werfen.

die beiden Systeme unmöglich von einander unterscheiden kann. *)

Um eben diese theologische Affinität zwischen den vier Präpositionen von 1682 und dem Jansenismus zu beurtheilen, wird es hinreichend seyn, zu bemerken, daß diese Sekte ihr Evangelium daraus gemacht hat, und daß sie (freilich mit Unrecht) jeden Vertheidiger derselben in ihre Dyptichen einträgt. Ja, was noch mehr ist, ein Theolog, der die vier Artikel vertheidiget und, in dem Sinne welchen ich so eben angenommen habe, ein Prämotionair ist, wird sehr wohl dem Jansenismus das Anathema sprechen können, ohne jedoch dessen Zutrauen zu verlieren; denn was über die Neigungen der Menschen, er sey einzeln oder in Genossenschaft, entscheidet, sind nicht sowohl Erklärungen und Protestationen, wie aufrichtig dieselben auch immer seyn mögen, als vielmehr jene Affinitäten, welche sich dem innern Gefühl und dem Gewissen stets offenbaren und kund thun.

Ein Augustinianer oder strenger Thomist wird also den Jansenismus wohl verdammen, aber nicht hassen können. Hat er einmal erklärt, daß er ihm fremd sey, so glaubt er das Seinige gethan zu haben. Als einen Feind wird er ihn nie verfolgen.

»Bossuet,« sagte der Verfasser des Gemäldes der französischen Literatur in dem 18. Jahrhundert, »Bossuet ließ von der Kanzel herab alle Maximen erschallen, welche die unumschränkte Gewalt der Könige und »der Diener der Religion begünstigen und befestigen. Er

*) Man mache einmal den Versuch, einem gebildeten Weltmann, dem diese zurückschreckenden Spitzfindigkeiten ganz fremd sind, begreiflich zu machen, was der sensus compositus und der sensus divisus sey. Schwerlich wird dieses einem je gelingen.

»verachtete die Meinungen und den Willen der Menschen »und wollte sie alle gänzlich unterjochen.«

Man wird vielleicht hier zu viel von dem neuern Colorit finden; nimmt man aber dasselbe hinweg, so bleibt die große Wahrheit, nämlich: daß die höchste Gewalt nie einen größern und aufrichtigern Vertheidiger gehabt hat, als Bossuet.

Der Hof war für ihn ein wahres Heiligthum, und in der Person des Königs sah er nur einen Stellvertreter der Gottheit. Ludwigs des Vierzehnten Ruhm und dessen unbeschränkte Gewalt erfüllten den Bischof mit Wonne, als wenn beides gleichsam sein Eigenthum gewesen wäre. Lobt er den Monarchen, so läßt er alle Anbeter dieses Fürsten und die nur dessen Gunst suchten, weit hinter sich zurück. Wer in ihm einen Schmeichler erblicken wollte, würde wenig Urtheilskraft verrathen. Bossuet lobt nur, weil er bewundert, und sein Lob ist stets aufrichtig. Es entquillt einem gewissen monarchischen Glauben, der sich besser empfinden als erklären läßt; und seine Bewunderung theilt sich mit, weil nichts stärker und leichter überredet, als die eigene, selbstgefühlte Ueberzeugung. Auch hat Bossuets Unterwerfung, da sie ganz christlich ist, nichts herabwürdigendes; und so wie der Gehorsam, den er dem Volke predigte, ein Gehorsam aus Liebe war, welcher den Menschen nicht erniedrigen kann, eben so war die Freiheit, der er sich gegen den Monarchen bediente, eine christliche Freiheit, welche niemals mißfiel. Er war der einzige Mensch seines Jahrhunderts, (vielleicht mit Montausier) welcher Ludwig XIV., ohne ihn zu beleidigen, die Wahrheit hätte sagen dürfen. Als er ihm von der Kanzel herab sagte: »Nur einen Feind, Sire! haben Sie noch zu fürchten, »und dieser Feind sind Sie selbst, ja Sie selbst ꝛc.« *)

*) In der Predigt über die Auferstehung.

so hörte ihn der König, wie er David würde gehört haben, als dieser in seinem Psalm sagte: »Vertrauet nicht »auf Könige, bei welchen kein Heil zu finden ist.« An der Freiheit, von welcher Bossuet Gebrauch machte, hatte der Mensch keinen Antheil; aber es ist gerade der Mensch, welcher den Menschen beleidiget, und die schwere Aufgabe ist, diesen in sich völlig zu vernichten. Boileau sagte zu einem der gewandtesten Höflinge seiner Zeit:

Esprit né pour la cour et maître en l'art de plaire
Qui sais également et parler et te taire.

Dieses Lob gebühret im höchsten Grade Bossuet. Wenige Menschen waren jemals mehr Meister ihrer selbst; er wußte zu sagen, was er sagen sollte, und wie er es sagen sollte, und wann er es sagen sollte. Fühlte er sich berufen, ein öffentliches Aergerniß zu rügen, so entzog er sich nie seiner Pflicht; hatte er aber einmal gesagt, »es ist dir nicht erlaubt, sie zu behalten,« dann wußte er inne zu halten und hatte mit der Gewalt weiter nichts mehr auszumachen. Die Leiden des Volks, der Mißbrauch der Gewalt, die Gefahren des Staates, das Aergerniß einer zur Schau gestellten Sittenlosigkeit entrissen ihm nie auch nur einen Laut. Stets sich selbst gleich, stets Priester und nichts als Priester, konnte er eine Maitresse in Verzweiflung setzen, ohne dem gekrönten Liebhaber zu mißfallen. *)

Nichts ist anziehender für das Auge des Beobach-

*) Bossuet brachte der Frau von Montespan den Befehl, den Hof zu verlassen. Sie überhäufte ihn mit Vorwürfen, erzählt das Journal des Herrn Ledieu, unter andern sagte sie ihm, daß sein Stolz ihn bewogen habe, zu ihrer Verweisung vom Hofe mitzuwirken.

Dieser Zorn macht übrigens dem großen Mann, den er traf, wahrhaft Ehre.

ters, als neben einen solchen Charakter jenen eines Fenelon zu stellen, wie dieser mit erhabenem Haupte und ruhiger Stirne durch die schimmernden Reihen der Maitressen und Höflinge hinschreitet; eben so unbefangen und zwanglos am Hofe, als in seinem eigenen Hause, unempfänglich für jede Art von Täuschung, gehorsamer, treuergebener Unterthan, der aber einer, mehr als gewöhnlichen Kraft, Geistesüberlegenheit und Unabhängigkeit bedarf, um das Wunder zu wirken, welches man ihm zu wirken den Auftrag gegeben hatte.

Findet man in der ganzen Kirche einen Thaumaturgen gleich ihm, der, das widerstrebendste Naturell bändigend, aus einem Prinzen einen andern Prinzen gemacht hätte? Ich glaube es nicht. Voltaire sagte, der Adler von Meaux und der Schwan von Cambray. Dieser Ausdruck ist nicht richtig; denn in dem Charakter des letztern lag ungleich weniger Geschmeidigkeit und Nachgiebigkeit und eine ungleich größere Strenge, als in dem Charakter des andern.

Die Umstände führten diese beiden großen Männer zusammen, unglücklicher Weise standen sie nachher einander feindlich gegenüber. Auf immer bleiben sie der Stolz ihres Jahrhunderts und des französischen Priesterthums; nie trennt sie die Einbildungskraft, und es ist unmöglich, an sie zu denken, ohne sie mit einander zu vergleichen. *)

---

*) Um einen Triumvirat zu haben, wie es das Episcopat der katholischen Kirche vielleicht noch nie gehabt hatte, muß man ihnen Hüet zugesellen. Dieser ist weniger bekannt, als die beiden andern, weil er sehr zurückgezogen lebte und beinahe ausschließlich nur in lateinischer Sprache schrieb; aber sein Verdienst ist ungeheuer. Ma-

Es ist ein Vorrecht großer Jahrhunderte, uns ihre Leidenschaften als ein Vermächtniß zu hinterlassen und ihren großen Männern gleichsam ein zweites Leben zu ertheilen, welches uns täuscht und sie zu unsern Zeitgenossen macht. Wer hat nicht für und gegen die Frau von Maintenon streiten gehört, und zwar mit einer Hitze, als wenn sie noch nicht aus unserer Mitte verschwunden wäre? Eine ähnliche Erscheinung erzeugt auch das Andenken Bossuets und Fenelons. Seit einem Jahrhundert sind sie nicht mehr; und dennoch haben sie ihre Freunde und Feinde und ihr Einfluß ist noch immer unverkennbar.

Fenelon sah, was jeder sehen mußte. Die Nation unter der Last der Abgaben erdrückt, Kriege, welche nie endeten, den Stolz in seiner ganzen Trunkenheit, die Raserei einer ungezügelten Gewalt, die Grundgesetze der Monarchie von der Willkühr zertreten; das Geschlecht der stolzen Vasthi, im Triumphzug durch die Mitte eines staunenden Volkes, das dem Blut seiner Gebieter Beifall zujauchzt *) und seiner Sprache so unkundig ist, daß es nicht einmal weiß, was das Wort Blut bedeuten will; und endlich eben dieses Geschlecht von dem erschrockenen, bei dem Anblick einer militairischen Erscheinung, zitternden Areopag für legitim erkläret.

---

thematiker, Naturforscher, Antiquar, der hebräischen Sprache kundig, Hellenist von der ersten Classe, trefflicher Latinist, endlich selbst Dichter, umfaßte sein Genie beinahe alle wissenschaftliche Zweige, und ich unterschreibe von ganzem Herzen, was Feller in seinem Wörterbuche am Ende des Artikels Hüet sagt.

*) Man sehe in den Memoiren jener Zeit die Beschreibung der Reise nach Bardge.

Jetzt konnte der große Erzbischof den Feuereifer, der ihn verzehrte, nicht länger mehr zurückhalten. Von Schmerzen überwältiget, nirgends für die Zeitgenossen mehr ein Heilmittel erblickend, und der kommenden Generation zu Hülfe eilend, rief er die Todten in das Leben zurück, entlehnte der Allegorie ihren Schleier, der Fabel ihre glücklichen Dichtungen und erschöpfte alle Kunstgriffe des Genies, um den zukünftigen Monarchen zu belehren, ohne jenen zu beleidigen, den er so zärtlich liebte und dessen Verirrungen er beweinte. Mit dem Freunde Hiobs hätte er sagen können: »Ich bin voll der Rede, ich muß sprechen und meiner bedrängten Brust ein wenig Luft machen.«*)

Gleich dem in Erz verschlossenen glühenden Dampf mußte der in diesem reinen Herzen überschäumende Zorn der Tugend, um Erleichterung zu finden, sich einen Ausweg suchen; er fand ihn an dem Busen der Freundschaft; hier legte er das bejammernswerthe Geheimniß nieder: er hat nicht den mindesten Begriff von seinen Pflichten;**) und gewiß, an jene konnte er diese Worte richten, die von der Wahrheit derselben vollkommen überzeugt war. Nichts hinderte also Fenelon, seine Seufzer bei jener berühmten Frau lauthar werden zu lassen, welche nachher..... aber damals war sie noch seine Freundinn.

Und dennoch, was ist geschehen? Dieses eben so große als liebenswürdige Genie büßt noch heut zu Tage für alle die Anstrengungen, welche es, vor länger als hun-

---

*) Plenus sum sermonibus....; loquar et respirabo paululum. Job. XXXII. 18. 20.

**) Diese Worte finden sich in einem vertraulichen Schreiben Fenelons an die Frau von Maintenon.

dert Jahren, mehr noch zum Besten der Könige, als zum Wohl der Völker gemacht hat. Das stolze Ohr der Herrscher fürchtet immer noch jene sanften, aber eindringenden Lehren der Wahrheit, welche die in Mentors Gestalt gehüllte Minerva einst aussprach und es fehlt gar nicht viel, daß man an Höfen nicht Fenelon gar für einen Republikaner hält. Es wäre fruchtlos, sich schmeicheln zu wollen, daß man je lernen werde, die Stimme der seufzenden Ehrfurcht von jener der lästernden Frechheit zu unterscheiden.

Bossuet im Gegentheil, weil er seinen Eifer stets zu zügeln wußte, und besonders ihn nie unter menschlichen Formen sichtbar werden ließ, flößt ein Zutrauen ein, das gar keine Grenzen kennt. Er ist wahrhaft der Mann nach dem Herzen der Könige. Die Majestät spiegelt und bewundert sich in dem Eindruck, den sie auf diesen großen Mann gemacht hat, und dieses allgemeine Wohlwollen verbreitet nun seine Strahlen auch auf die vier Artikel, welche man, weil Bossuet sie auf das Papier niederschrieb, als sein Werk betrachten wollte; und die vier Artikel, welche alle Faktionen der grobbetrogenen Gewalt als das Palladium der Souverainität darbieten, werfen nun auch ihrerseits ihren falschen, von einem eingebildeten Staatsinteresse erborgten Glanz auf den Bischof von Meaux wieder zurück.

Wer weiß, ob Bossuet und Fenelon nicht beide das Unglück hatten, in den nämlichen Fehler zu fallen, der eine gegen die geistliche, der andere gegen die weltliche Macht? Dies ist wenigstens die Meinung eines Mannes von Geist, dessen Person und Meinungen mir gleich schätzbar sind. Dieser glaubt, »daß man in Fenelons Schriften und dem vertraulichen Ton, in welchem er den Königen seine Lehren ertheilt, hinreichenden Beweis finde, daß Fenelon in Versammlung von

Politikern sehr gerne vier Artikel über die weltliche Macht würde entworfen haben.«

Ohne dies selbst zu glauben, würde ich jenen es glauben lassen, und vielleicht ohne eine Einwendung dagegen zu machen, wenn ich nicht in Fenelons geheimen Papieren und die man als Beweisstücke mit seiner Lebensgeschichte bekannt gemacht hat, gerade das Gegentheil fände. Hier sieht man, daß in allen seinen, in der Stille seines Kabinets, von ihm entworfenen Reformplanen, alles mit den Grundgesetzen der französischen Monarchie in dem vollkommensten Einklang stand; man findet darin nicht die mindeste Spur, weder von Bitterkeit noch Neuerungssucht; ja er verschmäht sogar jede Theorie und seine Staatskunst ist ganz praktisch.

Fenelon, man kann es nicht läugnen, ist der Abgott der Weltweisen: soll dieses eine Anklage gegen ihn sein? Die Antwort hierauf hängt von der Art ab, wie man das vor einem Augenblick aufgestellte Problem der Vorliebe der Jansenisten zu Bossuet wird gelöset haben, und woron ich die Auflösung in dem allgemeinen Gesetze der Affinitäten zu finden glaubte.

Uebrigens könnte Fenelon sich selbst vertheidigen; er dürfte nur sagen: »niemals war ich gegen mein Zeitalter so strenge gewesen, als Massillon es war, da er »in der Trauerrede bei dem Tode Ludwigs XIV. von »der Kanzel herabrief: »O du so hochgepriesenes Jahrhundert! mit deinem Ruhm hat sich also auch deine Schande »gehäuft!«

Aber lassen wir Fenelon und was ihm zur Last gelegt wird, wenn anders ihm etwas zur Last gelegt werden kann, und beschäftigen uns wieder mit Bossuets großem Einfluß, woron ich so eben die Quelle dem Leser angegeben habe. Man darf also keinen Augenblick zweifeln, daß das große Ansehen, in welchem er, ein Mann,

wie der Thron sich keinen bessern wünschen konnte, nott
wendig stehen mußte, nicht auch zu dem Glück der vie
Artikel den Grund gelegt habe. Die französischen Parla
mente und vorzüglich das Pariser Parlament benutzte
nachher die Gelegenheit, welche ein leichtsinniges und ver
dorbenes Jahrhundert ihnen darbot, um in ein Staats
gesetz theologische Sätze zu verwandeln, welche die Päbste
die gleichzeitig französische Geistlichkeit, ein großer Mo
narch, nachdem man ihm die Augen geöffnet hatte un
am lautesten die Vernunft selbst ausdrücklich verdamm
hatten. Eine schwache, verdorbene, unthätige Regierung
welcher man in den vier Artikeln eine Vermehrung ihre
Gewalt hatte blicken lassen, ließ alles ruhig geschehen
oder unterstützte gar noch die Parlamente, welche im
Grunde doch bloß für sich selbst arbeiteten. Die Geistlich
keit, durch eben diese Artikel ihrer Stärke, mithin jeder
Kraft zum Widerstande beraubt, schwur jetzt, dieselben
zu behaupten, (das heißt zu glauben.) Ich habe es schon
bemerkt, und es gibt keine größere Wahrheit: leistet ein
Einzelner, oder eine ganze Corporation, dem Irrthum
heute einen Eid, so werden sie ihn sicher den andern Tag
schon für eine Wahrheit erklären.

Durch diese unselige Nachgiebigkeit ward die französi-
sche Geistlichkeit der weltlichen Macht in eben dem Grade
leibeigen, in welchem sie sich von der rechtmäßig über sie
gesetzten Obergewalt unabhängig gemacht hatte; und an-
statt diese Erniedrigung zu fühlen, nannten sie dieselbe
Freiheit.

Und aus diesem Knäuel von Irrthümern, Sophismen
und falschen Ansichten, von Feigheit und lächerlichen oder
strafbaren Anmaßungen, durch Stolz und Gewohnheit
fest in einander verbunden, entstand nach und nach jenes
furchtbare Ganze, jenes ungeheure Nationalvorurtheil,
zusammengesetzt aus allen andern Vorurtheilen, und so

ſtark, ſo dicht und ſo feſt in einander geſchlungen, daß ſelbſt — ich wenigſtens möchte nicht das Gegentheil daron verbürgen — die vereinten Anathemen der Vernunft und Religion es ſo bald nicht wieder auflöſen würden.

Der erſte Rückſchritt zur Wahrheit muß von der franzöſiſchen Geiſtlichkeit geſchehen. Mit edler Freimüthigkeit muß dieſe ihren ehemaligen Irrthum bekennen, den Stein des Anſtoßes, welcher die Einheit ſo ſehr verletzt, hinwegräumen, und hiedurch der katholiſchen Kirche einen nicht zu berechnenden Dienſt erzeigen.

Sie muß ferner alle ihre Kräfte aufbieten, um den Zauberknoten zu löſen, mit welchem eine kurzſichtige Politik die Idee der vier Artikel an das Intereſſe der weltlichen Macht knüpfte, welche doch gerade im Gegentheil alles von dieſen aufrühreriſchen Maximen zu befürchten hat.

Endlich muß ſie den Muth haben, eine durch die Geſchichte aller Völker bewährte Wahrheit anzuerkennen. In dem Leben einer großen Anzahl der berühmteſten Männer findet man nicht ſelten einen gewiſſen Wendepunkt, über welchen hinaus die geheime unſichtbare Kraft, welche bis dahin ſie von Erfolg zu Erfolg, von Triumph zu Triumph, gleichſam an der Hand geführt hatte, ſie nun völlig zu verlaſſen ſcheint. Für ihren Ruhm wird, von dieſem Moment an, ihr Leben unnütz. Wie Scipio nach ſeinem Sieg bei Zama, hätte Boſſuet nach ſeiner Predigt über die Einheit ſterben ſollen. Seit dem Jahre 1682 ſank der Biſchof von Meaux nach und nach von jener Höhe herab, zu welcher ſo viele nicht genug zu bewundernde Arbeiten ihn erhoben hatten. Sein Genius ward ein gebrechlicher Menſch und das Orakel verſtummte.

Um das, was ich bisher über dieſen großen Mann geſagt habe, auf eine würdige Weiſe zu ſchließen, welche niemandem mißfallen wird, der unbefangen und aufrichtig nach Wahrheit ſtrebt, finde Folgendes hier noch eine Stelle:

War es nicht Boſſuet, welcher in der Predigt über die Einheit ſagte: »Der ewige von dem Apoſtel Petrus »nach Rom verpflanzte Stuhl ward noch nie durch eine »Ketzerei befleckt. Nie hat die römiſche Kirche ihre jung»fräuliche Reinheit verloren. Der Glaube der Kirche zu »Rom iſt ſtets der Glaube der allgemeinen Kirche. In »ſeinen Nachfolgern iſt der heil. Petrus ſtets der Grund»pfeiler aller Rechtgläubigen. Jeſus Chriſtus ſelbſt hat »es geſagt, und Himmel und Erde werden eher vergehen, »als ein einziges ſeiner Worte. Noch immer ſitzt lebend »der heilige Petrus auf ſeinem Stuhle. Daß gegen das »Beiſpiel aller ihrer Vorfahren*) ein oder zwei Päpſte,**) »entweder aus Zwang oder Ueberraſchung ***) die Lehre »des Glaubens nicht ſtandhaft genug behauptet, †) aber

---

*) Man wolle das ausdrückliche Geſtändniß über die Totalität der römiſchen Päbſte hier nicht überſehn.

**) Eben ſo bemerke man hier ein oder zwei; das heißt Liberius und Honorius; aber da Boſſuet das oben Geſagte auf Liberius ganz beſtimmt nicht angewendet wiſſen will, ſo bleibt unter 280 Päbſten, während 19 Jahrhunderten, der einzige Honorius noch übrig; und deſſen Irrthum nur von der ſouverainen Strenge, aber nicht von der Gerechtigkeit konnte getadelt werden.

***) Man bemerke doch ja wohl, daß, wo Gewalt oder Ueberraſchung ſtatt findet, es keinen Irrthum geben kann; denn, wer eine Frage beantwortet, welche er nicht verſtanden hat, kann weder Recht noch Unrecht haben; derſelbe ſpricht von einer ganz andern Sache; und dieß war gerade der Fall des Honorius.

†) Auch hier muß bemerkt werden, daß von Schwäche und nicht von Irrthum die Rede iſt. Der Pabſt, der nicht

»deutlich genug erklärt haben; *) daß ferner, nachdem »die ganze Welt in zahllosen Angelegenheiten und in je»dem vorkommenden Zweifel sich nach Rom wandte, und »Rom in dem Laufe so vieler Jahrhunderte alle diese, bald »das Dogma, bald die Kirchenzucht, bald die äußern Ce»remonien betreffenden Fragen beantwortete; daß, sage »endlich eine, und zwar nur eine Entscheidung von der »souverainen Strenge eines oecumenischen Conciliums ge»tadelt wurde, dieses kann keinen Schatten auf den Stuhl »des heiligen Petrus werfen. Ein Schiff, welches die »Wellen durchschneidet, läßt nichts desto weniger den»noch einige Spuren zurück..... Alles ist den Schlüs»seln des heiligen Petrus unterworfen: die Könige und »die Völker, die Hirten und die Heerden.« Ist es nicht Bossuet, welcher in der dritten Erinnerung an die Protestanten Nr. 17 hinzusetzt:

»Wir müssen in dem heiligen Stuhl ein hervorleuch»tendes und unverletzbares Ansehen erkennen, unzugäng»lich den Irrthümern, welche alle dieser erhabene Stuhl »mit seinen Donnern zerschmettert hat.«

Unstreitig war es Bossuet, der diese Zeilen schrieb: und der Himmel und die Erde werden vergehen, bevor man dieselben wieder wird auslöschen können.

Und nun frage ich wieder, ist es der nämliche Bossuet, der mit dem Fleiße und der Gelehrsamkeit eines jener Magdeburger Kirchengeschichtschreiber aus dem 16. Jahrhundert, **) in seiner Vertheidigung der Declara-

---

Muth genug hatte, die Wahrheit ununterbrochen zu behaupten, mag schwach und selbst so strafbar gewesen seyn, als man ihn nur immer dafür halten mag, aber ketzerisch kann man ihn nicht nennen.

*) Sprachfehler! Man bringe das Wörterbuch her, denn es ist hier nicht mehr die Rede von dem Evangelium.

**) Vertheidigung der Declaration; im 3. Theil, Buch II, Kap. 33.

tion, ein ganzes Verzeichniß von Irrthümern der Päbſte zuſammengeſchrieben hat?

Iſt es der nämliche Boſſuet, welcher in eben dieſer Vertheidigung ſagte, daß die Entſcheidungen der allgemeinen Concilien, von dem Augenblick ihrer Bekanntmachung an, geſetzliche Kraft haben, bevor noch der Pabſt dieſelben durch ein Dekret beſtätiget hätte, und daß ſelbſt die Acten der Concilien*) dieſe Wahrheit beurkundeten?

Iſt es der nämliche Boſſuet, welcher, ſtets noch in der nämlichen Vertheidigung, behauptete, daß die den Concilien von den Päbſten ertheilte Beſtätigung nichts als eine bloße Zuſtimmung ſey!**) Iſt es der nämliche Boſſuet, welcher, da er einen feierlichen Act der franzöſiſchen Geiſtlichkeit anführen wollte, ſtatt den Text, ſo wie er war, abzuſchreiben, nämlich: »damit die Bulle in der Verſammlung der Biſchöfe angenommen würde,« ſich nun einen Zuſatz erlaubte und hinſchrieb: »damit die Bulle in der Verſammlung der Biſchöfe angenommen und beſtätiget würde!***)

---

*) Ebend. Buch 8, Kap. 9. Hier muß noch bemerkt werden, daß Boſſuet in dem folgenden Kapitel erklärt, »daß er keinen Anſtand nehme, zuzugeben, daß ohne »den römiſchen Pabſt kein Concilium könne gehalten »werden, indem die Kirchen ohne die Leitung desjenigen, »der ihr Oberhaupt iſt, ſich nicht vereinigen und verſammeln dürfen.« (Thl. 3, Buch 9, Kap. 32.)

**) En quid sit confirmatio: consensus ipse. Ebend. Buch 10, Kap. 17.

***) Es betraf die Bulle Innocenz X. gegen den Janſenismus, vom 31. Mai 1653. In einem, auf Befehl der Geiſtlichkeit, gedruckten Bericht heißt es: ut ipsa constitutio facto Episcoporum coetu reciperetur. Boſſuet

Iſt es der nämliche Boſſuet, welcher ein ganzes Kapitel hindurch *) ſich den Kopf zerbricht, um die Texte des Evangeliums, welche zu klar für die Suxrematie des Pabſtes ſprechen, ſo viel möglich zu beſchneiden und zu entkräften; der uns die Erklärung gibt, daß der Pabſt nicht an und für ſich Petrus, ſondern nur ſeiner Schuldigkeit nach Petrus iſt; daß man einen Unterſchied machen muß zwiſchen dem Pabſtthum, welches eine allgemeine Grundlage, und dem Pabſte, der nur eine partielle Grundlage iſt; daß die Verheißungen: »Ich bin bei euch« ſich nur auf die Geſammtheit der Päbſte beziehe (dem zu Folge alle Päbſte einzeln Ketzer, und nur in der Totalität oder in Maſſe katholiſch ſeyn könnten); daß mehrere Theologen (welche er keineswegs verdammt) unter dem Wort »Felſ« nicht den Pabſt, ſondern jeden rechtgläubigen Chriſten verſtehen? ꝛc.

Iſt es wirklich Boſſuet, der alles dieſes geſagt hat? — Ja oder Nein?

Antwortet man mir mit Nein, will man eingeſtehen, daß die Vertheidigung durchaus nicht die wahren und bleibenden Geſinnungen Boſſuets ausdrückt, daß man dieſelbe im Gegentheil als ein Werk betrachten muß, das

---

ſchrieb receiperetur atque firmaretur. (Ebend. Buch 10, Kap. 17.) Der Herausgeber bemerkt in einer Note, »das »Wort atque firmaretur findet ſich nicht in dem Bericht »gerade an dieſer Stelle: es ward von dem berühmten Verfaſſer hinzugeſetzt; aber er weicht dadurch doch nicht von »dem Sinne und dem Zwecke ab, welchen die Verfaſſer »des Berichts ſich vorgeſetzt hatten. (Dans les œuvres de Bossuet. Liège, 1768; in 8., tom. 21, pag. 274, ligne 34.)

*) Vertheidigung der Deklaration; im 3. Theil, Buch 10, Kap. 34.

man seiner gehorsamen Nachgiebigkeit entrissen, das der Verfasser selbst verdammt, welches man nicht nur ohne seine Erlaubniß, sondern sogar gegen seinen Willen bekannt gemacht und welches mithin niemand, Bossuet zuzuschreiben, das Recht hat; so ist der Prozeß am Ende, wir sind mit einander einverstanden, und die Vertheidigung sammt den vier Artikeln können hingehen, Quo libuerit.

Antwortet man aber mit Ja, das heißt, wird man behaupten, daß die Vertheidigung der vier Artikel Bossuet eben so zugehört, wie seine übrigen Werke, daß er sie mit gleicher Freiheit des Geistes und eines durch nichts verführten, beherrschten oder bedroheten Willens und in der Absicht geschrieben hat, daß solche nach seinem Tode, als ein ächtes und authentisches Denkmal, seine wahren Grundsätze beurkunden soll: — alsdann werde ich etwas ganz anderes darauf zu antworten haben; hiezu aber werde ich mich nie entschließen, bevor nicht einer jener Männer, die sowohl durch ihren Charakter, als ihre Gelehrsamkeit, ein Recht haben, auf die öffentliche Meinung zu wirken, mir seine Gründe für diese bejahende Antwort öffentlich vorzulegen die Ehre erzeigt haben wird.

Der Graf de Maistre entwickelt Fenelons und Bossuets verschiedene Ansichten über die sogenannte Freiheit der gallikanischen Kirche im Verfolge seines Werkes noch mannichfach auf die überraschendste Weise, und wir erkennen Fenelons großes Beispiel der Unterwerfung dadurch noch in dem schöneren Lichte eines einzelnen Momentes, aus seinem ganzen ununterbrochenen Glauben an das, ohne wesentliche Verletzung des allgemeinen Kirchenheils schwer zu beschränkende Primat des römischen Stuhls.

Fenelon ſtellt in kurzen Noten unter ſeinen hinterlaſſenen Papieren den wirklichen Zuſtand der gallikaniſchen Kirche mit der ihm eigenen Wahrheitsliebe dar, in folgenden Worten:

»In der Ausübung iſt in Frankreich der König mehr das Oberhaupt der Kirche als der Pabſt. Freiheiten gegen den Pabſt, Knechtſchaft gegen den König. Gewalt des Königs über die Kirche, welche jetzt den weltlichen Richtern heimgefallen iſt. Die Layen beherrſchen die Biſchöfe. Ungeheure Mißbräuche bei den Appellationen gegen die Nullität. Königliche reſervirte Fälle. Weltliche Richter unterſuchen ſogar die blos Glaubensartikel betreffenden päbſtlichen Bullen. Unter dem Vorwande des den Contrakten beigefügten Eides ward ehemals alles vor den Richterſtuhl der Kirche gebracht, unter dem Vorwande des Beſitzrechts reißen heut zu Tage die weltlichen Richter alles an ſich.«

Dann ſchildert de Maiſtre Boſſuets mannichfaltige Verlegenheiten, ſich durch die von ihm ſo ſehr geförderte Kirchenfreiheit in ihrer Praxis nicht gedrückt zu fühlen, und ſeine häufige Bedrängniß, wie er ſich in öffentlichen Verhandlungen conſequent darüber äußern ſollte.

Fenelon mag, ſo lange es ihm beliebt, ſagen: Es iſt unrecht, daß Layen ſich anmaßen, Bullen über Glaubensgegenſtände zu unterſuchen; man läßt ihn reden, und er hat ſich dem römiſchen Stuhl bereits unterworfen, als noch die gallikaniſche Kirche, dem Urtheil des Pabſtes beizutreten, überlegte, und das Parlament Urtheil und Beitritt wieder überlegte und endlich durch Einregiſtrirung des Breves gewiß wurde, Fenelons Buch ſey verdammungswürdig.

Wir finden hier den verurtheilten Fenelon in ſeinem Gehorſam weit freier, als die freie gallikaniſche Kirche, und der große Boſſuet, welcher einmal ſagte: »die

Römer wissen wohl, daß sie uns nie bewegen werden, die in Frankreich angenommene gemeine Lehre zu verlassen.« (Bossuets Geschichte, Buch II.) war bei der Ankunft des Verdammungsbreves des Buchs von Fenelon in großer Verlegenheit bei der Erwägung: wenn Fenelon sich nicht unterwirft, wird der Pabst ihn des Bisthums entsetzen, diese Entsetzung wird die gallikanische Kirchenfreiheit nicht anerkennen, und der Pabst sein Urtheil nicht unvollständig lassen Dieser mögliche Fall drohte die fürchterlichsten Folgen, ja Trennung der geistlichen und weltlichen Gewalt. Als man Bossuet diese Erwägung nahe legte, sagte er: »Ich habe nicht unterlassen über die Mittel nachzudenken, um ihn entweder zum Gehorsam zu zwingen, oder gerichtlich gegen ihn verfahren zu lassen.« Der Gehorsam Fenelons während die gallikanische Freiheit noch verlegen war, ersparte ihr diese Mittel, und obschon die Neugierde dabei verloren hat, hat die Kirche doch viel gewonnen, daß man nie diese ausgedachten Mittel kennen gelernt hat.

Wer mußte noch mehr die gallikanische Freiheit fühlen und beweinen als der große Bossuet, da der Großkanzler ihm einen Zensor seiner geistlichen Werke setzte, ohne dessen Erlaubniß auf dem Titel keines durfte gedruckt werden. In seinen Briefen an den Cardinal von Noailles klagt er, daß ein Kanzleischein in Geschäften des bischöflichen Berufs der Unterjochung der Kirche den Stempel aufdrücken müsse. — Eine harte Erfahrung, wenn man in guter aber kurzsichtiger Absicht mit an diesem Stempel geschnitten hat. — In einem zweiten Brief an Noailles, schreibt er in gleicher Bedrängniß:

»Ich flehe um Schutz bei Frau von Maintenon, an welche ich jedoch nicht Muth habe, zu schreiben!!! Euer Eminenz werden thun, was hier geschehen muß; Gott wolle nur Sie uns erhalten! Am Ende wird man

uns glauben und die Zeit wird die Wahrheit enthüllen; aber es ist zu befürchten, daß es alsdann zu spät und das Uebel schon zu weit eingerissen seyn möchte! Dieser Gedanke durchbohrt mir das Herz.« —

Daß die französischen Bischöfe, ihrer natürlichen Stützen beraubt, in Bedrängnissen der Kirche sich an eine Dame wenden, dies mag noch hingehen! Es ist eine Freiheit der gallikanischen Kirche, und vielleicht die Einzige, die ich verstehe; unglücklicher Weise sind die Maintenons aber seltene, die Pompadours aber häufigere Erscheinungen; unter dem Einfluß dieser beklage ich die Kirche.

Der Graf de Maistre setzt weiter die Ursachen der weisen Mäßigung Roms, das Buch der Vertheidigung der Declaration der französischen Geistlichkeit nicht zu verdammen, auseinander. Er sagt, die Declaration von 1682 wurde dreimal verdammt, doch mit nothwendiger Schonung. Größere Feierlichkeit dabei würde weniger Weisheit verrathen haben. Ohne Zweifel wissen die Päbste sehr gut, was sie von den 4 Artikeln und der bekannt gemachten Vertheidigung derselben zu denken haben: aber sie wissen auch, welche Verdienste der große Bossuet sich um die Kirche erworben hat; und wenn selbst es noch nicht erwiesen wäre, daß man ihn nicht als den Verfasser jener elenden Vertheidigung betrachten und behandeln darf, so würden sie sich doch nie entschließen, seine ehrwürdige Asche zu betrüben.

Und diese Betrachtung, um es nur im Vorübergehen zu bemerken, setzt die unverzeihliche Gewaltthätigkeit, die man sich bei der Verdammung Fenelons gegen Innocenz XII erlaubte, in ihr volles Licht. Nie ward vielleicht in der Welt alles Zartgefühl und alle Schonung grausamer mit Füßen getreten, als hier! (gerne

will ich zugeben, daß man von Betrachtungen höherer Art einstweilen gänzlich abstrahire.) Welches Recht hatte Ludwig XIV, dem Pabst zu befehlen und ihm ein Verdammungsurtheil, welches er nicht geben wollte, mit Gewalt zu entreißen? Gibt es einen scandalöseren Mißbrauch der Gewalt, ein gefährlicheres Beispiel für die andern Souveraine? Unstreitig enthielt das Buch der Maximen einige Irrthümer, aber sie waren verzeihlich; warum ein solcher feierlicher Schritt gegen einen der größten Männer, welche je die Zierde Frankreichs und der Kirche waren? Die Abneigung des Pabstes war sichtbar; um diese zu überwinden, mußte man ihn noch größere Uebel fürchten lassen. Jetzt, und da es im Grunde doch wirkliche Irrthümer waren, welche der Pabst für unzulässig erklären sollte, glaubte der heilige Stuhl, dem Sturme ausweichen zu müssen. Das Schlachtopfer selbst würde ihn darum ersucht haben. Einer zügellosen Tirannei, welche in der Person des Pabstes die geheiligten Rechte der Religion und Souverainität verletzte, gab also der heilige Stuhl nach; aber indem er nachgab, ließ er auch seinen gerechten Unwillen kund werden.

Das Stillschweigen Roms ist also gar kein Beweis, daß der heilige Stuhl in einem Menschen oder Buche nichts verdammungswürdiges finde. Das Oberhaupt der Kirche muß in Verdammungsurtheilen, welche so traurige Folgen nach sich ziehen können, äußerst zurückhaltend seyn. Stets ist derselbe eingedenk der väterlichen Maxime: Verdammt keinen Irrthum, der sich selbst verdammt. (So weit de Maistre.)

Fenelons Saat und Aernte wird im natürlichen und geistlichen Verstande von den Feinden Frankreichs und den Gegnern seines Glaubens geehrt.

Wenn es uns in Fenelons Lebensgeschichte rührt, daß die feindlichen Armeen ihn nicht nur auf seinen Amtsreisen eskortirten, sondern auch seine Felder und Getreidevorräthe schützten, ja daß 1711, unter den Wällen von Cambray stehend, Marlborough, um nicht durch den drohenden Mangel seiner Truppen die Beschützung von Fenelons Getreide in Cateau-Cambresis aufgeben zu müssen, dieses Getreide auf Wagen laden und von den Alliirten escortirt bis auf den Exerzierplatz von Cambray, wo das französische Hauptquartier war, führen ließ, so muß es uns auch auf eine eigenthümliche Weise erfreuen, Fenelon, den strenggläubigen Katholiken, den bestimmten Gegner aller Lossagung von der vollkommenen Unterwerfung unter das Oberhaupt der Kirche, Fenelon, den sein unbedingter Gehorsam gegen die Kirche eigentlich charakterisirt, so vielfältig und schier unwillkührlich von allen fühlenden und denkenden Gliedern der gegen seine Kirche protestirenden Glaubensgesellschaften geliebt, geehrt und gefeiert zu sehen. Die Tugend, die Wahrheit, die christliche Liebe und der Takt des rechten Maaßes in Zeit, Ort und Person, die ihn schmücken, zwangen die Gegner seiner Kirche, ihm den Aerntekranz auch vor dem Getreide seiner geistlichen Aernte herzutragen; wir wollen damit sagen, sein Lob zu verkünden und sich Aehren lesend auf dem Acker seiner Arbeit zu erquicken. Man wird unsre Wahl nicht tadeln, wenn wir statt aller anderen Herder allein sprechen lassen.

Herders Urtheil über Fenelon.

»Wenn ein Sterblicher Gaben des Herzens und des Verſtandes in Einfalt, Würde und Lieblichkeit zu vereinigen und Alle unter das ſtrenge Geſetz der reinen Hingabe ſeiner ſelbſt zu bringen wußte, war es Fenelon. So erſcheint er in ſeinen Schriften; der war er, nach dem einſtimmigen Zeugniſſe ſeiner Feinde ſelbſt, im Leben; Docteur, Archevêque et grand Seigneur in der liebenswürdigſten Verläugnung aller Hoheit ſeines Standes und Charakters. Leſe man von ihm Ramſay, höre man hie und da *) nur einzelne Worte von ihm und leſe ſeine Briefe; es ſpricht, es ſchreibt ein Himmels-Genius unter den Menſchen, der von ſeinem Erdengeſchlecht weder Dank noch Ruhm begehrt. Deſto tiefer lebte er im Herzen ſeiner Freunde, die ihn, aller Verbote ungeachtet, bis an den Tod liebten, denen auch er nachſtarb, weil,

*) Mémoires de Mad. de Maintenon, de A. Simon, Vie du Duc de Bourgogne, Eloge de Fénélon par d'Alembert etc. etc.

wie er ſagte, mit ihnen ſein Herz von allem Irdiſchen frei ſey.

»Aber auch er war durch die Geſchichte der Guyon und durch Boſſuet ſcharf geläutert; edler kann man ſich kaum betragen, als er ſich bei jedem Schritte betrug. Die tiefſte Demüthigung, die ihm vor den Augen ſeiner ganzen Kirche geſchah, ward ihm indeß zur größten Ehre, ſo wie ihm die Jahre der Demüthigung Ludwigs zum edelſten Siege gereichten, ohne daß er an Sieg auch nur dachte. Er gab, was er hatte und vermochte, der kranken nothleidenden Armee, und genoß eben ſo viel Verehrung von den Feldherren des feindlichen Heeres, als eine grenzenloſe Liebe von Allen, die ihn umgaben. Nicht ſeine Kirche, aber die Menſchheit hat ihn kanoniſirt.

»Schade, daß Fenelons Schriften für ſo wenige in unſrer Zeit ſind, da ſie alle zu einzelnen, beſtimmten Zwecken geſchrieben, immer nur ſeinem Amte, ſeiner Pflicht dienten. Bei ſeinem Telemach dachte er nicht daran, mit dem Homer oder Virgil zu wetteifern. Seinem Zöglinge, einem künftigen Könige Frankreichs, dem die Regierung Ludwigs vor Augen war, ſollten, ſtatt der Mährchen, die er ſonſt gehört hatte, und ſtatt der Begebenheiten, die er täglich ſah, in Sitten und Geſinnungen andere Muſter, Perſonen des Alterthums ſollten ihm vortreten, zu ſeiner Lehre, zu ſeiner Warnung. Anſpielungen auf ſeines Königs Regierung, ſofern ſie irgend vermeidlich waren, verſchmähte ſeine reine Seele, wie ſchon der Anſtand, der ihn in Allem begleitete, und ſein großer Verſtand ſie verſchmäht haben würde. Ein gleicher Zweck leitete ihn bei ſeinen Geſprächen, bei ſeinen wenigen Fabeln; nichts iſt für das Publikum, Alles iſt für den ihm Anvertrauten, perſönlich, zeitgemäß. So ſeine Gewiſſensrathſchläge, ſeine geiſt-

lichen Aufsätze, seine Briefe; reine Unterhaltungen mit sich oder mit andern, aus Geist und Herz, zu Herz und Geist, ohne Rücksicht auf Styl und Machwerk. Gedacht und gesprochen ist Alles, nicht geschrieben. Daher die Einfalt, daher die Lieblichkeit, in der vielleicht Franz von Sales sein Vorbild war; er übertraf ihn weit an politischem Verstande, an feiner Herzens- und Weltkenntniß. — Aeußerst mißbraucht wird sein Telemach, wenn Knaben an ihm sollen Französisch lernen.

»Da sie also Gelegenheits- und einem Theil nach gar Schulaufsätze sind, was sollen uns Fenelons Schriften? Wir sind ihnen entwachsen.« Den Zwecken und Regeln nach und zu denen sie verfaßt wurden, sind wir nicht entwachsen; zur Bildung des Herzens und Geistes bleiben sie ewige Regeln.

-- »Ueber die geistliche Beredsamkeit hat Fenelon einige Gespräche geschrieben, die ein Gegengift gegen den Kanzelwitz und die Hofrednerei sind, die nicht nur damals galten; denn wie lange hat ein Theil der sogenannten heiligen Beredsamkeit, die unter Ludwig XIV. galt, dies tönende Erz, diese wohlklingende Schelle noch nachgeklingelt? Nur gehört zu Fenelons Art zu predigen auch seine Art zu denken; sein Geist und Herz, seine Bildung und Uebung; sonst dürften auch auf diesem Wege nur Schwärmer und Schwätzer werden.

»Seine geistlichen Schriften endlich betrachte man als reine Form menschlicher Gesinnungen und Gedanken; wie hoch werden sie uns dann erscheinen! Regeln für den Verstand, wie für den Geschmack und das Leben. Allein durch Hingabe unsrer selbst unter das Regelmaß der höchsten Güte, Weisheit und Ordnung, werden wir vom Egoismus befreiet, dem bittersten Feinde unsrer wahren Thätigkeit und Ruhe unseres

Genusses und unsrer Pflicht. Fenelons Denkart, die er thätig erwies, ist, zur Philosophie erhoben, mit der Philosophie aller edlen, reinen Gemüther eins und dasselbe. Das Ein und Alles, aus dem sie entspringt, in welchem sie wirkt, in welches sie sich senket, war mit andern Namen die höchste Idee aller denkenden Geister. Auch Fenelons Grundsätze des Geschmackes flossen aus dieser Quelle, dem entschlossensten, kräftigsten Anti-Egoismus.«

Also Herder in seiner Adrastea 1. Band I. Stück Nr. 4.

Koblenz,
gedruckt bei B. Heriot, am Paradeplatz Nr. 451.

Das bittere Leiden

unſers Herrn

Jeſu Chriſti.

Nach den

Betrachtungen

der gottſeligen

Anna Katharina Emmerich,

Auguſtinerin des Kloſters Agnetenberg zu Dülmen.

(† 9. Febr. 1824.)

nebſt dem

Lebensumriß dieſer Begnadigten.

Sulzbach.

In Commiſſion der J. E. von Seidel'ſchen Buchhandlung.

1833.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Das bittere Leiden unſers Herrn Jeſu Chriſti

nach den

Betrachtungen der gottſeligen

Anna Katharina Emmerich,

Auguſtinerin des Kloſters Agnetenberg zu Dülmen.

(† 9. Februar 1824.)

Einleitung. Lebensumriß

der

Anna Katharina Emmerich,

Augustinerin des Klosters Agnetenberg zu Dülmen

in Westphalen. († 9. Febr. 1824.)

Pone me ut signaculum super cor tuum, ut signaculum super brachium tuum.

Cant. 8. 6.

Den beiden deutſchen Erneuerern

der Schriften der Heiligen

Henricus Suſo, Johannes a Cruce und Thereſia a Jeſu

weihet dieſe Blätter

dankbar für

Herberge, Muße und Troſt

ein Pilger,

der in Sankt Erhardi Haus zwiſchen zweier Hirten Grab ruhte aus,
und vor Sankt Wolfgangi Haus neu ergriff den Pilgerſtab, rufend aus:

Segen über dieſen Ort!
Wo ſo treu der Weinberg wird gebauet,
Gott vergelt's! ſein letztes Wort,
Wenn er nach dem Dom zurück noch ſchauet,
Der im Morgenlicht entbrannt,
Ein Altar voll früher Opferkerzen,
Mahnend oft genüber ſtand
Seinem müden Auge, lauen Herzen,
Und, von Blumen fromm umkniet,
Wo des Herren Bild am Oelberg ringet,
Mit ihm ſang das Morgenlied,
Wenn der Blüthengarten Weihrauch ſchwinget.
Dom! der in Gewitternacht
Bald der Arche gleicht umdroht von Wogen,
Bald in ſtiller Opferpracht
Sich erhebt, umſpannt vom Friedensbogen,
Und, vom Sonnenblick geküßt
Und von weiſer Tauben Flug umſchwebet,
Jetzt gedenket, jetzt vergißt,
Wie ſich Schweres leicht zu heben ſtrebet.
Dom! der heut im jungen Tag
Ueber treuer Hirten Aſche glühte,
Als der Pilger ſcheidend ſprach:
Nachbar Dom! leb wohl, Gott dich behüte!
Sorgt ihr Freundes Herzen nicht,
Wo ein müdes Haupt ſich niederlege,
Beſſre Herberg giebt es nicht,
Als beim Kreuze draußen an dem Wege.

Gastfrei ist der Herbergsmann,
Denn der Dorn, sein Knecht, hält an den Pfaden
Gern des Pilgers Mantel an,
Dringend ihn zur Einkehr einzuladen;
Und der Wirth ist auch nicht scheu,
Draußen, ganz von Wunden überhagelt,
Harrt er, am gekreuzten Holz
Fest mit Händ' und Füßen angenagelt.
Welcher Wirth hat so Geduld?
Wißt, er ist allein in diesen Qualen,
Aller armen Gäste Schuld,
Die zum Kreuze eingehn, zu bezahlen;
Und sein Haupt, gekrönt mit Dorn,
Grüßt den Gast, der bei ihm übernachtet,
Und sein Herz, ein blut'ger Born,
Labt den Gast, der dürstend nach ihm schmachtet,
Und sein Leib ist selbst das Haus,
Und die Pforten sind fünf offne Wunden,
Keinen treibt er je hinaus,
Der da einmal Ruhe hat gefunden,
Und sein Blut ist selbst der Trank,
Und sein Fleisch ist wahrlich selbst die Speise,
Da wird Alles heil, was krank,
Da ist Brod und Wein zur letzten Reise.
Hier ist willkomm jeder Gast,
Wer mühselig ist und schwer beladen,
Findet Raum für seine Last,
Er hat Alle selbst ja eingeladen.
Wahrlich er allein ist gut!
Er, der keinen Stein gehabt auf Erden,
Wo sein müdes Haupt geruht,
Wollte allen Haus und Speise werden;
Und wie er dies Haus gebaut
Und zuletzt den Strauß darauf gesetzet,
Hat betrachtet seine Braut,
Und für euch der Pilger aufgesetzet.
In der Hand den Wanderstab
Legt er scheidend nieder euch die Gabe
Zwischen zweier Hirten Grab,
Daß man seiner ein Gedenken habe.
Herr, bei dir allein ist Ruh,
Wie die Jünger einst zu dir auf Erden
Sagten, sprichst zum Pilger du:
Bleib bei mir, denn es will Abend werden!

Einleitung und Lebensumriß der Erzählerin.

Sollten die folgenden Betrachtungen unter vielen ähnlichen Früchten der contemplativen Jesusliebe sich irgend auszeichnen, so protestiren sie doch feierlich auch gegen den mindesten Anspruch auf den Charakter historischer Wahrheit. Sie wollen nichts, als sich demüthig den unzählig verschiedenen Darstellungen des bittern Leidens durch bildende Künstler und fromme Schriftsteller anschließen, und höchstens für vielleicht eben so unvollkommen aufgefaßte und erzählte, als ungeschickt niedergeschriebene Fastenbetrachtungen einer frommen Klosterfrau gelten, welche solchen Vorstellungen nie einen höhern als einen menschlich gebrechlichen Werth beilegte, und daher einer fortwährenden inneren Mahnung zur Mittheilung nur aus Gehorsam gegen den wiederholten Befehl ehrwürdiger Gewissensführer mit Selbstüberwindung Folge leistete. — Graf Fr. Leopold von Stollberg veranlaßte die erste Bekanntschaft des Schreibers mit dieser Person; Dechant Bernhard Overberg, ihr außerordentlicher Gewissensführer, und Bischof J. M. Sailer, mehrfach ihr Berather und Tröster, forderten sie zu fleißiger Mittheilung an den Schreiber auf, und der letzte, der sie überlebte, vernahm einen Theil seiner Ausbeute mit großer Theilnahme. Diese ehrwürdigen Verstorbenen, gesegneten Andenkens, waren in stäter Gebetsfreundschaft mit dieser frommen Person, in welcher sie ein von Gottes Gnade ausgezeichnetes Wesen lieb und werth hielten, und ihre Würdigung der Bemühung des Schreibers ward für denselben durch die Aufforderung des jüngst verewigten Bischofs von Regensburg G. M. Wittmann noch ermuthigender. In den Gnadenführungen solcher in Jesu verborgenen Seelen durch eigne Erfahrung und gründliche Forschung erleuchteter, als viele auf der Heerstraße der Welt begriffene Zeitgenossen, hatte dieser bis in die Todesstunde anstaunenswürdige Seelenhirt von je alle Nachrichten von jener Begnadigten mit großer Theilnahme vernommen, und von der Arbeit des Schreibers später unterrichtet, diesen mündlich dringend mit den Worten ermahnt: „Diese Dinge sind Ihnen nicht umsonst gegeben, Gott hat seine Absichten damit, machen Sie Einiges davon bekannt, es wird manchen Seelen in unsrer Zeit ersprießlich seyn“ u. s. w. Diesen Worten fügte er die Erwähnung ähnlicher Schriften hinzu, die ihm und Andern während seiner Laufbahn Nutzen gebracht hätten. Um

dieſer Erfahrung willen liebte er, nach dem Worte des heil. Chryſoſtomus: medulla enim hujus mundi sunt homines sancti, ſolche begnadigte Seelen das Mark in den Gebeinen der Kirche zu nennen, und veranlaßte gern die Herausgabe von deren Leben und Schriften.

An das Sterbelager dieſes gerechten Mannes von einem wohlwollenden Freunde geführt, konnte der Schreiber nicht erwarten, von ihm, der ihn vor längerer Zeit nur wenige Minuten geſprochen hatte, erkannt zu werden, aber er begrüßte ihn freundlich, und beſchloß eine kurze liebreich ernſte Ermahnung, ſeine Arbeit zu Ehre des Herrn fortzuſetzen, mit ſeinem Segen. Im Vertrauen auf Würdigung, Ermahnung und Segen ſo ehrwürdiger Autoritäten entſpricht der Schreiber dem Bitten vieler gottesfürchtiger Freunde durch die Herausgabe folgender Paſſionsbetrachtungen jener frommen Kloſterfrau, deren kleinſte Gnade es nicht war, nach Gottes ſchützender Fügung, wie es Noth that, jetzt ganz einfältig, kindlich, wehrlos und unbedeutend, dann aber wieder ganz erleuchtet, ſcharfſinnig, heldenmüthig und überwiegend, beides aber bewußt- und abſichtslos, in Jeſu Chriſto allein ſtark, in aller Demuth, nicht zu ſcheinen, ſondern immer zu ſeyn. — Indem wir uns eine umfaſſendere Biographie der Verſtorbenen vorbehalten, fügen wir uns dem Raume dieſer Blätter in folgendem kurzen

Lebensumriß der Betrachtenden.

Anna Catharina Emmerich, die Tochter des Bernard Emmerich und der Anna Hillers, armer und frommer Bauersleute, ward im Bisthum Münſter in der Bauerſchaft Flamske, ½ Stunde von dem Städtchen Coesfeld, am 8. September 1774 geboren und in der Jakobi Pfarrei zu Coesfeld getauft. Ihr Jugendleben hatte eine reiche Aehnlichkeit mit der Kindheit der ehrwürdigen Anna Garzias a St. Bartholomäo, und Dominica del Paradiſo und ähnlicher contemplativen Seelen aus dem Bauernſtande, welche die Herablaſſung Gottes zu den Menſchenkindern an ſich als wahr erfunden haben. Sie genoß, ſo weit ſie zurückdenken konnte, ſtäts einer höheren, ihr jedoch ſehr vertraulichen Führung bis zu ihrem Ende. Ihr Schutzengel war ihr ſichtbar, der Bräutigam ihrer Seele — ſpielte mit ihr in Geſtalt ſeiner Kindheit auf der Wieſe und im Garten, der gute Hirt half als ein himmliſcher Hirtenknabe dem frommen Hirtenmädchen hüten. Sie genoß des Unterrichts der heiligen Geſchichte von Kindheit an in Anſchauungen das ganze Jahr hindurch, und zwar auf verſchiedene Weiſe, in hiſtoriſchen Ebenbildern, und in ſymboliſchen Feſtbildern. Die Mutter Gottes, die Kö-

nigin des Himmels, war ihr eine heiligste, schönste, majestätische, gütigste Frau, welche zu ihr auf Feld und Wiese kam, ihr Liebe, Huld, Lehre und Weisung erwies, und ihr ihr göttliches Kind als Gespielen zuführte. Die lieben Heiligen thaten eben so, und holten freundlich die Kränze ab, welche sie ihnen an ihren Festtagen flocht. Das Kind wunderte sich weniger darüber, als wenn ihm dieses Alles von einer herablassenden Fürstin und deren Hofhaltung geschehen wäre. Auch später verwunderte sie sich nicht hierüber, denn die Unschuld hatte ihr ein viel innigeres Verhältnis zu Jesu Christo, seiner Mutter und den Heiligen, als zu den herablassendsten Personen des Weltadels, Vater, Mutter, Bruder, Bräutigam erschienen ihr so wesentliche Beziehungen zwischen Gott und dem Menschen, daß sich das ewige Wort, um unser Bruder zu werden, selbst seine Mutter auf Erden erwählte, und jene Würden waren ihr daher zwischen Gott und Mensch keine leeren Titel. Weil sie als Kind manchmal von solchen Erfahrungen ganz unbefangen sprach, und auch ihre Erzählungen von der heiligen Geschichte ihre einfältige Umgebung in große Verwunderung setzten, und sie sich durch Fragen und Zurechtweisungen in ihrem Wege gestört fühlte, begann sie zu schweigen, und glaubte einfältig, es schicke sich nicht, von so etwas zu reden, die andern Leute schwiegen ja auch stille davon, man müße nichts aus dem Hause, und von sich und andern reden, ja und nein, gelobt sey Jesus Christus u. s. w. das rede man; denn Alles, was ihr geschah, war so klar und wahr, und führte so zum Heil, daß sie nicht anders glaubte, als das geschehe allen Christenkindern so, die Andern aber, welche nicht davon erzählten, seyen nur bescheidener und besser gesittet, als sie, und daher strebte sie ihnen zu gleichen, und schwieg.

Eine Gabe, welche uns in den Geschichten der S. Sybillina von Pavia, Ida von Löwen, Ursula Benincasa und mehrerer andern frommen und heiligen Seelen einzeln begegnet, war bei ihr von früher Jugend an beinahe permanent, nemlich die Gabe, das Gute und Böse, Heilige und Unheilige, Geweihte und Ungesegnete im Geistigen und Körperlichen zu unterscheiden. Sie trug als Kind nur ihr bekannte Heilkräuter weit aus dem Felde und pflanzte sie in die Nähe ihrer Wohnung oder ihrer Aufenthalts-, Arbeits- und Gebetsorte im Garten und Feld; im Gegentheil vertilgte sie weit umher die Giftpflanzen und vorzüglich jene, welche in dem Gebrauche des Aberglaubens und der Magie officinell sind. Sie sah oder fühlte sich zu sühnendem Gebete an Orten hingezogen, wo sie vor langen Zeiten schwere Schuld geschehen sah, die sie erkannte und dafür büßte, eben so dankte sie

Gott und fühlte ſie ſich beſeligt an Orten des Segens. Wenn in bedeutender Entfernung von ihrer einſamen Hütte, oder der Gegend, wo ſie das Vieh hütete, ein Prieſter zur Kinderlehre, oder mit dem heiligen Sakramente zu einem Kranken vorüber kam, fühlte ſie ſich fortgeriſſen, eilte zur Stelle, wo er vorüber gieng, und kniete ſchon am Wege, ehe er kam, und flehte um den Segen, oder betete das hochwürdigſte Gut an. Sie unterſchied geweihte und ungeweihte Gegenſtände, fühlte ſich an Orten, wo Heidengräber waren, unheimlich und zurückgeſtoßen, und zu den Gebeinen der Seligen auf eine wunderbare Weiſe, wie das Eiſen zum Magnete hingezogen. Sie erkannte die Reliquien der Heiligen in dem Maße, daß ſie nicht nur viele einzelne ganz unbekannte Züge aus dem Leben der Heiligen erzählte, ſondern auch öfters die ganze Ueberlieferungsgeſchichte dieſes oder jenes heiligen Gebeins, und alle Verwechslungen derſelben beſtimmte. Den innigſten mitleidigſten Verkehr hatte ſie ihr ganzes Leben hindurch mit den armen Seelen, ſie that und opferte Alles für dieſelben, fühlte ſich von ihnen zur Hülfe angefleht, und ſo ſie es vergaß, auf die rührendſte Weiſe ermahnt. Oft fühlte ſie als junges Mädchen ſich von Schaaren von Seelen aus dem Schlafe erweckt, und gieng mit ihnen in ſtrenger Winternacht barfuß durch den Schnee den wohl ein paar Stunden langen Kreuzweg bei Goesfeld. — Sie tröſtete, verſöhnte, pflegte, heilte und ſaugte Wunden und Geſchwüre aus, gab Alles den Armen hin von Kind auf bis zu ihrem Ende. — Sie war von großer Gewiſſenszartheit, die kleinſte Verſchuldung betrübte ſie bis zur Krankheit. Sie ſchien zu ſterben durch Sünde und erſtand durch die Abſolution gleichſam vom Tode. Alle dieſe Gaben, Eigenſchaften, Richtungen und Tugenden hinderten ſie nicht, an allen, ſelbſt den ſchwerſten Feldarbeiten eines Bauernmädchens ihrer Gegend Theil zu nehmen, ohne beſonders aufzufallen. Hiezu mochte wohl beitragen, daß in ihrem Vaterlande ein gewiſſer Grad prophetiſcher Sehergabe nicht ſelten iſt. Es giebt dort hin und wieder ſogenannte Gicker, das heißt Seher (Gucker, plattdeutſch Gicker,), die Sterbfälle, Hochzeiten, Truppenzüge u. d. gl. in Bildern, ſogenannten Vorgeſchichten, vorausſehen, für deren Richtigkeit manches Eintreffen zeugt. — Ihre eigentliche innere Schule war Abtödtung und Abbruch. Sie erlaubte ſich von frühſter Jugend nur das allernothwendigſte an Schlaf und Nahrung, ſie wachte viele Stunden der Nacht im Gebet und ſelbſt im Winter auf freiem Felde im Schnee kniend. Sie lag auf hartem, unbequemem Lager, auf der Erde, auf kreuzweis gelegtem Holze. Sie aß und trank, was die Andern nicht mochten, weil es ungenießbar ſchien, und gab die beſſern Biſſen den Armen und Kran-

ken, und wenn sie Niemand wußte, dem sie es geben sollte, so schenkte sie es mit kindlichem Glauben Gott, mit der Bitte, es Jemand zu schenken, der es nöthiger habe, als sie. War irgend wo etwas zu sehen oder zu hören, was nicht Gott und Religion betraf, so vermied sie den Ort, wo Alle hinliefen, unter einem bescheidenen Vorwand, oder wendete, so es in ihrer Nähe war, ihre Augen und Ohren ab. Sie pflegte zu sagen, das Ueberflüßige sey die Sünde, und was man von dergleichen den äußeren Sinnen abbreche, erhalte man tausendfältig im Innern wieder. Das Schneiden der Reben und Fruchtbäume mache sie fruchtbarer, und ohne dieses würden sie wild ins Holz schießen. Besonders merkwürdig ist in der Geschichte ihrer innern Führung ein fortwährendes zusammenhängendes Traumbild, welches sie von Jugend auf begleitete. Es wurden ihr alle Ziele ihres Lebens, alle Wege dazu, alle Mühen und Gefahren und Kämpfe auf der Bahn sinnbildlich wie in einer höchst sinnreichen allegorischen Parabel, vorwarnend und anleitend vor den Ereignißen selbst vorgebildet. Als sie in ihrem 16ten Jahre mit ihren Eltern und Geschwistern auf dem Feld arbeitete, erwachte durch den Klang des Glöckchens des Annunziaten-Klosters in Coesfeld ihre geheime Sehnsucht ins Kloster zu gehen so heftig, daß sie ohnmächtig ward, und nach Haus gebracht längere Zeit in ein heimwehartiges verschmachtendes Siechthum fiel. Im 18ten Jahre kam sie nach Coesfeld zu einer frommen Näherin, um Nähen zu lernen, war ein paar Jahre dort, und hierauf wieder einige Jahre in Flamske bei den Eltern. Sie bemühte sich bei den Augustinerinnen in Borken, bei den Trappistinnen in Darfeld, bei den Klarissen in Münster um Aufnahme, aber theils ihre, theils der Klöster Armuth ließ es nicht zu. Um ihr zwanzigstes Lebensjahr hatte sie sich durch ihren großen Fleiß etwa 20 Thaler mit ihrer Nähearbeit erspart, und zog mit diesem für ein armes Bauermädchen großen Vermögen wieder nach Coesfeld zu einem dortigen frommen Organisten, dessen Tochter sie von ihrem früheren Aufenthalte her kannte. Sie hoffte durch Erlernen des Orgelspielens Aufnahme in irgend einem Kloster zu finden. Jedoch ihre unabweichliche Begierde, den Armen zu dienen und Alles hinzugeben, ließ ihr keine Muße, die Musik zu erlernen und sie war bald so sehr von Allem entblößt, daß ihre sehr barmherzige Mutter sich ihrer erbarmte und ihr und denen sie mittheilte, Brod, Butter, Milch und Eier zutrug. Da sprach die Mutter: „Du hast zwar dem Vater und mir ein großes Herzeleid angethan, daß du von uns mit aller Gewalt ins Kloster willst, aber du bist doch noch mein liebes Kind, und wenn ich den Platz zu Haus ansehe, wo du gesessen hast, so bricht mir das

Herz, daß du all dein Erspartes ausgetheilt, und nun selbst große Noth hast, ach du bist doch mein liebes Kind, sieh, da bringe ich einige Lebensmittel": und Anna Catharina antwortete dann: „Gott vergelts, liebe Mutter, ja, ich habe selbst nichts mehr, es ist der heilige Wille Gottes gewesen, Andre durch mich zu erhalten, er muß nun sorgen, ich habe ihm Alles gegeben, er wird wohl wissen, wie er uns Allen hilft." Sie blieb einige Jahre in Coesfeld in Arbeit, guten Werken und Gebet, ihre innere Führung währte ununterbrochen fort. Sie war ein folgsames verschwiegenes Kind an der Hand ihres Schutzengels.

Indem wir in diesem Umrisse ihres Lebens viele Gnaden, Arbeiten und Erlebnisse übergehen, und nur die bedeutendsten Hauptzüge zusammenstellen, müssen wir erwähnen, daß sie in dieser Periode ihres Lebens, etwa in ihrem 24ten Jahre einer Gnade theilhaftig ward, welche der Herr mehreren mitleidigen Verehrern seines bittern Leidens auf ihrer irdischen Laufbahn verliehen hat, nemlich das sinnliche körperliche und sichtbare Mitleiden der Schmerzen seines heiligen Hauptes in der Dornkrönung. Wir führen hier ihre Worte an: „Etwa vier Jahre, ehe ich ins Kloster gieng, welches am 18. December 1802 geschah, also etwa 1798 in meinem 24ten Jahre war ich einmal um Mittagszeit in der Jesuitenkirche zu Coesfeld und kniete auf der Orgelbühne vor einem Kruzifix in lebhaftem Gebet. Ich war ganz in Betrachtung versunken, da wurde mir so sachte und so heiß, und ich sah von dem Altare der Kirche her, aus dem Tabernakel, wo das heilige Sakrament stand, meinen himmlischen Bräutigam in Gestalt eines leuchtenden Jünglings vor mich hintreten. Seine Linke hielt einen Blumenkranz, seine Rechte eine Dornkrone, er bot sie mir zur Wahl dar. Ich griff nach der Dornkrone, er setzte sie mir auf, und ich drückte sie mir mit beiden Händen auf den Kopf, worauf er verschwand, und ich mit einem heftigen Schmerz rings um das Haupt wieder zur Besinnung kam. Ich mußte gleich darauf die Kirche verlassen, der Mesdiener rasselte schon lange mit den Schlüßeln. Eine Freundin von mir, welche mit mir auf der Orgel gekniet, muß etwas von meinem Zustande gemerkt haben. Ich fragte sie zu Hause, ob sie keine Verwundung an meiner Stirne bemerke, und sprach mit ihr im Allgemeinen von meinem Traum und dem heftigen Schmerz seitdem. Sie bemerkte damals äußerlich nichts, wurde auch nicht weiter von meiner Mittheilung verwundert, denn sie kannte schon dergleichen Zustände an mir, ohne daß ihr jedoch ihre innere Bedeutung ganz klar gewesen wäre. Am folgenden Tage war mir der Kopf über den Augen und an den Schläfen bis zu den Wangen nieder stark geschwollen und ich hatte

furchtbare Schmerzen. Diese Schmerzen und der Geſchwulſt kehrten oft wieder und währten oft ganze Nächte und Tage. Das Bluten um meinen Kopf merkte ich nicht eher, als da mich meine Gefährtinnen mahnten, eine andere Kopfbinde anzulegen, die ich aufhabe, ſey voller Neſtflecken. Ich ließ ſie auf ihren Gedanken, und richtete meine Kopfbinde ſo ein, daß ich das Kopfbluten glücklich bis im Kloſter verbarg, wo es auch nur eine Perſon entdeckt, und redlich verſchwiegen hat.

Von mehreren contemplativen Verehrern des bittern Leidens, welchen die Gnade der Schmerzen-Theilnahme der Dornkrönung unter derſelben Viſion zweier zur Wahl dargebotenen Kronen geworden iſt, nennen wir allein die heil. Catharina von Siena und Paſithea de Grogis, Clariſſin desſelben Orts, † 1617. In allen ſolchen Erfahrungen kehren mit angemeſſenen Abweichungen dieſelben Formen wieder. Der Schreiber dieſes hat übrigens dieſe Affection ihres Hauptes, und das Niederſtrömen des Blutes über die Stirne und das Antlitz bei hellem Tage und in vollkommner Nähe vor ſeinen Augen mehrmals in ſolchem Maße geſehen, daß das Blut ihr Halstuch reichlich überrann. Ja er iſt desſelben nicht weniger gewiß, als daß ihm ſelbſt der Schweiß je über die Stirne niedergerennen iſt u. ſ. w.

Endlich ward ihre Sehnſucht nach dem Kloſter erfüllt. Die Eltern einer Jungfrau, welche die Auguſtinerinnen zu Dülmen gern aufgenommen hätten, erklärten, ihre Tochter nur hingeben zu wollen, wenn Anna Catharina zugleich aufgenommen werde, und das arme Kloſter geſtand dieſes, wiewohl ungern, zu, da Anna Catharina ohne Mittel war.

Am 13ten November 1802, 8 Tage vor Maria Opferung ward ſie als Novizin eingekleidet. Was den Klöſtern in unſern Tagen an alter Strenge und Ordnung fehlte, um den Beruf der Novizen durch mancherlei Abtödtungen zu prüfen, erſetzte ihr die Vorſehung durch andere Prüfungen, für deren Strenge ſie nie genug danken konnte. Müde, Entſagung und Pein, die man einſam oder mit Andern in Einverſtändniß ſich zur Ehre Gottes auflegt, ſind leicht zu ertragen, aber es iſt das dem Kreuze Chriſti ähnlichſte Kreuz, ungerechte Beſchuldigung, Verſchmähung und Strafe ohne Murren und in ſteter Liebe hinzunehmen. Auf dieſe Weiſe hat Gott gefügt, daß alle jene Zucht im Jahre ihres Noviziats unwillkührlich über ſie ergieng, welche eine weiſe Novizenmeiſterin in früherer ſtrengerer Ordenszeit über ſie verhängt haben würde, und ſie lernte ihren Genoſſinnen, als Werkzeugen Gottes zu ihrem Heile, auch noch ſpäter Vieles in dieſer Hinſicht zu verdanken. Weil aber ihrer lebhaften Gemüthsart keine Kreuzſchule nöthiger ſeyn konnte, als dieſe, ſo hat ſie Gott ihr ganzes Leben lang fleißig in die-

selbe geschickt, ja sie endlich, damit sie nie neben diese Schule laufen möge, mit den Zeichen seiner heiligen fünf Wunden in derselben festgenagelt, und mit ihrer Unfähigkeit, natürliche Nahrungsmittel zu nehmen, wie ein krankes Schulkind darin sitzen lassen, damit sie, so bezeichnet, Vielen ein Aergerniß, von Vielen beschuldigt, verdächtigt und verhöhnt sey bis an ihr Ende und vielleicht noch bis über ihr Grab. Gott sey für Alles gedankt!

Ihre Lage im Kloster war mannigfach mühselig. Keine ihrer Mitschwestern, kein Priester, kein Arzt hatte einen Begriff von ihrem Zustande; denn, hatte sie zwar ihre wunderbaren Gaben und Seelenzustände früher unter einfältigen Landleuten zu verhüllen gelernt, so ward dieses doch in abgeschlossener Berührung mit einer Schaar zwar frommer und gutmüthiger, aber doch immer neugieriger, und wohl auch geistlich eifersüchtiger Mitschwestern unmöglich, und bei dem damals höchst beschränkten Klostergeiste in ihrer Umgebung mußte die große Unbekanntschaft mit den Erscheinungsformen des inneren geistlichen Lebens um so bedrängender für sie werden, als alle jene Erscheinungen in ihren seltsamsten Formen in größter Fülle an ihr hervortraten. Alle Reden, allen Verdacht gegen sie sah und empfand sie wie scharfe Pfeile in ihr Herz fliegen, wenn auch diese Aeußerungen am andern Ende des Klosters geschahen. Ihr Herz fühlte sich tausendfältig durchbohrt. Sie ertrug Alles, ohne ihr Mitwissen merken zu lassen, mit Geduld und Liebe. Aber manchmal trieb sie in einem erhöhten Zustande die Liebe, sich vor einer gegen sie Mißwilligen niederzuwerfen, und sie unter Thränen um Verzeihung zu bitten. Daraus entstand Verdacht des Beherrschens, irgend ein versteckter Groll sah sich veroffenbart, man konnte sich das nicht erklären, und fühlte sich durch das unwillkührliche Offenliegen seines versteckten Innern vor ihr unheimlich. — Da die Ordensregel ihr ein heiliges Gesetz, im Kloster aber in manchen kleinen Beobachtungen vernachläßigt war, so sah sie im Geiste alle diese Uebertretungen, und erschien wohl manchmal vom innern Geiste getrieben da oder dort plötzlich, wo durch Plauderei oder Fehler gegen die Armuth die Regel verletzt wurde, und sprach unvorsätzlich die verletzten Stellen der Regel aus. Solche Ereignisse aber mußten ihr in den Augen der Sorgloseren einen geisterhaften unheimlichen Charakter geben. Gott schenkte ihr die Gabe der Thränen in hohem Maße, sie mußte vor ihm reichlich, alle Sünden und Undankbarkeiten der Menschen, alle Mängel und Leiden der Kirche, alle Unvollkommenheiten ihrer Umgebung und ihre eigne Armuth an Tugend oft mehrere Stunden lang in der Kirche beweinen. Diese Thränen des höheren Mitleids, wer hätte sie verstanden, als der

vor dem sie weinte. Den Menschen erschienen sie Eigensinn, Unzufriedenheit u. s. w. Sie mußte auf Befehl ihres Beichtvaters öfter als die Andern das heilige Sakrament empfangen, weil sie häufig aus Sehnsucht nach dieser Seelenspeise zu sterben drohte. Diese Seelenstimmung erregte Eifersucht, und wohl auch Vorwurf der Heuchelei.

So mußte sie vielen Kummer und auch wohl den Vorwurf ertragen, daß man sie als ein ungeschicktes blutarmes Bauermädchen aufgenommen habe. Der Gedanke, daß auf diese Weise ihretwegen Sünde geschehe, war ihr am schmerzhaftesten und sie hörte nicht auf, zu Gott zu beten, er möge doch sie die Strafe für diese Verletzung der Nächstenliebe tragen lassen. Bald hierauf fiel sie in eine schwere Krankheit, welche um Weihnacht 1802 mit heftigem Schmerz um das Herz begann. Dieser Schmerz verließ sie auch nach der Genesung nicht und sie erduldete ihn schweigend mehrere Jahre, bis sie im Jahr 1812 in einer Ekstase an dieser Stelle die äußere Signatur eines Kreuzes empfieng, wie weiter unten bemerkt werden wird. Die Ansicht, daß sie als schwach und krank dem Kloster mehr lästig als nützlich seyn werde, konnte den guten Willen zu ihr nicht mehren, aber sie arbeitete und diente unermüdet und liebte Alle, und war nie in ihrem Leben so selig, als hier in Armuth und Mühseligkeit aller Art.

Am 15ten November 1803 legte sie in ihrem 28ten Jahre ihre feierlichen Gelübde ab, und war nun eine verlobte Braut Christi im Kloster Agnetenberg der Augustinerinnen zu Dülmen. „Nach meiner Gelübdeablegung sind mir auch meine lieben Eltern wieder gut geworden. Mein Vater und mein ältester Bruder brachten mir zwei Stück Linnen zum Geschenke. Mein frommer, aber strenger Vater, der mit meiner ganzen Familie mich ungern ins Kloster ließ, hatte mir beim Abschied gesagt, mein Begräbniß wolle er gern bezahlen, aber zum Kloster gebe er mir nichts. Er hielt Wort, das Linnentuch war das Leichentuch zu meinem Begräbniß ins Kloster."

So sehr sie auch den vollen Strom der Gnade, den Gott über ihr Inneres ergoß, zu verhüllen strebte, gab dennoch die Freudenseligkeit einer von heiliger Liebe trunkenen geweihten Braut Jesu Christi ihrem ganzen Wesen einen Adel, welchen keine Demüthigung ihr rauben konnte. Sie selbst sagt: „Ich wußte nichts von mir, ich dachte nur an Jesum und meine heiligen Gelübde, meine Mitschwestern verstanden mich nicht. Ich konnte ihnen meine Zustände nicht erklären. Ich war mitten darin. Jedoch hat Gott noch viele Gnaden, die er mir erwies, vor ihnen verborgen, sonst würden sie ganz irr an mir geworden seyn. Bei allen Schmerzen und Leiden war ich nie in meinem Innern so reich, ich war

überglückselig. Ich hatte einen Stuhl ohne Sitz und einen Stuhl ohne Lehne in meiner Zelle, und sie war doch so voll und prächtig, daß mir oft der ganze Himmel darin zu seyn schien. Wenn ich aber manchmal Nachts in meiner Zelle von der Liebe und Barmherzigkeit des Herrn hingerissen in trunkener vertraulicher Rede gegen ihn ausbrach, wie ich es von Kind auf gethan habe, und ich wohl belauert ward, ward ich großer Keckheit und Vermessenheit gegen Gott beschuldigt, und da ich einmal unwillkührlich erwiederte, es scheine mir eine größere Vermessenheit, den Leib des Herrn zu empfangen, ohne so vertraut mit ihm gesprochen zu haben, ach da wurde ich sehr ausgeschmählt. Bei allem dem lebte ich mit Gott und allen seinen Geschöpfen in seligem Frieden. Wenn ich im Garten arbeitete, kamen die Vögel zu mir, setzten sich mir auf den Kopf und die Schultern und wir lobsangen Gott zusammen. Ich sah meinen Schutzengel immer an meiner Seite, und so viel auch der böse Feind gegen mich hetzte, ja mich selbst mit Poltern, Schlagen und Werfen mishandelte, konnte er mir doch keinen großen Schaden thun, ich hatte immer Schutz und Hilfe, und Vorwarnung. Meine Sehnsucht nach dem heil. Sakramente war so unwiderstehlich, daß ich oft Nachts im Schlafe zu ihm hingezogen meine Zelle verließ, und in der Kirche, so sie offen war, oder an der verschlossenen Kirchenthüre, oder an der Kirchenmauer selbst im strengen Winter mit ausgebreiteten Armen in Erstarrung kniete oder lag, und so von dem Priester des Klosters, der barmherzig früher kam, mir die heilige Kommunion zu reichen, gefunden wurde. Wie er aber nahte und die Kirche öffnete, erwachte ich und eilte an die Kommunionbank, und fand meinen Herrn und Gott. In meinen Verrichtungen als Küsterin wurde meine Seele oft plötzlich wie weggerissen, und ich kletterte, stieg und stand in der Kirche auf hohen Stellen, an Fensterblenden, Vorsprüngen und Bildwerk, wo es menschlicher Weise hinzugelangen ohnmöglich schien. Da reinigte und zierte ich dann Alles. Immer war mir, als seyen gütige Geister und Wesen um mich, die mich hoben, hielten und mir halfen. Ich hatte kein Arg darüber, ich war es von Kind auf gewohnt, ich war nie lang allein, wir thaten alles so schön und lieblich mitsammen. Nur unter manchen Menschen war ich so allein, daß ich weinen mußte, wie ein Kind, das heim will."

Viele merkwürdige Erscheinungen des ekstatischen Lebens an dieser Jungfrau übergehend, verweisen wir den Leser auf das Leben der S. Magdalena a Pazzis, mit deren Zuständen die übrigen in dieser Zeit viele Aehnlichkeit darboten, und sprechen von ihren Krankheiten.

Von zartem, bebendem, keineswegs robustem Körperbau hatte sie sich von Kind auf trotz ſtäter Kaſteyungen, Faſten, Wachen, nächtlichem Gebet im Freien, dennoch in jeder Jahrzeit den ſchwerſten angeſtrengteſten Feldarbeiten hingegeben, und dabei alle Laſt ihrer ununterbrochenen Seelenzuſtände ertragen. Kein Wunder daher, daß ſie unter fortgeſetzter ſchwerer Garten- und Hausarbeit, und der Steigerung aller ihrer ſeeliſchen Arbeiten und Leiden mehrmals im Kloſter erkrankte. Aber ihre Krankheiten hatten zugleich eine andere Veranlaſſung. Wir wiſſen nemlich durch vierjährige, tägliche, angeſtrengte Beobachtung neben ihr, und ſelbſt aus eigener Erfahrung, wie auch durch ihr ſchüchternes Eingeſtändniß, daß ein großer Theil ihrer Krankheiten und Schmerzen ihr ganzes Leben hindurch, und vorzüglich im Kloſter, als dem reichſten Mittelpunkte ihres Lebens, aus übernommenem Leide für Andre entſprang. Entweder, daß ſie die Krankheit eines Andern, der nicht mit Geduld zu leiden vermochte, mitleidig auf ſich herüberflehte, und, ihn zu erleichtern, ganz oder theilweis auslitt, oder daß ſie ſich, irgend eine Schuld oder Noth zu tilgen, Gott hingab, und daß der Herr, ihr Opfer annehmend, ſie jene Schuld in irgend einer entſprechenden Krankheitsform, als Sühnung derſelben, in Vereinigung mit den Verdienſten ſeines bittern Leidens tilgen ließ. Es waren alſo in ihr eigne Krankheiten, übernommene Krankheiten Anderer, und in Krankheitsformen auf ſie übertragene Verſchuldungen und Mängel Anderer, ja Gebrechen und Verſäumniße ganzer Theile der chriſtlichen Gemeinde und ſehr häufig die mannigfaltigſten Genugthungsleiden für die armen Seelen. Alle dieſe Leiden ſtellten ſich, unter dem ſchnellſten Wechſel ſich entgegengeſetzter Krankheitsſymptome, an ihr als ihre Krankheit dar, und waren als dieſe dem Arzte und deſſen zeitlicher Wiſſenſchaft Preis gegeben, der das zu heilen ſtrebte, was ſie zu leiden lebte. Sie ſelbſt ſagte hierüber: „Ruhig leiden zu können iſt mir immer als der beneidenswertheſte Zuſtand des Menſchen erſchienen, ja wäre der Neid keine Unvollkommenheit, die Engel würden uns um das Leidensvermögen beneiden. Das erſprießliche Leiden muß aber auch den verkehrten Troſt und die verkehrten Heilmittel, und alle andere Gewichte auf das zu tragende Kreuz geduldig und dankbar hinzunehmen. Ich kannte meine Zuſtände ſelbſt nicht in ihrer ganzen Bedeutung und Verbindung. Von jenſeits erhielt ich die Aufgabe im Geiſt, und mußte ſie dießeits leiblich ausfechten. Ich hatte mich meinem himmliſchen Bräutigam ganz als ein Opfer hingegeben, er ließ an mir ſeinen heiligſten Willen geſchehen, übrigens war ich in der Welt, und mußte der Welt Ordnung und Weisheit über mich ohne Murren

ergehen laſſen. Hätte ich meine Zuſtände ganz überſchaut, und Zeit und Gabe gehabt, ſie zu erklären, ſo wäre doch Niemand da geweſen, der mich verſtanden haben würde. Vor allem aber würde ein Arzt mich wohl gar für wahnſinnig gehalten und darum ſeine theuren und peinlichen Arzneien noch vermehrt haben. So habe ich denn durch Arzneimittel zur Unzeit mein ganzes Leben hindurch, und beſonders im Kloſter unendlich gelitten. Oft, wenn ich dadurch dem Tode nah war, erbarmte ſich Gott meiner auf übernatürliche Weiſe und ſendete mir wunderbare Heilmittel, die mich herſtellten."

Vier Jahre vor der Aufhebung des Kloſters beſuchte ſie ihre Eltern auf ein paar Tage in Flamske. Zu dieſer Zeit kniete ſie einmal während mehrerer Stunden vor dem wunderthätigen Kreuze hinter dem Altare der Lambertus-Kirche zu Coesfeld, in Gebet und Betrachtung. Sie bat Gott um den Frieden und die Einigkeit ihres Kloſters, opferte ihm das bittere Leiden Jeſu Chriſti, ihres himmliſchen Bräutigams zu dieſem Zwecke auf, und flehete in zärtlichem Mitleiden mit den Schmerzen Jeſu am Kreuz, einen Theil ſeiner Marter mitfühlen zu können. Seit dieſem Gebete fühlte ſie ein ſtetes Brennen und Schmerzen in den Händen und Füßen, und war wie in einem ununterbrochenen Fieber, für deſſen Folgen ſie jene Schmerzen hielt; an die Erhörung ihres Gebetes wagte ſie nicht zu glauben. Oft vermochte ſie wegen der Schmerzen in den Füßen nicht zu gehen, und der Schmerz in den Händen erlaubte ihr manche Arbeit, z. B. das Graben im Garten, nicht mehr. Sie ſagte: „als ich in dieſen Schmerzen kurz vor der Aufhebung des Kloſters mehrmals um Erkenntniß unſrer Fehler und Linderung meiner innern Leiden flehte, erhielt ich verſchiedenemal die deutliche Antwort vor dem heiligen Sakrament: „meine Gnade ſey dir genug, ach, bin ich dir denn nicht genug?" — Am 9ten December 1811 ward das Kloſter aufgehoben und die Kirche geſchloſſen. Die Kloſterfrauen zogen nach und nach aus. Anna Catharina blieb krank und arm zurück. Eine mitleidige Magd des Kloſters diente ihr aus Barmherzigkeit. Auch ein alter frommer emigrirter Prieſter, der im Kloſter die Meſſe las, blieb noch in ſeiner Wohnung. Er, ſie und die Magd, als die Aermſten, verließen das Kloſter erſt im Frühjahr 1813. Sie war noch ſo krank, daß ſie ſich mühſelig heraus mußte führen laſſen. Der Prieſter bezog eine kleine Wohnung bei einer armen Wittwe des Ortes; ſie ein armes Kämmerchen ebener Erde deſſelben Hauſes, ihre Fenſter ſahen auf die Straße. Hier lebte ſie bis gegen Herbſt dieſes Jahres 1812 in fortwährender Kränklichkeit, ein Gott innigvertrautes, der Welt unbekanntes Leben. Ihre Gebetsentzückungen

und der ſtäte Verkehr ihrer Seele mit einer andern Welt hatten ſich verdoppelt. Sie nahte einem ſchweren Beruf, den ſie wohl ſelbſt nicht kannte, und zu welchem ſie nichts beitrug, als ſich, wie eine Magd des Herrn, dem Willen Gottes gehorſam hinzugeben, dem es um dieſe Zeit gefallen hat, ihren kranken jungfräulichen Leib mit dem Zeichen ſeines Kreuzes und ſeiner Kreuzigung — den Juden eine Aergerniß, den Heiden eine Thorheit, und manchen ſogenannten Chriſten Weiches — zu bezeichnen. Sie hatte von Jugend auf gebetet, der Herr möge ihr ſein heiliges Kreuz feſt in die Bruſt eindrücken, damit ſie doch keinen Augenblick ſeiner unendlichen Liebe vergeſſe. Sie hatte hiebei aber nie an ein äußeres Zeichen gedacht. Sie betete nun, wieder in die Welt zurückgeſtoßen, eifriger als je in dieſem Sinne, und als ſie den 28. Auguſt, am Feſte ihres heiligen Ordenspatrons Auguſtinus, krank zu Bette liegend, in ſolchem Gebete in Entzückung mit ausgebreiteten Armen erſtarrt war, ſah ſie, als nahe ihr, aus der Höhe von der rechten Seite kommend, ein leuchtender Jüngling, wie ſie immer die Erſcheinung ihres himmliſchen Bräutigams zu ſehen pflegte, und es machte ihr derſelbe mit ſeiner Rechten das Zeichen eines gewöhnlichen Kreuzes über ihren Leib. Wirklich empfieng ſie damals das einem Muttermale ähnliche Malzeichen eines Kreuzes auf der Magengegend. Es beſtand aus zwei gekreuzten etwa drei Zoll langen, einen halben Zoll breiten Streifen. Dieſes Malzeichen bedeckte ſich ſpäter öfters wie mit einer Brandblaſe, welche ſich öffnend, beſonders Abends, eine brennende farbloſe Feuchtigkeit in ſolchem Maaße ergoß, daß mehrfach gefaltete Tücher davon durchnäßt wurden. Sie wußte längere Zeit nichts davon und glaubte heftig zu ſchwitzen. Die eigentliche Bedeutung dieſes Zeichens iſt nie erforſcht worden.

Einige Wochen ſpäter kniete ſie mit ausgebreiteten Armen in ekſtatiſcher Erſtarrung in ähnlichem Gebete, da ſah ſie ſich dieſelbe Erſcheinung nahen, die ihr mit der rechten Hand ein kleines, etwa drei Zoll hohes Kreuz von der Geſtalt eines Y, ſo wie ſie das Kreuz Chriſti Seite 177 beſchreibt, darreichte, welches ſie mit heftiger Inbrunſt gegen die Mitte ihrer Bruſt an das Bruſtbein drückte, und zurückgab. Dieß Kreuz beſchrieb ſie weich und weiß gleich Wachs. — Sie wußte nicht, daß ſie hiedurch ein äußeres Zeichen empfangen habe, und als ſie bald hierauf, um ſich zu erholen, mit dem Töchterchen ihrer Hausfrau den Garten eines alten ehemaligen Eremiten bei Dülmen beſuchte, ſank ſie daſelbſt plötzlich in ekſtatiſche Bewußtloſigkeit, und wurde, nachdem ſie ſich erholt, von einer Bäuerin nach Hauſe geführt. Da nun in dieſen Tagen die heftige Glut auf ihrer Bruſt immer zunahm,

ſah ſie das Mal eines roth durch die Haut ſchimmernden drei Zoll hohen Gabelkreuzes auf ihrem Bruſtbein. Durch ihre Mittheilung dieſer Erſcheinung an eine ihr vertraute Mitſchweſter wurde ihr ſeltſamer Zuſtand nach und nach ruchtbar. Am Aller-Seelenfeſt, 2ten November 1812, gieng ſie zum letztenmal aus. Sie ſchleppte ſich müdeſelig zur Kirche. Von nun an war ſie bis Ende des Jahrs ſcheinbar in ſteter Todesnähe, und ward mit allen heiligen Sakramenten verſehen. Um Weihnachten erſchien an der Höhe des Kreuzmales auf ihrem Bruſtbein ein kleiner Fortſatz in gleicher Kreuzgeſtalt, ſo daß dieſes Bruſtkreuz nun ein doppeltes Gabelkreuz bildete. Dieſes Kreuz ſchwitzte anfangs alle Mitwoche mit wenigen Abweichungen Blut in dichter Reihe von Schweißpunkten über ſeiner ganzen Linie aus, ſo daß man vollkommene Abdrücke deſſelben auf aufgelegten Papierblättern empfangen konnte. Später verſetzte ſich dieſe Blutung auf den Freitag. 1813 ward dieſe Blutung ſeltener, und es zeigte ſich das Kreuz an den normalen Tagen nur mit einer Feuerröthe. Jedoch ſchwitzte dieſes Kreuz auch noch ſpäter und namentlich an den Charfreitagen. Man achtete jedoch nicht mehr darauf. Am 30. März 1821 beobachtete es der Schreiber in hoher Röthe und auf ſeiner ganzen Linie Blut ausſchwitzend. Im gewöhnlichen Zuſtand war ſein Umriß nur bei genauem Anſchauen etwa zwei Linien breit, durch kleine Hautſprünge, wie ſie bei ſtarkem Froſt das Berſten der Haut zu bilden pflegt, farblos bemerkbar. Der Blutung gieng große Hitze in dieſer Gegend der Bruſt voraus, es erſchien unter der Haut ein rother beinah Zoll breiter Hof, von andringendem Blute, um ſeine ganze Geſtalt, welcher mit dem Ausbluten erloſch. Aehnliche Signaturen mit Kreuzen kommen bei mehreren Perſonen gleicher Richtung vor, unter andern bei Catharina de Racconiſſe, Marina de Escobar, Emilia Bichieri, Juliana Falconieri u. ſ. w.

In den letzten Tagen des Jahres 1812 trat ihre Stigmatiſation ein. Drei Tage vor Neujahr (29. December 1812) ungefähr um 3 Uhr Nachmittags lag ſie ſehr krank in ihrem Stübchen mit ausgebreiteten Armen in ekſtatiſcher Erſtarrung auf ihrem Bette. Sie betrachtete die Leiden des Herrn und flehte von heftigem Mitleid bewegt, mit ihm zu leiden. Sie betete 5 Vater unſer zu Ehren der heiligen 5 Wunden, kam in eine große Innigkeit und fühlte einen heißen Durſt nach den Schmerzen des Herrn. Ihr Angeſicht war von glühender Röthe übergoſſen. Da ſah ſie ein Leuchten von oben zu ſich herabkommen, und in dieſem die Lichtgeſtalt des gekreuzigten Herrn wie lebendig, ſeine Wunden leuchteten wie fünf helle Lichtkreiſe aus

dem Bilde hervor. Ihr Herz fühlte sich von einem gewaltigen Schmerz und von Freude bewegt, ihre Begierde mitzuleiden, ward bei dem Anblick der heil. Wundmale so heftig, daß es ihr schien, als stehe ihr Mitleid aus ihren Händen, ihren Füßen und ihrer rechten Seite nach den Wundmalen der Erscheinung hin. Da schoßen zuerst aus den Händen, dann aus den Füßen, und endlich aus der Seitenwunde der Kreuzerscheinung, und zwar aus jeder einzelnen Wunde dreifache blutrothe Lichtstrahlen, die sich pfeilförmig endeten, nach ihren Händen und Füssen und ihrer rechten Seite. Die drei Strahlen, welche aus der Seite der Erscheinung kamen, erschienen weiter von einander getrennt und breiter, und endeten lanzenförmig. Im Augenblicke der Berührung drangen Blutstropfen an den Malstellen hervor. Sie lag noch lang in bewußtlosem Zustande, und wußte erwachend nicht, wer ihr die ausgespannten Arme wieder niedergebeugt hatte. Sie sah mit Staunen das Blut in der Mitte ihrer Hände und empfand heftige Schmerzen an allen Malstellen. Das Töchterchen ihrer Hausfrau war, nach ihr zu sehen, in die Stube getreten, hatte das Blut an ihren Händen bemerkt, und es der Mutter erzählt, diese fragte besorgt, was ihr geschehen, sie bat um Stillschweigen. Sie fühlte nach der Stigmatisation eine Veränderung in ihrem Körper, es war, als wendete sich ihr Blutumlauf, und dringe mit heftigem Ziehen nach den Malstellen hin. Sie sagte selbst: „es ist dieses unaussprechlich."

Die obige Erzählung der Umstände, unter welchen sie alle diese Zeichen empfangen, verdankt der Schreiber einem eigenthümlichen Ereigniß. Sie hatte nämlich am 15. Dec. 1819 eine umständliche Vision von Allem, was bis jezt an ihr ergangen, und zwar der Art, daß sie glaubte, es sey dieses Alles einer andern Klosterfrau, die nicht weit von ihr wohnen müsse, gerade so wie ihr geschehen, und sie erzählte alle die Umstände mit großem Mitleiden und Theilnahme und einer tiefen Demüthigung, ohne es zu wissen, gegen sich selbst. Es war höchst rührend, sie sprechen zu hören: „Ich darf nicht mehr klagen, ich habe die Leiden dieser armen Klosterfrau gesehen, ihr Herz ist von einem Kranze stechender Dornen umgeben, sie trägt so stille und lächelt noch. Ich muß mich schämen, zu klagen, sie hat eine viel größere Last als ich" u. s. w. Aus solchen Selbstgesichten, die sich mehrmals übereinstimmend wiederholten, und die später von ihr, als ihre eigene Geschichte anerkannt wurden, sind die Umstände ihrer Stigmatisationen mitgetheilt, welche man nur auf diese Weise so detaillirt erhalten konnte; denn sie selbst sprach aus Demuth nie von diesen Ereignissen, und von ihrer geistlichen Obrigkeit gefragt, woher diese Wun-

den rührten, sagte sie höchstens: „ich hoffe, daß sie von Gott herrühren.“ Der Raum verbietet hier von der Stigmatisation überhaupt zu reden. Die Anzahl der bekannt gewordenen frommen Personen, welche in der katholischen Kirche, seit Franz von Assisi, diesen den Theologen unter dem Namen Vulnus divinum, Plaga amoris viva bekannten Grad der betrachtenden Jesusliebe, als die höchste Signatur des mit Jesu leidenden Mitleidens, erlangt haben, ist keineswegs gering. Es sind ihrer wenigstens an 50 bekannt geworden, wovon an anderem Orte. Die Kapuzinerin Veronica Giuliani † 1727 in Citta di Castello, ist die letzte Heiliggesprochene (26. May 1831) aus dieser Zahl. Ihre, 1810 bei Schmitz in Cöln erschienene Biographie bietet ein Bild des Zustandes solcher Personen und auch in vieler Hinsicht unsrer Anna Catharina dar. Die bekannteren Zeitgenossen, welche vor der Letzteren so bezeichnet waren, sind die Dominikanerinnen Columba Schanolt zu Bamberg † 1787 und Magdalena Lorger zu Hadamar † 1806, die Kapuzinerin Rosa Serra zu Ozieri in Sardinien, stigmatisirt 8. Mai 1801 († ?). Josepha Kümi aus Wollrau im Kloster Wesen am Wallenstädtersee, welche 1815 noch lebte, seitdem aber gestorben ist, gehörte auch in diesen Kreis, wir entsinnen uns jedoch jetzt nicht genau, ob sie stigmatisirt war.

Seit Anna Catharina nicht mehr zu gehen vermochte und bettlägerig ward, begann auch ihre Nahrungslosigkeit, sie konnte bald nichts mehr als Wasser mit wenig Wein vermischt, dann allein Wasser, und selten etwas aus einer Kirsche oder Pflaume ausgesaugten Saft zu sich nehmen, alle andere consistente Nahrung auch im kleinsten Maaße brach sie mit Würgen von sich. Diese Unfähigkeit, Nahrung zu nehmen, oder auch diese Fähigkeit, ohne andere Nahrung, als Wasser, während längerer Zeit zu leben, ist gelehrten Aerzten als merkwürdiger Krankheitsfall keineswegs unerhört, und umsichtige Theologen werden im Leben contemplativer Asceten und namentlich der Ekstatischen und Stigmatisirten, der Erscheinung, daß mehrere außer dem heil. Sakramente lange keine Speise zu sich nahmen, häufig begegnen. Wir erwähnen unter vielen andern Nikolaus von der Flüe, Lidwina von Schiedam, Catharina von Siena, Angela von Fuligno, Ludovica de Ascensione u. s. w.

Alle diese Erscheinungen an Anna Catharina blieben bis zum 25. Februar 1813 in ihrer nächsten Umgebung verschwiegen, wurden dann durch Zufall einer ehemaligen Klostergenossin der Kranken bekannt und Ende März Stadtgespräch. Am 23ten März unterwarf sie der Physikus des Ortes einer Untersuchung, ward gegen alle seine Erwartung

von der Wahrheit überzeugt, nahm ein Protokoll über sie auf, ward und blieb ihr Arzt und Freund bis zu ihrem Tode (1824.) Am 28. März sendete die geistliche Obrigkeit von Münster eine Untersuchungs-Commission zu ihr. Die Kranke erwarb sich dabei das Wohlwollen ihrer Obrigkeit und die Freundschaft des gottseligen Dechants Overberg, der fortan jährlich auf mehrere Tage zu ihr reißte, und ihr Gewissensrath und Tröster blieb. Die Achtung des Arztes bei dieser Untersuchung, Obermedizinalraths von Druffel, ward ihr, so viel bekannt, nie wieder entzogen. Er gab in der medicinischen Zeitung, Salzburg 1814. 1r Band S. 145. und 2ter Bd. S. 17. über alle Erscheinungen an der Kranken in ärztlicher Hinsicht eine ausführliche Nachricht, worauf wir hier hinweisen. Am 4ten April 1813 kam der k. französische General-Polizei-Commissair Garnerin von Münster zu ihr, beobachtete und ließ sich berichten, und belehrt, sie prophezeihe nicht, noch rede sie von politischen Dingen, erklärte er sie außer dem Bereiche der Polizei. Er sprach 1826 noch mit großer Achtung und Rührung in Paris von ihr. — Am 22ten Juli 1813 kam Overberg mit Graf v. Stollberg und dessen Familie von Münster zu ihr. Sie blieben bis 24ten Juli. Stollberg bezeugte in einem mehrfach abgedruckten Briefe an die Gräfin S. die Wahrheit aller Erscheinungen an der Kranken und seine herzliche Verehrung für sie. Er blieb ihr Freund bis zu seinem Tode, und seine Familie hörte nicht auf, sich bis zu ihrem Ende in ihr Gebet zu empfehlen. — Am 9. September 1813 kam Overberg mit der frommen und geistreichen Fürstin Galitzin zu ihr, sie blieben bis zum 11. September und waren Augenzeugen der reichlichen Blutung aller ihrer Wundmale. Diese ausgezeichnete Frau wiederholte ihre Besuche und nach ihrem Tode blieb ihre Tochter, die Fürstin Salm und deren Familie in stätem Gebetsverein mit Anna Catharina; ebenso fanden andre edle Familien und Trostsuchende jedes Standes Erbauung an ihrem Krankenlager. — Am 23ten Oct. 1813 brachte man sie in eine andere Wohnung, die auf einen Garten sah. Man stieg nun eine Wendeltreppe zu ihr und die arme Klosterfrau gieng von Tag zu Tag in ein mühseligeres Daseyn über. Die Zeichen, welche sie durch Gottes Willen trug, wurden für sie bis zum Tode eine Quelle unsäglicher Leiden; ohne daran zu denken, wie sehr sie unaustilgbare Gnadenzeugnisse der heiligsten Weihestunden ihres Lebens seyen, trug sie dieselben zu ihrer Demüthigung als ein, ihr für ihre Sünden aufgelegtes, schweres Kreuz. Ihr armer Leib selbst mußte Christum, den Gekreuzigten, predigen. Es war ein schwerer Beruf, Allen ein Räthsel, den Meisten eine Verdächtige, Vielen ein Gegenstand scheuer Verehrung zu seyn, ohne in Ungeduld, Haß oder Stolz

zu fallen. So gern ſie ſich vor der Welt verſchloſſen hätte, nöthigte ſie bald der Gehorſam, unzähligen Neugierigen ein Gegenſtand der verſchiedenartigſten Beurtheilung zu werden. Die heftigſten Schmerzen leidend, hatte ſie gewiſſermaßen auch noch ihr Eigenthumsrecht an ſich ſelbſt verloren und war ohne irgend einen Vortheil zum Nachtheil ihres Leibes und ihrer Seele durch Mangel an Ruhe und Sammlung gleichſam zu einer Sache geworden, welche zu beſchauen und zu beurtheilen, Jedermann das Recht zu haben glaubte. Die Anmaßung gieng weit, ein ſtark beleibter Fremder, dem die enge Wendeltreppe beſchwerlich ward, klagte, daß dieſe Perſon, welche eigentlich an der Heerſtraße liegen müßte, ſo unbequem hoch gelegt ſey. Aehnlich Bezeichnete in früherer Zeit beſtanden in Abgeſchloſſenheit die Prüfung der geiſtlichen Obrigkeit, und vollendeten ihre ſchwere Aufgabe von heiligen Mauern geſchützt; unſre arme Freundin aber aus einer Kloſtergemeinde, welcher ſie ſelbſt ein Räthſel war, in einer übermüthigen, leichten und ungläubigen Zeit in die eitle Welt geſtoßen, und mit den Ordenszeichen der Paſſion Chriſti belehnt, mußte das blutige Gewand des Kelterntreters am lichten Tage vor vielen Menſchen tragen, welche kaum an Jeſu eigne Wunden, viel weniger an deren Ebenbild glaubten. So war ſie, die ſo viele Stunden ihrer Jugend bei Tag und Nacht vor den Stationsbildern des Leidensweges Chriſti und vor den Kreuzen am Wege gebetet hatte, nun ſelbſt wie ein Kreuz am Wege geworden, von dem Einen mishandelt, von dem Andern mit Thränen der Buße begrüßt, von dem Dritten als Gegenſtand der Kunſt und Wiſſenſchaft betrachtet, und von den Unſchuldigen mit Blumen geſchmückt. — Im J. 1817 zog ihre fromme alte Mutter vom Lande auf ihre Stube, um bei ihr zu ſterben. Sie erwies ihr Kindesliebe durch Troſt und Gebet, und drückte ihr am 13. März mit ihren ſo ehrwürdig bezeichneten Händen die Augen dankbar zu, welche ihre Jugend ſo treu bewacht und ſo viele Thränen der Mutterliebe ihretwillen geweint hatten. Mit dem reichen Erbſchatz, den ihr die Mutter hinterließ, reichte Anna Catharina überflüßig bis zum Rande aus, und hinterließ ihn ungemindert allen Freunden zu ewiger Nutznießung. Es beſtand dieſes Erbe in den drei Sprichwörtern: Herr! wie Du willſt, und nicht wie ich will. — Herr! gieb Geduld und dann ſchlage tüchtig zu! — Taugt es nicht in den Topf, ſo taugt es doch darunter. Dieſes letzte Sprichwort aber hatte den Sinn: kann Dieſes nicht zur Speiſe dienen, ſo kann man doch es verbrennen und die Speiſe dabei kochen; erquickt dieſes Leid mein Herz nicht, ſo kann ich doch, es geduldig ertragend, das Feuer der Liebe damit mehren, durch welches dieſes Leben allein genießbar wird. Sie gebrauchte dieſe

Sprichworte oft und gedachte immer der Mutter mit Dank dabei. Der Vater war früher gestorben. — Der Schreiber dieser Blätter erhielt zuerst durch eine Abschrift des obenerwähnten Briefes Stollbergs und später durch einen Freund, der mehrere Wochen bei der Kranken gelebt, eine umfassendere Kenntniß ihres Zustandes. Im September 1818 eingeladen, mit J. M. Sailer, nach langer Trennung, auf dessen Reise zu dem Gr. Fr. L. v. Stollberg in Westphalen zusammen zu treffen, begab er sich nach Sondermühlen zu Letzterem, der ihn nach Münster an Overberg empfahl, und dieser führte ihn durch einen Brief an den Arzt der A. C. Emmerich bei derselben ein. Gütig aufgenommen besuchte er sie am 17. Sept. 1818 zum erstenmal. Sie erlaubte ihm bis zu Sailers Ankunft täglich mehrere Stunden bei ihr zuzubringen, und bewieß ihm mit rührender Arglosigkeit ein so kindliches Vertrauen, als er es nie von irgend einem Menschen genossen. Sie mochte wohl erkennen, daß sie in hohem Grade ein geistliches Almosen an ihm übte, indem sie alle ihre Führungen, Erfahrungen, Freuden und Leiden von Kind auf bis heute ohne irgend eine Scheu vor ihm aussprach, und sie that Dies bis zur freudigen Gastfreiheit, ohne alle Sorge, da sie sich von ihm nicht durch übertriebene Bewunderung in ihrer Demuth gestört fühlte. Sie gab alles ihr Inneres mit der freudigen Warmherzigkeit hin, mit welcher ein gottseliger Einsiedler jeden Morgen, die Blumen und Früchte seines Gartens, die ihm über Nacht wieder wachsen, einem mühseligen Wanderer zur Erquickung reicht, der in der Wüste der Welt verirrt, sich bei seiner Klause zurecht gefunden hat. Gott auf Leben und Tod hingegeben that sie Alles, wie ein Kind Gottes, arglos und absichtslos so hin. Gott vergalte es! Der Schreiber schrieb täglich Alles nieder, was er an ihr bemerkte, oder was sie ihm aus ihrem innern und äußern Leben erzählte. Alles, bald durch die kindlichste Naivetät, bald durch die eigenthümlichste Tiefsinnigkeit überraschend, ließ den großartigen Zusammenhang ahnden, der später hervortrat, da es sich entdeckte, daß die heiligende Vorwelt, die entheiligende Mitwelt, und die richtende Nachwelt sich fortwährend als ein historisches und zugleich allegorisches Drama nach den Motiven und der Scenenfolge des Kirchenjahres vor, in, und mit ihr abspielten, denn alles Dieses war der Leitfaden ihrer Gebets- und Leidensopfer für die streitende Kirche in zeitlicher Bedrängniß. — Am 22. Oct. 1818 kam Sailer zu ihr, als er unten im Hause durchwandelnd bemerkte, daß sie im Hinterhause einer Schenke wohnte, und unter ihrem Fenster eine Kegelbahn rasselte, sagte er in seiner scherzhaften und doch tiefen Weise: „Schau, schau, so ist es grade

recht, so muß es seyn, die kranke Nonne, die Braut unsers Herrn, wohnt in einer Schenke über der Kegelbahn, grade wie die Seele des Menschen in seinem Leibe." Sein Zusammenkommen mit der Kranken war sehr rührend und innig, zwei von Jesu Liebe brennende Herzen, auf den verschiedensten Wegen von der Gnade geführt, begegneten sich bei dem Kreuze, mit welchem das Eine sichtbar bezeichnet war. Freitag den 25. October war Sailer den ganzen Tag meist allein bei ihr, er überzeugte sich von den Blutungen ihres Hauptes, ihrer Hände und Füße, und sie fand den mannichfachsten Trost in Bezug auf ihre innern Erfahrungen bei ihm. Auf ihre Anfrage, empfahl er ihr dringend die unbefangenste Mittheilung an den Schreiber, worüber er auch mit diesem und ihrem gewöhnlichen Seelsorger sprach. Mit großer Rührung überzeugte er sich von ihren ekstatischen Zuständen, ihrem Gehorsam gegen geistlichen Befehl, und ihrer überraschenden Anregung durch Segen, Geweihtes und Reliquien. Sie beichtete ihm, wozu er die Erlaubniß von der geistlichen Behörde als Fremder begehrt, und empfangen hatte. Samstag den 28ten reichte er ihr das heilige Sakrament, und reiste weiter zu Stollberg. Auf der Heimreise blieb er im Anfange des Novembers abermals einen Tag bei ihr. Er war ihr bis zu ihrem Tode ein Freund, bat für sie gebetet und in ernsten Angelegenheiten ihr Gebet verlangt. Der Schreiber blieb bis zum Januar, und kehrte im May 1819 zu ihr zurück, wo er mit weniger Unterbrechung bis zu ihrem Tode seine Beobachtungen fortsetzte. Ihr stätes Gebet, Gott möge ihr die äußerlichen Wundmale nehmen, damit sie der Beunruhigung nicht erliege, ward nach 7 Jahren erhört. — Gegen Ende von 1819 wurden die wöchentlichen Blutungen seltner und blieben endlich ganz aus, am 25. December fielen auch die Wundrinden an den Händen und Füßen ab, und es erschienen durch die Hauterneuerung weißschimmernde Narben, welche jedoch an allen bezüglichen Tagen sich röthelten, wie denn überhaupt die Schmerzen dieselben blieben. Auch die Kreuzmale und die Wunde der rechten Seite äußerten sich noch oft wie früher, doch an abweichenden Tagen. Die Empfindung, unter furchtbarer Peinigung eine breite Dornkrone um das Haupt zu tragen, trat an den normalen Tagen fortwährend mehr oder weniger heftig ein. Sie konnte dann das Haupt nirgends an oder anlehnen, ja ihm nicht mit der Hand nahen, und saß viele Stunden, ja ganze Nächte, wie ein erschütterndes bleiches Jammerbild, mit schwankendem Haupte, um den Leib durch stützende Kissen aufrecht gehalten, wimmernd im Bette. Dieser Zustand löste sich immer mit minderen oder stärkeren Blutergüssen rund um das Haupt, die manchmal nur die Kopfbedeckung durchdrangen, manchmal

auch über das Antlitz nieder auf ihr Halstuch rannen. Am 19. April, Charfreitag 1819 brachen von neuem alle ihre Wunden blutend auf, und schloßen sich wieder an den folgenden Tagen. — Eine strenge Untersuchung ihres Zustandes durch Aerzte und Naturforscher, welcher sie abgesondert in fremdem Hause vom 7ten bis 29ten August 1819 unterworfen wurde, scheint auf ihrem Werthe beruhen geblieben zu seyn. Man brachte sie am 29ten August in ihre Wohnung unter alle ihre frühern Verhältnisse zurück. Außer einigen Privatquälereien und öffentlichen Schmähungen ließ man sie bis zu ihrem Tode fortan in Ruhe. Overberg schrieb ihr in diesen Leiden folgende Worte: „Was ist Ihnen denn auch, Ihnen persönlich, Uebels geschehen, worüber Sie zu klagen hätten? Ich thue diese Frage an eine Seele, die nichts so sehr wünschet, als ihrem himmlischen Bräutigam immer ähnlicher zu werden. Hat man Sie nicht viel sanfter behandelt, als es Ihrem Bräutigam geschehen? Muß es Ihnen, dem Geiste nach, nicht Freude seyn, daß man Ihnen behülflich gewesen ist, ihrem Bräutigam ähnlicher und also auch wohlgefälliger zu werden? Schmerzen hatten Sie vorhin schon viele mit Christo gelitten, aber der Schmach noch, vergleichungsweise, wenig. Bei der Dornkrone fehlte noch immer der Purpurmantel und das Spottkleid. Noch immer fehlte das Geschrei: Weg mit dieser, weg zum Kreuze. Ich zweifle nicht, daß diese Gesinnungen die Ihrigen sind. Gelobt s. J. C." — Charfreitag, 30ten März 1820, ergossen ihr Haupt, ihre Hände und Füße, ihre Brust und Seite Blut zur gewöhnlichen Zeit. Jemand aus ihrer Umgebung, welcher wußte, daß die Annäherung von Reliquien ihr erquicklich war, hatte ihr während ihrer Ohnmacht ein Tuch, worin Reliquien, an die Fußsohlen gelegt, und es war Blut von den Wundmalen an dies Tuch gekommen. Als man ihr dieses Tuch sammt den Reliquien Abends auf die Schulter, welche sie besonders schmerzte, und auf die Brust legte, sagte sie plötzlich im ekstatischen Zustand: „Wie wunderbar, dort sehe ich meinen himmlischen Bräutigam im irdischen Jerusalem todt im Grabe ruhen, hier sehe ich ihn im himmlischen Jerusalem unter vielen Heiligen lebend angebetet, und unter den vielen Heiligen sehe ich eine unheilige Person, eine Klosterfrau, das Blut rinnt ihr vom Haupt, der Seite, den Händen und Füßen, und die Heiligen stehen über diesen Gliedern ihres Leibes." (Ein hieher gehöriger Zug steht in der Note S. 273.) — Am 9ten Februar 1821 ward sie unter dem Begräbniß eines frommen Priesters ekstatisch, das Blut rann ihr von der Stirne, und auch das Brustkreuz blutete. So fand sie Jemand und fragte: „was geschah Ihnen?" Da sprach sie halb im Traume lächelnd: „Wir waren zur Leiche, ich bin das Singen nicht

mehr gewohnt, das de profundis hat mich so angestrengt." — Drei Jahre nachher starb sie am selben Tage. — Sie sagte 1821 mehrere Wochen vorher, es sey im Gebete zu ihr gesprochen worden: „achte darauf, du wirst am historischen und nicht am kirchlichen Tage blutend mitleiden." Wirklich war sie Freitags den 30ten März, Morgens um 10 Uhr bewußtlos, aber doch in freudiger Rede. Antlitz und Brust waren von Blut überronnen, und ihr Körper voll Streifen, gleich Geisselmalen. Um Mittag ward sie in Kreuzform ausgereckt, ihre zitternden Arme dehnten sich auf eine entsetzliche Weise. Einige Minuten nach 2 Uhr drangen Blutstropfen aus ihren Händen und Füßen. Am Charfreitage dem 20. April selbst war sie nur in stiller Betrachtung, welche auffallende Abweichung sich als der Schutz Gottes zeigte, indem sie zur gewöhnlichen Stunde der Blutung von mißwilligen Lauern bedrängt ward, welche durch Veröffentlichung ihr neue Störung zuziehen wollten, jetzt aber durch die Aussage, sie blute nicht mehr, zu ihrer Ruhe gegen ihre Absicht beitrugen. — Am 19ten Februar 1822 hatte sie dieselbe Mahnung des Mitleidens am letzten Freitage im März und nicht am Charfreitag, wenn sie leben bleibe, denn sie war in schwerer Gebetsarbeit dem Tode nah. Sie hatte häufig ein Stechen und Ziehen nach den Wundmalen, und ergoß Freitag den 15ten und 22sten Blut aus dem Brustkreuz und der Seitenwunde, alle Male rötheten sich stark. Sie fühlte öfters vor dem 29sten, als stürze ihr ein heißer Strom vom Herzen zur Seite und durch Arme und Beine zu den Malstellen hin, wo sich Stechen, Röthe, Glut und mit dem Gefühle des Ausströmens Schweißtropfen einstellten. Am Donnerstag den 28ten Abends sank sie in die Betrachtung der Passion bis Freitag den 29ten am Abend. Sie ergoß in den betreffenden Stunden Blut an der Brust, dem Haupt und der Seite, alle Adern zu den Händen hin waren geschwollen, die Male gerötbet, und in denselben ward der Mittelpunkt wund und feuchtete, doch ohne wirklichen Erguß. Sie erhielt die Weisung der Blutung für den 3ten März auf Kreuzerfindung. Sie hatte auch an diesem Tage von der Entdeckung des Kreuzes durch St. Helena eine Betrachtung, der ihre Blutung einzeflechten war. Sie glaubte neben dem Kreuz in der Grube zu liegen, blutete Morgens stark am Kopfe und der Seite, und nach Mittag mäßig an Händen und Füßen, und hatte ein Gesicht, als werde die Aechtheit des Kreuzes Christi an ihr probiert, und ihr Bluten gebe ein Zeugniß. — Im J. 1823 begleitete ihre Betrachtung die Passion vom Vorabend den 27ten bis Charfreitag den 28. März am Abend abermals, sie blutete mäßig an allen Wunden unter großen Leiden. Ein anwesender Freund bedauerte ihre ungehütete Lage; ganz in Geistesabwesen-

heit, zum Sterben gepeinigt, mußte ſie in ihrer kleinen Haushaltung über Alles Rede und Antwort geben, als ſey ſie friſch und geſund, und that es ſchier ſterbend, halb bewußtlos ohne Murren. Es war das Letztemal, daß ſie mitleidend Zeugniß ab mit ihrem Blute für den, der das Seine für uns alle gegeben. — Die meiſten Formen des geiſtlich ekſtatiſchen Lebens in Gebet, Erkenntniß, Leiden und Wirken, welche uns in den Geſchichten und Schriften der Brigitta, Gertrudis, Mechtildis, Hildegardis, Catharina von Siena, von Genua, von Bologna, Columba von Rieti, Lidwina von Schiedam, Catharina Vanini, Thereſia a Jeſu, Anna a St. Bartholomäo, Maria Magdalena von Pazzis, Maria Villana, Maria Benhomi, Marina von Escopar, Crescentia von Kaufbeuern und vieler andern contemplativen Kloſterfrauen begegnen, erſchienen auch in der Geſchichte des innern Lebens der A. C. Emmerich. Womit jedoch allein geſagt ſeyn ſoll: Es war ihr derſelbe Weg von Gott angewieſen, ob ſie unter ſchwierigen Umſtänden gleich Jenen das Ziel erreicht, ſteht in Gottes Barmherzigkeit, uns geziemt, darum zu bitten, und iſt erlaubt, es zu hoffen. Jene Leſer, welche das Weſen ſolcher Perſonen nicht aus ihren Schriften kennen, finden ſich in Bezug auf deren Stellung in der Einleitung zu Suſos Leben und Schriften, (Regensburg 1829,) durch Görres orientirt. — Da eifrige Chriſten, um in ihrem Leben einen ſtäten Gottesdienſt darzuſtellen, in jedem Tagewerk das Sinnbild irgend einer Gottesverehrung ſuchen, welche ſie in treuer Verrichtung der Werke Gott im Verein mit den Verdienſten Jeſu Chriſti aufopfern, ſo ſcheint es nicht befremdlich, daß jenen aus ihnen, welche aus einem werkthätigen, in einen leidenden, betrachtenden Zuſtand kommen, ihre Gebetsarbeiten unter der Form ihres früheren Geſchäftskreiſes entgegentreten. Ihr früheres äußeres Werk, nach deſſen Sinnbildlichkeit ſie ihr inneres Gebet wirkten, wird jetzt die Form ihrer Gebetsarbeit, in der ſie nun ihr äußeres Werk wirken. Sonſt wirkten ſie ihr Gebet, jetzt beten ſie ihr Wirken, die Form blieb dieſelbe. In ſolcher Weiſe erklärt es ſich, daß Anna Catharina in ihrem ekſtatiſchen Leben alle ihre Gebetsaufgaben für die Kirche und mancherlei Noth in Traumparabeln von Hauswirthſchaft, Viehzucht, Feld- und Gartenbau, Linnenbereitung, Näharbeit und Wäſche verrichten mußte. Alle dieſe Arbeiten ſchloßen ſich nach ihrer Bedeutung der natürlichen und kirchlichen Zeit an, und wurden durch Anrufen, Eintreten und Hülfe der Heiligen jedes Tages unter fleißiger Anwendung der ſpeziellen Gnade der einfallenden Kirchenfeſte vollzogen. Die Bedeutſamkeit dieſes ſinnbildlichen Geſchäftskreiſes reichte überflüſſig für alle Aufgaben der werkthätigen Seite ihres innern Lebens zu. Ein Beiſpiel diene hier ſtatt vieler. Wenn Anna Catharina als Bau-

ernmädchen Unkraut aus dem Feld jätete, flehte ſie, das Unkraut möge aus dem Kirchenfelde ausgereutet werden; brannten ihr die Hände vom Neſſelraufen, mußte ſie nachläßigen Arbeitern nacharbeiten, ſo opferte ſie Schmerz und Mühe Gott auf, und flehte um Jeſu willen, daß doch kein Seelenhirt ermüden möge, bei ſchweren Hinderniſſen muthig fort zu arbeiten, u. ſ. w. Auf dieſe Weiſe ward ihre Handarbeit zu einem Gebete. Nun folgt ein paralleler Fall aus ihrem ekſtatiſchen betrachtenden Leben. Als Anna Catharina einſt mehrere Tage krank und mühſelig ſeufzend in faſt ſtäter Ekſtaſe gelegen, wobei ihre Finger häufig, wie pflückend, zuckten, klagte ſie eines Morgens über Brennen und Jucken an Händen und Armen, welche ſich auch bei näherem Anſchauen mit Neſſelbrandblaſen bedeckt fanden. Sie bat hierauf mehrere Bekannte, ihr Gebet in einer gewiſſen Angelegenheit mit dem ihrigen zu vereinigen. Am folgenden Morgen ſchmerzten ihre Finger und ſchienen wie von Arbeit entzündet; um die Urſache gefragt, erwiederte ſie: „ach, ich hatte ſo viele Neſſeln im Weinberg auszuraufen und die beſtellten Gehülfen riſſen nur das Kraut ab, da mußte ich die Wurzeln mühſelig mit den Fingern aus dem ſteinigten Grunde herausbohren, u. ſ. w.“ Als der Fragende ſolche nachläßige Arbeiter tadelte, fühlte er ſich durch ihre Antwort beſchämt: „Sie waren auch darunter, es ſind die nachläßigen Gebetsgenoſſen, welche nur das Kraut von den Neſſeln riſſen, und die Wurzeln ſtecken ließen!“ Es fand ſich aber ſpäter, daß ihr, welche für mehrere Biſthümer betete, dieſe unter den Sinnbildern von verwilderten Weinbergen zur Bearbeitung angewieſen worden waren. Gab nun der wirkliche Neſſelbrand an ihren Händen ein Zeugniß von ihrem ſinnbildlichen Ausraufen der Neſſeln, ſo liegt es nicht ferne zu hoffen, daß auch den Kirchengemeinden, welche durch dieſe ſinnbildlichen Weinberge bedeutet wurden, eine Wirkung ihrer Gebetsarbeit zugekommen ſeyn wird; denn, wenn den Anpochenden aufgethan wird, ſo wird wohl auch Jenen geöffnet werden, welche ſo herzhaft anpochen, daß ihnen die Fingerknöchel wehe thun. Aehnliche Rückwirkungen auf den Körper begegnen uns häufig in den Geſchichten von Perſonen gleicher Richtung und ſind dem Glauben nicht fremd. Die hl. Paula beſuchte, nach der Erzählung des hl. Hieronymus, die heiligen Orte in ihren Geſichten gerade wie perſönlich; eben dieſes geſchah an Columba von Rieti, und Lidwina von Schiedam, welche von dieſen Reiſen im Geiſte, alle Spuren am Leibe erlitt, als ſey ſie körperlich gereist, ſie ward wegemüd, verwundete ſich die Füße, hatte Spuren von Anſtoſſen, Dornverletzung, verrenkte in der Traumreiſe ausgleitend den Fußknöchel, und litt körperlich lange an dieſer Verletzung. Auf dieſen Reiſen von ihrem Engel

geführt, hörte ſie von dieſem, die körperliche Verletzung ſey ein Zeichen, daß ſie mit Leib und Seele entzückt geweſen. Solches Hervortreten von Verletzungen am Körper wenige Augenblicke, nach dem ſie im Traume geſchehen, ward auch bei Anna Catharina beobachtet. Wie Lidwinas ekſtatiſche Reiſe damit begann, daß ſie im Geiſte ihrem Engel in die Mariakapelle vor Schiedam folgte, ſo eröffneten die ekſtatiſchen Reiſen der Anna Catharina ſich auch damit, daß ſie im Geiſte ihrem Engel in die nahe Kapelle vor ihrem Wohnorte, oder zum Kreuzwege vor Coesfeld, oder zu dem Gnadenkreuze daſelbſt folgte. Sie erzählte ihre Reiſen nach dem heil. Lande auf den entgegengeſetzteſten Wegen, öfters ſelbſt rund um die Erde, nachdem die Aufgabe ihrer Gebetsarbeit es erforderte, und öfters auch den entgegengeſetzten Rückweg bis zu ihrer Kammer. Dieſe Wege waren von ihrer Heimath an bis zu den entfernteſten Völkern von den abwechſelndſten Hilfsthätigkeiten erfüllt, welche, alle aus dem Kreiſe der leiblichen oder geiſtlichen Werke der Barmherzigkeit, häufig in Form von Parabeln geübt wurden. Nach einem Jahre auf gleichem Wege, berührte ſie dieſelben Perſönlichkeiten wieder und erzählte ihr Gedeihen oder ihren Rückfall. Alle dieſe Arbeit aber bezog ſich auf die Kirche, das Reich Gottes auf Erden. Das Ziel dieſer täglichen Pilgerträume war immer das gelobte Land, welches ſie nach ſeinen jetzigen, wie nach ſeinem Zuſtande in allen Zeiten der heiligen Geſchichte in großem Detail betrachtete; denn vor allen Perſonen ihrer Richtung zeichnete ſie die Gnade einer bis jetzt unerhörten, objektiven Anſchauung der Geſchichte des alten und neuen Teſtaments, der heil. Familie und aller Heiligen, auf welche ſich das Auge ihres Geiſtes richtete, aus. Sie ſah das Weſen aller Feſttage des Kirchenjahres in feſtlicher und in hiſtoriſcher Hinſicht. Sie betrachtete und erzählte die Jahre des Lehrwandels Jeſu bis zur Himmelfahrt, und die Apoſtelgeſchichte bis mehrere Wochen nach der Sendung des heiligen Geiſtes, Tag vor Tag mit detaillirter Beſchreibung und Benennung der Orte, Perſonen, Feſte, Sitten, Lehren und Wunder, oft mit einer Beſtimmtheit, welche jede Erwartung übertraf. Einzelne wenige Züge dieſer Betrachtungen ſind in den Noten zu den folgenden Blättern mitgetheilt. Alle dieſe Anſchauungen hielt ſie keineswegs für geiſtliche Beluſtigungen ihrer Seele, ſondern ſie nahm ſie als Fruchtfelder von Verdienſten Jeſu an, welche noch nicht eingetragen ſeyen, und war oft ſeeliſch beſchäftigt, dieſe und jene Mühe des Herrn für die Kirche in ihrer Bedrängniß in Anſpruch zu nehmen, indem ſie Gott bei den Verdienſten Jeſu Chriſti, welche ſie als ein Erbgut ſeiner Kirche auf eine kindliche Weiſe für dieſe in Beſitz nahm, um Hülfe beſchwor. Alle dieſe ihre Anſchauungen übertrug ſie niemals auf

das äußere Christenleben und erkannte ihnen nie einen wirklichen historischen Werth zu. Aeußerlich wußte und glaubte sie nichts, als den Katechismus, die gewöhnliche biblische Geschichte, die Sonn- und Festtäglichen Evangelien und den Kalender, der ihr, als einer Schauenden, als das tiefsinnigste Buch erschien, welches ihr auf wenigen Blättern den Leitfaden darbot, Zeit und Natur von einem Mysterium der Erlösung zum andern mit allen Heiligen feiernd zu durchwandern, um in dieser Wallfahrt mit dem Kirchenjahr alle Gnadenfrüchte der Ewigkeit in der Zeit zu erndten, zu bewahren und wieder auszutheilen, auf daß: „dein Wille geschehe auf Erden, so wie im Himmel!“ — Das alte oder neue Testament war nie von ihr gelesen worden, daher, wenn sie ermüdet ungern erzählte, sagte sie wohl: „lesen Sie es doch in der Bibel,“ und wunderte sich sehr, zu hören, daß dieses nicht darin stehe, man höre ja jetzt immer sagen, man solle nur die Bibel lesen, darin stehe ja Alles, u. s. w. — Die eigentliche Aufgabe ihres Lebens war Leiden für die Kirche oder einzelne Glieder derselben, deren Noth ihr im Geiste gezeigt wurde, oder die sie um Gebet anflehten, ohne eben zu wissen, daß diese arme kranke Klosterfrau mehr für sie zu thun hatte, als einige Paternoster zu beten, ja daß sich ihr ganzes Leiden an Leib und Seele auf sie übertrug, und daß sie es geduldig unter sehr schwierigen Umständen auskämpfen mußte, denn ihr kam nicht, gleich ähnlichen Personen einer früheren Zeit, Verständniß und Gebet einer klösterlicher Genossenschaft zu Hülfe, sondern in ihrer Zeit und Welt, war ihr Leiden allein an den Arzt gewiesen. In der Arbeit, solche übernommene Leiden auszukämpfen, machte sie, wie in der Feldarbeit ihrer Jugend, eine stäte Gebetsanwendung auf entsprechende Beschwerden der Kirche, und opferte, für einen Kranken leidend, ihre Mühseligkeit für die ganze Kirche auf. Ein allgemeines Beispiel ihres Mitleidens ist folgendes: Mehrere Wochen lang stellten sich alle Leiden der äußersten Schwindsucht bei ihr ein. Die höchste Reizbarkeit der Lunge, alle Betten durchdringende Schweiße, erstickender Husten, stäter Auswurf, ununterbrochenes heftiges Fieber, man erwartete täglich ihr Ende, ja man hoffte es, so entsetzlich war ihr Leiden. Befremdend erschien ihr Kampf gegen große Reizbarkeit des Gemüthes. Fiel sie augenblicklich in Unwill, so zerfloß sie in Thränen, ihr Leiden verdoppelte sich, sie konnte nicht leben, bis sie sich durch das Sakrament der Buße ausgesöhnt hatte. Immer hatte sie mit dem Unwill gegen eine Person zu kämpfen, welche seit Jahren ihr fern stand. Sie jammerte, immer diese Person, die sie doch gar nicht angehe, mit allerlei Verkehrtheiten vor sich zu sehen, und weinte wohl in großer Gewissensangst bitterlich, sie

wolle ſich nicht verſündigen, an jenem Tage ſolle man ihr Leiden ſehen u. ſ. w. Ihre Krankheit nahm zu, man erwartete ihr Ende. In dieſer Zeit erſchrack ein Freund nicht wenig, als ſie ſich plötzlich aufrichtend ſprach: „beten Sie die Sterbe-Gebete mit mir.“ Er that dieſes und ſie antwortete ganz rüſtig in der Litaney. Nach einer Weile ertönte die Sterbeglocke, und es kam Jemand zu ihr, um Gebet für ſeine eben geſtorbene Schweſter bittend. Anna Catharina fragte unbefangen mit Theilnahme nach ihrem Leiden und Tode, da hörte der Anweſende die umſtändlichſte Beſchreibung jener Schwindſuchtskrankheit, in welcher Anna Catharina bis heute gelegen, und wie die Verſtorbene aus Elend und Beängſtigung ſich gar nicht zum Tode habe bereiten können, aber ſeit ein paar Wochen ſey ihr viel leichter geweſen, und ſie habe, den Unwill gegen eine gewiſſe Perſon beſiegend, ſich mit dieſer und dann auch mit Gott verſöhnt und ſey unter dem Beiſtand derſelben Perſon mit allen Sakramenten verſehen in Frieden geſtorben. Anna Catharina reichte ein Almoſen zu Beerdigung und Todtenfeyer. Sie ſchwitzte, huſtete, fieberte nicht mehr, ſie glich einem abgehetzten Menſchen, der mit friſcher Wäſche auf ein kühles Lager gebracht und erquickt worden iſt. Ihr Freund ſagte zu ihr: „als Sie in dieſe Todeskrankheit fielen, ward die Frau beſſer, und nur durch den Unwill gegen jene Perſon abgehalten, ſich mit Gott auszuſöhnen; auf einmal erhalten Sie den Unwill, und die Frau ſtirbt verſöhnt, und nun iſt Ihnen wieder ziemlich wohl. Aergert Sie jene Perſon noch?“ — „Ei behüte Gott, das kömmt mir jetzt recht unvernünftig vor, aber wie iſt es möglich nicht zu leiden, wenn ein Glied meines Fingers leidet, wir ſind Alle ein Leib in Jeſu Chriſto.“ — Gott ſey Dank, ſagte der Freund, nun haben Sie doch wieder Ruhe. Sie aber lächelte und ſprach: „es wird nicht lange währen, es warten ſchon Andere auf mich.“ Hiemit wendete ſie ſich auf dem Lager um und ruhte. Wenige Tage nachher fiel ſie in heftige Gliederſchmerzen und alle Leiden der Bruſtwaſſerſucht. Wir entdeckten die Kranke, mit welcher ſie litt, und ſtündlich ſahen wir deren Leiden plötzlich erleichtert, oder zum höchſten Grade geſteigert, nach dem Anna Catharina heftiger litt, oder eine Pauſe des Mitleidens hatte. Jeder wird die Schwierigkeit ſolcher Zuſtände einſehen, ſie mußte aus Liebe fremde Krankheit tragen, ja fremde Verſuchung auf ſich nehmen, auf daß Jene Muße zur Todesbereitung finde. Sie mußte ſchweigend leiden, um fremde Noth zu verbergen und ſelbſt nicht für eine Thörin gehalten zu werden, ja ſie mußte auch noch die Arzneimittel für die Krankheit und die Verweiſe für die fremde Verſuchung geduldig hinnehmen, und mußte es tragen, Andern verkehrt zu erſchei-

nen, damit Jene, für die sie litt, vor Gott bekehrt erscheine. — Einst saß ein schwer betrübter Freund in ihrer Nähe, sie lag in Entzückung und flehte plötzlich laut: „o mein süßer Jesus, laß mich den schweren Stein ein wenig tragen.“ Der Traurige fragte verwundert, was ihr fehle; sie erwiederte: „Ich bin auf der Reise nach Jerusalem, da liegt ein armer Mensch an meinem Wege, der schleppt einen Stein auf der Brust mit sich, der ihn schier todt drücket;“ dann flehte sie wieder: „Gieb mir den Stein, du kannst nicht mehr, gieb ihn mir!“ und plötzlich sank sie wie von großer Last erdrückt, ohnmächtig in sich zusammen. Der Anwesende hatte nicht die Zeit, über ihren Zustand zu erschrecken, denn im selben Augenblicke war all sein drückender Kummer wie von seiner Brust hinweggeblasen, er fühlte sich so freudig, als nie in seinem Leben. Als er sie aber so elend sah, und fragte, was ihr fehle, blickte sie ihn lächelnd an, mit den Worten: „ich kann mich nicht länger hier aufhalten, armer Mann, du mußt deinen Stein wieder selbst aufpacken“, und sogleich kam alle Betrübniß wieder auf das Herz dieses Menschen, sie aber setzte in ihrem früheren Zustande ihren geistigen Weg nach Jerusalem fort. — War in ihren furchtbaren Leiden durch das sie umgebende Nichtverstehen oder störende Besuche ihre Geduld sehr gefährdet, so erhielt sie den Trost einer lieben Gespielin, deren wir (Seite 53, Zeile 7 von unten) Erwähnung gethan. Rührend war es zu sehen, wie die unschuldigen Vögel den Frieden der Nähe der mit den Zeichen der Sühnung Bezeichneten anerkannten. Wir sahen einen Vogel, den sie aufgefüttert hatte, in ihrer Stube, er trauerte oder lobsang nach der Art ihres Gebetes. Ward sie ohnmächtig, so fiel er von der Stange, erholte sie sich, so flog er auf und zwitscherte. Man trennte ihn von ihr, um sie abzutödten. Die Abtödtung aber traf ihn. Eine noch innigere Theilnahme bezeigte eine zahme Lerche; sie saß, ohne die Kranke je zu stören, häufig auf ihrem Kopfkissen, und begrüßte neben ihrem Haupte den erwachenden Tag. Gegen manche Menschen, deren Besuch ihr störend seyn konnte, führte dieser wehrlose, schüchterne Vogel eine Art Krieg, lief hinter ihnen her, biß sie in die Füße, oder flatterte ihnen unwillig ins Gesicht. Solcher Eifer brachte ihm den Tod im Küchenfeuer. Da wir uns hier gerade eines merkwürdigen Falles ihrer Seelenthätigkeit erinnern, führen wir ihn an. Eines Morgens gab sie einem Freunde ein Säckchen, worin Roggenmehl und einige Eier, und beschrieb ihm ein Häuschen des Ortes, worin eine hungernde schwindsüchtige Frau nebst zwei kleinen Kindern und ihrem Manne wohne. Dieser Frau möge er sagen, sich Brei davon zu kochen, das sey gut für die Brust. Der Freund fand

Alles nach ihrer Beschreibung. Als er eintretend das Säckchen unter dem Mantel hervorzog, reckte die arme Mutter, welche zwischen ihren halbnackten Kindern von Fieber glühend mit glänzenden Augen von ihrem Strohlager gegen ihn hinschaute, ihm die bleichen Hände entgegen, und sprach mit zitternder Stimme: „O Herr! Sie schicket der liebe Gott, oder die Jungfer Emmerich! Sie bringen mir Roggenmehl und Eier!" Die erschütterte Frau weinte und hustete, und winkte ihrem Manne, auf die Frage, woher sie dieses wisse, zu antworten. Dieser aber sagte, während sie nebst den hungernden Kindern die Gabe anfah: „Gertraud schlief heute Nacht unruhig und stieß mich redend öfters an, als ich sie erweckte, sagte sie: „„Ich träumte, ich stand mit dir an der Hausthüre, da kam das fromme Nönnchen den Weg vom nahen Thore her, ich stieß dich an, und sagte: schau her, Mann, wenn du das fromme arme Nönnchen sehen willst. Indem stand sie vor mir und sprach: „ach Gertraud! wie krank siehst du aus, ich will dir Roggenmehl und Eier schicken, das ist gut für die Brust." Da erwachte ich."" — So erzählte der Mann einfältig, sie dankten tausendmal, der Ueberbringer der Gabe verließ gerührt das Haus. Er sagte der Anna Catharina nichts hievon, als sie ihn aber nach einigen Tagen wieder mit gleicher Gabe zu der Armen sendete, weil sie nichts mehr habe, fragte er, woher sie diese Arme kenne, und sie sagte lächelnd: „Sie wissen ja, wenn ich Abends für alle Nothleidende bete, und so gerne zu ihnen gienge, ihnen zu helfen, so träume ich, als gieng ich von einem Haus der Noth zum andern, und hälfe, wie ich kann. So kam ich auch im Traum von der Pforte her zu der armen Frau, sie stand mit ihrem Manne an der Thüre, und ich sagte zu ihr: „Ach Gertraud, wie krank siehst du aus! ich will dir Roggenmehl und Eier schicken, das ist gut für die Brust!" Das that ich dann auch durch Sie am folgenden Morgen." — Beide hatten aber in ihren Betten gelegen, und Dasselbe geträumt, und die Aufgabe des Traumes war wahr geworden. — (Augustinus de Civitate Dei Lib. 18. Cap. 18. erzählt einen ähnlichen Fall zwischen zwei träumenden Philosophen, welche sich besuchen und platonische Sätze erklären, während sie beide zu Haus schlafen.) — Solches Leiden und Wirken war nur ein einzelner Strahl, der durch die Bildersphäre ihres Lebens ununterbrochen fortlief. Unzählig waren die verschiedenen Gebetsarbeiten und Mitleiden, welche von der umgebenden Welt zu ihrem in Jesu Mitleid entzündeten Herzen drangen. Auch Sie hatte gleich Catharina von Siena und Andern oft das Gefühl bis zur Ueberzeugung, Jesus nehme ihr das Herz aus der Brust und setze ihr das Seine auf eine Zeit lang hinein. — Als ein Beispiel der tiefen Sinnbildlichkeit ihrer innern Führung diene

folgendes Bruchstück. Eine Gebetsarbeit für Kirchengemeinden beschäftigte sie einen Theil des Jahres 1820 unter den Sinnbildern der mühseligsten Winzerarbeiten nach Bedürfniß und Jahreszeit. Das obenerwähnte Reffstraufen gehört auch dahin. Am 6. Sept. sagte ihr geistlicher Führer: „du hast gehackt, gedüngt, gejätet, aufgebunden, geschnitten u. s. w. du hast das Unkraut in der Mühle zu Staub mahlen lassen, daß es nie mehr aufgehen könne, dann aber bist du froh, wieder gesund zu seyn, fortgelaufen und hast dein Gebet liegen lassen, rüste dich von Maria Geburt bis Michaelis tüchtig zu arbeiten, der Wein reift und muß gehütet werden;" dann führte er mich in den Weinberg des heil. Liborius und zeigte mir alle Weingärten, wo ich gearbeitet. Die Arbeit war gediehen, die Trauben röthelten und drückten sich, und hie und da floß der rothe Saft an die Erde. Mein Führer sagte: „das ist, wenn in den Frommgewordenen sich das Leben regt, da kämpfen sie, werden gedrückt, leiden Versuchung, werden verfolgt. Zäune ein, damit die reifen Trauben nicht durch Thiere, Diebe, Versuchung oder Verfolgung Schaden leiden." Dann lehrte er mich, rings von Schutt und Gestein einen Wall aufzuwerfen, und einen dichten Zaun von Disteln und Dornen umher zu flechten. — Als mir bei der schweren Arbeit die Hände bluteten, ward mir durch die Barmherzigkeit Gottes zur Erheiterung Wesen und Bedeutung des Weinstocks und auch anderer Früchte gezeigt. Ich sah gar Vieles vom Weinstock, unter Anderm: der wahre Weinstock in uns ist Jesus Christus, der muß wachsen und gedeihen, alles andere überflüßige Holz muß geschnitten werden, damit es den Saft nicht verzehrt, der zu Wein und im heil. Sakramente zum Blute Jesu Christi werden muß, welches unser sündiges Blut erlöset hat, und fortan aus der Finsterniß in das Licht erheben will. Das Schneiden des Weinstocks geschieht nach gewissen Gesetzen, die mir alle gezeigt worden sind. Es ist geistlicher Weise Ablegung des Ueberflußes, Kasteiung und Abtödtung, damit der wahre Weinstock in uns aufgehe und Wein bringe, und nicht die verderbte Natur, die lauter Holz und Blätter bringt. Nach Gesetzen wird geschnitten, denn nur das viele Ueberflüßige, was im Menschen hervorbringend ist, muß vertilgt werden, ein Mehreres wäre Verstümmelung und sündhaft. Der Stamm selbst wird nie weggeschnitten er ist in der hl. Jungfrau der Menschheit eingepflanzt und bleibt ewig, denn er ist mit ihr im Himmel. Der wahre Weinstock verbindet Himmel und Erde, Gottheit und Menschheit; das Menschliche muß geschnitten werden, damit das Göttliche in ihm allein aufgehe u. s. w. — Ich sah noch so Vieles von allen Formen und Wirkungen des Weinstocks in natürlicher und geistlicher Beziehung, daß ein Buch so dick als die Bibel

es nicht faſſen könnte, denn ich ſah den Weinſtock. Als ich in der Arbeit einmal vor Schmerzen in Bruſt und Wunden jammernd flehte, der Herr möge mich doch nicht mehr leiden laſſen, als ich ertragen könne, erſchien mein himmliſcher Bräutigam in Geſtalt eines leuchtenden Jünglings und ſprach zu mir: „Ich habe dich auf mein Brautbett der Schmerzen gebettet, mit Gnaden der Leiden, mit Schätzen der Verſöhnung und Kleinodien der Wirkung geſchmückt, du mußt leiden, ich verlaſſe dich nicht, du biſt an den Weinſtock gebunden, du ſollſt nicht verloren gehen.“ Hierauf litt ich getröſtet weiter. Mir ward auch erklärt, warum ich bei den Feſtbildern aus der Familie Jeſu, z. B. der hl. Anna, Joachim, Joſeph, Maria Cleophä u. ſ. w. immer die Kirche des Feſtes, auf einem Weinſtock gewachſen ſehe, und warum ich dasſelbe bei dem Feſte des hl. Franz von Aſſiſi, Catharina von Siena, Oſſanna Andreaſſi und aller heiligen Stigmatiſirten auch ſo ſehe. — Die Bedeutung meiner Schmerzen in allen Gliedern und die Aufforderung zu mitleidender Fortarbeit lehrte mich folgendes Bild. Ich ſah einen großen menſchlichen Leib in ſchrecklicher Verſtümmelung gegen Himmel aufgerichtet. Es waren an Händen und Füßen Glieder abgeſchnitten, große Wunden in ſeinem Leibe, darunter noch neue, friſch blutende, andre mit wildem faulenden Fleiſch ausgefüllte, auch verwachſene und verknorpelte. Eine ganze Seite war ſchwarz, brandig, wie angefreſſen. Als ich entſetzt alle dieſe Leiden an mir ſelbſt fühlte, ſagte mein Führer: „dieſes iſt der Leib der Kirche, der Leib aller Menſchen und auch dein Leib,“ dann zeigte er bei jeder Wunde nach einer Weltgegend, und ich ſah in einem Blicke jedesmal von der Kirche getrennte Menſchen und Völker ſelbſt in fernſter Ferne nach ihrer Art und Unart, und fühlte ihre Trennung ſo ſchmerzlich, als ſeyen ſie von meinem Leibe geſchnitten; da ſagte mein Führer: „Verſtehe deine Schmerzen und opfere ſie mit Jeſu Schmerzen Gott für die Getrennten auf. Soll ein Glied nicht nach dem andern ſchreien, und Schmerzen um es leiden, daß es heile und ſich dem Leibe verbinde? Die Nächſten, ſchmerzlich Getrennten, aber ſind um das Herz aus der Bruſt geſchnitten.“ Da dachte ich in meiner Einfalt, das ſind wohl die Geſchwiſter, die nicht einig mit uns ſind. Der Führer aber ſprach: „Wer ſind meine Brüder? die, welche die Gebote meines Vaters halten, ſind meine Brüder! Nicht unſre Blutverwandten ſind die Nächſten ums Herz, ſondern die Chriſti Blutverwandten, die Kinder der Kirche, welche abgefallen,“ und er zeigte mir, die ſchwarze, brandige Seite werde bald heilen, das wilde faulende, die Wunden füllende Fleiſch ſeyen die Ketzer, welche in den Spaltungen wachſen, der kalte Brand ſeyen die geiſtlich Tod-

ten, nicht mehr Mitfühlenden. Die verknorpelten Stellen seyen die verhärteten eigensinnigen Irrgläubigen. So aber sah und fühlte ich jede Wunde und ihre Bedeutung. Der Leib reichte bis zum Himmel. Es war der Brautleib Christi. — Das war ein großes Elend, ich weinte bitterlich, aber zugleich zerrissen und geharnischt von Schmerz und Mitleid arbeitete ich mit allen Kräften weiter." — Wie sich indische Arbeiter in den Feierstunden durch Erzählungen erheitern, und sie selbst sonst in der Feldarbeit ihre Gesellinnen mit heiligen Geschichten erquickt hatte, ward sie in späteren Ruhepunkten ihrer Winzer-Arbeit noch in Bildern von der Bedeutung vieler Früchte unterrichtet, wovon hier einige Umrisse nach ihrer flüchtigen Mittheilung: „Ich sah in dem himmlischen Jerusalem einen geistigen Baum von farbigem Licht, nicht unter, sondern vorwärts dem Throne Gottes in einem schwebenden Berg oder Felsen von farbigen Edelsteinen und Kristallformen wurzeln. Der Stamm war ein Strom von gelbem Licht, die Zweige und Aestlein, bis in die Adern der Blätter waren dickere und feinere Lichtfäden von verschiedener Farbe und Gestalt, die Blätter waren von grünem und gelbem Licht auch in Form und Farbe verschieden. Er hatte drei Chöre von Zweigen, die untere Breite, die mittlere Breite und den Gipfel. Sie waren von drei Engelchören umringt und über dem Wipfel stand ein Seraphim, rings mit Flügeln umgeben zeigte er mit einem Zepter umher, durch ihn empfieng der oberste Engelchor Strahlen, Licht und Kraftergüße aus Gott, wie Geist des Himmelthaus, Geist des Gedeihens u. s. w. Der Chor um die mittlere Krone des Baumes, welche Blühten aller Fruchtarten trug, stand diesen vor. Diese beiden Chöre wirkten und webten ohne ihre Stelle zu verlassen, und befahlen dem untersten Engelchor, der die Fruchtkrone des Baumes umgab. Dieser Chor war allein beweglich und brachte die geistigen Früchte nach unzähligen Gärten ihrer Art, denn jede Frucht hatte ihren Garten." Dieser Baum war der allgemeine Baum aus Gott, und die Gärten enthielten alle Gattungen der Früchte aus diesem Baume, und unten auf der Erde sah ich alle dieselben Früchte in der gefallenen Natur, mehr oder wenig verderbt, indem sie durch die Sünde den Einflüßen der planetarischen Geister unterworfen worden waren. In jedem einzelnen Garten sah ich wieder in der Mitte einen Baum, der die Früchte aller Gattungen seiner Art hervorbrachte, welche sich wieder in ihren einzelnen Stämmen umher verbreiteten. Um diese Gärten sah ich Bilder der Bedeutung und der Wesenheit dessen, was mit diesen Pflanzen ausgesprochen war, ich sah den Sinn ihres Namens in der allgemeinen Sprache. Wunderbar sah ich den Einfluß der Heiligen auf die Pflanzen, es war, als

hätten manche einen bestimmten Bezug auf einzelne Heilige, unter deren Fürbitte sie zu segenreichen Heilmitteln erhoben werden könnten. — In die einzelnen himmlischen Gärten geführt, erzählte sie nun mancherlei wunderbare Dinge, z. B. mitten in dem Nußgarten stehe wieder ein Baum aller Nußarten, und alle einzelne Arten um ihn her. Sie erkannte, die Nuß habe in der allgemeinen Sprache einen Bezug auf Streit, darum sehe sie so oft Nußhecken im Garten der streitenden Kirche. Das im himmlischen Garten gute Geheimniß des Streites in dieser Frucht sey in der gefallenen Natur unter bösen Einflüßen getrübt, und umfasse so den Kampf jedes Haßes selbst bis zum Morde. Sie sah neben jeder Gattung der Nüsse das Sinnbild andern Streites, z. B. bei den Haselnüssen kämpfte ein Kleiner gegen einen Großen und warf ihm Sand in die Augen, was lächerlich erschien. Sie erfuhr, warum der Schatten dieses Baumes für schädlich gehalten, auch von dem erhöhten Sinn dafür erkannt werde, warum der welsche Nußkern etwas von der Form eines Gehirns habe, warum Brod in Nußöl gekocht, dieses wenliger schädlich mache. Sie sah alle Bedeutung der Nuß in Gestalt und Wirkung, ja bis in die Sprichworte von dieser Frucht: Kopfnüsse geben, eine Nuß mit einem zu knacken haben u. s. w. welche sich wie die Frucht selbst auf Streit beziehen, weswegen diese auf Erden auch mit Prügeln von Baum geschlagen werde, und noch viele historische und allegorische Bilder von dieser Frucht. Krank geworden im Nußgarten, brachte der Führer sie in ein Gezelt und zeigte ihr, wie das verfinsterte Geheimniß mancher irdischen Frucht durch geistliche Beziehungen und Segnungen und durch Mischung mit Anderm in gewissem Maße hergestellt und zum Heilmittel erhoben werden könne. Hier sah sie einen Bezug der Nüsse auf Johannes den Täufer und deren Bereitung in der Unreife an dessen Fest zu einem trefflichen Magenmittel. Sie sah die Bedeutung jeder Verrichtung dabei, auch von wem es zuerst bereitet sey. Von Allem, was nach menschlicher Erkenntniß unbegreiflich schien, ward ihr die geistliche Ursache klar. — Aehnliches sah sie in andern Gärten von dem Apfel, dem Granatapfel, der Pfirsiche, der Feige, und namentlich von der indianischen einen Bezug auf den Baum der Erkenntniß, auch Vieles vom Oel- und Lorberbaum. In letzterm sah sie unter anderm eine Kraft gegen den Blitzstrahl, warum auch Tiberius beim Gewitter einen Lorberkranz getragen habe. Auch sah sie einen Bezug des Lorbers auf die heil. Jungfrau u. s. w. In jedem Fruchtgarten befand sich ein Häuschen oder Zelt, und hatte seine Bedeutung. Auch die Bienen sah sie im hohen Rang, sehr große und kleinere, alle ihre Glieder geistig, wie von Licht, die Füße wie Strahlen, die Flügel wie

Silber. Sie bauten in den Frucht- und Baumgärten in Körbe, und Alles war durchsichtig. Sie ward über die Bedeutung der Biene und ihres Werks in geistigem und leiblichen Sinn unterrichtet. Sie sah das Geheimniß der Pflanzen vor dem Falle des Menschen und der Natur mit ihm, und hierauf die Verfinsterung dieses Geheimnisses durch den Einfluß der Planeten-Geister auf beide, dem sie nach dem Falle unterworfen waren. Sie sah den Mißbrauch vieler Pflanzengeheimnisse unter dieser bösen Influenz im Heidenthum, welches bei unchristlichen Völkern noch wirklich da sey, und in zauberischen, abergläubischen Handlungen und geheimnißvollen Heilarten selbst in der Christenheit noch seine Spur habe. Sie sah auch, wie durch die Menschwerdung Gottes der Kirche die Macht gegeben sey, diese bösen Einflüße aufzuheben. Namentlich sah sie einzelne Pflanzen durch ihren Bezug auf Segnungen gewisser Heiligen dem Fluche und dem bösen Einfluß entzogen und so zu sagen erlöst. Es war, als gehörten sie in den Garten, in den Gnaden- und Wirkungsumfang dieser Heiligen, und seyen durch sie geweihte Gefäße, bestimmtes Heil aus der Barmherzigkeit Gottes zu schöpfen, und würden, unter religiöser Beziehung auf die Segnungen jener Heiligen gebraucht, Heilmittel gegen bestimmte Krankheiten, welche sie von höherm Standpunkte aus, als verkörperte Sünde sah, ebenso wie sie die Sünde aus diesem Gesichtspunkte als seelische Krankheit erkannte; auf beide aber hatten jene Früchte einen Bezug u. s. w. — Sie sagte: „Ich sah den Umgang des Menschen mit der Natur im Heidenthum wie im Christenthum, nur waren im Christenthum alle Formen durch die Segnungen des wahren Gottesdienstes dem Einfluße des Bösen entzogen und zu Gefäßen der Wiederherstellung geheiligt. Ich sah unendliche erfreuliche Wunder Gottes, und wußte sie alle klar und deutlich, ehe ich gestört ward."

Wir theilten aber allein diesen Auszug eines ihrer Betrachtungskreise mit, um das schöne Sinnbild zu beleuchten, in welchem ihr diese Bilder wieder entzogen wurden. — Während diesen wunderbaren Erkenntnissen bedrängten Kummer, Kränkung und Störung vielfacher Art ihre schauende Seele. Als rühre der neidische Versucher manche gefallene Bedeutung des obenerwähnten Nußgartens um sie her auf, wuchs ihr täglich Mißverstehen und Verdruß zu Thür und Fenster in die stille Kammer herein. Sie lag weinend und duldend auf dem Kreuze und empfahl Alles dem Herrn. — Am 16. Sept. morgens fand sie der Schreiber still und ernst. Sie sprach: „erschrecken Sie nicht, die schönen Gärten, in welche ich Sie geführt, sind verwelkt. Es ist Alles eine wüste dunkle Heide geworden. Heute Nacht geleitete mich mein

Führer vor einen leuchtenden Tisch, hinter welchem ein Gerüst voll der herrlichsten Blumen und Früchte aufgerichtet war. Auf dem Tische lag eine Reihe von Münzen, in deren Mitte eine Lücke war, wo keine Münzen lagen. Vor dieser Lücke stand ich, die Blumen waren mein, der Tisch war mein, der Schatz, die Münzen waren mein, aber weil sie fehlten, wo ich jetzt stand, konnte ich nicht zu meinem Tische, meinem Schatze, meinen Blumen. Mein Führer aber trat vor mich, er hatte eine sterbende Nachtigall in der Hand und sagte: „Gott giebt alles Nützliche der Kirche zu angemessener Zeit nach ihrem Verdienst, du sollst aber diese Blumen, diese Bilder, diesen Schatz jetzt nicht mehr haben, weil man dir die Schonung, die Ruhe, die Mittel nicht läßt, sie auszusprechen, wozu sie dir gegeben sind. Damit sie dir nun genommen seyen, so gieb der sterbenden Nachtigall das Leben deines Mundes zurück." Dann hielt er mir den Vogel an die Lippen, und ich flößte ihm etwas aus meinem Munde in den Schnabel; da ward die Nachtigall gesund und lebendig und sang von ganzem Herzen wunderschön, und der Führer gieng mit ihr von dannen. Mir aber verschwand Alles, ward Alles todt und stumm, ich sah nichts mehr." — Der Schreiber mußte sich damit trösten, daß die Nachtigall das Verlorne nun sang, welche mehr Ruhe und Frieden und einen schönern Vortrag als sie hatte, und von welcher sie in ihrer Jugend wohl Vieles gelernt. — Wie rührend erscheint in diesem Sinnbild die Nachtigall als die Verkündung, als die Stimme des höhern Naturliedes, welches entsiegelt auf den Lippen der Begnadigten lag, während die Nachtigall seiner beraubt, starb. Sie aber mußte es in die Kehle des Vogels zurückgeben, wo es nun wieder in begrifflosen Tönen als Geheimniß versiegelt ist, um in dem Menschen eine allgemeine Rührung und Sehnsucht nach der Lösung aller Räthsel zu erwecken u. s. w.

Der Last ihrer Lebensaufgabe erliegend, flehte sie oft dringend zu Gott, aufgelöst zu werden, und eben so oft sah man sie hoffnungslos am Rande des Grabes. Jedesmal aber sprach sie: „Herr! nicht wie ich will, sondern wie du willst; kann ich etwas mit Leiden und Beten erringen, so lasse mich tausend Jahre leben, aber lasse mich sterben, ehe ich dich wieder beleidigen sollte!" und so sie die Weisung des Fortlebens erhielt, raffte sie sich abermals mit ihrem Kreuze auf, und trug es dem Herrn mühselig weiter nach. Von Zeit zu Zeit wurde ihr ihr Lebensweg den Berg hinauf nach einer schönen leuchtenden Stadt, dem himmlischen Jerusalem, gezeigt; oft jubelte sie dem Orte des Friedens, der nahe vor ihr lag, schon entgegen, aber plötzlich sah sie sich durch ein Thal noch von ihm getrennt, und sie mußte niedersteigen und viele Nebenwege wandern, und

überall war zu helfen, zu arbeiten und zu leiden, Irrenden der Weg zu zeigen, Versunkenen herauszuhelfen, ja sie mußte Lahme tragen und selbst Widerwillige mit Gewalt schleppen, und immer hängten sich neue Gewichte an das Kreuz, sank sie öfter zu Boden, gieng sie gebeugter und mühseliger. — Im Jahre 1823 sagte sie öfter als sonst, „sie könne ihre Aufgabe in ihrer Lage nicht lösen, ihre Kräfte reichten nicht zu, [illegible] in einem stillen Kloster hätte leben und sterben können. Gott werde sie bald hinweg nehmen, sie habe ihn gebeten, er möge sie dort erstehen lassen, was sie hier zu thun erliege." (Aehnliches hatte auch Catharina von Siena, als ihr Ende nahte, sich von Gott erbeten.) Unsre Anna Catharina hatte selbst einst ein Gesicht von ihren Gebetsaufgaben nach dem Tode unter Beziehungen, welche zu ihren Lebzeiten nicht bestanden. Das Jahr 1823, als das letzte volle Kirchenjahr, das sie erlebte, brachte ihr unendliche Arbeit. Sie schien alle ihre unvollendeten Aufgaben erfüllen zu wollen, und so löste sie auch das Versprechen, die ganze Passion zu erzählen, mit ihrer Fastenbetrachtung in diesem Jahre, welche den Inhalt dieses Buches ausmacht. Eben so lebhaft, als an dieser Betrachtung, nahm sie an dem kirchlichen Lebensgeheimnisse dieser Fastenzeit selbst, durch Entsagung und Kampf gegen Versuchung, wie am Geheimnisse jeder andern kirchlichen Festzeit Theil; wenn anders Theilnahme ihre Beziehung auf alles Kirchliche hinreichend bezeichnen kann, indem das Mysterium jedes Kirchenfestes in ihrem seelischen und körperlichen Leben ein sichtbares Zeugniß empfieng, wovon Seite 145 u. f. w. dieses Buches Erwähnung geschieht. Alle kirchliche Handlung und Feier war ihr mehr als eine Erinnerungsanstalt. Die geschichtliche Grundlage jeder kirchlichen Handlung sah sie als einen Akt Gottes in der Zeit zur Herstellung der gefallenen Menschheit, und da sie die Akte Gottes als ewige sah, so erkannte sie, daß dieselben, um dem Menschen in der endlichen Zeit, die gezählt wird, zu Gute zu kommen, in fortgesetzten Momenten in Besitz genommen werden, und darum nach Anordnung Jesu Christi und des heiligen Geistes in seiner Kirche in Mysterien wiederholt und erneuert werden müßen. Alle heilige Handlungen und Feste waren ihr daher Gnaden der Ewigkeit, welche in jedem Kirchenjahre zu bestimmten Zeiten eben so wiederkehrten, wie die Früchte des Feldes und der Bäume in dem Naturjahre zu ihrer Zeit kommen, und sie war unermüdet, diese Gnadenfrüchte des Kirchenjahres mit treuem Fleiß und reinen Händen dankbar zu sammeln, zu bewahren, zu bereiten, zu opfern für Alle, welche arm an ihnen waren. Indem sie aber Jesu ihr Kreuz in Liebe nachtrug, war alles ihr Thun auch ein Leiden und alles ihr Leiden vereinigt mit den Verdienſten ſei-

nes Leidens ein Gott gefälliges Opfer. Eben so wie ihr Mitleid mit dem gekreuzigten Erlöser vor den Augen desselben solche Gnade gefunden, daß er sie mit den Siegeln der höchsten mitleidenden Liebe, mit den Malen seiner heil. fünf Wunden bezeichnete, und mit der Dornkrone krönte, eben so prägten sich alle Leiden seiner Kirche und aller Nothleidenden in ihren körperlichen und seelischen Zuständen aus. Und alles dieses von ihrer Umgebung kaum geahndete und ihr selbst höchstens, wie der Biene ihr Werk, bewußte Thun und Leiden vermochte sie, während sie wie eine treue fleißige Gärtnerin den Fruchtgarten des Kirchenjahres baute und verwaltete. Sie lebte und spendete aus von seinen Früchten, sie erquickte sich und andre mit seinen Blumen und Würzkräutern, ja sie war selbst eine Senſitiva, eine Sonnenwende, eine Wunderpflanze in demselben, an der alle Jahres- und Tagzeiten, und alle Wetter sich ohne ihren Willen abbildeten. — Am Schluße des Kirchenjahres 1823 vor dem Advent trat zum letzten Male das jährliche Bild einer Kirchenabrechnung vor ihrer Seele. Es wurden ihr dann alle Versäumniße der streitenden Kirche und ihrer Diener in diesem Jahre sinnbildlich gezeigt, wie viele Gnaden nicht gebaut, nicht geerntet, sondern verschleudert, oder verkommen seyen. Es wurde ihr gezeigt, daß der Erlöser im Festgarten der Kirche für jedes Jahr einen vollkommenen Fruchtschatz seiner Verdienste niedergelegt habe, um allem Bedürfniß, aller Sühnung zu genügen; es wurde ihr gezeigt, daß die versäumten, vernachläßigten und verschleuderten Gnaden der ewigen Barmherzigkeit in der Zeit, und hätte auch nur der niedrigste Mensch, die vergessenste arme Seele durch sie erquickt werden können, bis auf den letzten Heller ersetzt werden müssen, und daß die streitende Kirche zur Strafe für solche Untreue und Versäumniß ihrer Diener, der Bedrängniß ihrer Feinde hingegeben, zeitlich sinke. Bei solchem Erkenntniß wurde ihre Liebe zur Kirche, ihrer Mutter, auf die herzzerreißendste Weise aufgeregt; Tage und Nächte lang rang sie im Gebet für die Kirche, laut jammernd stellte sie Gott die Verdienste Jesu vor, und flehte um Erbarmen. Endlich raffte sie allen ihren Muth zusammen, und bot sich dar, alle Schuld und Strafe auf sich zu nehmen. Wenn nun ihr liebendes Herz gleich einem treuen Kinde, das vor dem Throne des Königs sich selbst zur Auslösung seiner straffälligen verurtheilten Mutter hinbietet, sich so verdrängte, ein Unterpfand, ein Opfer für die Kirche zu werden, dann wurde ihr gesagt: „Sieh, wie elend du selbst bist, und doch willst du für Andre genug thuen?“ und sie sah mit Schrecken und Demüthigung sich selbst mit unzähligen Mängeln in einem eckelhaften Jammerbilde, das für eine unermeßliche Schuld gut sagen wollte. Aber das Ungestüm ihrer Liebe erhob sich

noch dringender in den Worten: „Ja ich bin elend, verworfen, und voll Sünde, aber ich bin deine Braut, o mein Herr und Heiland! und mein Glaube an dich und deine Erlösung bedeckt alle meine Schuld mit dem königlichen Mantel deiner Genugthuung, Herr! ich lasse dich nicht, du mußt mein Opfer annehmen, denn deine überflüßigen Schätze verschließest du Keinem, der glaubend bittet u. s. w.“ und so ward ihr Flehen endlich stürmend, ja sie schien menschlichen Ohren manchmal in erschütternder Tollkühnheit der Liebe mit Gott zu zanken und zu ringen. Ward nun ihr Opfer angenommen, so entstand eine Pause ihrer Thätigkeit, sie ward dem Widerwill der menschlichen Natur gegen das Leiden hingegeben, und hatte sie, auf den Erlöser am Oelberg blickend, diesen Kampf bestanden, so begann ihr Leiden, und sie ertrug furchtbare unbeschreibliche Schmerzen aller Art mit erschütternder Geduld und Heiterkeit. Wir sahen sie oft in solchen Leiden mehrere Tage lang gleich einem sterbenden Opferlamme halb bewußtlos liegen, und so wir sie fragten, wie es mit ihr stehe, blickte sie mit gebrochenen Augen lächelnd auf und sagte: „Dieß sind so gesunde Schmerzen!“ So war es auch dieses letzte Mal. Solche Leiden mildernd traten mit dem Advente liebliche Bilder von der Vorbereitung Marias zur Reise und später tägliche Bilder ihres Weges nach Bethlehem mit Joseph ein. Sie begleitete sie täglich mit lebhafter Theilnahme in ihre Herbergen, oder eilte voraus, diese zu bestellen; wobei sie alle Jahre mit großer Mühe und Geschicklichkeit Nachts ohne Licht im Schlafe viele Windeln, Wämser, Mützen und Binden für die Kinder armer Wöchnerinnen, deren Stunde nahte, aus vielen Läppchen zusammenflickte, welche sie dann Morgens hoch verwundert neben sich im Schränkchen zierlich aufbewahrt fand. Auch dieses Jahr geschah alles Dieses, nur mühseliger mit wenigeren Pausen der Erquickung. Ja selbst in der, ihr sonst Freudetrunkenen, Geburtsstunde des Erlösers schleppte sie sich heuer im Geiste mühselig zu dem Jesukinde an die Krippe, gebeugt von fremder Last, und hatte keine Geschenke als Myrrhen, kein Opfer als ihr Kreuz, unter welchem sie gleichsam sterbend zu seinen Füßen sank. Es war als schließe sie ihre Rechnung zwischen Gott und dem Leben, sie gab sich zum letzten Male leidend für eine große Menge seelisch und leiblich leidender Menschen hin. Der kleinste uns bekannte Theil dieser verschiedenartigsten Leidensübernahme gränzt schon an das Unbegreifliche. Mit Recht sagte sie: „das Christkind brachte mir heuer nichts als Kreuz und Marterwerkzeuge.“ — Täglich ernster und angestrengter im Leiden verstummte sie fast ganz, und vermochte von Jesu Lebrwandel, den sie fortwährend sah, höchstens noch die Richtung seines Weges mit einzelnen Worten anzu-

geben. Einſt fragte ſie plötzlich mit kaum hörbarer Stimme: „Wo ſind wir an der Zeit?“ und fuhr auf die Antwort: „am 14ten Januar“ fort; „ach daß ich ſo gar nichts mehr vermag, noch einige Tage, ſo hätte ich das Leben Jeſu ganz erzählt!“ Dieſe Worte waren um ſo überraſchender, da ſie nie zu wiſſen ſchien, in welchem Lehrjahre des Herrn ihr Schauen begriffen war. Sie hatte aber 1820, mit dem 28. Juli des 3ten Lehrjahres Jeſu beginnend, Tag vor Tag die Geſchichte des Herrn bis zu der Himmelfahrt, und dann die Apoſtelgeſchichte bis einige Wochen nach Pfingſten erzählt, worauf ihre Betrachtungen ſich zu dem 1ten Lebensjahre Jeſu gewendet hatten und bis zum 14ten des Monats Jjar des 3ten Lehrjahres am 27ten April 1823 fortgeſchritten waren, als durch eine Reiſe des Schreibers eine Unterbrechung bis zum 21ten October eintrat, da ſie den Faden, wo ſie ihn fallen gelaſſen, wieder aufnahm und bis zu den letzten Wochen ihres Lebens fortführte. Als ſie die obigen Worte „von wenigen fehlenden Tagen“ ſprach, wußte der Schreiber ſelbſt nicht, wie weit die Mittheilung gelangt war. Er hatte nie die Muße gehabt, das Niedergeſchriebene durchzumuſtern. Nach ihrem Tode aber überzeugte er ſich, daß, ſo ſie die letzten 14 Tage ihres Lebens hätte ſprechen können, die Erzählung, trotz der willkührlichen Unterbrechung von 6 Monaten grade wieder bis zum 28ten Juli des dritten Lehrjahres, an dem ſie 1820 begonnen, hingelangt ſeyn würde. — Ihr Zuſtand ward täglich furchtbarer, die ſonſt lautlos Leidende wimmerte nun dumpf vor Schmerzen. Am 13ten Jänner ſagte ſie: „Weihnachten brachte mir das Jeſuskind große Schmerzen, ich war heute wieder in Bethlehem an der Krippe bei ihm, es hatte ein Wundfieber, es zeigte mir all ſein und ſeiner Mutter Leid, ſie waren ſo arm, ſie hatten heute nur ein Männſtchen Brod. Es gab mir noch größere Schmerzen und ſagte: „du biſt mein, du biſt meine Braut, leide, wie ich gelitten, frage mich nicht warum, es geht auf Leben und Tod!“ Ich weiß auch nicht wie lange? nicht wie, noch wo? ich bin in ſchrecklicher Marter blind hingegeben, ob ich lebe, ob ich ſterbe, wie im Gebete ſteht: „ich bin hingegeben, Gottes verborgener Wille geſchehe an mir!“ aber ich bin ruhig, und habe auch Troſt in der Pein. Heute früh noch war ich ſehr glücklich. Gelobt ſey der Name des Herrn!“ — Ihr Leiden wurde wo möglich noch größer, ſitzend mit geſchloſſnen Augen ſtöhnte ſie mit ganz veränderter Stimme und ſchwankte ſchlaflos hin und wieder; legte man ſie hin, ſo drohte ſie zu erſticken, ihr ſchneller Athem raſſelte, alle ihre Nerven und Muskeln zuckten und hüpften vor Schmerz; durch die Anſtrengung des Erbrechens im Unterleibe beſchädigt, litt ſie verzweifelte Eingeweide-Schmerzen, man fürchtete den Brand. Ihre Kehle glühte

der Durſt, ihr Mund war geſchwollen und ausgeſchlagen, ihre Wangen brannten von Fiebergluth, ihre Hände waren bleich wie Elfenbein, die Narben der Wundmale ſchimmerten wie Silber durch die geſpannte Haut. Ihr Puls ſchlug 160 bis 180mal in der Minute. Von äußerſter Marter ſprachlos war alle Pflicht ihr doch gegenwärtig; am 26ten Abends ſtöhnte ſie mit dumpfer Stimme zu dem Schreiber: „es iſt der neunte Tag, die Kerze und die Andacht an St. Anna Kapelle muß vergütet werden.“ Sie hatte, was er nicht wußte, eine neuntägige Andacht dort für ſich halten laſſen, und fürchtete, ihre Umgebung möchte aus Beſtürzung darauf vergeſſen. — Am 27ten nach Mittag zwei Uhr empfieng ſie die h. letzte Oelung zu großer Erquickung ihres Leibes und ihrer Seele. Am Abend betete ihr Freund, der liebevolle Pfarrer von H. bei ihr. Sie ſaß ſchwankend und ſtöhnend aufrecht im Bette, und fand großen Troſt. Einmal ſagte ſie: „Wie ſchön und gut iſt Alles hier“ und am Schluß: „Tauſendmal Gott Lohn und Dank! — Ihr wunderbares Leben mit der Kirche konnte auch die Todeskrankheit nicht ganz unterbrechen. Ein Freund reichte ihr täglich gegen Abend drei Tropfen St. Walburgis-Oel, auch im äußerſten Elend war ſie begierig, dieſe geiſtliche Erquickung zu empfangen, von welcher ſie ſchon in früheren Krankheiten geſagt: „es durchdringt jedesmal wie ein ſtärkender Thau alle meine Gebeine.“ Zu dieſem Zwecke beſuchte ſie der Freund Abends am 1ten Februar und als er hinter der Kopfſeite ihres Lagers unbemerkt mit großem Mitleid ihr ſchmerzliches Wimmern, ihr dumpf röchelndes Athmen anhörte, ward ſie plötzlich ganz ſtille, und erſchreckt glaubte er, daß ſie geſtorben ſey; als er aber nach ihr ſchauen wollte, ertönte die Abendglocke, es begann die kirchliche Feier des morgenden Feſtes Maria Lichtmeſſe, zu welchem ihre Seele in Entzückung entrückt ſich hingewendet hatte. Obſchon ihr Zuſtand gleich furchtbar blieb, tönten in der Nacht doch einige liebliche Reden über die hl. Jungfrau von ihren Lippen und ſprach ſie am 2ten, dem Feſttage ſelbſt, gegen Mittag gerührt aber mit fremdem ſterbenden Tone: „O! ſo gut war es lange nicht, ich bin wohl acht Tage krank, nicht wahr? ich weiß nichts mehr von der trüben, ſchmutzigen Welt, o! welche Liebe hat die Mutter Gottes mir erwieſen, ſie hat mich mit genommen, ich wollte bei ihr bleiben.“ — hier beſann ſie ſich, und ſagte, mit dem Finger vor dem Munde: „aber ich darf um Alles nicht davon reden.“ — Sie warnte jezt immer vor Allem, was ihr rühmlich ſeyn konnte, es verdopple ihr Leiden. — An den folgenden Tagen ſtieg ihr Leiden. Am 7ten Abends ruhiger, ſprach ſie: „Ach Herr Jeſu! tauſend Dank für mein ganzes Leben lang, Herr, nicht wie ich will, ſondern wie du willſt,“ und nach einigen Minuten mit einem unausſprechlich rührenden

flehen: „Ach dort das ſchöne Blumenkörbchen, bewahrt es, und auch das junge Lorbeerbäumchen dort, bewahrt es, ich hab ſie lang bewahrt, ich kann nicht mehr!“ Wahrſcheinlich meinte ſie zwei Pfleglinge ihres Gebetes aus ihrer Familie. — Am 8ten Febr. Abends betete ein Prieſter bei ihrem Lager, ſie küßte ihm dankend die Hand, bat ihn, bei ihrem Tode gegenwärtig zu ſeyn und ſprach: „Jeſus, dir lebe ich, dir ſterbe ich, Herr dir ſey gedankt, ich höre nicht mehr, ich ſehe nicht mehr!“ Später kniete ein Freund betend an ihrem Lager, und da er ſie ſo ganz dem Tode ähnlich ſah, legte er ihr ein Reliquien-Amulet, das ſie einen großen Theil ihres Lebens getragen und vor mehreren Jahren ihm geſchenkt hatte, in ihre Fieberheiße Hand, um zu ſehen, ob die Empfindlichkeit für ſolche Gegenſtände ſie nicht verlaſſen habe; ihre Hand ſchloß ſich mit ſichtbarem Erkennen um daſſelbe und öffnete ſich nach einer Weile wieder. Der Freund nahm das Amulet zurück, und verließ ſie. Am andern Morgen, den 9ten, fand er die ſilberne Faſſung des Amulets zerſprungen und die beiden deckenden Gläſer in ſeinem Bette liegen. Sie ſtarb an dieſem Tage. Als man ſie, die ſich ſchmerzlich aufgelegen hatte, etwas erleichtern wollte, ſprach ſie: „ich liege auf dem Kreuz, es iſt ja bald aus, laſſet mich!“ Sie hatte alle Sakramente bereits empfangen, aber ſie wollte ſich nochmals einer ungemeinen Kleinigkeit wegen anklagen, die ſie ſchon ſehr oft gebeichtet hatte, wahrſcheinlich der Art, wie jener Jugendfehler, deſſen ſie ſich oft anklagte, daß ſie nemlich als Kind durch den Zaun eines fremden Gartens gekrochen ſey, und mit Lüſternheit nach vom Baume gefallenen Aepfeln geſchaut habe, genommen habe ſie, Gott ſey Dank! keinen. Dieſer Fehler erſchien ihr gegen das 10te Gebot. Der Prieſter gab ihr die Generalabſolution. Sie ſtreckte ſich, man glaubte ſie vollende. Es trat Jemand an ihr Lager, der ſie vielfach betrübt zu haben glaubte und bat um Vergebung. Sie ſchaute ihn ſtaunend an, und ſprach mit großem Ernſt und dem Ausdruck der Wahrheit: „Es iſt kein Menſch auf Erden, gegen den ich Etwas hätte.“ — Schon in den letzten Tagen, da man ihren Tod ſtündlich erwartete, waren mehrmals einzelne Freunde in ihrer Vorſtube, und da dieſe leiſe Worte von ihrer Geduld, ihrem Glauben u ſ. w. zu einander flüſterten, die ſie unmöglich hören konnte, klang plötzlich ihre flehende ſterbende Stimme aus ihrer Kammer heraus: „Ach! um Gotteswillen, ſprecht kein Lob von mir, das hält mich auf, ich muß dann Alles doppelt leiden, o beklaget mich nicht, o Herr! da fallen ſo viele neue ſchöne Blumen auf mich nieder.“ Die Blumen ſah ſie aber immer als das Vorbild der Schmerzen. Die Abweiſung des Lobes gieng aus ihrer Ueberzeugung hervor: „Gott allein iſt gut, alles muß bezahlt ſeyn

bis auf den letzten Heller, ich bin arm und voll Schuld, ich kann Gott dies Lob nicht zahlen, als mit Leiden in Vereinigung mit den Leiden Jesu Christi, lobt mich nicht, lasset mich sterben verschmäht mit Jesu am Kreuze." (Aehnlichen Widerstand einer bereits gehörlosen Sterbenden gegen Lob in ihrer Nähe erwähnt Boudon in dem Leben des Pater Surin, Thl. 1. Cap. 2.) Auch heute, wenige Stunden vor ihrem Ende, nach welchem sie mit den Worten: „Herr hilf doch! komme doch, Jesu!" mehrmals flehte, schien sie das Lob Anderer zu hindern, und sie ermannte sich daher nochmals kräftig mit folgendem Akte der Demuth protestirend: „Ich kann nicht sterben, da so viele gute Leute aus Irrthum Gutes von mir denken, saget doch Allen, daß ich eine elende Sünderin bin. Ach! könnte ich doch so laut rufen, daß alle Menschen es hörten, wie ich eine elende Sünderin bin, tief unter dem frommen Mörder am Kreuz, denn Dieser und Alle damals hatten nicht so viel zu verantworten, als wir, weil wir alle Gnaden der Kirche haben!" Nach dieser Erklärung war sie sehr beruhiget und sagte dem sie tröstenden Priester: „Ich bin jetzt so ruhig und habe ein solches Vertrauen, als hätte ich nie eine Sünde begangen." Ihr Blick war sehnsüchtig auf das Kreuz zu Füßen ihres Lagers gerichtet, ihr Athem flog heftig, sie trank oft, und so ihr das kleine Kreuz zum Kuße gereicht wurde, küßte sie immer demüthig nur die Füße des Gekreuzigten. Ein Freund, der weinend zu Füßen ihres Lagers kniete, hatte den Trost, ihr öfters Wasser zur Labung zu reichen; da legte sie plötzlich ihre rechte Hand auf die Bettdecke, die vernarbte Stelle des Wundmals schimmerte weißlich, er ergriff ihre Hand, sie war kalt, und da er sich innig nach einem Zeichen des Abschiedes sehnte, drückte sie seine Hand leise. Ihr Anblick war rein, ruhig und friedlich, aber von einem erhabenen Ernste, und hatte den Ausdruck eines mit höchster Anstrengung zum heiligen Ziele Rennenden, der den Kranz ergreifend niedersinkt und stirbt. Jetzt betete der Priester noch die Sterbegebete bei ihr, und sie fühlte sich noch ermahnt, einer frommen jungen Freundin vor Gott in Liebe zu gedenken, deren Namensfest heute war. Es schlug acht Uhr, sie athmete einige Minuten heftiger und rief dann etwa dreimal mit lauterem Stöhnen: „o Herr hilf, o Herr, o Herr komm!" der Priester klingelte und sprach: „sie stirbt;" mehrere Verwandte und vertraute Personen traten aus der Vorstube in die Kammer und knieten betend nieder, sie hatte die brennende Sterbkerze in der Hand, die der Priester unterstützte; sie seufzte einigemal leiser, und nun eilte die reine bräutlich geschmückte Seele von den keuschen Kinderlippen ihres gekreuzigten Leibes ihrem himmlischen Bräutigam entgegen, voll der

Hoffnung, ſtatt des Liedes der Weißagung, das einſt aus ihrem Munde die ſterbende Nachtigall wieder belebte, das neue Lied im Chore der Jungfrauen zu empfangen, welche dem Lamme folgen, wohin immer es gehe. — Leiſe ſank ihr entſeelter Leib nach der Seite auf die Kiſſen nieder, um ½ 9 Uhr Abends den 9. Februar 1824.

Jemand, der Antheil an ihr genommen, ſchrieb: „nach ihrem Tode nahte ich ihrem Lager. Sie war etwas zur linken Seite in die Kiſſen geſunken, über ihrem Haupte ragten ein paar Krücken hervor, die gekreuzt im Winkel ſtanden, Freunde hatten ſie ihr verfertiget, als ſie auf eine Gebetserhörung im September einigemal in der Kammer herumgehen konnte. Neben ihrem Angeſicht hieng ein kleines Oehlgemälde, den Tod Mariä vorſtellend, das ihr die Fürſtin Salm geſchenkt. Der Ausdruck ihres geſunkten Angeſichtes war von erhabenem Ernſte, es lag gleichſam die letzte Fußſtapfe des geduldigen, entſagenden Opfers bis zum Tode darauf, ſie ſchien in liebender Arbeit für Andere um Jeſu willen geſtorben. Ihre rechte Hand ruhte auf der Decke, — dieſe wundervolle Hand, an welche Gott die unerhörte Gnade geknüpft hatte, alles Heilige, alles von der Kirche Geweihte durch das Gefühl zu erkennen. Eine Gnade, wie ſie vielleicht noch nie in dieſem Maaße gegeben war, eine bei weiſer Beobachtung in ihren Folgen unberechenbare Gnade, wahrhaftig nicht allein zu geiſtlicher Unterhaltung eines unwiſſenden Bauermädchens gegeben, eine Gnade, ſo folgenreich, daß von ihr, wäre ſie nicht erkannt, nicht gewürdigt, nicht angewendet worden, Rechenſchaft gefordert werden würde. — Ich ergriff dieſe mit der ehrwürdigſten Signatur des höchſten Mitleids bezeichnete Hand zum letzten Male, ſie war kalt und lebte nicht mehr, dieſes geiſtliche Sinnwerkzeug, welches durch die ganze Natur hindurch alle geheiligte Subſtanz auch in einem Stäubchen verfolgte, erkannte und verehrte, ſie war todt dieſe demüthige, wohlthätige, fleißige Hand, die ſo viele Hungernde geſpeiſt, ſo viele Nackte bekleidet hatte. — Es war eine große Gnade von der Erde entflohen, der Wille Gottes hatte dieſe für die Wahrheit zeugende, betende, Schmerzen erfahrende Hand ſeiner Braut von uns abgezogen, und ſie ſchien dieſe Hand ſterbend nicht ohne Bedeutung, gleich dem Symbol einer ihr aus der Gnade Gottes übergebenen Kraft, entſagend auf die Decke niedergelegt zu haben. — Da die unruhige Geſchäftigkeit mancher weltlichen Vorſorge um ſie her gleich nach ihrem Verſcheiden mir den feierlichen Eindruck ihres Anblicks zu trüben drohte, verließ ich ihre Wohnung mit dem Gedanken:

hätte sie gleich den Einsiedlerinnen in der Wüste einsam in der selbst gegrabenen Grube sterben können, hätten ihre Freunde, die Vögel sie mit Blumen und Blättern zugedeckt, oder hätte sie gleich andern Personen ihres Standes und Werthes unter gottgeweihten Jungfrauen sterben, und eine so rührend würdige Beachtung und Pflege bis zum Grabe empfangen können, wie wir dieses z. B. von Columba von Rieti lesen, es wäre dem Gefühle erbaulich und beruhigend gewesen, aber ich war zugleich überzeugt, daß alle Pflege und Beachtung, welche sie in und nach dem Tode empfangen, ihrer Liebe zu Jesus betrübend ward, dem sie auch sterbend ähnlicher zu werden sich sehnte." Später schrieb der nämliche Freund Folgendes: „Leider ward von dem Zustande ihres Leibes nach dem Tode, den man in Leben doch so sehr damit beunruhiget hatte, keine officielle Kenntniß genommen, selbst durch ihre Umgebung nicht. Wahrscheinlich war die Scheu vor irgend einer auffallenden Erscheinung und daraus möglichen Störungen allein Schuld an dieser Versäumniß. Mittwoch den 11ten ward ihre Leiche zu Grabe bereitet. Eine fromme sinnige Frau, welche sich diesen letzten Liebesdienst nicht nehmen ließ, sagte mir: „Ihre ausgestreckten Füße waren gekreuzt, wie die Füße eines Kruzifixbildes. Ihre Wundmale waren gerötheter, als gewöhnlich; da wir ihr Haupt erhoben, floß Blut aus Nase und Mund, alle ihre Glieder waren weich und biegsam bis in den Sarg." Freitag den 13ten Februar ward sie mit großer Theilnahme des ganzen Ortes zu Grabe begleitet. Sie ruht vom Eintritt in den Kirchhof zur linken Seite des Kreuzes gegen den Zaun zu. Im Grabe vor dem ihrigen ruht ein frommer alter Bauer aus Welde, im folgenden eine brave Bäuerin aus Dernekamp. — An dem Begräbnißtage trat noch Folgendes ein: Am Abend kam ein reicher Mann, nicht zu Pilatus, sondern zu dem Pfarrer des Ortes und bat um den Leichnam der Verstorbenen, nicht um ihn in ein neues Grab zu legen, sondern um ihn gegen eine bedeutende Summe in Auftrag eines holländischen Arztes zu kaufen. Er ward natürlicher Weise abgewiesen, aber in dem kleinen Orte entstand nun allerlei Gerede über den Text Math. 28. 13., sie hielten die Leiche für gestohlen, auch höre ich, sie sollen auf dem Kirchhofe nachgeforscht haben, ob das Grab nicht verletzt sey." — So weit der obige Schreiber. Aus einem Berichte über ihren Tod im Dezemberhefte der kath. Litt. Zeitung von Kerz 1821, welcher, von einer uns unbekannten Hand herrührend, dennoch wohl unterrichtet erscheint, setzen wir noch hieher: „Ungefähr 6 oder 7 Wochen nach ihrem Tode wurden (wegen dem Gerüchte, der Leib sey entwendet) das Grab und die Lade auf geheimen höhern Befehl in Gegenwart von 7 Zeugen eröff-

net. Mit frohem Erstaunen sahen diese, daß die Verwesung über den Leichnam der Frommen noch keine Macht erhalten hatte. Lieblich waren ihre Gesichtszüge, wie einer Schlafenden unter seligem Traume. Sie war wie eine vor wenigen Augenblicken Begrabene. Nicht der mindeste Leichengeruch ward bemerkt. — Des Königs Geheimniß zu bewahren, sagt Jesus Sirach, ist Pflicht; aber Pflicht ist es auch, die Herrlichkeit der Erbarmungen Gottes der Welt zu offenbaren." — Wie wir vernommen, soll ein Stein auf ihrem Grabe ruhen. Wir legen diese Blätter dankbar auf denselben, mögen sie beitragen daß die Wohlthäterin vieler Armen an Leib und Seele, und der Ort, wo sie der Auferstehung harret, nicht vergessen werde!

Beginn der folgenden Mittheilungen.

Am Abend des 18. Februars 1823 nahte ein Freund dem Lager der schlafenden Kranken, von dem edlen, ernsten Leidensausdruck ihres Angesichtes gemahnt, opferte er in einer kurzen Gemüthserhebung das Leiden des Herrn, in Vereinigung der Leiden Aller, die ihm je ihr Kreuz nachgetragen, dem Vater im Himmel auf. Als er in dieser inneren Gebetsreflexion einen Moment auf ihre mit den Wundmalen bezeichneten Hände blickte, versteckte sie dieselben so plötzlich zuckend unter der Decke, als würde sie darauf geschlagen. Ueberrascht fragte er: „was fehlt Ihnen?" und die Kranke erwiederte mit bedeutsamer Betonung: „Sehr Vieles!" Während der Fragende über den Sinn dieser Antwort nachdachte, schien sie eine Viertelstunde lang in tiefem Schlafe; aber plötzlich richtete sie sich mit der Lebhaftigkeit einer heftig Streitenden in die sitzende Stellung auf, streckte die beiden Arme mit geballter Faust, wie einen Feind zurückstoßend, drohend gegen die linke Seite ihres Lagers und stieß eifrig zürnend die Worte aus: „Was willst du mit dem Schuldbriefe von Magdalum?" Der Anwesende, der gar nicht begriff, was dieses heißen könne, fragte verwundert: „wer will denn etwas mit einem Schuldbriefe von Magdalum?" und nun erwiederte sie mit der Heftigkeit einer im Streit Begriffenen, welche eine unterbrechende Frage über die Ursache des Streites beantwortet: „Ei! da kömmt der Verfluchte, der Lügner von Anfang, der Satan, und hält ihm den Schuldbrief von Magdalum und noch andere Schuldbriefe vor und spricht, er habe alles dieses vergeudet!" Auf die Frage: „wer habe dies vergeudet? zu wem wird dieses gesagt?" erwiederte sie: „Ei zu Je-

ſus, meinem Bräutigam am Oelberg," und nun wendete ſie ſich wieder zu ihrem Gegner mit drohender Gebärde nach der linken Seite ſprechend: „Was willſt du, Vater der Lügen, mit dem Schuldbriefe von Magdalum? — hat er nicht in Thirza 27 arme Gefangene mit dem Kaufſchilling von Magdalum ausgelöst? — ich ſelbſt ja habe es geſehen, und nun ſagſt du, er habe dieſes Gut zerſtört, das Weib und die Bewohner vertrieben und den Werth verſchleudert! Aber harre, du Elender, du Verfluchter, du ſollſt gebunden und gewürgt werden, ſein Fuß ſoll dir das Haupt zertreten." (Hierauf bezüglich Seite 3, Zeile 17.) — Hier unterbrach der Eintritt einer andern Perſon ihre Aeußerungen, man glaubte etwa, ſie habe delirirt und bedauerte ihre Krankheit, ſie nahm es dankbar an. Am folgenden Morgen ergab ſich, daß ſie an dieſem Abend die Betrachtung gehabt, als folge ſie dem Herrn nach der Einſetzung des heil. Sakramentes an den Oelberg, und ſehe ſeine Beängſtigung in den erſten ¾ Stunden daſelbſt klarer als jemals. Es ſey ihr aber geweſen, als blicke Jemand die Male ihrer Hände mit einer Art Ehrerbietung an, was ihr in Gegenwart des Herrn ſo beſonders verkehrt erſchienen, daß ſie, die Hände verſteckend, geſagt habe, es fehle ihr noch ſehr Vieles dazu, daß man ihrer in ſolchen Ehren gedenken dürfe. Sie erzählte nun dieſe Betrachtung vom Oelberge, und da ſich dieſe Mittheilungen Tag vor Tag fortſetzten, ſammelten ſich die hier folgenden Paſſionsbilder. Indem ſie aber in der Faſtenzeit zugleich die Kämpfe des Herrn in der Wüſte feierte, kam auch über ſie Leiden und Verſuchung, und erlitt die Erzählung einzelne Lücken, welche jedoch durch ihre, früher niedergeſchriebenen, fragmentariſchen Mittheilungen und täglichen Betrachtungen über das Leiden Jeſu leicht ergänzt wurden.

Sie ſprach gewöhnlich niederdeutſch, im ekſtatiſchen Zuſtande oft auch eine reinere Mundart; ihre Mittheilung wechſelte zwiſchen Kindlichkeit und Begeiſterung. Alles Gehörte, das unter beſonderten Verhältniſſen in ihrer Gegenwart ſehr ſelten kaum in wenigen Zügen notirt werden konnte, ward unmittelbar zu Haus aufgeſchrieben. Der Geber alles Guten gab Gedächtniß, Fleiß und jene Gemüthserhebung über viele Leiden, welche die Arbeit möglich machten, wie ſie iſt. Der Schreiber that, was er konnte, und in dieſem Bewußtſeyn den genügſamen Leſer um ein Gebetsalmoſen anſprechend, ſchließt er dieſes Vorwort mit derſelben Proteſtation, mit welcher er es eröffnet hat.

Das bittere Leiden unſers Herrn Jeſu Chriſti

nach den

Betrachtungen der ſeligen Kloſterfrau

Anna Katharina Emmerich

in der

heiligen Faſtenzeit des Jahres 1833.

Si nescis speculari alta et coelestia, in passione Christi et in sacris ejus vulneribus libenter habita. Si enim ad vulnera et pretiosa stigmata Jesu, devote confugeris, magnam in tribulatione consolationem senties.

Thomas a Kempis, de imit. Chr. l. 2. c. 1. §. 4.

Jesus am Oelberge.

Als Jesus nach der Einsetzung des allerheiligsten Sacraments des Altares das Coenaculum auf dem Berge Sion mit den elf Aposteln verließ, war seine Seele schon betrübt und diese Trauer stieg immer mehr. Er führte die Elfe auf einem Umweg in das Thal Josaphat dem Oelberge zu. Als sie vor das Thor kamen, sah ich den Mond, noch nicht ganz voll, über dem Gebirge aufsteigen. Im Thale Josaphat mit ihnen wandlend, sagte der Herr: hieher werde er, aber nicht so arm und ohnmächtig als jetzt, wieder kommen an jenem Tage, die Welt zu richten; alsdann würden sich Andre fürchten und rufen: ihr Berge bedecket uns. Die Jünger aber verstanden ihn nicht, und meinten, wie oft an diesem Abend, er rede irr, aus Schwäche und Ermattung. Sie giengen manchmal und dann standen sie wieder mit ihm sprechend. Er sagte auch: „Ihr werdet euch alle an mir ärgern in dieser Nacht, denn es steht geschrieben: Ich will den Hirten

schlagen und die Schafe der Heerde sollen zerstreut werden. Wenn ich aber werde auferstanden seyn, will ich euch voraus nach Galiläa gehen."

Die Apostel waren durch den Empfang des heiligsten Sacramentes und die liebvolle, feierliche Rede Jesu nachher, noch voll Begeisterung und Innigkeit. Sie drängten sich dicht um ihn und sprachen auf verschiedene Weise ihre Liebe aus, und wie sie ihn nicht verlassen könnten und wollten. Da Jesus aber davon zu sprechen fortfuhr, sagte Petrus: „Und wenn sich Alle an dir ärgern, so will ich mich doch nicht an dir ärgern." Hierauf erwiederte der Herr: „Wahrlich, ich sage dir, gerade du wirst mich dreimal verläugnen in dieser Nacht, ehe der Hahn kräht." Petrus aber wollte dies auf keine Weise zugestehen, und sagte: „und wenn ich auch mit dir sterben müßte, will ich dich doch nicht verläugnen." So auch sprachen alle andere. Sie wandelten und standen abwechselnd, und Jesus nahte immer mehr seiner Schwermuth. Sie aber wollten ihm die Betrübniß immer wieder menschlicher Weise ausreden, und ihn des Gegentheils versichern. In der Vergeblichkeit und dem Eigensinne dieses Thuns aber ermüdeten sie, begannen zu zweifeln und giengen bereits in Versuchung über.

Sie überschritten den Bach Kyron nicht auf der Brücke, über welche Jesus später gefangen geführt wurde, sondern auf einer andern, denn sie hatten einen Umweg gemacht. Gethsemani am Oelberge, wohin sie giengen, ist gerade eine halbe Stunde vom Coenaculum. Es ist nehmlich vom Coenaculum bis vor das Thor in das Thal Josaphat eine Viertelstunde, und von hier bis Gethsemani eben so weit. Dieser Ort, wo Jesus in den letzten Tagen einigemal mit den Jüngern übernachtete und sie lehrte, besteht aus einigen leerstehenden offnen Herberghäusern, und einem großen umzäunten Lustgarten, der ganz mit edlem Gesträuche und vielen Fruchtbäumen angebaut ist. Mehrere Leute und auch die

Apostel hatten den Schlüßel zu diesem Garten, welcher ein Erholungs- und Gebetsort ist. Es wurden auch manchmal von Leuten, die keine eignen Gärten hatten, Feste und Mahlzeiten hier veranstaltet. Es sind mehrere dichte Laubhütten darin, in deren einer acht von der Begleitung Jesu heut zurückblieben, zu denen sich nachher noch andere Jünger gesellten. Der Oelgarten liegt vom Garten Gethsemani durch einen Weg getrennt, und zieht sich mehr den Oelberg hinan. Er ist offen, nur mit einem Erdwall umzogen, kleiner als der Lustgarten von Gethsemani, ein mit Höhlen und Terrassen und vielen Oelbäumen versehener Bergwinkel. An der einen Seite ist er mehr gepflegt mit unterhaltenen Sitzen und Ruhebänken und größeren aufgeräumten kühlen Höhlen. Es kann sich hier, wer will, einen Platz zu Gebet und Betrachtung einrichten. Wo Jesus zu beten hingieng, ist er wilder.

Es war ungefähr 9 Uhr, als Jesus mit den Jüngern nach Gethsemani kam. An der Erde war es düster, der Himmel war mondhell. Jesus war sehr traurig, und verkündete die Nähe der Gefahr. Die Jünger waren bestürzt darüber, und er sagte achten von seinen Begleitern im Garten von Gethsemani, wo eine Art Lusthaus von Laubwerk ist: „Bleibet hier, während ich an meinen Ort zu beten gehe.“ Den Petrus, Johannes und Jakobus den Größeren nahm er mit sich und gieng über einen Weg einige Minuten weiter in den Oelgarten am Fuße des Berges hinan. Er war unbeschreiblich traurig; er fühlte die ihm nahende Angst und Versuchung. Johannes fragte ihn, wie er, der sie sonst immer getröstet, nun so bange seyn könne. Da sagte er: „meine Seele ist betrübt bis zum Tode“ und er blickte umher und sah sich von allen Seiten Angst und Versuchung, wie Wolken voll schrecklicher Bilder, nahen, und da war es, wo er den drei Aposteln sagte: „bleibet hier und wachet mit mir, betet, auf daß ihr nicht in Versuchung fallet,“ und sie blieben an dieser

Stelle. Jesus gieng noch etwas vorwärts, aber die Schreckbilder drangen dermaßen zu ihm heran, daß er tief geängstet links von den Aposteln hinab gieng und sich unter dem Felsenüberhang, über welchem sie rechts in einer Vertiefung geblieben waren, in eine etwa sechs Fuß tiefe Höhle verbarg. Der Boden senkte sich sanft in diese Höhle, und es hieng vom überragenden Felsen so vieles Gesträuch über den Eingang nieder, daß man hier nicht bemerkt werden konnte.

Als Jesus sich von den Jüngern trennte, sah ich rings einen weiten Kreis von Schreckbildern heranziehen und sich immer mehr um ihn verengen. Seine Trauer und Angst wuchs, und er zog sich zagend in die Höhle zurück, gleich einem, der von einem furchtbaren Ungewitter verfolgt, ein Obdach sucht, um zu beten; aber ich sah alle die drohenden Bilder ihm in die Höhle nachfolgen, und immer deutlicher und deutlicher werden. Ach! es war, als umfasse diese enge Höhle die Greul- und Angstbilder aller Sünden, und ihrer Last, und ihrer Strafe vom Falle der ersten Menschen bis zum Ende der Welt; denn hier am Oelberge kamen auch Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben zuerst auf die unwirthbare Erde herab, und hier in dieser Höhle haben sie getrauert und gezagt. Ich fühlte deutlich, daß Jesus sich seinem bevorstehenden Leiden hingebend und sich der göttlichen Gerechtigkeit zur Genugthuung für die Sünden der Welt aufopfernd, gewissermaßen seine Gottheit mehr in die heilige Dreifaltigkeit zurückzog, um sich aus unendlicher Liebe in seiner reinsten, fühlendsten, wahrhaftigen, unschuldigen Menschheit, blos mit der Liebe seines menschlichen Herzens gerüstet, der Wuth aller Angst und Leiden hinzugeben für die Sünden der Welt. Für die Wurzel und Entfaltung aller Sünde und bösen Lust genug zu thun, nahm der barmherzigste Jesus aus Liebe zu uns Sündern die Wurzel aller reinigenden Sühnung und heilenden Peinen

in sein Herz auf und liest dies unendliche Leiden zur Genugthuung für unendliche Sünde, wie einen tausendarmigen Baum von Schmerzen, alle Glieder seines heiligen Leibes, alle Sinne seiner heiligen Seele durchdringen und durchwachsen. Also ganz seiner Menschheit hingegeben, fiel er in unendlicher Trauer und Angst zu Gott flehend, auf sein Angesicht nieder, und er sah alle Sünden der Welt und ihre innere Scheuslichkeit in unzähligen Bildern, und nahm sie alle auf sich und erbot sich in seinem Gebete, der Gerechtigkeit seines himmlischen Vaters für alle diese Schuld leidend genugzuthun. Der Satan aber, der sich in furchtbarer Gestalt zwischen allem diesem Greul mit grimmigem Hohne bewegte, erbitterte immer heftiger gegen Jesum und rief, immer schrecklichere Sündenbilder der Welt vor seiner Seele vorüberführend, wiederholt der Menschheit Jesu zu: „Wie! auch dies willst du auf dich nehmen, auch hiefür willst du die Strafe erleiden? wie kannst du für dieses genug thun?“

Jedoch von der Weltgegend zwischen 10 und 11 Uhr Morgens her strahlte vom Himmel eine schmale Lichtbahn zu Jesus, und ich sah eine Reihe von Engeln in derselben von oben bis zu ihm nieder erscheinen, von welchen ihm Kraft und Stärkung zuströmte. Der übrige Raum der Höhle war ganz von den Schrecken und Greulbildern der Sünde, und von dem Hohn und der Anfechtung der bösen Geister erfüllt. Jesus nahm alles dieses auf sich, er fühlte, als das einzige Gott und die Menschen vollkommen liebende Herz mitten in dieser Wüste des Abscheulichen, den Greul und die Last aller dieser Sünden mit Entsetzen und zerreissender Trauer. Ach! ich sah da so vieles, ein Jahr würde nicht zureichen, es auszusprechen.

Als nun die ganze Masse der Schuld und Sünden in einem Meere von Greulbildern an der Seele Jesu vorüber gegangen war, und er sich für Alles als Sühnopfer dargeboten und alle Pein und Strafe auf sich herab

gefleht hatte, brachte der Satan, wie damals in de
Wüste, unendliche Versuchungen über ihn; ja er erhol
eine Reihe von Beschuldigungen gegen den reinsten Hei
land selbst. „Wie? sagte er zu ihm, du willst dieses alle
auf dich nehmen, und bist doch selbst nicht rein? Sieh
hier und hier und hier", und nun rollte er allerlei erdacht
Schuldbriefe vor ihm auf, und hielt sie ihm mit hölliſche
Frechheit unter die Augen. Er beschuldigte ihn alle
Fehler seiner Jünger, aller Aergernisse, die sie gegeben
aller Verwirrung und Unordnung, die er durch die Tren
nung von den alten Gebräuchen in die Welt gebrach
habe. Der Satan that wie der feinste, arglistigste Pha
risäer: er beschuldigte ihn der Veranlassung des Kinder
mords Herodis, der Noth und Gefahr seiner Eltern i
Egypten, der Nichtrettung Johannis des Täufers von
Tode, der Auflösung vieler Familien, des Schutzes ver
worfener Menschen, der nicht erfolgten Heilung manche
Kranken, der Beschädigung der Gergesener, weil er de
Besessenen gestattet, ihre Getränkkufe umzustürzen*), un
den Untergang ihrer Schweinheerde im See veranlaß
habe; er beschuldigte ihn der Schuld Maria Magdalenae
weil er ihren Rückfall in Sünde nicht verhinderte, de
Vernachlässigung seiner Familie und des Vergeudens vo
fremden Gütern; kurz Alles, was der Versucher einer
gewöhnlichen Menschen, der ohne höhere Veranlassun
solche äußerliche Handlungen vollbracht hätte, auf den

*) In ihren Betrachtungen des täglichen Lehrwandels Jesu sah s
Mittwoch 11. Dezember 1822, ihrer Angabe nach ungefähr a
22ten Cäsleu des zweiten Lehrjahres Jesu, wie der Herr de
Teufeln aus den besessenen Gergesenern in eine Heerde Schwei
zu fahren zuläßt. Sie sah aber dabei den besondern Umstan
daß diese Besessenen vorher eine große schwere Kelterkufe vo
berauschendem Gebräu, welches die Gergesener an jenem Or
stehen hatten, umstürzten.

Todeswege vorwerfen könnte, brachte der Satan hier vor die zagende Seele Jesu, um ihn zu erschüttern; denn es war ihm verborgen, daß Jesus der Sohn Gottes war, und er versuchte ihn als einen unbegreiflich gerechtesten Menschen. Ja es gab sich unser göttlicher Erlöser dermaßen seiner heiligen Menschheit hin, daß er auch jene Versuchung über sich zuließ, welche heiligsterbende Menschen in Bezug auf den innern Werth ihrer guten Werke anzufechten vermag. Er ließ es zu, um den Kelch des Vorleidens ganz zu erschöpfen, daß der Versucher, dem seine Gottheit verborgen war, ihm alle Werke seiner Wohlthätigkeit, als eben so viele der Gnade Gottes noch nicht getilgte Verschuldungen vorrückte. Der Versucher warf ihm vor, wie er für Andre Schulden tilgen wolle, da er, selbst verdienstlos, Gott für die Gnade von mancherlei sogenannten guten Werken noch genugzuthun habe. Die Gottheit Jesu ließ es zu, daß der böse Feind seine Menschheit so versuche, wie er einen Menschen versuchen könnte, der seinen guten Werken einen eignen Werth, außer dem alleinigen, den sie aus ihrer Vereinigung mit den Verdiensten des Erlösungstodes unsers Herrn und Heilands gewinnen können, zuschreiben möchte. So rückte ihm dann der Versucher alle Werke seiner Liebe als verdienstlos an sich und als Schulden gegen Gott vor, und als sey deren Werth gewissermaßen auf die Verdienste seines noch nicht vollendeten Leidens, dessen Würde der Versucher noch nicht kannte, vorausgenommen, und daher noch nicht für die Gnade zu diesen Werken genuggethan. Er zeigte ihm für alle seine guten Werke Schuldbriefe vor und sagte auf diese hindeutend: „Auch für dieses und dieses Werk bist du noch verschuldet.“ — Endlich rollte er auch noch einen Schuldbrief vor Jesus auf, daß er die Verkaufssumme für Maria Magdalenas Gut in Magdalum von Lazarus empfangen und ausgegeben habe, und sagte zu ihm: „Wie dursteſt du fremdes Eigenthum vergeuden

und die Familie dadurch beschädigen?“ Ich habe die Vorstellungen von Allem gesehen, zu dessen Sühnung der Herr sich erbot, und die Last vieler Beschuldigungen, die der Versucher ihm machte, mitgefühlt; denn unter den Bildern der Sünden der Welt, die der Heiland auf sich genommen, sah ich auch meine eignen vielen Sünden, und aus dem Kreise der Versuchungen floß auch ein Strom auf mich, in welchem mir alle Mängel meines Thuns und Lassens beängstigend vorgerückt wurden. Ich blickte jedoch in dieser Theilnahme immer auf meinen himmlischen Bräutigam, ich rang und betete mit ihm, und wendete mich mit ihm zu den tröstenden Engeln. Ach! der Herr krümmte sich gleich einem Wurme unter der Last seiner Trauer und Angst!

Während aller dieser Beschuldigungen des reinsten Erlösers mußte ich mich immer mit der größten Anstrengung zurückhalten; ich war so ergrimmt gegen den Satan; als er aber den Schuldbrief wegen der Verwendung der Verkaufssumme von Magdalenas Gut vorbrachte, vermochte ich meinen Eifer nicht mehr zu bändigen, und fuhr ihn an: wie er die Verkaufssumme von Magdalenas Gut in Magdalum Jesu als eine Schuld vorrücken könne? ich selbst *) hätte ja gesehen, wie der Herr mit dieser ihm von Lazarus zu Werken der Barmherzigkeit übergebenen Summe sieben und zwanzig arme, Schulden halber gefangene, ganz verlassene Leute aus den Gefängnißen zu Thirza ausgelöst habe.

Anfangs kniete Jesus ruhig in betender Stellung, später aber erschrack seine Seele vor der Menge und

*) Diese Aeußerung gründet sich darauf, daß sie in ihren den Lehrwandel Jesu Tag vor Tag begleitenden Betrachtungen Dienstag den 28. Jenner 1823, ihrer Angabe nach ungefähr den 11ten Schebath des 2ten Lehrjahres, den Herrn 27 gefangene Schuldner aus einem Gefängniße, welches römische Besatzung hatte, zu Thirza loskaufen sah, wie dieses die Tagebücher ihrer Betrachtungen ausführlich enthalten.

Abscheulichkeit der Sünden und des menschlichen Undanks gegen Gott, und es überfiel ihn eine so zermalmende Trauer und Herzensangst, daß er zitternd und zagend flehte: „Abba Vater! ist es möglich, so gehe dieser Kelch vor mir vorüber! Mein Vater! dir ist alles möglich! Nimm diesen Kelch von mir!“ dann faßte er sich wieder und sagte: „doch nicht, was ich will, sondern was du willst.“ Aber sein Wille und des Vaters Wille waren eins, er jedoch, den Schwächen der Menschheit aus Liebe hingegeben, erbebte vor dem Tode.

Die Höhle um ihn her sah ich von Schreckgestalten erfüllt, alle Sünde, alle Bosheit, alle Laster, alle Pein, aller Undank, die ihn beängsteten; und die Schrecken des Todes, die menschliche Furcht vor der Größe der sühnenden Pein sah ich ihn in den schauderhaftesten Gespenstbildern umdrängen und anfahren. Er fiel hin und her und rang die Hände, Angstschweiß bedeckte ihn, er zitterte und bebte. Er richtete sich auf, seine Kniee schwankten und trugen ihn kaum, er war ganz entstellt und schier unkenntlich, seine Lippen waren bleich, seine Haare stiegen empor. Es war etwa ½ 11 Uhr, als er sich erhob und schwankend und öfters niederfallend von Schweiß gebadet zu den drei Jüngern mehr hinwankte als gieng. Er begab sich links von der Höhle hinauf und über derselben hinweg zu einer Terrasse, an welcher sie neben einander auf den Arm gelehnt, den Rücken des Einen gegen die Brust des Andern gekehrt, vor Müdigkeit, Kummer und Angst in Versuchung entschlafen waren. Jesus kam zu ihnen theils wie ein schwer Beängsteter, den der Schrecken zu seinen Freunden treibt, theils wie ein treuer Hirt, der selbst aufs äußerste erschüttert, nach seiner Heerde sieht, die er in Gefahr weiß, denn er wußte, daß auch sie in Angst und Versuchung waren. Ich sah über die Schreckgestalten ihn auch auf diesem

kurzen Wege umgeben. Als er sie schlafend fand, rang er die Hände und sank vor Trauer und Ermattung auf sie nieder und sagte: „Simon schläfst du? Da erwachten sie und richteten ihn auf, und er sagte in seiner Verlassenheit: „Also konntet ihr nicht einmal eine Stunde mit mir wachen?“ und als sie ihn so ganz entsetzt und entstellt, bleich, schwankend, von Schweiß durchnäßt, zitternd und bebend und mit matter Stimme jammernd fanden, wußten sie ganz nicht, was sie denken sollten, und wäre er ihnen nicht mit einem ihnen wohlbekannten Lichte umgeben erschienen, sie hätten Jesum nicht in ihm erkannt. Johannes sagte da zu ihm: „Meister! was geschieht dir! soll ich die andern Jünger rufen, sollen wir fliehen?“ Jesus aber erwiederte: „Wenn ich auch nochmal drei und dreißig Jahre lebte, lehrte und heilte, reichte es nicht hin, zu thun, was ich bis morgen erfüllen muß. Rufe die Achte nicht, ich habe sie dort entlassen, weil sie nicht vermögen, mich in diesem Elend zu sehen, ohne sich zu ärgern an mir, sie würden in Versuchung fallen, vieles vergessen und zweifeln an mir. — Ihr aber habet den Menschensohn verklärt gesehen, so möget ihr ihn auch sehen in seiner Verfinsterung und ganzen Verlassenheit. Aber wachet und betet, auf daß ihr nicht in Versuchung fallet: der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“

Er sagte dieses von ihnen und von sich. Er wollte sie zur Ausdauer ermahnen, und ihnen den Kampf seiner menschlichen Natur gegen den Tod, und die Ursache seiner Schwäche verkünden. — Er sprach in großer Betrübniß noch mehreres, und war etwa ¼ Stunde bei ihnen, ehe er sie verließ. Er kehrte mit wachsender Angst in die Höhle zurück; sie aber streckten ihm die Hände nach, weinten, sanken sich in die Arme, fragten sich: „was

ist das, was geht mit ihm vor? er ist ganz verlassen!" und dann begannen sie zu beten mit verhülltem Haupt, in großer Betrübniß. Alles Vorhergehende füllte etwa anderthalb Stunden seit seinem Eingange in den Oelgarten aus. In der Schrift sagt Jesus zwar: „Konntet ihr nicht eine Stunde mit mir wachen?" Dieses ist aber nicht nach unserm Zeitmaaß zu nehmen. Die drei Apostel, welche bei Jesus waren, hatten anfangs gebetet, waren dann eingeschlafen, denn sie waren durch mißtrauendes Gerede in Versuchung gefallen. Die acht Apostel aber, welche am Eingang zurückgeblieben waren, schliefen indessen nicht, die Angst Jesu in allen seinen letzten Aeußerungen an diesem Abend, machte sie höchst unruhig, und sie strichen am Oelberge umher, um sich Schlupfwinkel aufzusuchen.

In Jerusalem war wenig Lärm an diesem Abend, die Juden waren in ihren Häusern mit Zubereitungen zum Feste beschäftigt. Die Lager der Ostergäste waren nicht in der Nähe des Oelbergs. Ich sah, indem ich die Wege hin und her machte, hie und da Jünger und Freunde Jesu mit einander gehen und reden. Sie schienen beunruhigt und erwartungsvoll. Vom Coenaculum war die Mutter des Herrn mit Magdalena, Martha, Maria Cleophae, Maria Salome und Salome nach dem Hause der Maria Marcus und dann von Gerüchten beunruhigt mit den Freundinnen vor die Stadt gegangen, um Nachricht von Jesu zu erhalten. Hier nun kamen Lazarus, Nicodemus, Joseph von Arimathia, und einige Verwandte von Hebron zu ihnen, und suchten sie in ihrer großen Angst zu beruhigen, denn, obschon diese Freunde von den ernsten Reden Jesu im Coenaculum theils durch die persönliche Gegenwart Einiger aus ihnen in den Seitengebäuden, theils durch die Jünger unterrichtet waren, so hatten sie sich doch bei bekannten Pharisäern befragt und von näheren Schritten gegen unsern Herrn nichts gehört.

Sie sagten daher: die Gefahr sey noch nicht so groß, so nahe vor dem Feste werde man sich wohl nicht an dem Herrn vergreifen; sie wußten aber noch nichts von dem Verrathe des Judas. Maria aber sagte ihnen von dessen Verwirrung in den letzten Tagen und seinem Verlassen des Coenaculums, er sey gewis zum Verrath gegangen, sie habe ihn oft ermahnt, er sey ein Sohn des Verderbens. Die heiligen Frauen kehrten hierauf nach Mariä Marcus Haus zurück.

Als Jesus in die Höhle zurückgekommen war und alle seine Trauer mit ihm, warf er sich mit ausgebreiteten Armen auf sein Angesicht nieder und betete zu seinem himmlischen Vater. Es gieng aber nun ein neuer Kampf vor seiner Seele vorüber, welcher drei Viertel Stunden währte. Es traten Engel zu ihm und zeigten ihm die Aufgabe und den Umfang des genugthuenden Leidens in einer großen Reihe von Anschauungen. Sie zeigten die ganze Herrlichkeit des Menschen als des Ebenbildes Gottes vor dem Sündenfall, und seine ganze Entstellung und Versunkenheit nach dem Sündenfall. Sie zeigten die Abkunft jeder Sünde aus der ersten Sünde, und Bedeutung und Wesen aller Sündenlust, und deren schrecklichen Bezug auf Seelenkräfte und Glieder der Menschen, und eben so Wesen und Bedeutung aller, der Sündenlust entgegengesetzten strafenden Peinen. Sie zeigten im genugthuenden Leiden erstens ein Leiden an Leib und Seele, hinreichend, die Strafe der göttlichen Gerechtigkeit für alle Sündenlust der ganzen Menschheit durch Pein zu vollziehen, — und zweitens ein Leiden, welches, um genugthuend zu seyn, die Schuld der ganzen Menschheit an der einzigen unschuldigen Menschheit, der Menschheit des Sohnes Gottes, strafte, der um aller Menschen Schuld und Strafe aus Liebe auf sich zu nehmen, auch den Sieg über den menschlichen Widerwillen gegen Leiden und Sterben erkämpfen mußte. Alles dieses zeigten die Engel, bald in ganzen Chören mit

Reihen von Bildern, bald einzeln mit Hauptvorstellungen erscheinend, und ich sah ihre Gestalten immer mit emporgehobenem Finger nach den erscheinenden Bildern hindeuten, und vernahm, was sie sagten, ohne ihre Stimme zu hören.

Keine Zunge vermag auszusprechen, welche Schrecken und Schmerzen die Seele Jesu durch diese Bilder des genugthuenden Leidens inne ward; denn er erkannte nicht nur die Bedeutung aller der Sündenlust entgegengesetzten Sühnungspein, sondern auch den Inhalt aller darauf bezüglichen Marterwerkzeuge, so, daß ihn nicht nur die Pein des Werkzeuges allein entsetzte, sondern auch der sündhafte Grimm derer, die es erdacht, und die Wuth und Bosheit aller, die es von jeher gebraucht, und die Ungeduld aller, die damit schuldig oder unschuldig gepeinigt worden waren; denn er trug und fühlte die Sünden der ganzen Welt. Alle diese Peinigungen und Qualen erkannte er in einer inneren Anschauung mit solchem Entsetzen, daß der blutige Schweiß von ihm drang.

Als in diesem Uebermaaße der Leiden die Menschheit Christi trauerte und zagte, sah ich in den Engeln ein Mitleid. Es erschien ein kleiner Stillstand, und es war, als sehnten sie sich, ihm Trost zu geben, und ich sah, als flehten sie vor dem Throne Gottes. Es war gleichsam wie ein augenblickliches Ringen zwischen der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit Gottes, und der Liebe, die sich opferte. Ich hatte auch eine Art Bild Gottes, doch nicht, wie sonst auf einem Throne, sondern in einer Lichtform, und sah die göttliche Natur des Sohnes in die Person des Vaters, gleichsam wie in dessen Brust, wie ein Sohn in das Herz seines Vaters sich eindringend und die Person des heiligen Geistes aus ihnen und zwischen ihnen, und doch war alles dieses nur ein Gott. Wer kann Solches aussprechen; denn ich hatte mehr ein Innewerden durch Formen, als ein Schauen menschlicher Gestalten,

in welchem mir gezeigt ward, als ziehe sich der göttliche Wille Christi mehr in den Vater zurück, um seine Menschheit alles das leiden zu lassen, um dessen Milderung und Abwendung der menschliche Wille Christi geängstet rang und flehte; so daß die Gottheit Christi, eins mit dem Vater, eben das über seine Menschheit verhängte, um dessen Abwendung seine Menschheit zum Vater flehte. Ich sah dieses in dem Augenblick der Rührung der Engel, da diese Jesum zu trösten verlangten, und er empfing auch in diesem Momente einige Leichterung. Nun aber erloschen diese Vorstellungen, und die Engel mit der Erquickung ihres Mitleids verließen den Herrn, dessen Seele ein neuer heftiger Angstkreis nahte.

Als der Erlöser am Oelberg sich als wahren und wirklichen Menschen der Versuchung des menschlichen Widerwillens gegen Leiden und Tod hingab, als er die Ueberwindung dieses Widerwillens, zu leiden, welcher ein Theil eines jeden Leidens ist, auch auf sich nahm, ward dem Versucher zugelassen, an ihm zu thun, wie er an jedem Menschen thut, der sich für Heiliges zum Opfer bringen will. In der ersten Angst stellte der Satan mit grimmigem Hohne unserm Herrn die Größe der Sündenschuld vor, die er auf sich nehmen wollte, und trieb die Anfechtung bis dahin, den Wandel des Erlösers selbst als nicht schuldenfrei vorzustellen; sodann ward dem Erlöser nach der ganzen innern bittern Wahrheit in seiner zweiten Angst die Größe des genugthuenden Leidens vorgestellt, und dieses geschah durch Engel; denn es ist nicht des Satans, zu zeigen, daß gesühnt werden kann. Der Vater der Lüge und Verzweiflung zeigt nicht auf die Werke der göttlichen Barmherzigkeit. Als aber Jesus alle diese Kämpfe mit herzlicher Hingebung in den Willen seines himmlischen Vaters siegreich bestanden, ward ein neuer Kreis von furchtbaren Angstbildern vor seiner Seele vorübergeführt; die Sorge nehmlich, die in jedem menschlichen Herzen dem Opfer voran gehet, die fragende Sorge, was

wird der Gewinn, der Ertrag dieses Opfers seyn? erwachte in der Seele des Herrn, und die Vorstellungen der schrecklichsten Zukunft bedrängten sein liebendes Herz.

Ueber den ersten Adam senkte Gott einen Schlaf nieder, eröffnete seine Seite, nahm ihm eine seiner Rippen, baute Eva, das Weib, die Mutter aller Lebendigen daraus, und führte sie zu Adam; da sprach dieser: „das ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch, der Mann wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen und sie werden zwei in einem Fleische seyn.“ — Dieses war die Ehe, von der geschrieben steht: „dieses Sacrament ist groß, ich sage aber in Christus und der Kirche;“ denn Christus, der neue Adam, wollte auch einen Schlaf, den Schlaf des Todes, an dem Kreuze über sich kommen lassen, wollte auch seine Seite eröffnen lassen, auf das die neue Eva, seine jungfräuliche Braut, die Kirche, die Mutter aller Lebendigen aus ihr erbaut würde; er wollte ihr das Blut der Erlösung, das Wasser der Reinigung und seinen Geist geben, die Drei, welche Zeugniß geben auf Erden; er wollte ihr die heiligen Sacramente geben, auf daß sie eine reine, unbefleckte, heilige Braut sey; er wollte ihr Haupt, wir alle sollten ihre Glieder und dem Haupte unterthan seyn, wir sollten Bein von seinem Bein, Fleisch von seinem Fleische seyn; er hatte, die Menschheit annehmend und den Tod für uns sterben wollend, auch Vater und Mutter verlassen und seiner Braut, der Kirche, angehangen und ist mit ihr ein Fleisch geworden, sie nährend mit dem heiligsten Sacramente des Altars, in welchem er sich uns vermählet fort und fort, und er wollte mit seiner Braut der Kirche auf Erden seyn, bis wir alle in ihr bei ihm im Himmel seyn würden, und er hat gesagt: „die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“ Alle diese unermeßliche Liebe an den Sündern zu üben, war der Herr Mensch und ein Bruder der Sünder geworden, um die Strafe aller ihrer Schuld auf sich zu nehmen.

Er hatte die Größe dieser Schuld und die Größe des genugthuenden Leidens mit großer Betrübniß gesehen und sich dennoch freudig dem Willen seines himmlischen Vaters als ein Sühnopfer hingegeben. Jetzt aber sah er die Leiden, Anfechtungen und Verletzungen der künftigen Kirche, seiner Braut, die er so theuer mit seinem Blute erkaufen wollte, er sah den Undank der Menschen.

Vor die Seele des Herrn traten alle künftige Leiden seiner Apostel, Jünger und Freunde, die kleine Zahl der ersten Kirche, dann die mit ihrem Wachsen eintretenden Ketzereien und Abtrennungen mit der ganzen Wiederholung des Sündenfalls durch Hoffart und Ungehorsam in allen Formen der Eitelkeit und täuschenden Selbstrechtfertigung. Es erschien ihm die Lauheit, Verkehrtheit und Bosheit unzählbarer Christen, die mannigfaltige Lüge und trügerische Spitzfindigkeit aller hoffärtigen Lehrer, die Gotteslästerischen Verbrechen aller lasterhaften Priester, und die schrecklichen Folgen von allem diesem, die Greuel der Verwüstung im Reiche Gottes auf Erden, im Heiligthum der undankbaren Menschheit, welches er mit seinem Blute und Leben unter unaussprechlichen Leiden zu erkaufen und zu gründen im Begriff stand.

Ich sah alle diese Aergernisse in unermeßlichen Bilderreihen aus allen Jahrhunderten bis auf unsere Zeit und weiter bis zum Ende der Welt in allen Formen des kranken Irrwahns, des hoffärtigen Trugs, der fanatischen Schwärmerei, des falschen Prophetenthums, der ketzerischen Hartnäckigkeit und Bosheit an der Seele des armen Jesus vorüberziehen. Alle Abtrünnige, Selbstrechtfertiger, Irrlehrer und scheinheilige Besserer, Verführer und Verführte höhnten und peinigten ihn, als sey er ihnen nicht recht gekreuziget, nicht bequem ans Kreuz geschlagen nach ihren Gelüsten und der Auslegung ihres Dünkels, und sie zerrissen und zertheilten den ungenähten Rock seiner Kirche; jeder wollte den Erlöser anders haben, als er sich

aus Liebe gegeben. Unzählige mishandelten ihn, höhnten ihn, läugneten ihn. Unzählige sah er, die mit stolzem Achselzucken und Kopfschütteln an ihm, der die rettenden Arme nach ihnen ausbreitete, vorüber zogen, dem Abgrunde entgegen, der sie verschlang. Unzählige Andre sah er, sie wagten nicht offenbar, ihn zu verläugnen, aber weichlich geekelt zogen sie vor den Wunden seiner Kirche, die sie doch selbst zu schlagen geholfen, vorüber, wie der Levit an dem Armen, der unter die Mörder gefallen. Er sah, wie sie sich von seiner verwundeten Braut trennten, wie feige, treulose Kinder ihre Mutter verlassen zur Nachtzeit, wenn Räuber und Mörder einbrechen, denen unordentlicher Wandel den Eingang geöffnet hat. Er sah sie der Beute nachziehen, welche in die Wüste getragen war, den goldnen Gefäßen und dem zerrissenen Halsschmuck. Er sah sie vom wahren Weinstock getrennt lagern unter den wilden Reben. Er sah sie als irrende Schafe, den Wölfen preisgegeben, auf schlechter Weide von Miethlingen umgetrieben, und sie wollten in den Schafstall des guten Hirten nicht eingehen, der das Leben für seine Schafe hingegeben. Er sah sie heimathlos umherschweifen, und sie wollten seine Stadt hoch auf dem Berge liegend, die nicht verborgen bleiben konnte, nicht sehen. Er sah sie auf den Sandwogen der Wüste von wechselnden Winden hin und wieder getrieben und ohne Einheit, aber sie wollten das Haus seiner Braut, seine Kirche auf den Fels gebaut, bei der er zu seyn versprochen bis ans Ende der Tage und welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen, nicht sehen. Sie wollten nicht eingehen durch die enge Pforte, um den Nacken nicht zu beugen. Er sah sie jenen folgen, die anderswo, und nicht zur Thüre eingegangen waren, sie bauten wandelbare verschiedenartige Hütten auf den Sand, ohne Altar und Opfer, und hatten Windfahnen auf den Dächern, nach diesen drehte sich ihre Lehre. Aber sie widersprachen einander und verstanden sich nicht

und hatten keine bleibende Stätte. Er sah, wie sie oft ihre Hütten abbrachen und die Trümmer gegen den Eckstein der Kirche schleuderten, der unverrückt lag. Viele aus ihnen sah er, da Finsterniß herrschte in ihren Hütten, nicht zu dem Lichte gehen, das auf den Leuchter gestellt war im Hause der Braut, sondern sie schweiften draußen mit geschlossenen Augen um den beschlossenen Garten der Kirche, von dessen Wohlgerüchen allein sie noch lebten, sie streckten die Arme nach Nebelbildern und folgten Irrsternen, die sie zu Brunnen ohne Wasser führten, und hörten am Rande der Gruben nicht auf die Stimme der rufenden Braut, und lächelten hungernd mit stolzem Mitleid der Diener und Boten, welche sie zum hochzeitlichen Mahle einluden. Sie wollten nicht eingehen in den Garten, denn sie scheuten die Dornen des Zaunes, und der Herr sah sie von sich selbst berauscht verhungern ohne Weizen und verdursten ohne Wein, und erblindet vom Eigenlichte nannten sie die Kirche des Fleisch gewordenen Wortes unsichtbar. Jesus aber sah sie alle, und trauerte und wollte leiden für alle, die ihn nicht sehen, ihm ihr Kreuz nicht nachtragen wollten in seiner Braut, der er sich selbst im heiligsten Sacramente gegeben, in seiner Stadt auf dem Berge erbaut, die nicht verborgen bleiben kann, in seiner Kirche auf den Fels gegründet, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen.

Alle diese unzählichen Bilder des Undanks und Mißbrauchs an dem bittern Versöhnungstode meines himmlischen Bräutigams sah ich bald in abwechselnder Art, bald in gleich schmerzhafter Wiederholung vor der betrübten Seele des Herrn vorüberziehen, und sah, wie der Satan in mancherlei Schreckgestalten in diesen Gesichtbildern die durch sein Blut erlösten, ja selbst die durch sein Sacrament gesalbten Menschen vor seinen Augen hinwegriß und erwürgte. Jesus sah und betrauerte allen Undank, alles Verderben der ersten, der späteren, der jetzigen und

zukünftigen Christenheit. Alle diese Erscheinungen, zwischen welchen immer die Stimme des Versuchers seiner Menschheit zuflüsterte: „sieh! für solchen Undank willst du leiden?“ drangen mit solchem Greul und Hohn und in solchem Ungestüm auf Jesum zu und in so steter Wiederholung an ihm vorüber, daß eine unaussprechliche Angst seine menschliche Natur bedrängte. Christus, des Menschen Sohn, rang und wand die Hände, er stürzte wie gedrängt hin und wieder auf den Knieen, und sein menschlicher Wille kämpfte einen so schweren Kampf gegen den Widerwillen, für ein so undankbares Geschlecht so Unaussprechliches zu leiden, daß der Schweiß wie dicke Blutstropfen in Strömen von ihm nieder zur Erde rann. Ja er war so bedrängt, daß er wie hülfesuchend umher blickte und Himmel und Erde und die Lichter des Firmamentes als Zeugen seiner Leiden anzusprechen schien. Es war mir, als hörte ich ihn ausrufen: „Ach! ist es denn möglich, solchen Undank zu erleiden? gebet Zeugniß meiner Noth!“

Da war es, als träten der Mond und die Sterne mit einem Ruck näher heran; ich fühlte im Augenblicke, daß es heller ward. Hierauf achtete ich auf den Mond, was ich früher nicht gethan, und sah ihn ganz anders als sonst. Er war noch nicht ganz voll, erschien mir jedoch größer, als bei uns. In seiner Mitte sah ich einen dunkeln Fleck, wie eine flach vor ihm liegende Scheibe, und in dieser schien inmitten eine Oeffnung, durch welche Licht gegen die nicht volle Seite des Mondes strahlte. Der dunkle Fleck war wie ein Berg, und rund um den Mond war noch ein lichter Kreis wie ein Regenbogen.

Jesus erhob in dieser Bedrängniß einige Augenblicke seine Stimme mit lautem Jammer, und ich sah, daß die drei Apostel aufsprangen und mit erschreckt gehobenen Händen zu ihm hinhorchten und hineilen wollten, aber Petrus schob Jakobus und Johannes zurück und sagte: „bleibet, ich will zu ihm gehen,“ und ich sah ihn hin-

eilen, und in die Höhle treten; „Meister, sagte er, was geschieht dir?“ und er stand zagend, als er ihn so ganz voll Blut und Schrecken sah; Jesus aber antwortete nicht und schien ihn nicht zu bemerken. Da kehrte Petrus zu den beiden zurück und sagte, wie er ihm nicht geantwortet, und nur wimmere und seufze. Da wuchs ihre Trauer, und sie verhüllten das Haupt und saßen und beteten unter Thränen.

Ich aber wendete mich wieder zu meinem himmlischen Bräutigam in seiner bittern Angst. Die Greulbilder des Undanks und des Misbrauchs der künftigen Menschen, deren Schuld er auf sich genommen, deren Strafe er zu dulden sich hingab, strömten immer gräßlicher und stürzender auf ihn zu, sein Kampf mit dem menschlichen Widerwillen gegen das Leiden währte fort; mehrmals hörte ich ihn ausrufen: „Vater, ist es möglich für diese alle zu leiden? o Vater, kann dieser Kelch nicht an mir vorüber gehen, so geschehe dein Wille.“

Bei und in diesen gedrängten Erscheinungen der misbranchten göttlichen Barmherzigkeit sah ich den Satan nach der Art der Missethaten in verschiedenen Gestalten des Abscheulichen. Bald erschien er als ein großer dunkler Mensch, bald als ein Tiger, bald als ein Fuchs, bald als ein Wolf, ein Drache, eine Schlange; doch waren es solche Thiergestalten nicht ganz selbst, sondern nur das Hervorstechende ihres Wesens, mit andern abscheulichen Formen vermischt. Nichts war da einem vollkommenen Geschöpfe ähnlich, es waren Formen des Zerfalls, des Greuls, des Entsetzens, des Widerspruchs, der Sünde, Formen des Teufels; und durch diese Teufelsbilder sah nun Jesus unzählige Schaaren von Menschen antreiben, verführen, erwürgen und zerreißen, für deren Erlösung aus der Gewalt des Satans er den Weg zum bittern Kreuzestode angetreten hatte. Die Schlange sah ich anfangs nicht so häufig, zuletzt aber sah ich sie mit einer

Krone auf dem Haupt riesenhaft mit entsetzlicher Gewalt hervorstürzen und mit ihr von allen Seiten große Heerschaaren jedes Standes und Geschlechtes auf Jesum heranbringen. Mit allen möglichen Mishandlungsmitteln, Instrumenten und Waffen versehen, kämpften sie theils in einzelnen Momenten selbst unter einander, dann aber alle wieder mit furchtbarem Grimme gegen den Herrn. Es war ein entsetzliches Schauspiel. Sie höhnten, spieen, fluchten, warfen, gossen Unrath, schleuderten, stachen und hieben gegen Jesum. Ihre Waffen, Schwerter und Spieße hoben und senkten sich wie die Dreschflegel einer unabsehbaren Tenne, und sie wütheten alle gegen das himmlische Weizenkörnlein, das zur Erde gekommen und in ihr gestorben, um alle ewiglich mit dem Brode des Lebens in unzähliger Frucht zu nähren.

Ich sah Jesum in Mitte dieser ergrimmten Schaaren, unter welchen mir auch viele blind schienen, so erschüttert, als würde er wirklich von ihren Waffen getroffen. Ich sah ihn von einer Seite zur andern wanken, bald richtete er sich auf, bald sank er nieder, und ich sah die Schlange mitten unter diesen Heeren, die sie stets von neuem herantrieb, mit ihrem Schweife hin und herschlagen und alle, die sie niederschlug oder umschlang, erwürgen, zerreißen und verschlingen.

Ich erhielt aber eine Erkenntniß, daß die Menge der ihn zerfleischenden Heerschaaren die unermeßliche Zahl jener sey, welche Jesum Christum, den mit Gottheit und Menschheit, Leib und Seele, Fleisch und Blut unter den Gestalten des Brods und Weins im heiligsten Sacramente wesentlich gegenwärtigen Erlöser in diesem Geheimniße auf die mannigfaltigste Weise mishandeln. Ich erkannte unter diesen Feinden Jesu alle Arten von Beleidigern des heiligsten Sacraments, dieses lebendigen Unterpfandes seiner ununterbrochenen persönlichen Gegenwart bei der katholischen Kirche. Ich sah mit Entsetzen alle diese Mishand-

lungen von der Vernachläßigung, Nichtachtung, Verlaſſung an bis zur Verachtung, zum Misbrauch, und zur greulichſten Gottesſchänderei, von der Abwendung zu den Götzen der Welt und dem Dünkel und der falſchen Wiſſerei an bis zu Irrlehre und Unglaube, Schwärmerei, Haß und blutiger Verfolgung. Alle Arten von Menſchen ſah ich unter dieſen Feinden, ja ſogar Blinde und Lahme, Taube und Stumme und ſelbſt Kinder. Blinde, welche die Wahrheit nicht ſehen wollten, Lahme durch Faulheit, die ihr nicht folgen wollten, Taube, welche ſeine Warnungen und ſeinen Weheruf nicht hören wollten, Stumme, welche nicht einmal mit dem Schwerte des Wortes für ihn kämpfen wollten, Kinder im Gefolge weltgeſinnter und darum Gottvergeſſener Eltern und Lehrer, mit weltlicher Luſt verfüttert, mit eitlem Wiſſen berauſcht, an göttlichen Dingen geekelt, oder ohne ſie verkommen und zu ihnen auf immer verdorben. Unter den Kindern, welche mich überhaupt ſehr dauerten, weil Jeſus die Kinder ſo liebte, ſah ich auch beſonders viele ſchlechtbelehrte, übelgezogene, unehrerbietige Meßdiener, die Chriſtum in der heiligſten Handlung nicht ehren. Ihre Schuld fiel theils auf die Lehrer und die bedachtloſen Kirchenvorſteher. Mit Schrecken aber ſah ich, daß ſelbſt viele Prieſter, hohen und niedern Ranges, ja ſelbſt ſolche, die ſich für gläubig und fromm hielten, zur Misbandlung Jeſu im heiligſten Sacramente beitrugen. Ich will von den Vielen, die ich ſo unglücklich ſah, nur eine Art erwähnen. Ich ſah da ſehr viele, welche die Gegenwart des lebendigen Gottes im allerheiligſten Sacramente glaubten, anbeteten und lehrten, ſich dieſelbe aber doch nicht beſonders angelegen ſeyn ließen; denn den Pallaſt, den Thron, das Gezelt, den Sitz und königlichen Schmuck des Königs Himmels und der Erde, nehmlich die Kirche, den Altar, den Tabernakel, den Kelch, die Monſtranz des lebendigen Gottes und alle Gefäße, Geräthe, Zierden, Feſtgewande und allen Schmuck

und Dienst seines Hauses ließen sie ohne Pflege und Sorgfalt. Alles war schmählich in Staub, Rost, Moder und vieljährigem Unrath verkommen und verfallen, und der Dienst des lebendigen Gottes ward nachläßig hingeschleudert und wo nicht innerlich entweihet, doch äußerlich entwürdigt. Alles dieses aber war nie die Schuld der wirklichen Armuth, sondern immer jene der Gefühllosigkeit, der Trägheit, des Schlendrians, der Hinwendung zu eiteln weltlichen Nebensachen, oft auch der Selbstsucht und des innern Todes; denn auch in wohlhabenden oder genughabenden Kirchen sah ich solche Vernachläßigung, ja ich sah viele, in welchen abgeschmackte, fratzenhafte Weltpracht die herrlichsten und ehrwürdigsten Zierden frömmerer Zeit hinausgedrängt hatte, um mit gefärbtem verlogenem Spectakel die Verschleuderung, Verunreinigung, Vernachläßigung und Verwüstung zu überschminken. Was dann die Reichen aus prahlerischem Übermuthe thaten, ahmten bald die Armen aus Mangel an Einfalt unverständig nach. Ich mußte dabei unserer armen Klosterkirche gedenken, wo man auch den schönen alten, künstlich aus Stein gehauenen Altar mit einer hölzernen angestrichenen marmorirten Grosthuerei überbaut hatte, was mich immer sehr betrübt hat. — Diese Unbilden gegen Jesum im heiligsten Sacramente sah ich durch unzählige Kirchenvorsteher vermehrt, welchen das Gefühl für die Billigkeit fehlte, mit dem auf dem Altare gegenwärtigen Erlöser wenigstens das Ihrige zu theilen, der doch sich selbst ganz für sie in den Tod gegeben, sich selbst ganz für sie im Sacramente zurückgelassen. Ja auch bei den Aermsten sah es oft besser aus, als bei dem Herrn Himmels und der Erde in seiner Kirche. Ach wie bitter betrübte Jesum, der sich selbst ihnen zur Speise gegeben, diese schlechte Gastfreiheit. Es braucht ja keines Reichthums, den zu bewirthen, der auch den Becher kalten Wassers, dem Dürstenden gereicht, tausendfältig belohnet; und wie dürstet er selbst nach

uns? soll er nicht wehklagen, so der Becher verunreiniget und das Wasser voll Würmer ist? Durch solche Nachläßigkeit sah ich Schwache geärgert, das Heiligthum entweiht, die Kirchen verlassen, die Priester verachtet, und bald gieng die Unreinigkeit und Vernachläßigung auch auf die Seelen der Gemeinden über: sie hielten den Tabernakel ihres Herzens nicht reiner, den lebendigen Gott darin aufzunehmen, als sein Tabernakel auf dem Altar gehalten wurde. Für den schmeichelnden Augendienst der Fürsten und Herren der Welt und für die Befriedigung der Launen und weltlichen Absichten derselben sah ich Alles bei solchen unverständigen Kirchenvorständen in treibender sorgender Thätigkeit, der König des Himmels und der Erde aber lag wie ein Lazarus vor der Thüre und sehnte sich vergebens nach Brosamen der Liebe, die er nicht empfieng; er hatte nichts als seine Wunden, die wir ihm geschlagen, und welche die Hunde ihm leckten, nehmlich die immer rückfälligen Sünder, die gleich Hunden speien und zum Fraße zurückkehren.

Wenn ich ein Jahr lang erzählte, würde ich nicht fertig werden, alle die verschiedenen Mishandlungen Jesu Christi im heiligsten Sacramente zu sagen, welche ich in solcher Weise erkannte. Alle diese Beleidiger sah ich nach Art ihrer Schuld mit verschiedenen Waffen in großen Schaaren auf den Herrn eindringen und niederschlagen. Ich sah aus allen Jahrhunderten ehrfurchtlose Kirchendiener, leichtsinnige, sündhafte, unwürdige Priester bei dem heiligen Meßopfer und der Spendung des heiligsten Sacraments, und Schaaren von lauen und unwürdigen Empfängern desselben. Ich sah Unzählige, welchen der Quell alles Segens, das Geheimniß des lebendigen Gottes, ein Schwur und Fluchwort des Ingrimms geworden war; wüthende Kriegsleute und Teufelsdiener, welche die heiligen Gefäße verunreinigten und das Hochwürdige Gut verschütteten, greulich mishandelten, oder gar in schreckli-

chem, hölliſchem Götzendienſt ſchändeten. Neben dieſen gräßlichen rohen Mishandlungen ſah ich unzählige feinere Gottloſigkeiten, die eben ſo abſcheulich erſchienen. Ich ſah viele durch ſchlechtes Beiſpiel und treuloſe Lehre vom Glauben an die Verheißung ſeiner Gegenwart im heiligen Sacramente abfallen, und ihren Heiland nicht mehr in demſelben demüthig anbeten. Ich ſah in dieſen Schaaren eine groſſe Menge ſündhafter Lehrer, die Irrlehrer geworden; ſie kämpften anfangs unter einander ſelbſt und wütheten dann vereint gegen Jeſum im heiligſten Sacramente ſeiner Kirche. Ich ſah eine groſſe Schaar dieſer abtrünnigen Sectenhäupter das Prieſterthum der Kirche verſchmähen, und die Gegenwart Jeſu Chriſti im Geheimniße des heiligen Sacramentes, ſo wie er dieſes Geheimniß der Kirche ſelbſt übergeben und ſie es treu bewahrt hat, beſtreiten und verläugnen und durch ihre Verführung unzählige Menſchen von ſeinem Herzen reißen, für die er ſein Blut vergoſſen hatte. Ach! es war ſchrecklich, dieſes anzuſehen, denn ich ſah die Kirche als den Leib Jeſu, deſſen einzelne zerſtreute Glieder er alle mit ſeinem bittern Leiden verbunden hatte, und ich ſah, als würden alle jene Gemeinden, oder Familien und alle deren Nachkommen, die von der Kirche getrennt wurden, wie ganze Stücke von ſeinem lebendigen Leibe ſchmerzlich verwundend und zerfleiſchend losgeriſſen, ach! und er blickte und jammerte ihnen ſo rührend nach! Er, der die unendliche Zertrennung und Zerſtreuung der Menſchen zu dem einen Leibe der Kirche, zum Leibe ſeiner Braut zu ſammeln, ſich ſelbſt im heiligen Sacramente zur Speiſe hingegeben hatte, ſah ſich in dieſem ſeinen Brautleibe durch die böſen Früchte des Baumes der Spaltung zerreißen und zerſpalten. Der Tiſch der Vereinigung im heiligen Sacramente, ſein höchſtes Liebeswerk, in dem er ewig bei den Menſchen bleiben wollte, ward durch die falſchen Lehrer zum Markſtein der Trennung, und wo es allein würdig und heilſam iſt, daß Viele Eins werden,

am heiligen Tische, wo der lebendige Gott selbst die Speise ist, da mußten seine Kinder sich scheiden von den Ungläubigen und Irrgläubigen, um sich nicht fremder Sünde schuldig zu machen. Ich sah auf diese Weise ganze Völker von seinem Herzen losreißen und theillos werden an dem ganzen Schatze aller seiner Kirche zurückgelassenen Gnaden. Es war schrecklich zu sehen, wie Anfangs wenige sich trennten, und wie sie dann als ganze Völker wiederkehrten und sich feindlich, im Heiligsten geschieden, einander gegenüber standen. Zuletzt aber sah ich alle von der Kirche Getrennte, in Unglauben, Aberglauben, Irrglauben, Dünkel und falscher Weltwissenschaft verwildert und ergrimmt, in großen Kriegsheeren verbunden gegen die Kirche stürmen und wüthen, und die Schlange mitten unter ihnen treibend und würgend. Ach! es war, als sehe und fühle Jesus sich selbst in unzählige feine Fasern zerreißen. — Der Herr sah und fühlte in dieser Bedrängniß den ganzen Giftbaum der Spaltung mit allen Zweigen und Früchten, die sich fort und fort spalten bis ans Ende der Tage, wo der Weizen in die Scheuer gesammelt und die Spreu ins Feuer geworfen wird.

Das Entsetzliche, das ich alles gesehen, war so ungeheuer und schauderhaft, daß eine Erscheinung meines himmlischen Bräutigams mir barmherzig die Hand dabei gegen die Brust legte mit den Worten: „Niemand hat dieses noch gesehen, und dein Herz würde vor Schrecken zerspalten, wenn ich es nicht hielte!“

Ich sah aber nun das Blut in dicken dunkeln Tropfen über das bleiche Angesicht des Herrn herab träufeln, seine sonst glatt gescheitelten Haare waren von Blut zusammen klebend, empor gesträubt und verworren, sein Bart war blutig und wie zerrauft. Es war nach dem letzten Bilde, da die Kriegsheere ihn zerfleischten, daß er sich wie fliehend aus der Höhle wendete und wieder zu seinen Jüngern hingieng. Aber es war kein sicheres

Gehen, er wandelte wie einer, der unter einer großen Last gebeugt schwankt, und mit Wunden bedeckt in jedem Augenblicke niederzusinken droht. Als er zu den drei Aposteln kam, lagen sie nicht wie das erstemal auf der Seite in schlafender Stellung, sie hatten das verhüllte Haupt auf die Kniee gesenkt, wie ich dort im Lande die Leute in Trauer und Gebet oft sitzen sehe. Sie waren, von Betrübniß, Angst und Müdigkeit angefochten, eingeschlummert; als Jesus aber zitternd und ächzend ihnen nahte, fuhren sie auf und da sie ihn im Mondenlicht mit eingezogener Brust, das blutige bleiche Antlitz mit verwirrtem Haare niedergebeugt, und gegen sie hingestreckt, vor sich stehen sahen, erkannten sie ihn nicht gleich mit ihren müden Augen, denn er war unbeschreiblich entstellt. Er aber rang die Hände, da sprangen sie auf und faßten ihn unter die Arme und stützten ihn, wie Liebende; und er sprach in großer Betrübniß: morgen werde er getödtet werden, in einer Stunde werde man ihn fangen, vor Gericht schleppen, mishandeln, verhöhnen, geißeln und tödten auf eine grausame Weise. Er bat sie auch, seine Mutter zu trösten. Er sagte ihnen in großer Betrübniß alles, was er bis morgen Abend leiden müsse, und bat sie, seine Mutter und Magdalena zu trösten. Er hatte einige Minuten so gestanden und gesprochen, sie antworteten aber nicht, denn sie wußten nicht, was sie sagen sollten, vor Trauer und Bestürzung über sein Aussehen und seine Worte, ja sie glaubten schier, er sey von Sinnen. Da er aber zu der Höhle zurückkehren wollte, vermochte er nicht zu gehen, und ich sah, daß Johannes und Jakobus ihn führten, und als er in die Höhle getreten, zurückkehrten. Es war um ¼ über 11 Uhr.

Während dieser Angst Jesu sah ich die heilige Jungfrau auch große Angst und Trauer erleiden im Hause der Maria Marcus. Sie war mit Magdalena und Maria Marcus in einem Garten am Hause und lag zusammen-

gekrümmt auf einer Steinplatte in die Kniee gesunken. Wiederholt verlor sie die äußere Besinnung, denn sie sah innerlich vieles von den Qualen Jesu. Sie hatte schon Boten um Nachricht von ihm ausgesendet, aber sie konnte sie nicht erwarten und gieng in ihrer Angst mit Magdalena und Salome hinaus in das Thal Josaphat. Ich sah sie verhüllt gehen und die Hände oft gegen den Oelberg zu ausstrecken, denn sie sah im Geiste Jesum vor Angst blutschwitzen und es war, als wolle sie mit ihren ausgestreckten Händen Jesu Angesicht abtrocknen; durch diese ihre heftige Seelenbewegung nach ihrem Sohne hin, sah ich auch Jesus vom Andenken an sie gerühret und wie hülfesuchend nach ihr hinschauen. Ich sah diese Theilnahme an einander in Gestalt von Strahlen erscheinen, welche sie gegenseitig zu einander hinsendeten. Auch an Magdalena gedachte der Herr und fühlte ihren Schmerz und blickte nach ihr, und wurde von ihr gerühret; darum befahl er auch den Jüngern, sie zu trösten, denn er wußte, daß ihre Liebe nach der Liebe seiner Mutter die größte war, und er hatte gesehen, was sie noch künftig leiden, und wie sie ihn bis zu ihrem Tode nicht mehr beleidigen würde.

Um diese Zeit, etwa ¼ nach 11 Uhr, waren die acht Apostel wieder in der Laubhütte im Garten Gethsemani und sprachen, und schliefen dann. Sie waren ungemein erschüttert und zaghaft in schwerer Versuchung. Jeder hatte sich nach einem Schlupfwinkel umgesehen, und es plagte sie die Sorge: „was sollen wir nun anfangen, wenn er getödtet wird? alles das Unsre haben wir verlassen und aufgegeben, und sind nun arm und ein Spott der Welt, wir haben uns ganz auf ihn verlassen, und wie ist er nun so ganz ohnmächtig und zerschlagen, daß kein Trost an ihm zu finden ist?“ Die andern Jünger aber waren erst herumgeirrt und hatten, nachdem sie mancherlei Erkundigungen von den letzten drohenden Aeuß-

serungen Jesu eingezogen, sich dann meistens nach Bethphage begeben.

Ich sah Jesum wieder in der Höhle betend, er kämpfte noch gegen den menschlichen Widerwillen, zu leiden. Er ward müde und zagend und sagte: „Mein Vater, ist es dein Wille, so nimm diesen Kelch von mir, doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe."

Nun aber öffnete sich die Tiefe vor ihm, und wie auf einer lichten Bahn sah er viele Stufen in die Vorhölle hinab. Da sah er Adam und Eva, alle Altväter, Propheten und Gerechte, die Eltern seiner Mutter und Johannes den Täufer so sehnsüchtig seiner Ankunft in der Unterwelt harrend, daß sein liebendes Herz gestärkt und ermuthiget ward. Diesen schmachtenden Gefangenen sollte sein Tod den Himmel erschließen, er sollte sie selbst aus dem Kerker ihrer Sehnsucht herausführen.

Nachdem Jesus diese Himmelsbürger der Vorwelt mit inniger Rührung angeschaut hatte, führten ihm die zeigenden Engel alle Schaaren der künftigen Seligen vorüber, die ihre Kämpfe mit den Verdiensten seines Leidens vereinigend, durch ihn sich mit dem himmlischen Vater vereinigen sollten. Es war dieses ein unbeschreiblich schönes erquickendes Bild. Alle zogen sie in ihrer Zahl, Gattung und Würde mit ihrem Leiden und Wirken geschmückt an dem Herrn vorüber. Er sah das innerste unerschöpfliche Heil und Heiligen seines bevorstehenden Erlösungstodes. Es zogen die Apostel, die Jünger, die Jungfrauen und Frauen, alle Martyrer, Einsiedler und Bekenner, alle Kirchenhäupter und Bischöfe, alle künftige Schaaren der Klosterleute, ja alle Heere der Seligen an ihm vorüber. Alle waren geschmückt mit Siegeskronen ihrer Leiden und Ueberwindungen, und die Verschiedenheit der Blumen in ihren Kronen nach Gestalt, Farbe, Geruch und Kraft wuchs gleichsam aus der Verschiedenheit der Leiden, Kämpfe und Siege hervor, in welchen sie die

Glorie errungen hatten. Alles ihr Leben und Wirken, die einzige Würde und Kraft ihres Kampfes und Sieges und alles Licht und alle Farbe ihres Triumphes hatten ſie allein aus der Vereinigung mit den Verdienſten Jeſu Chriſti. Das gegenſeitige Wirken und Beziehen aller dieſer Heiligen auf und unter einander, und ihr Schöpfen aus einem einzigen Brunnen, aus dem heiligen Sacramente und dem Leiden des Herrn, war eine unausſprechlich wunderbar rührende Erſcheinung. Nichts erſchien zufällig an ihnen, Thun und Laſſen, Marter und Sieg, Erſcheinung und Kleidung, alles ſo Verſchiedene ſpielte in unendlicher Harmonie und Einheit in einander, und dieſe ganze Einheit der größten Mannigfaltigkeit kam aus den Strahlen und Lichtfarben einer einzigen Sonne, aus dem Leiden des Herrn, des Fleiſch gewordenen Wortes, in dem das Leben war, welches das Licht der Menſchen war, das in die Finſterniß geſchienen, welche es nicht gefaßt hat.

Es war die Gemeinſchaft der künftigen Heiligen, welche vor der Seele des Herrn vorübergeführt wurde, und ſo ſtand der Herr und Heiland zwiſchen der Sehnſucht der Altväter und dem Siegeszuge der künftigen Seligen, welche ſich gegenſeitig erfüllend und erſättigend, wie eine große Sieges-Krone das liebende Herz des Erlöſers umgaben. Dieſer unausſprechlich rührende Anblick gab der Seele des Herrn, der alles menſchliche Leid über ſich ergehen ließ, einige Stärkung und Erquickung. Ach! er liebte ja ſeine Brüder und Geſchöpfe ſo ſehr, daß er auch um den Preis einer einzigen Seele Alles gern erlitten hätte! — Dieſe Bilder erſchienen, als künftige, über der Erde ſchwebend.

Jetzt aber verſchwand dieſes tröſtende Bild, und die zeigenden Engel führten nun dicht an der Erde, weil ganz nahe bevorſtehend, ſein ganzes Leiden vor ſeinen Augen vorüber. Es waren viele Engel dabei in Thätigkeit; die Bilder ſah ich dicht vor ihm und deut-

lich, vom Kuße des Judas bis zu seinem letzten Worte am Kreuze. Alles, Alles sah ich da wieder, was ich bei den Betrachtungen der Passion sehe. Judä Verrath, die Flucht der Jünger, Hohn und Leiden vor Annas und Kaiphas, Petri Verläugnung, Pilati Gericht, Herodis Verspottung, die Geißlung und Dornkrönung, das Todesurtheil, das Sinken unter der Kreuzeslast, die Begegnung der heiligen Jungfrau, ihr Hinsinken, der Hohn der Schergen gegen sie, Veronicas Schweißtuch, die grausame Annaglung und Aufrichtung am Kreuze, den Hohn der Pharisäer und die Schmerzen Marias, Magdalenas und Johannis, und die Eröffnung seiner Seite. Kurz Alles, Alles wurde vor seiner Seele deutlich und klar, mit allen Umständen vorübergeführt. Alle Geberden, alle Empfindungen und Worte der Menschen sah und hörte ich den erschütterten geängsteten Herrn sehen und hören. Alles nahm er gerne an, Allem unterwarf er sich gerne aus Liebe zu den Menschen. Am schmerzlichsten betrübte ihn seine schamlose Entblößung am Kreuze, um die Unkeuschheit der Menschen zu sühnen, und er flehte, doch einen Gürtel am Kreuze zu haben, dieses möge doch von ihm abgewendet werden, und ich sah ihm zwar nicht von den Kreuzigern, aber von einem guten Menschen Hülfe bevorstehen.

Jesus sah und fühlte auch die gegenwärtige Trauer seiner Mutter, welche aus innerm Mitgefühl mit seinen Leiden im Thal Josaphat bewußtlos in den Armen der beiden sie begleitenden heiligen Frauen lag.

Am Schluße der Leidensbilder sank Jesus wie ein Sterbender auf sein Angesicht, die Engel und Bilder verschwanden, der Blutschweiß rann heftiger als vorher von ihm, ich sah ihn durch die anliegenden Stellen seines gelblichen Gewandes dringen. Es war nun dunkel in der Höhle.

Ich sah nun einen Engel zu Jesu herabschweben, der gröſser und bestimmter und mehr in der Natürlichkeit eines Menschen, als die früheren erschien. Er erschien in langem fliegendem mit Quasten verziertem Gewand priesterlich gekleidet und trug in seinen Händen vor der Brust ein kleines Gefäß von der Form des Abendmahlkelches. Es schwebte aber in der Oeffnung dieses Kelches ein kleiner dünner; röthlich leuchtender Bissen, von länglich runder Gestalt und etwa von der Gröſse einer Bohne. In schwebend liegender Stellung streckte der Engel die rechte Hand aufrichtend gegen Jesum aus, und als er sich aufgerichtet, gab er ihm den leuchtenden Bissen in den Mund und ließ ihn aus dem kleinen Lichtkelche trinken. Dann verschwand er wieder.

Jesus hatte nun den Kelch seiner Leiden freudig angenommen und Stärkung empfangen. Er verweilte noch einige Minuten still und dankend in der Höhle, er war zwar noch traurig, aber dermaßen übernatürlich gestärkt, daß er ohne Bangigkeit und Unruhe mit sichern Schritten zu den Jüngern hingehen konnte. Er sah noch elend und bleich aus, aber er gieng aufrecht und entschloßen. Sein Angesicht hatte er mit dem Schweißtuche getrocknet und seine Haare damit niedergestrichen, sie hiengen feucht von Blut und Angstschweiß in Strängen zusammen.

Als er hinaustrat aus der Höhle, sah ich den Mond noch mit dem wunderlichen Flecken und Kreis wie vorher, aber ich sah den Schein des Mondes und der Sterne anders als früher bei den groſsen Aengsten des Herrn. Das Licht erschien jetzt natürlicher.

Als Jesus zu den Jüngern kam, lagen sie, wie das erstemal an der Terrassenwand, auf der Seite mit verhülltem Haupte und schliefen. Der Herr sagte zu ihnen: es sey keine Zeit zu schlafen, sie sollten aufstehen und beten, „denn sehet die Stunde ist da, daß der Menschensohn in die Hände der Sünder wird überliefert werden.

Stehet auf, lasset uns vorangehen, seht der Verräther ist nahe; o es wäre ihm besser, wenn er nicht geboren wäre!" Die Apostel sprangen mit großem Schrecken auf und schauten bang umher. Kaum aber besannen sie sich, als Petrus auch ungestüm sagte: „Meister, ich will die Andern rufen, daß wir dich vertheidigen!" Jesus aber zeigte ihnen in einiger Entfernung im Thale, noch jenseits des Baches Kidron, eine mit Fackeln nahende Schaar Bewaffneter, und sagte, daß Einer aus ihnen ihn verrathen habe. Sie hielten dies aber für unmöglich. Er sprach noch Mehreres mit ruhiger Fassung, empfahl ihnen nochmals seine Mutter zu trösten, und sagte dann: „Laßt uns ihnen entgegen treten, ich will ohne Widerstand mich in die Hände der Feinde geben." Er gieng aber mit den drei Aposteln den Häschern entgegen, aus dem Oelgarten hinaus, auf den Weg, der ihn vom Garten Gethsemani absonderte.

Als die heilige Jungfrau im Thale Josaphat in den Armen Magdalenas und Salomes wieder zu sich gekommen war, traten einige Jünger, welche den Zug der Kriegsknechte nahen sahen, zu ihnen, und führten sie in das Haus der Maria Marcus zurück. Der Zug der Feinde nahte auf einem kürzeren Wege, als jener, den Jesus vom Coenaculum herabgekommen war.

Die Höhle, in welcher Jesus heute betete, war nicht sein gewöhnlicher Gebetsort am Oelberge. Dieser war eine etwas entferntere Höhle des Berges, wo er auch an dem Tage, da er den Feigenbaum verfluchte, in großer Trauer mit ausgebreiteten Armen über einen Felsen sich hinlehnend gebetet hat. Die Spuren seiner Gestalt und Hände sind in den Stein eingedrückt geblieben und später verehrt worden; man wußte jedoch nicht mehr recht, bei

welcher Gelegenheit dieses Zeichen entstanden war. Von Propheten des alten Testaments, von Jesus, Maria, einzelnen Aposteln, dem Leibe der heiligen Catharina von Alexandrien auf dem Berge Sinai, und einigen andern Heiligen, habe ich mehrfach solche Eindrücke in Stein entstehen gesehen. Sie erscheinen nicht tief, sondern stumpf, etwa so, als wenn man auf einen festen Teig drückt. *)

Judas und seine Schaar.

Judas hatte eigentlich den Ausgang seines Verraths anders erwartet, als er erfolgte. Er wollte den Verrätherlohn verdienen, und sich den Pharisäern gefällig machen, indem er ihnen Jesum in die Hände spielte; an das Verurtheilen und Kreuzigen Jesu aber dachte er nicht, dahin zielte seine Absicht nicht; das Geld allein lag ihm im Sinn und er hatte sich schon seit längerer Zeit mit einigen schleichenden, spionirenden Pharisäern und Sadduzäern eingelassen, welche ihn mit Schmeichelei zum Verrathe anlockten. Er war das mühsame, herumziehende, verfolgte Leben müde. Er hatte bereits in den letzten Monaten mit stätem Bestehlen der Almosen sein Verbrechen gegründet, und sein Geitz, durch die Freigebigkeit Magdalenas bei Jesu Salbung höchlich geärgert, trieb ihn nun zum Aeußersten. Er hatte immer auf ein zeitliches Reich Jesu und ein ein-

*) Nun beschrieb die Erzählende nach Gestalt und Farbe den Stein, auf den sich Jesus in jener andern Höhle gelehnt, mit vielen Einzelnheiten, sie erwähnte Ritzen und Stellen an demselben, die wie herabgeflossene gefrorne Flüßigkeit erschienen, u. s. w.

trägliches glänzendes Amt in demselben gehofft; als dieses aber nicht erscheinen wollte, suchte er sich ein Vermögen zu sammeln. Er sah die Beschwerden und Verfolgungen wachsen, und so gedachte er, sich vor dem Ende mit den mächtigen vornehmen Feinden Jesu gut zu setzen, denn Jesum sah er nicht König werden, der Hohepriester und die vornehmen Männer am Tempel aber waren Leute, die ihm sehr in die Augen leuchteten, und so ließ er sich immer näher mit jenen Unterhändlern ein, welche ihm auf alle Weise schmeichelten, und ihm wohl auch mit großer Zuversicht sagten: „es wird in jedem Falle mit Jesu nicht mehr lange dauern.“ Auch in den letzten Tagen waren sie wieder in Bethanien hinter ihm her, und so ließ er sich immer tiefer in sein Verderben ein. Er lief sich in den letzten Tagen schier die Beine ab, die Hohenpriester zu der That zu bewegen. Sie wollten aber noch nicht eingehen und behandelten ihn mit ausnehmender Verachtung. Sie sagten, die Zeit vor dem Feste sey zu kurz, sie würden dadurch nur Tumult und Störung am Feste haben; das Synedrium allein nahm noch einige Rücksicht auf den Vorschlag des Judas. Nach dem gottlos empfangenen Sacramente nahm der Satan ihn ganz in Besitz, und so gieng er dann hin, das Greuliche zu thun. Zuerst suchte er jene Unterhändler auf, die ihm bisher stets geschmeichelt hatten und ihn auch jetzt mit gleisnerischer Freundlichkeit empfiengen. Es kamen noch Andere hinzu, auch Kaiphas und Annas, welcher letztere ihn jedoch sehr schnöd und spöttisch behandelte. Man war unentschlossen und mißtraute dem Erfolge, indem man Judas nicht zu trauen schien.

Ich sah das Reich der Hölle gleichsam uneinig, der Satan wollte das Verbrechen der Juden durch den Tod des Unschuldigsten, er wollte den Tod Jesu, des Bekehrers der Sünder, des heiligen Lehrers, des Heilenden, des Gerechten, den er haßte; dann aber fühlte er wieder

vor dem unschuldigen Tode Jesu, der sich nicht entzog, sich nicht retten wollte, einen inneren Schrecken; er beneidete ihn, unschuldig zu leiden, und so sah ich den Widersacher auf der einen Seite den Grimm und Haß der hier um den Verräther versammelten Feinde Jesu anblasen, und auf der andern Seite einigen aus ihnen die Gedanken einflößen, Judas sey ein Schuft, ein Schurke, man werde vor dem Feste mit dem Gerichtshandel nicht zu Stande kommen, und die gehörige Anzahl der Zeugen gegen Jesum nicht zusammenbringen können.

Sie bestritten ihre gegenseitigen Ansichten über den zu ergreifenden Beschluß, und fragten unter andern den Judas: „werden wir ihn auch fangen können? hat er nicht bewaffnete Schaaren um sich?“ und der schändliche Verräther erwiederte: „nein, er ist mit den elf Jüngern allein, selbst ganz muthlos und die elfe sind ganz feig.“ Auch sagte er zu ihnen, jezt müßten sie Jesum greifen, oder nie, denn ein anderesmal könne er ihn nicht mehr überliefern, indem er fortan nicht zu ihm zurückkehren werde; die letzten Tage schon und heute bis aufs Aeußerste hätten die andern Jünger und Jesus selbst auf ihn mit Worten gezielet, sie schienen seine Wege zu ahnden, und wenn er wieder zu ihnen zurückkehre, würden sie ihn unfehlbar ermorden. Er sagte auch, wenn sie Jesum jezt nicht gefangen nähmen, so werde er entweichen und mit einem großen Heere seiner Anhänger zurückkehrend sich als König ausrufen lassen. Durch diese Drohungen drang Judas endlich durch. Man gieng auf seinen Vorschlag ein, Jesum nach seiner Anleitung gefangen zu nehmen, und er empfieng den Verrätherlohn, die dreißig Silberlinge. Es waren dies dreißig Stücke Silberblech von der Gestalt einer Zunge, an dem halbrunden Ende durchlöchert und mit Ringen an einer Art Kette zu einem Bündel zusammen gekettet. Es waren Zeichen in diese Bleche geschlagen.

Jetzt schon, da Judas ihr fortgesetztes verachtungsvolles Mistrauen fühlte, trieb ihn Hoffart und Prahlerei, um vor ihnen der rechte uneigennützige Mann zu scheinen, ihnen das Geld als Opfer in den Tempel anzubieten, sie wiesen es aber als Blutgeld, das nicht in den Tempel gehöre, zurück. Judas, diese tiefe Verachtung fühlend, ward von tiefem Ingrimm erfüllt. Er hatte dies nicht erwartet, die Früchte seines Verrathes traten ihm schon entgegen, ehe er ganz vollzogen war; aber er hatte sich schon zu sehr mit ihnen verwickelt, er war in ihren Händen und konnte sich nicht mehr loswinden. Sie beobachteten ihn scharf und liessen ihn nicht mehr aus den Augen, bis er den ganzen Plan zur Gefangennehmung Jesu entworfen hatte. Nun begleiteten drei Pharisäer den Verräther hinab in eine Halle zu den Tempelsoldaten, welche nicht aus lauter Juden, sondern auch aus anderem gemischtem Volke bestanden. Als Alles verabredet und die gehörige Anzahl von Soldaten versammelt war, lief Judas, von einem Diener der Pharisäer begleitet, zuerst nach dem Coenaculum, um ihnen zu melden, ob Jesus noch daselbst sey, wo sie ihn leicht durch Besetzung der Thore gefangen nehmen könnten. Er wollte ihnen dieses durch den Boten sagen lassen.

Schon früher, gleich nachdem Judas den Verrätherlohn empfangen hatte, war Einer hinabgegangen und hatte sieben Sclaven weggesendet, das Holz zum Kreuze Christi zu holen und dieses einstweilen zu bereiten, für den Fall, daß er gerichtet würde, weil morgen wegen des eintretenden Paschas keine Zeit mehr dazu blieb. Sie holten das Holz wohl eine Viertelstunde weit her, wo es mit vielem andern zum Tempelbau gehörigen Holze an einer langen hohen Mauer auf einem Bauräsplatze lag, und schleppten es hinter dem Richthause des Kaiphas auf einen Platz, es zu bearbeiten. Der Stamm des Kreuzes hatte als lebendiger Baum einst im Thale Josaphat am Bache

Kidron geſtanden, und ſpäter, hinüber gefallen, eine Brücke gebildet. Als Nehemias das heilige Feuer und die heiligen Gefäße im Teiche Bethesda verbarg, war es mit anderm Holze darüber gedeckt, nachher aber wieder hervorgeräumt und zu anderm Rüſtholze an die Seite geworfen worden. Theils um Jeſum als einen König zu verhöhnen, theils aus ſcheinbarem Zufalle, allein aber nach den Abſichten Gottes, ward das Kreuz auf eine beſondere Art bereitet. Es beſtand nebſt der Ueberſchrift aus fünferlei Holz. Ich habe noch vielerlei Begebenheiten und Bedeutungen in Bezug auf das Kreuz geſehen, aber bis auf das Erzählte wieder vergeſſen.

Judas zurückkehrend ſagte, daß Jeſus nicht mehr im Coenaculum, aber nun gewiß an ſeinem gewöhnlichen Betorte am Oelberge ſey. Er drang nun darauf, nur eine kleine Schaar mit ihm gehen zu laſſen, damit die Jünger, die überall lauerten, nicht aufmerkſam würden und etwa Aufſtand erregen möchten. Dreihundert Mann aber ſollten die Thore und Straßen von Ophel, einem Stadttheile ſüdlich vom Tempel, und das Thal Millo bis zu Annas Haus auf Sion beſetzen, um dem zurückkehrenden Zuge Verſtärkung ſenden zu können, ſo er es verlange; denn in Ophel hänge ihm alles Geſindel an. Auch ſprach der ſchändliche Verräther davon, wie ſehr ſie ſich vorſehen müßten, damit er ihnen nicht entwiſche, wobei er erwähnte, wie er oft durch ſeine geheimen Künſte im Gebirge plötzlich ſeinen Begleitern entgangen und unſichtbar geworden ſey. Auch ſchlug er ihnen vor, ihn mit einer Kette zu binden und ſich dabei gewiſſer magiſcher Mittel zu bedienen, damit Jeſus die Bande nicht zerbreche. Die Juden aber lehnten dieſes verächtlich ab und ſagten: „wir laſſen uns nichts von dir aufbinden und wollen ihn ſchon feſt halten, wenn wir ihn haben.“

Judas verabredete mit der Schaar, er wolle von ihnen in den Garten hineingehen und Jeſum küſſen und grüßen, als komme er von ſeinem Geſchäfte zu ihm al

Freund und Jünger zurück, dann ſollten die Kriegsknechte herandringen und Jeſum gefangen nehmen. Er aber wollte ſich dann betragen, als wären dieſe zufällig dazugekommen und wollte wie die andern Jünger thun, fliehen und der Niemand geweſen ſeyn. Er dachte endlich auch wohl, es könne vielleicht noch ein Getümmel entſtehen, die Apoſtel ſich wehren und Jeſus entwiſchen, wie er ſich ſchon öfters entzogen hatte. Dieſes dachte er in Zwiſchenräumen, wenn ihn die Verachtung und das Mistrauen der Feinde Jeſu ärgerte, aber nicht weil ſeine That ihn reute oder Jeſus ihn rührte, denn er hatte ſich ganz dem Satan übergeben. — Er wollte auch nicht, daß die, welche hinter ihm eintreten würden, Feſſeln und Stricke bei ſich führen, oder daß überhaupt ehrloſe Schergen mitgehen ſollten. Man ließ ihm ſcheinbar ſeinen Willen, und that doch, was man bei einem ehrloſen Verräther für nöthig hielt, dem man nicht traut, den man wegwirft, wenn man ihn gebraucht hat. Man unterrichtete die Soldaten beſonders, Judas wohl zu beobachten und nicht aus den Augen und Händen zu laſſen, bis man Jeſum gebunden habe, denn man habe ihm das bezahlt, und es ſey zu fürchten, daß der Schurke mit dem Gelde davon laufe, und man in der Nacht Jeſum gar nicht, oder einen andern ſtatt ſeiner fange, ſo daß nachher aus dem ganzen Unternehmen nichts als nur Störung oder Aufwiegelung am Paſchafeſt hervorgehe. Die Schaar, die man zur Gefangennahme Jeſu ausgewählt hatte, beſtand aus zwanzig Kriegsknechten, theils von der Tempelwache, theils aus den Kriegsknechten des Annas und Kaiphas. Sie waren beinahe ganz auf Art der römiſchen Kriegsleute gekleidet, ſie trugen Pickelhauben und hatten von ihren Wämſern Riemen gleich den Römern um die Lenden herab hängen. Sie unterſchieden ſich hauptſächlich von dieſen durch ihre Bärte, da die Römer in Jeruſalem nur Backenbärte, Kinn und Mund aber glatt trugen. Alle zwanzig waren

mit Schwertern, nur einige mit Spießen bewaffnet. Sie hatten Stangen mit Feuerkörben und Pechfackeln bei sich, aber da sie ankamen, nur eine der Leuchtpfannen angezündet. Man hatte eine größere Schaar mit Judas ziehen lassen wollen, gab aber seiner Einwendung nach, daß diese, da man vom Oelberge aus das Thal überschaue, zu leicht bemerkt werden würden. Es blieb also der größte Theil in Ophel zurück, auch hatte man Wachtposten hie und da an Seitenwegen und in der Stadt aufgestellt, um Aufläufen und Rettungsversuchen zu begegnen. — Judas zog mit den zwanzig Kriegsknechten voraus, man ließ diesen aber in einiger Entfernung vier ehrlose Schergen, niedrige Büttel folgen, welche Stricke und Fesseln trugen. Einige Schritte hinter diesen aber zogen jene sechs Beamten her, mit welchen sich Judas seit längerer Zeit eingelassen hatte. Es waren dieses ein vornehmer Priester und Vertrauter des Annas und einer des Kaiphas, außerdem zwei pharisäische und zwei sadduzäische Beamten, die zugleich Herodianer waren. Alle waren Lauerer, Schleicher und speichelleckende Augendiener des Annas und Kaiphas und die boshaftesten heimlichen Feinde des Heilandes.

Die zwanzig Soldaten giengen ganz vertraut mit Judas bis an die Stelle, wo der Weg zwischen dem Garten Gethsemani und dem Oelgarten hineinläuft. Hier wollten sie ihn nicht allein vorauslassen, stimmten einen andern Ton gegen ihn an und stritten frech und keck mit ihm.

Die Gefangennehmung des Herrn.

Als Jesus mit den drei Aposteln auf den Weg zwischen Gethsemani und dem Oelgarten herausgetreten war, erschienen am Eingange dieses Weges etwa 20 Schritte von ihm Judas mit den Kriegsleuten und diese hatten dort ein Gezänke miteinander. Judas nehmlich wollte getrennt von den Kriegsknechten, allein und wie ein angehöriger Freund zu Jesu hineingehen, und sie sollten dann, als ihm ganz unbewußt, dazu gekommen scheinen; sie aber hielten ihn fest und sagten: „nicht so, Geselle, du sollst uns nicht entlaufen, bis wir den Galiläer haben," und da sie die acht Apostel, welche auf das Geräusch aus dem Garten Gethsemani herannahten, bemerkten, riefen sie die vier nachfolgenden Schergen heran, um sich zu verstärken. Diese aber wollte Judas gar nicht dabei haben und stritt lebhaft mit ihnen. Als Jesus und die drei Apostel diesen zankenden Haufen mit Waffen bei dem Fackelschein erkannten, wollte Petrus mit Gewalt auf sie los und sagte: „Herr, die achte aus Gethsemani sind auch dort vornen, wir wollen auf die Schergen dreinschlagen!" Jesus aber sagte ihm, zu ruhen und trat mit ihnen wieder einige Schritte über den Weg auf einen Rasenplatz zurück. Judas, mit seinem Plane ganz in Verwirrung, war voll Grimm und Bosheit. Vier Jünger waren vom Garten Gethsemani herausgetreten, und fragten, was es hier geben solle; Judas kam mit ihnen ins Gerede, und wollte sich gerne heraus lügen, die Wachen aber ließen ihn nicht hinweg. Diese viere waren Jakob der kleinere, Philippus, Thomas und Nathanael, denn dieser und einer der Söhne des alten Simeons und mehrere

andere waren theils als Boten von den Freunden Jesu zu den acht Aposteln in den Garten Gethsemani gesendet worden, theils aus Angst und Neugierde zu ihnen gekommen. Außer diesen vieren schweiften die übrigen flucht bereit in der Ferne lauernd umher.

Jesus aber nahte dem Haufen einige Schritte und sagte laut und vernehmlich: „wen suchet ihr?“ da sagten die Anführer der Soldaten: „Jesum von Nazareth,“ und Jesus antwortete: „Ich bins.“ Kaum aber hatte er dieses Wort gesagt, als sie wie von einem Krampfe befallen zurückdrängten und gegeneinander hinsanken. Judas der noch in ihrer Nähe stand, ward hierdurch in seinem Vorhaben noch verwirrter, er schien sich Jesu nahen zu wollen, der Herr aber hob die Hand gegen ihn und sagte: „Freund, wozu bist du gekommen?“ worauf Judas in Bestürzung etwas von vollzogenem Geschäfte sprach. Jesus aber sprach solche Worte wie: „O wohl besser wär dir, nicht geboren zu seyn.“ Doch erinnere ich mich dieser Worte nicht mehr ganz bestimmt. Während diesem hatten die Kriegsknechte sich wieder aufgerichtet und waren das Zeichen des Verräthers, den Kuß, erwartend, dem Herrn und den Seinen genaht. Petrus und die andern Jünger aber umdrängten Judas und nannten ihn einen Dieb und Verräther. Er aber wollte sich von ihnen mit Lügen loswinden, was ihm jedoch nicht gelang, indem die Kriegsknechte ihn gegen sie zu schützen suchten und dadurch gegen ihn zeugten.

Jesus aber sagte nochmals: „wen suchet ihr?“ und sie wendeten sich und sagten wieder: „Jesum von Nazareth,“ da sprach er: „Ich bins, ich habe es euch schon gesagt, daß ich es bin; suchet ihr mich, so lasset jene.“ Auf sein Wort, ich bins, fielen die Kriegsknechte abermals und zwar ganz verdreht, wie Leute, die die fallende Sucht haben, nieder, und Judas wurde von neuem v

den andern Apoſteln umdrängt, denn ſie waren in äuſſerſter Erbitterung gegen ihn. Jeſus ſprach nun zu den Kriegsknechten: „ſtehet auf!“ da ſtanden ſie auf, und waren voll Schrecken, und da Judas noch mit den Apoſteln ſich herumſtritt, und dieſe die Wachen drängten, wendeten die Wachen ſich gegen die Apoſtel, wodurch Judas frei wurde, den ſie nun drohend antrieben, ihnen das verabredete Zeichen zu geben, denn ſie hatten Befehl, keinen zu greifen, als den, welchen er küſſen würde. Jezt aber gieng Judas auf Jeſum zu, umfieng ihn und küßte ihn mit den Worten: „Meiſter, ſey gegrüßt!“ und Jeſus ſagte: „Judas, mit einem Kuße verräthſt du den Menſchenſohn?“ und nun traten die Kriegsknechte um Jeſus in einen Kreis und die herangenahten Schergen legten Hand an unſern Herrn. Judas wollte jezt fliehen, die Apoſtel aber hielten ihn auf, und drängten auf die Soldaten und ſchrien: „Herr, ſollen wir mit dem Schwerte dreinſchlagen?“ Petrus aber eifriger, griff nach dem Schwerte und hieb nach Malchus dem Knechte des Hohenprieſters, der ſie zurückdrängen wollte, und hieb ihm ein Stück vom Ohre ab, ſo, daß er zu Boden niederſtürzte, wodurch die Verwirrung noch gröſter ward.

Im Augenblicke dieſer eifrigen That des Petrus befand ſich Alles in folgendem Zuſtande. Jeſus wurde eben von den Bütteln angefaßt, die ihn binden wollten; in einem weiteren Kreiſe umgaben ihn die Kriegsknechte, aus denen Malchus von Petrus niedergehauen ward. Andere Soldaten hatten zu thun, die nahenden und wieder fliehenden Jünger abzuhalten und zu verfolgen. Vier der Jünger aber ſtreiften umher und lieſſen ſich nur hie und da in der Ferne blicken. Die Kriegsknechte waren theils durch das Niederſtürzen zaghaft, theils durften ſie kein ernſteres Nachſetzen wagen, um den Kreis, der Jeſum umgab, nicht zu ſehr zu ſchwächen. Judas, der gleich nach dem Verräther-Kuße entfliehen wollte, wurde von einigen fern-

ſtehenden Jüngern aufgehalten und mit Schmähworten überhäuft. Die aber nun erſt herantretenden ſechs Beamten machten ihn wieder los, und die vier Büttel um Jeſus waren eben mit ihren Stricken und Banden beſchäftigt, der Herr war von ihnen angefaßt, im Begriffe gebunden zu werden.

So war alles umher, eben als Petrus den Malchus niedergehauen hatte, und Jeſus zugleich ſagte: „Petrus, ſtecke dein Schwert ein, denn wer das Schwert nimmt, ſoll durch das Schwert umkommen, oder meinſt du, daß ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir mehr als zwölf Legionen Engel ſchicke? ſoll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat? Wie würde die Schrift erfüllet werden, wenn es nicht ſo geſchehen müßte?“ Er ſagte aber auch: „laſſet mich, daß ich den Menſchen heile,“ und er nahte dem Malchus, rührte ihm das Ohr an und betete, da war es heil. Es waren aber die Wache um ihn, und die Schergen und die ſechs Beamten, und dieſe höhnten ihn, zu der Schaar ſprechend: „er hat mit dem Teufel zu thun, durch Zauberei ſchien das Ohr verletzt, und durch Zauberei iſt es heil.“

Da ſprach Jeſus zu ihnen: „ihr ſeyd gekommen mit Spießen und Stangen, mich wie einen Mörder zu fangen; ich habe täglich bei euch im Tempel gelehrt, da habet ihr nicht gewagt, die Hand an mich zu legen, aber jetzt iſt eure Stunde, die Zeit der Finſterniß.“ Sie befahlen aber, ihn zu feſſeln und höhnten ihn, ſprechend: „uns haſt du nicht niederwerfen können mit deiner Zauberei,“ und ſo ſagten auch die Büttel: „wir wollen dir deine Künſte vertreiben“ u. ſ. w. Jeſus antwortete noch einiges, was ich nicht mehr weiß, die Jünger aber flohen von allen Seiten. Die vier Schergen und die ſechs Phariſäer waren nicht gefallen und daher auch nicht wieder aufgeſtanden, und dieſes zwar, wie mir eröffnet ward,

weil sie ganz in den Banden des Satans und in einem Range mit Judas gewesen, der auch nicht fiel, obschon er bei den Kriegsleuten stand, denn es seyen auch alle diejenigen, die gefallen und wieder aufgestanden, nachher bekehrt, und Christen geworden, und das Fallen und Wiederaufstehen sey das Vorbild ihrer Bekehrung. Diese Kriegsknechte haben auch Jesum nicht berührt, sondern nur umgeben, und Malchus war nach seiner Heilung schon dermaßen bekehrt, daß er nur der Ordnung wegen seine Dienste fort that, und schon in den folgenden Stunden des Leidens Christi zu Maria und andern Freunden als Bote ab- und zulief, Nachricht zu bringen, was Alles geschehe.

Die Schergen banden Jesum unter stäten frechen und höhnischen Reden der Pharisäer mit großer Roheit und einer henkermäßigen Brutalität. Diese Menschen waren Heiden von der niederträchtigsten Gattung. Sie waren an den Beinen, Armen und dem Hals unbekleidet; um die Mitte des Leibes trugen sie eine Binde und über den Oberleib kurze Wämser ohne Aermel, an den Seiten mit Riemen geheftet. Sie waren klein, stark, sehr behend und von einer bräunlichten fuchsichten Hautfarbe, wie ägyptische Sclaven.

Sie banden Jesu die Hände vor der Brust auf eine grausame Weise, indem sie ihm das Gelenk der rechten Hand an den linken Vorderarm unterhalb dem Ellbogen und das Gelenk der linken Hand ebenso unterhalb dem Ellbogen des rechten Vorderarms mit neuen scharfschneidenden Stricken unbarmherzig fest knebelten. Sie legten ihm einen breiten Fesselgürtel, in welchem Stacheln waren, um die Mitte des Leibes, und schnürten ihm die Hände nochmals an Bast- oder Weidenringen fest, die an diesem Gürtel angebracht waren. Um den Hals legten sie ihm ein Halsband, in welchem Stacheln oder andre verwundende Körper angebracht waren, und von diesem

Halsbande liefen zwei, gleich einer Stola über der Bru
gekreuzte Riemen nieder, welche ohne Spielraum scha
angezogen wieder an den Gürtel befestigt waren. A
vier Punkten dieses Gürtels befestigten sie vier lang
Stricke, vermittels welcher sie unsern Herrn nach ihre
bösen Willen hin und her reißen konnten. Alle diese Fe
seln waren ganz neu und schienen, seit man mit de
Plane umgieng, Jesum gefangen zu nehmen, besonde
zu diesem Zwecke bereitet zu seyn.

Nun setzte sich der grausame Zug in Bewegung, nac
dem sie noch mehrere Fackeln angezündet hatten. Vo
aus giengen zehn Mann von der Wache, dann folgt
die Schergen, Jesum an den Stricken zerrend, dann d
höhnenden Pharisäer und zuletzt schloßen die zehn übrig
Kriegsknechte den Zug; die Jünger schweiften noch we
klagend und wie von Sinnen hie und da umher. Johann
aber folgte etwas näher hinter den letzten Wachen na
und die Pharisäer befahlen ihnen, diesen Menschen
greifen. Es wendeten sich daher einige zurück und eilt
auf ihn zu, er aber floh vor ihnen, und da sie ihn
Nacken an seinem Schweißtuche faßten, ließ er es
und entkam. Er hatte seinen Mantel abgelegt und nich
als ein geschürztes Unterkleid ohne Aermel an, um leich
entfliehen zu können. Oben aber um den Hals, das Hau
und die Arme hatte er jene lange schmale Zeugba
gehüllt, welche von den Juden getragen wird. — D
Schergen zerrten und mißhandelten Jesum auf die gr
samste Weise und übten allen Muthwillen an ihm au
und zwar hauptsächlich aus einer niederträchtigen Ge
ligkeit und Augendienerei gegen die sechs Beamten, wel
voll Bosheit und Grimm gegen Jesum waren. Sie fü
ten ihn auf dem unbequemen rauhen Wege durch
Gleise, über Steine und Koth, sie hielten die lan
Stricke gespannt und suchten sich selbst gute Pfade;
durch mußte Jesus immer gehen, wo es die Str

zuließen; sie hatten in den Händen knotige Stricke, womit sie ihn, wie ein Fleischer das Vieh, das er zur Schlachtbank führt, antrieben, und Alles dieses unter so niedrigem Hohn und Spott, daß es empörend wäre, ihre Reden zu wiederholen.

Jesus war barfuß, er hatte außer der gewöhnlichen nächsten Leibesbedeckung ein wollenes gewirktes Hemd ohne Nath und ein Uebergewand an. Auf bloßem Leibe trugen die Jünger, wie die Juden überhaupt, über Brust und Rücken ein Scapulier aus zwei Zeugstücken bestehend, welche über den Schultern durch Riemen zusammenhiengen, an den Seiten aber offen waren. Den Unterleib bedeckten sie mit einem Gürtel, von welchem vier Lappen niederhiengen, die um die Lenden gewickelt, ein Beinkleid bildeten. Ich muß noch sagen, daß ich dem Herrn bei seiner Gefangennehmung keinen Befehl, keine Schrift vorzeigen sah, sie giengen zu Werk, als sey er vogelfrei und außer allem Rechte.

Der Zug gieng mit eilenden Schritten und wendete sich, da er den Weg zwischen dem Oelgarten und dem Lustgarten von Gethsemani verlassen hatte, rechts eine Strecke an der Abendseite dieses Lustgartens hin nach einer Brücke, welche dort über den Bach Kidron führt. Ueber diese Brücke war Jesus mit den Aposteln nach dem Oelberge gehend nicht gekommen; er hatte auf Umwegen durch das Thal Josaphat wandelnd den Kidron auf einer südlicher gelegenen Brücke überschritten. Die Brücke, über welche er jetzt gefangen geführt wurde, war sehr lang, indem sie nicht nur den Kidron, der hier dichter am Oelberge hinfloß, sondern auch eine Strecke der ungleichen Thalhöhen als ein fahrbarer Steinweg überschritt. Schon ehe der Zug an die Brücke kam, sah ich Jesum zweimal durch das unbarmherzige Führen und das Zerren der Schergen an den Stricken zur Erde niederfallen. Als sie aber auf die Mitte der Brücke gekommen waren, übten sie

ihre Büberei mit gröſserer Bosheit an ihm aus. Die Schergen stieſsen den armen gefesſelten Jesus, den sie an den Stricken hielten, über mannshoch von der Brücke in den Bach Kidron nieder, wobei sie mit Schimpfworten sprachen, da könne er sich satt trinken. Nur durch göttlichen Beistand beschädigte er sich nicht tödtlich. Er fiel auf die Kniee und dann auf das Angesicht nieder, das er auf dem mit wenigem Wasser bedeckten Felsenboden schwer würde verletzt haben, wenn er seine zusammengeschnürten Hände nicht unterstützend vorgehalten hätte. Sie waren von dem Gürtelbande los, ich weiß nicht, ob durch göttliche Hülfe, oder ob die Schergen sie ihm erst aufgelöſst hatten. Die Spuren seiner Kniee, Füße, Ellbogen und Finger drückten sich durch Gottes Willen auf der Stelle, die er berührte, in dem Felsengrunde ein, und wurden später verehret. Man glaubt solche Wirkungen nicht mehr, mir sind aber solche Eindrücke in Stein durch die Füße, Kniee und Hände von Patriarchen und Propheten, von Jesus, der heiligen Jungfrau und einigen Heiligen oft in historischen Gesichten gezeigt worden. Die Felsen waren weicher und gläubiger, als die Herzen der Menschen und gaben Zeugniß in gewaltigen Augenblicken, daß die Wahrheit Eindrücke auf sie mache.

Ich hatte Jesum nach seiner schweren Angst am Oelberge in seinem heftigen Durste nicht trinken sehen, nun aber in den Kidron gestoßen sah ich ihn mühsam trinken, und hörte ihn dabei die Erfüllung einer prophetischen Psalmenstelle vom Trinken aus dem Bache am Wege aussprechen. (Psalm 109. V. 7.)

Die Schergen hielten unsern Herrn von der Brücke herab fortwährend an den langen Stricken fest, und da es ihnen zu mühsam war, ihn wieder heraufzuziehen, und ein Mauerwerk jenseits am Ufer es verhinderte, Jesum durch den Bach waden zu lassen, so zerrten sie ihn mit den Stricken

durch den Kidron zurück, giengen dann hinab und schleiften ihn rückwärts über das hohe Ufer wieder heraus. Nun trieben diese Elenden den armen Jesus unter Höhnen, Fluchen, Stoßen und Schlagen an den Stricken vorwärts reißend zum zweitenmal über die lange Brücke. Sein langes wollenes Gewand, schwer vom Wasser, lag fest an seinen Gliedern, er vermochte kaum zu gehen und sank jenseits der Brücke abermals zur Erde nieder. Sie rissen ihn mit den Stricken schlagend wieder empor, und schürzten ihm nun unter den schändlichsten Spottreden das naße Gewand in dem Gürtelbande auf. Sie sprachen z. B. vom Schürzen zum Osterlamme und ähnliche Spottreden.

Es war noch nicht Mitternacht, als ich sah, wie die vier Büttel Jesum auf der andern Seite des Kidrons auf bösem zerrißenem Wege, der wenig Raum bot, wo nur Fußpfade bald tiefer bald höher nebenher liefen, über scharfe Steine und Felsentrümmer, durch Distel und Dorn unmenschlich fortrissen und fluchend und schlagend hintrieben. Die boshaften sechs Beamten waren, wo es der Weg erlaubte, immer in seiner Nähe; jeder hatte eine andere Art von Marterstäbchen in der Hand, womit er ihn stieß, stachelte oder schlug. An den Stellen, wo Jesus auf seinen blutenden nackten Füßen über die scharfen Steine durch Nesseln und Dornen von den Schergen fortgerissen ward, welche auf den besseren Pfaden nebenher giengen, da trafen die Spott und Stachelreden der sechs Pharisäer das liebende Herz des armen Jesus; da sprachen sie solche Hohnworte, wie z. B. „hier hat ihm sein Vorläufer, der Täufer keinen guten Weg bereitet," oder: „hier trifft ihm Malachiä Wort nicht ein: ich sende meinen Engel vor dir her, deinen Weg zu bereiten," oder: „warum erweckt er sich nicht den Johannes von den Todten auf, daß er ihm den Weg bereite?" und solche Hohnworte dieser schändlichen Menschen, worüber sie gegenseitig in freches Lachen ausbrachen, wurden Stichworte für die

Schergen, irgend eine neue Mishandlung an dem armen Jesus auszuüben.

Nachdem sie aber den Herrn noch eine Weile fortgetrieben hatten, bemerkten sie, daß sich mehrere Personen hie und da in einiger Ferne herumschweifend zeigten, denn es hatten sich viele Jünger auf das Gerücht, Jesus werde gefangen genommen, aus Bethphage und von andern Schlupfwinkeln herangezogen, um zu späben, wie es ihrem Meister ergehe. Es wurden nun die Feinde Jesu besorgt, sie möchten überfallen und der Gefangene ihnen entrissen werden, daher gaben sie mit Rufen nach der Vorstadt Ophel hin Signale, daß die verabredete Verstärkung zu ihnen stoßen solle.

Der Zug war etwa noch einige Minuten Wegs von der Pforte entfernt, die südlicher als der Tempel, durch einen kleinen Stadttheil, Ophel genannt, auf den Berg Sion führte, auf welchem Kaiphas und Annas wohnten, als ich aus dieser Pforte eine Schaar von fünfzig Kriegsleuten herauskommen sah, um seine Begleitung zu verstärken; sie zogen in drei Haufen, der erste war zehn, der letzte fünfzehn Mann stark, ich habe sie gezählt, und der mittelste also fünf und zwanzig. Sie hatten mehrere Fackeln bei sich, waren sehr frech und muthwillig und schrieen und jauchzten, als wollten sie den Nahenden ihre Ankunft melden und ihnen zu ihrem Siege Glück wünschen. Sie nahten mit großem Lärm, und in dem Augenblicke, da der vorderste Haufen sich mit der Bedeckung Jesu vereinigte, sah ich während der hierdurch entstehenden Bewegung den Malchus und mehrere Andere aus dem Nachtrabe sich heimlich entfernen, und nach dem Oelberge hin entweichen.

Als diese Schaar mit Jauchzen unter Fackelschein aus Ophel dem ankommenden Zuge entgegen eilte, zerstreuten

ſich die umherſchweifenden Jünger. Ich ſah aber, daß die heilige Jungfrau, und neun Frauen mit ihr, wieder von ihrer Angſt ins Thal Joſaphat getrieben worden waren. Es waren Martha, Magdalena, Maria Cleopha, Maria Salome, Maria Marcus, Suſanna, Johanna Chuſa, Veronica und Salome bei ihr. Sie befanden ſich ſüdlicher als Gethſemani, jener Gegend des Oelbergs gegenüber, wo eine andere Höhle liegt, in der Jeſus ſonſt zu beten pflegte. Ich ſah Lazarus, Johann Marcus, Veronicas Sohn und Simeons Sohn bei ihnen. Der Letzte war auch mit Nathanael bei den acht Apoſteln in Gethſemani geweſen, und quer durch den Tumult durchgelaufen. Sie brachten den heiligen Frauen Nachricht; indem hörte man das Geſchrei und ſah die Fackeln der beiden ſich vereinigenden Schaaren; da verlor die heilige Jungfrau das äußere Bewußtſeyn und ſank ihren Begleiterinnen in die Arme; dieſe aber zogen ſich eine Strecke mit ihr zurück, um ſie, wenn der lärmende Zug vorüber, wieder nach dem Hauſe der Maria Marcus zu bringen.

Die fünfzig Kriegsknechte waren von einer Schaar von dreihundert Mann ausgeſendet, welche plötzlich die Thore und Straßen von Ophel und die Umgegend dieſes Stadttheils beſetzt hatte; denn Judas, der Verräther, hatte die Hohenprieſter darauf aufmerkſam gemacht, daß die Bewohner von Ophel, meiſtens arme Handwerker, Taglöhner, Holz- und Waſſerträger des Tempels, die heftigſten Anhänger Jeſu ſeyen, und daß bei ſeiner Durchführung hier leicht Befreiungsverſuche zu befürchten ſeyen. Der Verräther wußte wohl, daß Jeſus hier vielen aus den armen Bauarbeitern Troſt, Lehre, Almoſen und Heilung gegeben hatte. Es war auch hier in Ophel, wo Jeſus, da er nach der Ermordung Johannis des Täufers in Machärunt von Bethanien gen Hebron reißte, um Johannis Freunde zu tröſten, verweilte, und ſo viele, bei dem Einſturz des großen Baues und des Thurmes Siloah verwundete arme

Handlanger und Taglöhner heilte. *) Diese Leute kamen auch meistens nach der Sendung des heiligen Geistes zu der ersten Christengemeinde, und als die Absonderung der Christen von den Juden entstand, und mehrere Ansiedelungen der Gemeinde errichtet wurden, wurden von hier aus Zelte und Hütten quer durch das Thal bis zum Oelberge aufgeschlagen; damals hat auch Stephanus hierrecht sein Wesen gehabt. Ophel ist ein mit Mauern umgebener Hügel, südlich vom Tempel gelegen und meistens von armen Taglöhnern bewohnt, es scheint mir nicht viel kleiner als Dülmen **) zu seyn.

Die guten Einwohner von Ophel wurden durch das Geschrei der einziehenden Besatzung erweckt. Sie eilten aus ihren Häusern und drängten sich nach den Straßen und der Pforte, wo die Soldaten waren, und fragten, was es gebe, wurden aber von diesen, die aus einem Gemisch von niedrigem, übermüthigem Sclavengesindel bestanden, mit Hohn und Roheit nach ihren Wohnungen zurück getrieben. Als sie aber hie und da die Erklärung erhielten: „Jesus, der Uebelthäter, euer falscher Prophet wird gefangen eingeführt, der Hohepriester will ihm das Handwerk legen, er wird ans Kreuz müßen," da erfüllte alsbald ein lautes Wehklagen und Jammern den ganzen, aus der Nachtruhe erweckten Ort. Die armen Leute, Männer und Weiber, liefen wehklagend umher, oder warfen sich mit ausgebreiteten Armen auf die Kniee und schrieen zum Himmel und priesen Jesu Wohlthaten. Die Kriegsleute aber drängten sie stoßend und schlagend nach allen Seiten in ihre Wohnungen zurück, und schimpften

*) Dieses geschah am 25. Thebet des dritten Lehrjahres Jesu Christi nach der Anschauung der Betrachtenden vom Montag 13. Januar 1823.

**) So heißt der Aufenthaltsort der verstorbenen Erzählerin im Bisthum Münster.

auf Jesum, sprechend: „hier ist ja der offenbare Beweis, wie er ein Aufwiegler des Volkes ist.“ Sie vermochten jedoch nicht, die Einwohner gänzlich zur Ruhe zu bringen, aus Besorgniß, sie durch noch größere Gewaltthätigkeit erst ganz aufzuregen, und so suchten sie dieselben nur von dem Wege, den der Zug durch Ophel zu nehmen hatte, zurück zu halten.

Indessen nahte der grausame Zug mit dem mißhandelten Jesu immer mehr der Pforte von Ophel. Unser Herr war wiederholt zur Erde gefallen und schien nicht mehr weiter zu können, da benützte ein mitleidiger Soldat die Gelegenheit und sagte: „ihr sehet selbst, der elende Mann kann nicht weiter, sollen wir ihn lebendig vor die hohen Priester bringen, so machet ihm doch die Stricke an den Händen etwas loser, damit er sich beim Fallen stützen könne.“ Während der Zug nun etwas einhielt, und die Schergen ihm die Hände etwas loser banden, brachte ihm ein andrer barmherziger Kriegsknecht aus einem in der Nähe befindlichen Brunnen *) Wasser zu trinken. Er schöpfte es mit einer aus Bast gewundenen Düte, wie die Soldaten und Wanderer häufig als Trinkgefäß hier zu Lande bei sich tragen. Als Jesus zu diesem Manne einige Worte des Dankes und irgend eine Prophetenstelle von „Tränken mit lebendigem Wasser,“ oder „Strömen lebendigen Wassers“ aussprach, die ich nicht mehr bestimmt weiß, verhöhnten und schimpften ihn die begleitenden Abgeordneten. Sie beschuldigten ihn der Prahlerei und Lästerung, er solle seine eiteln Reden unterlassen, er werde kein Thier, viel weniger einen Menschen mehr tränken. — Es wurde mir aber gezeigt, daß beide Männer, jener, durch den Jesu Bande erleichtert wurden, und jener, der ihm zu trinken brachte, mit innrer Erleuch-

*) Wahrscheinlich Siloe oder Rogel.

tung begnadigt wurden. Sie bekehrten sich noch vor dem Tode Jesu und sind nachher als Jünger zu der Gemeinde gekommen. Ich habe ihre jetzigen Namen, und auch ihre späteren Jüngernamen und den ganzen Zusammenhang gewußt; aber man kann alles das unmöglich behalten, es ist gar zu viel.

Nun gieng der Zug wieder unter Mishandlungen voran und zwar eine Höhe hinan durch die Pforte von Ophel, wo ein herzzerreißendes Jammergeschrei der Bewohner, welche Jesu mit großer Dankbarkeit zugethan waren, den Zug empfieng. Die Kriegsknechte vermochten nur mit großer Anstrengung die von allen Seiten andringende Menge der Männer und Weiber zurückzuhalten. Sie drängten sich von allen Seiten händeringend heran, sie warfen sich auf die Kniee nieder und schrieen mit ausgestreckten Händen: „gebt uns diesen Menschen los, gebt uns diesen Menschen los! Wer soll uns helfen, wer soll uns heilen und trösten? gebt uns diesen Menschen los!“ Es war ein herzzerreißender Anblick, Jesum bleich, entstellt und zerschlagen, mit zerrauftem Haare und naßem, beschmutztem, unordentlich geschürztem Gewande, mit Stricken gezerrt, mit Stöcken gestoßen, wie ein armes halbohnmächtiges Opferthier von frechen halbnackten Schergen vorwärts gehetzt, und von abwehrenden übermüthigen Kriegsknechten durch den Andrang der wehklagenden, dankbaren Einwohner von Ophel durchschleppen zu sehen, die ihm die Hände nachstreckten, welche er von Lahmheit geheilt, ihm mit Zungen nachflehten, welche er von Stummheit gelößt, ihm mit Augen nachsahen, nachweinten, welchen er das Licht wieder gegeben hatte.

Schon im Thale Kidron hatte sich allerlei müßiges Gesindel, von den Kriegsknechten aufgeregt, und von dem Anhang des Annas und Kaiphas und andrer Feinde Jesu veranlaßt, an den Zug mit Hohn und Spott ange-

ſchloßen, und dieſe halfen nun, die guten Leute von Ophel zu höhnen und zu ſchimpfen. Ophel iſt ein förmlicher Hügel; denn ich ſah in der Mitte auf einem freien Platz den höchſten Punkt des Ortes, worauf allerlei Balkenwerk, wie auf einer Zimmerſtelle aufgehäuft lag. Der Zug gieng von hier wieder durch das Thor einer Mauer etwas abwärts.

Als der Zug durch Ophel durch war, hielt man das Volk vom Nachfolgen ab. Sie zogen nun etwas thalab, zur Rechten lag ein groſſes Gebäude, ich meine Ueberreſte von Salomons Werken, links blieb der Teich Bethesda liegen, ſo gieng es immer abendwärts in einer Thalſtraße, ſie hieß Millo, und dann wendete ſich der Zug etwas mittagwärts hohe Treppen zum Berge Sion hinauf nach dem Hauſe des Annas. Auf dieſem ganzen Wege wurden Hohn und Mishandlung an unſerm Herrn fortgeſetzt und das immer neu aus der Stadt zudringende Geſindel veranlaßte die niederträchtigen Begleiter des Herrn zu vielfacher Wiederholung ihrer Grauſamkeit. — Vom Oelberge bis hieher iſt Jeſus ſiebenmal zur Erde gefallen.

Die Bewohner von Ophel waren noch voll Schrecken und Betrübniß, als ein neuer Auftritt ihr Mitleid erneuerte. Die Mutter Jeſu ward von den heiligen Frauen und Freunden aus dem Thale Kidron nach dem Hauſe der Maria Marcus, welches am Fuſſe des Berges Sion lag, durch Ophel geführt. Als die guten Leute ſie erkannten, erhob ſich von neuem das Mitleid und Wehklagen unter ihnen, und es entſtand ein ſolches Gedränge um Maria und ihre Begleitung, daß die Mutter Jeſu beinahe von der Menge getragen ward.

Maria war ſtumm vor Schmerz und ſprach, bei Maria Marcus angekommen, auch nicht eher, als bis nachher Johannes zu ihr kam; da begann ſie zu fragen und zu trauern, und er erzählte ihr Alles, was er mit Jeſu vom

Verlassen des Coenaculums an bis jetzt vorgehen gesehen. Später brachte man die heilige Jungfrau an die Abendseite der Stadt in Marthas Haus neben dem Schloße des Lazarus. Man führte sie aber damals mit Umwegen, die Wege vermeidend, die Jesus geführt worden war, um sie nicht zu sehr zu betrüben.

Petrus und Johannes, die in der Ferne dem Zuge nachgefolgt waren, liefen, da er in die Stadt einzog, eilends zu einigen guten Bekannten, die Johannes unter der Dienerschaft der hohen Priester hatte, um irgend eine Gelegenheit zu finden, in die Gerichtssäle zu kommen, wo ihr Meister hingebracht wurde. Diese Bekannten Johannis waren eine Art Kanzleiboten, welche jezt in der ganzen Stadt herumlaufen mußten, um die Aeltesten aus mehreren Klassen und viele andere zu wecken und in die Gerichtsversammlung zu berufen. Sie wollten den beiden Aposteln gern gefällig seyn, wußten aber kein anderes Mittel, als daß sie Petrus und Johannes auch Kanzleiboten-Mäntel umlegten, und sich von ihnen in ihren vielen Einladungen helfen ließen, damit sie nachher durch die Mäntel mit in den Gerichtssaal des Kaiphas kommen könnten, denn dort waren nur bestochenes Gesindel, Soldaten und falsche Zeugen versammelt und jeder andre ward hinausgetrieben. Es gehörten aber Nicodemus und Joseph von Arimathia und andre wohlgesinnte Leute in den Rath, so daß sie mit deren Einladung nur Freunde ihres Meisters versammelten, welche die Pharisäer vielleicht absichtlich in der Einladung hätten übergehen lassen können. Judas irrte indessen wie ein wahnsinniger Verbrecher, der den Teufel an der Seite hat, an der steilen mittäglichen Seite von Jerusalem, wo aller Unrath ausgeleert wird, umher.

Anſtalten der Feinde Jeſu.

Von der Gefangennehmung Jeſu waren Annas und Kaiphas gleich benachrichtiget und Alles war in voller Thätigkeit bei ihnen. Ihre Gerichtshöfe waren beleuchtet, und alle Zugänge mit Wachen verſehen, ihre Amtsboten liefen durch die ganze Stadt, um die Mitglieder des Raths, Schriftgelehrten und alle, die etwas beim Gericht zu ſagen hatten, zuſammen zu rufen. Viele aber waren ſchon vom Verrathe Judas an bei Kaiphas verſammelt geblieben, um den Erfolg abzuwarten. Auch wurden die Aelteſten der Bürgerſchaft aus drei Klaſſen zuſammen gerufen, und da die Phariſäer, Sadduzäer, Herodianer aus allen Gegenden des Landes ſich ſchon ſeit einigen Tagen auf dem Feſte in Jeruſalem befanden und das Vorhaben, Jeſum zu fangen, ſchon lange unter ihnen und dem hohen Rathe vorhanden und abgehandelt war, ſo wurden auch aus dieſen, von welchen allen der Hoheprieſter Verzeichniſſe hatte, die heftigſten Feinde Jeſu zuſammen gerufen, mit dem Befehle, alle Zeugen und Beweiſe gegen den Herrn jeder in ſeinem Kreiſe zu ſammeln, und zum Gerichte mitzubringen. Es waren aber jezt alle die Phariſäer und Sadduzäer und viele andre boshafte Leute aus Nazareth, Kapernaum, Thirza, Gabara, Jotapata, Siloh und andern Orten in Jeruſalem verſammelt, welchen Jeſus ſo oft vor allem Volke die Wahrheit zu ihrer tiefſten Beſchämung geſagt hatte, und alle waren ſie voll Rache und Wuth, und jeder ſuchte einige Schurken unter den Oſtergäſten ſeiner Gegend, welche nach den Ortſchaften in Sammlungsorten lagen, auf, und erkaufte ſie mit Geld zu Geſchrei und Beſchuldigungen gegen Jeſum. Alle aber

wußten außer einigen offenbaren Lügen und Schmähungen Nichts vorzubringen, als jene Beſchuldigungen, über welche er ſie unzählichemal in ihren Synagogen verſtummen gemacht.

Alle dieſe zogen nun nach und nach zu dem Richthauſe des Kaiphas, und eben ſo die ganze Maße der Feinde Jeſu unter den hoffärtigen Phariſäern und Schriftgelehrten und ihrem anhängenden Lügengeſchmeiß aus Jeruſalem ſelbſt, worunter manche der erbitterten Krämer, die er aus dem Tempel gejagt, viele aufgeblaſene Lehrer, die er im Tempel vor dem Volke zum Schweigen gebracht, und vielleicht mancher, der es Jeſu noch nicht verzeihen konnte, von ihm als einem zwölfjährigen Knaben in ſeiner erſten Lehre am Tempel überwieſen und beſchämt worden zu ſeyn. Unter den verſammelten Feinden des Herrn waren unbußfertige Sünder, welche er nicht heilen gewollt, rückfällige Sünder, welche wieder krank geworden, eitle Jünglinge, die er nicht zu Jüngern aufgenommen, boshafte Erblustige, die ſich geärgert, daß er ſo vieles Gut, auf das ſie gelauert, den Armen zugewendet, Schurken, deren Geſellen er bekehrt, Ausſchweifende und Ehebrecher, deren Buhlerinnen er zur Tugend geführt, Erblustige von Reichthümern, deren Beſitzer er geheilt, und viele zu aller Bosheit feile Augendiener dieſer Aller, viele innerlich gegen alles Heilige und daher gegen den Allerheiligſten ergrimmte Werkzeuge des Satans. Dieſer Abſchaum eines großen Theils des jüdiſchen am Feſte verſammelten Volkes ſetzte ſich, von den einzelnen Hauptfeinden Jeſu nach und nach aufgetrieben, in Bewegung und ſtrömte von allen Seiten zu dem Pallaſte des Kaiphas zuſammen, um das wahre Oſterlamm Gottes, welches trägt die Sünden der Welt, das makelloſeſte, aller Sünden fälſchlich zu beſchuldigen und mit deren Wirkungen zu beſudeln, welche es wahrhaftig auf ſich genommen, getragen und verſühnet hat.

Während dieſer Schlamm der Juden ſich aufwühlte, den reinen Heiland zu beflecken, wurden viele fromme Leute und Freunde Jeſu aufgeſtört und betrübet, und zogen, in das Geheimniß nicht eingeweiht, hie und da heran, hörten und klagten und wurden vertrieben, oder ſchwiegen und wurden ſchief angeſehen. Andere Schwächere, Gutgeſinnte oder Halbgeſinnte wurden geärgert und in Verſuchung geführt, in ihrer Geſinnung zu wanken. Die Zahl der Beſtändigen war nicht groß; es gieng, wie es heutzutage geht, wo mancher ein guter Chriſt ſeyn will, ſo lang es ſchicklich ſcheint, ſich aber gleich des Kreuzes ſchämt, wo man es nicht gerne ſieht. Jedoch ward vielen ſchon im Anfang des beweisloſen, ungerechten, und durch den Grimm der niederträchtigſten Mishandlung himmelſchreienden Verfahrens, durch die klagloſe Geduld des Heilandes das Herz gerührt, ſo, daß ſie ſich muthlos und ſchweigend zurückzogen.

Blick auf Jeruſalem in dieſer Stunde.

Die weite menſchenvolle Stadt und die ausgedehnten Lager der Oſtergäſte in ihrer Nähe waren eben nach vielen häuslichen und öffentlichen Gebets- und Religions-Gebräuchen und Vorbereitungen zum Feſte in Ruhe und Schlaf geſunken, als die Nachricht von der Gefangennehmung Jeſu alle Feinde und Freunde des Herrn aufgeregt; da ſetzten ſich nun alle, durch die Boten der Hohenprieſter Berufenen von den verſchiedenſten Punkten der Stadt in Bewegung. Sie eilen theils beim Mondſchein, theils mit Fackeln durch die Straßen, welche zur Nachtzeit in Jeruſalem meiſtens öde und unheimlich ſind, denn die mei-

sten Häuser haben ihre Fenster und ihren Verkehr nach innern Höfen. Alle ziehen sie gen Sion hinauf, von welcher Höhe herab Fackellicht schimmert und Lärm erschallt. Man hört noch hie und da an den Pforten der Vorhöfe pochen, um die Schlafenden zu erwecken. Es ist Störung, Geräusch und Gerede in vielen Winkeln der Stadt, man öffnet den Pochenden und fragt und folgt dem Rufe nach Sion. Neugierige und Diener ziehen mit, um den Zurückbleibenden zu melden, was sich ergebe. Schwere Riegel und Sperrbalken hört man vor manche Pforte mit Poltern schieben, die Leute sind ängstlich und fürchten Aufruhr. Hie und da treten Leute an die Pforten und rufen bekannte Vorüberziehende um Nachricht an, oder diese sprechen in Eile bei Gleichgesinnten ein; und man hört da viele schadenfrohe Reden, wie sie auch wohl heutzutage bei solchen Gelegenheiten, geführt werden. Man hört da wohl sagen: „Jezt werden Lazarus und seine Schwestern sehen, mit wem sie sich eingelassen. Johanna Chusa und Susanna und Maria, des Johann Marcus Mutter und Salome werden nun ihr Treiben zu spät bereuen, und wie wird sich Obeds Weib, Seraphia, vor ihrem Manne demüthigen müssen, der ihr so oft ihren Zusammenhang mit dem Galiläer verwiesen. Der ganze Anhang des Aufwieglers, des Schwärmers sah andersgesinnte Leute immer so mitleidig an, und jezt wird mancher nicht wissen, wohin sich verbergen. Jezt läßt sich wohl niemand sehen, ihm Palmzweige und Mäntel und Schleier unter die Füße seines Lastthieres zu streuen. Es geschieht diesen Heuchlern, die immer besser seyn wollen, als andere, ganz recht, daß sie nun auch in Untersuchung kommen werden, denn alle sind in die Händel des Galiläers verwickelt. Die Sache hat tiefer gewurzelt, als man meinte. Ich bin begierig, wie sich Nicodemus und Joseph von Arimathia benehmen werden, man hat ihnen schon lange nicht getraut, sie hängen mit Lazarus zusammen, aber sie sind fein. Jezt muß sich

Alles aufklären," u. s. w. In dieser Weise hört man viele Leute sprechen, welche auf einzelne Familien und besonders auf jene Frauen erbittert sind, die Jesu anhängen und ihm seither öffentliches Zeugniß gegeben haben. — An anderen Orten wird die Nachricht auf würdigere Weise aufgenommen. Einige erschrecken, andere wehklagen einsam, oder suchen scheu einen gleichgesinnten Freund, um ihr Herz auszuschütten. Wenige aber wagen es, ihre Theilnahme laut und entschieden auszusprechen.

Jedoch noch nicht überall ist man aufgeregt in der Stadt, sondern nur da, wo die Boten die Einladung zum Gerichte hinbringen, und wo die Pharisäer ihre falschen Zeugen aufsuchen, und besonders wo die Straßen in den Weg auf Sion zusammenstoßen. Es ist, als sehe man auf den verschiedensten Punkten Jerusalems sich Funken von Grimm und Zorn entzünden und diese durch die Straßen hinlaufend mit andern Begegnenden sich vereinen, und immer stärker und dichter endlich sich wie ein trüber Feuerstrom nach Sion hinauf ins Richthaus des Kaiphas ergießen. In einzelnen Theilen der Stadt ist noch alles ruhig, aber auch da wird es nach und nach lebendiger.

Die römischen Soldaten nehmen keinen Theil, aber ihre Posten sind verstärkt, und ihre Schaaren sind alle dicht beisammen. Sie achten scharf auf Alles, was vorgeht. Sie sind immer in der Osterzeit wegen der großen Volksversammlung so ruhig, gefaßt und zugleich so sehr auf ihrer Hut. Die Leute, die jezt auf den Beinen sind, vermeiden die Gegenden, wo ihre Wachtposten stehen; denn es ist den pharisäischen Juden immer ärgerlich, von ihnen angerufen zu werden. Die Hohenpriester haben dem Pilatus gewiß schon angezeigt, warum sie Ophel und einen Theil von Sion mit Kriegsknechten besetzten; aber er und sie sind mistrauisch aufeinander; auch er schläft nicht, er empfängt Berichte und giebt Befehle. Sein Weib aber

liegt ausgeſtreckt auf ihrem Lager, ſie ſchläft tief, jedoch unruhig, ſie ſeufzt und weint wie in ſchweren Träumen. — Sie ſchläft und erfährt doch viel, viel mehr als Pilatus.

Auf keiner Stelle der Stadt iſt aber eine ſo rührende Theilnahme an Jeſu, als in Ophel unter den armen Tempelſclaven und Tagelöhnern, welche dieſen Hügel bewohnen. Es kam der Schreck ſo plötzlich in der ſtillen Nacht über ſie, die Gewaltthätigkeit weckte ſie aus dem Schlafe. Da zog ihr heiliger Lehrer, ihr Wohlthäter, der ſie geheilt und genährt hatte, ganz zerſchmettert und mishandelt wie ein furchtbares Nachtgeſicht durch ſie hindurch, und dann ſammelte ſich ihr Mitleid und ihre Wehklage von neuem um die ſchmerzvolle Mutter Jeſu, welche mit den übrigen bei ihnen durchzog. Ach! wohl iſt es traurig, zu ſehen, wie die ganz von Leid zerriſſene Mutter und Freundinnen Jeſu von Freundeshaus zu Freundeshaus, in mitternächtlicher, ſo heiligen Frauen ungewohnter Stunde mit banger Scheu durch die Straßen eilen müßen. Oft müßen ſie ſich vor einer frech vorüberziehenden Schaar verbergen und in Winkel drängen, oft werden ſie gleich ſchlechten Frauen angehöhnt, vielfach hören ſie bittre ſchadenfrohe Reden der Vorübergehenden, ſelten ein mitleidiges Wort für Jeſum. Endlich in ihrem Zufluchtsorte angelangt, ſinken ſie ermattet unter Thränen und Händeringen, alle gleich troſtlos, ohnmächtig nieder, unterſtützen ſich, umarmen ſich, oder ſitzen in einſamem Schmerz, das verhüllte Haupt auf die Kniee geſenkt. Da pocht es an der Pforte, ſie lauſchen ſchweigend voll Angſt, das Klopfen iſt leiſe und ſcheu, ſo pocht kein Feind, ſie öffnen mit Bangigkeit, es iſt ein Freund oder Freundesdiener ihres Herrn und Meiſters, ſie umdrängen ihn mit Fragen und hören neues Leid, und es läßt ſie nicht ruhen, ſie eilen nochmals hinaus auf die Wege, zu forſchen, und kehren mit erneuten Schmerzen abermals zurück.

Die meisten Apostel und Jünger des Herrn irren jezt scheu in den Thälern bei Jerusalem umher, und verbergen sich in den Höhlen am Oelberge. Einer von dem andern Herankommenden erschreckt, fragen sie sich leise um Nachricht, und jeder nahende Fußtritt unterbricht ihre bangen Mittheilungen. Oefters wechseln sie den Ort und nähern sich einzeln der Stadt wieder. Andere schleichen in die Osterlager zu Bekannten ihrer Heimath, um Nachrichten zu erforschen, oder Kundschafter nach der Stadt zu senden. Manche steigen am Oelberge hinan, und schauen bang nach der Bewegung der Fackeln und dem Getöse auf Sion hin, und deuten sich Alles auf mannichfache Weise und eilen dann wieder nach dem Thale nieder, irgend eine Gewißheit zu gewinnen.

Die Stille der Nacht wird immer mehr durch das Geräusch um Kaiphä Richthaus her unterbrochen. Diese Gegend schimmert von Fackeln und brennenden Pechpfannen; rings um die Stadt aber ertönt das Gebrüll der vielen Last- und Opferthiere, die von den unzähligen Fremden jezt in die Osterlager gebracht sind, und wie unschuldig rührend schallet das hülflose, demüthige Blöcken der unzähligen Lämmer durch die Nacht, welche morgen am Tempel geschlachtet werden sollen. Eines aber nur ist geopfert, weil es selbst gewollt, und thut seinen Mund nicht auf wie ein Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird, und wie ein Lamm, das vor dem Scheerer verstummet, thut es seinen Mund nicht auf, das reine, makellose Osterlamm — Jesus Christus. —

Ueber alles dieses hin ist ein wunderbar ängstlicher Himmel ausgespannt, und wandelt der Mond, drohend, seltsam durch Flecken getrübet, und gleichsam krank und entsetzt, als zage er, voll zu werden, denn dann ist Jesus gemordet. Draußen aber an der Mittagsseite der Stadt im steilen Thale Hinnom, herumgepeitscht vom bösen Gewissen, wo es unwegsam und unheimlich ist, an verfluch-

tem Orte, bei Sumpf und Unrath und Auswurf, einsam, ohne Gesellen, den eignen Schatten fliehend, irrt vom Teufel gehetzt Judas Jechariot, der Verräther — und tausende von bösen Geistern eilen umher und treiben und verwirren die Menschen zur Sünde. Die Hölle ist los und treibet zur Sünde überall, und die Last des Lammes steigt, und der wachsende Grimm des Satans verdoppelt, verwirrt und verwickelt sich. Das Lamm nimmt alle Last auf sich, der Satan aber will die Sünde, und sündiget dieser Gerechte auch nicht, fällt dieser vergeblich Versuchte auch nicht, so sollen seine Feinde doch in ihrer Sünde verderben.

Alle Engel aber zagen zwischen Trauer und Freude, sie möchten vor Gottes Thron stehen, helfen zu können, vermögen aber nur staunend das Wunder der göttlichen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit anzubeten, das im Allerheiligsten des Himmels von Ewigkeit da war, und jezt in der Zeit auf der Erde zu geschehen beginnt; denn auch die Engel glauben in Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, und in Jesum Christum, seinen einigen Sohn, unsern Herrn, der empfangen ist von dem heiligen Geiste, geboren aus Maria der Jungfrau, der heute Nacht zu leiden beginnt unter Pontius Pilatus, der morgen gekreuziget, sterben und begraben werden wird; der zu der Hölle absteigen und am dritten Tage wieder von den Todten auferstehen wird; der auffahren wird gegen Himmel, wo er sitzet zur rechten Hand Gottes des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten; denn auch sie glauben in den heiligen Geist, eine heilige allgemeine Kirche, Gemeinschaft der Heiligen, Ablaß der Sünden, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben, Amen! —

Alles dieses ist nur ein kleiner Theil der Eindrücke, welche ein armes sündenvolles Herz mit Angst, Reue, Trost und Mitleid bis zum Zerspringen erfüllen mußten,

wenn ſich die Betrachtung, gleichſam Hülfe ſuchend, auf wenige Minuten von der grauſamen Gefangenführung unſers Heilands weg und über Jeruſalem hinwendete in dieſer ernſteſten Mitternacht der endlichen Zeit, in der Stunde, da die unendliche Gerechtigkeit und die unendliche Barmherzigkeit Gottes, ſich begegnend, umarmend und durchdringend, das heiligſte Werk der Gottes- und Menſchenliebe begannen, die Sünden der Menſchen zu ſtrafen an dem Gottmenſchen und zu ſühnen durch den Gottmenſchen. — So war es umher, als der liebe Erlöſer zu Annas geführt wurde.

Jeſus vor Annas.

Etwa um Mitternacht ward Jeſus in dem Pallaſte des Annas durch den beleuchteten Vorhof in eine Halle eingeführt, welche den Umfang einer kleinen Kirche hatte. Dem Eingange gegenüber ſaß Annas, umgeben von acht und zwanzig Räthen, auf einer hohen Terraſſe, unter welcher man von der Seite her durchgehen konnte. Von der Vorderſeite führte eine mit Ruheplätzen unterbrochene Treppe zu dieſem Richtſitz des Annas, welcher ſeinen Eingang hieher von hinten aus dem Innern des Gebäudes hatte.

Jeſus, von einem Theile der Kriegsknechte, die ihn gefangen genommen, noch umgeben, wurde von den Bütteln, die ihn führten, mehrere Stufen mit den Stricken hinangezerrt. Den übrigen Raum der Halle füllten Kriegsknechte und allerlei Geſindel, ſchmähende Juden, Diener des Annas und ein Theil der Zeugen, welche Annas zuſammengetrieben, und die ſich ſpäter bei Kaiphas einſtellten.

Annas konnte die Ankunft des armen Heilands kaum erwarten. Er ſprühte vor Schadenfreude, Argliſt und Hohn. Er war jezt das Oberhaupt eines gewiſſen Gerichtes, und ſaß hier mit ſeinem Ausſchuße, ſeiner Commiſſion, die über die reine Lehre zu wachen und das Anklägeramt vor dem Hohenprieſter auszuüben hatte.

Jeſus ſtand bleich, abgehetzt, in naßem, mit Koth beflecktem Gewande, mit gefeſſelten Händen, von den Schergen an Stricken gehalten, mit geſenktem Haupte, ſchweigend vor Annas. Dieſer alte, hagre Böſewicht, mit dünnem Barte, voll Hohn und kalter jüdiſcher Heſſart, ſtellte ſich halb lächelnd, als wiſſe er gar nicht, und als wundere er ſich höchlich, daß Jeſus der ihm angekündete Gefangene ſey. Seine Anrede an Jeſus, die ich nicht mit denſelben Worten vorbringen kann, war ihrem Sinne nach ungefähr folgende: „Ei, ſieh da, Jeſus von Nazareth! du biſt es! wo ſind denn deine Jünger, dein großer Anhang? Wo iſt dein Königreich? Es ſcheint Alles eine andere Wendung mit dir genommen zu haben! Das Schwäben hat ſein Ende gefunden; man hat zugeſehen, bis es genug war des Gotteslästerns, Prieſterlästerns und Sabbathſchändens. Wer ſind deine Jünger? Wo ſind ſie? Nun ſchweigſt du, rede! Aufwiegler! Verführer! du haſt ja das Oſterlamm ſchon gegeſſen auf ungewohnte Art, zu ungewohnter Zeit, an ungewohntem Orte? Du willſt eine neue Lehre aufbringen. Wer hat dir das Recht zu lehren gegeben? Wo haſt du gelernt? ſprich! Was iſt deine Lehre, die Alles empöret? Sprich! Rede! was iſt deine Lehre?“

Da richtete Jeſus ſein müdes Haupt empor, ſah Annas an und ſprach: „Ich habe öffentlich geredet vor aller Welt. Ich habe allezeit gelehret in den Synagogen oder im Tempel, wo alle Juden zuſammen kommen. Heimlich habe ich nichts geredet. Warum fragſt du mich? Frage die, welche gehört haben, was ich zu ihnen geredet habe. Sieh! dieſe wiſſen, was ich geredet habe!“

Als das Angesicht des Annas bei diesen Worten Jesu Grimm und Hohn verrieth, und ein schändlicher augendienender Gerichtsknecht, der neben Jesu stand, dieses bemerkte, schlug dieser Schurke den Herrn mit voller Hand, an der er mit Eisen bewaffnet war, prasselnd auf Mund und Wange mit den Worten: „antwortest du so dem Hohenpriester?“ Jesus, von der Heftigkeit des Schlages erschüttert und von den zugleich stoßenden und zerrenden Bütteln gerissen, fiel seitwärts auf die Stufen, das Blut floß ihm von dem Angesichte; Höhnen, Murren, Lachen und Schimpfen füllte die Halle. Sie rissen aber Jesum unter Mishandlungen wieder auf, und der Herr sprach ruhig: „Habe ich unrecht geredet, so beweise es, habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?“

Annas, durch Jesu Ruhe höchst ergrimmt, forderte nun die Anwesenden auf, weil er es selbst begehre, jezt zu sagen, was sie denn von ihm gehört, daß er geredet habe. Da erfolgte nun ein verwirrtes Schmähen und Schreien von allerlei Gesindel. Er habe gesagt, er sey ein König, Gott sey sein Vater, die Pharisäer seyen Ehebrecher, er wiegle das Volk auf, er heile am Sabbath durch den Teufel, die Leute in Ophel seyen wie rasend um ihn gewesen, sie hätten ihn ihren Retter, ihren Propheten genannt, er lasse sich Sohn Gottes nennen, er spreche, er sey Gottes Gesandter, er schreie wehe über Jerusalem, lehre vom Untergange der Stadt, halte die Fasten nicht, ziehe mit vielem Volke herum, esse mit Unreinen, mit Heiden, Zöllnern und Sündern, schleppe sich mit Ehebrecherinnen und schlechten Frauen. Er habe noch jezt erst vor dem Thore von Ophel gesagt, er wolle einem, der ihm zu trinken gab, Wasser des ewigen Lebens geben und es solle ihn nie wieder dürsten. Er führe das Volk irr durch vieldeutige Worte. Er verschwende fremdes Geld und Gut, und rede den Menschen allerlei Unwahrheiten von seinem Reiche vor, und vieles dergleichen.

Alle dieſe Beſchuldigungen wurden dem Herrn verwirrt durcheinander vorgeworfen, ſie traten vor ihn und ſagten ihm alles ſolches mit Schimpfreden vermiſcht in das Angeſicht, und die Schergen ſtießen ihn hin und her, und ſagten: „ſprich, antworte!“ — Annas und ſeine Räthe aber ſprachen hohnlächelnd dergleichen Worte dazwiſchen, als z. B. „Nun da hören wir die feine Lehre, was antworteſt du? Das wäre alſo die öffentliche Lehre. Das Land iſt voll davon. Kannſt du hier nichts vorbringen? Warum befiehlſt du nicht, König? — du Gottes Geſandter — zeige nun deine Sendung!“

Auf jede ſolche Aeußerung der Oberen erfolgte ein Zerren, Stoßen, Höhnen der Schergen und Naheſtehenden, die alle es gern dem frechen Fauſtſchläger gleich gethan hätten.

Jeſus wankte hin und her, und Annas ſprach mit kaltem Hohne zu ihm: „wer biſt du, was für ein König, was für ein Geſandter biſt du? ich meinte, du ſeyſt eines unbekannten Zimmermanns Sohn, oder biſt du Elias, der auf dem feurigen Wagen zum Himmel gefahren iſt? Sie ſagen, er lebe noch, du kannſt dich auch unſichtbar machen, du biſt oft entwiſcht, oder biſt du gar Malachias? Du haſt immer geprahlet von dieſem Propheten und legſt ihn gerne auf dich aus, es iſt auch ſo ein Geſchwätz von ihm, er habe keinen Vater gehabt, er ſey ein Engel geweſen, er ſey nicht geſtorben, eine ſchöne Gelegenheit für einen Betrüger, ſich für ihn auszugeben. Sage, was biſt du für ein König? Du meſſt als Salomo, das iſt auch ein Wort von dir. Wohlan, ich will dir den Titel deines Reiches nicht länger vorenthalten.“

Und nun ließ ſich Annas einen etwa ¾ Ellen langen und drei Finger breiten Zettel geben, legte ihn auf eine vorgehaltene Tafel und ſchrieb mit einer Rohrfeder eine Reihe großer Buchſtaben darauf, deren jeder eine Beſchuldigung gegen den Herrn enthielt. Dieſen Zettel ſteckte er zuſam-

mengerollt in einen hohlen kleinen Flaschen-Kürbis und oben einen Zapfen auf die Oeffnung, befestigte dann den Kürbis auf ein Rohr und sagte, indem er ihm diesen Spottzepter darreichen ließ, mit kaltem Hohne solche Worte, wie: „Hier hast du den Zepter deines Reiches, es sind alle deine Titel, Würden und Rechte darin eingeschlossen. Trage sie hin zu dem Hohenpriester, daß er deine Sendung und dein Reich daraus erkenne und dich nach Würden behandle. Bindet ihm die Hände und führet diesen König vor den Hohenpriester.“ Sie hatten aber Jesu früher die Hände losgebunden, und banden sie ihm nun, nachdem sie ihm den Schimpfzepter, der die Anklage des Annas enthielt, hinein befestigt hatten, kreuzweis vor der Brust und so führten sie den Herrn unter Gelächter, Hohngeschrei und Mishandlung der Halle hinaus zu Kaiphas.

Jesus wird von Annas zu Kaiphas geführt.

Als Jesus zu Annas geführt wurde, hatte er das Haus des Kaiphas schon nach einer Seite hin liegen lassen, und er wurde nun in einer Winkellinie wieder zurück geführt. Das Haus des Annas wird von jenem des Kaiphas kaum dreihundert Schritte entfernt seyn.*) Der Weg, welcher theils durch Mauern und Reihen von kleineren Gebäuden, die zum Gerichtshause des Kaiphas gehören, führt, war mit Feuerkesseln auf Stangen beleuchtet und voll schreiender und tobender Juden. Die Soldaten konnten kaum die Menge abhalten. Die, welche bei Annas geschimpft hatten, wiederholten jezt dessen

*) Die Erzählende bediente sich hier einer Distantangabe ihres Wohnortes, sie sagte: „etwa so weit als von meiner Wohnung bis zum Hause des H. K. Rath M.....n,“ welche Entfernung hier aus der Erinnerung höchstens auf 300 Schritte angeschlagen ist.

Schimpfreden auf ihre Weise nochmals vor dem Volke, und Jesus ward während des ganzen Weges geschmäht und mishandelt. Ich sah, wie allerlei bewaffnete Gerichtsdiener einzelne kleine Haufen von wehklagenden Leuten, die Jesum bemitleideten, hinwegtrieben, und wie sie Andern, die sich durch Schmähen oder Beschuldigungen auszeichneten, Geld gaben und sie mit ihren Gesellen in den Hof des Kaiphas einließen.

Gerichtshof des Kaiphas.

Um zu dem Gerichtshause des Kaiphas zu kommen, geht man zuerst durch ein Thor in einen geräumigen äußern Hof, dann wieder durch ein Thor in einen andern Hof, der mit seinen Mauern das ganze Haus umgiebt. (Wir werden diesen künftig den inneren Hof nennen.) Den vorderen Theil des Hauses, das über zweimal so lang als breit ist, bildet ein an drei Seiten mit bedeckten Säulengängen umgebener, in der Mitte aber dachloser geplatteter Raum, der Vorhof oder das Atrium genannt, in welches von diesen drei Seiten Eingänge führen. Der Haupteingang in das Atrium ist an der langen Seite des Hauses; hier eintretend kömmt man links unter freiem Himmel zu einer ausgemauerten Grube, worin Feuer unterhalten wird, und wendet man sich rechts, so zeigt sich, die vierte Seite des Atriums bildend und ein paar Stufen höher liegend, hinter einigen höheren Säulen ein bedeckter Raum, ungefähr halb so groß als das Atrium, in welchem sich die Sitze der Rathsversammlung auf einem mehrere Stufen aufsteigenden Halbkreis befinden. Der Sitz des Hohenpriesters ist oben in der Mitte. Der Standort des Angeklagten ist im Mittelpunkte des Halbkreises von den Wachen umgeben, und zu beiden Sei-

*) Sieh am Schluße dieses Buches den Entwurf eines Grundrisses.

ten und hinter ihm bis in das Atrium hinab iſt die Stelle der Zeugen und Ankläger. Zu dieſem halbrunden Sitze der Richter führen von der Rückwand drei Eingänge, welche aus einem hinter dem Gerichtsſitze liegenden, gröſseren, runden Saale kommen, deſſen Wand auch von einem kreisförmigen Sitze umgeben iſt. Hier werden abgeſonderte Sitzungen gehalten. Wenn man vom Gerichtsſitze aus in dieſen runden Saal tritt, führen links und rechts Thüren aus demſelben mehrere Stufen hinab auſser das Haus in den innern, umgebenden Hof, der hier, der Form des Hauſes folgend, in die Runde läuft. Von der rechts aus dem Saale führenden Thüre hinaustretend und ſich links im Hofe gegen das Gebäude wendend, kömmt man an die Thüre eines dunklen unterirdiſchen Kerkergewölbes, welches ſich unter dieſem hinteren Saale befindet, der, wie der öffentliche Gerichtsſitz höher als das Atrium liegend, den Raum zu unterirdiſchen Gewölben darbietet. Es ſind mehrere Kerker in dieſem runden Theile des Hofes, in deren einem ich nach dem Pfingſtfeſte Johannes und Petrus eine Nacht lang gefangen ſitzen ſah, als Petrus den Lahmen an der ſchönen Pforte des Tempels geheilt hatte.

In dem Gebäude und umher war alles voll Fackeln und Lampen, es war hell, wie am Tage. In der Mitte des Atriums leuchtete auſserdem die groſse Feuergrube, ſie iſt wie ein in den Boden verſenkter oben offener Ofen, man wirft von oben Brand hinein, ich glaube Erdkohlen. Es ſteigen an den Seiten etwas über Mannshöhe wie Hörner draus empor, es ſind Röhren, die den Rauch ablenken, in der Mitte ſieht man jedoch das Feuer. Es drängten ſich Soldaten, Gerichtsknechte, allerlei Geſindel, gemeine beſtochene Zeugen um das Feuer; es waren auch Weibsleute zwiſchen ihnen, worunter ſchlechte Dirnen, ſie ſchenkten da ein rothes Getränke und backten Kuchen für die Soldaten um Geld. Es gieng da wirr her, als ſey Faſtnachtsabend.

Die meiſten Berufenen waren ſchon um den Hohenprieſter Kaiphas auf dem halbrunden Richterſitze verſammelt, hie und da kamen noch einige. Die Ankläger und falſchen Zeugen füllten ſchier das Atrium. Viele Leute drängten ſich zu, und man wies ſie mit Gewalt weg.

Kurz vor der Ankunft des Zuges mit Jeſu kamen auch Petrus und Johannes, noch mit den Botenmänteln bekleidet, bis in den äußerſten Hof vor das Haus. Johannes kam auch noch glücklich durch Verwendung des ihm bekannten Dieners durch das Thor des inneren Hofes, welches man jedoch des großen Andrangs wegen hinter ihm ſchloß. Petrus aber, der ſich im Gedränge verſpätet hatte, kam vor das verſchloſſene Thor dieſes inneren Hofes, und die Pfortnerin wollte ihn nicht einlaſſen. Johannes aber ſprach von innen mit dieſer, daß ſie ihm öffnen möge, und er wäre dennoch nicht hinein gekommen, wenn Nicodemus und Joſeph von Arimathia, welche nun auch ankamen, ihm nicht herein geholfen hätten. Im Innern gaben ſie die Mäntel wieder an die Diener ab, und ſtellten ſich ſtill unter die Menge im Atrium zur Rechten, wo man auf den Sitz der Richter ſah. Kaiphas ſaß ſchon auf ſeinem Richtſtuhle oben in der Mitte des geſtuften Halbkreiſes, um ihn her ſaßen wohl an ſiebenzig Glieder des hohen Rathes. Viele Stadtverordnete, Aelteſte, Schriftgelehrte ſtanden und ſaßen an beiden Seiten, und um ſie her viele Zeugen und Schurken. Es waren Kriegsknechte zu den Füßen des Rathsſitzes unter den Eingangsſäulen und durch das Atrium bis zu jenem Thore aufgeſtellt, durch welches der Zug erwartet wurde; es war dieſes aber nicht das dem Richterſitze gerad gegenüber liegende Thor, ſondern es lag von dieſem Sitze aus an der linken Seite des Atriums.

Kaiphas war ein geſetzter Mann von glühendem, grimmigem Angeſichte; er trug einen langen dunkelrothen mit goldnen Blumen und Quaſten verzierten Mantel, auf

Brust und Schultern und überhaupt vorn herab mit allerlei blinkenden Schildern zusammengeheftet; er hatte eine Mütze auf, die oben einer niederen Bischofsmütze glich, zwischen dem zusammengebogenen Hinter- und Vordertheile waren an der Seite Oeffnungen, wo etwas Stoff heraushieng, an der Seite des Kopfes fielen Lappen auf die Schultern herab. Kaiphas war schon ziemlich lange Zeit mit seinen Anhängern des hohen Raths versammelt, viele waren seit dem Auszuge des Judas mit der Schaar beisammengeblieben. Seine Ungeduld und sein Grimm wuchs so hoch, daß er selbst in seinem ganzen Ornate von dem hohen Sitze in den Vorhof hinablief, und zankte und fragte, ob er noch nicht bald komme; indem näherte sich der Zug, und er kehrte zu seinem Sitze zurück.

Jesus vor Kaiphas.

Unter tobendem Hohngeschrei, Stoßen, Reißen und mit Unflath beworfen ward Jesus in das Atrium geführt, wo ein dumpfes Murren und Flüstern des zurückgehaltenen Grimms an die Stelle der ungebundenen Pöbelwuth trat. Vom Eingange wendete der Zug sich rechts vor den Richtersitz, und als Jesus bei Petrus und Johannes vorüber gieng, blickte sie der liebe Heiland an, doch ohne sein Haupt zu wenden, um sie nicht zu verrathen. Kaum war Jesus durch die Säulen empor vor den Rath getreten, als Kaiphas ihm auch entgegenschrie: „bist du da, du Gottesschänder, der uns diese heilige Nacht verstöret!“ Der Flaschen-Kürbis, worin der Anklagezettel des Annas, wurde nun von dem Spottzepter Jesu abgenommen, und nachdem die Beschuldigungen abgelesen worden, ergoß sich Kaiphas in einen Strom von Schimpfnamen und Verwürfen gegen Jesum, und die Schergen und näherstehen-

den Soldaten zerrten und ſtießen unſern Herrn; ſie hatten eiſerne Stäbchen in den Händen, an denen oben ſtachelichte birnenförmige Knöpfe ſaßen, mit welchen ſie ihn hin und her ſtießen und dazu ſchrieen: „antworte! öffne den Mund! kannſt du nicht reden?“ Alles dieſes geſchah während Kaiphas noch grimmiger als Annas eine Unzahl ſtürmender Fragen an Jeſum that, der ſtill und leidend vor ſich nieder ſah, ohne Kaiphas anzublicken. Die Schergen aber wollten ihn zum Reden zwingen, ſie ſtießen ihn in den Nacken und in die Seiten, ſie ſchlugen ihn auf die Hände und ſtachen ihn mit Pfriemen. Ja ein greulicher Bube drückte ihm mit dem Daum die Unterlippe auf die Zähne und ſagte: „hier, nun beiße!“

Nun aber folgte das Zeugenverhör. Es war dieſes theils nur ein wirres Schreien und Toben von beſtochenem Pöbel, theils waren es die Ausſagen von einzelnen Partheien ſeiner grimmigſten phariſäiſchen und ſadduzäiſchen Feinde aus dem ganzen Lande, die hier an dem Feſte aufgeſucht worden waren. Man brachte alles wieder vor, worauf er hundertmal geantwortet hatte: er heile und treibe die Teufel durch den Teufel aus, ſchände den Sabbath, breche die Faſten, ſeine Jünger wüſchen die Hände nicht, er wiegle das Volk auf, er nenne die Phariſäer Schlangengezücht und Ehebrecher, prophezeihe den Untergang Jeruſalems, gehe mit Heiden, Zöllnern, Sündern und ſchlechten Weibern um. Er ziehe mit großen Schaaren umher, laſſe ſich einen König, Propheten, ja den Sohn Gottes nennen und ſpreche immer von ſeinem Reiche. Er beſtreite die Erlaubniß der Eheſcheidung. Er habe wehe über Jeruſalem gerufen. Er nenne ſich das Brod des Lebens. Er führe unerhörte Lehren: wer ſein Fleiſch nicht eſſe, ſein Blut nicht trinke, werde nicht ſelig werden.“

Auf dieſe Weiſe wurden alle ſeine Worte, Lehren und Parabeln, verdreht und verkehrt, von Schimpfworten und

Mishandlungen unterbrochen, als Beschuldigungen gegen ihn vorgebracht. Alle aber widersprachen und verwickelten sich. Der eine sagte: „er giebt sich für einen König aus;“ der andere: „nein, er läßt sich nur so nennen und als man ihn ausrufen wollte, lief er hinweg;“ dann schrie einer aus: „aber er sagt, er sey Gottes Sohn.“ Ein anderer aber erwiederte: „nein, dies nicht, er nennt sich nur Sohn, weil er des Vaters Willen thue.“ Einige sagten, er habe sie geheilt, und sie seyen nachher wieder krank geworden, mit seinem Heilen sey es nichts als Zauberei. Auf Zauberei liefen überhaupt viele Beschuldigungen und Zeugniße hinaus. Vom Heilen des Mannes am Teiche Bethesda wurde auch falsch gezeugt und gelogen und widersprochen. Auch die Pharisäer von Sepphoris, mit denen er einmal über die Ehescheidung disputirte, beschuldigten ihn der falschen Lehre, und jener Jüngling von Nazareth, den er nicht unter seine Jünger aufnehmen wollen, war auch niederträchtig genug, hier aufzutreten und gegen ihn zu zeugen. Auch über das Lossprechen der Ehebrecherin am Tempel und das Zeihen der Pharisäer beschuldigten sie ihn, außer vielem andern.

Sie vermochten jedoch keine rechtlich begründete Anschuldigung zu Stande zu bringen. Die Zeugenhaufen traten ab und auf und schimpften ihn mehr ins Gesicht, als daß sie zeugten. Sie stritten nur immer heftig untereinander, und dazwischen setzte sich das Schimpfen von Kaiphas und einzelnen Räthen ununterbrochen fort. Sie schrieen immer zwischen durch: „welch ein König bist du? Zeige deine Macht. Rufe die Legionen Engel, von denen du im Oelgarten sprachst. Wo hast du das Geld der Wittwen und Thoren hingebracht, ganze Güter hast du verschleudert, was ward aus allem diesem? Antworte, rede! jezt, da du reden solltest vor dem Richter, verstummest du, wo du aber besser geschwiegen hättest, vor dem Pöbel und Weibergesindel da hattest du viele Worte, u. s. w.“

Alle diese Reden waren von stäten Mishandlungen der Gerichtsdiener begleitet, die ihn mit Schlagen und Stossen zum Antworten zwingen wollten. Durch Gott allein konnte er bei allem diesem noch länger leben, um die Sünden der Welt zu tragen. Einige niederträchtige Zeugen sagten aus, der Herr sey ein unehelicher Sohn; da widersprachen aber andere und sagten: „das ist erlogen, denn seine Mutter war eine fromme Jungfrau im Tempel, und wir waren bei ihrer Trauung mit einem sehr gottesfürchtigen Manne zugegen.“ Diese Zeugen fiengen darüber zu zanken an.

Man warf Jesu und den Jüngern auch vor, daß sie am Tempel nicht opferten. Ich habe auch nie gesehen, daß Jesus oder die Apostel, seit sie bei ihm waren, Schlachtopfer zum Tempel gebracht, außer die Osterlämmer. Joseph und Anna opferten jedoch bei ihren Lebzeiten oft für Jesum. — Diese Beschuldigung aber war werthlos, denn die Essener brachten auch keine Schlachtopfer, ohne darum strafwürdig zu seyn. Den Vorwurf der Zauberei brachten sie häufig vor, und Kaiphas behauptete selbst mehrmals, die Verwirrung der Zeugen sey eine Folge seiner Zauberkünste.

Einige sagten nun, er habe das Pascha unregelmäßig gestern, nehmlich am heutigen Sabbath schon, gegessen, und auch voriges Jahr schon Unordnung darin gehalten; darüber wurde auch viel getobt und geschimpft. Die Zeugen aber hatten sich so verwirrt und versprochen, daß Kaiphas und der sämmtliche Rath ganz beschämt und ergrimmt war, indem sie auch gar nichts auftreiben konnten, was sich einigermaßen hielt. Nicodemus und Joseph von Arimathia wurden aber aufgerufen, sich zu erklären, weil er das Pascha in des Letzteren Ostersaal auf Sion gegessen, und sie traten vor Kaiphas und sagten und bewiesen es aus Schriftrollen, daß die Galiläer nach einem altem Herkommen das Pascha einen Abend früher essen dürften. Das Osterlamm

sey übrigens in der Ordnung, denn es seyen Leute vom Tempel zugegen gewesen. Dieses letzte machte die Zeugen sehr verlegen und besonders ärgerte es die Feinde Jesu, als Nicodemus die Schriftrollen holen ließ und das Recht der Galiläer daraus verlegte. Außer mehreren Gründen für dieses Recht der Galiläer, die ich vergessen habe, war als ein Grund angeführt, daß man sonst bei sehr großer Volksmenge im Tempel nicht zur gesetzlichen Zeit fertig werden könne, und das Gedränge auf der Heimkehr zu groß würde. Obgleich nun von diesem Rechte der Galiläer nicht immer Gebrauch gemacht wurde, so war es doch durch die vorgelegten Schriften von Nicodemus vollkommen erwiesen, und der Grimm der Pharisäer gegen Nicodemus stieg noch mehr, als dieser seine Worte mit der Erklärung schloß, wie sehr der ganze Rath in einer, mit so selbstsicherem Vorurtheil, in so stürmischer Eile, in der Nacht vor dem heiligsten Feste unternommenen Anklage sich durch die schlagenden Widersprüche aller Zeugen vor der hier versammelten Menge beschimpft fühlen müße. Sie blickten mit Grimm auf Nicodemus und trieben ihr schnödes Zeugenverhör um so eilender und unverschämter, und nach vielen schändlichen, verkehrten, lügenhaften Aussagen traten zuletzt noch zwei Zeugen auf und sagten: Jesus habe gesagt, ich will den Tempel, der mit Händen gemacht ist, abbrechen und einen andern in drei Tagen wieder aufbauen, der nicht mit Menschenhänden gemacht ist. Aber diese beiden zankten sich auch. Der Eine sagte: er wolle einen neuen Tempel aufführen, drum habe er ein anderes Pascha in einem andern Gebäude gehalten, denn er wolle den alten Tempel abbrechen. Der Andere aber sagte: jenes Gebäude sey ja von Menschenhänden gebaut, dieses habe er also nicht gemeint.

Kaiphas wurde nun ganz erbittert, denn die Mißhandlung Jesu, der Widerspruch der Zeugen und die unbegreifliche stumme Geduld des Angeklagten machten einen

sehr üblen Eindruck auf viele Anwesende. Einigemal wurden die Zeugen schier verlacht. Vielen wurde bei dem Schweigen Jesu ganz bange im Gewissen, und etwa zehn Kriegsknechte wurden so dadurch gerühret, daß sie unter dem Vorwand der Uebelkeit sich hinwegbegaben; und als sie bei Petrus und Johannes vorüberkamen, sprachen sie zu ihnen: „dieses Schweigen Jesu des Galiläers bei so schändlichem Verfahren ist herzzerreißend, es ist, als solle einen die Erde verschlingen. Aber saget, wo sollen wir uns hinwenden?“ Die beiden Apostel aber, vielleicht weil sie ihnen nicht trauten und fürchteten, von ihnen als Jünger Jesu verrathen, oder doch als solche von den Umstehenden erkannt zu werden, antworteten mit traurigem Blick nur im allgemeinen: „so euch die Wahrheit ruft, laßt euch von ihr führen, das Uebrige wird sich finden.“ Da verließen diese Männer den Vorhof des Kaiphas und eilten zur Stadt hinaus. Sie begegneten aber Andern, welche sie jenseits der Höhe von Sion hinwiesen in die Höhlen südlich von Jerusalem. Hier fanden sie mehrere Apostel versteckt, welche anfangs vor ihnen erschracken, dann aber von ihnen Nachricht empfiengen, wie es um Jesus stehe, und daß auch für sie Gefahr sey, worauf sie sich wieder an andere Orte zerstreuten.

Kaiphas, durch das widersprechende Reden der beiden letzten Zeugen und ihre Beschämung ganz ergrimmt, stand nun von seinem Sitze auf und gieng ein paar Stufen nieder zu Jesu und sagte: „antwortest du nichts auf dieses Zeugniß?“ Er ärgerte sich aber, daß Jesus ihn nicht anblickte. Da rissen die Schergen unserm Herrn das Haupt bei den Haaren zurück und stießen ihn mit Fäusten unter das Kinn. Sein Blick jedoch blieb gesenkt. Kaiphas aber hob die Hände heftig empor und sagte mit ergrimmter Stimme: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagest, ob du Christus, der Messias, der Sohn Gottes, des Hochgelobten bist?“

Da ward eine grosse Stille in alle dem Getümmel, und Jesus sagte von Gott gestärkt mit einer unaussprechlich würdigen, alles erschütternden Stimme, mit der Stimme des ewigen Wortes: „Ich bin es, du sagst es! und ich sage euch, bald werdet ihr den Menschensohn sitzen sehen zur Rechten der Majestät und kommen auf den Wolken des Himmels!“

Ich sah während dieser Worte Jesum wie leuchtend, und über ihm den Himmel offen, und sah darin in einem unaussprechlichen Inbegriffe Gott den allmächtigen Vater, ich sah die Engel und das Gebet der Gerechten, als schrieen und beteten sie für Jesum. Ich sah aber, als sage die Gottheit Jesu aus dem Vater und aus Jesu zugleich: „Wenn ich leiden könnte, wollte ich leiden, weil ich aber barmherzig bin, habe ich Fleisch angenommen im Sohne, auf daß der Menschensohn leide, denn ich bin gerecht, und sieh, die Sünden aller dieser, die Sünden aller Welt trägt er.“

Unter Kaiphas aber sah ich die ganze Hölle offen, einen trüben feurigen Kreis voll Greulgestalten, und sah ihn darüber stehen, nur wie durch einen dünnen Flor über ihm getragen. Ich sah ihn durchdrungen vom Grimm der Hölle. Das ganze Haus erschien mir nun wie eine sich von unten aufwühlende Hölle. Es war, da der Herr feierlich ausgesprochen hatte, daß er Christus, der Sohn Gottes sey, als erschrecke die Hölle vor ihm, und lasse ihren ganzen Grimm gegen ihn plötzlich in dieses Haus aufsteigen; wie mir aber Alles in Formen und Bildern gezeigt wird, (welche Sprache mir auch viel wahrer, kürzer und deutlicher ist, als andere Explicationen, weil die Menschen doch auch Gestalten und handgreiflich und keine Redensarten sind,) so sah ich die Angst und Wuth der Hölle in unzähligen Greulgestalten an vielen Stellen wie aus der Erde heraufdringen; ich erinnere mich, darunter ganze Schaaren von kleinen dunkeln Gestalten gleich aufrecht laufenden Hunden mit kurzen langkral-

lichten Pfoten gesehen zu haben, weiß aber jezt nicht gleich zu bestimmen, welche Art von Bosheit mir in ihrer Gestalt gezeigt werden sollte, damals wußte ich es. Jezt weiß ich nur noch die Gestalt, doch ist beides dasselbe. Solche schreckliche Schatten sah ich in die meisten der Anwesenden fahren, oder vielen von ihnen auf dem Haupte oder den Schultern sitzen. Die Versammlung war voll von ihnen und die Wuth stieg in allen Bösen. Ich sah auch in diesem Augenblicke aus Gräbern jenseits von Sion scheußliche Gestalten hervordringen, ich glaube, es waren böse Geister. Auch in der Nähe des Tempels sah ich viele Erscheinungen aus der Erde hervorgehen, und unter diesen erschienen mehrere gleich Gefangenen, die sich mit Fesseln schleppten. Ich weiß nicht mehr, ob alle diese letzteren auch Erscheinungen böser Geister oder an irdische Orte gebannter Seelen waren, welche vielleicht jezt zur Vorhölle zogen, die der Herr ihnen durch sein Todesurtheil eröffnete. — Man kann solche Dinge nie vollkommen aussprechen, man möchte den Unwissenden kein Aergerniß geben, man fühlt aber diese Dinge, wenn man sie sieht, und die Haare einem emporsteigen. Es war etwas Greuliches in diesem Augenblicke. Ich glaube, Johannes muß auch davon gesehen haben, ich hörte ihn nachher davon reden. Wenigstens fühlten alle nicht ganz Verlorene mit einem tiefen Grauen das Entsetzliche in diesen Augenblicken, die Bösen aber fühlten es mit einem wilden Aufflammen ihres Grimmes.

Und Kaiphas, wie von der Hölle begeistert, ergriff den Saum seines Prachtmantels, durchschnitt ihn mit einem Messer und zerriß ihn mit zischendem Geräusch, laut aufschreiend: „er hat gelästert, was bedarf es noch der Zeugen, nun habet ihr die Gotteslästerung selbst gehört, was dünkt euch nun?“ — Da standen alle noch Anwesende auf und riefen mit schrecklicher Stimme: „er ist des Todes schuldig! Er ist des Todes schuldig!“

Während dieſes Geſchreies war jenes finſtere Wüthen der Hölle am ſchrecklichſten im Hauſe. Die Feinde Jeſu waren wie vom Satan berauſchet, und eben ſo ihre Augendiener und hündiſchen Knechte. *) Es war, als rufe die Finſterniß ihren Triumph über das Licht aus. Es überfiel alle Anweſende, in denen noch ein Bezug auf irgend Gutes war, ein ſolches Grauen, daß viele ſich verhüllten und hinwegſchlichen. Auch die Vornehmeren unter den Zeugen verließen nun, da ſie nicht mehr nöthig waren, mit böſem Gewiſſen das Richthaus. Niedrigere trieben ſich im Vorhofe am Feuer herum, wo ihnen Geld ausgezahlt wurde, und wo ſie nun fraßen und ſoffen.

Der Hoheprieſter aber ſagte nun den Schergen: „ich gebe euch dieſen König preis, thut dem Gotteslästerer ſeine Ehre an;“ und er begab ſich dann mit ſeinen Rathsherren in den hinter dem Richterſitze gelegenen runden Saal, in welchen man von hier aus nicht ſehen konnte.

Johannes in ſeiner tiefen Betrübniß gedachte nun der armen Mutter Jeſu. Er war beſorgt, es möge ihr die ſchreckliche Botſchaft durch irgend einen Feind noch verwundender mitgetheilt werden, und ſo blickte er nochmal nach dem Heiligſten der Heiligen, gedenkend: „Meiſter, du weißt wohl, warum ich gehe“, und eilte dann, als ſende ihn Jeſus ſelbſt, aus dem Richthauſe zu der heiligen Jungfrau. Petrus aber, ganz zerſtört von Angſt und Schmerz, und durch Ermüdung die empfindliche Kühle des nahenden Morgens lebhafter fühlend, verbarg ſeine verzweifelte Betrübniß ſo gut er konnte, und nahte ſchüchtern der Feuergrube im Atrium, bei welchem allerlei Geſindel ſich wärmend herum trieb. Er wußte nicht, was er that, aber er konnte nicht von ſeinem Meiſter hinweg.

*) Dieſe hündiſche Augendienerei iſt vielleicht die vergeſſene Bedeutung der S. 80, als die Anweſenden in Beſitz nehmend, angeführten Satansbilder.

Jeſu Verſpottung vor Kaiphas.

Indem Kaiphas, Jeſum preis gebend, mit dem Rathe den Gerichtsſaal verließ, ſtürzte die Rotte aller anweſenden böſen Buben wie ein ergrimmter Weſpenſchwarm über unſern Herrn, der bisher noch immer von zweien der vier erſten Schergen an Stricken feſt gehalten worden war. Zweie von dieſen vieren hatten ſich vor dem Gerichte entfernt, um ſich mit andern abzulöſen. Schon während des Verhöres hatten die Schergen und andre Schurken ganze Locken aus dem Haupthaare und dem Barte Jeſu ſchmerzlich ausgeriſſen. Es nahmen gute Leute heimlich einige Flocken dieſer Haare vom Boden auf und ſchlichen damit von dannen, aber ſie ſind ihnen ſpäter verſchwunden. Auch angeſpieen hatte die böſe Rotte Jeſum ſchon während des Verhöres und unzähligemal mit Fäuſten geſchlagen, mit ſtachelkolbichten Stöcken geſtoßen und mit Nadeln geſtochen. Nun aber ergoß ſich ihre Wüterei auf eine unſinnige Weiſe über den armen Jeſus. Sie ſetzten ihm abwechſelnd mehrere Kronen von Stroh und Baſt geflochten in verſchiedenen Formen des Spottes auf und ſchlugen ſie ihm immer wieder mit anderen boshaften Hohnworten von dem Haupte. Bald ſagten ſie: „ſehet den Sohn Davids mit der Krone ſeines Vaters," bald: „ſehet, das iſt mehr als Salomo" bald: „da iſt der König, der ſeinem Sohne Hochzeit machet," und ſo höhnten ſie in ihm alle ewige Wahrheit, die er zum Heile der Menſchen in Wahrheit und Gleichniß ausgeſprochen hatte. Sie ſchlugen ihn mit Fäuſten und Stöcken, warfen ihn hin und her, und ſpieen ihn auf eine ſcheußliche Weiſe an. Sie flochten zuletzt noch eine

Krone von dickem Weizenstroh, wie es dort zu Lande wächst, setzten ihm eine hohe Mütze, fast wie eine hohe jetzige Bischofsmütze auf, und den Strohkranz darüber, nachdem sie ihm seinen gestrickten Rock ausgezogen hatten. Da stand nun der arme Jesus mit der Unterleibsbinde und einem Brust- und Nacken-Scapulier bekleidet, aber auch dieses letztere rissen sie ihm ab, und er hat es nicht wieder erhalten. Sie hängten ihm hierauf einen alten, ganz zerlumpten Mantel um, dessen vorderer Theil die Kniee nicht bedeckte, und legten ihm um den Hals eine lange Eisenkette, welche ihm gleich einer Stola von den Schultern über die Brust bis zu den Knieen niederhieng. Diese Kette aber endete mit zwei schweren und stachelichten großen Ringen, welche ihm beim Gehen und Fallen die Kniee schmerzlich verwundeten. Sie banden ihm von neuem die Hände vor die Brust, gaben ihm ein Rohr hinein, und bedeckten nun mit dem scheußlichen Auswurf ihrer unreinen Mäuler sein mishandeltes Angesicht. Sein verwüstetes Haupt- und Barthaar, seine Brust und der ganze obere Theil des Spottmantels hiengen voll Unflath in allen Farben des Ekels. Sie banden ihm einen scheußlichen Lumpen um seine Augen und schlugen ihn mit Fäusten und Stöcken und schrieen: „großer Prophet! prophezeihe, wer hat dich geschlagen?“ Er aber sprach nicht, betete innerlich für sie, seufzte und wurde geschlagen. So mishandelt, vermummt und verunreinigt, schleppten sie ihn an der Kette in den hinteren Rathssaal, sie stießen ihn mit Füßen und Knütteln unter Hohngeschrei vor sich her: „fort mit dem Strohkönig, er muß sich in der Huldigung, die wir ihm geleistet, auch dem Rathe zeigen;“ und als sie hereinkamen, wo Viele des Raths und auch Kaiphas noch auf halb kreisförmiger Erhöhung saßen, begann ein neuer Hohn, und alles mit einem tief niederträchtigen Witz und Räter sacrilegischer Schändung heiliger Gebräuche und Handlungen. So wie

sie beim Anspeien und Beflecken mit Koth ihm zugeschrieen: „Da hast du deine Königssalbe, deine Prophetensalbe," so höhnten sie hier die Salbung Magdalenas und die Taufe. „Wie," riefen sie höhnend aus, „so unrein willst du vor dem hohen Rathe erscheinen? Andere willst du immer reinigen und bist selbst nicht rein. Nun aber wollen wir dich reinigen." Hierauf brachten sie einen Becken voll einer trüben schmutzigen Jauche, in der ein scheuslicher grober Lumpen lag, und unter Stoßen, Höhnen und Schimpfen, vermischt mit spottenden Begrüßungen und Verbeugungen, indem sie ihm die Zunge herausstreckten, oder ihm den Hintertheil des Leibes zuwendeten, fuhren sie ihm mit dem nassen schmierigen Lumpen über das Angesicht und die Schultern, ihn scheinbar abwischend, und besteckten ihn schändlicher als vorher, dann aber gossen sie ihm den ganzen scheuslichen Inhalt des Beckens über das Angesicht, mit den höhnenden Worten: „da hast du köstliche Salbung, da hast du Nardenwasser für dreihundert Denare, da hast du deine Taufe vom Teiche Bethesda."

Dieses letzte Hohnwort stellte gegen ihre Absicht Jesum dem Osterlamme gleich; denn die heut zu schlachtenden Opferlämmer wurden zuerst am Teiche bei dem Schafthore aus dem Gröberen gewaschen, und dann am Teiche Bethesda, südöstlich vom Tempel, zeremonienweis nochmals mit Wasser besprengt, ehe sie zum Pascha im Tempel geschlachtet wurden. Sie spielten aber eigentlich mit jener Rede auf den von ihm am Teiche Bethesda geheilten, acht und dreißigjährigen Kranken an, denn diesen habe ich damals dort auch waschen oder taufen sehen. Ich sage „waschen oder taufen," weil mir jene Handlung in diesem Augenblicke nicht genau erinnerlich vor Augen schwebt.

Nun aber schleppten und schleiften sie Jesum unter Stoßen und Schlagen im Kreise vor dem noch versammelten höhnenden und schimpfenden Rathe herum, und alles sah ich voll grimmiger Teufelsgestalten, es war ein dunk-

les, wirres, schauderhaftes Treiben. Aber um den mishandelten Jesus sah ich oft einen Glanz und ein Leuchten, seit er gesagt, daß er Gottes Sohn sey. Viele Anwesende schienen dasselbe innerlich mehr oder weniger auch zu ahnen, wenigstens in dem bangen Gefühle, daß alle Schmach, aller Hohn ihm seine unaussprechliche Würde nicht nehmen konnte. Seinen blinden Feinden schien dieses Leuchten um Jesus her nur durch ein tieferes Aufwallen ihres Grimmes fühlbar zu werden, mir aber erschien seine Glorie so auffallend, daß ich immer denken mußte, als verhüllten sie ihm das Angesicht allein, weil der Hohepriester seit dem Worte: „Ich bin's," Jesu Blick nicht mehr ertragen konnte.

Petri Verläugnung.

Als Jesus feierlich ausgesprochen hatte: „Ich bin es," und Kaiphas seine Kleider zerriß, und das Rufen, „er ist des Todes schuldig", sich mit dem Höhnen und Toben des Gesindels vermischte, als über Jesu der Himmel der Gerechtigkeit offen war, und die Hölle ihren Grimm, und die Gräber die gefangenen Geister loslieſen, als Alles voll Angst und Schauder war, vermochten Petrus und Johannes, welche viel gelitten hatten in klagloser, unthätiger, gespannter Anschauung der schrecklichen Mishandlung Jesu, nicht mehr länger hier zu stehen. Johannes gieng mit vielen abgehenden Leuten und Zeugen hinweg, und eilte zur Mutter Jesu, welche sich mit den heiligen Frauen in der Wohnung Marthas, unweit des Eckthores befand, wo Lazarus in Jerusalem ein ansehnliches Gebäude besaß. Petrus aber konnte nicht fortgehen, er liebte Jesum zu sehr. Er konnte sich kaum mehr faßen, er weinte bitterlich und verbarg es, so gut er konnte. Stehen wollte er

nicht bleiben, sein Eifer hätte ihn verrathen, und er konnte sich auch nirgends anders hinwenden, ohne aufzufallen; so gieng er dann im Atrium in den Winkel an das Feuer, wo Soldaten und allerlei Volk zu Haufen standen, die zu der Verspottung Jesu ab und zu giengen und ihre schlechten niederträchtigen Bemerkungen machten. Petrus hielt sich still, aber schon seine Untheilnahme und der tiefe Ausdruck von Betrübniß in seinem Gesichte, mußte ihn bei den Feinden Jesu verdächtigen. Es trat nun die Pförtnerin auch zum Feuer, und da Alles von Jesus und seinen Jüngern schwätzte und schimpfte, mischte sie sich auf Art frecher Weiber keck darein und sagte zu Petrus, indem sie ihn anschaute: „du bist auch einer von den Jüngern des Galiläers;“ da ward Petrus sehr verwirrt und bang und fürchtete sich, unter dem rohen Volke mishandelt zu werden und sagte: „Weib, ich kenne ihn nicht, ich weiß und verstehe nicht, was du willst.“ Nun aber stand Petrus auf und suchte sich von ihnen loszumachen, und gieng aus dem Atrium; und es war die Zeit, daß der Hahn draus vor der Stadt krähte. Ich erinnere mich nicht, ihn gehört zu haben, aber ich fühlte, jezt krähe er vor der Stadt. Als er herausgieng, sah ihn eine andere Magd und sagte zu einigen, die da umherstanden: „dieser ist auch mit Jesus von Nazareth gewesen,“ und die Umstehenden sagten: „bist du nicht auch einer von seinen Jüngern gewesen?“ Da war Petrus in grosser Angst und Verwirrung, und sprach mit einer Betheuerung: „Wahrhaftig, das bin ich nicht gewesen und kenne diesen Menschen nicht.“

Petrus aber eilte durch den ersten Hof in den äußersten, über dessen Mauer er Bekannte herüberschauen sah, um diese zu warnen. Er weinte und war so voll Angst und Trauer um Jesus, daß er an sein Verläugnen kaum gedachte. In dem äußersten Hofe waren viele Leute und auch Freunde Jesu, die man nicht weiter herzuließ, hinaus

ließ man aber Petrus. Dieſe Leute kletterten an der Mauer auf, um etwas zu hören, und Petrus fand da eine ganze Anzahl von Jüngern Jeſu, welche auch die Angſt aus den Höhlen vom Berge Hinnom hergetrieben hatte. Sie kamen gleich auf Petrus zu, und fragten ihn unter Thränen; er war aber ſo heftig betrübt und ſo bang, ſich zu verrathen, daß er ihnen nur mit wenigen Worten rieth, ſich zu entfernen, denn es ſey Gefahr für ſie hier. Nun wendete er ſich wieder von ihnen und gieng traurig umher, und ſie eilten ſogleich wieder aus der Stadt. Es waren dieſe wohl an ſechszehn der erſten Jünger, worunter Bartholomäus, Nathanael, Saturnin, Judas Barſabas, Simeon, der ſpäter Biſchof von Jeruſalem wurde, Zachäus und Manahem, der prophetiſche, blindgeborne, von Jeſus geheilte Jüngling. *)

Petrus aber hatte keine Ruhe, und die Liebe zu Jeſus trieb ihn wieder zurück in den inneren Hof, der das Haus umgab, und man ließ ihn wieder hinein, weil ihm gleich anfangs Nicodemus und Joſeph von Arimathia den Eingang verſchafft hatten. Er kehrte jezt aber noch nicht in den Vorhof des Richtſaales zurück, ſondern wendete ſich längs dem Hauſe rechts nach dem Eingange des hinter dem Richtſitze gelegenen runden Saales, in welchem die Rotte bereits Jeſum verhöhnend herumſchleppte. Petrus nahte ſchüchtern, und wenn er ſich gleich als verdächtig beobachtet fühlte, ſo trieb ihn doch die Angſt um Jeſus, ſich durch die Thüre zu drängen, die von allerlei Geſindel beſetzt war, das der Verſpottung zuſah. Da ſchleppten ſie aber ſo eben Jeſum mit dem Strohkranze gekrönt im Kreiſe umher, und er blickte Petrum gar ernſt und

*) Die hier erwähnte Heilung Manahems, ſah ſie in ihren Betrachtungen am 11. Oktober 1822 Freitags, als ungefähr am 20. Tisri des zweiten Lehrjahres, in einem 1½ Stunden ſüdöſtlich unterhalb Siloh liegenden Städtchen geſchehen, wo Jeſus Sabbath hielt.

warnend an, und Petrus war ganz zerſchmettert von Leid. Da er aber noch immer mit der Furcht kämpfte und von einigen Umſtehenden die Worte hörte: „was iſt das für ein Kerl?“ ſo gieng er wieder hinaus in den Hof und war ſo traurig und von Mitleid und Angſt verwirrt, daß er nur mit zögernden Schritten wandelte. Weil er ſich aber beobachtet ſah, gieng er nun wieder in das Atrium, und trat zu dem Feuer und ſaß eine gute Weile daſelbſt, bis Einzelne, die ihn draußen geſehen, und ſeine Verwirrung bemerkt hatten, auch wieder hinzutraten und wieder mit ihm anfiengen, indem ſie von Jeſu und ſeinem Treiben hin und her ſchmähten. Einer ſagte da: „wahrlich du gehörſt auch zu ſeinem Anhange, du biſt ein Galiläer, die Sprache verräth dich.“ Als Petrus aber ſich ausreden und weggehen wollte, trat ihm ein Bruder des Malchus entgegen und ſagte: „wie? habe ich dich nicht mit ihnen im Garten am Oelberge geſehen, haſt du nicht das Ohr meines Bruders verwundet?“

Da ward Petrus in ſeiner Bedrängniß wie unſinnig und fieng, indem er ſich von ihnen losmachte, nach ſeiner beſtigen Art zu fluchen und zu ſchwören an, daß er dieſen Menſchen gar nicht kenne, und er lief aus dem Atrium in den das Haus umgebenden Hof; da war es die Zeit, daß der Hahn wieder krähte und ſie Jeſum eben aus dem runden Saale durch dieſen Hof hinab in den Kerker unter demſelben führten. Es wendete ſich aber der Herr und ſchaute Petrum gar traurig und erbärmlich an, und Petro fiel das Wort Jeſu: „ehe der Hahn zweimal krähet, wirſt du mich dreimal verläugnen,“ mit furchtbarer Gewalt aufs Herz. Er hatte, in Kummer und Angſt ermüdet, ſeines vermeſſenen Verſprechens am Oelberge, mit ſeinem Meiſter eher zu ſterben, als ihn zu verläugnen, und der drohenden Mahnung Jeſu ganz vergeſſen gehabt, aber bei dem Anblicke Jeſu zerſchmetterte ihn das ganze Gefühl ſeiner Schuld. Er hatte geſündigt;

an seinem mishandelten, unschuldig verurtheilten, schweigend das Entsetzlichste erleidenden Heiland, der ihn so treulich gewarnet, hatte er gesündigt; und wie von Sinnen aus Reue, eilte er in den äußeren Hof des Hauses hinaus, mit verhülltem Haupte bitterlich weinend. Er fürchtete sich nicht mehr, angeredet zu werden, jedem hätte er gesagt, wer er sey, und wie große Schuld auf ihm ruhe.

Wer vermißt sich, zu sagen, in solcher Gefahr, Bedrängniß, Angst, Verwirrung, in solchem Kampfe zwischen Liebe und Furcht, ermattet, verwacht und abgehetzt, halb von Sinnen vor Schmerz über die gedrängten Trübsale dieser jammervollen Nacht, werde er bei einem so kindlichen und, zugleich so eifrigen Temperamente stärker gewesen seyn, als Petrus? Der Herr überließ ihn seiner eignen Kraft, da ward er so ohnmächtig, als alle es sind, welche der Worte vergessen: „betet und wachet, auf daß ihr nicht in Versuchung fallet.“

Maria am Richthause des Kaiphas.

Die heilige Jungfrau, in stätem, innerm Mitleiden mit Jesu, wußte und fühlte Alles, was ihm geschah. Sie litt es in geistiger Anschauung selbst, und war gleich ihm in stätem Gebete für seine Peiniger. Aber ihr mütterliches Herz schrie auch immer zu Gott, er möge doch diese Sünden nicht geschehen lassen, er möge doch diese Peinen von ihrem heiligsten Sohne abwenden, und sie sehnte sich unwiderstehlich in die Nähe ihres armen mishandelten Sohnes. Als nun Johannes nach dem schrecklichen Rufe: „er ist des Todes schuldig“ aus dem Vorhofe Kaiphä zu ihr nach dem Hause des Lazarus in Jerusalem, welches unfern dem Eckthore lag, gekommen

war, und als er ihr mit äußerlicher Botschaft alle die schrecklichen Leiden Jesu, von welchen sie fortwährend in innerem Mitleiden zerrissen ward, unter gemeinsamen Thränen bestätiget hatte, verlangte sie nebst der von Schmerz fast sinnlosen Magdalena und einigen andern heiligen Frauen, in die Nähe ihres leidenden Jesu gebracht zu werden. Johannes, der die Nähe seines göttlichen Meisters nur ihr zum Troste, die ihm nach Jesu die Nächste war, verlassen hatte, geleitete die heilige Jungfrau, welche von den heiligen Frauen geführt wurde, aus dem Hause. Magdalena schwankte händeringend neben den Andern durch die mondhellen, von allerlei Heimkehrenden belebten Straßen. Sie wandelten verhüllt, aber ihr gedrängter und von Ausbrüchen der Wehklage unterbrochener Zug machte manche vorüberziehende Schaar von Feinden Jesu aufmerksam auf sie, und viele bittere, ihnen zu Gehör lauter gesprochenen Schmähworte gegen den Herrn erneuerten ihre Schmerzen. Die Mutter Jesu, in stäten inneren Anschauungen von Jesu Peinigung, die sie still wie Alles in ihrem Herzen bewahrte, denn sie litt wie er schweigend mit ihm, wurde mehrmals außer sich und sank in die Arme ihrer Begleiterinen, und da sie so unter einem Thore oder Bogen der inneren Stadt, durch welchen ihr Weg führte, in den Armen der Frauen lag, zogen ihnen durch dasselbe einige Wohlgesinnte entgegen, welche von Kaiphas Richthaus heimkehrten und wehklagten. Diese nahten den heiligen Frauen, und da sie Jesu Mutter erkannten, verweilten sie einige Zeit mit herzlichem Mitleid sie begrüßend: „o du unglücklichste Mutter, du traurigste Mutter, o du schmerzvolle Mutter des heiligsten aus Israel!“ Maria aber erholte sich und dankte ihnen im Herzen, und sie setzten mit eilenden Schritten ihren traurigen Weg fort.

Als sie dem Hause des Kaiphas nahten, führte sie der Weg an der dem Eingange entgegengesetzten Seite hin, wo nur eine Mauer es umgiebt, während an der

Seite des Einganges der Weg durch zwei Höfe führt. Hier kam ein neuer bitterer Schmerz über die Mutter Jesu und ihre Begleiter. Sie mußten hier an einem erhöhten ebenen Platze vorüber, auf welchem man bei Fackelschein unter einem leichten Zeltdache an dem Kreuze Christi zimmerte. Die Feinde Jesu hatten schon, als Judas zum Verrathe auszog, befohlen, so Jesus gefangen würde, das Kreuz sogleich für ihn zu bereiten, damit dem Pilatus kein Aufschub bleibe, denn sie gedachten, ihm den Herrn ganz früh zur Verurtheilung zu überliefern, und erwarteten nicht, daß es so lange dauern würde. Die Kreuze aber für die beiden Schächer hatten die Römer schon bereitet. Hier durchbohrten Flüche und Hohnworte der Arbeiter über Jesum, um deßwillen sie Nachts arbeiten müßten, das von jedem Beilschlage verwundete Herz der unglücklichen Mutter, und dennoch betete sie für die entsetzlich blinden Menschen, welche fluchend das Werkzeug ihrer Erlösung und des Martertodes ihres Sohnes bereiteten.

Als sie nun um das Haus herum in den äußersten Hof gelangt waren, trat Maria, von den heiligen Frauen umgeben, mit Johannes in einen Winkel unter dem Thore des nächsten Hofes, ihre Seele aber war unter unsäglichen Schmerzen bei Jesu. Die heilige Jungfrau sehnte sich wohl sehr nach der Eröffnung des Thores, und hoffte durch die Vermittlung Johannis hinein zu kommen; denn sie fühlte, daß nur dieses Thor sie von ihrem Sohne trennte, der bei dem zweiten Hahnenschrei aus dem Hause in den Kerker unter dasselbe geführt ward. In dem öffnete sich das Thor und vor mehreren Herausgehenden stürzte Petrus mit vorgehaltenen Händen und verhülltem Haupte heftig weinend ihnen entgegen. Mond und Fackellicht ließ ihn gleich Johannes und die heilige Jungfrau erkennen, es war ihm, als trete ihm das Gewissen nun auch in Gestalt der Mutter entgegen, nachdem ihr Sohn ihn an-

schauend es aufgeschreckt hatte. Ach! wie klang es dem armen Petrus in die Seele, als Maria ihn anredete: „o Simon! wie steht es um Jesus, meinen Sohn?“ Er vermochte ihren Anblick nicht zu ertragen, wendete sich händeringend zur Seite und konnte nicht sprechen; aber Maria ließ ihn nicht, sie nahte ihm und sprach sehr schmerzlich: „o Simon, Kephas Sohn, du antwortest mir nicht?“ Da rief Petrus im tiefsten Jammer aus: „o Mutter, sprich nicht mit mir, dein Sohn leidet Unmenschliches; sprich nicht mit mir, sie haben ihn zum Tode verdammt und ich habe ihn dreimal schändlich verläugnet;“ und als ihm nun Johannes nahte, um mit ihm zu sprechen, eilte Petrus, wie von Sinnen vor Betrübniß, aus dem Hofe fliehend zur Stadt hinaus in jene Höhle am Oelberge,*) in welcher die Hände des betenden Jesu sich in den Stein abgedrückt hatten. Ich meine, in dieser Höhle hat unser erster Vater Adam auch gebüßt, als er hier zuerst zu der fluchbelasteten Erde kam.

Die heilige Jungfrau, vom Mitleiden dieses neuen Schmerzes Jesu, den derselbe Jünger, der ihn zuerst als den Sohn des lebendigen Gottes erkannte, verläugnet hatte, hingerissen, sank nach Petri Worten neben dem Pfeiler des Thores auf den Stein nieder, auf welchem sie stand, und es drückten sich Spuren ihrer Hand oder ihres Fußes auf dem Steine ab, der noch, doch entsinne ich mich jezt nicht mehr wo, besteht. Ich habe ihn gesehen. Es blieben aber nun, da die meisten Menschen nach Jesu Einkerkerung hinweg giengen, die Thore der Höfe offen, und als die heilige Jungfrau sich erholt hatte, verlangte sie ihrem geliebten Sohne näher zu seyn; da führte Johannes sie und die heiligen Frauen bis vor das Gefängniß des Herrn. Ach! sie wußte wohl um Jesus, und Jesus um sie, aber auch mit ihren äußeren Sinnen wollte die treue Mutter

*) Sieh Seite 33.

die Seufzer ihres Sohnes hören, und sie vernahm sein Seufzen und den Hohn seiner Umgebung. Sie konnten hier nicht lange unbeobachtet verweilen; Magdalena bewegte die Heftigkeit ihrer Schmerzen zu gewaltig, und wenn gleich die heilige Jungfrau auch im äußersten Leiden durch eine heilige Gemessenheit wunderbar ehrwürdig erschien, so wurden ihr doch auch hier auf diesem kurzen Wege die bitteren Worte zu Gehör geredet: „ist diese nicht des Galiläers Mutter? Ihr Sohn muß gewiß ans Kreuz, doch wohl vor dem Feste nicht, er müßte denn der schändlichste Böswicht seyn.“ Da wendete sie sich, und vom inneren Geiste getrieben schritt sie noch bis gegen das Feuer im Atrium, wo nur noch weniges Gesindel stand, ihre Begleitung folgte in stummem Schmerz. An diesem Orte des Greuls, wo Jesus ausgesprochen, daß er Gottes Sohn sey, und wo die Satansbrut ausgerufen: „er ist des Todes schuldig,“ beraubte das Mitleid sie abermals der äußeren Besinnung, und Johannes nebst den heiligen Frauen brachten sie, die mehr einer Sterbenden als Lebenden ähnlich war, von dannen. Das Gesindel sagte hier nichts, sie schwiegen und stutzten, es war, als wandle ein reiner Geist durch die Hölle.

Der Weg führte sie wieder längs der hintern Seite des Hauses an jener traurigen Stelle vorüber, wo man mit der Bereitung des Kreuzes beschäftigt war. Sie konnten wie mit dem Gerichte, so auch mit dem Kreuze nicht fertig werden. Sie mußten öfters anderes Holz herbeischleppen, weil ihnen dieses oder jenes Stück mislang oder zerbrach, bis sie das verschiedene Holz auf die Weise zusammengefügt hatten, wie Gott es haben wollte. — Ich habe mancherlei Bilder hierüber gehabt, auch sah ich, als hinderten Engel sie in ihrer Arbeit, bis sie nach Gottes Willen vollendet ward; da ich mich aber dessen nicht mehr klar erinnere, so lasse ich es dahingestellt seyn.

Jeſus im Kerker.

Der Kerker Jeſu unter dem Gerichtshauſe des Kaiphas war ein kleines rundes Gewölbe. Ich ſah, es beſtehe noch jezt ein Theil dieſer Stelle. Nur zwei der vier Schergen blieben hier bei ihm, löſten ſich aber nach kurzer Zeit mehrmals mit andern ab. Man hatte dem Herrn ſeine Kleider noch nicht wieder zurückgegeben, er war noch allein mit dem verlumpten verſpieenen Sportmantel bekleidet und ſeine Hände waren ihm von neuem gebunden.

Als der Herr in den Kerker trat, betete er zu ſeinem himmliſchen Vater, er möge alle Mißhandlung und Verhöhnung, die er bis jezt erlitten und noch erleiden werde, als ein Sühnopfer für ſeine Peiniger und alle jene Menſchen aufnehmen, die jemals in gleichen Leiden ſich durch Ungeduld und Zorn verſündigen könnten.

Auch hier ließen die Peiniger dem Herrn keine Art von Ruhe. Sie banden ihn in der Mitte des Kerkers an eine niedere Säule, und vergönnten ihm nicht, ſich anzulehnen, ſo daß er auf ſeinen ermüdeten, vom Fallen und dem Anſchlagen der Kette, die bis zu den Knieen niederhieng, verwundeten und geſchwollenen Füßen hin und her ſchwankte. Sie hörten nicht auf, ihn zu verhöhnen und zu mißhandeln, und ſo die beiden anweſenden Schergen ermüdeten, wurden ſie von zwei andern abgelöst, welche eintretend neue Unbenſtücke vollzogen.

Es iſt mir nicht möglich, alle die Bosheit zu wiederholen, welche ſie gegen den Reinſten und Heiligſten vorbrach-

ten, ich bin zu krank, ich starb schier vor Mitleid. Ach! wie beschämend ist für uns, daß wir die unzähligen Mißhandlungen, welche der unschuldige Erlöser geduldig für uns erlitt, aus Weichlichkeit und Ekel vor dem Leiden nicht einmal zu erzählen, oder anzuhören vermögen. Es faßt uns dabei ein Entsetzen, jenem des Mörders ähnlich, der seine Hand auf die Wunden des Erschlagenen legen soll. Jesus trug Alles, ohne seinen Mund zu öffnen; es waren die Menschen, die Sünder, die gegen ihren Bruder, ihren Erlöser, ihren Gott wütheten. Ich bin auch eine arme Sünderin, auch um meinetwillen ist ihm all dies Leid geschehen. Am Tage des Gerichtes wird Alles offenbar werden, da werden wir alle sehen, wie wir an der Mißhandlung des Sohnes Gottes, da er als Sohn des Menschen in der Zeit war, Theil hatten durch unsre Sünden, die wir fort und fort noch begehen und die fortgesetzt eine Art von Einwilligung und Anschließung zu den Mißhandlungen Jesu durch jene teuflische Rotte sind. Ach! wenn wir das recht bedächten, wir würden mit weit größerem Ernste als bisher jene Worte beten, die in vielen Bußgebeten vorkommen: „Herr lasse mich lieber sterben, als daß ich dich nochmals durch Sünde beleidigen sollte.“

In diesem Kerker stehend betete Jesus fortwährend für seine Quäler, und als sie zuletzt ermüdet etwas ruhiger wurden, sah ich Jesum an dem Pfeiler lehnend ganz von Licht umgeben. Es brach der Tag an, der Tag seiner unendlichen Leiden und Genugthuung, der Tag unsrer Erlösung blickte durch eine Oeffnung oben an der Kerkerwand zaghaft auf unser heiliges, mißhandeltes Osterlamm, welches alle Sünden der Welt auf sich genommen, und Jesus hob seine gefesselten Hände empor dem jungen Tage entgegen und betete laut und vernehmlich zu seinem Vater im Himmel ein sehr rührendes Gebet, worin er ihm für die Sendung dieses Tages dankte, nach welchem sich

die Altväter ſchon geſehnet, nach welchem er ſeit ſeiner Ankunft auf Erden ſo ſehnlich geſeufzt hatte, daß er ſprach: „ich muß mich taufen laſſen mit einer Taufe, und wie ſehr drängt es mich, bis ſie vollbracht werde.“ Wie rührend dankte der Herr für dieſen Tag, der das Ziel ſeines Lebens, unſer Heil vollenden, den Himmel eröffnen, die Hölle beſiegen, den Menſchen die Quelle des Segens erſchließen und den Willen ſeines Vaters erfüllen ſollte.

Ich habe ſein Gebet mitgebetet, aber ich kann es nicht mehr ausſprechen, ich war ſo krank vor Mitleid, und mußte ſo weinen in ſeinen Schmerzen, als er noch dankte für all das entſetzliche Leiden, das er auch für mich getragen, und ich flehte immer: „ach gieb mir, gieb mir deine Schmerzen, ſie gehören mir, ſie ſind für meine Schuld;“ da blickte der Tag herein und er grüßte den Tag mit ſo rührendem Dankgebete, daß ich ganz vernichtet von Liebe und Mitleid ſeine Worte wie ein Kind nachſprach. Es war unbeſchreiblich traurig, liebvoll, ernſt und heilig nach alle dem greulichen Getöſe der Nacht, wie Jeſus mitten im engen Kerker an einer niedern Säule leuchtend ſtand und den erſten Strahl des großen Opfertages dankend grüßte; ach! es war, als komme dieſer Strahl zu ihm, wie der Blutrichter zu einem Hinzurichtenden in den Kerker, um ſich zuvor mit ihm zu verſöhnen, und er dankte ihm ſo lieblich. Die Schergen, welche ermüdet etwas eingeſchlummert ſchienen, ſahen auf und ſtutzten, ſie ſtörten ihn nicht, ſie ſchienen verwundert und erſchreckt. Jeſus mag etwas über eine Stunde in dieſem Kerker geweſen ſeyn.

Judas bei dem Gerichtshause.

Während Jesus in dem Kerker war, kam Judas, der bisher wie ein Verzweifelter, von dem Satan getrieben, an der steilen Mittagseite von Jerusalem im Thale Hinnom herumgelaufen war, wo Auswurf und Knochen und Aas liegt, in den Umkreis des Richthauses von Kaiphas. Er schlich umher und hatte den Bündel zusammengekettelter Silberlinge, den Preis seines Verrathes, noch an seiner Seite am Gürtel hangen. Es war schon stille geworden und er fragte unerkannt die Wachen des Hauses, was es mit dem Galiläer werden werde. Sie sagten ihm: „er ist zum Tode verdammt und wird gekreuziget werden;“ andere hörte er unter einander reden, wie gräßlich man mit ihm umgegangen und wie geduldig er gewesen, mit Tages Anbruch werde er nochmals vor den hohen Rath gestellt, um dort feierlich verurtheilt zu werden. Während der Verräther, um nicht erkannt zu werden, diese Nachrichten hie und da eingesammelt hatte, brach der Tag an, und entstand schon mannigfaltige Bewegung in und um das Haus; da zog sich Judas gegen die Rückseite des Hauses, um nicht gesehen zu werden; denn er floh die Menschen wie Kain, und es brütete die Verzweiflung in seiner Seele. Aber was trat ihm hier entgegen? da war die Stelle, wo sie am Kreuze gearbeitet hatten, die einzelnen Stücke lagen geordnet neben einander und die Arbeiter schliefen in ihre Decken gehüllt dazwischen. Der Himmel schimmerte weiß über dem Oelberge, es war als schaudre er, das Werkzeug unsrer Erlösung anzublicken. Judas blickte entsetzt und floh hinweg, er hatte den Galgen gesehen, an den er den Herrn verkauft. Er versteckte sich aber in der Gegend und harrte auf den Schluß des Morgengerichtes.

Morgengericht über Jesum.

Bei Anbruch des Tages, als es helle geworden, versammelten sich Kaiphas, Annas, die Aeltesten und Schriftgelehrten wieder im großen Richtsaale zu einer vollkommen gültigen Rathssitzung; denn das Gericht zur Nachtzeit war nicht rechtsgültig und sollte nur, weil am Feste die Zeit drängte, ein vorbereitendes Zeugenverhör seyn. Die meisten Rathsherrn hatten im Hause Kaiphä den Rest der Nacht in Nebengemächern und über dem Richtsaale auf Ruhebetten zugebracht. Viele, wie auch Nicodemus und Joseph von Arimathia, kamen mit Tagesanbruch. Es war eine große Versammlung, und alles ihr Thun war sehr eilig. Da sie nun Rath gegen Jesum hielten, um ihn zum Tode zu verurtheilen, stritten Nicodemus, Joseph von Arimathia und wenige andere gegen die Feinde Jesu, und verlangten, daß die Sache bis nach dem Feste aufgeschoben werde, damit kein Tumult entstehe, auch könne kein gerechtes Urtheil auf die bis jezt vorgebrachten Beschuldigungen gegründet werden, indem sich alle Zeugen widersprochen hätten. Die hohen Priester und ihre große Parthei wurden erbittert über diesen Widerspruch und ließen die Andersgesinnten deutlich genug merken, es könne ihnen ja freilich dieses Gericht nicht gefallen, weil sie dadurch selbst beschuldigt würden, indem sie wohl von der Theilnahme an des Galiläers Lehre nicht ganz rein seyn möchten; und somit schieden sie alle diese, welche gut für Jesum gesinnt waren, von ihrem Rathe aus, diese aber protestirten gegen allen Antheil an dem, was hier

beschlossen werden möchte, verließen den Rathsaal und begaben sich nach dem Tempel. Sie sind von diesem Ereignisse an nie wieder in den Rath gekommen. Kaiphas aber befahl, den armen, mishandelten, verwachten Jesus aus dem Kerker vor den Rath zu führen und zwar so, daß man ihn nach dem Urtheile ohne Aufenthalt zu Pilatus bringen könne. Die Gerichtsknechte eilten mit Geiße in den Kerker, überfielen Jesum mit Schimpfworten, banden ihm die Hände los, warfen ihm den Lumpenmantel von den Schultern, trieben ihn eilig unter Schlägen, seinen gewirkten langen Rock anzuziehen, der noch mit allem Unrathe bedeckt war, banden ihm die Stricke wieder um die Mitte des Leibes und führten ihn aus dem Kerker hinauf. Es geschah dies, wie alles, mit stürmender Eile, mit schauderhafter Roheit. Er wurde von den Schergen durch die Reihen der vor dem Hause schon versammelten Kriegsknechte gleich einem armen Opferthiere in den Gerichtssaal unter Hohn und Schlägen getrieben, und als er, durch Mishandlung, Verunreinigung und Ermattung so furchtbar entstellt, ohne andere Bekleidung als sein verwüstetes Unterkleid vor ihnen erschien, ergrimmten sie durch Ekel nur noch mehr. Mitleid regte sich in keinem dieser harten jüdischen Herzen.

Kaiphas aber, voll Grimm und Hohn gegen den so elend vor ihm stehenden Jesus, sprach zu ihm: „wenn du der Gesalbte des Herrn, der Messias bist, so sage es uns.“ Da erhob Jesus sein Haupt und sprach mit heiliger Geduld und feierlichem Ernste: „werde ich es euch sagen, so werdet ihr mir nicht glauben, und werde ich euch darüber eine Frage stellen, so werdet ihr mir weder darauf antworten, noch mich loslassen; von heute an aber wird der Sohn des Menschen zur Rechten der Kraft Gottes sitzen.“ Da blickten sie sich unter einander an und sprachen dann mit Verachtung und Hohnlächeln zu Jesu:

„also du, du bist der Sohn Gottes?“ Jesus aber antwortete ihnen mit der Stimme der ewigen Wahrheit: „ja, wie ihr saget, ich bin es.“ Auf dieses Wort des Herrn sprachen alle zu einander: „was können wir noch für Beweise verlangen? wir haben es ja nun selbst aus seinem Munde gehört.“

Indem erhoben sie sich alle unter Schmähworten auf Jesum, den armen, hergelaufenen, hülflosen, elenden Menschen von niederer Abkunft, welcher ihr Messias seyn, und zur Rechten Gottes sitzen wolle. Sie befahlen den Schergen, ihn von neuem zu binden, ließen ihm, wie den zum Tode Verurtheilten, die Kette um den Hals legen, um mit ihm zu Pilatus zu ziehen. Sie hatten schon früher einen Boten zu diesem gesendet, er möge sich frühe bereit halten, einen Verbrecher zu richten, da sie des Festes wegen eilen müßten. Sie murrten noch unter einander über den römischen Landpfleger, daß sie noch erst zu ihm hinziehen müßten; denn sie selbst durften in Sachen, die mehr als ihre Religions- und Tempelgesetze betrafen, kein Todesurtheil vollziehen, und da sie, um Jesum mit größerem Scheine des Rechtes zum Tode zu bringen, ihn auch als einen Verbrecher gegen den Kaiser richten lassen wollten, so kam die Verurtheilung hauptsächlich dem römischen Landpfleger zu. Die Kriegsknechte waren schon im Vorhofe und bis vor das Haus aufgestellt und viele der Feinde Jesu und andres Gesindel war vor dem Hause schon versammelt. Die Hohenpriester und ein Theil des Raths zogen voraus, dann folgte der arme Heiland zwischen den Schergen von der Kriegsschaar umgeben und zuletzt schloß sich alles Gesindel an. So zogen sie von Sion hinab in die untere Stadt zum Pallaste des Pilatus. Eine Anzahl der anwesenden Priester aber zog zum Tempel, wo heute vieles zu thun war.

Verzweiflung des Judas.

Judas, der Verräther, der ſich nicht weit entfernt hatte, hörte nun den Lärm des Zuges, und manche Worte einzelner Nacheilenden, als z. B. „ſie führen ihn zum Pilatus, der hohe Rath hat den Galiläer zum Tode verdammt, er muß ans Kreuz, leben kann er doch nicht bleiben, ſie haben ihn ſchon ſchrecklich zugerichtet, er iſt geduldig zum Entſetzen, er ſpricht nichts, er ſagte nur, er ſey der Meſſias, und werde zur rechten Hand Gottes ſitzen, weiter ſagte er nichts, darum muß er ans Kreuz, hätte er das nicht geſagt, ſie hätten keine Todesſchuld herausgebracht, aber nun muß er ans Kreuz. Der Schuft, der ihn verkauft hat, war ſein Jünger, und hat das Oſterlamm noch eine Weile vorher mit ihm gegeſſen, ich möchte keinen Theil an dieſer That haben, der Galiläer ſey, wie er wolle, er hat doch keinen Freund ums Geld in den Tod gebracht, wahrlich der Schurke verdiente auch zu hängen!“ Da kämpften Angſt, zu ſpäte Reue und Verzweiflung in der Seele des Judas. Der Satan trieb ihn zu laufen. Der Bündel der Silberlinge an ſeinem Gürtel unter dem Mantel war ihm wie ein Sporn der Hölle, er faßte ihn feſt mit der Hand, daß er beim Laufe ihm nicht ſo raſſelnd in die Seite ſchlage; er lief mit großer Eile, nicht dem Zuge nach, nicht, um ſich Jeſu in den Weg zu werfen und den Erbarmer um Vergebung zu flehen, nicht um mit ihm zu ſterben, nein, nicht um ſeine Schuld vor Gott bereuend zu bekennen, ſondern um ſich von ſeiner Schuld und dem Verrätherlohne vor den Menſchen loszuſagen, lief er wie ein Unſinniger in den Tempel, wohin ſich mehrere des Rathes als Vorſteher der

dienstthuenden Prieſter und auch Aelteſte nach der Verurtheilung Jeſu begeben hatten. Sie ſchauten ſich einander verwundert an, und hefteten dann ihre Blicke mit ſtolzem Hohnlächeln auf Judas, der von verzweifelter Reue getrieben, ganz entſtellt vor ſie hintrat, und, indem er den Bündel der zuſammengekettelten Silberlinge von ſeinem Gürtel riß und ſie ihnen mit der Rechten entgegenhielt, in heftiger Angſt ſprach: „nehmet euer Geld wieder, durch das ihr mich zur Ueberlieferung des Gerechten verführt habet, nehmet euer Geld wieder, gebet Jeſum los, ich hebe meinen Vertrag auf, ich habe ſchwer geſündigt, daß ich unſchuldiges Blut verrieth.“ Die Prieſter aber ließen nun ihre ganze Verachtung an ihm aus, ſie hoben die Hände zurückziehend vor den hingehaltenen Silberlingen, als wollten ſie ſich mit dem Verrätherlohne nicht verunreinigen und ſagten: „was geht das uns an, daß du geſündiget haſt? glaubſt du unſchuldiges Blut verkauft zu haben, ſo ſchau du zu, das iſt deine Sache; wir wiſſen, was wir von dir gekauft haben, und fanden ihn des Todes ſchuldig; du haſt dein Geld, wir wollen nichts davon“ u. ſ. w. Unter ſolchen Reden, die ſie ſchnell und in der Art von Menſchen ſprachen, welche Geſchäfte haben und des Anſprechenden los ſeyn wollen, wendeten ſie ſich von Judas ab. Dieſen aber ergriff bei dieſer Behandlung ein Grimm und eine Verzweiflung, daß er wie von Sinnen ward, ſeine Haare ſträubten ſich empor, er zerriß mit beiden Händen den Bund, an welchem die Silberlinge zuſammengekettelt waren, ſchleuderte ſie zerſtreut in den Tempel und floh zur Stadt hinaus.

Ich ſah ihn wieder wie einen Raſenden im Thale Hinnom laufen, ich ſah den Satan in furchtbarer Geſtalt an ſeiner Seite, der ihm alle Flüche der Propheten über dieſes Thal, wo die Juden einſt ihre eignen Kinder den Götzen geopfert, in die Ohren flüſterte, um ihn zur Verzweiflung zu bringen. Ihm war, als deuteten alle ſolche

Worte auf ihn mit Fingern, wie z. B. „sie werden hinaus gehen und die Leichen jener anschauen, die an mir gesündiget haben, deren Wurm nicht sterben, deren Feuer nicht auslöschen wird.“ Dann tönte es wieder in seinen Ohren: „Kain, wo ist Abel, dein Bruder? was hast du gethan? sein Blut schreit zu mir, verflucht bist du nun auf Erden, irrend und flüchtig,“ und als er an den Bach Kidron kam und gegen den Oelberg sah, da schauderte es ihn und er wendete die Augen weg, da hörte er die Worte wieder: „Freund, wozu bist du gekommen, Judas mit einem Kuße verräthst du den Menschensohn?“ o da wurde es ihm so entsetzlich in der Seele, seine Sinne wurden verwirrt, und der Feind flüsterte ihm in die Ohren: „hier über den Kidron floh auch David vor Absalon, Absalon starb an einem Baume hängend, David hat auch von dir gesungen, da er sprach: Sie haben Gutes mit Bösem vergolten, einen harten Richter soll er haben, der Satan soll zu seiner Rechten stehen, jedes Gericht soll ihn verdammen, wenige Tage soll er leben, sein Amt soll ein Andrer haben, der Herr soll der Bosheit seiner Väter, der Sünden seiner Mutter immer gedenken, weil er ohne Barmherzigkeit den Armen verfolgt, den Betrübten getödtet hat, er hat den Fluch geliebt, er soll ihm werden, er legte den Fluch wie ein Kleid an, und wie Wasser drang er in sein Eingeweide, wie Oel in seine Gebeine, wie ein Kleid ist der Fluch um ihn, wie ein Gürtel, der ihn ewig gürtet.“ Unter so schrecklichen Gewissensqualen war Judas an einen wüsten Ort voll Schutt, Auswurf und Sumpf, zwischen Mittag und Morgen von Jerusalem am Fuße des Berges der Aergernisse gekommen, wo ihn Niemand sehen konnte; von der Stadt tönte manchmal lautes Getöse, und der Satan blies ihm dann ein: „jezt wird er zum Tode geführt, du hast ihn verkauft, weißt du, was im Gesetze steht: Wer aus seinen Brüdern aus den Kinde[r] Israel eine Seele verkaufet und hat

den Preis dafür empfangen, der soll des Todes sterben. Mach ein Ende, du Elender, mach ein Ende!" — Da nahm Judas verzweifelnd seinen Gürtel und hängte sich an einen Baum, der in mehreren Stämmen *) aus dem Boden dort in einer Vertiefung wuchs, und als er hieng, platzte sein Leib und sein Eingeweide schüttete sich auf die Erde.

Jesus wird zu Pilatus geführt.

Die grausame Führung des Herrn von Kaiphas zu Pilatus durchschnitt den bewohntesten Theil der Stadt, die jezt von den Ostergästen aus dem ganzen Lande und unzähligen Fremden wimmelte. Der Zug ging mitternachtwärts vom Berge Sion herab quer durch eine enge bebaute Thalstraße, dann durch den Stadttheil Acra längs der Abendseite des Tempels bis zum Pallaste und Gerichtshause des Pilatus, das an der Nordwestecke des Tempels dem großen Forum oder Markt gegenüber lag.

Kaiphas und Annas und eine große Anzahl des großen Raths schritten in festlicher Kleidung dem Zuge voraus, und es wurden ihnen Schriftrollen nachgetragen. Ihnen folgten viele andre Schriftgelehrte und andre Juden, worunter alle die falschen Zeugen und erbosten Phariſäer, welche bei der Anklage des Herrn besonders thätig gewesen waren. Nach einem kleinen Zwischenraume ward, umgeben von einer Schaar von Kriegsknechten und jenen

*) Die Erzählende beschrieb noch die Gestalt dieses Baumes sehr detaillirt, aber sie war so krank und schwach, daß es nicht aufgefaßt werden konnte.

ſechs Beamten, die bei ſeiner Gefangennehmung geweſen waren, unſer lieber Herr Jeſus von den Schergen an Stricken geführt. Vieles Geſindel ſtrömte von allen Seiten herzu und ſchloß ſich mit Geſchrei und Hohn dem Zuge an, und am Wege harrte überall das Volk in gedrängten Haufen.

Jeſus war allein mit ſeinem gewirkten, von Auswurf und Schmutz bedeckten Unterkleide bekleidet, von ſeinem Halſe nieder hieng ihm bis zu den Knieen die lange breitgliederige Kette, die ihn beim Gehen ſchmerzlich an die Kniee ſchlug, ſeine Hände waren wie geſtern gebunden, und die vier Büttel führten ihn wieder an Stricken, die von ſeinem Gürtel ausliefen. Er war von den ſchrecklichen Mißhandlungen dieſer Nacht ganz entſtellt, ein ſchwankendes Jammerbild, mit zerrauftem Haar und Bart, bleichem, von Schlägen geſchwollenem und gebräuntem Antlitz. Er ward unter Mißhandlungen und Hohn fortgetrieben. Man hatte vieles Geſindel aufgewiegelt, in dieſem Zuge ſeinen königlichen Einzug am Palmſonntag zu verhöhnen. Man rief ihm allerlei ſpöttiſche Königsnamen zu, und warf ihm Steine, Prügel, Stücke Holz, ſchmutzige Lumpen vor die Füße in den Weg, und rückte ihm ſeinen feſtlichen Einzug in allerlei Spottliedern und Ausrufungen vor. Die Büttel zerrten Jeſum an den Stricken über dieſe Hinderniße mit Stößen hinweg, und der ganze Weg war eine fortgeſetzte Mißhandlung.

Nicht ſehr weit von dem Hauſe des Kaiphas harrte die mitleidende heilige Mutter Jeſu mit Magdalena und Johannes, in den Winkel eines Gebäudes gedrängt, auf den nahenden Zug. Ihre Seele war immer bei Jeſu, aber wo ſie ihm auch leiblich nahen konnte, ließ die Liebe ſie nicht ruhen, und trieb ſie auf ſeine Wege und in ſeine Fußtapfen. So hatte ſie nach ihrem nächtlichen Gange zu Kaiphä Richthaus nur kurze Zeit in ſtummer Trauer am Coenaculum verweilen können; denn kaum war Jeſus

wieder aus dem Kerker vor das Morgengericht geführt, als ſie ſich auch aufrichtete, in ihren Mantel und Schleier hüllte, und voranſchreitend zu Johannes und Magdalena ſprach: „wir wollen meinem Sohne zu Pilatus folgen, ich will ihn mit meinen Augen ſehen.“ Da waren ſie mit einem Umwege dem Zuge voraus gegangen und die heilige Jungfrau war an dieſer Stelle harrend ſtehen geblieben und die andern mit ihr. Die Mutter Jeſu wußte wohl, wie es mit ihrem Sohne ſtand, ihre Seele hatte ihn immer vor Augen, aber ihr inneres Auge konnte ihn nie ſo entſtellt und mishandelt ſehen, als er es durch die Bosheit der Menſchen worden war, ſie ſah wohl fortwährend ſeine ſchrecklichen Leiden, aber ganz von der Heiligkeit, Liebe und Geduld ſeines ſich opfernden Willens durchleuchtet. Nun aber trat die niedere, furchtbare Wirklichkeit vor ihre Anſchauung. Die ſtolzen grimmigen Feinde Jeſu, die Hohenprieſter des wahren Gottes, in den heiligen Feierkleidern zogen ihr vorüber in Gottesmörderiſchem Vorhaben voll Tücke, Lug und Trug und Fluch. Die Prieſter Gottes waren Prieſter des Satans geworden, ein entſetzlicher Anblick! und dann das Getöſe und Geſchrei des Volkes und alle die meineidigen Feinde und Ankläger, und endlich nun Jeſus, Gottes Sohn, des Menſchen Sohn, ihr Sohn, ſcheuslich entſtellt und mishandelt, gebunden, geſchlagen, getrieben, mehr ſchwankend, als gehend, von greulichen Henkern an Stricken fortgeriſſen, in einer Wolke von Hohn und Fluch, ach! wäre er nicht der ärmſte, elendeſte, und allein ruhige und liebend betende in dieſem Sturme der losgelaſſenen Hölle geweſen, ſie hätte ihn in ſo ſchrecklicher Entſtellung nicht erkannt; denn er hatte nur ſein Unterkleid in greulicher Verwüſtung an, und als er ihr nahte, jammerte ſie menſchlicher Weiſe: „weh! iſt dies mein Sohn? ach! es iſt mein Sohn, o Jeſus, mein Jeſus!“ Der Zug gieng treibend vorüber, der Herr blickte ſeitwärts ſeine Mutter

gar beweglich an, und sie verlor das äußere Bewußtseyn. Johannes und Magdalena brachten sie hinweg, aber kaum hatte sie sich etwas erholt, als sie sich auch wieder von Johannes zu dem Pallaste des Pilatus geleiten ließ.

Daß die Freunde uns in der Noth verlassen, mußte auch Jesus auf diesem Wege erleben, denn die Einwohner aus Ophel waren alle an einer Stelle des Weges versammelt, und als sie Jesum so verachtet und entstellt zwischen den Bütteln verspottet und mishandelt hinführen sahen, wurden auch sie in ihrem Glauben erschüttert, sie konnten sich nicht vorstellen, daß der König, der Prophet, der Messias, der Sohn Gottes in einem solchen Zustande seyn könne. Sie wurden aber von den vorübergehenden Pharisäern wegen ihrer Anhänglichkeit an Jesum verhöhnt: „da seht euern saubern König, begrüßt ihn, jezt hängt ihr das Maul, da er zu seiner Krönung geht und bald seinen Thron besteigen wird, es ist aus mit dem Wunderthun, der Hohepriester hat ihm die Zauberei gelegt“ u. s. w. Diese guten Leute, welche so viele Heilungen und Gnaden von Jesu genossen, wurden durch das schreckliche Schauspiel, welches die heiligsten Personen des Landes, der Hohepriester und das Synedrium vor ihnen vorüber führten, in ihrem Glauben wankend. Die Bessern zogen sich zweifelnd zurück, die Schlechteren schloßen sich höhnend dem Zuge an, wie sie konnten, denn die Zugänge waren hie und da mit Wachen der Pharisäer besetzt, um allen Tumult zu verhindern.

Pallaſt des Pilatus und Umgegend.

Am Fuße der Nordweſtecke des Tempelbergs *) liegt der Pallaſt des römiſchen Landpflegers Pilatus, ziemlich erhöht, denn man ſteigt eine Marmortreppe von vielen Stufen hinauf, und er überſchaut einen vor ihm liegenden geräumigen Marktplatz, der mit Hallen für die Kaufleute unter Säulen-Gängen umſchloſſen iſt. Ein Wachhaus und vier Eingänge gegen Abend, Mitternacht, Morgen und Mittag, wo der Pallaſt Pilati liegt, unterbrechen dieſe Umbauung des Marktes, der das Forum genannt wird und ſich Abendwärts noch über die Nordweſtecke des Tempelbergs hinausſtreckt, man kann auf dieſem Ende des Forums zum Berge Sion hinſehen. Es liegt das Forum etwas erhöht gegen die umliegenden Straßen, welche zu ſeinen Eingängen etwas aufſteigen; an die äußere Seite ſeines Hallenumfangs lehnen ſich an einzelnen Stellen die Häuſer der nahen Straßen an. Der Pallaſt des Pilatus ſtößt nicht unmittelbar an das Forum, ſondern iſt durch einen geräumigen Hof von demſelben getrennt. Dieſer Hof hat an der Morgenſeite einen hohen Bogen als Thor, welches gerade in eine Straße gegen das Schafthor zuführt, wo man zum Oelberge hinausgeht; an ſeiner Abendſeite hat dieſer Hof wieder einen hohen Bogen als Thor, welches zur Abendſeite der Stadt, und durch den Stadttheil Acra auf Sion hin führt. Von der Treppe des Pilatus aus ſchaut man über den Hof gegen Mitternacht zu

*) Wahrſcheinlich dicht an der Burg Antonia, von welcher ſie oft erwähnt, daß ſie hier liege.

auf das Forum, bei dessen Eingang hier Säulenstellungen und einige steinerne Sitze gegen den Hof des Pilatus zu, angebracht sind. Bis zu diesen Sitzen und nicht weiter nahten sich die jüdischen Priester dem Gerichtshofe des Pilatus, um sich nicht zu verunreinigen; ihre Gränze war durch eine ausgezeichnete Linie im Pflaster des Hofes bestimmt. Bei dem westlichen Bogenthor des Hofes war in den Umfang des Marktes ein großes Wachhaus eingebaut, welches nördlich mit dem Forum und südlich durch das Bogenthor, mit dem Prätorium des Pilatus sich berührend, einen Vorhof, ein Atrium von dem Forum aus zu diesem Prätorium bildet. Prätorium aber heißt der Theil von Pilati Pallast, wo er Gericht hält. Dieses Wachhaus ist mit Säulenhallen umgeben, hat einen dachlosen Hof in der Mitte, und unter ihm befinden sich Gefängniße, wo auch die beiden Schächer eingesperrt sind. Es wimmelte da von römischen Soldaten. Unweit dieses Wachhauses steht nächst den umgebenden Hallen auf dem Forum die Geißelsäule. Es stehen noch mehrere Säulen im Umkreise des Marktes; die näheren zu Leibesstrafen, die entfernteren aber, um das zu verkaufende Vieh daran zu binden. Dem Wachhause gegenüber auf dem Forum ist eine mit Stufen aufgemauerte, schön geplattete Terrasse, wie ein Hochgericht, worauf Steinbänke; von diesem Orte aus, der Gabbatha heißt, spricht Pilatus seine feierlichen Gerichtsurtheile. Die zu dem Pallaste des Pilatus aufsteigende Marmortreppe führt zu einer offenen Terrasse, von welcher aus er mit den Anklägern sprach, welche gegenüber zunächst dem Eingang des Forums auf den Steinbänken saßen. Laut sprechend kann man sich hier gegenseitig verstehen.

Hinter dem Pallaste des Pilatus liegen noch höhere Terrassen mit Gärten und einem Lusthause. Durch diese Gärten hängt der Pallast des Pilatus mit der Wohnung seiner Frau, die Claudia Procle heißt, zusammen. Hinter diesen Bauwerken ist noch ein Graben, der sie vom Tem-

pelberge*) ſcheidet. Auch liegen dort zurück noch Wohnungen von Tempeldienern.

An die Morgenſeite von Pilati Pallaſt ſtößt jenes Rath- oder Gerichtshaus des alten Herodes, in deſſen innerm Hofe einſt viele unſchuldige Kinder gemordet worden ſind. Es iſt jezt etwas verbaut gegen damals; der Eingang iſt jezt von der Morgenſeite her, jedoch auch einer für Pilatus aus deſſen Vorhaus.

Von Morgen her laufen an dieſer Seite der Stadt vier Straßen abendwärts, drei führen gegen Pilati Pallaſt und das Forum, die vierte aber an der Nordſeite des Forums vorüber, gegen das Thor hin, durch das man nach Bethſur geht. Nahe bei dieſem Thore liegt in dieſer Straße das ſchöne Gebäude, welches Lazarus in Jeruſalem beſizt und an welchem auch Martha eine eigene Wohnung hat.

Die dem Tempel nächſte dieſer vier Straßen läuft von dem Schafthore aus, neben welchem, wenn man hereingeht, zur Rechten der Schafteich ſo dicht an die Mauer gebaut liegt, daß in der Mauer Bogen über ihn angebracht ſind. Er hat einen Ablauf vor die Mauer hinaus ins Thal Joſaphat, wodurch es an dieſer Stelle vor dem Thore ſumpficht iſt. Es umgeben dieſen Teich noch einige Bauwerke; die Opferlämmer werden an dieſem Teiche, ehe man ſie zum Tempel hinauf bringt, zum erſtenmal aus dem Graben gewaſchen, am Teiche Bethesda, ſüdlich vom Tempel, erhalten ſie ſpäter noch eine Zeremonialreinigung. In der zweiten Straße liegt ein Hof und Haus der Mutter Mariä, der heiligen Anna gehörig, wo ſie und ihre Familie ſich aufhielten und ihr Opfervieh einſtellten, wenn ſie an den Feſttagen nach Jeruſalem kamen. In dieſem Hauſe iſt auch, ſo ich mich jezt recht erinnere, die Hochzeit Joſephs und Mariä gefeiert worden.

*) Vielleicht ein Graben der Burg Antonia.

Das Forum liegt, wie ich sagte, höher als die umgebenden Straßen, und es laufen Wasserrinnen in diesen nach dem Schafteiche hinab. Auf dem Berge Sion zieht sich auch ein solches Forum vor der ehemaligen Burg Davids hinan, südöstlich liegt in seiner Nähe das Coenaculum und nördlich Annas und Kaiphas Richthaus. Die Burg Davids ist jezt eine verlassene wüste Festung voll leerer Höfe, Ställe und Kammern, die als Herbergsräume für Karavanen und fremdes Volk und ihre Lastthiere vermiethet werden. Dieses Gebäude liegt schon lange verödet, ich sah es schon bei Christi Geburt in seiner jetzigen Bestimmung, damals wurde der Zug der heiligen drei Könige mit seinen vielen Lastthieren gleich vom Thore aus hineingeführt.

Wenn ich in den alten Zeiten Schlöser großer Könige und Tempel so herabgekommen sehe zu niedrigem Gebrauche, denke ich immer, es ist doch gerade, wie ein paar tausend Jahre später, nämlich wie jezt, wo auch so viele große Werke frommer, treuer Mühsamkeit, Kirchen und Klöster, zerstört und verwüstet, oder zu weltlichem, oft nicht allzu sündenreinem Gebrauche verschleudert werden.

Die kleine Kirche meines Klosters, die mir der Himmel auf Erden war, und in welcher der König Himmels und der Erde im heiligen Sacramente so gern bei uns armen Sünderinnen wohnte, steht schon dachlos und leer mit hohlen Fenstern, und der Fußboden hat alle seine Grabsteine hingeben müßen; unser armes Klösterchen, wo ich so selig in meiner Zelle mit meinem zerbrochenen Stuhle war, als kein König auf seinem Throne, denn ich konnte nach der Gegend der Kirche hinsehen, wo das heilige Sacrament stand, unser armes Klösterchen, wo wird es in einer kleinen Reihe von Jahren seyn? in einiger Zeit wird man kaum mehr wissen, wo eine lange Reihe von Jahren hindurch eine Schaar von gottgeweihten Seelen für

die ganze Welt, und für alle armen verlassenen Seelen bei Gott gebettelt haben. Gott aber wird es wissen, bei ihm ist kein Vergessen, in ihm ist Vorzeit und Zukunft gegenwärtig, er ist, der da ist, und wie er mich bei ihm alle die alten Geschichten gegenwärtig finden läßt, so ist bei ihm auch alles Gute, das an vergessenen Orten, wie alles Böse, das an misbrauchten veruntreuten Orten geschehen ist und wird, aufbewahrt zum Tage der Abrechnung, wo bis zum letzten Heller bezahlt werden muß. Vor Gott gilt kein Ansehen der Person und des Ortes, er hält auch Rechnung über den Weinberg Nabeths. Ich habe oft gehört, unser Klösterchen sey von ein paar armen Nönnchen mit einem Kruge Oel und einem Säckchen Bohnen angefangen worden. Alle redlich erworbenen Zinsen dieses Kapitals, und jedes Kapitals werden an jenem Tage eingefordert werden. Man hört oft, daß eine arme Seele wegen ein paar nicht erstatteter ungerechter Groschen nicht ruhen könne; Gott schenke allen, welche von je über Güter der Armen und der Kirche verfügt haben, diese Güter und gebe ihnen die ewige Ruhe! *)

Jesus vor Pilatus.

Es war nach unsrer Zeit ungefähr sechs Uhr Morgens, als der Zug der Hohenpriester und Pharisäer mit dem schrecklich mißhandelten Heiland vor den Pallast des Pilatus kam. Zwischen dem Markte und dem Eingange des Gerichtshofes waren Sitze an beiden Seiten des We-

*) Mit Reflexionen dieser Art waren oft die Mittheilungen der Erzählenden durchwebt, und das obige geht so einfach aus ihrer Erwähnung der verfallenen Burg David hervor, daß wir es als Bild ihrer Anschauungsweise hier aufstellten.

ges, wo Annas und Kaiphas und die mitgekommenen Rathsherrn nicht weiter vorſchritten und ſich aufſtellten. Jeſus ward von den Bütteln an Stricken etwas weiter vorwärts bis unten an die Treppe des Pilatus geführt. Pilatus lag, als ſie ankamen, auf der vorſpringenden Terraſſe auf einer Art Ruhebett und es ſtand ein kleines Tiſchchen auf drei Füßen neben ihm, worauf einige Standeszeichen und Sachen lagen, deren ich mich nicht mehr erinnere. Es ſtanden Offiziere und Soldaten bei ihm, und waren auch römiſche Gewaltzeichen aufgeſtellt. Die Hohenprieſter und Juden hielten ſich vom Richthauſe fern, weil es ſie nach dem Geſetze verunreinigte, und es war eine beſtimmte Gränze, die ſie nicht überſchritten.

Als Pilatus ſie ſo eilig und mit ſo großem Getöſe und Geſchrei heranziehen und den mishandelten Jeſum zu ſeiner Treppe führen ſah, ſtand er auf und ſprach ganz höhniſch mit ihnen, ſo wie etwa ein hoffärtiger franzöſiſcher Marſchall mit den Deputirten einer armen kleinen Stadt: „was habt ihr ſchon wieder ſo früh? wie habt ihr den Menſchen ſo elend zugerichtet? ihr fangt früh an zu ſchinden und zu ſchlachten.“ Sie aber riefen den Bütteln zu: „voran mit ihm ins Richthaus.“ Dann richteten ſie ihre Rede an Pilatus: „höre unſere Klagen gegen dieſen Verbrecher an, wir können nicht in das Richthaus, daß wir uns nicht verunreinigen.“

Nach dieſen ihren laut ausgerufenen Worten ſchrie ein großer und ſtarker ehrwürdiger Mann aus dem Volke, das ſich hinter ihnen auf dem Forum drängte: „Ja wohl dürft ihr nicht in dies Richthaus, denn es iſt geheiligt durch unſchuldiges Blut, nur Er darf hinein, nur Er iſt unter den Juden rein, wie die Unſchuldigen!“ Als er ſo mit großer Gemüthsbewegung geſchrieen hatte, verſchwand er unter der Menge. Er hieß aber Zadoch und war ein wohlhabender Mann und ein Vetter von Obed, dem Manne der Seraphia, die Veronika genannt wird; zwei Knäblein

von ihm waren unter den unschuldigen Kindern in dem Hofe des Richthauses auf Herodis Befehl ermordet worden. Er hatte sich seitdem ganz zurückgezogen und mit seiner Frau wie ein Essener in Enthaltung gelebt. Er hatte Jesum einmal bei Lazarus gesehen und lehren gehört, und in diesem Augenblicke, als er den unschuldigen Jesum so elend die Treppe hinanzerren sah, brach die schmerzliche Erinnerung an seine dort gemordeten Kinder in seinem Herzen auf, und er schrie dem Herrn dieses Zeugniß seiner Unschuld aus. Die Ankläger Jesu waren zu dringend und geärgert über Pilati Wesen und ihre demüthige Stellung vor ihm, um auf dieses Geschrei besonders zu achten.

Jesus wurde von den Schergen die vielen Marmorstufen hinauf gezerrt, und kam in den Hintergrund der Terrasse zu stehen, von welcher herab Pilatus mit seinen Anklägern sprach. Als er Jesum, von welchem schon manche verschiedene Gerüchte zu ihm gelangt waren, so schrecklich mißhandelt und entstellt, und dennoch mit einem unzerstörbaren Ausdruck von Würde an sich vorüber führen sah, wuchs seine ekelnde Verachtung gegen die jüdischen Priester und Räthe, die ihm früher hatten entbieten lassen, daß sie ihm Jesum von Nazareth, der des Todes schuldig sey, zum verurtheilen überliefern würden, und er ließ sie empfinden, daß er nicht geneigt sey, Jesum ohne erwiesene Schuld zu verurtheilen. Er sprach daher zugleich herrisch und höhnisch zu den Hohenpriestern: „was für eine Schuld dieses Menschen habet ihr denn vorzubringen?“ Worauf sie geärgert erwiederten: „wenn wir ihn nicht als einen Verbrecher erkannt hätten, so würden wir ihn dir nicht überliefert haben.“ Da sprach Pilatus: „nun, so nehmt ihr ihn euch hin, und richtet ihn nach euerm Gesetze.“ Worauf sie entgegneten: „du weißt, daß uns das Recht, ein Todesurtheil vollziehen zu lassen, nicht unbeschränkt zusteht.“

Die Feinde Jeſu waren voll Grimm und Aerger, und alle ihre Verhandlungen giengen in ſtürmender Eile und Heftigkeit, damit ſie vor ihrer geſetzlichen Feſtzeit mit Jeſu fertig würden, um das Oſterlamm ſchlachten zu können. Sie wußten aber nicht, daß er das Oſterlamm war, welches ſie ſelbſt in das Gerichtshaus des heidniſchen Götzendieners hinführten, an deſſen Schwelle ſie ſich nicht verunreinigen wollten, um heute das Oſterlamm eſſen zu können.

Da nun der Landpfleger ſie aufforderte, ihre Klagen vorzubringen, begannen ſie dieſes zu thun, indem ſie drei Hauptklagen gegen Jeſum ausſprachen, für deren jede zehn Zeugen auftraten, und ſie ſtellten dieſe Klagen ſo, daß Jeſus dadurch als ein Verbrecher gegen den Kaiſer erſcheinen, und von Pilatus verurtheilt werden ſollte, denn in bloßen Sachen ihres Religionsgeſetzes und des Tempels haben ſie wohl die Gerechtigkeit ſelbſt handhaben können. Zuerſt klagten ſie: „Jeſus ſey ein Verführer des Volkes, ein Ruheſtörer und Aufrieger,“ und dann führten ſie einzelne, mit Zeugen unterſtützte Beweiſe davon auf. Sie ſagten, „er ziehe umher, halte groſſe Verſammlungen, breche den Sabbath, heile am Sabbath.“ Da unterbrach ſie Pilatus höhniſch: „ihr ſeyd wohl nicht krank, ſonſt würde das Heilen euch nicht ſolches Aergerniß geben.“ Sie fuhren aber fort: „er verführe das Volk durch greuliche Lehren, denn er ſage, man ſolle ſein Fleiſch und Blut eſſen, dann werde man das ewige Leben haben.“ Pilatus ärgerte ſich an dem haſtigen Grimm, womit ſie dieſes vorbrachten, er blickte ſeine Offiziere lächelnd an und warf den Juden ſcharfe Worte hin, wie z. B. „es ſollte ſchier ſcheinen, als folgtet ihr ſeiner Lehre und wolltet das ewige Leben haben, ſeyd ihr doch, als wolltet ihr ſein Fleiſch und ſein Blut eſſen.“

Ihre zweite Hauptbeſchuldigung war: „Jeſus wiegle das Volk auf, dem Kaiſer die Steuer nicht zu zahlen.“ —

Hier unterbrach ſie Pilatus zürnend, und als einer, deſſen Amtes es war, auf ſolche Dinge zu achten, ſprach er ſeiner Sache gewiß: „dieſes iſt eine grobe Lüge, das muß ich beſſer wiſſen.“ — Die Juden aber ſchrieen, die dritte Hauptklage vorbringend, fort: „es ſey dem doch ſo, indem dieſer Menſch von niederer, unklarer, verdächtiger Abkunft, ſich großen Anhang gemacht und Wehe über Jeruſalem gerufen. Er ſtreue auch zweideutige Parabeln unter dem Volke aus, von einem Könige, der ſeines Sohnes Hochzeit bereite; einmal ſchon habe das auf einem Berg in großer Menge um ihn verſammelte Volk ihn zum Könige machen wollen, aber es ſey ihm zu früh gekommen und er habe ſich damals verborgen. In den letzten Tagen habe er ſich ſchon mehr hervorgewagt, er habe ſich einen lärmenden Einzug in Jeruſalem halten und ſich: „Hoſanna dem Sohne Davids! Hochgelobt das Reich unſers Vaters Davids, das da kommt!“ zurufen und königliche Ehren erweiſen laſſen, denn er lehre, daß er der Chriſtus, der Geſalbte des Herrn, der Meſſias, der verheißene König der Juden ſey, und laſſe ſich ſo nennen.“ Auch dieſe Beſchuldigung wurde von zehn Zeugen bezeuget.

Auf dieſe Rede, daß Jeſus ſich den Chriſtus, den König der Juden nennen laſſe, ward Pilatus etwas nachdenklich. Er gieng von der offnen Terraſſe in die anliegende Gerichtsſtube, warf vorübergehend einen aufmerkſamen Blick auf Jeſum und befahl den Wachen, ihm den Herrn in die Gerichtsſtube zu bringen.

Pilatus war ein verwirrter, abergläubiſcher, wetterwendiſcher Heide, er hatte allerlei dunkle Ahndungen von Söhnen ſeiner Götter, die auf Erden gelebt hätten, auch war ihm nicht fremd, daß die Propheten der Juden ſeit langen Zeiten einen Geſalbten Gottes, einen Erlöſer und Befreier, einen König vorhergeſagt hatten, und daß viele

Juden diesen erwarteten. Er wuste auch, daß Könige aus Morgenland bei dem alten Herodes gewesen, und nach einem neugebornen Könige der Juden gefragt hätten, um ihn zu verehren, und daß hierauf viele Kinder auf Herodis Befehl ermordet worden seyen. Von jenen Sagen über einen Messias, einen König der Juden wußte er wohl, aber er glaubte als ein eifriger Götzendiener nicht daran, konnte sich auch gar nicht denken, was das für ein König seyn sollte. Er hätte höchstens auf Art der damaligen aufgeklärten Juden und Herodianer daran glauben können, welche sich einen siegreichen, mächtigen Herrscher darunter dachten; um so lächerlicher erschien ihm die Beschuldigung, daß Jesus, der so elend, arm und entstellt vor ihm stand, sich für diesen Gesalbten Gottes, diesen König ausgeben sollte; weil aber die Feinde Jesu dieses als eine, die Rechte des Kaisers kränkende Beschuldigung vorgebracht hatten, ließ er den Heiland zum Verhöre vor sich führen.

Pilatus sah Jesum mit verwunderten Augen an, und sprach zu ihm: „Du also bist jener König der Juden?“ Und Jesus erwiederte ihm: „sagst du dieses aus deinem Herzen, oder haben Andere dir dieses von mir gesagt?“ Da wurde Pilatus unwillig, daß Jesus ihn für so thöricht halten könne, einen so armen, elenden Menschen aus eigenem Einfall zu fragen, ob er ein König sey; und er sprach wegwerfend so viel als: „bin ich etwa ein Jude, daß ich von solchen Erbärmlichkeiten wissen sollte? Dein Volk und seine Priester haben dich mir mit dieser Beschuldigung als des Todes schuldig zum Verurtheilen übergeben; sage, was hast du denn gethan?“ Hierauf sprach Jesus feierlich zu ihm: „mein Königreich ist nicht von dieser Welt, wäre mein Reich von dieser Welt, so würde ich wohl Diener haben, die für mich gekämpft hätten, daß ich den Juden nicht überliefert worden wäre, so aber ist mein Königreich nicht von hienieden.“ — Pilatus hörte diese ernsten Worte Jesu

mit einer Art Erschütterung an und sagte nachdenklich zu ihm: „so bist du denn also doch König?“ Und Jesus erwiederte: „wie du sagest, ja ich bin der König. Ich bin geboren, und bin in diese Welt gekommen, der Wahrheit Zeugniß zu geben, und jeder, der aus der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme.“ — Da blickte ihn Pilatus an und sagte aufstehend: „Wahrheit? was ist Wahrheit?“ und es wurde noch etwas gesprochen, dessen ich mich nicht mehr genau entsinne.

Pilatus gieng wieder heraus auf die Terrasse, er konnte Jesum nicht verstehen, aber soviel wußte er nun von ihm, daß er kein König sey, der dem Kaiser schädlich werden wolle, daß er kein Reich in dieser Welt in Anspruch nehme, ein Reich aber aus einer andern Welt kümmerte den Kaiser nicht, und er rief also den Hohenpriestern von der Terrasse hinab: „ich finde keine Art von Schuld an diesem Menschen.“ — Da wurden die Feinde Jesu von neuem erbittert, und brachten einen Strom von Beschuldigungen gegen ihn vor. Der Herr aber stand schweigend, und betete für die armen Menschen, und als Pilatus sich zu ihm wendend fragte: „hast du nichts auf alle diese Anklagen zu erwiedern,“ sagte Jesus auch nicht ein Wort; so daß Pilatus aufs höchste über ihn verwundert zu ihm sprach: „ich sehe wohl, sie gehen mit Lügen gegen dich um,“ — (er brauchte für Lügen einen eigenen Ausdruck, den ich vergessen habe). Die Ankläger aber fuhren in ihrem Grimme fort, und sagten: „wie, keine Schuld findest du an ihm? ist das keine Schuld? Er wiegelt das ganze Volk auf, denn er verbreitet seine Lehre durch das ganze Land von Galiläa aus bis hieher.“

Als Pilatus das Wort Galiläa hörte, dachte er einen Augenblick nach, und fragte dann hinab: „ist dieser Mensch aus Galiläa, ein Unterthan des Herodes?“ und da die Ankläger erwiederten: „ja, denn seine Eltern hätten in

Nazareth gewohnt, und jezt sey Capernaum sein Aufenthaltsort." sprach Pilatus: „nun also, da er ein Galiläer von den Unterthanen des Herodes ist, so führet ihn zu diesem, er ist hier auf dem Feste, und mag ihn richten," und er ließ Jesum wieder aus dem Gerichtshofe zu seinen Feinden hinab führen, schickte auch einen Offizier zu Herodes, ihm seinen Unterthan, einen Galiläer, Jesum von Nazareth, zu Gericht anzumelden. Pilatus war froh, auf diese Weise die Verurtheilung Jesu von sich abzuwälzen; denn die Sache war ihm unheimlich, und zugleich hatte er die politische Absicht dabei, dem Herodes, der immer auf Jesum sehr begierig gewesen, eine Höflichkeit zu erweisen, denn sie waren entzweit.

Die Feinde Jesu, im höchsten Grade geärgert, vor allem Volke von Pilatus mit ihm abgewiesen zu seyn, und weiter zu Herodes ziehen zu müßen, ließen Jesum ihren Grimm entgelten, sie umschloßen ihn mit erneuter Wuth tobend mit ihren Gerichtsknechten, und trieben ihn aufs neue gebunden unter Stoßen und Schlagen mit stürmender Eile quer über das menschenvolle Forum und dann durch eine Straße zu dem nicht weit entlegenen Pallaste des Herodes. Es zogen römische Soldaten mit.

Claudia Procle, die Ehefrau des Pilatus, hatte während der lezten Verhandlung ihm durch einen Diener sagen laßen, sie verlange dringend mit ihm zu sprechen, und als Jesus zu Herodes geführt wurde, stand sie heimlich auf einer hoch liegenden Gallerie und sah den Zug mit großer Angst und Betrübniß über das Forum ziehen.

Entſtehung des Kreuzweges.

Die Mutter Jeſu, Magdalena und Johannes hatten, während der ganzen Anklage vor Pilatus unter dem Volke in dem Winkel einer Halle des Forums ſtehend, mit herzzerreißendem Schmerze das Lärmen und Rufen gehört; Johannes aber führte, da Jeſus zu Herodes gebracht wurde, die heilige Jungfrau und Magdalena den Leidensweg zurück und ſie giengen den ganzen Weg bis zu Kaiphas, zu Annas, durch Ophel, nach Gethſemane an den Oelberg, und überall, wo er gefallen, wo ihm Weh geſchehen, ſtanden ſie ſtille und trauerten und litten ſein Leid. Oft ſank die heilige Jungfrau nieder und küßte die Erde, wo Jeſus gefallen, und Magdalena rang die Hände, und Johannes weinte, tröſtete, richtete ſie auf und führte ſie weiter. Dieſes war der erſte Anbeginn des heiligen Kreuzweges, und der mitleidenden Betrachtung und Verehrung des Leidens Jeſu, noch ehe es vollendet war; damals ſchon begann in der heiligſten Blüthe der Menſchheit, in der jungfräulichen Mutter Gottes, des Menſchenſohnes, die Andacht der Kirche zu den Schmerzen ihres Erlöſers; damals ſchon, als er noch auf der Mitte ſeines bitteren Leidensweges wandelte, beweinte und verehrte die auserwählte, gnadenvollſte Mutter die Fußſtapfen ihres Sohnes und Gottes. O welches Mitleiden! wie gieng das Schwert mit vordringender Gewalt ſchneidend und ſchmerzlich verweilend durch ihr Herz! Sie, deren ſeliger Leib ihn getragen, deren ſelige Brüſte ihn ernährt, ſie, die Selige, welche das Wort, das im Anfange bei Gott, und das Gott war, wirklich und weſentlich gehört und in ſich aufgenommen, und bewahret hatte neun Monde

unter ihrem Herzen voll Gnaden, und gepfleget, beobachtet und genährt hatte an ihren Brüſten, ſie, die ſein Leben in ſich getragen und gefühlet, ehe die Menſchen, ſeine Brüder, Segen und Lehre und heilende Hülfe von ihm empfingen, litt und theilte alles mit Jeſu, und auch ſeinen Durſt nach der Erlöſung der Menſchen durch ſein bitteres Leiden und Sterben, und ſo trat die Reinſte und Unbefleckte jezt ſchon der Kirche den Fußpfad des Kreuzweges, um die unerſchöpflichen Verdienſte Jeſu Chriſti an allen Stellen wie Edelſteine aufzuleſen, wie Blumen am Wege zu pflücken, und ſeinem himmliſchen Vater für die Glaubenden aufzuopfern. Alles, was da Heiliges war in der Menſchheit von je bis immer, alle, die ſich geſehnt nach der Erlöſung, alle, welche je und immer die Liebe und das Leiden des Herrn mitleidig gefeiert, wandelten, trauerten, beteten, opferten mit in dem Herzen der Mutter Jeſu, die auch eine treue Mutter ſeiner gläubigen Brüder in der Kirche iſt.

Magdalena aber war in ihren Schmerzen wie von Sinnen. Sie hatte eine unermeßliche heilige Liebe zu Jeſu, aber wenn ſie ſo recht ihre Seele in Liebe vor ſeinen Füßen hätte ausgießen mögen, wie das Nardenöl über ſein Haupt, da trat ein Entſetzen, ein Abgrund zwiſchen ſie und ihre Liebe. Unendlich war ihre Reue um ihre Sünden, unendlich ihr Dank um ſeine Vergebung, und wenn nun ihre Liebe ihren Dank wie eine Weihrauchwolke zu ihm erheben wollte, da ſah ſie Jeſum mishandelt und zum Tode geführt auch wegen ihrer Schuld, die er auf ſich genommen; da entſetzte ſich ihre Liebe vor ihrer Schuld, für welche Jeſus ſo Entſetzliches leiden mußte, und ſtürzte nieder in den Abgrund der Reue, und konnte ihn nicht erſchöpfen, noch erfüllen, und erhob ſich wieder in Sehnſucht nach ihrem Herrn und Meiſter, und ſah ihn in grauſamer, bitterer Mishandlung. So war ihre Seele heftig zerriſſen und gleichſam taumelnd zwiſchen

ihrer Liebe, ihrer Reue, ihrem Danke und der Betrachtung des Undanks ihres Volkes an ſeinem Erlöſer, und alles dieſes drückte ſich in ihrem Ausſehen, ihren Worten und Bewegungen aus.

Johannes aber liebte und litt, und geleitete die Mutter ſeines heiligen Meiſters und Gottes, der auch ihn liebte und auch für ihn litt, zum erſtenmale auf den Fußſtapfen des Kreuzweges der Kirche, und ſah Zukünftiges.

Pilatus und ſein Weib.

Während Jeſus zu Herodes geführt wurde und dort die Verſpottung erlitt, ſah ich Pilatus zu ſeiner Frau, Claudia Procle gehen. Sie kamen in einem Luſthauſe auf einer Gartenterraſſe hinter dem Pallaſte des Pilatus zuſammen. Claudia war ſehr erſchüttert und bewegt. Sie war eine große und vollkommene Frau, aber bleich, ſie hatte einen Schleier hinten niederhängen, doch ſah man ihre Haare um den Kopf gewunden und einigen Schmuck darin, auch an den Ohren und dem Halſe hatte ſie Schmuck und beſonders an der Bruſt eine Art Schloß, das ihr langes faltiges Kleid feſt hielt. Sie ſprach lange mit Pilatus, und beſchwor ihn bei Allem, was ihm heilig ſey, Jeſum den Propheten, den Heiligſten der Heiligen nicht zu verletzen, und erzählte ihm einzelne Theile wunderbarer Geſichte, welche ſie von Jeſu heute Nacht gehabt hatte.

Ich habe, während ſie ſprach, vieles von den Geſichten geſehen, die ſie gehabt, aber ſie ſind mir nicht mehr ganz in ihrer Folge gegenwärtig. So viel erinnere ich mich jedoch: ſie ſah alle Hauptpunkte des Leben

Univ. Bibl.

Jesu, sie sah die Verkündigung Mariä, Christi Geburt, die Anbetung der Hirten und der Könige, die Prophezeihung Simeons und Hannas, die Flucht nach Aegypten, den Kindermord, die Versuchung in der Wüste, u. s. w. Sie sah allgemeine Bilder aus seinem heiligen und heilenden Wandel, sie sah ihn immer dabei mit Licht umgeben und sah die Tücke und Bosheit seiner Feinde unter den furchtbarsten Bildern. Sie sah die Heiligkeit und Schmerzen seiner Mutter und seine eigenen unendlichen Leiden unter stäter Liebe und Geduld. Sie sah alles das in gedrängten Bildern, welche erklärend mit Licht und Nacht und allerlei Sinnbildern umgeben waren, und erlitt dabei eine unsägliche Angst und Trauer, denn alle diese Gegenstände waren ihr neu und unendlich eindringend und überzeugend, und theils sah sie dieselben, wie z. B. den Kindermord, und eben so die Prophezeihung Simeons im Tempel, in der Nähe ihres Hauses vorgehen. Wie sehr aber ein mitleidiges Herz von solchen Bildern geängstiget wird, weiß ich wohl, denn die meisten Empfindungen der Andern erfährt man dadurch, daß man sie selbst empfindet.

So hatte sie in der Nacht gelitten und viele Wunder und Wahrheiten theils heller, theils dunkler erkannt, als das Geklärm der Jesum heranführenden Schaar sie erweckte, und da sie später hinaus schaute, sah sie den Herrn, den Gegenstand aller Wunder, die sie die Nacht hindurch erkannt, greulich entstellt und mishandelt von seinen Feinden zu Herodes über das Forum hin führen. Schrecklich beängstigte diese wachende Erkenntniß, verbunden mit den wunderbaren Erfahrungen der Nacht, ihr Herz, und sie schickte sogleich zu Pilatus, dem sie nun vieles davon mit Angst und Scheu erzählte, weil sie nicht alles verstand, wenigstens nicht auszudrücken vermochte, aber sie bat und flehte und schmiegte sich rührend an ihn.

Pilatus war sehr verwundert und theils bestürzt über das, was sie sagte; er reimte es mit allem, was er von

Jesu hie und da gehört, mit dem Grimme der Juden, mit dem Schweigen Jesu und dessen festen wunderbaren Antworten auf seine Fragen zusammen, und war schwankend und unruhig in sich, neigte sich aber bald zu den Vorstellungen seines Weibes hin und sagte: „daß er bereits erklärt habe, wie er keine Schuld an Jesu finde, und daß er ihn nicht verurtheilen werde, da er die ganze Bosheit der Juden erkannt habe.“ Er sprach noch über die Aeusserungen Jesu gegen ihn selbst und beruhigte sein Weib sogar mit Ueberreichung eines Pfandes zur Versicherung, daß er ihn nicht verurtheilen werde. Ich weiß nicht mehr, welch ein Kleinod, Ring oder Siegel es war, das er ihr zu einem Zeichen gab. Auf diese Weise trennten sie sich von einander.

Pilatus sah ich als einen ganz verwirrten, habsüchtigen, schwankenden, stolzen und dann wieder niederträchtigen Mann, der ohne alle höhere Gottesfurcht, wo es seinen Vortheil galt, schändliche Handlungen begehen konnte, und zugleich auf die niedrigste, feigste Art abergläubisch allerlei Götzendienste und Zeichendeuterei brauchte, wenn er in einer Verlegenheit war. So sah ich ihn auch jezt in vielfacher Verwirrung und er hatte immer mit seinen Göttern zu thun, denen er in einem verborgenen Raume seines Hauses räucherte und von denen er allerlei Zeichen verlangte. Er sah auch nach allerlei abergläubischen Zeichen, z. B. wie die Hühner fräßen; aber alles das war mir so greulich, finster und höllisch, daß ich davor zurückschauderte, und es nicht genau wieder erzählen kann. Er hatte ganz verwirrte Gedanken, und der Satan blies ihm bald dieses bald jenes ein. Einmal meinte er, Jesus müße als unschuldig freigelassen werden, dann meinte er, seine Götter würden sich an ihm, Pilatus, rächen, wenn er diesen Jesus, der so seltsame Urtheile und Aeußerungen für sich habe, als sey er doch eine Art Halbgott, erhalte; denn Jesus könne seinen Göttern vielen Schaden thun.

„Vielleicht, dachte er, ist er eine Art Gott der Juden, es giebt so viele Prophezeihungen von einem Könige der Juden, der über Alles herrschen soll; Könige der Sterndiener aus Morgenland haben schon einen solchen König im Lande einmal gesucht; auch könnte er sich vielleicht über meine Götter und meinen Kaiser erheben, und ich hätte große Verantwortung, so er nicht stürbe. Vielleicht soll sein Tod ein Triumph meiner Götter seyn.“ Dazu kam aber wieder die wunderbare nächtliche Erfahrung seines Weibes, die Jesum nie vorher gesehen hatte, und warf ein großes Gewicht für das Lossprechen Jesu in die schwankende Wagschale Pilati, und er entschied sich ganz für diesen Entschluß. Er wollte gerecht seyn, aber er konnte nicht, denn er hatte gefragt: „Wahrheit, was ist Wahrheit?“ und hatte die Antwort nicht abgewartet: „Jesus Nazarenus, der König der Juden, ist die Wahrheit.“ Es wogte so vieles in ihm durcheinander, ich konnte den Wirrwarr nicht verstehen, und er selbst wußte auch nicht, was er wollte, sonst hätte er sich gewiß nicht bei den Hühnern befragt.

Es versammelte sich aber das Volk immer in größerer Menge auf dem Markte und in der Gegend der Straßen, wo Jesus zu Herodes geführt wurde. Es liefen jedoch diese Haufen nicht durcheinander, sondern sie standen nach Ortschaften und Gegenden, wie sie zum Feste gezogen waren, zusammen, und die erbittertsten Pharisäer, aus allen Gegenden, wo Jesus gelehrt hatte, waren alle bei ihren Gemeinden, das wankelmüthige bestürzte Volk gegen Jesum zu bearbeiten. Bei dem römischen Wachhaus vor Pilati Pallast waren die römischen Soldaten in großer Anzahl aufgestellt und an allen nöthigen Posten der Stadt.

Jesus vor Herodes.

Herodis, des Tetrarchen Pallast, lag nördlich vom Forum in der Neustadt, es war nicht sehr weit dahin, und es zog nun eine Schaar römischer Soldaten mit. Es waren Leute aus der Gegend zwischen der Schweiz und Italien her. Die Feinde Jesu waren über dieses Herumziehen müssen sehr erbittert und hörten nicht auf, ihn zu schimpfen und von den Bütteln zerren und stoßen zu lassen. Der Bote des Pilatus war früher als der Zug bei Herodes, und dieser erwartete den Zug schon in einer großen Halle, wo er auf einer Art Thron auf Kissen saß; es waren viele seiner Hofleute und Soldaten um ihn. Die Hohenpriester traten durch den Säulengang herein, und stellten sich an die beiden Seiten, und Jesus stand im Eingange. Herodes war sehr geschmeichelt, daß Pilatus ihm vor den Hohenpriestern das Recht, über einen Galiläer zu richten, öffentlich zusprach und war sehr geschäftig und aufgeblasen, auch freute es ihn, Jesum in so demüthigender Stellung vor sich zu sehen, der es immer verschmäht hatte, sich ihm zu zeigen. Johannes hatte so feierlich von ihm gesprochen, und es war ihm von den Herodianern und andern Spionen und Zuträgern so viel von ihm gesagt worden, daß er sehr gespannt auf ihn war, und er war ganz aufgelegt, vor seinen Hofleuten und den Hohenpriestern ein sehr prahlendes Verhör mit ihm anzustellen, in welchem er beiden Theilen beweisen wollte, wie gut er unterrichtet sey. Es war ihm aber auch von Pilatus gemeldet, daß dieser keine Schuld an ihm gefunden habe, und das war seiner Kriecherei ein Wink, die Anklagenden mit einiger Zurückhaltung zu behandeln, welches den Grimm derselben vermehrte. Sie brachten ihre

Klagen ſehr dringend vor, gleich da ſie hereintraten; Herodes aber ſah neugierig auf Jeſum, und da er ihn ſo elend und mißhandelt, mit zerrauftem Haar und zerſchlagenem, mit Blut und Koth bedecktem Angeſicht, in einem verunreinigten Gewande erblickte, ergriff den weichlichen wollüſtigen König ein ekelndes Mitleid. Er rief einen Gottesnamen aus, auf die Art wie „Jehova," wendete ſein Angeſicht mit ekler Miene hinweg und ſagte zu den Prieſtern: „bringet ihn hinweg, reiniget ihn, wie möget ihr mir einen ſo unreinen, mißhandelten Menſchen vor Augen ſtellen?" Die Knechte aber zogen Jeſum in die Vorhalle, und man brachte Waſſer in einem Becken und einen Wiſch und reinigte ihn unter Mißhandlung, denn ſein Angeſicht war verwundet, und ſie fuhren verletzend darüber her.

Herodes aber verwies den Prieſtern ihre Grauſamkeit, und es ſchien, er wolle die Behandlungsweiſe des Pilatus nachahmen, denn er ſagte auch: „man ſieht ihm an, daß er den Schlächtern in die Hände gekommen iſt, ihr fanget heute vor der Zeit an." Die Hohenprieſter aber drängten ſehr mit ihren Klagen und Beſchuldigungen; da man nun Jeſum wieder heranführte, wollte Herodes den Gefälligen gegen ihn ſpielen, und befahl, ihm einen Becher mit Wein zu bringen, er ſey ganz entkräftet; Jeſus aber ſchüttelte das Haupt und nahm den Trunk nicht an.

Nun ward Herodes ſehr geſprächig und maulredend gegen Jeſum und brachte Alles vor, was er von ihm wußte; anfangs fragte er ihn mehreres, wünſchte auch ein Zeichen von ihm zu ſehen, da Jeſus ihm aber auch keine Sylbe antwortete und immer ſtill vor ſich nieder ſah, ward Herodes ſehr geärgert und beſchämt vor den Anweſenden, wollte es ſich aber doch nicht merken laſſen, und brachte nun in einem Strome von Fragen Alles vor, was er von Jeſu wußte. Anfangs ſuchte er ihm zu ſchmeicheln: „es thut mir leid, dich ſo ſchwer beſchuldiget zu ſehen; ich habe vieles von dir gehört, weißt du wohl, daß du mir

zu nahe getreten biſt in Thirza, da du ohne meine Erlaubniß Gefangene auslöseſt, die ich dahin hatte ſetzen laſſen, aber du haſt es vielleicht gut gemeint. Nun biſt du mir vom römiſchen Landpfleger überliefert, dich zu richten, was ſagſt du auf alle dieſe Klagen? — Du ſchweigeſt? — Man hat mir viel von deiner großen Weisheit im Reden und Lehren geſprochen, ich wünſche, dich deine Ankläger widerlegen zu hören. — Was ſagſt du? — Iſt es wahr, biſt du der König der Juden? — Biſt du der Sohn Gottes? — Wer biſt du? — Ich hörte, du habeſt große Wunder gethan, bewähre dich vor mir, gieb ein Zeichen. — Es ſtehet bei mir, dich loszuſprechen. — Iſt es wahr, haſt du Blindgeborne ſehend gemacht, haſt du Lazarum von den Todten erweckt, mehrere tauſend Menſchen mit wenigen Broden geſpeiſet? — Warum antworteſt du nicht? — Ich beſchwöre dich, thue eines von deinen Wundern! — es ſoll dir nützlich ſeyn.“ — Als Jeſus aber immer ſchwieg, fing Herodes an, geſchwinder zu ſchwätzen, z. B.: „Wer biſt du? Was iſt das mit dir? Wer hat dir Vollmacht gegeben? Warum vermagſt du nichts mehr? Biſt du derjenige, von deſſen Gebürt ſeltſame Reden gehen? es ſind einmal Könige aus Morgenland gekommen zu meinem Vater, nach einem neugebornen Judenkönige zu fragen, dem ſie huldigen wollten, man ſagt, dieſes Kind ſeyeſt du geweſen, iſt dies wahr? Biſt du dem Tode entkommen, der damals über viele Kinder ergieng? Wie gieng das zu? Warum war es ſo lange ſtille von dir? Oder bezieht man nur jenes Ereigniß auf dich, um dich zu einem Könige zu machen? Verantworte dich? Was biſt du für ein König? Wahrhaftig, ich ſehe nichts Königliches an dir? Sie haben dir, wie ich höre, neulich einen Triumphzug zum Tempel gehalten! Was ſollte das bedeuten? Sprich! Wie kommt es, daß dieſes ein ſolches Ende genommen?“

So und dergleichen ſchwätzte Herodes Vieles, erhielt aber keine Antwort von Jeſu. Es iſt mir aber eröffnet

worden, jezt, und auch ſchon früher, daß Jeſus nicht mit ihm ſprach, weil Herodes durch ſeine ehebrecheriſche Verbindung mit Herodias, und den Mord des Täufers im Bann war. Seinen Unwillen über Jeſu Schweigen benutzten Annas und Kaiphas, um von neuem in Herodes mit Klagen zu dringen; ſie brachten unter anderm vor: „er habe Herodes einen Fuchs genannt, und ſeit lange auf den Untergang der ganzen Familie Herodes hingearbeitet, er habe eine neue Religion aufbringen wollen, und das Paſcha ſchon geſtern gegeſſen.“ Dieſe Beſchuldigung war ſchon bei Kaiphas durch den Verrath des Judas vorgekommen, aber durch einige von Jeſu Freunden aus Schriftrollen entkräftet worden.

Herodes ließ ſich, obgleich ſehr durch Jeſu Schweigen geärgert, nicht aus ſeinen politiſchen Abſichten bringen. Er wollte Jeſum nicht verurtheilen, denn theils hatte er einen geheimen Schrecken vor ihm, und es war ihm ſchon wegen Johannis Ermordung oft bange zu Muth, theils waren ihm die Hohenprieſter verhaßt, weil auch ſie ſeinen Ehebruch nie beſchönigen gewollt, und ihn deswegen vom Opfer ausgeſchloſſen hatten, hauptſächlich aber wollte er den nicht verdammen, den Pilatus ohne Schuld erklärt hatte; er hatte politiſche Abſichten, dem Pilatus dadurch vor den Hohenprieſtern eine Schmeichelei zu erweiſen. Er überhäufte aber Jeſum mit verachtenden Schmähworten, und ſagte zu ſeinen Dienern und ſeiner Leibwache, deren er wohl ein paar hundert in ſeinem Pallaſte hatte: „nehmet den Thoren hinaus und erzeiget dem lächerlichen Könige die Ehre, die ihm gebührt, denn er iſt mehr ein Narr als ein Verbrecher zu nennen.“

Sie führten nun den Heiland hinaus in einen großen Hof und thaten ihm unſägliche Mißhandlung und Spott an. Dieſer Hof war von den Flügeln des Pallaſtes umgeben, und Herodes, auf einem platten Dache ſtehend, ſah eine Zeitlang der Mißhandlung Jeſu zu. Annas und Kaiphas

aber waren immer hinter ihm her und verſuchten Alles, um ihn zu bewegen, daß er Jeſum verurtheilen möchte. Herodes jedoch ſprach den Römern zu Gehör: „es wäre die größte Sünde von mir, wenn ich ihn verurtheilte.“ Er meinte wahrſcheinlich: „die größte Sünde gegen das Urtheil des Pilatus, der ſo höflich war, ihn mir zuzuſenden.“

Als die Hohenprieſter und Feinde Jeſu ſahen, daß Herodes ihnen auf keine Weiſe zu Willen ſeyn würde, ſendeten ſie einige aus ihrer Mitte mit Geld nach Acra, einem Theile der Stadt, wo ſich jezt viele Phariſäer aufhielten, welche ſie auffordern ließen, ſich mit ihren Gemeinden in die Gegend des Pallaſtes Pilati zu begeben, auch ließen ſie ihnen vieles Geld geben, um es unter das Volk auszutheilen, auf daß es den Tod Jeſu mit Ungeſtüm begehre; Andere ſendeten ſie mit der Drohung unter das Volk aus, ſo es den Tod dieſes Gotteslästerers nicht begehre, würde es das Gericht Gottes auf ſich laden; auch ließen ſie ausſprengen, ſo er nicht ſterbe, werde er ſich mit den Römern vereinigen, dieſes ſey das Reich, von dem er immer geſprochen, und dann ſeyen die Juden ganz verloren. Nach anderen Seiten hin verbreiteten ſie das Gerücht, Herodes habe Jeſum verurtheilt, aber das Volk müße ſeinen Willen ausſprechen, man fürchte ſeinen Anhang, und wenn er frei käme, würde das ganze Feſt zerſtört werden, dann nehmlich würden die Römer und ſeine Anhänger Rache nehmen. So ließen ſie die verwirrteſten, beunruhigendſten Gerüchte ausſtreuen, um alles Volk zu erbittern und aufzuwiegeln; während ein anderer Theil von ihnen den Soldaten des Herodes Geld gab, daß ſie Jeſum gröblich, ja tödtlich mishandeln möchten, denn ſie wünſchten, daß er ſterben möge, ehe Pilatus ihn frei ſpräche.

Während die Phariſäer mit allem dieſem Treiben beſchäftiget waren, erlitt unſer Herr den ſchmählichſten Hohn, die grauſamſte Mishandlung einer frechen gottloſen Soldatenſchaar, welchen ihr König ſelbſt Jeſum als

einen Thoren, der ihm nicht Rede ſtehen wollte, zur Mißhandlung übergeben hatte, ſie ſtieſen ihn in den Hof, und einer brachte einen groſſen weiſſen Sack, der in einer Kammer des Pförtners lag, es war einmal Baumwolle darin hieher geſendet worden, ſie ſchnitten mit ihren Schwertern ein Loch in den Boden des Sackes und warfen denſelben mit einem allgemeinen Hohngelächter über Jeſu Haupt, ein anderer brachte einen rothen Lappen und warf ihn Jeſu wie einen Kragen um den Hals, der Sack hieng ihm weit über die Füſe, und nun beugten ſie ſich vor ihm, ſtieſen ihn hin und her, ſchimpften und ſpieen ihn an, ſchlugen ihn ins Angeſicht, weil er ihrem Könige nicht habe antworten wollen, erwieſen ihm tauſend ſpöttiſche Huldigungen, warfen ihn mit Koth, zerrten ihn, als ſolle er tanzen, und zwangen ihn, in dem weiten ſchleppenden Spottmantel an die Erde zu fallen, und ſchleiften ihn durch eine Rinne, welche rings um den Hof längs den Gebäuden hinlief, ſo daß ſein heiliges Haupt wieder die Säulen und Eckſteine ſchlug, und bald riſſen ſie ihn wieder empor und begannen ein anderes mißhandelndes Getümmel um ihn; denn es waren ihrer wohl ein paar hundert Kriegsknechte und Hofdiener des Herodes, Leute aus den verſchiedenſten Gegenden, und jeder der böſeſten Buben unter ihnen wollte ſich und ſeiner Landsmannſchaft durch eine eigenthümliche Schandthat an Jeſu vor Herodes Ehre machen. Alles dies trieben ſie mit ſtürmender Eile, Gedräng und Hohngeſchrei; die Feinde Jeſu aber hatten mehrere unter ihnen beſtochen, die ihn mehrmals in dem Getümmel mit Prügeln auf ſein heiliges Haupt ſchlugen. Jeſus ſah ſie ſo mitleidig an und ſeufzte und wimmerte ſo ſchmerzlich, ſie ſpotteten ſein Wehklagen mit verzerrten Stimmen nach, brachen bei jeder neuen Mißhandlung in Hohn und Gelächter aus, und es war keiner, der ſich ſeiner erbarmte. Ich ſah das Blut über ſein Haupt erbärmlich niederrinnen und ſah ihn dreimal unter dem Schlage ihrer Prügel

niederſinken; aber ich ſah auch, als erſchienen weinende Engel über ihm, welche ſein Haupt ſalbten, und es wurde mir gezeigt, daß dieſe Schläge ohne dieſe göttliche Hülfe tödtlich geweſen ſeyn würden. — Die Philiſter, welche zu Gaza in der Rennbahn den blinden Simſon bis zur Todesmüdigkeit herumhetzten, waren nicht ſo gewaltthätig und grauſam, als dieſe Buben.

Die Zeit aber drängte die Hohenprieſter, weil ſie bald zum Tempel mußten, und als ſie Nachricht erhielten, daß alle ihre Sendungen ausgerichtet ſeyen, ſtürmten ſie nochmals auf Herodes mit Bitten um Jeſu Verurtheilung ein. Er richtete jedoch ſein Augenmerk allein auf Pilatus und ſendete Jeſum in ſeiner Spottkleidung zu dieſem zurück.

Jeſus von Herodes zu Pilatus.

Mit erneuter Erbitterung traten die Hohenprieſter und Feinde Jeſu den Rückzug mit ihm von Herodes zu Pilatus an. Sie ſchämten ſich, ohne ſeine Verurtheilung abermals dahin zurückzukehren, wo er ſchon als unſchuldig erklärt worden war; ſie nahmen daher einen andern, wohl nochmal ſo weiten Rückweg mit ihm, um ihn in ſeiner Schmach einem andern Theile der Stadt zu zeigen, ihn deſto länger unterwegs zu mishandeln, und ihren Aufwieglern die Zeit zu laſſen, die zuſammengetriebenen Schaaren zu ihren Abſichten zu bearbeiten.

Der Weg, den ſie mit Jeſu nahmen, war viel rauher und unebner, und ſie begleiteten ihn unter ſtätem Aufreizen der ihn führenden Schergen; das lange Spottgewand hinderte den Herrn zu gehen, es ſchleifte im Koth, einigemal fiel er darüber und ward unter Schlägen auf das

Haupt und unter Fußstößen wieder an den Stricken in die Höhe gezerrt; es geschah ihm unsäglicher Hohn und Mißhandlung von seinen Begleitern und dem Volke auf diesem Wege, und er betete, nicht zu sterben, um für uns sein Leiden zu vollbringen.

Es war eine Viertelstunde nach acht Uhr Morgens, als der Zug mit dem mißhandelten Jesus wieder von einer andern (wahrscheinlich der östlichen) Seite her über das Forum zum Pallaste Pilati kam. Die Menge des Volkes war sehr groß, sie standen nach ihren Gegenden und Ortschaften in Haufen zusammen, und die Pharisäer liefen unter ihnen herum und hetzten sie auf. Der Meuterei der Galiläischen Eiferer am letzten Pascha eingedenk, hatte Pilatus in und um dem Prätorium oder Wachhause und an den Eingängen des Forums und seines Pallastes wohl an tausend Mann zusammen gezogen.

Die heilige Jungfrau, ihre ältere Schwester Maria Heli, deren Tochter Maria Cleophä, Magdalena und mehrere andere heilige Frauen *), wohl an zwanzig, waren während der folgenden Ereignisse zugegen und standen in einer Halle, wo sie Alles hören konnten, und schlichen hin und her; auch Johannes war anfangs zugegen.

Jesus wurde in seinem Verspottungskleide durch das hohnlachende Volk geführt, denn das verwegenste Volk war überall von den Pharisäern vorgeschoben, welche mit Hohn und Schmach ihnen vorgiengen. Ein Hofdiener des

*) Sie vergaß zu erwähnen, wo alle diese Frauen zusammen getroffen, und ob Maria, wie sie sagt, zum Schafthore herein vom Oelberge zurückkehrend, dem Zuge mit Jesu begegnete. Jedoch erinnert sich der Schreiber aus früheren Mittheilungen, als sey sie, zu Herodes Pallast gehend, Jesu begegnet und hieher gefolgt.

Herodes war schon vorausgegangen und hatte dem Pilatus angekündet, wie sehr Herodes ihm für seine Aufmerksamkeit verbunden sey, daß er aber an dem berühmten weisen Galiläer nichts, als einen stummen Narren gefunden, und ihn auch so habe behandeln und ihm zurückfenden lassen. Pilatus freute sich, daß Herodes ihm nicht zuwider gewesen und Jesum nicht verurtheilt habe, und ließ ihn wieder begrüßen, so daß sie heute Freunde wurden, die seit der eingestürzten Wasserleitung *) Feinde gewesen waren.

---

*) Die Veranlaßung der Feindschaft des Pilatus und Herodes war nach den Betrachtungen der Erzählenden folgende: Pilatus hatte an der Südostecke des Tempelbergs, über die Schlucht, in welche der Teich Bethesda sich ausleert, eine große Wasserleitung und Unrathableitung am Tempel zu bauen unternommen; Herodes hatte ihm durch Vermittelung eines schlauen Herodianers, der im Synedrium war, Baumaterial und 18 Baumeister, welche auch Herodianer waren, dazu überlassen. Es war die Absicht des Herodes, den römischen Landpfleger durch Verunglücken des Baues mit den Juden noch mehr zu entzweien. Die Baumeister bauten auf Umsturz, und als das kühne Werk seiner Vollendung nah und noch sehr viele Bauleute aus Ophel damit beschäftigt waren, die Gerüste unter den Bogenstellungen weg zu brechen, harrten die 18 Architekten auf einem Thurme der nahen Gegend Siloah des Erfolgs. Das Gebäude stürzte ein, aber auch ein Theil ihres Standortes, 93 Arbeiter kamen um, aber auch die 18 Baumeister. Der Einsturz geschah einige Tage vor dem 8. Januar = 20. Thebet des zweiten Lehrjahrs Jesu, an welchem Tage Johannes der Täufer in dem Schloße Mächerunt enthauptet wurde, und die Feier von Herodis Geburtsfest dort begann; es begab sich wegen jenem Einsturz kein römischer Offizier auf dieses Fest, obschon selbst Pilatus heuchlerisch eingeladen war. — Die Kunde von dem Einsturz sah die Erzählende an demselben 8. Januar = 20. Thebet, nach Thimnath-Serah in Samarien durch Jünger bringen, wo Jesus lehrte. Als Jesus von dort nach Hebron zog, um die Verwandten des Täufers zu trösten, sah sie ihn am 13.

Jeſus wurde über die Straße vor Pilati Haus wieder die Treppen hinauf auf den erhöhten Vorplatz geführt; unter dem grauſamen Zerren der Büttel aber trat er auf das ſchleppende Spottkleid und fiel dermaßen auf die

---

Januar = 28. Thebet, vor Jeruſalem in Ophel viele bei dieſem Einſturze verwundete Arbeiter heilen, deren Dankbarkeit Seite 54. dieſes Buches erwähnt iſt. Die Verfeindung des Pilatus und Herodes ward aber durch die Rache, die der erſtere theils mit wegen dieſes verrätheriſchen Baues an den Anhängern des Herodes nahm, noch vermehrt. — Es mögen hier einige Notizen aus den Betrachtungen der Erzählenden hierauf deuten. Am 25. März = 7. Niſan des zweiten Lehrjahrs warnt Lazarus am Badeſee bei Bethulien den Herrn und die Seinigen vor dieſem Oſterfeſte, es drohe ein Aufruhr des Judas Gaulonita gegen Pilatus. — Am 28. März = 10. Niſan verkündet Pilatus in Jeruſalem eine Tempelſteuer, theils mit um die Koſten der eingeſtürzten Waſſerleitung zu decken, und es entſteht ein Tumult unter den Galiläiſchen Anhängern des Freiheitsbeförderers Judas aus Gaulon, der mit ſeinem ganzen Anhange, ohne es zu wiſſen, ein Werkzeug der Herodianer war. Die Herodianer aber waren eine Gemeinſchaft, wie heut zu Tage die Freimaurer, „ich ſehe ſie oft ganz als dasſelbe.“ — Am 30. März = 12. Niſan iſt Jeſus mit den Apoſteln und 50 Jüngern zu Jeruſalem im Tempel, er lehrt im braunen galiläiſchen Gewand morgens um 10 Uhr. An dieſem Tage entſteht der Aufruhr des Judas Gaulonita gegen Pilatus, die Meuterer befreien 50 ihrer vorgeſtern gefangenen Anhänger, es werden mehrere Römer getödtet. — Am 6. April = 19. Niſan läßt Pilatus die opfernden Galiläer durch verkleidete im Tempel vertheilte Römer überfallen und ermorden. Judas Gaulonita kömmt dabei um. Pilatus rächt ſich ſo an Herodes in deſſen Unterthanen und Anhängern, wegen der eingeſtürzten Waſſerleitung. Ihre Feindſchaft aber nimmt heute ein heuchleriſches Ende, Pilatus ſendet dem Herodes den Galiläer Jeſus als deſſen Unterthan zum Gericht, um wieder gut zu machen, daß er eine große Anzahl ſeiner Unterthanen im vorigen Jahre im Tempel erſchlagen ließ.

weißen Marmorstufen nieder, daß er sie mit dem Blute seines heiligen Hauptes befleckte. Die Feinde Jesu, welche ihre Sitze an der Seite des Forums wieder eingenommen hatten, und das rohe Volk brachen in ein Hohngelächter über den Fall Jesu aus, und die Büttel trieben ihn mit Fußstößen die Stufen wieder hinauf.

Pilatus lehnte auf seinem Stuhle, der wie ein Ruhebettchen war, der kleine Tisch stand neben ihm, es waren auch jezt, wie früher einige Offiziere und Männer mit Rollen bei ihm. Er trat aber hervor auf die Terrasse, von welcher er mit dem Volke redete und sprach zu den Anklägern Jesu: „ihr habt mir diesen Menschen als einen Aufwiegler des Volkes überliefert, ich habe ihn vor euch verhört und habe ihn dessen, worüber ihr ihn anklaget, nicht schuldig gefunden. Auch Herodes fand keine Schuld an ihm, denn ich wies euch mit ihm an Herodes, und siehe, es ist keine Todes-Schuld auf ihn gebracht worden. Ich werde ihn also züchtigen und loslassen." Es erhob sich aber ein heftiges Murren und Lärmen unter den Pharisäern und das Hetzen und Geldaustheilen unter dem Volke ward noch lebhafter. Pilatus behandelte sie mit großer Verachtung und ließ unter andern scharfen Reden auch das Wort fallen: „ob sie denn heute nicht noch unschuldigen Blutes genug beim Schlachten sehen würden."

Aber es war nun die Zeit, da das Volk vor Ostern sich immer vor ihm zu stellen pflegte, um nach einem alten Herkommen die Loslassung eines Gefangenen zu begehren. Die Pharisäer hatten eben darum vom Pallaste Herodis aus Unterhändler in den Stadttheil Acra, westlich vom Tempel, gesendet, um die dort versammelten Schaaren zu bestechen, die Freilassung Jesu nicht zu begehren, sondern seine Kreuzigung. Pilatus aber hoffte, das Volk solle die Freiheit Jesu begehren, und nahm sich vor, ihnen neben Jesu einen furchtbaren Bösewicht zur Freilassung zu nennen, der schon zum Tode verurtheilt war, damit sie gar

nicht wählen konnten. Dieſer Verbrecher hieß Barrabas und war vom ganzen Volke verflucht. Er hatte im Aufruhr gemordet und ich habe noch ſonſt allerlei Greul von ihm geſehen, er hatte Zauberei getrieben und ſchwangeren Frauen die Frucht aus dem Leibe geſchnitten. Ich habe das Nähere vergeſſen.

Es entſtand aber nun eine Bewegung unter dem Volke auf dem Forum, und es drängte ſich eine Schaar vor und ihre Sprecher voraus, und dieſe richteten ihre Stimmen gegen die Terraſſe des Pilatus und riefen: „Pilatus! thue uns, wie du immer auf das Feſt gethan.“ Hierauf hatte Pilatus nur gewartet, er ſprach zu ihnen: „ihr habet die Gewohnheit, daß ich euch auf das Feſt einen Gefangenen losgebe. Welchen wollet ihr nun losgegeben haben, den Barrabas, oder Jeſum, den König der Juden, Jeſum, welcher der Geſalbte des Herrn ſeyn ſoll?“

Pilatus war ganz unentſchieden in ſich, theils nannte er ihn „König der Juden“ als ein hoffärtiger Römer, der ſie verachtete, weil ſie einen ſo armen König hätten, zwiſchen dem und einem Mörder die Wahl ſtehe, theils nannte er ihn ſo aus einer Art Ueberzeugung, daß Jeſus wirklich dieſer wunderbar verheißene König der Juden, dieſer Geſalbte des Herrn, dieſer Meſſias ſeyn könne, aber auch dieſe ſeine Abndung der Wahrheit war halb Verſtellung, und er erwähnte dieſe Titel des Herrn, weil er fühlte, der Neid ſey eine Haupttriebfeder der Hohenprieſter gegen Jeſum, den er für unſchuldig hielt.

Auf dieſe Frage des Pilatus erfolgte ein kurzes Zaudern und Ueberlegen in der Maſſe des Volkes, und nur einige Stimmen riefen vorlaut: „Barrabas!“ Pilatus aber wurde von einem Diener ſeiner Gemahlin abgerufen, er trat zurück und der Diener zeigte ihm jenes Pfand, das er ihr am Morgen gegeben und ſagte: „Claudia Procle läßt dich hierdurch erinnern.“ Die Phariſäer und Hohenprieſter aber waren in voller Bewegung, ſie nahten theils ſelbſt dem

Volke und drohten und befahlen, aber es war eine leichte Arbeit.

Maria, Magdalena, Johannes und die andern heiligen Frauen ſtanden im Winkel einer Halle und beteten und weinten, und wenn gleich die Mutter Jeſu wußte, daß keine Hülfe ſey für die Menſchen, als durch Jeſu Tod, ſo war ſie doch voll Angſt und Sehnſucht nach ſeinem Leben als die Mutter des heiligſten Sohnes, und ſo wie Jeſus, wenn gleich zum Kreuzestode aus freiem Willen Menſch geworden, doch alle Pein und Marter eines ſcheuslich Mißhandelten, unſchuldig zum Tode Geführten, ganz wie ein Menſch erlitt, ſo litt auch Maria alle Qual und Angſt einer Mutter, deren heiligem Kinde ſolches von dem undankbarſten Volke widerfährt. Sie zitterten und zagten und hofften, und Johannes gieng oft in kleine Entfernung, irgend eine gute Botſchaft zu bringen. Maria betete, es möge doch ſo große Sünde nicht geſchehen; ſie betete wie Jeſus am Oelberge: „wenn es möglich iſt, ſo gehe dieſer Kelch vorüber,“ und ſo hoffte die liebende Mutter noch immer, denn, indem die Sorgen und Bemühungen der Phariſäer im Volke von Mund zu Munde liefen, war das Gerücht, Pilatus ſuche Jeſum los zu laſſen, auch zu ihr gedrungen. Es ſtanden nicht weit von ihr Schaaren von Leuten aus Capernaum, worunter viele, welche Jeſus geheilt und gelehrt hatte, ſie thaten etwas fremd und blickten verſtohlen nach den unglücklichen verſchleierten Frauen und Johannes, aber Maria dachte und alle dachten, dieſe würden doch gewiß Barrabas gegen ihren Wohlthäter und Heiland verwerfen. Aber ſo war es nicht.

Pilatus hatte ſeiner Frau das Pfand, wobei er erkannte, was ſie wollte, wieder zurückgeſendet, als ein Zeichen, daß ſein Verſprechen noch beſtehe. Er trat ſodann wieder hervor auf die Terraſſe, ſetzte ſich auf den Stuhl bei dem Tiſchchen, die Hohenprieſter hatten auch

ihre Sitze eingenommen und Pilatus rief abermal: „welchen von beiden ſoll ich euch los geben?“ Da erhob ſich ein allgemeines lautes Geſchrei über das ganze Forum und von allen Seiten her: „hinweg mit dieſem, den Barrabas gieb uns los.“ Pilatus rief noch einmal: „was ſoll ich denn mit Jeſus thun, welcher der Chriſtus, der König der Juden ſeyn ſoll?“ Da riefen alle mit heftigem Getöſe: „kreuzige ihn! kreuzige ihn!“ Pilatus fragte nun zum drittenmal: „aber was hat er denn Böſes gethan? Ich finde wenigſtens keine Schuld des Todes an ihm. Züchtigen aber will ich ihn laſſen und dann losgeben.“ Aber das Geſchrei: „kreuzige ihn! kreuzige ihn!“ brauste wie ein Sturm der Hölle rings umher, und die Hohenprieſter und Phariſäer waren wie raſend mit Toben und Schreien. Da gab ihnen der ſchwankende Pilatus den Böſewicht Barrabas frei, und verurtheilte Jeſum zur Geißelung.

Die Geißelung Jeſu.

Pilatus, der niederträchtige, ſchwankende Richter, hatte mehrmals das verkehrte Wort ausgeſprochen, ich finde keine Schuld an ihm, darum will ich ihn züchtigen laſſen und losgeben; das Geſchrei der Juden währte aber immer fort: „kreuzige ihn, kreuzige ihn,“ doch wollte Pilatus erſt ſeinen Willen noch verſuchen, und gab den Befehl, Jeſum auf römiſche Weiſe zu geißeln. Da führten die Schergen Jeſum, den mishandelten, zerſchlagenen, verſpieenen Heiland, mit kurzen Stäben heftig ſtoßend und ſchlagend, durch das tobende ſchreiende Volk hinaus auf das Forum, nördlich von Pilati Haus und unweit dem Wachhauſe an eine Geiſſelſäule, welche hier vor einer der den Markt umgebenden Hallen ſtand.

Die Henkersknechte kamen mit ihren Geißeln, Ruthen und Stricken, die sie bei der Säule niederwarfen, Jesu entgegen. Es waren sechs braune Menschen, kleiner als Jesus, mit krausem struppichtem Haupthaar, sie hatten von Natur nur dünnen, zerstreuten, stoppelichten Bartwuchs, ihre Bekleidung bestand allein aus einer Binde um den Unterleib, schlechten Sohlen und einem Stücke Leder oder sonst schlechtem Zeug, das an der Seite offen, wie ein Skapulier ihren Oberleib bedeckte, ihre Arme waren nackt. Es waren niedrige Verbrecher aus der Gegend von Aegypten, die als Sklaven und Sträflinge hier an Bauten und Canälen arbeiteten, und es wurden die boshaftesten und niederträchtigsten aus ihnen zu solchen Henkerdiensten im Prätorium gebraucht.

Diese gräulichen Menschen hatten an derselben Säule schon arme Sünder zu Tode gepeitschet. Sie hatten etwas ganz thierisches, teuflisches in ihrem Wesen und waren wie halb besoffen. Sie schlugen den Herrn, der doch ganz willig gieng, mit Fäusten und Stricken, und rißen ihn mit rasender Wuth zu der Geißelsäule. Diese ist eine freistehende Säule, und keine Stütze irgend eines Gebäudes. Die Säule ist so hoch, daß ein großer Mensch mit ausgestreckten Armen zu ihrem oberen runden, mit einem eisernen Ringe versehenen Ende reichen kann, an ihrer Rückseite in der Mitte ihrer Höhe sind auch Ringe oder Hacken. Es ist unmöglich die Barbarei auszusprechen, mit welcher diese wüthenden Hunde Jesum auf dem kurzen Wege mishandelten, sie rißen ihm den Spottmantel Herodis ab, und warfen den armen Heiland schier zur Erde.

Jesus zitterte und bebte vor der Säule, er zog seine Kleider selbst mit seinen, vom heftigen Schnüren geschwollenen und blutigen Händen in bebender Eile aus, während sie an ihm stießen und rißen, er betete und flehte so rührend, und wendete sein Haupt einen Augenblick zu seiner, von Schmerz ganz zerrissenen Mutter, die bei den heiligen

Frauen in einem Winkel der Hallen des Marktes nicht weit von dem Geißelplatze stand, und sagte, sich zu der Säule kehrend, um seine Blöße durch dieselbe zu bedecken, indem er nun auch die Binde seines Unterleibs lösen mußte: „wende deine Augen von mir.“ Ich weiß nicht, ob er dieses mit äußern oder inneren Worten sagte, aber ich vernahm, wie Maria es vernahm; denn ich sah sie in demselben Augenblicke bewußtlos und abgewendet in die Arme der sie umgebenden verschleierten heiligen Frauen sinken.

Nun umarmte Jesus die Säule, und die Schergen knebelten unter gräulichem Fluchen und Zerren seine heiligen emporgezogenen Hände oben hinter den eisernen Ring der Säule, und spannten seinen ganzen Leib so in die Höhe, daß seine unten an der Säule fest geschlossenen Füße kaum stehen konnten. Der Heiligste der Heiligen stand in ganzer menschlicher Blöße mit unendlicher Angst und Schmach an die Säule der Verbrecher aufgespannt, und zwei der Büttheriche begannen mit rasender Blutgier seinen ganzen heiligen Rückleib von unten hinauf und oben herab zu zerpeitschen. Ihre ersten Geißeln oder Ruthen sahen aus wie von weißem zähem Holze, vielleicht waren sie auch Bündel von starren Ochsensehnen oder harten weißen Lederstreifen.

Unser Herr und Heiland, der Sohn Gottes, wahrer Gott und wahrer Mensch, zuckte und krümmte sich wie ein armer Wurm unter den Ruthenhieben der Verbrecher, er wimmerte und stöhnte und ein' helles süßklingendes Wehklagen wie ein liebvolles Gebet unter zerreißender Pein drang durch die ziſchenden Ruthenhiebe seiner Peiniger. Dann und wann verschlang diese jammervollen, heiligen, segnenden Klagetöne, das Geschrei des Volkes und der Pharisäer wie eine schreckliche schwarze Sturmwolke, sie schrieen in ganzen Massen: „hinweg mit ihm, kreuzige ihn!“ denn Pilatus verhandelte noch mit dem Volke, und wenn er das Gebiß der

Menge mit einigen Worten unterbrechen wollte, tönte zuerst eine Art Trompetenstoß, um eine Pause zu veranlassen, dann hörte man wieder die Ruthenstreiche, das Wehklagen Jesu, die Flüche der Schergen und das Gebölke der Opferlämmer, welche östlich von hier im Schafteich neben dem Schafthore aus dem Graben gewaschen wurden. Wenn sie gewaschen waren, trugen die Leute sie mit verbundenem Maule bis zum reinen Tempelweg, damit sie sich nicht wieder beschmutzten, und trieben sie dann außen herum gegen die Abendseite hin, wo sie noch einer Zeremonienwäsche unterworfen waren. Dieses hülflose Blökken der Lämmerheerden hatte etwas unbeschreiblich rührendes, es waren die einzigen Stimmen, die sich mit dem Seufzen des Heilandes vereinigten.

Das jüdische Volk hielt sich von dem Geißelplatze in einiger Entfernung, ungefähr in der Breite einer Straße. Römische Soldaten standen hie und da und besonders gegen das Wachhaus zu. In der Nähe der Geißelung stand ab und zugehend allerlei Gesindel, schweigend oder höhnend. Manchen sah ich doch eine Rührung ankommen und es war dann, als schösse ein Strahl von Jesu auf ihn.

Ich sah auch infame, schier ganz nackte Jungen, welche an der Seite des Wachhauses frische Ruthen bereiteten, und andere welche hinweg giengen, um Dornzweige zu holen. Es hatten aber einige der Schergen der Hohenpriester mit den Geißelern Verkehr und steckten ihnen Geld zu, und es ward ein grosser Krug mit einem dicken rothen Safte gebracht, von welchem sie soffen, daß sie ganz grimmig und rauschig wurden. Es war kaum eine Viertelstunde, da hörten die beiden Geißeler auf zu schlagen, und traten mit zwei andern zusammen und tranken. Jesu Leib ward ganz braun und blau und roth mit Schwielen bedeckt und sein heiliges Blut rieselte nieder. Er zitterte und zuckte. Hohn und Spott ertönte von allen Seiten.

Heute Nacht war es kalt gewesen, am Morgen und bis jezt war kein heller Himmel, und einige kurze Hagelschauer fielen zur Verwunderung des Volkes nieder. Gegen Mittag ward der Himmel hell und Sonnenschein.

Das zweite Paar der Geißelknechte fiel nun mit neuer Wuth über Jesum her, sie hatten eine andere Art Ruthen, welche kraus, wie von Dornen waren und in denen hie und da Knöpfe und Spornen befestiget erschienen. Unter ihren wüthenden Schlägen zerrissen alle die Schwielen seines heiligen Leibes, sein Blut spritzte in einem Kreise umher, die Arme der Henker waren davon besprengt. Jesus jammerte und betete und zuckte in seiner Qual.

Es zogen viele fremde Leute auf Kameelen jezt am Jerum vorüber und schauten mit Schrecken und Betrübniß, als das Volk ihnen sagte, was geschah. Es waren Reisende, welche theils die Taufe empfangen, theils Jesu Verglehren früher gehört hatten. Das Schreien und Getöse vor Pilati Haus währte immer fort.

Die beiden folgenden Schergen schlugen Jesum mit Geißeln. Es waren dieses an einem eisernen Griffe befestigte kleine Ketten oder Riemen, an deren Spitzen eiserne Haken hingen, und sie rißen ihm damit ganze Stücke Fleisch und Haut von den Rippen. O, wer kann den elenden gräulichen Anblick beschreiben!

Aber sie hatten des Gräuls nicht genug, und löseten die Stricke auf und banden Jesum herum mit dem Rükken gegen die Säule, und weil er so erschöpft war, daß er nicht mehr stehen konnte, banden sie ihn mit dünnen Stricken über die Brust, unter den Armen und unter den Knieen an die Säule, und seine Hände schnürten sie hinter die Säule in deren Mitte fest. Er war schmerzlich zusammengezogen mit Blut und Wunden bedeckt, seine gekreuzten Lenden und die zerrißene Haut seines Unterleibs verhüllten seine Blöße. Wie wüthende Hunde tobten die Geißeler mit ihren Hieben, und einer hatte eine

feinere Ruthe in der linken Hand und zerpeitschte ihm sein Antlitz damit. Es war keine heile Stelle mehr an dem Leibe des Herrn, er sah die Geißeler mit seinen blutererfüllten Augen an und flehte um Erbarmen, aber sie wütheten um so ärger, und Jesus jammerte immer leiser: „wehe!“

Die fürchterliche Geißelung hatte wohl an dreiviertel Stunden gewährt, als ein fremder und geringer Mann, ein Verwandter des von Jesu geheilten blinden Crespihons, zu der Rückseite der Säule mit einem sichelförmigen Messer zornig herzustürzte, er schrie: „haltet ein, schlaget den unschuldigen Menschen nicht ganz todt!“ und da hielten die trunkenen Büttel stutzend ein, und jener schnitt in Eile, wie mit einem Schnitte, die Stricke Jesu los, die hinten an der Säule alle in einem Knoten um einen großen eisernen Nagel befestiget waren, und dann floh der Mann wieder, unter der Menge des Volkes sich verlierend. Jesus aber sank mit seinem ganzen blutenden Leibe am Fuße der Säule wie ohnmächtig in den Kreis seines Blutes nieder. Die Geißelknechte ließen ihn liegen, sie tranken, und riefen den Henkersbuben zu, die im Wachhause beschäftiget waren, die Dornkrone zu flechten.

Jesus zuckte noch in seinen Schmerzen mit blutenden Wunden am Fuße der Säule liegend, da sah ich einige frech geschmückte, liederliche Dirnen vorbeiziehen, sie hatten sich bei den Händen gefaßt, und standen vor Jesu still und sahen nach ihm mit weichlichem Ekel, da schmerzten ihn alle seine Wunden noch mehr, und er hob sein elendes Angesicht so jammervoll gegen sie. Da zogen sie weiter, und die Schergen und Soldaten riefen ihnen lachend Schandreden nach.

Ich sah aber mehrmals während der Geißelung, als erschienen trauernde Engel um Jesus, und ich hörte sein Gebet, wie er unter dem Hagel der bitteren schimpflichen Pein sich fortwährend ganz seinem Vater für die Sünden der Menschen hingab. Jezt aber, da er in seinem Blute

an der Säule lag, ſah ich einen Engel, der ihn erquickte, es war, als gebe er ihm einen leuchtenden Biſſen.

Nun nahten die Schergen wieder und ſtießen ihn mit Füßen, er ſolle aufſtehen, ſie ſeyen noch nicht fertig mit dem Könige, ſie ſchlugen auch nach ihm, und Jeſus kroch nach ſeiner Gürtelbinde, die an der Seite lag, und die verruchten Buben ſtießen dieſelbe hohnlachend mit den Füßen hin und her, ſo daß der arme Jeſus ſich mühſam in blutiger Nacktheit am Boden, wie ein zertretener Wurm hinwenden mußte, ſeinen Gürtel zu erreichen und ſeine zerriſſenen Lenden zu verhüllen. Dann trieben ſie ihn mit Fußtritten und Schlägen auf die wankenden Füße, und ließen ihm nicht Zeit, ſeinen Rock anzuziehen, und warfen ihm denſelben blos mit den Aermeln über die Schultern. Er trocknete das Blut mit dieſem Kleide von ſeinem Angeſicht auf dem Umwege, auf welchem ſie ihn eilend zu dem Wachhauſe trieben. Sie hätten vom Geiſſelplatze gleich kürzer hingekonnt, weil die Hallen um das Gebäude gegen das Forum geöffnet waren, ſo daß man nach dem Gange ſehen konnte, unter welchem die Schächer und Barrabas gefangen lagen, aber ſie führten Jeſum vor den Sitzen der Hohenprieſter vorbei, welche ſchrieen: „hinweg mit ihm! hinweg mit ihm!“ und ſich mit Ekel von ihm wendeten; und ſie führten ihn in den innern Hof des Wachhauſes. Es waren jezt bei Jeſu Eintritt keine Soldaten darin, aber allerlei Sclaven und Schergen und Lotterbuben, der Auswurf und Troß.

Weil nun das Volk ſo unruhig war, ſo hatte Pilatus eine Verſtärkung der römiſchen Wache aus der Burg Antonia herbeigezogen; dieſe Schaaren umſchloßen geordnet das Wachhaus. Sie durften wohl ſprechen und lachen und Jeſum höhnen, aber ſie mußten ſich in Reih und Glied halten. Pilatus wollte dadurch das Volk im Zaum halten und ihm imponiren. Es waren wohl an tauſend Mann verſammelt.

Maria während Jeſu Geißelung.

Ich ſah die heilige Jungfrau während der Geiſelung unſers Erlöſers in einer ſtäten Entzückung, ſie ſah und erlitt Alles, was ihrem Sohne geſchah, innerlich mit unaussprechlicher Liebe und Pein. Oft brachen leiſe Klagetöne aus ihrem Munde, ihre Augen waren entzündet von Thränen. Sie lag verſchleiert in den Armen ihrer älteren Schweſter Maria Heli,*) welche ſchon ſehr bejahrt war und viel Aehnliches mit ihrer Mutter Anna hatte. Maria Cleophä, die Tochter der Maria Heli, war auch zugegen und hieng meiſtens am Arme ihrer Mutter. Die heiligen Freundinnen Mariä und Jeſu waren alle verhüllt und verſchleiert, in Schmerz und Angſt bebend, unter lei-

*) Maria Heli iſt ſchon früher in dieſen Blättern erwähnt. Nach den ſehr ins Einzelne gehenden Betrachtungen der Erzählerinn über die Verwandten der heiligen Familie, ſieht ſie dieſe Tochter Joachims und Annä, ein zwanzig Jahre vor der heiligen Jungfrau gebohren. Sie war das Kind der Verheißung nicht, und wird zur Unterſcheidung von andern Marien in ihren Betrachtungen Maria Heli genannt, was ſo viel heißen ſoll, als Maria Joachims, oder Heliachims Tochter. Ihr Mann hieß Cleophas und ihre Tochter Maria Cleophä und ſo iſt Maria Cleophä die Nichte der heiligen Jungfrau, und mehrere Jahre älter, als dieſe. Der erſte Ehemann der Maria Cleophä hieß Alphäus, ihre Söhne mit dieſem waren die Apoſtel Simon, Jakobus der Kleinere und Judas Thaddäus. Mit ihrem zweiten Manne Sabas erzeugte ſie Joſes Barſabas, und in der dritten Ehe mit einem Jonas den Simeon, der Biſchof von Jeruſalem ward.

sein Wehklagen um die heilige Jungfrau zusammengedrängt, als erwarteten sie ihr eigenes Todesurtheil. — Maria hatte ein langes, beinahe himmelblaues Gewand an und darüber einen langen wollweißen Mantel und gelblich weißen Schleier. Magdalena war sehr zerstört und ganz zerrüttet vor Schmerz und Wehklagen, ihre Haare waren unter ihrem Schleier aufgelöst.

Ich sah, da Jesus nach der Geißelung an der Säule niedergesunken war, daß Claudia Procle, des Pilatus Weib, der Mutter Gottes ein Pack großer Tücher sendete. Ich weiß nicht mehr recht, ob sie glaubte, Jesus werde freigelassen werden, und dann solle die Mutter des Herrn seine Wunden damit verbinden, oder ob die mitleidige Heidin die Tücher zu der Handlung sendete, wozu die heilige Jungfrau sie gebrauchte.

Maria, wieder zu sich gekommen, sah ihren zerfleischten Sohn von den Bütteln vorüber treiben, er wischte das Blut aus seinen Augen mit seinem Gewande, um seine Mutter anzusehen; sie hob die Hände schmerzvoll nach ihm und sah seinen blutigen Fußstapfen nach. Nun aber sah ich die heilige Jungfrau und Magdalena, als das Volk sich mehr nach einer andern Seite wendete, dem Geißelplatze nahen, und sie warfen sich, von den andern heiligen Frauen und einigen guten Leuten, die um sie hertraten, umschlossen und gedeckt, an die Erde bei der Geißelsäule nieder, und trockneten das heilige Blut Jesu mit jenen Tüchern auf, wo sie nur eine Spur davon fanden.

Johannes sah ich jezt nicht bei den heiligen Frauen, die etwa zwanzig waren. Simeons Sohn, Obeds Sohn, Veronicas Sohn, und Aram und Themeni, die beiden Neffen Josephs von Arimathia waren alle unter Angst und Trauer im Tempel beschäftigt.

Es war nach der Geißelung etwa neun Uhr Morgens.

Unterbrechung der Passionsbilder. März 1823. Sonntag Lätare. St. Josephs Fest.

Vorbemerkung.

Während diese Passionsbilder die Betrachtende von der Vigilie, oder dem Vorabende des 18. Februars an bis zum 8. März, Sonnabend vor dem Sonntag Lätare, in täglichen Abtheilungen begleiteten, hatte sie in seelischer und körperlicher Leidenstheilnahme unsäglich gelitten. Ohne äußeres Bewußtseyn in diese Betrachtungen versunken, weinte und wimmerte sie, wie ein gemartertes Kind; sie zuckte und zitterte, und kroch winselnd auf ihrem Lager hin und wieder, ihr Angesicht glich dem eines unter Martern sterbenden Menschen, blutiger Schweiß ergoß sich mehrmals an ihrer Brust und ihrem Rücken; überhaupt schwitzte sie öfters, ja fast durchgehends in so ungemeinem Grade, daß Alles, was sie umgab, triefte, und der Schweiß ihre Betten durchdrang. Zugleich litt sie solchen Durst, daß sie einem in wasserloser Wüste Verdürstenden glich; ihr Mund war am Morgen oft wie vertrocknet und ihre Zunge zurückgezogen und wie verdorrt; so daß sie nur mit unartikulirten Tönen und mit Deuten um Hülfe bitten konnte. Außerdem begleitete ein tägliches Fieber alle diese Peinigung, oder war deren Folge, und neben allem diesem währten ihre gewöhnlichen Leiden, Mitleiden, und übernommenen Leiden ohne Unterbrechung fort. Nur nach mühsamer Erholung vermochte sie die Passionsbilder zu erzählen, und auch dieses nicht täglich vollständig, sondern wiederholend und nachtragend.

Auf diese Weise hatte sie in einem höchst elenden Zustande Sonnabends den 8. März 1823 die Geißelung Jesu, die wir zuletzt mitgetheilt, als ihre Betrachtung der verflossenen Nacht erzählt, und schien theils während des Tages noch in diesem Bilde zu verweilen; aber mit Sonnenuntergang dieses Tages kam in die bisher stäte Reihe ihrer Passionsbetrachtung eine Unterbrechung, welche wir hier mittheilen, weil sie sowohl einen Blick in das innere Leben einer so außerordentlichen Person gestattet, als auch einen würdigen Ruhepunkt für den Leser dieser Blätter gewährt, denn wir haben an uns selbst erfahren, daß an der Betrachtung wie an der Darstellung des bittern Leidens die Schwachen leicht ermüden, obschon es doch für sie gelitten ward.

Das Seelen- und Körperleben der Betrachtenden war mit dem täglichen innern und äußern Leben der Kirche in der Zeit, in inniger Zusammenstimmung, und gab mit einer vielleicht höhern Nothwendigkeit, als jener, welche das gemüthliche und körperliche Leben des natürlichen Menschen an Jahres- und Tagzeiten, Sonne und Mond, Klima und Witterung knüpft, ein stätes demüthiges Zeugniß vom Wesen und der Bedeutung aller Geheimnisse und Feier des innern und äußern Kirchenlebens in der Zeit, welches es so treu begleitete, daß bei dem Eintritte des Vorabends, bei der sogenannten Vigilie eines jeden Kirchentages, sich ihr ganzer Zustand an Seele und Leib innerlich und äußerlich veränderte, und sich augenblicklich um die geistliche Sonne des folgenden Kirchentages, nachdem die des heutigen untergegangen, zu drehen begann, um nun alle ihre Gebete und Leidensarbeiten in Thau, Licht und Wärme der speziellen Gnade dieses neuen Kirchentages zu sonnen und als Tagewerk zu bestellen.

Nicht gerade wenn das katholische Abendgeläute den Beginn des neuen Kirchentages, zum Gebete des Ave-

den „Angelus Domini“ auffordernd, anzeigte, welches Geläute durch Unwiſſenheit oder Nachläßigkeit öfters zu früh oder zu ſpät ſeyn kann, ſondern wenn dieſer Moment einer Darſtellung des Ewigen in der Zeit wirklich, an einer uns andern Menſchen unſichtbaren Uhr eintrat, veränderte ſich ihr ganzes Weſen, und die in wirklicher und weſentlicher Mitfeier eines heutigen Trauerfeſtes der Kirche ganz erdrückte, in ſeeliſchen und körperlichen Leiden verſchmachtete und verwelkte Braut Jeſu Chriſti richtete ſich, wie von dem Thaue einer neuen Gnade plötzlich erquickt, mit Leib und Seele auf, um, ſo ein Freudenfeſt der Kirche eintrat, bis zum folgenden Abend für die innere ewige Wahrheit deſſelben heiter und ſtillfreudig, gleichſam mit verhüllten Leiden, Zeugniß zu geben.

Alles dieſes aber geſchah nicht ſowohl durch ſie, als an ihr, wenigſtens war ſie ſo abſichtlos dabei, als die Biene, welche aus den Blumen in künſtlichem Baue Wachs und Honig bereitet. Es hatte nehmlich der treue Wille dieſes armen Bauernmädchens von Kind auf, Jeſu und ſeiner Kirche gehorſam zu ſeyn, vor Gottes Augen wohlgefallen, und er gab ihr zu dem Willen nicht nur die That, ſondern auch die Natur; ſie konnte nicht mehr anders, als ſich nach der Kirche, wie eine Pflanze nach dem Lichte zu wenden, ſelbſt wenn man ſie mit künſtlicher Nacht umgeben hätte. Ihr Antlitz verſchleierte oder ſchmückte ſich mit dem Antlitze ihrer Mutter, der Kirche.

Am Samſtage, den 8. März 1823 nach Sonnenuntergang, als die Ermüdete kaum die Bilder von der Geiſſelung unſeres Herrn erzählt hatte, ward ſie ſtille, und der Schreiber dieſes glaubte nicht anders, als daß ihre Seele bereits in das Bild der Dornkrönung Jeſu übergegangen ſey. Aber nach einigen ruhigen Minuten gewann ihr erſchöpftes, zum Tode müdes Angeſicht eine liebliche, heitere Klarheit, und ſie ſprach einige Worte mit jener Freundlich-

keit, in welcher die Unſchuld zu Kindern ſpricht. Sie ſprach: „ach der liebe kleine Knabe kommt zu mir, wer iſt er nur? warte, ich will ihn fragen — er heißt Joſephchen — o wie lieb er iſt! er läuft durch alle das Volk zu mir her — das arme Kind! — es iſt ſo freundlich, und lacht, — es weiß von nichts, — es dauert mich ſo, es iſt ſchier ganz nackt, — wenn es nur nicht friert, — es iſt ganz kühl heute früh, — warte, ich will dich ein bischen zudecken;“ nach dieſen mit ſolcher Wahrheit geſprochenen Worten, daß man ſich nach dem Kinde hätte umſehen mögen, nahm ſie einige Tücher, die neben ihr lagen und machte mit ihnen alle die Bewegungen einer mitleidigen Perſon, die ein liebes Kind gegen Kälte verhüllt. Der Schreiber beobachtete dieſes mit Aufmerkſamkeit und vermuthete darin die äußere Geberde einer innern Gebetsthätigkeit, wie er dergleichen ſchon oft an ihr geſehen. Es konnte ihm aber jezt keine Erklärung von dem Grunde ihrer Worte und Handlung werden, denn es trat eine plötzliche Unterbrechung ihres Zuſtandes ein; es wurde nehmlich der Name eines der Gelübde, mit welchen ſie dem Herrn als Kloſterfrau heilig verlobt war, das Wort „Gehorſam“ von einer Perſon ausgeſprochen, welcher ihre Pflege oblag, und augenblicklich raffte ſie ſich, wie ein frommes gehorſames Kind zuſammen, welches die Mutter aus tiefem Schlafe ruft, zu der Mutter zu kommen. Sie faßte ſchnell ihren Roſenkranz und das kleine Handkreuz, das ſie immer bei ſich hatte, ordnete ihre Kleidung, rieb ſich die Augen, richtete ſich auf, und ward, unfähig, ſelbſt auf den Füßen zu ſtehen oder zu gehen, von ihrem Lager auf einen Stuhl gebracht. Es war die Zeit, da man ihr Lager erfriſchte und ordnete. Der Schreiber verließ ſie, um das heut Erfahrene aufzuzeichnen.

Sonntag den 9ten März 1823. Heute Morgen fragte der Schreiber jene pflegende Perſon: „was mag die Kranke nur geſtern Abend mit einem Knaben, Joſephchen, gemeint

haben, von dem sie sprach?" und jene Person erwiederte: „ja, sie hat sich nachher noch lange in ihren Aeußerungen mit dem Josephchen beschäftigt, sie hat dieses Söhnchen meiner Verwandten so lieb, wenn dies nur dem Kinde keine Krankheit bedeutet, denn sie sagte mehrmals, es sey so nackt, wenn es nur nicht friere." — Hier erinnerte sich der Schreiber, jenes Kind, Josephchen, wirklich manchemal auf dem Bette der Kranken spielen gesehen zu haben, und er glaubte nicht anders, als daß sich ihre Seele mit diesem Kinde gestern Abend im Traume beschäftigt habe.

Als der Schreiber sie später besuchte, um die Fortsetzung der Passionsbilder von ihr zu vernehmen, fand er sie gegen Vermuthen heiterer und wohler aussehend, als alle die bisherigen Tage, sie sagte aber: „ich habe nichts weiter nach der Geißelung gesehen;" und auf die weitere Frage, was sie denn gestern Abend von dem Josephchen, dem artigen Knaben, so vieles habe zu sprechen gehabt, wußte sie sich nicht zu entsinnen, an dieses Kind gedacht zu haben. In weiterem Gespräche, woher sie doch heute so viel ruhiger, heiterer und schmerzloser sey, sagte sie, „das sey um Mittefasten immer so." Heute singe die Kirche im Eingange des heiligen Meßopfers mit Jesaias: „erfreue dich Jerusalem! zur Freude versammelt euch alle, die ihr sie liebet. Seyd froh und freudig, die ihr traurig waret: frohlocket und sättiget euch von den Brüsten ihres Trostes," und darum sey ein Tag der Erquickung; weil dann auch heute im heiligen Evangelium der Herr die 5000 Menschen mit 5 Broden und 2 Fischen erquickt habe, und noch so viel übrig geblieben sey, da müsse man sich freuen. Auch sie habe er heute früh mit dem heiligen Sacramente gespeist. An diesem Tage der Fasten sey sie immer etwas an Leib und Seele gestärkt." Als nun der Schreiber hierauf in den Münsterschen Almanach blickte, sah er, daß nicht nur der Sonntag Lätare war, sondern daß auch das Fest St. Josephs, des Nährvaters unsers Herrn, hier zu

Lande heute gefeiert ward, welches ihm unbekannt war, weil das Joſephsfeſt anderwärts auf den 19. März fällt. Als er ſie nun aufmerkſam machte, es ſey ja heute das Joſephsfeſt, ob ſie vielleicht deshalb von Joſeph geſprochen habe, erklärte ſie, wie ſie freilich wiſſe, daß heute Joſephsfeſt ſey, aber an jenes Knäbchen Joſeph, welches manchmal zu ihr gebracht werde, habe ſie nicht gedacht. In dieſen Reden aber fiel ihr ein, was ihr geſtern Abend in der Betrachtung gegeben worden ſey, und es ergab ſich aus ihrer Erzählung ein höchſt erfreulicher Blick in den innern Gang ihrer Anſchauungen. Es war nehmlich mit dem Vorabende des freudigen Sonntags Lätare und des Joſephsfeſtes ein freudiges Bild des heiligen Joſephs plötzlich in die ſie beſchäftigenden Paſſionsbetrachtungen, gleichſam dramatiſch, eingetreten, und zwar in kindlicher Form.

Wir haben aber oft erlebt, daß der, der zu ihr ſprach, ſeine Boten in Kindergeſtalt zu ihr ſendete, und haben bemerkt, daß es immer in Fällen geſchah, wo auch die Kunſt zu ihrem Dollmetſcher ſich der Form eines Kindes hätte bedienen können. Sollte z. B. in einem ganz bibliſch hiſtoriſchen Geſichte der Bezug auf irgend eine erfüllte Prophezeihung angedeutet werden, ſo lief gewöhnlich neben den Ereigniſſen des Bildes irgend ein Knabe einher, welcher in ſeinem Betragen, ſeiner Kleidung und in der Art, wie er ſeine prophetiſche Schriftrolle ernſt in der Hand trug, oder an einen Stab gebunden in der Luft herum ſchwenkte, den Charakter dieſes oder jenes Propheten bezeichnete. — Hatte ſie ſchwer zu leiden, ſo kam etwa ein ſtilles liebliches Kind zu ihr in grünem Kleide, ſaß mühſam zufrieden, äuſſerſt unbequem auf dem ſchmalen harten Rande ihres Bettes, oder ließ ſich klaglos von einem Arme zum andern nehmen, oder an die Erde ſetzen, war immer gleich freundlich und zufrieden, ſchaute immer nach ihr und tröſtete ſie und war die Geduld. — War ſie

durch Krankheit oder übernommenes Leiden ganz ermüdet, und kam durch einen Festtag oder durch eine Reliquie in Bezug mit einem Heiligen, mit einem verklärten Gliede des Brautleibes Jesu Christi, so sah sie nur Bilder aus der Kindheit dieser Heiligen, statt daß sie sonst ihre schweren Martern mit allen erschütternden Umständen anschaute. — Sollte ihr in großen Leiden, in gänzlicher Erschöpfung durch Gottes Güte, Trost und Erheiterung, ja selbst Belehrung, Warnung und Rüge zukommen, so geschah dieses immer in kindlichen Formen und Bildern; und zwar in solchem Maaße, daß, so sie in großen Nöthen und Bedrängnißen sich nicht mehr zu helfen wußte, sie entschlummernd sich oft augenblicklich in irgend eine kindliche Bedrängniß ihrer Jugend zurück versetzt fühlte, und fest glaubte, ja im Schlafe sich täuschend äußerte und geberdete, als sey sie etwa ein armes fünfjähriges Bauernkind, das, durch einen Zaun schlüpfend, in den Dornen weinend stecken geblieben. Immer aber waren in solchen Fällen diese Kindheitsscenen haarscharf wirklich erlebte Begebenheiten ihrer Jugend, und in der Anwendung der Parabel hieß es wohl: „was schreist du so? ich helfe dir nicht aus dem Zaune, bis du mir zu Liebe geduldig ausharrest und betest;“ diese Mahnung hatte sie auch wohl als Kind im Zaune befolgt, und befolgte sie nun eben so in ihrem Alter in scheinbar großer Noth, und lächelte erwachend über den Zaun und den Geduld- und Gebetsschlüßel dazu, den sie schon als Kind empfangen und nur so nachläßig vergessen habe, den sie aber nun treulich und mit unfehlbarem Erfolge sogleich wieder anwendete.

So bewährte es sich oft auf eine überraschende und rührende Weise an der tief sinnbildlichen Bedeutung ihrer Kindheitsereigniße für die Ereigniße ihres späteren Lebens, daß eben so in dem Leben des Individuums, wie in jenem der Geschichte Vorbildlichkeit statt findet, daß aber dem Individuum, wie der Geschichte ein göttli-

ches Vorbild in dem Erlöser gegeben ist, damit beide mit höherer Kraft ihm nachringend aus den Naturschranken der Entwicklung heraus und in die volle Freiheit des Geistes übertreten, um heranzuwachsen zum vollkommenen Mannesalter Christi, auf daß Gottes Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden, und sein Reich zu uns komme!

Sie erzählte aber heute folgende, ihr noch erinnerliche Bruchstücke der Bilder, welche ihre Passionsbetrachtung gestern Abend beim Eintritt der Vigilie des St. Josephsfestes unterbrochen hatten.

St. Joseph als Knabe unterbricht am Vorabende seines Festes die Passionsbilder.

Ich war in allen diesen fürchterlichen Ereignißen bald hier, bald dort in Jerusalem, ich war so zerquält und zerpeinigt, ich war so voll Schmerzen und zum Tode krank. Als sie meinen liebsten Bräutigam geißelten, saß ich an einer Ecke des Geißelplatzes, wo sich kein Jude, aus Furcht unrein zu werden, hinwagte. Ich aber scheute mich gar nicht, ach! ich setzte mich hin, und wünschte rein zu werden, ich wünschte, es möge nur ein Tropfen seines Blutes auf mich spritzen und mich reinigen. Ich war so krank, so voll Pein, ich meinte, ich müsse sterben. Ich konnte gar nicht helfen, ich mußte alles lassen, wie es war, und das Mitleid brachte mich schier um. Ich jammerte und zitterte mit jedem Schlage und wunderte mich nur immer, daß sie mich nicht wegjagten. Ach! wie elend lag mein liebster Bräutigam zerfleischt am Fuße der Säule im Kreise seines heiligen Blutes, wie gräulich sahen die elenden lüderlichen Dirnen spottend und elend

im Vorübergehen nach ihm hin, wie erbärmlich ſagte ſein Blick zu ihnen: „ihr habt mich ſo zerfleiſcht, und ſpottet meiner noch!“ Wie grauſam ſtießen die Büttel mit Füßen nach ihm, daß er fort ſolle, wie kroch er mit Wunden und Blut bedeckt ſo jammervoll nach ſeinen Kleidern, und kaum hatte er ſich mit ſeinen von Schmerz zuckenden Armen verhüllt, ſo trieben ſie ihn ſchon wieder auf zu neuer Pein, und ſchleppten ihn ſeiner armen Mutter vorüber; ach! wie ſah ſie händeringend ſeinen blutigen Fußſtapfen nach; und durch die nach dem Markte nun geöffnete Seite des Wachhauſes hörte ich das Geſpött der niederträchtigen Henkersbuben, welche die Dornkrone mit Handſchuhen flochten, und ſpottend ihre Stacheln prüften. Ich zitterte und bebte, und wollte ſchon hin laufen, um meinen armen Bräutigam in ſeinem neuen Leiden zu ſehen, und war ſo bange und ſo krank; da ſchlich die arme Mutter Jeſu heran und die andern Frauen und einige gute Männer um ſie her, und dieſe machten ihr einen verſteckten Raum, und ſie trocknete das Blut Jeſu ſo rührend um die Säule und überall auf. Das Geſchrei und Gebrüll der Feinde Jeſu und des Volkes tönte ſo gräßlich, da ſie den Herrn hindurch führten. Ich war ſo zerriſſen und ſo krank und konnte vor Schmerz und Angſt gar nicht mehr weinen und wollte nun eben mich aufraffen und mich todtenbang zu der Dornkrönung Jeſu hinſchleppen.

Da kam aber plötzlich ein wunderſchönes nacktes Knäbchen, mit blonden Löckchen, nur mit einer Binde um den Leib bekleidet, zwiſchen den langen Gewändern der heiligen Frauen durchgeſchlüpft und es war ſo flink, und kroch den Männern zwiſchen den Beinen durch, und auf einmal lief es auf mich zu, und war ganz luſtig und freundlich, und drehte mir den Kopf weg, und hielt mir bald die Augen, bald die Ohren zu, und machte allerlei kindlichen Spaß, und wollte gar nicht zugeben, daß ich weiter die traurigen Bilder anſchaute. Der Knabe fragte mich auch:

„kennſt du mich denn nicht? ich heiße ja Joſeph und bin von Bethlehem," und nun fieng er an, von der Krippenhöhle und Geburt Chriſti, und von den Hirten und den drei Königen zu erzählen, und wie herrlich und freudig das alles geweſen ſey und dabei hüpfte und ſcherzte er; ich fürchtete aber immer, er möge frieren, weil er ſo wenig bekleidet war, und noch einige Hagelſchauer fielen, aber er hielt mir die Händchen an die Wangen und ſagte: „fühle, wie warm ich bin, wo ich bin, friert man nicht." Ich jammerte aber noch immer über die Dornkrone, die ich flechten ſah, er jedoch tröſtete mich, und ſagte mir eine ſchöne Parabel her, worin alle das Leiden zur Freude ausgieng und patſchte dabei in die Hände. Er legte mir in dieſer Parabel viele Bedeutungen aus dem Leiden Chriſti aus und er zeigte mir auch die Aecker, worauf die Dornen gewachſen, aus denen die Krone geflochten wurde, und was dieſe Dornen bedeuteten, und wie dieſe Aecker ganz herrliche Weizenfelder würden, und die Dornen ein ſchützender Zaun um ſie, der voll ſchöner Roſen *) blühte. Ja er wußte alles ſo freundlich und lieblich zu erklären, daß alle Dornen zu Roſen zu werden ſchienen, mit denen wir ſpielten. Alles aber, was er ſagte, war voll Bedeutung, ich habe leider das Meiſte vergeſſen, es war ein langes

*) Wahrſcheinlich hat ſie hier unter anderm mancherlei Bezüge auf den heutigen freudigen Sonntag Lätare vergeſſen, welcher auch der Roſenſonntag heißt, weil der heilige Vater heute, die Freude dieſes Tages zu bezeichnen, der zwiſchen den Dornen der Faſtenzeit wie eine Roſe hervorbricht, eine goldene Roſe weihet und ſie in der Hand tragend durch Rom ziehet. Dahin kann ihre Erwähnung der Roſen deuten, eben ſo wie der Weizenacker auf den Namen „Sonntag der Erquickung," oder „Brodſonntag," weil heute das Evangelium der fünftauſend von Jeſu mit fünf Broden und zwei Fiſchen Geſpeiſten geleſen wird. Dieſer Tag heißt daher auch Dominica rosata, de panibus, refectionis.

rührendes Bild von der Entstehung und Entwicklung der Kirche in ganz kindlich lieblichen Gleichnissen. Der freundliche Knabe ließ mich aber gar nicht mehr nach dem Leiden Christi hinsehen, und zog mich in ein ganz anderes Kinderbild. Ich war nun selbst ein Kind und verwunderte mich nicht lange darüber und lief mit dem Knaben Joseph nach Bethlehem auf alle seine Jugendspielplätze, und er zeigte mir Alles, und wir spielten und bereten in der nachmaligen Krippenhöhle, in welche er sich oft als Knabe flüchtete, wenn seine Brüder ihn wegen seines frommen Wesens neckten, und es war, als lebte seine Familie noch in dem alten Stammhause, worin einst der Vater Davids gewohnet hatte und das zur Zeit von Christi Geburt schon in fremden Händen war, denn damals waren die römischen Amtleute darinn, welchen Joseph den Zins zahlen mußte. Wir waren ganz fröhlich, wie Kinder, und es war, als sey Jesus, ja selbst die Mutter Gottes noch gar nicht geboren.

So gieng ich am Vorabende des St. Josephsfestes aus dem Leiden der Passionsbilder in ein tröstendes Kindheitsbild des heiligen Josephs über.

Sie sah während des Josephsfestes nichts von der Passion, sagte aber:

Von dem Aussehen Marias und Magdalenas.

Ich habe heute Sonntag Lätare am St. Josephsfeste gar nichts von den Passionsbildern, aber wohl die heilige Jungfrau gesehen, welche mir allerlei erklärt hat, was ich vergessen oder nicht ganz verstanden hatte.

Die Wangen der heiligen Jungfrau ſah ich heute bleich und hager, ihre Naſe fein und lang, ihre Augen beinahe blutroth vom Weinen. Es iſt wunderbar und unbeſchreiblich, wie ſchlicht, gerade, und einfach ihre Erſcheinung iſt. Jezt iſt ſie doch ſeit geſtern und die ganze Nacht in Schrecken und Angſt und Thränen durch das Thal Joſaphat und die Straßen von Jeruſalem und das Volk herumgeirrt, und ihre Kleidung ſieht dennoch ganz ordentlich und gar nicht verwüſtet aus. Es iſt keine Falte ihres Kleides, die nicht voll Heiligkeit wäre. Alles iſt ſo ſchlicht und einfach, ſo ernſt, rein und unſchuldig. Ihr Umherſchauen iſt ſo edel, und der Schleier macht ſo einfache, reine Falten, wenn ſie das Haupt ein wenig wendet. Sie bewegt ſich nicht heftig und im zerreißendſten Schmerz iſt alles ihr Thun einfach und ruhig. Ihr Gewand iſt zwar feucht vom Nachtthau und unzähligen Thränen, aber es iſt rein und ordentlich und unverwüſtet. Sie iſt unausſprechlich auf eine ganz überſinnliche Weiſe ſchön, denn alle Schönheit an ihr iſt zugleich Unbefleckt-heit, Wahrheit, Einfalt, Würde und Heiligkeit.

Magdalena hingegen erſcheint ganz anders, ſie iſt größer und voller, und zeigt in ihrer Geſtalt und Bewegung viel mehr Formen, aber durch Leidenſchaft und Reue und fürchterlichen Schmerz iſt alle ihre Schönheit zerſtört, und ſie iſt beinahe ſchrecklich, wo nicht häßlich jezt durch die ungebändigte Wuth ihrer Leiden. Ihre Kleider ſind naß und mit Koth befleckt, ſie hängen unordentlich und zerriſſen um ſie her, ihre langen Haare hängen aufgelöst und unordentlich unter dem zerwundenen naſſen Schleier. Sie iſt ganz verwüſtet, ſie denkt an nichts als ihr Leid, und ſieht beinahe wie eine Wahnſinnige aus. Es ſind ſo viele Leute aus Magdalum und der Gegend hier, die ſie früher, in ihrem, anfangs ſo prächtigen, und dann ſo wüſten Sündenleben geſehen, und da ſie ſo lange verborgen gelebt, ſo zeigt nun Alles mit Fingern auf ſie und

verhöhnt sie bei ihrer zerstörten Erscheinung; ja es hat sogar schlechtes Volk aus Magdalum mit Koth im Vorübergehen nach ihr geworfen, aber sie weiß von Nichts, so ganz ist sie in ihren Jammer versunken.

Jesu Dornkrönung und Verspottung.

Als die Betrachtende wieder in die Fortsetzung dieser Bilder eingegangen, wurde sie sehr krank. Sie erlitt ein heftiges Fieber und einen so starken Durst, daß ihr die Zunge ganz krampfhaft zusammen gezogen und wie verdorret war. Sie war am Morgen des Montags nach Lätare so erschöpft und elend, daß sie nur mit Mühe und ohne genaue Ordnung folgendes mittheilte, sie erklärte dabei, daß es ihr unmöglich sey, in ihrem Zustande alle die Mißhandlungen bei der Krönung Jesu zu erzählen, weil ihr dann Alles wieder vor Augen komme, u. s. w.

Während der Geißelung Christi redete Pilatus noch mehrmals mit dem Volke, und einmal schrieen sie sogar: „er muß hinweg und wenn wir alle darüber umkommen sollten," und als Jesus zur Krönung geführt wurde, schrieen sie auch noch: „hinweg mit ihm, hinweg," denn es kamen immer neue Haufen von Juden heran, welche von den ausgesendeten Boten der Hohenpriester zu diesem Geschrei aufgewiegelt waren.

Hierauf trat ein kurzer Stillstand ein. Pilatus machte Anordnungen mit seinen Soldaten, und die Hohenpriester und der Rath, welche auf erhöhten Bänken an beiden Seiten der Straße vor Pilati Terrasse unter Bäumen und ausgespannten Decken saßen, ließen sich einige Speise und Trank von ihren Dienern zutragen. Ich sah auch Pilatus

wieder in seltsamer Verwirrung mit seinem Aberglauben, er hatte, sich allein begebend, noch immer mit Räuchern bei seinen Göttern, und mit allerlei Zeichendeuterei zu schaffen.

Die heilige Jungfrau und ihre nähere Umgebung sah ich nach der Geißelung, als sie das Blut Jesu aufgetrocknet hatte, sich von dem Forum zurückziehen. Ich sah sie mit den blutigen Tüchern in einem kleinen Hause, das an eine Mauer gebaut war, es war nicht weit von hier gelegen. Ich erinnere mich nicht mehr, wem es gehörte. Johannes erinnre ich mich nicht bei der Geißelung gesehen zu haben.

Die Krönung und Verspottung Jesu geschah in dem innern Hofe des Wachhauses, das über den Gefängnissen an dem Forum stand. Es war mit Säulen umgeben und die Eingänge waren gebffnet. Es waren etwa 50 niederträchtige Schurken vom Troß, Knechte der Gefangenwärter, Schergen, Buben, Sclaven und die Geißelknechte, welche bei dieser Mißhandlung Jesu thätigen Theil nahmen. Anfangs drängte sich das Volk heran, aber bald umgaben 1000 römische Soldaten das Gebäude. Sie standen in Reih und Glied, höhnten und lachten, und gaben dadurch der Prahlerei der Quäler Jesu allerlei Veranlassung, sein Leiden zu vermehren, denn ihr Gelächter und ihre Späße munterten diese auf, wie der Beifall die Schauspieler.

Sie hatten den Fuß einer alten Säule in die Mitte gewälzt, es war ein Loch darin, worin sonst wohl die Säule mochte befestigt gewesen seyn, darauf setzten sie einen niedern runden Schemel, der hinten eine Handhabe zum Anfassen hatte, und sie legten aus Bosheit spitzige Steine und Scherben darauf.

Sie rißen Jesu abermals alle Kleidung von seinem verwundeten Leibe und legten ihm einen alten, rothen, zerrißenen, kurzen Soldatenmantel um, der nicht an die Kniee reichte. Es hiengen hie und da Fetzen von gelben

Quasten daran. Er lag in einem Winkel der Schergenkammer, und sie pflegten ihn den gegeißelten Verbrechern umzuthun, entweder das Blut darin zu trocknen, oder sie zu verspotten. Nun schleppten sie Jesum zu dem mit Scherben und Steinen bedeckten Stuhl, und stießen ihn mit dem verwundeten entblößten Leibe heftig darauf nieder. Sie setzten ihm sodann die Dornkrone auf. Sie war ein paar Hand hoch und dicht und künstlich geflochten und hatte oben einen vorstehenden Rand. Sie legten sie ihm wie eine Binde um die Stirne, und banden sie hinten fest zusammen, da bildete sie einen Kronenhut. Sie war aus drei fingerdicken, im Dickicht grad aufgeschoßenen Dornzweigen künstlich geflochten und die Dornen mit Absicht meist einwärts gedreht. Es waren dreierlei Stechdornen, solcher Art, wie man bei uns Kreuzdorn, Schlehdorn und Hagedorn hat. Oben hatten die Kronflechter einen vorstehenden Rand von einem Dorn, wie bei uns die Brombeeren angeflochten, bei welchem sie die Krone anfaßten und zerrten. Ich habe die Gegend gesehen, wo die Buben die Dornen geholt haben. — Sie gaben ihm ein dickes Schilfrohr in die Hand mit einem Busche oben. Alles das thaten sie mit einer höhnenden Feierlichkeit, als krönten sie ihn wirklich zum König. Sie nahmen ihm das Rohr aus der Hand, schlugen heftig auf die Krone damit, das Blut füllte seine Augen; sie knieten vor ihm nieder, streckten die Zunge vor ihm aus, schlugen und spieen ihm in das Angesicht, und schrieen: „sey gegrüßt du König der Juden!“ sie warfen ihn unter Hohngelächter mit dem Stuhle um, und stießen ihn wieder von neuem darauf.

Ich vermag alle die niederträchtigen Erfindungen dieser Buben, den armen Heiland zu verhöhnen, nicht zu wiederholen. — Ach! er dürstete so entsetzlich, denn er hatte ein Wundfieber *) von der Zerfleischung durch die

*) Diese Betrachtung bewegte während dieser Nacht die Begnadigte zu solchem Mitleiden, daß sie mit ihrem Heilande zu dür-

unmenschliche Geißelung, er zitterte, das Fleisch in den Seiten war hie und da bis auf die Rippen zerrissen, seine Zunge war krampfhaft zusammengezogen, nur das niederrinnende heilige Blut seines Hauptes erbarmte sich seines glühenden Mundes, der schmachtend geöffnet war. Die schrecklichen Menschen aber nahmen seinen Mund als ein Ziel ihres ekelhaften Auswurfes. So wurde Jesus etwa eine halbe Stunde mishandelt und die Cohorte, welche das Prätorium in Reih und Glied umgeben hatte, lachte und jauchzte dazu.

Ecce Homo.

Sie führten aber nun Jesum mit der Dornkrone auf dem Haupte und dem Rohrzepter in den gebundenen Händen, mit dem Purpurmantel bedeckt wieder in den Pallast des Pilatus. Jesus war unkenntlich von Blut, das seine Augen füllte und in seinen Mund und Bart niedergeronnen war. Sein Leib war mit Schwielen und Wunden

sten begehrte. Sie fiel hierauf in ein heftiges Fieber, und erlitt einen so brennenden Durst, daß sie am Morgen nicht mehr zu sprechen vermochte, ihre Zunge war blau, starr und trocken in den Schlund zurückgezogen, ihre Lippen dürr und gespannt. Der Schreiber fand sie in diesem Zustande am Morgen wie eine Verschmachtete, bleich und ohnmächtig, sie schien dem Tode nah. Nachdem man ihr mühsam etwas Wasser eingeflößt hatte, vermochte sie nach längerer Ruhe nur mit Anstrengung das Obige mitzutheilen. Die Person, welche bei ihr gewacht hatte, erklärte, daß sie während der Nacht oft wimmernd auf ihrem Lager umhergekrochen sey.

bedeckt, und glich einem in Blut getauchten Tuche. Er gieng gebückt und schwankend, der Mantel war so kurz, daß er sich beugen mußte, um seine Blöße zu bedecken, denn sie hatten ihm alle Bekleidung bei der Krönung wieder abgerissen.

Als der arme Jesus unten an der Treppe vor Pilatus anlangte, ergriff diesen grausamen Menschen selbst ein Schauder von Mitleid und Ekel, er lehnte sich auf einen seiner Offiziere, und da das Volk und die Priester noch immer lärmten und höhnten, rief er aus: „wenn der Juden Teufel so grausam ist, so kann man nicht bei ihm in der Hölle wohnen.“ Als nun Jesus mühselig die Treppe hinaufgerissen worden war, und im Hintergrunde stand, gieng Pilatus hervor auf die Terrasse, und es wurde auf einer Posaune geblasen, um Aufmerksamkeit zu erregen, weil Pilatus reden wollte; er sprach aber zu den Hohenpriestern und allen Anwesenden: „sehet, ich laße ihn nun nochmals heraus zu euch führen, damit ihr erkennet, daß ich keine Schuld an ihm finde!“

Jesus ward nun von den Schergen auf die Terrasse neben Pilatus hervorgeführt, so daß alles Volk vom Forum aus ihn sehen konnte. — Es war ein furchtbarer, herzzerreißender Anblick, der anfangs Grauen und eine dumpfe Stille erregte, als die entsetzliche Erscheinung des Sohnes Gottes voll Blut unter der schrecklichen Dornkrone hervor die Blicke seiner blutigen Augen auf die Wogen des Volkes wendete, und Pilatus neben ihn tretend auf ihn hindeutete und zu den Juden herabrief: „sehet, hier ist dieser Mensch!“

Während Jesus in seinem rothen Spottmantel mit zerfleischtem Leibe, das mit Blut überronnene, von Dornen durchbohrte Haupt niedersenkend, mit gebundenen Händen den Rohrzepter haltend, gebeugt, um seine Blöße mit den Händen zu bedecken, vor dem Pallaste Pilati in unendlicher Trauer und Milde, von Schmerz und Liebe

zermalmt, wie ein blutiger Schatten dem Wuthgeschrei der Prieſter und des Volkes ausgeſetzt war, zogen Schaaren von kürzer bekleideten fremden Mägden und Männern über das Forum nach dem Schafteiche hinab, um dort bei der Reinigung der Opferlämmer zu helfen, deren rührendes Geblöcke, als wollten ſie ein Zeugniß geben für die ſchweigende Wahrheit, noch immer ſich mit dem Blutgeſchrei des Volkes vermiſchte. Nur das wahre Oſterlamm Gottes, das eröffnete, unerkannte Geheimniß dieſes heiligen Tages, erfüllte die Prophezeihung und beugte ſich ſchweigend zur Schlachtbank.

Die Hohenprieſter und Gerichtsleute wurden ganz grimmig bei dem Anblicke Jeſu, dem furchtbaren Spiegel ihres Gewiſſens, und ſie ſchrieen: „hinweg mit ihm, kreuzige ihn!“ Pilatus aber rief: „habet ihr nicht genug? er iſt ſo zugerichtet, daß er kein König mehr wird ſeyn wollen.“ Sie wurden aber wie raſend und ſchrieen immer heftiger und alles Volk tobte durcheinander: „hinweg mit ihm, ans Kreuz mit ihm!“ Da ließ Pilatus wieder die Poſaune blaſen und ſprach: „ſo nehmet ihr ihn euch denn hin und kreuziget ihn, denn ich finde keine Schuld an ihm.“ Hier nun riefen einige von den Hohenprieſtern: „wir haben ein Geſetz, und nach dieſem muß er ſterben, denn er hat ſich ſelbſt zu Gottes Sohn gemacht!“ und Pilatus ſagte: „wenn ihr ſolche Geſetze habt, daß dieſer ſterben muß, ſo mag ich kein Jude ſeyn.“

Das Wort der Juden aber, „er mache ſich zu Gottes Sohn,“ ängſtete Pilatus und regte in ihm ſeine abergläubiſche Sorge wieder auf. Er ließ darum Jeſum an einen Ort allein führen und ſagte da zu ihm: „woher biſt du?“ Jeſus aber gab ihm keine Antwort; da ſagte Pilatus: „antworteſt du mir nicht? Weißt du nicht, daß ich Macht habe, dich zu kreuzigen und dich loszulaſſen?“ und Jeſus antwortete: „du hätteſt keine Macht über mich, wenn ſie dir nicht von oben herab gegeben wäre; deswegen begehet der,

welcher mich dir überliefert hat, eine noch ſchwerere Sünde.“

Da Claudia Procle in großen Aengſten über die Zögerung ihres Mannes war, ſendete ſie abermals zu Pilatus und ließ ihn durch Vorzeigung ſeines Pfandes an ſein Verſprechen erinnern, und er ließ ihr eine wirre, abergläubiſche Antwort zurückmelden, von der ich nur noch weiß, daß er ſich auf ſeine Götter darin bezog.

Da aber die Feinde Jeſu, die Hohenprieſter und Phariſäer die Verwendung von Pilati Weib für Jeſum erfuhren, verbreiteten ſie unter dem Volke: „Jeſu Anhänger haben Pilati Weib beſtochen, wird er frei, ſo vereint er ſich mit den Römern und wir müſſen alle umkommen!“

Pilatus war bereits in ſeiner Unentſchloſſenheit wie ein Trunkener, ſein Urtheil taumelte hin und wieder. Nochmals redete er zu Jeſu Feinden, daß er gar keine Schuld an ihm finde, und da dieſe noch ungeſtümer den Tod Jeſu verlangten, ſo wollte Pilatus, durch ſeine eignen wirren Gedanken, wie durch ſeines Weibes Träume und Jeſu bedeutungsvolle Reden unentſchieden gemacht, noch irgend eine Antwort von dem Herrn erforſchen, die ihn aus dieſem peinlichen Zuſtande reißen könne, er kehrte alſo zu Jeſus in die Gerichtsſtube zurück und war ganz allein mit ihm. Er blickte den armen blutigen Jeſus, den man ohne Entſetzen nicht anſchauen konnte, mit forſchenden und faſt zaghaften Augen an, und dachte zögernd: „ſollte dieſer doch wohl ein Gott ſeyn können?“ und dann brach er plötzlich mit einem Schwure heraus, in welchem er Jeſum beſchwor, ihm zu ſagen: „ob er ein Gott und kein Menſch, ob er jener König ſey? wie weit ſein Reich ſich erſtrecke, welchen Rang ſeine Gottheit habe? er ſolle es ſagen, ſo wolle er ihn loslaſſen.“ Ich vermag das, was Jeſus dem Pilatus antwortete, nur dem Inhalte und nicht den Worten nach zu erzählen. Der Herr ſprach furchtbar ernſte Worte zu ihm. Er zeigte ihm wohl, welch ein König er ſey,

und welches Reich er zu regieren habe, er zeigte ihm wohl, was die Wahrheit sey, denn er sagte ihm die Wahrheit. Der Herr sagte dem Pilatus den ganzen versteckten Gräuel seines innern Zustandes ins Gesicht, er sagte ihm das Geschick, das ihm bevorstehe, die Verweisung ins Elend und ein abscheuliches Ende voraus, und daß er einstens kommen werde, zu richten über ihn ein gerechtes Gericht.

Pilatus halb erschreckt, halb geärgert durch die Worte Jesu, gieng hinaus auf die Terrasse und rief nochmals, er wolle Jesum frei lassen; da schrieen sie aber: „läßest du diesen los, so bist du kein Freund des Kaisers, denn wer sich zum König aufwirft, ist des Kaisers Feind!“ andere schrieen: „sie wollten ihn beim Kaiser verklagen, daß er ihr Fest störe, er solle fortfahren, denn um 10 Uhr müßten sie bei großer Strafe in den Tempel.“ Das Geschrei „ans Kreuz mit ihm, hinweg mit ihm!“ tobte wieder von allen Seiten, ja sie waren auf die platten Dächer am Forum gestiegen und schrieen herab.

Pilatus sah nun, daß er bei diesen Rasenden nichts ausrichtete, das Getöse und Geschrei hatte etwas fürchterliches in sich, und die ganze Masse des Volkes vor dem Pallaste war in so grimmiger Bewegung, daß ein heftiger Aufstand zu befürchten war. Da ließ Pilatus sich Wasser bringen, und der Diener goß es ihm aus der Schaale über die Hände vor dem Volke, und Pilatus rief von der Terrasse hinab: „ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten, ihr mögt es verantworten.“ Da erhob sich aber ein schauderhaftes einstimmiges Geschrei des versammelten Volkes, worunter Leute aus allen Orten Palästinas waren, sie schrieen: „Sein Blut komme auf uns und unsre Kinder!“

Reflection über dieſe Betrachtungen.

So oft ich bei Betrachtungen des bitteren Leidens Chriſti dieſen ſchauderhaften Schrei der Juden höre: „ſein Blut komme auf uns und unſre Kinder!“ wird mir die Wirkung dieſer feierlichen Selbſtverfluchung durch wunderbar entſetzliche Bilder vorgeſtellt und fühlbar gemacht. Ich ſehe, als liege ein finſterer Himmel voll blutrother Wolken, feueriger Strafruthen und Schwerter über dem rufenden Volke. Es iſt, als wenn ich die Strahlen dieſes Fluches durch all ihr Mark und Bein, und bis auf die Kinder im Mutterleibe treffen ſähe. Ich ſehe nehmlich das ganze Volk wie verfinſtert, und den ſchrecklichen Schrei mit einem trüben grimmen Feuer aus ihrem Munde ſtürzen, ſich über ihnen vereinigen und wieder auf ſie niederſchieſſen, in einige tiefer eindringend, über andern aber verweilend ſchweben. Dieſe Letztern bedeuten dann ſolche, welche ſich nach Jeſu Tod bekehrten. Die Anzahl dieſer aber war nicht unbedeutend, denn ich ſehe Jeſum und Maria während aller dieſer ſchrecklichen Leiden immer für das Heil der Peiniger beten, und ſich keinen Augenblick an alle der furchtbaren Mishandlung ärgern. Das ganze Leiden des Herrn ſehe ich unter der boshafteſten, grauſamſten Peinigung, unter hoffärtigem und niederträchtigem Hohne, unter Grimm und Wuth und gräulicher Blutgier ſeiner Feinde und ihrer Knechte, und unter Undank und Verläugnung mancher ſeiner Angehörigen, als das bitterſte Seelen- und Körperleiden, von Jeſu unter ſtätem Gebet, ſtäter Liebe ſeiner Feinde, ſtätem Flehen um ihre Bekehrung, bis zum letzten Athemzuge vollbracht; aber durch alle dieſe Geduld und Liebe ſehe ich die Wuth und Raſerei ſeiner Feinde noch mehr ſich entflammen; ſie ergrimmen, weil alle

ihre Mißhandlung nicht vermag seinem klaglosen Munde irgend ein Widerwort zu entreißen, das ihre Bosheit entschuldigen könnte. Heute am Pascha, da sie das Osterlamm tödten, wissen sie nicht, daß sie ein Lamm tödten.

Wenn ich bei solchen Anschauungen meine Gedanken auf die Gemüther des Volkes und der Richter und auf die heiligen Seelen Jesu und Mariä richte, so wird mir oft Alles, was mit ihnen vorgeht, in Erscheinungen gezeigt, welche die Leute damals nicht gesehen haben, deren Inhalt sie aber alle fühlten. Ich sehe dann eine unzählige Menge von Teufelsgestalten, jede ganz nach dem Laster, die sie bedeutet, geformt, in schrecklicher Thätigkeit unter der Menge; ich sehe sie laufen, hetzen, verwirren, in die Ohren flüstern, in den Mund fahren, ich sehe sie aus der Volksmaße einzeln in großer Zahl hervorstürzen, sich vereinigen und die Menschen gegen Jesum antreiben; dann wieder vor dessen Liebe und Geduld erbeben, und von neuem unter der Menge verschwinden. Aber ich sehe in allem ihrem Thun etwas Verzweifeltes, Verwirrtes, sich selbst Zerstörendes, ein wirres, unsinniges Hin- und Herzerren. Ueber und um Jesus und bei Maria und allen den wenigen Heiligen, sehe ich auf ähnliche Weise viele Engel in Thätigkeit. Ich sehe diese auch nach ihren verschiedenen Aufgaben in mannigfaltiger Form und Kleidung, und so erscheinen auch ihre Handlungen bald als Trost, als Gebet, als Salbung, Speisung, Tränkung, Bedeckung, oder als andere Werke der Barmherzigkeit.

Gleicherweise sehe ich dann oft Stimmen des Trostes oder der Drohung, wie verschieden leuchtende und farbigte Worte aus dem Munde solcher Erscheinungen ausstrahlen; oder, sind es Bothschaften, diese in Form von Zetteln in ihren Händen. Auch sehe ich oft, so ich es wissen soll, Seelenbewegungen und innere Leidenschaften, Leiden und Lieben, alles was Empfindung ist, in verschieden gefärbten Licht- und Nachtbewegungen die Brust und den ganzen Leib der

Menschen in mannigfaltigen Formen, Richtungen und Verwandlungen von Farbe und Gestalt, von Langsamkeit und Schnelligkeit durchziehen und durchzucken, und verstehe dann das Alles. Aber es ist unmöglich, das wieder zu sagen, denn es ist ganz unendlich viel, und ich bin dabei so voll Schmerz, Leid und Betrübniß über meine und aller Welt Sünden und so zerrißen vom bittern Leiden Jesu, daß ich gar nicht weiß, wie ich das Wenige, was ich erzähle, noch zusammenbringe. Viele Dinge, besonders Erscheinungen und Thätigkeiten von Teufeln und Engeln, welche von andern Seelen, die das Leiden Christi schauend betrachtet haben, in die Erzählung eingeflochten werden, sind einzelne Stücke solcher inneren, damals unsichtbaren, geistigen Wirkungsbilder, welche nach der Seelenrichtung der Schauenden bald so, bald anders behalten und mit der Erzählung verbunden werden. Daher oft Widersprüche, weil sie Verschiedenes vergessen, Verschiedenes übergehen, Verschiedenes anmerken. Da alle Bosheit an Christo gepeiniget, alle Liebe in ihm gelitten hat, da er die Sünden der Welt, als das Lamm Gottes, auf sich genommen: wer kann da nicht unendliche Dinge des Gräuls und der Heiligkeit erkennen und erzählen. Wenn daher die Gesichte und Betrachtungen vieler frommer Leute nicht ganz übereinstimmen, so rührt dieses daher, daß sie nicht aus gleicher Gnade schauten, erzählten und verstanden wurden.

Alle solche Aeußerungen über die Formen ihres Sehens hat die Kranke dem Schreiber, nicht nur während dieser Betrachtungen öfters einzeln gemacht, sondern auch früher ganz ähnlich. Sie erklärte auch zugleich, daß sie das Meiste dieser Art nicht mittheile, weil die Geschichte dadurch undeutlich werde. Es leuchtet aber dadurch sehr wohl ein, wie schwer es ihr bei der Masse der Erscheinungen seyn mußte, den Faden des Herganges ganz sicher in der Er-

innerung zu bewahren. Wer ſollte daher der in ſo heftiger Affection des Mitleidens Erkrankten nicht gerne verzeihen, wenn in dem Verlaufe ihrer Mittheilungen vielleicht irgend kleine Lücken oder Zeitverwechslungen Statt finden möchten.

Jeſus zum Kreuztode verurtheilt.

Pilatus, der nicht die Wahrheit, ſondern einen Ausweg ſuchte, war nun ſchwankender, als je. Sein Gewiſſen ſagte: Jeſus iſt unſchuldig; ſein Weib ſagte: Jeſus iſt heilig; ſein Aberglaube ſagte: er iſt ein Feind deiner Götter; ſeine Feigheit ſagte: er iſt ſelbſt ein Gott und wird ſich rächen. Da fragte er Jeſum nochmals bang und feierlich, und Jeſus ſagte ihm ſeine geheimſten Verbrechen, ſein künftiges elendes Schickſal und Ende, und daß er an jenem Tage, ſitzend auf den Wolken des Himmels, ein gerechtes Gericht über ihn richten werde; da kam ihm ein neues Gewicht gegen die Loslaſſung Jeſu in die falſche Wage ſeiner Gerechtigkeit. Er ärgerte ſich, daß er vor Jeſu, den er nicht ergründen konnte, in der ganzen Blöße ſeiner innern Schmach da ſtand, und daß der, den er hatte geißeln, den er konnte kreuzigen laſſen, ihm ein elendes Ende vorausſagte, ja, daß der Mund, der keiner Lüge je beſchuldigt worden, der Mund, der kein Wort zu ſeiner Rechtfertigung geſprochen, in ſo äußerſter Noth ihn vor ſein gerechtes Gericht an jenem Tage beſchied; alles das machte ſeine Hoffart ergrimmen; aber wie keine Empfindung in dieſem elenden ſchwankenden Menſchen allein herrſchend war, ſo faßte ihn zugleich die Angſt vor der Drohung des Herrn, und er machte den letzten Verſuch, Jeſum frei zu ſprechen. Auf die Drohungen der Juden aber,

ihn bei dem Kaiser zu verklagen, wenn er Jesum frei spreche, ergriff ihn eine andere Feigheit. Die Furcht vor dem irdischen Kaiser überwog seine Furcht vor dem Könige, dessen Reich nicht von dieser Welt war. Der feige schwankende Böswicht dachte: „stirbt er, so stirbt, was er von mir weiß und was er mir geweißaget, mit ihm.“ Auf die Drohung mit dem Kaiser that Pilatus ihren Willen, gegen sein Wort, das er seiner Frau gegeben, gegen Recht und Gerechtigkeit und seine eigene Ueberzeugung. Aus Furcht vor dem Kaiser gab er den Juden das Blut Jesu preis, für sein Gewissen aber hatte er nichts als Wasser, das ließ er sich über die Hände gießen, wobei er ausrief: „ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten, da sehe ihr zu!“ — Nein Pilatus, da sieh du zu! denn du nennst ihn gerecht und vergießest sein Blut, du bist der ungerechte, gewissenlose Richter; — und dasselbe Blut, das er von seinen Händen abwaschen wollte und von seiner Seele nicht abwaschen konnte, riefen die blutgierigen Juden fluchend auf sich und ihre Kinder. Das Blut Jesu, das für uns um Barmherzigkeit schreit, forderten sie auf, gegen sie um Rache zu schreien. Sie riefen: „sein Blut komme auf uns und unsere Kinder!“

Unter diesem entsetzlichen Geschrei befahl Pilatus alles zum Urtheilsspruche zu rüsten. Er ließ sich andere feierliche Kleider bringen und anlegen, es ward ihm eine Art Krone aufgesetzt, woran ein Edelstein, oder sonst etwas Blinkendes war, es ward ihm ein anderer Mantel umgelegt, auch ein Stab vor ihm getragen. Es zogen viele Soldaten um ihn her und giengen Gerichtsdiener vor ihm, die etwas trugen, und folgten Schreiber mit Rollen und Brettchen. Voraus gieng einer, der auf der Posaune blies. So zog er aus seinem Pallaste auf das Forum hinaus, wo dem Geißelplatze gegenüber ein schön gemauerter hoher Sitz zum Urtheilsprechen war; nur von diesem Sitze aus hatten die Urtheile ihre volle Kraft. Es

hieß dieser Richtsitz Gabbatha und war eine runde Terrasse, auf welche von mehreren Seiten Stufen führten, oben darauf war ein Sitz für Pilatus und hinter ihm eine Bank für andere Gerichtspersonen. Viele Soldaten umgaben diese Terrasse und standen theils auf den Stufen. Manche von den Pharisäern waren schon von dem Pallaste aus zu dem Tempel gegangen. Nur Annas und Kaiphas und etwa 28 Andere zogen gleich zu dem Tribunale hin auf das Forum, als Pilatus die Amtskleider anlegte. Die beiden Schächer waren schon vor den Gerichtsort geführt worden, als das Ecce Homo vorüber war. Der Sitz des Pilatus wurde mit einer rothen Decke belegt, und es lag ein blaues Kissen darauf mit gelben Borten.

Es wurde aber nun Jesus, noch immer in seinem rothen Spottmantel mit der Krone auf dem Haupte und gebundenen Händen, von den Schergen und umgebenden Soldaten vor das Tribunal durch das höhnende Volk geführt und zwischen die beiden Mörder gestellt. Als Pilatus auf seinem Richterstuhle saß, sagte er nochmals laut zu den Feinden Jesu: „sehet da euern König!" sie schrieen aber: „weg, weg mit diesem! kreuzige ihn!" und Pilatus sagte: „soll ich euern König kreuzigen?" Es riefen aber die Hohenpriester: „wir haben keinen König, als den Kaiser!" Da sprach Pilatus ferner kein Wort für oder mit Jesus, und begann das Verdammungs-Gericht. Die beiden Schächer waren schon früher zum Kreuze verurtheilt, und ihre Hinrichtung war auf das Ansuchen der Hohenpriester auf heute verschoben worden, denn sie gedachten Jesum zu beschimpfen, indem er mit gemeinen Mördern gekreuziget würde. Die Kreuze der Schächer lagen bereits neben ihnen, Gehülfen der Kreuziger hatten sie herbeigeschleppt. Das Kreuz unsers Herrn war noch nicht da, wahrscheinlich weil sein Todesurtheil noch nicht gesprochen war.

Die heilige Jungfrau, welche sich nach der öffentlichen

Ausstellung Jesu durch Pilatus und dem Blutgeschrei der Juden hinweg begeben hatte, drängte sich von mehreren Frauen umgeben wieder durch die Menge des Volkes zu dem Todesurtheil ihres Sohnes und Gottes hinzu. Jesus stand von den Schergen umgeben und mit Grimm und Hohnlachen von seinen Feinden angeblickt unten an den Stufen vor Pilatus. Es wurde durch eine Posaune Stille geboten, und Pilatus sprach mit einem feigen Grimme das Todesurtheil über den Heiland aus.

Ich fühlte mich ganz erdrückt von seiner Niederträchtigkeit und Zweizüngigkeit; der Anblick des aufgeblasenen Schurken, der Triumph und Blutdurst der abgehetzten und nun befriedigten Hohenpriester, das Elend und der tiefe Schmerz des armen Heilands, die unaussprechliche Angst und Pein der Mutter Jesu und der heiligen Frauen, das gierige grimmige Lauern der Juden, das kalte stolze Weben der Soldaten umher, und mein Schauen aller gräßlichen Teufelsgestalten unter der Menge des Volkes hatten mich ganz vernichtet. Ach! ich fühlte, daß ich da hätte stehen sollen, wo Jesus, mein liebster Bräutigam stand, dann wäre das Urtheil gerecht gewesen. Ich war aber so leidend und zerrissen, daß ich den Hergang nicht mehr genau weiß. Was ich mich erinnere, will ich ungefähr sagen.

Pilatus hielt erst ein Geschwätz, worin er Claudius Tiberius mit hohen Nahmen den Kaiser nannte und dann sprach er die Anklage gegen Jesum aus, der als Aufwiegler, Ruhestörer und Verletzer des jüdischen Gesetzes, indem er sich einen Sohn Gottes und einen König der Juden nennen lasse, von den Hohenpriestern zum Tode verurtheilt und vom Volke einstimmig zur Kreuzigung begehrt worden sey. Als er aber noch gar hinzusetzte, daß er dieses Urtheil richtig befunden, er, der seit mehreren Stunden die Unschuld Jesu ausgesprochen, da verging mir Hören und Sehen über den infamen zweizüngigen Menschen. Er sprach auch: „so verurtheile ich den Jesus Nazarenus, König

er Juden, an das Kreuz genagelt zu werden," und dann befahl er den Schergen, das Kreuz zu holen. Ich erinnere mich auch, jedoch nicht mit Beſtimmtheit, als habe einen langen Stab, in welchem inwendig wenig Mark war, dabei zerbrochen und Jeſu vor die Füße geworfen.

Die Mutter Jeſu ſank bei dieſen Worten bewußtlos zuſammen, als wolle ſie ſterben; nun war es gewiß, nun war der furchtbare, ſchmerzhafte, ſchmähliche Tod ihres heiligſten, geliebteſten Sohnes und Erlöſers gewiß. Johannes und ihre Begleiterinnen aber brachten ſie hinweg, auf daß die blinden Menſchen ſich nicht ſchmähend an den Schmerzen der Mutter ihres Heilandes verſündigen möchten. Aber Maria konnte nicht ruhen, die Leidenswege Jeſu zu wandeln, ihre Gefährten mußten ſie abermals von Stelle zu Stelle geleiten; denn der Eifer eines geheimnißvollen Gottesdienſtes des Mitleidens trieb ſie überall, wo der von ihr geborne Erlöſer für die Sünden ſeiner Brüder, der Menſchen, gelitten hatte, das Opfer ihrer Thränen auszuweſſen; und ſo nahm die Mutter des Herrn alle geheiligten Stellen der Erde durch die Vorweihe ihrer Thränen für die künftige Verehrung der Kirche, unſer aller Mutter, in Beſitz, wie Jakob den Stein zum Gedächtniß aufrichtete und mit Oel ſalbend weihte, bei welchem ihm die Verheißung geſchehen war.

Es wurde nun auf dem Richterſitze auch das Urtheil noch von Pilatus geſchrieben und von andern, die hinter ihm ſtanden, mehr als dreimal abgeſchrieben. Es wurden noch Boten abgeſendet, denn einzelnes mußte von Andern unterſchrieben werden, ich weiß nicht, ob das zum Urtheil gehörte, oder ob es andere Befehle waren. Jedoch wurden auch von dieſen Schreiben einige an entfernte Orte geſendet. Ein Urtheil über Jeſum aber ſchrieb Pilatus, das ſeine Doppelzüngigkeit ganz bewies, denn es lautete ganz anders, als das mündlich ausgeſprochene, und man ſah, als ſchreibe er es wider ſeinen Willen in pein-

licher Gemüthsverwirrung, und als führe ihm dabei ein zürnender Engel die Hand. Dieſes Schreiben, deſſen ich mich nur im Allgemeinen erinnere, enthielt ungefähr folgendes:

„Nothgedrungen von den Hohenprieſtern und dem Synedrium und einem drohenden Aufſtand des Volkes, welche Jeſum von Nazareth der Aufwiegelung, Gotteslästerung, Geſetzverletzung u. ſ. w. beſchuldigten und zum Tode begehrten, Beſchuldigungen, welche ich nicht eigentlich einſah, habe ich, um nicht vor dem Kaiſer als ein unbilliger Richter der Juden und Beförderer des Aufſtands verklagt zu werden, denſelben als einen Verbrecher gegen ihr Geſetz mit Gewalt zum Tode begehrten Jeſum zur Kreuzigung übergeben mit zwei andern verurtheilten Verbrechern, deren Hinrichtung auf ihr Treiben verſchoben worden war, weil ſie Jeſum mit ihnen wollten gerichtet haben.“

Hier ſchrieb der elende Menſch nun wieder ganz anders. Er ſchrieb nachher auch noch die Ueberſchrift des Kreuzes in drei Zeilen mit Firniß auf ein dunkelbraunes Brettchen. Das entſchuldigende Urtheil wurde mehrfach abgeſchrieben und an verſchiedene Orte geſendet. Die Hohenprieſter zankten ſich aber am Tribunale noch mit ihm herum, jenes Urtheil war ihnen gar nicht recht, beſonders, daß er geſchrieben, ſie hätten das Aufſchieben der Kreuzigung der Schächer begehrt, um Jeſum mit ihnen zu richten; und dann ſtritten ſie über den Titel Jeſu, und wollten, es ſolle nicht „König der Juden,“ ſondern, „der ſich für einen König der Juden ausgab,“ darauf ſtehen. Pilatus aber war ganz ungeduldig und höhniſch gegen ſie, und ſchrie zürnend: „was ich geſchrieben, habe ich geſchrieben.“ Sie wollten auch, das Kreuz Chriſti ſolle nicht höher über dem Haupte ſeyn, als das der beiden Schächer; es mußte aber höher werden, denn es war wegen Mielingen der Arbeit über dem Haupte zu kurz geworden, um den von Pilatus geſchriebenen Titel darauf zu ſetzen. Sie ſchoben dieſen Mangel an Raum und das Proteſtiren gegen

Erhöhung vor, um den ihnen ſchimpflichen Titel abzuwenden. Pilatus aber gab nicht nach, und ſie mußten den Kreuzſtamm durch ein eingezapftes Stück erhöhen laſſen, woran der Titel geheftet werden konnte. So nun erhielt das Kreuz durch allerlei Ereigniſſe jene bedeutungsvolle Geſtalt, die ich öfter geſehen habe. Ich ſah nehmlich immer das Kreuz ſo, daß die beiden Arme, wie die Aeſte eines Baumes, aus dem Stamme aufwärts liefen, und es wäre gleich einem Y, wenn man deſſen untere Linie bis zu gleicher Höhe zwiſchen den Armen verlängerte. Die beiden Arme waren dünner, als der Stamm, in welchen dieſe Arme, jeder einzeln, eingezapft wurden, und dieſe Einzapfungen wurden an jeder Seite durch einen darunter eingeſchlagenen Keil verſtärkt; weil aber der mittlere Stamm über dem Haupte durch Miſslingen zu kurz geworden war, um die Ueberſchrift des Pilatus ſichtbar zu tragen, mußte zu dieſem Zwecke noch ein Stück auf dieſen Stamm aufgeſetzt werden. An der Stelle der Füße wurde ein Klötzchen, um darauf zu ſtehen, befeſtigt.

Während nun Pilatus das ungerechte Urtheil ſprach, ſah ich, daß Claudia Procle, ſeine Frau, ihm ſein Pfand zurückſendete und ſich von ihm losſagte; ich ſah auch, daß ſie noch am heutigen Abend heimlich aus ſeinem Pallaſte zu den Freunden Jeſu fliehen, und in einem Gewölbe unter Lazari Haus in Jeruſalem verſteckt werden wird. Ich ſah auch in Bezug auf den ſchändlichen Urtheilsſpruch Pilati, und auf die Trennung ſeines Weibes von ihm, durch irgend einen Freund Chriſti auf einen grünen Stein hinten an der Terraſſe Gabbatha zwei Zeilen einkratzen, worin ich mich der Worte judex injustus und des Namens Claudia Procle erinnere. Jedoch weiß ich nicht mehr, ob dieſes heute, oder einige Zeit nachher geſchehen, und entſinne mich nur, daß ein dichter Trupp Männer an dieſer Stelle des Forums ſtanden und miteinander ſprachen, während jener Mann von ihnen gedeckt, ohne bemerkt zu

werden, dieſe Zeilen einkratzte, und ich ſah, daß dieſer Stein unkenntlich, noch jezt unten an einem Haus- oder Kirchenfundament in Jeruſalem befindlich iſt, wo Gabbatha war. Claudia Procle ſuchte als Chriſtinn ſpäter Paulus auf und war deſſen beſondere Freundinn.

Als das Todesurtheil geſprochen war und das Schreiben und Gezänke mit den Hohenprieſtern anfieng, war Jeſus den Schergen preisgegeben; vorher war noch einige Achtung vor dem Gerichte, jezt war er die Beute dieſer ſchrecklichen Menſchen. Man brachte ſeine Kleider heran, wie ſie ihm bei der Verſpottung vor Kaiphas waren ausgezogen worden; man hatte ſie aufbewahrt, und ich meine, ſie waren von mitleidigen Menſchen gewaſchen worden, denn ſie waren rein. Es war auch, glaube ich, Gewohnheit bei den Römern, die Hinzurichtenden ſo auszuführen. Nun ward Jeſus abermals von den ſchändlichen Buben entblößt und ſie banden ihm die Hände los, damit ſie ihn bekleiden konnten. Sie rißen ihm den rothen wollenen Spottmantel von dem verwundeten Leibe und rißen ihm manche Wunde damit auf. Er legte ſich zitternd ſelbſt die Unterleibshülle um die Lenden, und dann warfen ſie ihm ſein wollenes Scapulier um den Hals; weil ſie ihm aber den braunen ungenähten Rock, den ſeine Mutter ihm gewirkt hatte, nicht über die breite Dornkrone anlegen konnten, rißen ſie ihm dieſelbe vom Haupte und alle Wunden ergoſſen neues Blut mit unſäglichen Schmerzen. Als ſie ihm nun den gewirkten Rock über den verwundeten Leib geworfen, legten ſie ihm noch ſein weites weißes wollenes Gewand, ſeinen breiten Gürtel und zuletzt ſeinen Mantel um. Hierauf banden ſie ihm den Feſſelgürtel, an deſſen auslaufenden Stricken ſie ihn führten, wieder um die Mitte des Leibes. Alles dieſes geſchah mit ſchauderhafter Roheit, unter Stoßen und Schlagen.

Die beiden Schächer ſtanden ihm rechts und links zur Seite mit gebundenen Händen; ſie hatten wie Jeſus,

vor dem Gerichte ſtehend, eine Kette um den Hals hängen. Sie hatten nur eine Unterleibshülle und ein Scapulier-Wamms von ſchlechtem Zeuge, neben offen ohne Ermel an, und auf dem Kopfe von Stroh gedrehte Kappen mit einem Walſt, beinahe wie Kinderfallhüte geformt. Sie waren ſchmutzig bräunlich, mit Schwielen von der früheren Geißelung bedeckt. Der, welcher ſich nachher bekehrte, war jezt ſchon ſtill und in ſich gekehrt, der andere aber war grimmig und frech, fluchte und höhnte mit den Schergen auf Jeſum, der ſie beide mit Liebe und Sehnſucht nach ihrem Heile anblickte und alle ſeine Leiden auch für ſie mittrug. — Die Schergen aber waren beſchäftigt, alle ihre Werkzeuge zuſammen zu tragen, und es rüſtete ſich Alles zum traurigſten grauſamſten Zuge, auf welchem der liebende ſchmerzvolle Erlöſer die Sündenlaſt von uns Undankbaren hintragen wollte, um ſein heiligſtes Blut für dieſelben aus dem von den verworfenſten Menſchen durchbohrten Kelche ſeines Leibes ausſühnend zu vergießen.

Endlich waren Annas und Kaiphas unter Zank und Grimm mit Pilatus fertig geworden, ſie erhielten ein paar lange ſchmale Zettel, oder Pergamentrollen mit Abſchriften und eilten nun zum Tempel. Sie hatten Noth, zur rechten Zeit hin zu kommen.

Hier ſchieden die Hohenprieſter vom wahren Oſterlamme; ſie eilten zum Tempel von Stein, um das Sinnbild zu ſchlachten und zu eſſen, und ließen die Erfüllung, das wahre Lamm Gottes von ſchändlichen Henkern zum Altare des Kreuzes führen. Hier ſchieden ſich die Wege zum verhüllten und zum erfüllten Opfer; ſie überließen das reine ſühnende Oſterlamm Gottes, das ſie äußerlich mit dem ganzen Gräul ihrer Verruchtheit verunglimpft und zu verunreinigen geſtrebt hatten, unreinen und grauſamen Henkern, und eilten zum ſteinernen Tempel, die gereinigten, gewaſchenen, geſegneten Lämmer zu opfern. Sie hatten ſich ſcheu gehütet, äußerlich verunreiniget zu werden, während der ganze

Gräul ihres Innern, in Grimm, Neid und Hohn überkochend, sie besudelt hatte. „Sein Blut komme auf uns und unsere Kinder!“ mit diesen Worten hatten sie die Ceremonie erfüllt, die Hand des Opfernden auf das Haupt des Schlachtopfers zu legen. Es schieden sich hier die Wege zum Altar des Gesetzes und zum Altar der Gnade; Pilatus aber, der stolze, schwankende, vor Gott zitternde und Götzen dienende, mit der Welt buhlende Heide, ein Sclave des Todes, in der Zeit herrschend bis zum schmählichen Ziele des ewigen Todes, zog mit seinen Gehülfen von einer Wache umgeben, zwischen den beiden Wegen hindurch zu seinem Pallaste, unter Vortritt des Posaunenbläsers. Das ungerechte Gericht war gerichtet um 10 Uhr unserer Zeit am Morgen.

Jesus trägt sein Kreuz nach Golgotha.

Als Pilatus den Gerichtssitz verlassen hatte, folgte ihm ein Theil der Soldaten und stellte sich vor dem Pallaste zum Zuge auf. Eine kleine Schaar blieb bei den Verurtheilten. Acht und zwanzig bewaffnete Pharisäer, worunter die sechs grimmigen Feinde Jesu, die bei der Gefangennehmung am Oelberge gewesen, kamen gegen das Forum geritten, um den Zug zu geleiten. Die Schergen führten Jesum auf die Mitte des Forums, und es traten mehrere Sclaven durch das Thor von der Abendseite herein das Kreuzholz tragend und warfen es ihm vor die Füße prasselnd an die Erde nieder. Die beiden dünneren einzuzapfenden Arme waren auf den breiten schweren Stamm mit Stricken aufgebunden, die Keile, das Fußklotz-

gen und das nachgefertigte Aufſetzſtück trugen nebſt anderem Geräthe verſchiedene Henkersjungen.

Als das Kreuz vor Jeſu auf dem Boden lag, warf er ſich dabei auf die Kniee nieder, umfaßte es mit den Armen und küßte es dreimal, indem er leiſe ein rührendes Dankgebet zu ſeinem himmliſchen Vater für die beginnende Erlöſung der Menſchen ſprach. Wie die Prieſter unter den Heiden einen neugegründeten Altar umarmen, ſo umarmte der Herr ſein Kreuz, den ewigen Altar des genugthuenden blutigen Opfers. Die Schergen aber riſſen Jeſum in aufrecht knieende Stellung, und er mußte den ſchweren Balken mühſam mit weniger und grauſamer Hülfe auf ſeine rechte Schulter nehmen und mit dem rechten Arme umfaßen. Ich ſah ihm unſichtbare Engel helfen, ſonſt hätte er es nicht aufzuladen vermocht, er kniete unter der Laſt gebeugt. Während Jeſus betete, legten andere Kreuziger den beiden Schächern die von den Stämmen getrennten Querhölzer ihrer Kreuze quer über den Nacken und knebelten ihnen die emporgehobenen Hände daran feſt. Dieſe Querhölzer waren nicht ganz gerade, ſondern etwas gebogen und wurden bei der Kreuzigung an das obere Ende der Kreuzſtämme befeſtiget, welche Stämme ihnen jezt mit dem andern Geräthe von Sclaven nachgetragen wurden. Es ertönte aber die Poſaune von Pilati Reiterei, und einer von den berittenen Phariſäern nahte Jeſu, der noch mit ſeiner Laſt kniete und ſagte: „es iſt aus mit den ſchönen Reden, machet, daß wir ihn los werden, vorwärts! vorwärts!“ Da riſſen ſie ihn in die Höhe, da kam die ganze Kreuzlaſt auf ſeine Schultern, die wir ihm nachtragen müßen nach ſeinen heiligen ewig wahren Worten. Da ſetzte ſich der auf Erden ſo ſchmähliche, im Himmel ſo ſelige Triumphzug des Königs der Könige in Bewegung.

Sie hatten aber zwei Stricke an das hintere Ende des Kreuzſtammes gebunden und zwei der Schergen hoben daran empor, daß es in der Schwebe blieb und nicht

ſchleifte. Weit um Jeſu giengen vier Schergen, welche vier Stricke hielten, die an dem neuen Feſſelgürtel befeſtigt waren, den ſie ihm um die Mitte des Leibes gelegt hatten. Sein Mantel war ihm zuſammengefaßt um den Oberleib gebunden. — Jeſus erinnerte mich lebhaft mit den zuſammengebundenen Kreuzhölzern auf der Schulter an Iſak, der das Holz zu ſeinem eigenen Opfer auf den Berg trug. Die Poſaune von Pilatus zeigte nun an, daß der Zug voran ſolle, weil er ſich ſelbſt mit einer Schaar in Bewegung ſetzen wollte, um in der Stadt irgend einem Aufſtande vorzubeugen. Er war aber gerüſtet und ſaß zu Pferd, von ſeinen Offizieren und einer Schaar Reiter umgeben und es folgte hierauf eine Abtheilung von etwa 300 Soldaten zu Fuß, alle von der Gränze zwiſchen Italien und der Schweiz.

Vor dem Kreuzigungszuge gieng ein Poſaunenbläſer, der an allen Straßenecken in ſeine Poſaune ſtieß, und die Hinrichtung ausrief. Einige Schritte hinter ihm zog eine Schaar von Buben und anderm Geſindel, ſie trugen Getränk, Stricke, Nägel, Keile und Körbe mit allerlei Werkzeugen; ſtärkere Knechte trugen Stangen, Leitern und die Kreuzſtämme der Schächer. Die Leitern beſtanden nur aus einer Stange, durch welche Zapfen geſteckt waren. Hierauf folgten einige der berittenen Phariſäer, und dann ein junger Burſche, dieſer trug die Kreuzüberſchrift des Pilatus vor der Bruſt, und hatte die Dornkrone Chriſti, welche bei der Kreuztragung auf dem Haupte anfangs unmöglich ſchien, an einer Stange auf der Schulter. Dieſer Bube war nicht ſehr bös.

Nun folgte unſer Herr und Erlöſer unter der ſchweren Laſt des Kreuzholzes gebeugt und ſchwankend, zergeiſſelt, zerſchlagen, ermüdet; ſeit dem geſtrigen letzten Abendmahle ohne Speiſe und Trank und Schlaf, in ſtäter tödtlicher Mißhandlung, von Blutverluſt, Wunden, Fieber, Durſt und unnennbarem innern Leid und Entſetzen er-

schöpft, gieng er wankend und niedergedrückt, auf bloßen verwundeten Füßen. Die Rechte umfaßte die schwere Last auf der rechten Schulter, die Linke suchte oft mühsam das weite hindernde Gewand vor den unsichern Tritten zu heben. Vier Schergen hielten die von seinem Fesselgürtel auslaufenden Stricke weit von ihm. Die zwei vorderen zerrten ihn vorwärts und die beiden folgenden trieben ihn an; so hatte er keinen sichern Tritt, und die zerrenden Stricke hinderten ihn immer, sein Gewand zu heben. Seine Hände waren von dem heftigen früheren Schnüren verwundet und geschwollen. Sein Angesicht war mit Blut und Geschwulst bedeckt, seine Haare und sein Bart waren zerrauft und mit Blut verklebt, die Last und die Fesseln drückten ihm die schwere wollene Kleidung in den verwundeten Leib, und die Wolle klebte fest an den neu aufbrechenden wunden Stellen; um ihn war lauter Hohn und Bosheit, er war unaussprechlich elend, martervoll und liebend, sein Mund war betend, sein Blick flehend, vergebend und leidend. — Die zwei Schergen hinter ihm, welche das Kreuzstamm-Ende mit dem daran befestigten Stricke empor hielten, vermehrten die Mühseligkeit Jesu, indem sie die Last durch ihr Heben und Sinkenlaßen der Stricke öfters verschoben.

Es giengen mehrere Soldaten mit Lanzen zur Seite des Zuges. Nun folgten die beiden Schächer, zwei Büttel führten jeden an Gürtelstricken, sie hatten die gekrümmten, von den Stämmen abgelösten Querhölzer ihrer Kreuze auf dem Nacken und ihre Arme waren ausgespannt an die Enden derselben gebunden, sie hatten nur Schurzbinden um und ihr Oberleib war mit einem neben offenen Ueberwurf ohne Ermel bedeckt, auf dem Kopfe trugen sie von Stroh gedrehte Kappen. Sie waren etwas berauscht von einem Getränke, das man ihnen gegeben. Der gute Schächer war jedoch sehr still, der böse aber war frech, grimmig und fluchend. Die Schergen waren braunes, kleines, aber

ſtämmiges Geſindel, mit kurzen, ſchwarzen, krauſen, ſtruppichten Haaren, ſie hatten nur wenig Bart, hie und da ein Büſchchen. Sie hatten keine jüdiſche Geſichtsbildung und waren Kanalarbeiter von einem ägyptiſchen Sclavenſtamme, ſie trugen nur kurze Schurzröcke und lederne Bruſtüberwürfe ohne Ermel. Sie waren ganz beſtialiſch. Hinter den Schächern ſchloß die eine Hälfte der reitenden Phariſäer den Zug. Dieſe Reiter ritten einzeln während des ganzen Zuges längs demſelben her und hin, anzutreiben und Ordnung zu halten. Unter dem Geſindel, welches Geräthe tragend vorauszog, befanden ſich auch einige niederträchtige Judenbuben, die ſich freiwillig zugedrängt hatten.

Nach einem bedeutenden Zwiſchenraume folgte der Zug des Pilatus; voraus ritt ein Poſaunenbläſer zu Pferd, dann ritt Pilatus in ſeinem Kriegsrocke zwiſchen ſeinen Offizieren, vor einer Schaar Reiter, und nun folgten 500 Soldaten zu Fuß. Pilati Zug gieng über das Forum, dann aber in eine breite Straße.

Der Zug mit Jeſu wurde durch eine ganz enge Straße zwiſchen Hinterhäuſern geführt, um dem Volke Raum zu laßen, das ſich zum Tempel begab, und auch um dem Zuge des Pilatus nicht hinderlich zu ſeyn.

Die gröſte Menge des Volkes hatte ſich ſchon gleich nach der Verurtheilung in Bewegung geſetzt. Die meiſten Juden begaben ſich in ihre Wohnungen oder zum Tempel, ſie hatten am Morgen ſchon viele Zeit verſäumt, und eilten, ihre Zubereitungen zum Schlachten des Oſterlammes fortzuſetzen; doch war die Menge von allerlei gemiſchten Menſchen, Fremden, Sclaven, Arbeitern, Knaben, Frauen und Pöbel noch ſehr groß, und ſie ſtürzten nach allen Straßen durch Umwege voraus, um hie und da den traurigen Zug nochmals zu ſehen. Die folgende Schaar von römiſchen Soldaten verhinderte aber das unmittelbare Nachdringen, und ſie mußten immer wieder von

der Seite durch Umwege verlaufen. Die meisten strömten hinaus nach Golgotha.

Die enge Straße, durch welche Jesus zuerst geführt wurde, ist kaum ein paar Schritte breit, sie zieht sich zwischen Hinterhäusern hin, wo viele Unreinlichkeit ist. Jesus mußte hier vieles erleiden, die Büttel giengen näher bei ihm, aus Fenstern und Mauerlöchern höhnte ihn allerlei Gesinde, und Sclaven, welche dort ihr Geschäft hatten, warfen ihn mit Koth und Küchenabfall, boshafte Schurken goßen schwarze, stinkende Jauche auf ihn, ja selbst Kinder sammelten, angestiftet, Steine in den Schoos ihrer Röckchen und schütteten sie ihm, aus den Häusern durch den Zug laufend, vor die Füße in den Weg, unter Schimpfen und Lästern. So thaten die Kinder ihm, der die Kinder geliebt, gesegnet und selig gepriesen.

Erster Fall Jesu unter dem Kreuze.

Die enge Straße wendet sich gegen ihr Ende wieder zur Linken, wird breiter und etwas aufsteigend. Es kommt dort eine unterirdische Wasserleitung vom Berge Sion her; ich meine, sie fließt längs dem Forum, wo auch in der Tiefe übermauerte Rinnen laufen, nach dem Schafteiche am Schafthore zu. Ich hörte das Glucken und Rieseln des Wassers in den Röhren. Hier vor dem Aufsteigen der Straße ist eine tiefere Stelle, wo bei Regen sich oft Wasser und Koth sammelt, und es liegt da, wie öfters in den Straßen von Jerusalem, die an manchen Stellen sehr roh sind, ein erhöhter Stein zum Ueberschreiten. Der arme Jesus, als er mit seiner schweren Last hieher kam, vermochte nicht weiter zu gehen. Die Scher-

gen zerrten und trieben ihn unbarmherzig, da ſtürzte der göttliche Kreuzträger an dem vorragenden Steine in ganzer Länge zur Erde hin, und die Kreuzbürde fiel neben ihm nieder. Die Treiber fluchten, zerrten und ſtießen ihn mit Füßen, es entſtand eine Stockung in dem Zuge und ein Getümmel um ihn. Vergebens reichte er die Hand, daß ihm einer aufhelfe. „Ach! es iſt ja bald vorüber," ſprach er und betete, die Phariſäer ſchrieen: „auf! treibt ihn auf! er ſtirbt uns ſonſt unter den Händen." Hie und da an den Seiten des Weges ſah man weinende Weiber mit Kindern, die aus Angſt wimmerten. Durch übernatürliche Hülfe richtete Jeſus ſein Haupt wieder empor, und die ſchrecklichen teufliſchen Buben ſetzten ihm hier, ſtatt ihn zu erleichtern, die Dornkrone wieder auf. Als ſie ihn aber mit Mishandlungen wieder aufgeriſſen hatten, legten ſie ihm das Kreuz wieder auf die Schulter, und er mußte nun ſein elendes mit Dornen gepeinigtes Haupt mit ſchrecklicher Noth ganz nach der einen Seite hängen, um die ſchwere Laſt neben der breiten Krone auf der Schulter zu tragen. So wankte er mit neuer vermehrter Qual die breitere aufſteigende Straße hinan.

Der Kreuztragende Jeſus und ſeine Mutter.

Zweiter Fall Jeſu unter dem Kreuze.

Die von Schmerz ganz zerriſſene Mutter Jeſu hatte vor etwa einer Stunde, da das ungerechte Urtheil über ihr Kind geſprochen war, das Forum mit Johannes und einigen Frauen verlaſſen. Sie hatten viele heilige Stellen ſeines Leidens wieder betreten, und als das Laufen des Volkes, das Blaſen der Poſaunen und der Zug Pilati und der Soldaten den Antritt des bittern Kreuzwegs verkündeten, konnte Maria nicht mehr ausharren, ſie mußte

ihren göttlichen Sohn in ſeinem Leiden ſehen, und bat Johannes, ſie an eine Stelle zu bringen, wo Jeſus vorüber komme.

Sie waren von der Gegend von Sion hergekommen. Sie giengen an einer Seite über die Gerichtsſtelle, die Jeſus verlaſſen hatte, dann durch Thore und Alleen, wo es ſonſt nicht offen war, aber jezt, da alles Volk hin und herſtrömte. Dann kamen ſie durch die abendliche Seite eines Pallaſtes, der ſich mit einem Thore nach der breiten Straße öffnet, in welche der Zug bei dem erſten Falle Jeſu ſich hinein wendete. Ich weiß nicht mehr ganz beſtimmt, iſt es ein Flügel von den Wohnungen des Pilatus, mit deſſen Gebäuden es durch Höfe und Alleen zuſammenzuhängen ſcheint, oder iſt es, wie es mir heute erinnerlich iſt, das eigentliche Wohnhaus des Hohenprieſters Kaiphas, denn das auf Sion iſt nur das Amthaus. — Johannes erwirkte von einem mitleidigen Diener oder Pförtner die Erlaubniß, mit Maria und ihrer Begleitung hindurch nach der andern Seite gehen zu dürfen, und er öffnete ihnen das jenſeitige Thor. — Es war einer der Neffen Joſephs von Arimathia bei ihnen, und Suſanna, Johanna Chuſa und Salome von Jeruſalem folgten der heiligen Jungfrau.

Als ich die arme Mutter Gottes, bleich, mit rothgeweinten Augen, zitternd und bebend, von oben bis unten in eine bläulich graue Hülle eingewunden, mit den Andern durch dieſes Haus hineingehen ſah, war es mir ganz zerreißend und ſchauerlich zu Muthe. Man hörte ſchon das Getöſe und Geſchrei des nahenden Zuges über die Häuſer hinweg und den Schall der Poſaune und das Ausrufen an den Ecken, daß einer zur Kreuzigung geführt werde. — Der Diener öffnete das Thor, da ward das Getöſe deutlicher und ſchrecklicher. Maria betete und ſagte zu Johannes: „ſoll ich es ſehen, ſoll ich hinwegeilen? o, wie werde ich es ertragen können!“ Johannes ſagte: „ſo du nicht bliebeſt, würde es dich nachher immer bitter ſchmer-

zen." — Da traten sie hinaus unter das Thor, und sie blieb und schaute rechts den Weg hinab, der hier etwas aufstieg und bei dem Standorte Marias wieder eben ward.

Ach, wie schnitt der Ton der Posaune durch ihr Herz! der Zug nahte heran, er war etwa noch achtzig Schritte entfernt, als sie hinaustraten. Es zog hier kein Volk voraus, aber an den Seiten und hinterher einige Schaaren. Vieles Gesindel, das den Gerichtsort zuletzt verlaßen hatte, lief durch Nebenstraßen zerstreut voraus, andere Stellen zum Zuschauen einzunehmen.

Als die Haufen der Henkersdiener mit allem Martergeräthe frech triumphirend nahten, zitterte und wimmerte die Mutter Jesu und rang die Hände, und einer der Buben fragte nebenherziehendes Volk: „was ist das für ein Weib, das so kläglich thuet?" Da antwortete einer: „es ist die Mutter des Galiläers." Als die Schurken dieses hörten, höhnten sie die jammernde Mutter mit Spottreden, zeigten mit Fingern auf sie, und einer der niedrigen Buben faßte die Kreuzigungsnägel in die Faust und hielt sie höhnend der heiligen Jungfrau vor das Angesicht. Sie aber sah händeringend nach Jesus hin, und lehnte sich vom Schmerze zermalmt gegen den Pfeiler des Thores. Sie war bleich, wie eine Leiche und ihre Lippen waren blau. Die Pharisäer ritten vorüber, da kam der Knabe mit der Inschrift, und ach! ein paar Schritte hinter ihm, Gottes Sohn, ihr Sohn, der Heilige, der Erlöser, — da gieng schwankend und gebückt ihr lieber Sohn Jesus, das Haupt mit der Dornkrone schmerzlich von der schweren Kreuzlast auf seine Schulter abwendend. Die Schergen rissen ihn an den Stricken vorwärts. Sein Angesicht war bleich und blutig und zerschlagen, sein Bart von Blut spitz zusammenklebend; er blickte mit seinen blutigen tiefliegenden Augen so ernst und mitleidig unter dem schrecklichen verwirrten Dorngeflecht

seiner Krone hervor gegen seine peinvolle Mutter und sank strauchelnd zum zweitenmale unter der Last des Kreuzes auf die Kniee und Hände nieder zur Erde. — Die Mutter in der Heftigkeit ihres Schmerzes und ihrer Liebe, sah keine Soldaten, keine Henker, sie sah nur ihren geliebten, elenden, mißhandelten Sohn; händeringend stürzte sie die paar Schritte vom Thore des Hauses zwischen die auftreibenden Schergen zu Jesu hin und sank, ihn umarmend, zu ihm in die Kniee. Ich hörte, ich weiß nicht, ob mit ihren Lippen gesprochen, oder in ihrem Geiste die Worte: „mein Sohn!“ — „meine Mutter!“

Aber es ward ein Getümmel, Johannes und die Frauen wollten Maria zurückziehen, die Schergen schimpften und höhnten, einer sagte: „Weib! was willst du hier? hättest du ihn besser erzogen, so wäre er nicht in unsern Händen.“ In mehreren Soldaten fühlte ich einige Rührung. Sie trieben aber die heilige Jungfrau zurück, kein Scherge berührte sie. Johannes und die Frauen führten sie und sie sank an einem Eckſteine des Thores, welcher die Mauer stützte, vor Schmerz wie todt in die Kniee. Sie drehte dem Zuge den Rücken und ihre Hände berührten den schräg auflaufenden Stein, gegen den sie hinsank, mehr oben als unten. Es war ein grüngeaderter Stein, wo ihre Kniee ihn berührt, blieben flache Gruben, wo ihre Hände angelehnt, flachere Maale. Es waren stumpfe Eindrücke, gleich jenen, die ein Schlag auf einen Teig verursachet. Es war ein sehr harter Stein. Ich sah, daß er unter dem Bischofthum Jakob des Kleinern in die erste katholische Kirche, die Kirche am Teiche Bethesda, gekommen ist. — Ich habe es schon gesagt, und sage es nochmals, daß ich solche Eindrücke in Stein wie hier, mehrmals bei großen ernsten Ereignissen durch heilige Berührung entstehen gesehen habe. Es ist dieses so wahr, als das Wort: „ein Stein muß sich darüber erbarmen,“ so wahr, als das Wort: „dieses macht Eindruck.“ Die ewige Weisheit hat in ihrer Barmherzigkeit nie der Buch-

druckerkunst bedurft, um der Nachwelt ein Zeugniß von Heiligem zu überliefern.

Die beiden Jünger aber brachten die Mutter Jesu, da die zur Seite des Zuges mit Lanzen gehenden Soldaten vorwärts trieben, in das Thor wieder hinein, welches dann geschlossen wurde.

Unsern Herrn hatten die Schergen unterdessen wieder aufgerissen, und das Kreuz auf eine andere Art auf seine Schulter gelegt. Die oben aufgebundenen Kreuzarme waren locker geworden und einer derselben neben dem Kreuz in den Strickschlingen heruntergesunken; diesen umfaßte jezt Jesus mit dem Arm, und so hieng nun der Kreuzstamm hinten etwas mehr zur Erde.

Ich sah hie und da zwischen dem Gesindel, das den Zug mit Hohn begleitete, weinende verschleierte Frauengestalten wanken.

Simon von Cyrene.
Dritter Fall Jesu unter dem Kreuze.

Der Zug gieng in der breiten Straße weiter durch das Bogenthor einer alten innern Mauer der Stadt. Vor diesem Thore ist ein größerer Platz, es laufen da drei Straßen zusammen. Da mußte Jesus wieder über einen großen Stein, und wankte und sank und das Kreuz fiel neben ihm nieder, und er fiel, sich auf den Stein stützend, ganz elend zur Erde, vermochte auch nicht mehr sich aufzurichten. Es kamen da Schaaren von wohlgekleideten Leuten hergegangen, sie zogen zum Tempel und sie schrieen mitleidig: „o weh! der arme Mensch stirbt!“ Es ward ein Getümmel, sie konnten Jesum nicht mehr aufbringen, und die den Zug führenden Pharisäer sagten zu den Soldaten: „wir bringen ihn nicht lebendig hin, ihr müßt einen suchen, der ihm das Kreuz tragen hilft.“ Es kam aber

gerade der mittelſten Straſſe herab Simon von Cyrene, ein heidniſcher Mann, ſeine drei Söhnlein giengen mit ihm; er trug einen Bund Reiſer unter dem Arme, und war ein Gärtner, der in den Gärten, die gegen die öſtliche Stadtmauer liegen, gearbeitet hatte. Er kam jährlich gegen das Feſt mit Frau und Kind nach Jeruſalem, wie viele ähnliche Arbeitsleute, die Hecken zu beſchneiden. Er konnte nicht ausweichen, es war ein Gedränge und da ſie ihn an ſeiner Kleidung als einen Heiden und geringen Arbeitsmann erkannten, packten ihn die Soldaten an und ſchleppten ihn herbei, er ſolle dem Galiläer das Kreuz tragen helfen. Er wehrte ſich, und zeigte groſſen Widerwillen, aber ſie zwangen ihn mit Gewalt. Seine Knaben ſchrieen und weinten, und einige Frauen, welche den Mann kannten, nahmen ſie zu ſich. Simon empfand einen groſſen Ekel und Widerwillen, der arme Jeſus ſah ſo ſchrecklich elend und entſtellt aus, und ſeine Kleider waren von Koth befleckt. Aber er weinte und blickte Simon ſo erbarmungswürdig an. Simon muſte ihm aufhelfen, und nun banden die Schergen den einen Kreuzarm weiter zurück und mit einer Strickſchlinge dem Simon auf die Schulter; er gieng dicht hinter Jeſus, der nun nicht mehr ſo ſchwer zu tragen hatte. Sie rückten Jeſu auch die Dornkrone wieder anders. So kam endlich der traurige Zug wieder in Gang.

Simon war ein rüſtiger Mann von 40 Jahren, er ging mit unbedecktem Haupte, hatte ein kurzes anliegendes Oberkleid an, ſeine Lenden waren mit Lappen umwunden, an den Sohlen, die mit Riemen um die Beine befeſtigt waren, hatte er ſpitze Schnäbel. Seine Söhne trugen buntgeſtreifte Röcke. Zwei waren ſchon erwachſener, ſie hieſſen Rufus und Alexander, und kamen ſpäter unter die Jünger. Der dritte war noch kleiner, und ich habe ihn bei Stephanus noch als einen Knaben geſehen. Simon trug das Kreuz nicht lange hinter Jeſu, als er eine tiefe Rührung empfand.

Veronica mit dem Schweißtuche.

Die Straße, worauf der Zug jezt gieng, iſt eine lange, ſich etwas links krümmende Straße, es laufen mehrere Seitenſtraßen hinein, und von allen Seiten zogen wohlgekleidete Leute zu dem Tempel, die ſich theils zurückzogen aus phariſäiſcher Angſt, verunreiniget zu werden, theils einiges Mitleid bewieſen. Beinahe zweihundert Schritte hatte Simon dem Herrn geholfen, die Kreuzeslaſt zu tragen, als aus einem zur Linken der Straße liegenden ſchönen Hauſe, zu deſſen Vorhof mit breiter Mauer und blinkendem Gitter eine Terraſſe mit Treppen führt, eine groſſe, anſehnliche Frau mit einem Mägdlein an der Hand dem Zuge entgegenſtürzte. Es war Seraphia, das Weib Sirachs,*) eines Mitgliedes aus dem Tempelrathe, welche durch ihre heutige Handlung den Namen Veronica, von vera icon (das wahre Bild) erhalten.

Seraphia hatte zu Hauſe einen köſtlichen gewürzten Wein bereitet, mit der frommen Begierde, den Herrn auf ſeinem bittern Leidenswege damit zu erquicken. Sie war in ſchmerzlicher Erwartung dem Zuge ſchon einmal entgegen geeilt, ich ſah ſie verſchleiert mit einem jungen Mägdlein, das ſie an Kindesſtatt angenommen, an der Hand neben dem Zuge ſchon hereilen, als Jeſus ſeiner heiligen Mutter begegnete. Sie fand in dem Getümmel aber keine Gelegenheit, und ſo eilte ſie dann nach ihrem Hauſe zu, den Herrn zu erwarten.

*) Durch eine Verwechslung des Abſchreibers wird er Seite 60. dieſes Buches Obed genannt, man bittet dieſen Fehler zu verbeſſern.

Sie trat verſchleiert in die Straße, ein Tuch hieng über ihrer Schulter, das Mägdlein, etwa neun Jahre alt, ſtand neben ihr und hatte die mit Wein gefüllte Kanne unter einem Ueberhang verborgen, als der Zug ſich näherte. Die Vorausziehenden verſuchten vergebens, ſie zurück zu weiſen, ſie war von Liebe und Mitleid außer ſich, ſie drang mit dem Kinde, das ihr Gewand faßte, durch das zur Seite laufende Geſindel, durch die Soldaten und Schergen hindurch, trat Jeſu in den Weg, fiel auf die Kniee, und hob das Tuch, an einer Seite ausgebreitet, zu ihm auf mit den flehenden Worten: „würdige mich, meines Herrn Antlitz zu trocknen!“ Jeſus ergriff das Tuch mit der Linken, und drückte es mit der flachen Hand gegen ſein blutiges Angeſicht, und dann, die Linke mit dem Tuche gegen die Rechte bewegend, welche über den Kreuzarm herüber faßte, drückte er das Tuch zwiſchen beiden Händen zuſammen und reichte es ihr dankend zurück, ſie aber küßte es, und ſchob es unter den Mantel auf ihr Herz und ſtand auf; da hob das Mägdlein das Weingefäß ſchüchtern empor, aber das Schimpfen der Schergen und Soldaten verſtatteten es nicht, daß ſie Jeſum erquicke. Nur die raſche Kühnheit ihrer Handlung hatte, durch den Zudrang des Volkes um das plötzliche Ereigniß, eine Stockung von kaum zwei Minuten in den Zug gebracht, wodurch die Darreichung des Schweißtuches möglich ward. Die reitenden Phariſäer aber und Schergen ergrimmten über dieſen Aufenthalt und noch mehr über die öffentliche Verehrung des Herrn und begannen Jeſum zu ſchlagen und zu zerren, und Veronica floh mit dem Kinde in ihr Haus.

Kaum hatte ſie ihr Gemach betreten, als ſie das Schweißtuch vor ſich auf den Tiſch legte, und ohnmächtig niederſank, das Mägdlein kniete winſelnd mit dem Weinkruge bei ihr. So fand ſie ein Hausfreund, der zu ihr eintrat, und ſah ſie bei dem ausgebreiteten Tuche, auf dem

das blutige Angeſicht Jeſu ſchrecklich, aber wunderbar deutlich abgedrückt war, wie todt liegen; er war ganz entſetzt, erweckte ſie und zeigte ihr das Angeſicht des Herrn, ſie war voll Wehklage und Troſt und kniete vor dem Tuche und rief aus: „nun will ich Alles verlaſſen, der Herr hat mir ein Andenken gegeben.“

Dieſes Tuch war eine etwa dreimal ſo lange, als breite Bahn feiner Wolle, ſie trugen es gewöhnlich um den Nacken hängend, manchmal ein zweites über der Schulter nieder; es war eine Sitte, Trauernden, Weinenden, Mühſeligen, Kranken, Ermüdeten damit entgegen zu treten und ihnen das Angeſicht zu trocknen, es war ein Zeichen der Trauer und des Mitleids. Man beſchenkte ſich auch in den heißen Ländern damit. Es hat dieſes Tuch nachher immer zu Häupten ihres Lagers gehangen. Es iſt nach ihrem Tode durch die heiligen Frauen an die Mutter Gottes, und durch die Apoſtel an die Kirche gekommen.

Seraphia war eine Baſe des Täufers Johannes, denn ihr Vater war der Sohn von dem Bruder des Vaters Zachariä. Sie war von Jeruſalem. — Da Maria als vierjähriges Mägdlein zu den Tempeljungfrauen gebracht wurde, ſah ich Joachim und Anna und andere Begleiter in das väterliche Haus Zachariä, nicht weit vom Fiſchmarkte gehen. Es wohnte ein uralter Verwandter Zachariä darin. Dieſer mag wohl ſein Oheim und Seraphias Großvater geweſen ſeyn. Ich ſah ſie damals ſchon bedeutend älter, als Maria, ſie mag um fünf Jahre älter geweſen ſeyn. Auch bei Marias Vermählung mit Joſeph ſah ich ſie älter als die heilige Jungfrau. Sie war auch mit dem alten Simeon, der bei Jeſu Opferung im Tempel geweisſaget, verwandt und von Jugend auf eine Freundinn von deſſen Söhnen. Dieſe hatten ſchon frühe von ihrem Vater

her eine Sehnsucht nach dem Messias, welche auch Seraphia theilte. Es blieb diese Erwartung des Heils lange wie ein heimliches Lieben unter manchen guten Menschen damals, die andern ahndeten nichts Solches in der Zeit. Als der zwölfjährige Jesus in Jerusalem zurückblieb, im Tempel zu lehren, sah ich Seraphia älter, als die Mutter Jesu, und dennoch unverheirathet. Sie sendete Jesu Speise nach einer kleinen Herberge vor Jerusalem, wo er einkehrte, wenn er nicht im Tempel war. Es war dieses dieselbe Herberge eine Viertelstunde von Jerusalem gen Bethlehem zu, wo Maria, nach Christi Geburt von Bethlehem zum Tempel gehend, Jesum zu opfern, einen Tag und zwei Nächte bei zwei alten Leuten mit Joseph verweilte. Diese Leute waren Essener-Leute, die Frau war mit Johanna Chusa verwandt. Sie kannten die heilige Familie und Jesum. Diese Herberge war eine Stiftung für Arme; Jesus und die Jünger hatten oft ihre Zuflucht dort, und ich sah in seiner letzten Zeit, da er in dem Tempel lehrte, öfters von Seraphia Speise dahin senden. Es waren aber damals andere Hausleute daselbst. — Seraphia heirathete spät, ihr Mann Sirach, ein Nachkomme der keuschen Susanna, war in dem Tempelrath. Da er anfangs Jesu sehr abgeneigt war, hatte Seraphia wegen ihres innigen Zusammenhanges mit Jesu und den heiligen Frauen vieles von ihm zu leiden. Ja er hat sie sogar mehreremal längere Zeit in einem Gewölbe eingesperrt. Durch Joseph von Arimathia und Nicodemus bekehrt, ward er milder gesinnt, und ließ es seiner Frau zu, Jesu zu folgen. In dem Gerichte über Jesum bei Kaiphas, gestern Nacht und heute Morgen, erklärte er sich mit Nicodemus, Joseph von Arimathia und allen Wohlgesinnten für unsern Herrn und schied mit diesen von dem Synedrium aus. Seraphia ist noch eine schöne, stattliche Frau, aber sie muß doch schon über fünfzig Jahre alt seyn. — Bei dem triumphirenden Einzuge Jesu in Jerusalem, den wir

am Palmſonntage feiern, ſah ich ſie mit einem Kinde auf dem Arm unter andern Frauen ihren Schleier vom Haupte nehmen und ihn in freudiger Verehrung am Wege hinbreiten. Es war daſſelbe Tuch, das ſie jezt in einem traurigeren aber ſiegreicheren Triumphzuge dem Herrn entgegenbrachte, die Spuren ſeines Leidens damit zu ſänftigen, derſelbe Schleier, der ſeiner mitleidigen Beſitzerinn den neuen triumphirenden Namen Veronica *) gab, und jezt in der öffentlichen Verehrung der Kirche iſt.

---

*) Da die Begnadigte hier ſo Manches ihrer Erkenntniß von Veronica oder Seraphia mittheilt, fügen wir noch Einiges hinzu, was ſie, angeregt durch die Berührung einiger Reliquien, aus ihren Betrachtungen am 2ten Auguſt 1821 in Bezug auf dieſe Heilige erzählte: „Ich ſah ein Bild, das ich mich nicht erinnere, jemals früher geſehen zu haben. Im dritten Jahre nach Chriſti Himmelfahrt ſendete der römiſche Kaiſer einen ſeiner Leute nach Jeruſalem, Zeugniße über alle Gerüchte von Jeſu Tod und Auferſtehung zu ſammeln. Dieſer Mann brachte den Nicodemus, die Seraphia und einen Verwandten der Johanna Chuſa, den Jünger Epaphras mit nach Rom. Dieſer lezte war ein ganz einfältiger Diener der Jünger, der früher ein Diener und Bote der Prieſter am Tempel geweſen. Er hatte Jeſum gleich nach der Auferſtehung in den erſten Tagen bei den Apoſteln im Coenaculum und ſonſt noch oft geſehen. — Ich ſah Veronica bei dem Kaiſer, er war krank, ſein Lager war auf ein paar Stufen erhöht, es hieng ein groſſer Vorhang nieder, die Stube war viereckt, nicht ſehr groß, ich ſah keine Fenſter, aber von der Decke des Zimmers kam Licht herab, und es hiengen Schnüre nieder, durch welche man Klappen öffnen und ſchließen konnte. Der Kaiſer war allein, ſeine Leute waren in der Vorſtube. Ich ſah, daß Veronica außer dem Schweißtuche noch ein anderes Tuch von den Grabtüchern Jeſu bei ſich hatte, und daß ſie das Schweißtuch vor dem Kaiſer ausbreitete. Es war eine lange ſchmale Zeugbahn, welche ſie ehedem als Schleier um Kopf und Hals getragen, der Abdruck von Jeſu Angeſicht befand ſich an dem einen Ende, und da ſie es dem

Die weinenden Töchter Jerusalems.

Vierter und fünfter Fall unter dem Kreuze.

Der Zug hatte noch eine gute Strecke bis zum Thore, der Weg ist etwas abhängig gegen dasselbe. Das Thor ist fest und lang. Man geht zuerst durch einen gewölbten Bogen, dann über eine Brücke, dann wieder durch einen Bogen. Das Thor sieht in die Richtung von 4 Uhr zwischen Mittag und Abend. Beim Austritt läuft die Stadt-

---

Kaiser vorhielt, faßte sie die längere Seite des Tuches, welche niederhieng, mit der einen Hand zusammen. Das Angesicht Jesu war nicht wie ein reines Gemälde, sondern mit Blut darin abgedrückt, es war auch breiter als ein Gemälde, denn es hatte um das Angesicht herum gelegen. Auf dem anderen Tuche, das Veronica bei sich hatte, sah ich den Abdruck des zergeißelten Leibes Jesu, ich glaube daß es eines der Tücher war, worauf er vor der Grablegung gewaschen worden ist. Ich sah nicht, daß der Kaiser mit diesen Tüchern berührt ward, oder sie anrührte. Er ist aber durch ihren Anblick gesund geworden. Er wollte Veronica in Rom behalten, und ihr zum Lohne ein Haus und Güter und gute Dienstleute geben, aber sie verlangte nichts, als wieder nach Jerusalem zurückzukehren und zu sterben, wo Jesus gestorben. Ich sah auch, daß sie mit ihren Gefährten dahin zurückkehrte, und daß sie in der Verfolgung der Christen in Jerusalem, als Lazarus mit seinen Schwestern ins Elend vertrieben war, mit einigen andern Frauen entfloh, aber eingeholt in einen Kerker gesperrt ward, in welchem sie als eine Märtyrin der Wahrheit, für Jesum, den sie so oft mit irdischem Brode, und der sie mit seinem Fleische und Blute zum ewigen Leben gespeist hatte, den Hungertod starb. Ich erinnere mich im Allgemeinen, einmal früher gesehen zu haben, wie das Schweißtuch der Veronica nach ihrem Tode bei

mauer eine Strecke, ungefähr so weit, als von meiner Wohnung bis zur Stadtkirche, was einige Minuten betragen mag, mittagwärts, wendet sich sodann eine gute Strecke gegen Abend, und nimmt dann wieder die mittägliche Richtung um den Berg Sion herum. Rechts vom Thore läuft die Mauer mitternachtwärts bis zum Eckthore und wendet sich dann längs der Nordseite Jerusalems morgenwärts.

Als der Zug dem Thore nahte, trieben die Schergen heftiger. Dicht vor dem Thore war in dem unebenen und ausgefahrenen Wege eine große Lache; die grausamen Schergen zerrten Jesum vorwärts, man gieng gedrängter, Simon von Cyrene suchte bequemer seitwärts zu treten, dadurch verschob sich die Richtung der Kreuzlast und der arme Jesus, zum viertenmale unter dem Kreuze fallend, stürzte hart in die kothige Lache nieder, so daß Simon das Kreuz kaum erhalten konnte. Jesus jammerte mit hoher gebrochener und doch lauter Stimme: „Wehe, wehe, Jerusalem, wie habe ich dich geliebt, wie eine Henne, die ihre Küchlein unter ihren Flügeln versammelt, und du stößest mich so grausam zu deinem Thore hinaus!“ Der Herr war gar kläglich und betrübt, die Pharisäer aber wendeten sich zu ihm, und schimpften: „der Ruhestörer hat noch nicht genug, er führt noch lose Reden“ u. d. g. Sie schlugen und stießen Jesum, und

---

den heiligen Frauen blieb, wie der Jünger Thaddäus es mit nach Edessa nahm, und dort und anderwärts viele Wunder damit that, wie es auch in Constantinopel war, und durch die Apostel an die Kirche gekommen ist; einmal meinte ich, als sey es in Turin, wo das Grabtuch Christi ist, aber ich habe damals die Geschichte aller jener heiligen Tücher gesehen, und sie haben sich mir in der Erinnerung vermengt. Auch heute habe ich noch Vieles von Seraphia oder Veronica gesehen, was ich aber nicht erzähle, weil es mir nicht mehr ganz deutlich ist.“

schleiften ihn aufrichtend aus dem Loche. Da ward Simon von Cyrene ganz erbittert über die Grausamkeit der Schergen, und rief: „wenn ihr eurer Büberei kein Ende macht, so werfe ich das Kreuz nieder, und wenn ihr mich auch tödten wollt.“

Gleich vor dem Thore wendet sich aus der Landstraße rechts ein rauher nicht breiter Weg einige Minuten mitternachtwärts zum Calvariberge hinauf. Die Landstraße selbst theilt sich in einiger Entfernung in drei Richtungen, links zwischen Abend und Mittag durch das Thal Gihon nach Bethlehem zu, abendwärts gegen Emmaus und Joppe, und rechts zwischen Abend und Mitternacht um den Calvariberg herum gegen das Eckthor, welches nach Bethsur führt. Man kann hier von dem Thore, durch welches Jesus ausgeführt wird, zwischen Mittag und Abend zur Linken blickend, das Bethlehemsthor sehen. Diese beiden Thore liegen unter den Thoren Jerusalems am nächsten zusammen.

Mitten in der Landstraße vor dem Thore, wo der Weg zum Calvariberge abläuft, stand an einem Pfahle eine Tafel aufgerichtet, worauf das Todesurtheil unsers Heilandes und der beiden Schächer mit erhabenen weißen, wie aufgeklebten Buchstaben geschrieben war. Unfern hievon an dem Winkel des ablaufenden Weges stand eine Schaar von vielen weinenden und wehklagenden Frauen. Es waren theils Jungfrauen und arme Weiber mit Kindern aus Jerusalem, die dem Zuge vorgelaufen waren, theils von Bethlehem, Hebron und andern umliegenden Orten, welche zum Feste gezogen kamen und sich an diese Frauen hier angeschloßen hatten.

Jesus sank hier zwar nicht ganz zu Boden, jedoch wie ohnmächtig zusammen, so daß Simon hinter dem gebeugten Herrn das Kreuz zur Erde senkte, ihm nahte und

ihn unterstützte. Der Herr lehnte sich an Simon. Dieses ist der fünfte Fall des Kreuztragenden Jesu. Die Weiber und Jungfrauen erhoben aber bei seinem furchtbaren elenden Anblick ein großes Wehklagen und Jammergeschrei, und streckten Jesu, nach jüdischer Weise des Mitleids, Tücher entgegen, er möge sich den Schweiß abtrocknen. Da wendete sich Jesus zu ihnen und sagte: „ihr Töchter von Jerusalem," — das heißt auch, ihr Leute aus den Tochterstädten von Jerusalem, — „weinet nicht über mich, weinet über euch selbst und euere Kinder, denn siehe, es wird eine Zeit kommen, in der man sagen wird: selig die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren haben, und die Brüste, die nicht gesäugt haben! dann werden sie zu sagen beginnen zu den Bergen: fallet über uns und ihr Hügel bedecket uns, denn, wenn man das am grünen Holze thut, was wird man am dürren Holze thun." Er sprach auch noch andere schöne Reden zu ihnen, die ich vergessen habe, es war darunter: „ihr Weinen solle ihnen belohnet werden, sie sollten von nun an andere Wege gehen" u. s. w.

Es währte eine Pause, denn der Zug harrte eine Weile, das vortretende Gesindel mit dem Martergeräthe zog auf den Calvariberg, und es folgten 100 Mann römische Soldaten, von der Schaar des Pilatus, der den Zug in kleiner Entfernung bis hieher begleitet hatte und sich vom Thore aus wieder zur Stadt zurück wendete.

Jesus auf dem Berge Golgotha.

Sechster und siebenter Fall und Einkerkerung Jesu.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Jesus ward mit dem Kreuze den rauhen beschwerlichen Weg zwischen der Stadtmauer und dem Calvariberge in mitternächtlicher Richtung unter Schlägen und Reißen an den Stricken hinaufgetrieben; dann wendet der Schlangenpfad sich wieder in der Höhe mittagwärts, da fiel der arme Jesus zum sechstenmale, einen schweren verwundenden Fall unterm Kreuze. Nun aber schlugen und trieben sie heftiger, als je, bis Jesus oben auf dem Gerichtsfelsen anlangte und mit dem Kreuze an die Erde niederstürzte zum siebentenmale.

Simon von Cyrene, selbst mishandelt und ermüdet, war ganz von Zorn und Mitleid zerrissen, er wollte dem armen Jesus wieder aufhelfen, aber die Schergen trieben ihn mit Stößen und Schimpfen den Weg wieder hinab. Er ist bald darauf zu den Jüngern gekommen. Auch alle die überflüßigen Buben und Handlanger, die mitgezogen waren, wurden zurückgetrieben. Die berittenen Pharisäer waren an der Abendseite des Calvaribergs auf bequemen Schlangenpfaden hinauf geritten. Man konnte hier oben eben über die Stadtmauer sehen.

Die obere Fläche, der Richtplatz, ist kreisförmig und wohl so groß, daß man ihn etwa auf dem Kirchhofe hier vor der Pfarrkirche abzeichnen könnte, er ist wie eine ziemliche Reitbahn groß, und mit einem niederen Erdwalle umgeben, welchen fünf Wege durchschneiden. Solche fünf Wege sind schier bei allen Anlagen hier im Lande, bei Badeplätzen, Taufplätzen, und dem Teiche Bethesda, auch

ſind an vielen Städten fünf Thore. Dieſe Anordnung findet ſich bei allen Anlagen aus alter Zeit, und auch bei neueren, die aus guter Geſinnung etwa noch gemacht werden. Es iſt, wie bei allem im heiligen Lande, hiermit eine tiefe prophetiſche Vorbedeutung verbunden, welche heute durch die Erbffnung der fünf Wege alles Heiles, in den heiligen fünf Wunden Jeſu erfüllet wird.

Die reitenden Phariſäer hielten an der Abendſeite vor dem Kreiſe, wo der Berg ſanft abhängig iſt; an der Seite gegen die Stadt, wo die Hinzurichtenden hinaufgeführt werden, iſt er wüſt und ſteil. Es waren etwa 100 römiſche Soldaten, von der Schweitzergränze, welche theils am Berge hie und da, theils um den Kreiswall des Richtplatzes aufgeſtellt waren. Einige ſtanden bei den beiden Schächern, die man des Raumes halber nicht ganz herauf geführt, ſondern mit den an die Querhölzer gebundenen Armen etwas unterhalb des Richtplatzes, wo der Weg ſich wieder gen Mittag wendet, an den Abhang auf den Rücken gelegt hatte. Sehr vieles Volk, meiſtens gemeine Leute, Fremde, Knechte, Sclaven, Heiden und viele Frauen, ſolche Leute, die ſich nicht vor Verunreinigung zu hüten hatten, ſtanden theils um den Kreis, theils mehrten ſie ſich immer mehr auf den umliegenden Höhen durch Leute, die zur Stadt zogen. Gegen Abend, am Berge Gihon ſtand ein ganzes Lager von Oſtergäſten, und viele ſchauten aus der Ferne und drangen abwechſelnd näher.

Es war etwa ¾ auf 12 Uhr, als Jeſus, mit dem Kreuze in den Richtkreis geſchleppt, niederſtürzte, und Simon fortgetrieben wurde. Sie zerrten Jeſum an den Stricken in die Höhe, ſchnürten die Kreuzhölzer aus einander, und legten ſie auf gerathewohl zuſammen. Ach! wie elend, traurig, zerriſſen, blutig, bleich, ein ſchreckliches Bild, ſtand der arme Jeſus auf der Marterſtelle. Da riſſen ſie ihn nieder unter Hohnreden, etwa wie: „wir müſſen dich deinen Thron anmeſſen, du König!“ Aber

er legte ſich ſelbſt willig auf das Kreuz, und hätte er es in ſeinem Elende ſchneller vermocht, ſie hätten ihn nicht nieder zu reißen gebraucht. Da ſtreckten ſie ihn auf dem Kreuze aus, und machten ſich die Zeichen ſeiner Länge an Händen und Füßen, und die Phariſäer umher höhnten.

Sie riſſen ihn aber wieder auf und führten ihn gebunden etwa 70 Schritte mitternachtwärts den Calvariberg hinab zu einer in den Felſen gehauenen Grube, die wie ein Keller oder eine Ziſterne war, ſie hoben die Thüre auf und ſtieſſen ihn ſo unbarmherzig hinab, daß er ſich ohne ein Wunder die Kniee auf dem harten Felſengrunde zerſchmettert hätte. Ich hörte ſein lautes helles Wehklagen. Sie ſchloßen die Thüre über ihm und ließen Wachen dort zurück. Ich bin die 70 Schritte mit gegangen, ich meine auch geſehen zu haben, im höheren Geſichte, wie Engel ihm halfen, daß ſeine Kniee nicht zerſchmetterten, aber er klagte und wimmerte herzzerreißend. Der Stein iſt unter ſeinen Knieen erweicht.

Nun begannen die Schergen ihre Zurüſtungen. Es befand ſich in der Mitte des Richtkreiſes der höchſte Punkt des Calvarifelſens, ein runder, etwa zwei Schuh hoher Hügel mit einigen Stufen. Sie meiſelten auf dieſem Hügel an den Löchern, in welchen die drei Kreuze ſollten aufgerichtet werden, nachdem ſie das Maas an dem untern Ende der Stämme genommen hatten. Sie richteten die beiden Kreuzſtämme für die Schächer links und rechts auf dieſer Kuppe auf. Dieſe Stämme waren roh und niederer, als Jeſu Kreuz und oben ſchräg abgeſägt, die Querhölzer, an welchen ihnen jezt noch die Hände angeknebelt waren, wurden nachher bei der Kreuzigung dicht unter dem obern Ende der Kreuze befeſtiget.

Die Schergen legten nun das Kreuz Chriſti an den Ort der Annagelung, ſo daß ſie es bequem auf den Standort in die Höhe ziehen und in das Loch hinein ſenken konnten. Sie zapften die beiden Armhölzer links und

rechts ein, nagelten den Fußklotz auf, bohrten die Löcher der Nägel und für die Titeltafel des Pilatus, ſchlugen Keile unter die eingelaſſenen Arme, machten hie und da kleine Aushöhlungen in den Mittelſtamm, Raum für die Dornkrone, und am Rücken, damit der Leib mehr ſtehe als hänge, gröſſere Marter leide und die Hände nicht zerreißen ſollten. Sie ſchlugen Pfähle und einen Balken quer darüber hinter dem Kreuzhügel in die Erde, um das Kreuz durch darüber gelegte Stricke aufziehen zu können und trafen mehrere ähnliche Vorbereitungen.

Maria und die Freundinnen ziehen nach Golgotha.

Nachdem die heilige Jungfrau dem Kreuztragenden Jeſu ſo ſchmerzlich begegnet, und bewußtlos niedergeſunken war, brachten Johanna Chuſa, Suſanna und Salome von Jeruſalem und Johannes, und der Neffe Joſephs von Arimathia ſie in das Haus, von den Soldaten getrieben, zurück, und das Thor ward zwiſchen ihr und ihrem geliebten, belaſteten, mishandelten Sohne geſchloſſen. Die Liebe, die Sehnſucht, bei ihrem Sohne zu ſeyn und alles mit ihm zu leiden und ihn nicht zu laſſen bis ans Ende, gaben ihr eine überzatürliche Stärke, und ihre Begleiterinnen eilten verſchleiert mit ihr nach dem Hauſe des Lazarus in der Gegend des Eckthores, wo die andern heiligen Frauen bei Magdalena und Martha in Thränen und Wehklagen ſich verſammelt hatten, es waren auch einige Kinder bei ihnen, und von dort zogen ſie nun zu ſiebenzehn den Leidensweg Jeſu.

Ich ſah ſie alle ernſt und entſchloſſen, unbekümmert um den Hohn des Pöbels, und durch ihre Trauer, Ehr-

furcht gebietend, in ehrbarer Verhüllung über das Forum kommen und auf der Stelle, wo Jesus das Kreuz aufgenommen, die Erde küßen, dann wandelten sie den ganzen Leidensweg Jesu, und ehrten alle Stellen seiner Schmerzen, und Maria und die tiefer Erleuchteten suchten seine Fußstapfen wandelnd zu betreten, und die heilige Jungfrau, Alles fühlend und innerlich schauend, leitete ihr Verweilen und ihr Fortschreiten auf diesem Kreuzwege und alle Stellen drückten sich lebhaft in ihre Seele, ja sie zählte die Schritte und sagte ihren Begleiterinnen die heiligen Stellen.

Auf diese Weise war die rührendste erste Andachtsweise der Kirche zuerst in das liebende Mutterherz Marias mit dem von Simeon prophezeihten Schwerte eingeschrieben, und kam von ihren heiligen Lippen zu ihren Leidensgenossen und von diesen bis zu uns. Das ist die heilige Uebergabe von Gott zum Herzen der Mutter, und von da von Herz zu Herz der Kinder, so pflanzt sich die Tradition der Kirche fort. Wenn man so sieht, wie ich, erscheint solche Uebergabe lebendiger und heiliger als jede andere. Es sind aber den Juden alle Orte, wo Heiliges und Geliebtes geschehen, von jeher sehr ehrwürdig, und sie vergessen keine Stelle höherer Ereignisse, richten Steine auf, wandern hin und beten. So entstand der heilige Kreuzweg, nicht durch eine nachgeholte Absicht, sondern aus der Natur der Menschen und den Absichten Gottes mit seinem Volke, durch die treueste Mutterliebe, so zu sagen unter den Füßen Jesu, der ihn zuerst gewandelt.

Es gelangte nun diese heilige Schaar bis zum Hause der Veronica, und sie traten hinein, denn Pilatus kam mit seinen Reitern und 200 Soldaten vom Thore die Straße zurückgeritten. Hier sahen sie unter vielen Thränen und Wehklagen das Schweißtuch mit dem Angesichte Jesu an, und priesen die Barmherzigkeit Jesu mit seiner treuen Freundinn. Sie nahmen von hier das Gefäß mit

dem gewürzten Weine mit, das Veronica nicht vergönnt wurde, Jesu zu reichen, und zogen nebst Veronica dem Thore zu, bis auf Golgotha hinan. Es waren noch mehrere Gutgesinnte, auch unterwegs gerührte Leute, auch viele Männer zu dem Zuge gekommen, der unbeschreiblich rührend und ordentlich durch die Straßen zog. Es war schier ein größerer Zug, als der Zug Jesu, außer dem Volke, was jenem nachlief.

Die Leiden, die zerreißenden Schmerzen Marias auf diesem Wege, beim Anblicke des Richtplatzes und beim Auftreten an der Höhe, kann man nicht aussprechen, es waren die Schmerzen Jesu innerlich und das Gefühl des Zurückbleibens. Magdalena war ganz zerrissen und wie von Schmerzen trunken und wankend, wie geschleudert aus Pein in Pein, sie fiel aus Stummheit in Jammer, aus Erstarrung in Händeringen, aus Klagen in Drohen, sie mußte immer von den Andern gestützt, geschützt, ermahnt, verborgen werden.

Sie stiegen an der Abendseite, am sanften Abhang, den Hügel hinan, und standen in drei Entfernungen von der Kreisumwallung hinter einander. Die Mutter Jesu, ihre Nichte Maria Cleophä und Salome und Johannes traten dicht an den Kreis, Martha, Maria Heli, Veronica, Johanna Chusa, Susanna, Maria Marci, standen etwas entfernter um Magdalena her, welche sich nicht fassen konnte. Etwas weiter zurück standen noch etwa sieben Andere und dazwischen meist gutgesinnte Leute, die eine Verbindung unter ihnen erhielten. Die reitenden Pharisäer standen auf verschiedenen Plätzen in Haufen um den Kreis, und an den fünf Eingängen römische Soldaten.

Welcher Blick Märias auf den Marterplatz, auf den Kreuzhügel, das schreckliche Kreuz vor ihr ausgestreckt, die Hämmer, die Stricke, die furchtbaren Nägel zusammengetragen, zwischen allem diesem die halb nackten, scheuslichen,

fluchenden, wie trunkenen Henker hin und her arbeitend! Die Kreuzpfähle der Schächer waren schon aufgerichtet und zum Aufsteigen einzelne Zapfen in dareingebohrte Löcher gesteckt. Die Abwesenheit Jesu verlängerte die Marter der Mutter, sie wußte Jesum noch lebend, sie verlangte ihn zu sehen, sie zitterte ihn zu sehen, sie sollte ihn sehen in unaussprechlicher Peinigung.

Wetter. Am Morgen bis gegen 10 Uhr, da das Urtheil gesprochen wurde, war abwechselnd Hagelschauer, dann während der Ausführung heller Himmel und Sonnenschein, jezt gegen 12 Uhr entstand ein röthlicher trüber Schein vor der Sonne.

Jesus zur Kreuzigung entkleidet und mit Essig getränkt.

Es giengen nun vier Schergen nördlich die siebenzig Schritte zu der Kerkergrube hinab und rissen Jesum heraus, der da zu Gott um Stärkung gefleht und sich nochmals für die Sünden seiner Feinde aufgeopfert hatte. Sie schleppten ihn treibend, schlagend und höhnend diesen letzten Pfad seines Leidens, das Volk schaute und höhnte, die Soldaten brüsteten sich kalt und ernst, Ordnung haltend, die Schergen empfingen ihn grimmig und hereinreißend in den Kreis.

Als die heiligen Frauen Jesum heranwandeln sahen, gaben sie einem Manne Geld, das er den Schergen nebst dem Gefäße mit Gewürzwein bringen sollte, auf daß sie ihn erquicken möchten. Diese Schurken jedoch gaben ihm den Wein nicht, sondern tranken ihn nachher selbst. Sie hatten aber zwei braune Gefäße dastehen, in dem einen war Essig und Galle, in dem andern eine Art Essigbärme, es sollte Wein seyn, mit Wermuth und Myrrhe,

und sie hielten dem gebundenen Heiland von dem letzteren Getränke einen braunen Becher an die Lippen, er versuchte und trank nicht. Es waren achtzehn Schergen in dem Richtkreise, die sechs Geißeler, die vier Ausführer, die zwei Kreuzstrickhalter und sechs Kreuziger. Sie waren theils hier beschäftiget, theils waren sie bei den Schächern und arbeiteten und soffen abwechselnd. Es waren schmutzige, halbnackte, kleine, starke Menschen mit fremden Gesichtern, struppigem Haar, stopplichtem Bart, gräulich und viehisch. Sie dienten Römern und Juden um Geld.

Der Anblick von allem diesem ward mir dadurch noch schrecklicher, daß ich auch das den Andern unsichtbare Böse hier in seiner Gestalt sehen mußte. Ich sah nehmlich große furchtbare Teufelsgestalten zwischen allen diesen grausamen Menschen thätig, als reichten sie ihnen alles, als riethen und hülfen sie zu allem, und unzählige kleine gräßliche Erscheinungen aller Gestalten von Kröten, Schlangen und Drachen mit vielen Klauen, und aller Arten gräulichen giftigen Ungeziefers sah ich um die Umgebung wie verfinsternd schwärmen. Sie schoßen den Leuten ins Maul, in den Busen, saßen auf ihren Schultern, und es waren dies solche Leute, welche allerlei grimmige böse Gedanken hatten oder Worte des Fluchs und Hohns ausstießen. Ueber dem Herrn aber sah ich während der Kreuzigung oft große weinende Engelgestalten und Glorieen erscheinen, in denen ich blos kleine Angesichte erkannte. Solche Engel des Mitleids und Trostes sah ich auch über der heiligen Jungfrau und allen Wohlgesinnten stärkend und aufrichtend erscheinen.

Nun aber rissen die Schergen unserm Herrn den Mantel ab, der ihm um den Oberleib geschlungen war. Sie nahmen ihm den Fesselgürtel ab, und seinen eigenen Gürtel, und rissen ihm das wollweiße Oberkleid über das Haupt, es hatte einen Brustschlitz mit Riemen verbunden. Dann nahmen sie ihm die lange schmale Halsbahn von den Schul-

tern, und da sie ihm den braunen ungenähten Rock, den ihm seine Mutter gewirkt hatte, nicht über die breite Dornkrone ziehen konnten, rissen sie ihm die Krone vom Haupte, alle dessen Wunden neu eröffnend, schürzten ihm dann den gewirkten Rock, und zogen ihm denselben mit vermaledeitem Hohne über das blutende, wundenvolle Haupt aus.

Da stand der zitternde Sohn des Menschen, mit Blut, Schwielen, vertrockneten Wunden und fließenden Wunden, mit Striemen und Flecken bedeckt. Er hatte nur noch das kurze wollene Scapulier über dem Oberleibe und die Hülle des Unterleibs an. Das Scapulier war mit der Wolle in seine Wunden fest getrocknet und mit Blut in die neue tiefe Wunde verklebt, welche ihm die Kreuzeslast in die Schulter gedrückt hatte, woran er unaussprechlich litt. Unbarmherzig rissen sie ihm das Scapulier von der Brust und er stand schrecklich zerissen und verschwollen in seiner Nacktheit, die Schulter und Achsel war bis auf die Gebeine zerrissen, und die weiße Wolle des Scapuliers klebte hie und da auf den Wundrinden und im trocknen Blute seiner Brust.

Nun rissen sie ihm den letzten Gürtel von den Hüften, er stand nackt und krümmte sich schamhaft, und als er ihnen unter den Händen umzusinken drohte, setzten sie ihn auf einen herbeigewälzten Stein, stießen ihm die Dornkrone von neuem wieder auf das Haupt und boten ihm das andere Gefäß mit Essig und Galle zum trinken dar, doch er wendete schweigend das Haupt ab.

Jezt aber, da die Schergen ihn an den Armen, mit denen er seine Blöße bedeckte, anpackten und aufrichteten, um ihn auf das Kreuz zu werfen, erhob sich Aerger, lautes Murren und Wehklagen unter allen seinen Freunden über die schmähliche Entblößung. Seine Mutter betete heftig, sie war im Begriff, ihren Schleier abzureißen und in den Kreis dringend, ihm denselben als Hülle zu reichen, aber Gott erhörte sie, denn in diesem Au-

genblicke stürzte ein Mann, der vom Thore, quer durch alles Volk durch, außer dem Wege herauf gelaufen war, geschürzt und außer Athem in den Kreis unter die Schergen und reichte Jesu ein Tuch, welches dieser dankend annahm, und so um die Mitte des Leibes wand, daß das längere Ende zwischen den Füßen durch rückwärts wieder durch den Bund geschlungen war.

Dieser von Gott durch das Gebet der heiligen Jungfrau erflehte Wohlthäter seines Erlösers hatte in seinem Ungestüme etwas Gebieterisches, er drohte mit der Faust gegen die Schergen und sagte nichts, als: „und daß ihr den armen Menschen sich bedecken laßet!“ er sprach mit niemand sonst, und eilte eben so schnell, als er herangekommen, wieder von dannen. Es war Jonadab, der Neffe des heiligen Josephs, aus der Gegend von Betlehem, der Sohn des Bruders, dem Joseph nach Christi Geburt den übrigen Esel verpfändet hatte. Er war kein entschiedener Freund Jesu, auch heute hatte er sich fern gehalten und überall umhergelauert. Schon als er von der Entblößung bei der Geißelung hörte, ergrimmte er, und da die Kreuzigung nahte, ergriff ihn eine ungemeine Angst im Tempel; während die Mutter Jesu auf Golgotha zu Gott schrie, ward Jonadab plötzlich von einem unwiderstehlichen Triebe ergriffen, er mußte aus dem Tempel hinaus nach dem Calvariberg eilen, die Blöße des Herrn zu bedecken. Er fühlte mit Unwillen in seiner Seele die Schmach Chams, welcher der Blöße des mit Wein berauschten Noahs spottete, und mußte eilen, wie ein neuer Sem die Schaam des Keltertreters zu bedecken. Die Kreuziger aber waren Chamiten, und Jesus trat die blutige Kelter des neuen erlösenden Weines, als ihn Jonadab bedeckte. Diese Handlung war die Erfüllung eines Vorbildes und wurde belohnt, wie ich später gesehen und erzählen werde.

Jeſus wird an das Kreuz geſchlagen.

Jeſus, ein Bild des Jammers, wurde von den Schergen auf das Kreuz geſtreckt, er ſetzte ſich ſelbſt darauf, und ſie ſtießen ihn nieder auf den Rücken, und rißen ſeinen rechten Arm mit der Hand auf das rechte Nagelloch des rechten Kreuzarmes und ſchnürten den Arm feſt, und es kniete einer auf ſeiner heiligen Bruſt, und einer hielt die ſich ſchließende Hand auf, und der andere ſetzte den langen dicken Nagel, der ſpitz zugefeilt war, in das dicke Theil ſeiner ſegnenden Rechten und ſchlug wüthende Schläge mit dem eiſernen Schlegel. Ein ſüßes, helles, gebrochenes Wehgeſchrei tönte aus dem Munde des Herrn. Sein Blut ſpritzte auf die Arme der Schergen. Die Bänder der Hand wurden zerriſſen und mit dem dreiſchneidigen Nagel in das engere Nagelloch hineingetrieben. Ich habe die Hammerſchläge gezählt, aber in meinem Elende wieder vergeſſen. Die heilige Jungfrau wehklagte leiſe und ſchien äußerlich bewußtlos, Magdalena aber war ganz von Sinnen.

Die Bohrer waren ein großes Stück Eiſen, wie ein lateiniſches T, es war kein Holz daran, auch die großen Hämmer waren mit den Stielen ganz von Eiſen aus einem Stücke, und beinahe von der Form, wie bei uns die hölzernen Schlägel der Tiſchler, mit welchen ſie auf die Meißel ſchlagen.

Die Nägel, bei deren Anblick Jeſus ſo ſehr geſchaudert hatte, waren ſo lang, daß ſie in die Fauſt gefaßt, oben und unten etwa einen Zoll hervorſtanden. Sie hatten oben ein Plättchen mit einer Kuppe, welches im Umfange eines Kronenthalers die Hand füllte. Die Nägel waren

dreiſchneidig, oben ſo dick, wie ein mäſſiger Daum, unten wie ein kleiner Finger und dann ſpitz zugefeilt. Eingeſchlagen ſah die Spitze an der hintern Seite des Kreuzarmes ein wenig hervor.

Nach der Annagelung der rechten Hand unſers Herrn fanden die Kreuziger, daß ſeine linke Hand, die auch auf den Kreuzarm feſtgebunden war, nicht bis zu der Stelle des Nagelloches reichte, das ſie wohl zwei Zoll vor den Fingerſpitzen gebohrt hatten; ſie banden daher die Stricke an ſeinen linken Arm allein und zogen, ſich mit den Füſſen gegen das Kreuz ſtemmend, ſo heftig an dieſem Arme, bis die Hand die Nagelſtelle erreichte. Jeſus wehklagte ganz rührend, ſie riſſen ihm die Arme ganz aus den Gewerben, ſeine Achſeln waren ausgedehnt und hohl, und an den Ellbogen ſah man die Knochenabſätze. Seine Bruſt hob ſich hoch empor, die Kniee zogen ſich gegen den Unterleib. Sie knieeten ihm auf den Armen und der Bruſt, ſie knebelten ihm die Arme feſt und ſchlugen dann den zweiten grauſamen Nagel durch die Linke des Herrn, das Blut ſpritzte empor, der ſüſſe, helle Weheruf Jeſu tönte durch die Schläge des ſchweren Hammers. — Die Arme Jeſu waren in gerader Linie ſo ausgeſpannt, daß ſie nicht mehr die ſchräg aufſteigenden Kreuzarme deckten, man ſah zwiſchen den Kreuzarmen und ſeinen Achſelhöhlen durch.

Die heilige Jungfrau fühlte alle Peinigung mit Jeſu, ſie ward bleich wie eine Leiche, und leiſe Schmerzenstöne erklangen von ihren Lippen. Die Phariſäer höhnten und ſchimpften nach der Seite des Walles hin, wo ſie ſtand, und man führte ſie darum etwas ferner von dem Kreiſe zu den andern heiligen Frauen. Magdalena war wie wahnſinnig, ſie zerriß ſich das Angeſicht, ihre Augen und Wangen waren blutig.

Es war aber an dem Kreuze, etwa an einem Drittheil ſeiner Höhe von unten, ein hervorragender Klotz durch ei-

nen sehr grossen Nagel befestiget, um die Füße Jesu darauf zu nageln, so daß er mehr stehe, als hänge; sonst wären die Hände zerrissen, und hätten die Füße, ohne zu zerbrechen, auch nicht können angenagelt werden. In diesen Klotz war das Nagelloch gebohrt. Es war auch eine Stelle für die Ferse ausgehöhlt, wie denn überhaupt an dem Kreuzstamme einige Aushöhlungen angebracht waren, um das längere Hängen des Leidenden möglich zu machen, und das Zerreissen der Hände und Herabstürzen des Körpers durch seine Schwere zu verhindern.

Der ganze Leib unsers Erlösers hatte sich durch die gewaltsame Ausspannung der Arme nach den zu weit auseinander gebohrten Annagelungsstellen in die Höhe gezogen und seine Kniee hatten sich aufgerichtet. Nun aber fielen die Schergen über diese her, und bauden sie, mit Strickschlingen ziehend, nieder, und es reichten durch die boshafte Stellung der Nagellöcher seine heiligen Füße bei weitem nicht nach dem Fußklotze hin. Da erhob sich unter den Schergen ein Fluchen und Höhnen, einige meinten, man müße andere Löcher bohren an den Armen, denn den Klotz heraufzurücken war beschwerlich, andere höhnten schauderhaft: „er wolle sich nicht strecken, aber sie wollten ihm helfen;“ und sie banden ihm Stricke an das rechte Bein, und zogen mit schrecklich marternder Gewalt den Fuß auf den Standklotz und knebelten das Bein mit Stricken fest. Es war die Ausspannung des Körpers so entsetzlich, daß die Brust Jesu krachte, und er laut jammerte: „o Gott! o Gott!“ Sie hatten ihm die Brust und die Arme auch gebunden, damit die Hände nicht aus den Nägeln rissen. Sein Unterleib zog sich ganz hinweg und es war, als brächen ihm die Rippen von dem Brustbeine. Es war ein schauderhaftes Leiden.

Sie knebelten nun den linken Fuß eben so gewaltig mit Stricken über den rechten Fuß nieder, und durchbohrten ihn oben am Riste, weil er zum Annageln nicht fest

genug über dem rechten Fuße ruhte, mit einem feineren plattköpfigeren Stift, als die Nägel der Hände waren, es war wie ein Verbohren mit einem Pfriem. Nun aber ergriffen ſie den ſchrecklichſten, viel längeren Nagel, und trieben ihn mit großer Anſtrengung, durch den verwundeten Riſt des linken und durch des unten ruhenden rechten Fußes krachend hindurch, in das Loch des Standklotzes und durch dieſen in den Kreuzesſtamm hinein. Ich habe am Kreuze, von der Seite ſehend, den einen Nagel durch beide Füße durchgehen ſehen.

Das Annageln der Füße war grauſamer als Alles, durch die Ausdehnung des ganzen Leibes. Ich zählte an 86 Hammerſchläge unter dem Wehklagen des armen Erlöſers, das mir ſo ſüß und hell und rein klang; die Stimmen des Hohns und Grimms umher klangen mir dumpf und trübe.

Die heilige Jungfrau aber war zum Gerichtskreiſe zurückgekehrt, und bei dem Zerren und Krachen und Wehklagen unter dem Annageln der Füße, ſank ſie von heftigem Mitleid zerriſſen, von neuem in die Arme ihrer Begleiterinnen, und es entſtand ein Getümmel; da ritten Phariſäer herzu und ſchimpften ſie, und die Freunde brachten ſie wieder von dem Kreiſe zurück. Es erhob ſich aber hie und da bei der Annagelung und darauf folgenden Kreuzaufrichtung, beſonders unter den Frauen, ein Mitleidsgeſchrei: „o daß die Erde dieſe Buben nicht verſchlingt, daß nicht Feuer vom Himmel ſie verzehret!“ und Hohn und Spott antworteten auf dieſe Aeußerungen der Liebe.

Die Wehklagen Jeſu waren lautere Schmerzenstöne unter ſtätem Beten einzelner Pſalmen- und Prophetenſtellen, deren Weisſagung er jezt erfüllte; auch auf dem Wege, und bis zum Tode war er in ſolchem Gebete und in dieſer Erfüllung ununterbrochen begriffen. Ich habe alle dieſe Stellen gehört und mitgebetet und auch ſonſt, wenn

ich die Psalmen betete, fielen diese Stellen mir immer ein, jezt aber bin ich so zermalmet von der Marter meines himmlischen Bräutigams, daß ich sie nicht mehr zusammen bringen kann. — Ich sah weinende Engel über Jesu während dieser schrecklichen Peinigung erscheinen.

Beim Anfange der Annagelung hatte der Führer der römischen Wache den Titel, den Pilatus geschrieben, schon auf seinem Pflocke auf den Kopf des Kreuzes aufheften lassen. Die Pharisäer ärgerten sich darüber, denn die Römer lachten laut über den Titel: „König der Juden", und es ritten einige Pharisäer, nachdem sie das Maas zu einem neuen Titel hatten nehmen lassen, zur Stadt, um nochmals Pilatus um eine andere Inschrift zu bitten.

Man meißelte noch während der Annagelung, auf dem Kreuzhügel an dem Loche, worin das Kreuz aufgerichtet werden sollte, denn es war zu klein und der Fels sehr hart. Es hatten aber einige Schergen den gewürzten Wein der heiligen Frauen Jesu nicht gegeben, sondern selbst getrunken, und sie waren ganz rauschig davon und empfanden ein Brennen und Schneiden im Leibe, so daß sie wie toll wurden; sie schimpften Jesum einen Zauberer, waren wüthend über seine Geduld und liefen mehrmals den Calvarienberg hinab, und soffen Eselsmilch. Es waren Weiber aus dem nahen Lager der Ostergäste mit melkenden Eselinnen in der Nähe, sie verkauften die Milch.

Nach dem Stande der Sonne war es ungefähr ¼ nach zwölf Uhr, als sie Jesum kreuzigten, und da sie das Kreuz aufrichteten, hallte ein großes Trompetengetön vom Tempel her. Das Osterlamm war geschlachtet.

Aufrichtung des Kreuzes.

Nach der Annagelung unſers Herrn zogen ſie mit Stricken, die an Ringen hinten am Kreuze befeſtigt wurden, den oberen Theil des Kreuzes auf den erhöhten Standort, und warfen dann dieſe Stricke über einen jenſeits errichteten Querbalken oder Bock, und viele Schergen zogen vermittelſt dieſer Stricke das Kreuz in die Höhe, andere ſteuerten mit Hackenſtöcken an dem Stamme nach und richteten den Fuß in das Loch, dann ſchoben ſie den Gipfel des Kreuzes etwas vorwärts, daß es in ſenkrechte Richtung kam, und ſeine ganze Laſt mit einem erſchütternden Stoße in die Grube niederfuhr. Das Kreuz erzitterte von dem Stoße, Jeſus wehklagte laut, die ausgeſpannte Laſt des Leibes zog nieder, die Wunden wurden weiter, das Blut rann reichlicher, und die ausgerenkten Gebeine ſtießen ſich. Nun rüttelten ſie das Kreuz noch feſt und ſchlugen fünf Keile umher in das Loch. Einen vorn, einen zur Rechten, einen zur Linken und zwei an die hintere etwas runde Seite des Kreuzes.

Es war ein erſchreckender und zugleich rührender Eindruck, als unter Hohngeſchrei der Schergen und Phariſäer und vieles entfernten Volkes, das ihn nun auch ſehen konnte, das Kreuz emporſchwankte und erſchütternd niederſtieß; aber auch fromme, wehklagende Stimmen erhoben ſich zu ihm. Die heiligſten Stimmen der Erde, die jammernde Stimme der Mutter, und der Freundinnen und des Freundes, und aller, die reines Herzens waren, begrüßten das am Kreuze erhöhte ewige, Fleiſch gewordene Wort mit rührender Wehklage, und alle Hände der Liebenden ſtreckten ſich bang, als wollten ſie helfen, empor, da der Heiligſte der Heiligen, der Bräutigam aller Seelen, lebendig

an das Kreuz genagelt in den Händen der tobenden Sünder empor schwankte; als aber das Kreuz mit lautem Hall aufrecht in die Standgrube hinein sank, trat ein kurzes Schweigen ein; Alles schien von einem neuen, nie dagewesenen Gefühle überrascht. Selbst die Hölle fühlte den Stoß des sinkenden Kreuzes mit Schrecken, und bäumte sich nochmals in ihren Werkzeugen mit Hohn und Fluch gegen dasselbe; bei den armen Seelen aber und in der Vorhölle war eine bang harrende Freude, sie horchten auf jenen Stoß mit sehnsüchtiger Hoffnung, er tönte ihnen wie das Pochen des nahenden Siegers an den Thoren der Erlösung. Das heilige Kreuz stand zum erstenmale in Mitte der Erde aufgerichtet, wie ein anderer Baum des Lebens im Paradiese, und aus den erweiterten Wunden Jesu träufelten vier heilige Ströme auf die Erde nieder, ihren Fluch zu sühnen und sie ihm, dem neuen Adam, zu einem Paradiese zu befruchten.

Als unser Heiland an dem Kreuze aufgerichtet stand, und das Hohngeschrei auf wenige Minuten durch ein schweigendes Staunen unterbrochen war, schallte der Ton vieler Trompeten und Posaunen vom Tempel herüber und kündete das begonnene Schlachten des Osterlammes, des Vorbildes, an, indem er das Hohn und Wehgeschrei um das wahre geschlachtete Lamm Gottes mit ahndungsreicher Feierlichkeit unterbrach; und es ward manches harte Herz erschüttert und gedachte der Worte des Täufers: „siehe das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt auf sich genommen hat."

Der Standort des Kreuzes war etwas über 2 Schuh hoch. Als der Kreuzfuß an der Grube stand, waren die Füße Jesu Mannshoch, und als es hineingesunken fest stand, konnten die Freunde die Füße umarmen und küssen. Es war ein schräger Aufweg zu diesem Hügel. Das Angesicht Jesu sah Nordwest.

Kreuzigung der Schächer.

Während der Annagelung des Herrn lagen die Schächer, noch mit den Händen an die Querhölzer über den Nacken gebunden, an der östlichen Seite des Calvariberges am Wege auf dem Rücken, und es stand eine Wache bei ihnen. Sie waren beide, der Ermordung einer jüdischen reisenden Frau und ihrer Kinder zwischen Jerusalem und Joppe verdächtig, auf einem Schloße jener Gegend, das Pilatus auch manchmal bei Kriegsübungen bewohnte, und wo sie wie reiche Kaufleute erschienen, gefangen genommen worden. Sie hatten lange bis zum Beweis und der Verurtheilung gesessen. Ich habe das Nähere vergessen. Der sogenannte linke Schächer war älter und ein großer Böswicht, er war der Verführer und Meister des Bekehrten. Man nennt sie gewöhnlich Dismas und Gesmas, ich habe die richtigen Namen vergessen, ich will darum den Guten Dismas, den Bösen Gesmas heißen.

Sie waren beide von jenem Räuberhaufen an der ägyptischen Gränze, in dessen Herberge die heilige Familie mit dem Kinde Jesu auf der Flucht nach Aegypten übernachtet hatte, und Dismas war jener aussätzige Knabe, der in dem Badewasser des Jesukindes von seiner Mutter auf Anrathen Marias gewaschen, und augenblicklich heil geworden war. Die Barmherzigkeit und der Schutz, den seine Mutter der heiligen Familie damals gegen ihre Gefährten angedeihen ließ, war durch jene vorbildliche Reinigung belohnt worden, die jezt bei der Kreuzigung in Er-

fällung trat, da er durch das Blut Jesu gereinigt ward. Dismas war ganz verkommen, er kannte Jesum nicht, doch war er nicht bösartig, und die Geduld des Herrn hatte ihn gerührt. Er sprach hier liegend immer mit seinem Gesellen Gesmas von Jesu. Er sagte: „sie gehen schrecklich mit dem Gäliläer um; es muß wohl ein ärgeres Uebel seyn, was er mit seinem neuen Gesetze gethan, als unsere That, aber er hat eine große Geduld und Macht über alle Menschen.“ — Da erwiederte Gesmas: „was für eine Macht hat er denn? Ist er so mächtig, wie sie sagen, so könnte er uns allen helfen.“ — So und dergleichen redeten sie, und als das Kreuz im Aufrichten war, kamen Schergen und schleppten sie heran mit den Worten: „es sey nun die Reihe an ihnen,“ und man band sie von den Querhölzern und eilte sehr, denn die Sonne war trüb und es war eine Bewegung in der Natur, als nahe ein Ungewitter.

Die Schergen stellten Leitern an die aufgerichteten Stämme, und befestigten die gekrümmten Querhölzer halb eingelassen mit einem Pflocke oben an die Stämme. Es wurden nun zwei Leiterstangen an jedes Schächerkreuz gestellt, worauf Henker standen; unterdessen hatte man ihnen von dem Myrrhenessig zu trinken gegeben, ihnen die neben offenen schlechten Wämser ausgethan, und zog sie nun an den Armen mit Stricken, die über die Kreuzarme geworfen wurden, hinauf, indem sie unter Schlagen und Prügeln auf Pflöcken, die durch die Stämme in Löcher gesteckt waren, aufstiegen. An den Querhölzern und dem Stamm waren schon Strikke, ich meine von gedrehtem Bast angeknüpft, ihre Arme wurden verdreht über die Querhölzer gebogen und über den Handgelenken und den Ellbogen und eben so über den Knieen und Fußknöcheln von den Stricken umschlungen und durch Umdrehung eingesteckter Prügel so gewaltig angeknebelt, daß die Muskeln bluteten und die Knochen krachten. Sie stießen ein furchtbares Gebrüll aus, und der gute

Schächer Dismas ſagte beim Hinaufſteigen: „wäret ihr mit uns umgegangen, wie mit dem armen Galiläer, ſo brauchtet ihr uns nicht mehr da hinauf zu ziehen.“

Würfeln um die Kleider Jeſu.

An der Stelle, wo die Schächer außer dem Kreiſe gelegen, hatten unterdeſſen die Kreuziger die Kleider Jeſu in mehreren Haufen zuſammen gelegt, um ſie unter ſich zu verlooſen. Der Mantel war oben enger als unten und hatte mehrere Falten, in der Bruſt war er doppelt, und bildete dadurch Taſchen. Sie zerriſſen ihn in lange Bahnen und theilten ſie; auch den weißen langen Rock, der an der Bruſt offen war und dort durch Riemen geſchloſſen wurde, zerriſſen ſie in Bahnen und theilten ihn; ſie theilten auch die Halsbahn, den Gürtel, das Bruſtſcapulier und die Unterleibshülle, die alle von dem Blute des Herrn durchdrungen waren. Weil ſie aber über ſeinen braunen gewirkten Rock uneins wurden, der ihnen durch Zerreißen unnütz geworden wäre, ſo nahmen ſie ein Brett mit Zahlen und bohnenförmige Steine mit Zeichen, die ſie bei ſich hatten, und warfen mit denſelben auf das Brett und verloosten den Rock. Da jedoch nun ein Bote von Leuten, die Nicodemus und Joſeph von Arimathia dazu beſtellt hatten, zu ihnen heraufgelaufen kam und ſagte: „daß ſich unten Käufer für die Kleider Jeſu befänden,“ ſo raffften ſie alle die Kleider zuſammen, liefen hinab und verkauften ſie, und ſo blieben dieſe Heiligthümer bei den Chriſten.

Der gekreuzigte Jesus und die Schächer.

Nach dem heftigen Stoße des aufgerichteten Kreuzes vergoß das Haupt Jesu, das, mit der Dornkrone beschwert, heftig erschüttert wurde, reiche Ströme von Blut, und auch von den Händen und Füßen Jesu träufelten Ströme seines heiligen Blutes nieder. Die Schergen aber stiegen nun auf Leitern hinan, und löbten die Stricke von dem heiligen Leibe, mit welchen sie ihn an den Kreuzesstamm gebunden hatten, auf daß er bei dem Aufrichten nicht aus den Nägeln reiße. Nun drang der durch die ebene Lage und das Schnüren veränderte Blutlauf in der senkrechten Lage in neue Bewegung. Alle Schmerzen wurden neu und ganz betäubend, und Jesus senkte das Haupt auf die Brust, und hieng an 7 Minuten ohnmächtig wie todt.

Es war eine kurze Ruhe umher, die Kreuziger waren mit der Theilung der Kleider Jesu beschäftiget, das Posaunengetön vom Tempel verhallte in der Luft. Alle Anwesenden waren in Grimm und Schmerz erschöpft, und ich sah meinen Jesus, mein Heil, der Welt Heil, unbeweglich wie todt, in Schmerzen ohnmächtig, und schaute ihn an mit Ernst und Schrecken und Mitleid, auch ich war dem Tode nah, und glaubte eher zu sterben, als zu leben. Mein Herz war voll Bitterkeit und Liebe und Leid, mein Haupt war wie wahnsinnig von einem Dornennest von Stacheln umgeben, meine Hände und Füße waren wie Glühofen von Pein, es rissen und zuckten tausend Blitze unsäglicher Schmerzen durch alle meine Adern und Nerven, und begegneten sich in allen innern und äußern Gliedern meines Leibes, und kämpften, wo sie sich begegneten, und wurden eine Quelle neuer Qualen, und alles dieses entsetz-

liche Leiden war doch lauter Liebe, und alles dieses zukkende Feuer der Schmerzen war doch eine Nacht, in welcher ich jezt nichts sah, als meinen und aller Seelen gekreuzigten Bräutigam, und ich schaute ihn an mit großem Jammer und Trost.

Sein Angesicht mit der furchtbaren Krone, dem Blut, das die Augenhöhlen, die Haare, den Bart und den verschmachtend offenen Mund füllte, war zur Brust gesunken, und vermochte auch später, wegen dem Umfang der Krone sich nur mit unsäglicher Pein zu erheben. Seine Brust war weit zerspannt und gewaltsam hinaufgerissen, seine Achseln waren hohl und schrecklich ausgedehnt, seine Ellbogen und Handgelenke wie aus den Gewerben gezogen, das Blut strömte an den Armen nieder von den weitgerissenen Handwunden. Unter der hinaufgezogenen Brust war eine tiefe Höhle, sein ganzer Unterleib war hohl und schmal, wie hinweggeschwunden. Gleich den Armen waren die Lenden und Beine des Herrn auf eine entsetzliche Weise wie aus den Gelenken gezogen. Seine Glieder waren so gewaltsam ausgedehnt, alle Muskeln und die zerrissene Haut so jammervoll gespannt, daß man alle seine Gebeine zählen konnte, das Blut träufelte unter dem furchtbaren Nagel, der seine heiligen Füße durchbohrte, an dem Kreuzstamme nieder, sein ganzer heiliger Leib war mit Wunden, rothen Schwielen, Striemen, braunen, blauen und gelben Flecken und Beulen und blutig geschundenen Stellen bedeckt. Die verwundeten Stellen rissen von der heftigen Spannung und ergoßen hie und da rothes Blut. Später ward das Blut bleich und wäßerig, und der heilige Leib immer weißer, die Rinden der Wunden fielen ab, und er glich ganz verblutetem Fleische. Trotz aller dieser gewaltigen Entstellung erschien der Leib unsers Herrn am Kreuze unaussprechlich edel und rührend, ja der Sohn Gottes, die ewige sich in der Zeit opfernde Liebe war schön, rein und heilig in dem zer-

trümmerten, mit den Sünden aller Menschen belasteten Leibe des sterbenden Gotteslammes.

Die Hautfarbe der heiligen Jungfrau, und so auch unsers Herrn, war von Natur fein gelblich schimmernd, mit durchscheinendem Rothe gemischt. Durch die Anstrengungen und Reisen in den letzten Jahren waren seine Wangen unter den Augen und seine Nasenknorpel etwas röther gebräunt. Er hatte eine hohe und breite Brust, sie war rein und unbehaart, die Brust des Johannes des Täufers war ganz roth behaart, wie ein Fell. Jesus hatte breite Schultern und starke Armmuskeln, seine Lenden waren auch mit starken, ausgezeichneten Muskeln, seine Kniee waren kräftig und stark wie eines Menschen, der viel gewandert und viel knieend gebetet, seine Beine waren lang und mit starken Wadenmuskeln, von vielem Reisen und Bergsteigen. Seine Füße waren sehr schön und stark ausgearbeitet, sie hatten vom vielen barfüßigen Wandeln auf rauhen Wegen starke Schwielen unter den Sohlen. Seine Hände waren schön, mit langen und schönen Fingern, nicht weichlich, aber auch nicht wie eines schwer Handarbeitenden. Sein Hals war nicht kurz, aber stark und muskelig, sein Haupt in einem schönen Verhältnisse und nicht zu groß, seine Stirne frei und hoch, und das ganze Angesicht ein reines schönes Oval, seine Haare, nicht übermäßig dick, waren röthlich braun, schlichtgescheitelt hingen sie bis zum Nacken, sein Bart war nicht lang, sondern spitz und auf dem Kinn getheilt.

Jezt war sein Haar größtentheils ausgerissen und das übrige mit Blut verklebt, sein Leib hatte Wunde an Wunde, seine Brust war wie zerbrochen, man sah hohl unter das Brustgewölbe, sein Leib war weggezogen, die Rippenbeine sahen hie und da durch die zerrissene Haut. Ueber den hervorstehenden Beckenknochen war sein Leib so dünn ausgespannt, daß er den Kreuzstamm nicht ganz deckte.

Das Kreuz war hinten etwas rundlich, vorn flach und an den nöthigen Stellen ausgehauen, es war der Kreuzstamm ungefähr eben so breit, als dick. Die einzelnen Stücke des Kreuzes waren von verschiedenen Holzfarben, theils braun, theils gelblich, und der Stamm dunkler, wie Holz, das lange im Wasser gelegen ist.

Die Kreuze der Schächer waren roher, und standen links und rechts am Rande des Hügels, von Jesu Kreuz so weit entfernt, daß ein Mann durchreiten konnte. Sie schauten sich etwas an und standen tiefer. Die Schächer beteten und höhnten zu Jesus hinauf, er sprach zu Dismas etwas herab. Der Anblick der Schächer am Kreuze war scheuslich, besonders des Linken, eines grimmigen berauschten Böswichts, voll Fluch und Hohn, sie hiengen ganz verdreht, zerbrochen, verschwollen und zerschnürt. Ihre Gesichter waren braun und blau, ihre Lippen braun vom Getränke und aufdringenden Blut, ihre Augen geschwollen und roth hervordringend. Sie brüllten und schrieen unter dem Schnüren scheuslich, Gesmas fluchte und lästerte, die Nägel der angehefteten Querhölzer drückten ihre Köpfe vorwärts, sie zuckten und drehten sich im Schmerz, und trotz der harten Knebelung der Beine, arbeitete sich der Fuß des einen in die Höhe, so daß das Knie vorstand.

Verspottung und erstes Wort Jesu am Kreuze.

Nach der Kreuzigung der Schächer und der Theilung der Kleider des Herrn rafften die Schergen alle ihr Geräthe zusammen, schimpften und höhnten auf Jesum und zogen von dannen. Auch die übrigen anwesenden Pharisäer zu Pferd setzten sich in Bewegung, ritten um den

Kreis vor das Angeſicht Jeſu, höhnten ihn mit vielen ſchmählichen Worten, und ritten von dannen. Ebenſo zogen die hundert römiſchen Soldaten mit ihren Führern vom Berge und aus der Gegend ab, denn es zogen fünfzig andere römiſche Soldaten herauf und beſetzten die Poſten. Der Hauptmann dieſer neuen Schaar war Abenadar, ein gebornner Araber, der ſpäter Cteſiphon getauft ward, und der Unteroffizier hieß Caſſius, er war eine Art Beiläufer des Pilatus und erhielt ſpäter den Nahmen Longinus.*) Es ritten auch von neuem zwölf Phariſäer, zwölf Sadduzäer, zwölf Schriftgelehrte und einige Aelteſte herauf, worunter jene wiederkehrten, die abermals vergeblich von Pilatus eine andere Inſchrift für den Kreuztitel begehrt hatten. Er hatte ſie gar nicht einmal vor ſich gelaſſen. Sie waren um ſo erbitterter. Sie ritten um den Kreis und vertrieben die heilige Jungfrau, welche ſie ein loſes Weib nannten; ſie ward von Johannes zu den zurückſtehenden Frauen gebracht, Magdalena und Martha hatten ſie in den Armen.

Wenn ſie, das Kreuz umziehend, vor das Angeſicht Jeſu kamen, ſchüttelten ſie verächtlich den Kopf und ſagten: „pfui über dich, Lügner! wie zerbrichſt du den Tempel und bauſt ihn wieder in drei Tagen?“ — „Andern hat er immer helfen wollen, und kann ſich ſelbſt nicht helfen, — biſt du Gottes Sohn, ſo ſteige vom Kreuz herab,“ — „iſt er der König Iſraels, ſo ſteige er vom Kreuz nieder, ſo wollen wir ihm glauben.“ — „Er vertraute Gott, der helfe ihm nun;“ auch die Soldaten ſpotteten und ſagten: „biſt du der Judenkönig, ſo hilf dir nun.“

Als Jeſus noch in der Ohnmacht ſo elend hing, ſagte Geſtas der Schächer zur Linken: „ſein Teufel hat ihn nun verlaſſen.“ — Ein Soldat aber ſteckte einen Schwamm

*) Ueber Beide ſpäter einige Notizen aus ihren Betrachtungen, ſo es der Raum erlaubt.

mit Essig auf einen Stab und hielt ihn Jesu vor das Angesicht, und er schien ein wenig zu saugen; das Höhnen währte fort. Der Soldat sagte: „bist du der Judenkönig, so hilf dir selbst.“ Alles dieses geschah, während die frühere Schaar durch den Haufen des Abenadar abgelöst ward.

Jesus aber richtete sein Haupt etwas auf und sagte: „Vater! vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun,“ und betete stille weiter; — da rief Gesmas: „bist du Christus, so hilf dir und uns!“ Das Höhnen währte fort, aber Dismas, der rechte Schächer ward tief gerührt, als Jesus für seine Feinde betete, und da Maria ihres Kindes Stimme hörte, konnte ihre Umgebung sie nicht mehr zurückhalten, sie drang in den Kreis. Johannes, Salome und Maria Cleophä folgten ihr, und der Hauptmann vertrieb sie nicht.

Dismas, der rechte Schächer, erhielt durch das Gebet Jesu einen innern Strahl der Erleuchtung, als die heilige Jungfrau herzutrat, und er erkannte innerlich, daß Jesus und seine Mutter ihm als Kind schon geholfen, und er erhob seine Stimme ganz mächtig und laut und sagte ungefähr folgendes: „wie ist es möglich, ihr lästert ihn und er betet für euch, er hat geschwiegen und geduldet, und betet für euch, und ihr lästert, er ist ein Prophet, er ist unser König, er ist Gottes Sohn!“ Ueber diese unerwartete Strafrede aus dem Munde des elend hängenden Mörders, entstand ein Tumult unter den Spöttern und sie suchten Steine und wollten ihn am Kreuze steinigen. Der Hauptmann Abenadar aber wehrte ab, ließ sie auseinander treiben, und stellte Ordnung und Ruhe her.

Unterdessen fühlte sich die heilige Jungfrau ganz gestärkt durch Jesu Gebet, und Dismas sagte zu Gesmas, welcher zu Jesus hinschrie: „wenn du Christus bist, so helfe dir und uns!“ — „Und auch du fürchtest dich nicht vor Gott und leidest doch gleiches Urtheil; wir aber sind mit Recht in

dieſer Peinigung, denn wir empfangen den Lohn unſrer Thaten, dieſer aber hat nichts Ungerechtes gethan. O! bedenke deine Stunde und wende deine Seele um, u. d. gl.“ Er war aber ganz erleuchtet und gerührt und bekannte Jeſu ſeine Schuld, ſprechend: „Herr, wenn du mich verdammeſt, ſo geſchieht mir recht, aber erbarme dich mein,“ und Jeſus ſagte zu ihm: „du ſollſt meine Barmherzigkeit erfahren.“ Dismas erhielt nun die Gnade einer tiefen Reue eine Viertelſtunde lang.

Das zuletzt Erzählte geſchah meiſtens alles zugleich und dicht hintereinander, von 12 bis ½ 1 nach der Sonne, ein paar Minuten gleich nach der Kreuzaufrichtung; aber es wendete ſich ſchnell alles anders in der Seele der meiſten Zuſchauer, denn noch unter den Reden des reumüthigen Schächers geſchah ein großes Zeichen in der Natur und erfüllte Alle mit Angſt.

Verfinſterung der Sonne.

Zweites und drittes Wort Jeſu am Kreuze.

Bis gegen 10 Uhr, da das Urtheil Pilati geſprochen ward, waren abwechſelnd einzelne Hagelſchauer gefallen, dann trat bis 12 Uhr heller Himmel und Sonnenſchein ein, und nun kam ein trüber, rother Nebel vor die Sonne. Um die ſechste Stunde aber, nach der Sonne, wie ich ſah, um halb eins etwa, denn die jüdiſche Zeit zählt anders und weicht ab von der Sonne, — da entſtand eine ganz wunderbare Verfinſterung der Sonne. Es wurde mir der Hergang ſehr ausführlich gezeigt, aber leider konnte ich es nicht behalten, und habe keine Ausdrücke, es wieder zu ſagen. Ich war anfangs wie außer der Erde, als ich es ankommen ſah; ich ſah allerlei Himmelsringe und Sternbahnen wunderbar durcheinander krei-

send. Ich sah den Mond an einer andern Seite der Erde, und sah ihn einen schnellen Lauf oder Sprung thun, wie eine schwebende Feuerkugel; dann war ich wieder in Jerusalem und sah den Mond über dem Oelberg hervorschießen, voll und bleich, die Sonne war umnebelt, und er zog sehr schnell von der Morgenseite vor die Sonne heran. Anfangs sah ich an der Ostseite der Sonne wie eine dunkle Bank, diese wurde wie ein Berg und bedeckte sie bald ganz, der Kern des Bildes erschien fahl, ein rother Schein wie ein glühender Ring war umher, der Himmel wurde ganz dunkel, die Sterne traten rothschimmernd hervor. Es kam ein ungemeines Erschrecken über Menschen und Thiere, das Vieh brüllte und lief von dannen, die Vögel suchten sich Schlupfwinkel und fielen Schaarenweiß auf die Hügel um den Calvariberg nieder, man konnte sie mit Händen greifen. Die Spötter begannen zu schweigen, die Pharisäer versuchten noch, alles natürlich zu erklären, es gelang ihnen aber schlecht, und auch sie wurden von einer inneren Angst befallen. Alle Menschen schauten zum Himmel empor. Viele schlugen an die Brust, und rangen die Hände und schrieen: „sein Blut komme auf seine Mörder!“ Manche in der Ferne und Nähe warfen sich auf die Kniee und baten Jesum um Verzeihung, und Jesus wendete in seinen Schmerzen die Augen zu ihnen.

Während die Finsterniß immer zunahm, und Alles nach dem Himmel schaute, und das Kreuz, außer von Jesu Mutter und nächsten Freunden, verlassen stand, richtete Dismas, der in tiefer Reue versunken gewesen war, in demüthiger Hoffnung sein Haupt auf zu Jesu und sprach: „Herr! lasse mich an einen Ort kommen, wo du mich erlösen magst, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst!“ Da sprach Jesus zu ihm: „Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese seyn.“

Die Mutter Jesu, Magdalena, Maria Cleophä, Maria Magdalena und Johannes ſtanden aber zwiſchen den Kreuzen der Schächer um Jeſu Kreuz und ſchauten den Herrn an, und die heilige Jungfrau, ganz von Mutterliebe überwältiget, flehte innerlich ſehr inbrünſtig, Jeſus möge ſie doch mit ihm ſterben laſſen. Da blickte der Herr ſeine liebe Mutter gar ernſt und mitleidig an und wendete ſeine Augen zu Johannes und ſagte zu ihr: „Weib, ſieh, das iſt dein Sohn; er wird noch mehr dein Sohn ſeyn, als wenn du ihn geboren hätteſt.“ Er lobte auch noch Johannes und ſagte: „er iſt immer arglos glaubend geweſen, und hat ſich nicht geärgert, außer damals, da ſeine Mutter ihn wollte erhöhet haben.“ Zu Johannes aber ſagte er: „Sieh! das iſt deine Mutter!“ und Johannes umarmte die Mutter Jeſu, die nun auch ſeine Mutter geworden war, ehrerbietig wie ein frommer Sohn, unter dem Kreuze des ſterbenden Erlöſers. Die heilige Jungfrau aber war nach dieſem feierlichen Vermächtniße ihres ſterbenden Sohnes ſo von Schmerz und Ernſt erſchüttert, daß ſie in den Armen der heiligen Frauen das äußere Bewußtſeyn verlor, und von ihnen umgeben dem Kreuze gegenüber eine Meile auf den Erdwall niedergeſetzt und ſodann aus dem Kreiſe des Richtplatzes zu ihren Freundinnen gebracht wurde.

Ich weiß nicht, ob Jeſus alle dieſe Worte laut mit ſeinen heiligen Lippen ausſprach, aber ich ward ſie inne, als er ſeine heilige Mutter dem Johannes als Mutter, und dieſen ihr als Sohn vor ſeinem Tode übergab. In ſolchen Betrachtungen wird Vieles vernommen, was nicht geſchrieben ſteht, und man kann nur das Wenigſte mit den gewöhnlichen Worten wieder erzählen. Was dort ſo klar iſt, daß man glaubt, es verſtehe ſich von ſelbſt, das weiß man hier nicht mit Worten verſtändlich zu machen. So verwundert man ſich dort gar nicht, daß Jeſus, die heilige Jungfrau anredend, nicht „Mutter“ ſpricht, ſondern

„Weib"; denn man fühlt sie in ihrer Würde als das Weib, welches der Schlange das Haupt zertreten sollte, in dieser Stunde, da durch den Opfertod des Menschensohnes, ihres Sohnes, jene Verheißung wahr geworden ist. Man wundert sich dort nicht, daß er ihr, die der Engel gegrüßt: „du bist voll der Gnade!" den Johannes zum Sohne giebt, weil man sieht, daß dessen Nahme ein Nahme der Gnade ist, denn dort sind Alle das, was sie heißen, und Johannes war ein Kind Gottes geworden und Christus lebte in ihm. Man fühlt dort, daß Jesus mit jenen Worten Maria allen zur Mutter gegeben, welche ihn wie Johannes aufnehmend und an seinen Nahmen glaubend, Kinder Gottes werden, und nicht aus Blut, nicht aus dem Willen des Fleisches, nicht aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott geboren sind. Man fühlt dort, daß die Reinste, Demüthigste, Gehorsamste, welche zu dem Engel sprechend: „siehe die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte," die Mutter des ewigen Fleischgewordenen Wortes geworden war, jezt, da sie von ihrem sterbenden Sohne vernimmt, daß sie nun auch eine geistliche Mutter eines andern Sohnes seyn solle, mitten in den zerreißenden Schmerzen des Abschiedes wieder demüthig gehorsam in ihrem Herzen gesprochen hat: „siehe, die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte," und daß sie alle Kinder Gottes, alle Brüder Jesu als ihre Kinder aufnahm. Alles dieses erscheint aber dort so einfach und nothwendig, und hier so mannigfaltig, daß es mehr durch die Gnade Gottes zu fühlen, als mit Worten auszusprechen ist. Ich muß bei solchen Dingen gedenken, wie mir mein himmlischer Bräutigam einst sagte: „in den glaubenden, hoffenden, liebenden Kindern der Kirche steht alles geschrieben." *)

*) Diese Aeußerung der Erzählenden bezieht sich auf eine Betrachtung, welche sie am 3. November des dritten Lehrjahres Jesu,

Zuſtand der Stadt und des Tempels während der Finſterniß.

Es war nun ungefähr halb zwei, und ich wurde in die Stadt geführt, zu ſehen, wie es dort hergehe. Ich fand eine allgemeine Angſt und Beſtürzung, Nebel und Nacht lag in den Straßen, die Menſchen tappten verwirrt umher, viele lagen in Winkeln mit verhülltem Haupte und ſchlugen an die Bruſt, viele ſchauten nach dem Himmel und ſtanden auf den Dächern und wehklagten. Die Thiere

28 Tage nach Lazari Erweckung von den Todten und 5 Monate vor dem Tode des Herrn mittheilte. Sie ſah den Herrn an der äußerſten Oſtgränze des gelobten Landes, nachdem er das Land der Amoriter (Gilead) durchwandert, in einem Städtchen nördlich eines größeren äußerſten Gränzortes, den ſie Kedar nannte, mehrere Tage bei Gelegenheit einer Vermählung über die Bedeutung und Heiligkeit der Ehe lehren. Die Erzählende ſagte damals: „ich war in dieſer Betrachtung wie ein gegenwärtiger Zuhörer und wandelte mit den Andern hin und zurück. Die Lehren des Herrn erſchienen mir aber ſo heilig und ſo dringend wichtig für unſre elende Zeit, daß ich mit großer Heftigkeit in meinem Herzen ausſchrie: „„Ach warum wird dieſes nicht aufgeſchrieben, warum iſt denn kein Jünger da, dieſes aufzuſchreiben, auf daß es die ganze arme Welt erfahre?““ Bei dieſem meinem heftigen Verlangen wendete ſich mein himmliſcher Bräutigam plötzlich zu mir um und ſprach: „Ich wirke die Liebe und baue den Weinberg, wo es Früchte trägt; wäre dieſes aufgeſchrieben, es wäre wie vieles Geſchriebene vernichtet, oder unbefolgt, oder bequem gedeutet. Dieſes und unendlich Vieles, das nicht geſchrieben ſteht, iſt Fruchtbringender geworden, als das Geſchriebene. Nicht das geſchriebene Geſetz iſt das befolgte. In den glaubenden, hoffenden, liebenden Kindern der Kirche ſteht alles geſchrieben u. ſ. w.“

brüllten und verbargen sich, die Vögel flogen niedrig, und fielen nieder. Ich sah, daß Pilatus den Herodes besucht hatte, und daß sie in großer Bestürzung nach dem Himmel schauten, auf derselben Terrasse, von welcher Herodes am Morgen die Verspottung Jesu mit angesehen. Dieses sey nicht natürlich, sagten sie, Jesus sey gewiß zu viel geschehen. Ich sah hierauf Herodes mit Pilatus nach dessen Pallast über das Forum gehen, sie waren beide sehr geängstet, und giengen mit starken Schritten, von Wachen umgeben. Pilatus schaute nicht nach dem Richterstuhle Gabbatha hin, wo er Jesum verurtheilte. Das Forum war öde, die Leute eilten hie und da in die Häuser, andre liefen wehklagend umher. Es sammelten sich auch einige Haufen auf den öffentlichen Plätzen. Pilatus in seinem Pallaste ließ die Aeltesten aus den Juden berufen, und fragte sie: „was ihnen diese Finsterniß bedeute, er halte sie für ein drohendes Zeichen, ihr Gott scheine über sie zu zürnen, daß sie den Galiläer mit Gewalt zum Tode begehrt, der gewiß ihr Prophet und König gewesen sey, er habe seine Hände gewaschen u. s. w.“ Sie aber blieben hartnäckig, legten alles als eine gewöhnliche Naturerscheinung aus, und bekehrten sich nicht. Jedoch hie und da bekehrten sich viele Leute, und zwar auch alle jene Soldaten, die gestern bei der Gefangennehmung Jesu am Oelberge gefallen und wieder aufgestanden waren.

Es sammelte sich unterdessen vieles Volk vor Pilati Schloß, und wo sie morgens geschrien: „kreuzige ihn, hinweg mit ihm!“ schrien sie jezt: „ungerechter Richter! Sein Blut komme auf seine Mörder!“ Pilatus mußte sich mit Soldaten umgeben, und jener Zadoch, der am Morgen, als Jesus ins Richthaus gieng, seine Unschuld laut ausgerufen, schrie und lärmte dermaßen vor dem Pallaste, daß Pilatus ihn beinahe fest nehmen ließ. Pilatus, der elende Mensch ohne Seele, machte den Juden

die gröſsten Vorwürfe: „er habe keinen Theil daran, es ſey ihr König, ihr Prophet, ihr Heiliger geweſen, den ſie zum Tode gebracht, und nicht der ſeine, ihn gehe er nichts an, ſie hätten ſeinen Tod gewollt.“

Im Tempel herrſchte Angſt und Schrecken im höchſten Grade, ſie waren im Schlachten des Oſterlammes begriffen, als die plötzliche Nacht einfiel, alles war verwirrt und hie und da brach bange Wehklage aus. Die Hohenprieſter thaten alles, um die Ruhe und Ordnung zu erhalten; man ſteckte alle Lampen beim hellen Tage an, aber die Verwirrung ward nur noch gröſser. Ich ſah Annas in peinliche Angſt gerathen, er lief aus einem Winkel in den andern, ſich zu verbergen. Als ich wieder zur Stadt hinausgieng, bebten die Schirme und Gitter vor den Fenſtern der Häuſer, und es war doch kein Sturm. Die Dunkelheit ward immer gröſser. Ich ſah auch im äuſseren Theile der Stadt an der West-Nordgegend gegen die Stadtmauer zu, wo viele Gärten und Gräber ſind, einzelne Grab-Eingänge einſinken, als wanke der Boden.

Verlaſſenheit Jeſu.

Viertes Wort am Kreuze.

Auf Golgotha machte die Finſterniß einen wunderbar fürchterlichen Eindruck, das gräuliche Toben und Martern, das Geſchrei und die fluchende Thätigkeit bei der Kreuzaufrichtung, die Anknebelung und das Gebrüll der beiden Schächer, das Höhnen und Umherreiten der Phariſäer, der Wechſel der Soldaten, das lärmende Abziehen der berauſchten Henker, hatte im Anfange der Verfinſterung

den Eindruck zerſtreut, und dann folgte die Strafrede des reumüthigen Dismas und die Wuth der Phariſäer gegen ihn, nun aber wuchs die Finſterniß, die Zuſchauer wurden ernſter und vom Kreuze abgewendeter. Da empfahl Jeſus ſeine Mutter dem Johannes und ſie ward hierauf aus dem Kreiſe hinaus gebracht. Es trat jezt eine dumpfe Pauſe ein, das Volk ward bange bei der zunehmenden Finſterniß, die Meiſten ſchauten zum Himmel, in Vielen regte ſich das Gewiſſen, Manche wendeten die Augen reumüthig zum Kreuze, Viele ſchlugen an die Bruſt und bereuten, die Gleichgeſinnten zogen ſich nach und nach zuſammen, die Phariſäer, heimlich bang, erklärten Alles noch natürlich, aber ihre Reden wurden immer kleinlauter, und verſtummten endlich faſt ganz. Hie und da ſtieſſen ſie wohl noch ein freches Wort aus, aber es machte ſich ſehr gezwungen. Der Kern der Sonne war fahl dunkel, wie Berge im Mondſchein, ein rother Ring umgab ſie, die Sterne traten mit röthlichem Lichte hervor, die Vögel fielen aus der Luft auf dem Calvariberge und in den nahen Weinbergen zwiſchen die Menſchen nieder, und ließen ſich mit Händen greifen, die Thiere umher brüllten und zitterten, die Pferde und Eſel der berittenen Phariſäer drängten ſich zuſammen und hängten die Köpfe. Dampf und Nebel umgab Alles.

Um das Kreuz war es ſtille, alles war abgewendet, viele Leute flohen zur Stadt. Der gekreuzigte Heiland war mit dem Gefühl der tiefſten Verlaſſenheit in ſeiner unendlichen Marter, ſeine Feinde liebend und für ſie betend, zu ſeinem himmliſchen Vater gewendet. Er betete, wie während ſeines ganzen Leidens, ſtets in Pſalmenſtellen, die nun an ihm in Erfüllung traten. Ich ſah Engelgeſtalten um ihn. Als die Dunkelheit aber zunahm, und die Angſt drückend auf allen Gewiſſen und eine dumpfe Stille über allem Volke lag, ſah ich Jeſum ganz einſam und troſtlos hangen. Er litt Alles, was ein armer, gepeinigter, zer-

malmter Menſch in der gröſsten Verlaſſenheit, ohne menſchlichen und göttlichen Troſt leidet, wenn der Glaube, die Hoffnung, die Liebe ganz einſam, ohne Erwiederung und Genuß, ohne alles Licht, nackt und ausgeleert in der Wüſte der Prüfung ſtehen, und mit unendlicher Marter allein von ſich ſelbſt leben. Er iſt nicht auszuſprechen, dieſer Schmerz. In dieſem Leiden errang uns der liebende Jeſus die Kraft, in dem äußerſten Elende der Verlaſſenheit, wenn alle Bande und Beziehungen mit jenem Daſeyn und Leben, jener Welt und Natur aufhören, in denen wir hienieden ſtehen, und wenn alſo auch jene Ausſichten ſich ſchließen, welche dieſes Leben aus ſich ſelbſt zu einem anderm Daſeyn eröffnet, durch die Vereinigung unſerer Verlaſſenheit mit den Verdienſten ſeiner Verlaſſenheit am Kreuze ſiegreich zu beſtehen. Er errang uns die Verdienſte des Beſtehens im äußerſten Kampfe gänzlicher Verlaſſenheit, und opferte ſein Elend, ſeine Armuth, ſeine Pein, ſeine Verlaſſenheit für uns elende Sünder auf, ſo daß der mit Jeſu, im Leibe der Kirche, vereinigte Menſch nicht mehr verzweifeln darf in der äußerſten Stunde, wenn ſich alles verfinſtert und alles Licht ſcheidet und aller Troſt. In dieſe Wüſte der inneren Nacht brauchen wir nicht mehr einſam und gefährdet hinabzuſteigen! Jeſus hat in den Abgrund des bitteren Meeres dieſer Verlaſſenheit ſeine innere und äuſsere Verlaſſenheit am Kreuze hinabgeſenket, und ſo hat er den Chriſten in der Verlaſſenheit des Todes, in der Verfinſterung alles Troſtes nicht mehr einſam gelaſſen. Es giebt keine Wüſte, keine Einſamkeit, keine Verlaſſenheit, keine Verzweiflung in letzter Todesnoth mehr für den Chriſten, denn Jeſus, der das Licht, der Weg und die Wahrheit iſt, iſt auch dieſen finſtern Weg ſegnend und alle Schrecken bändigend gewandelt, und hat ſein Kreuz in dieſer Wüſte aufgerichtet.

Jeſus, ganz verlaſſen, ganz arm, ganz hülflos, gab, wie die Liebe thut, ſich ſelbſt hin, ja er machte ſeine

Verlaſſenheit ſelbſt zu einem reichſten Schatze, denn er opferte ſich und all ſein Leben, Arbeiten, Lieben und Leiden, und das bittere Gefühl unſers Undankes ſeinem himmliſchen Vater für unſere Schwachheit und Armuth auf. Er machte vor Gott ſein Teſtament und gab alles ſein Verdienſt der Kirche und den Sündern. Er gedachte Aller, er war in ſeiner Verlaſſenheit bei Allen bis ans Ende der Zeit und ſo betete er auch für jene Irrgläubige, welche wähnen, er habe als Gott ſein Leiden nicht gefühlt, und habe nicht, oder nur weniger gelitten, als ein Menſch, der in ſolchen Leiden ſtehen würde. — Indem ich aber ſeines Gebetes theilhaftig und mitfühlend wurde, vernahm ich, als ſage er: „man ſolle doch ja lehren, daß er dieſes Leiden der Verlaſſenheit bitterer, als ein Menſch es vermag, gelitten habe, weil er ganz mit der Gottheit vereint, weil er ganz Gott und Menſch war, und nun im Gefühle der von Gott verlaſſenen Menſchheit als Gottmenſch das Leiden der Verlaſſenheit vollkommen in ſeinem ganzen Maaße fühlend erſchöpfte.“

Und ſo rief er in ſeinem Leiden das Zeugniß ſeiner Verlaſſenheit aus und eröffnete damit allen äußerſt Bedrängten, welche Gott als ihren Vater erkennen, die Freiheit zu vertrauter kindlicher Klage. — Jeſus rief gegen 3 Uhr mit lauter Stimme: „Eli, Eli, Lama Sabachtani!“ das heißt: „mein Gott! mein Gott! warum haſt du mich verlaſſen!

Als dieſer laute Ruf unſers Herrn die bange Stille umher unterbrach, wendeten ſich die Spötter wieder zu dem Kreuze, und einer ſprach: „er ruft den Elias,“ ein anderer: „wir wollen ſehen, ob Elias kömmt und ihm herunter hilft.“ Die Mutter aber, da ſie die Stimme ihres Sohnes hörte, konnte nichts mehr zurückhalten, ſie drang wieder zu dem Kreuze hin, und Johannes, Maria Cleophä, Magdalena und Salome folgten ihr.

Es war, während das Volk umher zagte und wehklagte, ein Zug von etwa dreißig reitenden vornehmen Männern aus Judäa und der Gegend von Joppe zum Feſte ziehend angekommen, und da ſie das ſchreckliche Verfahren mit Jeſu und die drohenden Erſcheinungen in der Natur ſahen, ſprachen ſie ihr Entſetzen laut aus und riefen: „Wehe! man ſollte dieſe gräuliche Stadt, wäre der Tempel Gottes nicht in ihr, niederbrennen, ſolche Schuld hat ſie auf ſich geladen!“

Dieſe Aeußerung der vornehmen Fremden ward dem Volke ein Stützpunkt, Murren und Wehklagen brach nun überall aus, und die Gleichgeſinnten zogen ſich zuſammen. Alle Anweſenden zerfielen in zwei Partheien, der eine Theil wehklagte und murrte, die anderen ſchimpften und tobten dagegen, die Phariſäer aber wurden immer kleinlauter, und weil ſie einen Aufſtand des Volkes fürchteten, da auch in Jeruſalem eine große Beſtürzung herrſchte, ſo beſprachen ſie ſich mit dem Hauptmann Abenadar, worauf man zum nahen Thore ſendete, und es ſchließen ließ, um die Verbindung mit der Stadt zu unterbrechen und durch einen Boten 500 Mann von Pilatus und Herodis Leibwache begehrte, um einem Aufſtande vorzubeugen. — Einſtweilen ſchaffte der Hauptmann Abenadar durch ſeinen Ernſt Ordnung und Ruhe und unterſagte den Hohn, um das Volk nicht zu reitzen.

Bald nach drei Uhr ward es heller, der Mond begann von der Sonne zu weichen, und zwar nach entgegengeſetzter Richtung. Die Sonne erſchien ſtrahllos, umnebelt und roth, und der Mond ſank ſchnell nach der entgegengeſetzten Seite, als wenn er falle. Es kehrten auch die Sonnenſtrahlen nach und nach zurück, und die Sterne verſchwanden, doch war es noch immer trübe. Mit dem nahenden Lichte wurden die Spötter wieder kühner und triumphirten, und da geſchah es, daß ſie ſagten: „er ruft dem Elias.“ Abenadar aber gebot Ruhe und Ordnung.

Tod Jesu.

Fünftes bis siebentes Wort am Kreuze.

Als es heller ward, erschien der Leib des Herrn am Kreuze bleich, schwach, wie ganz verschmachtet, und weisser als vorher, so sehr war er verblutet. Er sagte auch, ich weiß nicht, ob betend und mir allein vernehmlich, oder ob halblaut: „ich bin gepreßt, wie der Wein, der hier zuerst gekeltert worden, all mein Blut muß ich geben, bis das Wasser kömmt, und die Hülsen weiß werden, es soll aber kein Wein mehr hier gekeltert werden.“

Ich sah später in Bezug auf diese Worte ein Bild, wie Japhet hier auf dieser Stelle den Wein gekeltert, das ich später erzählen will.

Jesus war ganz verschmachtet und sprach mit vertrockneter Zunge: „mich dürstet;“ — und da die Seinigen ihn traurig ansahen, sagte er: „konntet ihr mir nicht einen Trunk Wassers geben?“ er meinte, während der Finsterniß hätte sie wohl niemand gehindert; Johannes sagte betrübt: „o Herr! wir haben es vergessen;“ und Jesus sagte noch so viel, als: „auch die Nächsten mußten mich vergessen, und mir keinen Trunk reichen, auf daß die Schrift erfüllet würde.“ — Es hatte ihm aber dieses Vergessen bitter wehe gethan. Auf seine Klage baten sie die Soldaten und boten ihnen Geld an, ihm einen Trunk Wasser zu reichen, sie thaten es aber nicht, sondern einer tauchte einen birnförmigen Schwamm in Essig, der in einem Töpfchen von Bast da stand und

goß auch Galle hinein. Aber der Hauptmann Abenadar war von Jesu gerührt, er nahm dem Soldaten den Schwamm, drückte ihn aus und füllte ihn mit reinem Essig. Er steckte hierauf das eine Ende des Schwammes in ein kurzes Stück Isoprohr, welches wie ein Mundstück zum Saugen diente, und hob diese auf der Spitze seiner Lanze befestigte Vorrichtung so zu dem Antlitze Jesu empor, daß das Rohrstück zu dem Munde Jesu gelangte, und dieser durch dasselbe den Essig aus dem Schwamme saugen konnte.

Von einigen Worten, welche ich den Herrn noch zur Ermahnung des Volkes sprechen hörte, erinnere ich mich allein, daß er sagte: „und wenn ich keine Stimme mehr habe, wird der Mund der Todten sprechen;“ worauf einige ausriefen: „er lästert noch.“ Abenadar aber gebot Ruhe.

Da nun die Stunde des Herrn gekommen war, rang er mit dem Tode, und ein kalter Schweis drang aus seinen Gliedern. Johannes stand an dem Kreuze und trocknete Jesu Füße mit seinem Schweißtuche. Magdalena lehnte ganz von Schmerz zermalmt an der Rückseite des Kreuzes. Die heilige Jungfrau stand zwischen Jesu und des guten Schächers Kreuz, von den Armen der Maria Cleophä und der Salome unterstützt, und sah zu ihrem sterbenden Sohne hinauf. Da sprach Jesus: „Es ist vollbracht! und richtete das Haupt empor und rief mit lauter Stimme: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Es war ein süßer lauter Schrei, der Himmel und Erde durchdrang; dann senkte er sein Haupt und gab seinen Geist auf, und ich sah seine Seele wie einen leuchtenden Schatten bei dem Kreuze zur Erde hinab in den Kreis der Vorhölle fahren. — Johannes und die heiligen Frauen sanken zur Erde auf ihr Antlitz nieder.

Abenadar, der Hauptmann, von Geburt ein Araber, als Jünger nachmals Teſiphon getauft, hielt, ſeit er Jeſum mit dem Eſſig tränkte, auf ſeinem Pferde dicht am Kreuzes-Hügel, ſo daß der Vordertheil des Thieres erhöhet ſtand. Er ſchaute lange tief erſchüttert, ernſt, unabgewandt ins dorngekrönte Antlitz unſers Herrn. Des Roſſes Haupt war bang und krank geſenkt, und Abenadar, deſſen Stolz ſich beugte, zog auch den Zügel nicht mehr an. Da ſprach der Herr die letzten Worte laut und kräftig, und ſtarb, mit Erde, Höll' und Himmel laut durchdringendem Geſchrei. Die Erde bebte, und der Fels zerborſt, weit klaffend zwiſchen Jeſu und des linken Schächers Kreuz. Das Zeugniß Gottes gieng mit Schreck und Schauder mahnend tief durch die trauernde Natur. Es war vollbracht, — die Seele unſers Herrn verließ den Leib, und bei dem Todesſchrei des ſterbenden Erlöſers erbebten alle, die es hörten, mit der Erde, die wallend ihren Heiland anerkannte, doch die verwandten Herzen nur durchfuhr ein ſcharfes Schwert des Schmerzes. Da war es, daß die Gnade über Abenadar kam, da zitterte ſein Roß, und wankte ſeine Leidenſchaft und brach ſein ſtolzer, harter Sinn gleich dem Calvarifels, er warf den Speer von ſich und ſchlug mit ſtarker Fauſt gewaltig an ſein Herz, laut ſchreiend mit der Stimme eines neuen Menſchen: „Gelobt ſey Gott, der Allmächtige, der Gott Abrahams und Jakobs, dieſer war ein gerechter Mann, wahrhaftig er iſt Gottes Sohn!“ und viele der Soldaten, von des Hauptmanns Wort erſchüttert, thaten eben ſo, wie er.

Es wollte aber Abenadar, der nun ein neuer, ein erlöster Menſch war, nachdem er öffentlich dem Sohne Gottes huldigte, nicht länger mehr im Dienſte ſeiner Feinde ſtehen. Er wendete ſein Pferd zu Caſſius, dem Unteroffizier, den man Longinus nennt, ſtieg ab, hob ſeine Lanze auf und gab ſie ihm, ſprach einiges zu den

Soldaten und zu Cassius, der nun das Pferd bestieg, und hier befehligte; denn Abenadar eilte vom Calvariberge und durch das Thal Gihon zu den Höhlen des Thales Hinnom, er kündigte den dort verborgenen Jüngern den Tod des Herrn an, und eilte weiter zu Pilatus in die Stadt.

Es kam ein tiefes Erschrecken über alle Anwesenden mit dem Todesschrei Jesu, als die Erde bebte und der Kreuzigungshügel zersprang, es war ein Schrecken, der durch die ganze Natur gieng, denn da zerriß auch der Vorhang des Tempels, da stiegen viele Todte aus den Gräbern, da sanken Wände im Tempel, stürzten Berge und Gebäude in vielen Weltgegenden ein.

Abenadar rief sein Zeugniß aus, viele Soldaten zeugten mit ihm, viele aus dem anwesenden Volke, und den zuletzt gekommenen Pharisäern bekehrten sich. Viele schlugen an die Brust, wehklagten und irrten vom Berge durch das Thal nach Haus. Andere zerrissen ihre Kleider, und streuten Staub auf ihr Haupt. Alles war voll Furcht und Schrecken.

Johannes richtete sich auf, mehrere der heiligen Frauen, die bisher entfernt gestanden, drangen in den Kreis, sie erhoben die Mutter Jesu und die Freundinnen und führten sie dem Kreise hinaus, um sie zu erquicken.

Da der liebende Herr alles Lebens die martervolle Schuld des Todes für die Sünder zahlte, als Mensch seine Seele seinem Gott und Vater empfahl und seinen Leib dahingab in den Tod, überzog dieses heilige zerschmetterte Gefäß die bleiche kalte Farbe des Todes, sein Leib erzitterte in Schmerzen und ward weiß, und die Ströme des an den Wundstellen niedergeronnenen Blutes erschienen dunkler und deutlicher. Sein Angesicht ward länger, seine Wangen sanken ganz ein, seine Nase ward schmaler und spitzer, seine Kinnlade sank nieder, seine geschlossenen, blutvollen Augen öffneten sich halbgebrochen, er hob das dorngekrönte Haupt zum letzten Male wenige Augenblicke und

ließ es sinken auf die Brust unter der Last der Schmerzen, seine Lippen, blau und gespannt, zeigten in dem offnen Munde die blutige Zunge. Seine Hände, früher um die Nägelköpfe gekrümmt, öffneten sich und sanken mehr hervor, indem die Arme sich ganz streckten, sein Rücken gegen das Kreuz sich anschloß, und die ganze Last des heiligen Leibes auf die Füße niedersank. Da sanken seine Kniee zusammen nach einer Seite sich wendend, und es drehten sich seine Füße etwas um den Nagel, der sie durchbohrte.

Da erstarrten die Hände seiner Mutter, ihre Augen verdunkelten sich, Todesbleiche bedeckte sie, ihre Ohren hörten nicht mehr, ihre Füße wankten, sie sank zur Erde, und auch Magdalena, Johannes und die Andern sanken mit verhülltem Angesicht, dem Schmerze hingegeben, nieder.

Und als die liebendste, traurigste Mutter aufgerichtet ward von den Freunden und die Augen empor richtete, sah sie den vom heiligen Geiste rein empfangenen Leib ihres Sohnes, das Fleisch von ihrem Fleische, das Gebein von ihrem Gebeine, das Herz von ihrem Herzen, das heilige Gefäß aus ihrem Schooße in göttlicher Ueberschattung gebildet, nun aller Zier, aller Gestalt und seiner heiligsten Seele beraubt, hingegeben den Gesetzen der Natur, die er erschaffen, und die der Mensch in Sünde mißbraucht und entstellt hat, von den Händen derjenigen, die herzustellen und zu beleben er gekommen war ins Fleisch, zertrümmert, mishandelt, entstellt, getödtet. Ach! ausgestoßen, verachtet, verhöhnt, hieng einem Aussätzigen gleich das ausgeleerte Gefäß aller Schönheit, Wahrheit und Liebe, zerrissen am Kreuz zwischen Mördern. — Wer faßt den Schmerz der Mutter Jesu, der Königinn aller Märtyrer!

Das Licht der Sonne war noch trüb und nebelich, es war schwül und drückende Luft bei dem Beben der

Erde, nachher aber folgte eine empfindliche Kühle. — Die Geſtalt von unſers Herrn Leichnam am Kreuze war ungemein ehrbar und rührend. Die Schächer hiengen in ſchrecklicher Verdrehung wie betrunken da, ſie ſchwiegen zuletzt beide, Dismas betete.

Es war bald nach drei Uhr, da Jeſus verſchied. Als der erſte Schrecken des Erdſtoßes vorüber war, wurden mehrere der Phariſäer frecher, ſie nahten dem Riße des Kalvariebergs, warfen Steine hinein, banden Stricke zuſammen und ließen ſie hinab, als ſie aber den Grund nicht erreichen konnten, wurden ſie etwas bedenklicher; auch ergriff ſie das Wehklagen und das Bruſtſchlagen des Volkes, und ſie ritten von dannen. Mehrere waren ganz verwandelt in ihrem Innern. Auch das Volk verlor ſich bald nach der Stadt und durch das Thal in Schrecken und Angſt. Viele hatten ſich bekehrt. Ein Theil der anweſenden fünfzig römiſchen Soldaten verſtärkte die Wache am Thore, bis die verlangten 500 Andere ankamen, das Thor war geſchloſſen worden, einige der Soldaten hatten andere Poſten umher beſetzt, um Zulauf und Verwirrung zu verhüten. Caſſius (Longinus) und etwa fünf Soldaten blieben in dem Kreiſe, ſie lagen an der Umwallung umher. Die Verwandten Jeſu umgaben das Kreuz und ſaßen ihm gegenüber und wehklagten und trauerten. Mehrere der heiligen Frauen waren zur Stadt gekehrt. — Es ward einſam, ſtill und traurig. Aus der Ferne im Thal und auf entlegenen Höhen erſchien hie und da ſcheu einer der Jünger und ſchaute furchtſam und neugierig nach dem Kreuze, und zog ſich bei jeder Annäherung von Menſchen wieder zurück.

Erdbeben, Erscheinung der Todten in Jerusalem.

Als Jesus mit lautem Rufe seinen Geist in die Hände seines himmlischen Vaters aufgab, sah ich seine Seele, eine Lichtgestalt, bei dem Kreuze zur Erde nieder fahren, und mit ihr eine leuchtende Schaar von Engeln, worunter auch Gabriel; ich sah durch diese Engel eine große Menge von bösen Geistern von der Erde in den Abgrund niedertreiben. Jesus aber sendete viele Seelen aus der Vorhölle herauf in ihre Leiber, die Unbußfertigen zu schrecken und zu mahnen und ein Zeugniß von ihm zu geben.

Mit dem Erdstoße bei Jesu Tod, da der Calvarifels zersprang, stürzte und sank vieles in der Welt, besonders in Palästina und Jerusalem. Sie hatten sich in der Stadt und dem Tempel kaum etwas bei der weichenden Finsterniß beruhigt, als das Beben des Grundes, das Getöse des Einstürzens an vielen Orten einen noch allgemeineren Schrecken verbreitete, den fliehenden und wehklagend durch einander eilenden Menschen aber traten zum äußersten Entsetzen hie und da die erstandenen, wandelnden, mit hohler Stimme mahnenden Leichen entgegen.

Im Tempel hatten die Hohenpriester das Schlachten, welches durch den Schrecken der Finsterniß etwas gestört worden, eben wieder in Gang gebracht, und triumphirten über das rückkehrende Licht, als plötzlich der Grund bebte, ein dumpfes Getöse gehört wurde, und das Krachen einstürzender Mauern, von dem zischenden Reißen des Vorhangs begleitet, einen Augenblick der stummen Angst in der un-

geheuren Menge erweckte, der bald hie und da von Wehgeschrei unterbrochen ward. Aber die Menge war so geordnet, das ungeheure Gebäude des Tempels so erfüllt und das Heran- und Zurückschreiten der grosen Schaaren der schlachtenden Menschen so regelmäßig bestimmt, und die Handlung des Schlachtens, Blutauslassens und Sprengens des Blutes am Altare durch die langen Reihen unzähliger Priester, von lautem Gesang und Posaunenschall umtönt, war so zusammenhängend und verkettet, daß der Schrecken nicht gleich in allgemeine Verwirrung und Auflösung übergieng. So setzte sich dann in dem ungeheuren Gebäude, den vielen Räumen und Gängen die Opferthätigkeit in einzelnen Gegenden noch ruhig fort, während Schrecken und Entsetzen an anderem Orte ausbrach und am dritten durch die Priester wieder gestillt wurde, bis endlich durch die Erscheinung der Todten hie und da im Tempel sich Alles auflöste, und das Opfer, als sey der Tempel verunreinigt, unterbrochen wurde. Doch auch dieses Ereigniß kam nicht so plötzlich über die Menge, daß sie, sich erdrückend, fliehend die vielen Tempelstufen herab gestürzt hätte, sondern sie löste sich nach und nach, in Massen niedereilend, auf, während andre Theile hie und da wieder durch die Priester und durch die Absonderungen zusammen gehalten wurden. Doch war die Angst, der Schrecken in verschiedenen Graden im Ganzen unbeschreiblich.

Man kann sich ein Bild der Ordnung und Störung, die hier herrschte, machen, wenn man sich einen grosen Ameisenhaufen in voller geordneter Thätigkeit vorstellt, in welchen Steine geworfen oder der hie und da mit einem Stabe erwühlt wird; während hier sich Alles verwirrt, geht dort die Thätigkeit noch den ungestörten Gang, und wird am erwühlten Orte auch gleich wieder gedeckt und hergestellt.

Der Hohepriester Kaiphas und sein Anhang aber verlor mit verzweifelter Frechheit den Kopf nicht, und

gleich der klugen Obrigkeit einer aufrührerischen Stadt brach er durch Drohung, Trennung der Partheien, Zureden, und allerlei Vorspiegelungen die Gefahr und erreichte besonders durch seine teuflische Hartnäckigkeit und scheinbare Ruhe so viel, daß nicht eine allgemeine verderbliche Verwirrung ausbrach, und daß die Meinung des ganzen Volkes diese schrecklichen Mahnungen nicht als ein Zeugniß für den unschuldigen Tod Jesu auslegte. Auch die römische Besatzung der Burg Antonia that Alles, die Ordnung zu erhalten, und so war zwar der Schrecken und die Verwirrung groß und erfolgte die Auflösung des Festes, aber ohne Aufstand, und die Flamme ward zu einer glimmenden Angst, welche das Volk, nach und nach zerstreut, mit nach Hause nahm und die dort bei den Meisten durch die Thätigkeit der Pharisäer wieder unterdrückt wurde.

So war es im Allgemeinen, die einzelnen Ereignisse, deren ich mich entsinne, waren folgende. Die beiden großen Säulen des Einganges in das Sanctum des Tempels, zwischen welchen ein prächtiger Vorhang niederhieng, wichen oben auseinander, die linke nach Süden, die rechte nach Norden; die Schwelle, die sie trugen, sank, und der große Vorhang zerriß zischend von oben nach unten der Länge nach, so, daß er sich öffnend nach beiden Seiten niederfiel. Dieser Vorhang war roth, blau, weiß und gelb. Es waren viele Himmelskreise darauf abgebildet, auch Zigunen, wie die eherne Schlange. Man konnte nun in das Sanctum hineinsehen. An Simeons Bet-Zelle neben dem Sanctum in den nördlichen Mauern, stürzte ein großer Stein heraus, und das Gewölbe der Zelle stürzte ein. In einigen Hallen sank hie und da der Boden, Schwellen verrückten sich und Säulen wichen.

Im Sanctum erschien der zwischen Tempel und Altar erschlagene Hohepriester Zacharias und sprach drohende

Worte aus, auch sprach er von dem Tode des andern Zacharias*) und des Johannes, wie überhaupt vom Morde der Propheten. Er kam von der Oeffnung her, welche der bei Simeons Bet-Zelle ausgefallene Stein gebildet hatte, und redete die Priester im Sanctum an. — Zwei frühverstorbene Söhne des frommen Hohenpriesters Simon Justus, der ein Aeltervater des alten, bei Jesu Opferung im Tempel weissagenden Priesters Simeon gewesen ist, erschienen wie Geister in grösserer Gestalt auf dem grossen Lehrstuhle und sprachen drohende Worte vom Morde der Propheten, und dem Opfer, das nun zu Ende gehe, und ermahnten Alle, sich zu der Lehre des Gekreuzigten

*) Hierher bezieht sich Folgendes aus den Betrachtungen vom Leben Jesu. 1821 betrachtete sie das 1te Lehrjahr Jesu und erzählte Mitte September Vieles von dem Umgange des Herrn mit einem alten Essener Eliud, einem Neffen Zacharia, des Vaters des Täufers. Er wohnte von Nazareth, wo Jesus damals vor seiner Taufe einige Tage verweilte. Aus den Gesprächen Eliuds mit Jesu erzählte die Betrachtende Vieles, was sich auf die frühste Geschichte der heiligen Familie bezieht, unter anderm am 18ten September, 10 Tage vor Jesu Taufe: „Heute hörte ich auch unter Anderm: Etwa im 6ten Jahre Johannis des Täufers kam Elisabeth, seine Mutter, zu ihm in die Wüste. Sie konnte vor Trauer nicht mehr zu Hause aushalten, denn Herodes hatte ihren Mann Zacharias, der von Hebron zum Tempeldienste reiste, auffangen, und in Jerusalem zuerst grausam peinigen und dann umbringen lassen, weil er den Aufenthalt seines Sohnes nicht bekennen wollte. Seine Freunde begruben nachher seinen Leib nahe bei dem Tempel. Dieser ist aber nicht jener Zacharias, der zwischen Tempel und Altar erschlagen wurde, welchen ich bei der Auferstehung vieler Todten bei Jesu Tod aus der Tempelmauer neben dem Betkämmerchen des alten Simeons habe heraus und im Tempel umher gehen sehen, und dessen Grab aus der Mauer herausstürzte. Es sanken damals noch mehrere heimliche Gräber im Tempel ein u. s. w."

zu wenden. — Am Altare erſchien Jeremias und ſprach drohende Worte, das Opfer ſey geſchloſſen, und es beginne ein neues Opfer. Dieſe Reden und Erſcheinungen, an Orten, wo Kaiphas oder die Prieſter ſie allein vernommen hatten, wurden verläugnet, und verheimlicht, und unter ſchwerem Bann verboten, davon zu ſprechen. — Aber es entſtand noch ein großes Geräuſch, die Thüren des Heiligthumes ſprangen auf und es ertönte eine Stimme: „Laßet uns von dannen ziehen!“ ich ſah Engel aus dem Tempel weichen. Der Altar des Rauchopfers erbebte und ein Rauchgefäß ſtürzte um, der Behälter der Schriftrollen fiel ein und alle Rollen ſtürzten durcheinander, die Verwirrung wuchs, man wußte die Zeit nicht mehr. Nicodemus, Joſeph von Arimathia und viele Andere trennten ſich vom Tempel und giengen hinweg. Es lagen hie und da todte Leiber, andere wandelten durch das Volk in einzelnen Hallen und ſprachen drohende Worte; mit der Stimme der vom Tempel ſcheidenden Engel kehrten ſie zu den Gräbern zurück. — Der Lehrſtuhl ſtürzte in der Vorhalle zuſammen. Viele der zuletzt zum Calvariberge geirrten 32 Phariſäer waren unter dieſer Verwirrung zum Tempel zurückgekehrt, und da ſie ſich unter dem Kreuze bekehrt hatten, erſchütterten ſie alle dieſe Zeichen um ſo mehr, ſo daß ſie Annas und Kaiphas heftige Vorwürfe machten und ſich vom Tempel zurückzogen.

Annas, eigentlich der heimliche Hauptfeind Jeſu, der ſeit lange alle verſteckten Ränke gegen ihn und die Jünger geleitet und auch die Ankläger unterrichtet hatte, war wie unſinnig vor Angſt, und floh von einem Winkel in den andern in den verborgenen Gemächern des Tempels. Ich ſah ihn, wie in Krämpfen unter Winſeln und Geſchrei ganz verkrümmt in einen verſteckten Raum gebracht und von mehreren ſeiner Anhänger umgeben. Kaiphas hatte ihn einmal feſt umarmt, um

ſeinen Muth aufzurichten, aber vergebens, die Erſcheinung der Todten hatte ihn ganz in Verzweiflung gebracht. — Kaiphas, wie wohl in tiefer Angſt, hatte einen ſo ſtolzen und hartnäckigen Teufel in ſich, daß er ſich ſein Entſetzen nicht merken ließ. Er bot Allem Trotz, und ſetzte den drohenden Zeichen Gottes und ſeiner verborgenen Angſt ſeinen Grimm und Stolz mit frecher Stirne entgegen. — Als er aber den Fortgang der heiligen Handlungen nicht mehr erhalten konnte, verbarg er und gebot er alle Ereigniſſe und Erſcheinungen zu verbergen, die nicht der ganzen Menge bekannt geworden. Er ſelbſt ſprach und ließ andere Prieſter ſprechen: „dieſe Erſcheinungen des Zornes Gottes ſeyen durch die Anhänger des gekreuzigten Galiläers veranlaßt, welche verunreinigt zum Tempel gekommen wären; nur die Feinde des heiligen Geſetzes, das auch Jeſus habe umſtoſſen wollen, hätten dieſen Schrecken herbeigeführt, und Vieles ſey der Zauberei des Galiläers zuzuſchreiben, der auch im Tode, wie im Leben die Ruhe des Tempels geſtört habe.“ So gelang es ihm, Viele zu beſchwichtigen, und Anderen durch Drohungen Furcht einzujagen, Viele jedoch waren tief erſchüttert und verbargen ihre Geſinnung. Das Feſt ward bis zur Reinigung des Tempels aufgeſchoben. Viele Lämmer waren nicht geſchlachtet, das Volk zerſtreute ſich nach und nach.

Das Grab des Zacharias unter der Tempelmauer war unten eingeſunken und zerſtürzt und dadurch Steine aus den Mauern gefallen. Zacharias iſt heraus, aber nicht hier wieder hineingegangen, ich weiß nicht, wo er ſeine Hülle wieder abgelegt hat. Die erſtandenen Söhne Simon Juſti legten ihre Leiber wieder in die Gruft unten am Tempelberge, als der Leib Jeſu zu Grabe bereitet wurde.

Während Alles dieſes im Tempel vorgieng, herrſchte an vielen Orten von Jeruſalem ein gleicher Schrecken.

Gleich nach drei Uhr ſtürzten viele Gräber, beſonders in der nordweſtlichen Gartengegend innerhalb der Stadt ein. Ich ſah hie und da die eingehüllten Todten darin liegen, in andern lagen vermoderte Lumpen und Gerippe, aus manchen drang ein unleidlicher Geſtank. — Es ſtürzten in des Kaiphas Richthaus die Stufen ein, worauf Jeſus verſpottet geſtanden, auch ein Theil der Feuerſtelle in der Vorhalle daſelbſt, wo die Verläugnung Petri begonnen. Es ward eine ſolche Zerſtörung, daß man einen neuen Eingang nehmen mußte. Hier erſchien die Leiche des Hohenprieſters Simon Juſtus, aus deſſen Geſchlechte Simeon war, der bei Jeſu Opferung im Tempel weisſagte. Dieſe Erſcheinung ſprach einige drohende Worte über das ungerechte Urtheil, das hier gefällt worden, aus. Es waren Mehrere vom Synedrium verſammelt. Die Leute, welche geſtern Nacht dem Petrus und Johannes Eingang verſchafft hatten, bekehrten ſich und flohen in die Höhlen zu den Jüngern. — Bei Pilati Pallaſt zerbrach der Stein und ſank die Stelle, worauf Jeſus von Pilatus dem Volke dargeſtellt worden war. Alles wankte und bebte, und in dem Hofe des nahen Richthauſes ſank die ganze Stelle ein, wo die Leiber der unſchuldigen Kinder verſcharrt waren, die Herodes hatte ermorden laſſen. — Noch an mehreren Stellen der Stadt ſtürzten Wände ein und zerſpalteten ſich Mauern; doch ward kein ganzes Gebäude zertrümmert. — Der verwirrte abergläubige Pilatus war in großem Schrecken und zu aller Regierung unfähig. Das Erdbeben erſchütterte ſeinen Pallaſt, es rollte und ſchwankte unter ihm, er floh von einem Raume zum andern. Die Todten ſchrieen ihm aus dem Vorhofe ſein falſches Gericht und widerſprechendes Urtheil entgegen. Er glaubte, dieſes ſeyen die Götter des Propheten Jeſus, und ſperrte ſich in dem heimlichen Winkel ſeines Schloſſes ein, wo er ſeinen Göttern räucherte und opferte, und er that ihnen Gelübde, auf daß ſie ihm die Götter

des Galiläers unſchädlich machen möchten. Herodes war in ſeinem Pallaſte wie unſinnig vor Angſt und ließ Alles zuſperren.

Es waren wohl an hundert Verſtorbene aus aller Zeit, welche in Jeruſalem und in der Umgegend mit ihren Leibern ſich aus den eingeſtürzten Gräbern erhoben und meiſtens paarweiſe zu einzelnen Stellen der Stadt wandelten, dem hin- und herfliehenden Volke entgegentraten und mit kurzen Strafworten von Jeſu zeugten. Die meiſten Gräber lagen einſam draußen in den Thälern, aber es waren auch viele in den neuangelegten Theilen der Stadt, beſonders in der Gartengegend gegen Nordweſt, zwiſchen dem Eckthore und Kreuzigungsthore, und auch um und unter dem Tempel waren viele vergeſſene, heimliche Gräber.

Nicht alle die Leichname, die beim Einſturze der Gräber ſichtbar wurden, ſtanden auf; manche wurden blos ſichtbar, weil die Gräber gemeinſchaftlich waren. Viele aber, deren Seelen Jeſus aus der Vorhölle emporgeſendet, richteten ſich auf, erhoben die Geſichtsklappen ihrer Leichenverhüllung und ſchritten wie ſchwebend durch die Straßen zu den Ihrigen hin. — Sie traten in die Häuſer ihrer Nachkommen mit drohenden Strafreden über die Theilnahme am Morde Jeſu. — Ich ſah die einzelnen Geſtalten, wie ſie befreundet waren, zuſammen kommen und paarweiſe durch die Straßen der Stadt ziehen. Ich ſah die Bewegung ihrer Füße unter der langen Todtenkleidung nicht, ſie ſtrichen wie ſchwebend leicht über den Boden hin, ihre Hände waren theils verſchlungen in breiten Binden, theils hiengen die weiten, um die Arme gebundenen Aermel lang über die Hände nieder. Die Geſichtsdecken waren aufgeſchlagen über das Haupt, die bleichen, gelben Geſichter ſahen trocken und verdorrt aus den langen Bärten hervor; die Stimmen klangen fremd und ungewohnt, und dieſe Stimmen und das Hinſtreifen von

Ort zu Ort unaufhaltſam und unbekümmert um Alles umher, war ihre einzige Aeußerung, ja ſie ſchienen nichts, als Stimmen. Sie waren nach den Sitten ihrer Sterbezeit, nach Stand und Alter etwas verſchieden gekleidet. An den Scheidewegen, wo die Todesſtrafe Jeſu vor dem Zuge nach Golgotha ausposaunt worden war, ſtanden ſie ſtille und riefen Jeſu Ruhm aus und Wehe den Mördern. Die Menſchen ſtanden fern, hörten und zitterten und flohen, wenn ſie vorwärts ſchritten. Auf dem Forum vor Pilati Pallaſt hörte ich ſie drohende Worte ausrufen, ich erinnere mich des Wortes, „blutiger Richter!“ — Alles Volk floh in die äußerſten Winkel der Häuſer und verſteckte ſich, es war eine große Angſt in der Stadt; um vier Uhr ohngefähr kehrten die Leichen zu den Gräbern zurück. Nach Chriſti Auferſtehung erſchienen aber hie und da noch viele Geiſter. Das Opfer war unterbrochen, und Alles in Verwirrung, nur ein kleiner Theil des Volkes aß das Oſterlamm am Abend.

Ich ſah auch an andern Orten des gelobten Landes und in fernen Ländern allerlei Erſchütterungen und Zeichen in dieſer Stunde, die ich ſpäter erzählen will.

Joſeph von Arimathia begehrt Jeſu Leib von Pilatus.

Kaum war nach allen dieſen ſchrecklichen Ereigniſſen, wieder einige Ruhe in Jeruſalem eingetreten, als auch der beſtürzte Pilatus von allen Seiten mit Berichten über das Vorgefallene beſtürmt ward, und nun auch der hohe Rath der Juden, was ſchon am Morgen von ihm beſchloßen war, zu ihm ſendete, er möge den Gekreuzigten die Beine zerſchmettern und ſie ſo getödtet vom Kreuze abnehmen laßen, damit ſie nicht über den Sabbath dahiengen. Es ließ alſo Pilatus die Schergen zu dieſem Zwecke hinaus zur Richtſtätte ſenden.

Gleich hierauf ſah ich Joſeph von Arimathia, den Rathsherrn, zu Pilatus kommen. Er hatte den Tod Jeſu ſchon erfahren, und mit Nicodemus beſchloßen, den Leib des Herrn in ſeinem neuen Felſengrabe in ſeinem Garten, nicht ſehr weit vom Calvarienberge, zu begraben. Ich meine, ihn auch ſchon draus vor dem Thore geſehen zu haben, wie er Alles auskundſchaftete, es waren wenigſtens ſchon Leute von ihm in ſeinem Grabgarten und reinigten und vollendeten noch Einiges im Innern des Grabes. Nicodemus gieng bereits an einige Orte, um Tücher und Spezereien zur Leichenbereitung zu kaufen, und erwartete den Joſeph.

Joſeph fand den Pilatus ſehr geängſtet und verwirrt, er bat ihn ganz offen und unerſchrocken, er möge ihm erlauben, den Leib Jeſu, des Königs der Juden, vom Kreuze abzunehmen, denn er wolle ihn in ſein Grab begraben. Pilatus ward noch mehr erſchüttert, da ein an-

geſehener Mann ſo dringend bat, den Leib Jeſu, den er ſo ſchmählich hatte kreuzigen laßen, ehren zu dürfen; es mahnte ihn die Unſchuld Jeſu noch ängſtlicher, aber er verſtellte ſich und ſagte: „iſt er denn ſchon todt?“ denn er hatte ja erſt vor einigen Minuten die Schergen hinausgeſendet, die Gekreuzigten durch das Beinbrechen zu tödten. Er ließ darum den Hauptmann Abenadar rufen, der von den Höhlen zurückgekommen war, wo er mit einigen der Jünger geſprochen hatte, und fragte ihn, ob der König der Juden ſchon geſtorben ſey. Da erzählte ihm Abenadar den Tod des Herrn um drei Uhr, ſeine letzten Worte und ſeinen lauten Schrei, das Beben der Erde und Berſten des Felſens, und Pilatus ſchien äuſerlich, ſich bloß zu wundern, daß er ſo früh geſtorben, weil die Gekreuzigten ſonſt wohl länger lebten, aber innerlich war er geängſtet und beſtürzt über das Zuſammentreffen der Zeichen mit ſeinem Tode. Er wollte vielleicht ſeine Grauſamkeit einigermaßen beſchönigen, indem er dem Joſeph von Arimathia ſogleich einen Befehl ausfertigte, daß er ihm den Leib des Königs der Juden ſchenke, und dieſer ihm daher zur Abnahme vom Kreuze und Beerdigung zu überlaſſen ſey. Er freute ſich, hiedurch den Hohenprieſtern einen Poſſen zu thun, welche Jeſum gern mit den beiden Mördern ehrlos eingeſcharrt gewußt hätten. — Er ſendete auch hinaus, wahrſcheinlich den Abenadar ſelbſt, denn ich ſah dieſen bei der Abnahme Jeſu vom Kreuze.

Joſeph von Arimathia verließ hierauf den Pilatus und gieng zu Nicodemus, der ihn bei einer wohlgeſinnten Frau erwartete, deren Haus an der breiten Straße, dicht neben jener engen Straße lag, in welcher unſerm Herrn, gleich bei dem Antritt ſeines bittern Kreuzweges ſo viel Schmach war angethan worden. Nicodemus hatte viele Kräuter und Würzen zur Einbalſamirung theils hier ſelbſt gekauft, denn dieſe Frau war eine Würzhändlerinn, theils hatte ſie ihm manche Spezerei, die ſie nicht ſelbſt

beſaß, wie auch mancherlei Tücher und Binden zur Leichenbereitung anderwärts gekauft und zuſammengetragen, welche Gegenſtände ſie ihnen alle bequem zum Tragen zuſammenrollte und packte. Joſeph von Arimathia gieng aber auch noch anderwärts und kaufte ein ſehr ſchönes, feines baumwollenes Tuch, ſechs Ellen lang und mehrere Ellen breit, und ihre Diener holten aus einem Schoppen neben dem Hauſe des Nicodemus, Leitern, Hämmer, Bolzen, Waſſerſchläuche, Gefäße, Schwämme und alles Nöthige zu ihrem Vorhaben, und ſie packten die kleineren Gegenſtände in eine leichte Tragbahre ungefähr wie jene, worin die Jünger den Leib Johannes des Täufers von Machärus, dem feſten Schloße des Herodes entführten. *)

---

*) Sie beſchrieb die hier erwähnte Tragbahre, als einen langen ledernen Behälter, der durch Einſchiebung von drei handbreiten, ſtarken und doch leichten Stäben die Geſtalt eines geſchloſſenen Sarges erhielt, den man vermittelſt der hervorragenden Stäbe auf den Schultern tragen konnte. Die Entführung des Leichnams Johannis des Täufers von Machärus erzählte ſie in ihren Betrachtungen als in der Nacht vom Dienſtag auf Mittwoch 4 — 5ten Schat = 21 — 22ten Januar des 2ten Lehrjahres ungefähr 11 Tage nach ſeiner Enthauptung geſchehen. Sie erwähnte als dabei thätig, die drei Johannisjünger Jakob, Eliachim und Zadoch, Söhne des Cleophas und der Maria Heli, und Brüder der Maria Cleophä, außerdem Saturnin, Judas Barſabas, und die Neffen des Joſeph von Arimathia, Aram und Themeni, dann einen Sohn der Johanna Chuſa, einen Sohn der Veronica, einen Sohn des Simeon und einen Vetter Johannis von Hebron. Der Leib des Täufers, ohne ſein Haupt, das erſt ſpäter erlangt wurde, ward nach Juta in ſein Familiengrab gebracht.

Die Seite Jesu wird eröffnet. Beinbruch der Schächer.

Unterdessen war es still und traurig draußen auf Golgotha. Alles Volk hatte sich furchtsam zerstreut und verborgen; die Mutter Jesu und Johannes, Magdalena, Maria Cleophä und Salome standen und saßen mit verhüllten Häuptern dem Kreuze gegenüber und trauerten. Einige Soldaten saßen an dem Erdwalle und hatten ihre Spieße neben sich gesteckt. Cassius ritt hin und wieder, die Soldaten sprachen von dem Calvarifels hinab mit andern, die entfernter standen. Der Himmel war trübe und eine große Trauer über der ganzen Natur. Da zogen sechs Schergen heran, sie hatten Leitern, Schaufeln und Stricke bei sich und schwere dreyeckige Eisenkolben, zum Zerschmettern der Gebeine.

Als die Schergen in den Gerichtskreis einzogen, traten die Angehörigen Jesu etwas zurück, und die heilige Jungfrau war in neuer zerreißender Angst, die Schergen möchten den Leib Jesu am Kreuze noch mishandeln, denn sie stiegen am Kreuze hinauf und stießen den heiligen Leib Jesu an und behaupteten, er stelle sich nur todt; da sie ihn aber ganz kalt und erstarrt fühlten, und Johannes auf Bitten der heiligen Frauen sich an die Soldaten wendete, ließen sie einstweilen von dem Leibe des Herrn ab, schienen jedoch nicht überzeugt, daß er todt sey. Sie stiegen nun auf Leitern an den Kreuzen der Schächer hinan, zwei zerschmetterten jedem mit ihren schneidenden Keulen die Knochenröhren der Arme oder und unter den Ellbogen, und ein dritter that dieses oder den Knieen und auf den Schienbeinen, unter einem fuchtbarem Gebrülle

des Gesmas, dem ſie mit den Kolben durch drei Stöße noch die Bruſt einſtießen. Dismas wimmerte und ſtarb unter der Marter und war der erſte Sterbliche, der ſeinen Erlöſer wieder ſah. Hierauf knebelten ſie die Bande los, und ließen die Leiber an die Erde niederſtürzen, die ſie dann an Stricken in das Thal zwiſchen dem Hügel und der Stadtmauer hinabſchleiften, und daſelbſt verſcharrten.

Sie ſchienen noch an dem Tode des Herrn zu zweifeln, und die Angehörigen Jeſu waren durch das gräßliche Verfahren bei dem Beinbrechen noch mehr geängſtet, ſie möchten zurückkehren. Aber Caſſius, nachher Longinus genannt, der Unteroffizier, ein etwas voreiliger, dienſtdringlicher Menſch von 25 Jahren, deſſen ſich wichtig machende Geſchäftigkeit bei blöden, ſchielenden Augen unter ſeinen Untergebenen öfters Geſpött erregte, wurde plötzlich von einem wunderbaren Eifer ergriffen. Die Grauſamkeit und niederträchtige Wuth der Schergen, die Angſt der heiligen Frauen, und die Gnade eines plötzlichen heiligen Eifers machten ihn zum Erfüller einer Prophezeihung. Er ſchob ſeine Lanze, die verkürzt in einander ſteckte, verlängernd aus einander, ſteckte die Spitze derſelben auf, wendete ſein Pferd, und trieb es heftig den engen Kreuzhügel hinan, auf dem es ſich kaum wenden konnte, und ich ſah, wie er es vor dem Riſſe des zerborſtenen Felſens wahrte. So zwiſchen dem Kreuze des guten Schächers und Jeſu Kreuz, zur Rechten von dem Leibe unſers Heilands, haltend, faßte er die Lanze mit beiden Händen und ſtieß ſie mit einer ſolchen Heftigkeit aufwärts in die hohle, geſpannte, rechte Seite des heiligen Leibes durch die Eingeweide und das Herz, daß ihre Spitze an der linken Bruſt eine kleine Wunde öffnete, und indem er die heilige Lanze mit Ungeſtüm zurückriß, ſtürzte aus der weiten Wunde der rechten Seite Jeſu ein reicher Strom von Blut und Waſſer nieder, und überſtrömte ſein aufwärts gerichtetes Angeſicht

mit Heil und Gnade. Er sprang vom Pferde, fiel auf die Kniee, schlug an seine Brust und bekannte Jesum laut vor allen Anwesenden.

Die heilige Jungfrau und die Andern, deren Blicke stets zu Jesu emporgerichtet waren, sahen die plötzliche Handlung dieses Mannes mit Angst an und begleiteten den Stoß seiner Lanze mit einem Wehegeschrei, indem sie zu dem Kreuze hinanstürzten. Maria, als habe der Stoß ihr eigenes Herz durchbohrt, fühlte das schneidende Eisen durch und durch, und sank in die Arme ihrer Freundinnen nieder, während Cassius, laut den Herrn bekennend, auf den Knieen lag, und freudig Gott lobte, denn er glaubte und war erleuchtet und sah nun hell und klar. Die Augen seines Leibes, wie jene seiner Seele waren geheilt und geöffnet. — Sogleich aber ergriff sie Alle die ehrerbietigste Rührung vor dem Blute des Erlösers, das schäumend, mit Wasser gemischt, sich in einer Vertiefung des Felsenbodens unter dem Kreuze gesammelt hatte, und Cassius, Maria, die heiligen Frauen und Johannes schöpften das Blut und Wasser mit Trinkschalen, die sie bei sich hatten, in Flaschen und trockneten es mit Tüchern auf. *)

Cassius war wie verwandelt, er hatte sein volles Gesicht erhalten, und war tief bewegt und gedemüthigt; die anwesenden Soldaten, gerührt von dem Wunder, das an ihm geschehen war, warfen sich auf die Kniee nieder,

*) Sie sagte auch: „Cassius, Longinus genannt, predigte später als Diacon Christum und führte immer von diesem heiligen Blute bei sich. Es war vertrocknet, und man fand davon in seinem Grabe in Italien in einer Stadt nicht weit von dem Orte, wo die heilige Clara lebt. Es ist ein grüner See mit einer Insel bei dieser Stadt. Sein Leib muß wohl dorthin gebracht worden seyn." Die Erzählende scheint Mantua mit jener Stadt zu meinen, wo eine solche Tradition ist. Welche heilige Clara in der Nähe lebt, ist dem Schreiber unbekannt.

ſchlugen an die Bruſt und bekannten Jeſum. Das Blut und Waſſer ſtrömte aus der weit eröffneten rechten Seite des Herrn reichlich auf einen reinen Stein und ſtand ſchäumend darauf. Sie ſchöpften es mit ungemeiner Rührung rein auf, und die Thränen Marias und Magdalenas miſchten ſich mit demſelben. Die Schergen, welche indeſſen den Befehl von Pilatus erhalten hatten, den Leib Jeſu nicht zu berühren, den er Joſeph von Arimathia zur Beerdigung geſchenkt, kehrten nicht wieder.

Die Lanze des Caſſius beſtand aus mehreren Theilen, die man auf einander befeſtigte, und ſchien nur ein mäßig langer ſtarker Stab, wenn ſie nicht auseinander gezogen war. Das verwundende Eiſen hatte einen platten birnförmigen Körper, an dem man oben eine Spitze aufſteckte, unten zwei bewegliche ſchneidende gekrümmte Eiſen herauszog, wenn man die Lanze gebrauchte.

Alles dieſes geſchah am Kreuze Jeſu bald nach vier Uhr, während Joſeph von Arimathia und Nicodemus mit dem Anſchaffen der Bedürfniſſe zur Beerdigung Chriſti beſchäftigt waren. Da aber den Freunden Jeſu auf Golgotha von Joſephs von Arimathia Dienern, die zur Reinigung ſeines Grabes gegangen, berichtet wurde, daß er mit Erlaubniß Pilati den Leib Jeſu abnehmen und in ſein neues Grab legen werde, begab ſich Johannes mit den heiligen Frauen ſogleich nach der Stadt auf den Berg Sion, damit ſich die heilige Jungfrau ein wenig erquicken könne, und um noch einige zur Grablegung nöthige Geräthſchaften dort zu holen. Sie hatte eine kleine Wohnung in den Nebengebäuden des Coenaculums. Sie giengen nicht durch das nahe Thor, ſondern ſüdlicher durch das Thor, das nach Bethlehem führt, denn das nahe Thor war geſchloſſen und inwendig von den Soldaten beſetzt, welche die Phariſäer bei der Aufregung des Volkes begehrt hatten.

Einige Oertlichkeiten des alten Jeruſalems.

Die Betrachtende beſchrieb öfters manche Ortslagen nach Wendung und Richtung ſo ins Einzelne, daß die Auffaſſung durch das große Detail ſelbſt ſchier unmöglich ward. denn, während ſie auf ihrem Krankenlager feſt lag, wendete ſie ſich im Geiſte, die Gegenſtände anſchauend hin und wieder, und konnte daher erzählend und mit den Händen deutend die Richtungen links und rechts ſehr leicht verwechſeln. Mehrere ſolche Ortsangaben, die ſie verſchiedene Male mit geringen Abweichungen während der Mittheilung ihrer Betrachtungen erwähnte, ſtellen wir hier zuſammen, und laſſen auch ihre Beſchreibung des Grabes und Gartens Joſephs von Arimathia folgen, um die Erzählung der Grablegung unſers Herrn nicht zu ſehr dadurch zu unterbrechen.

An der Morgenſeite von Jeruſalem iſt das erſte Thor mittäglich von der Südoſt-Ecke des Tempels jenes, das in den Stadttheil Ophel führt, das Thor aber, welches der Nordoſt-Ecke des Tempels mitternächtlich zunächſt liegt, iſt das Schafthor. Zwiſchen dieſen beiden Thoren iſt jedoch vor nicht gar lange noch ein Thor entſtanden, das zu einigen Straßen führt, die über einander an der Oſtſeite des Tempelbergs hinlaufen, und meiſt von Steinmetzen und andern Arbeitern bewohnt werden. Dieſe Wohnungen lehnen an den Grundmauern des Tempels. Alle die Häuſer dieſer beiden Straßen ſind meiſtens Eigenthum des Nicodemus, der ſie hat bauen laſſen. Die darin wohnen-

den Steinmetzen zahlen ihm Miethe, oder arbeiten dafür, denn sie stehen mit ihm und seinem Freunde Joseph von Arimathia in stätem Verkehr, welcher letztere große Steinbrüche in seiner Heimath besitzt und Handel damit treibt. Nicodemus hat aber in der letzten Zeit ein schönes, neues Thor zu diesen Straßen gebaut. Sie nennen es jezt das Thor Moriah. Als es fertig geworden, ist Jesus zuerst am Palmsonntage hindurch gezogen. Er zog also durch das neue Thor des Nicodemus, durch welches vor ihm Niemand gezogen, und ward in das neue Grab des Josephs von Arimathia begraben, in welchem vor ihm noch Niemand geruht hatte. Dieses Thor ist in spätern Zeiten vermauert worden und es entstand die Sage, da sollten die Christen einstens wieder einziehen. Noch heut zu Tage ist ein vermauertes Thor in dortiger Gegend, welches die Türken das Goldne nennen.

Der gerade Weg vom Schafthore gegen Abend, wenn man durch alle Mauern durch könnte, trifft ungefähr zwischen dem nordwestlichen Ende des Berges Sion und zwischen Golgotha mitten durch. Von diesem Thore bis nach Golgotha in gerader Linie ist wohl $^3/_4$ Stunde Wegs, von Pilati Pallast aber bis Golgotha in gerader Linie etwa $^5/_8$ Stunde. — Die Burg Antonia liegt an der Nordwest-Ecke des Tempelbergs auf einem hervorspringenden Felsen. Wenn man sich von Pilati Pallast Abendwärts links durch den Bogen wendet, hat man diese Burg zur Linken. Es ist auf einer Mauer dieser Burg ein hochgelegener offener Platz, der das Forum überschaut. Von dort verkündet Pilatus mancherlei dem Volke, z. B. neue Gesetze. — Auf dem Kreuzwege innerhalb der Stadt hatte Jesus den Calvariberg öfters zu seiner Rechten liegen. (Es muß also der Weg Jesu theils südwestlich gegangen seyn.) Jesu Weg führte durch das Thor einer inneren Stadtmauer, die gegen Sion zuläuft, welcher Stadttheil sehr

hoch liegt. Außerhalb dieſer Mauer liegt Abendwärts ein Theil der Stadt, der mehr Gärten, als Häuſer enthält, auch ſind gegen die äußerſte Stadtmauer hin ſchöne Gräber mit gemauerten und ausgehauenen Kunſteingängen, und eben darauf oft artige Gärtchen. In dieſer Gegend liegt Lazari Haus in Jeruſalem und hat gegen das Eckthor, wo ſich die abendliche, äußere Stadtmauer nach Mittag herum wendet, ſchöne Gärten bis an die Mauer; es führt, wie ich meine, neben dem großen Stadtthore ein eigenes Pförtchen durch die Stadtmauer in dieſe Gärten. Jeſus und die Seinigen ſind öfter mit Zulaſſung des Lazarus da aus und eingegangen. Jenes Thor an der Nordweſt-Ecke führt in der Richtung von Bethur, welches nördlicher als Emmaus und Joppe liegt. Nördlich vor der äuſſerſten Stadtmauer liegen mehrere Gräber von Königen. Dieſer abendliche, noch nicht ſo angebaute Theil der Stadt iſt der niedrigſte Theil, er fällt etwas gegen die Stadtmauer zu ab, und ſteigt dann wieder in der Nähe derſelben etwas, auf welcher Anſchwellung ſchöne Gärten und auch Weinberge liegen; hinter dieſen läuft ein breiter gemauerter Weg innerhalb der Mauern, der hie und da fahrbar iſt, und Aufwege zu den Mauern und Thürmen hat, die nicht wie unſere Thürme die Aufgänge im Innern haben. Jenſeits der Mauer außerhalb der Stadt iſt noch ein Abhang gegen das Thal, ſo daß alſo die Mauer um dieſen niedern Theil der Stadt wie auf einem erhöhten Walle hinläuft. Auf dem äußern Abhange vor der Stadtmauer ſind noch Gärten und Weinberge. Der Kreuzweg Jeſu gieng nicht durch die Gartengegend der Stadt ſelbſt, dieſe Gegend lag dem Ende ſeines Wegs nördlich zur Rechten. Simon von Cyrene aber kam aus dieſer Gegend in den Weg Jeſu eingetreten. Das Thor, durch das Jeſus ausgeführt wurde, ſteht nicht gerade abendwärts, ſondern in der Richtung von 4 Uhr Nachmittags. Die Stadtmauer zur Linken, wenn man zum Thore hinaus

tritt, läuft eine kurze Strecke südlich und macht dann einen starken Ausbug gegen Abend und zieht sich dann wieder südlich um den Berg Sion herum. Nach dieser linken Seite der Mauer, wenn man hinaus geht, gegen Sion zu, liegt ein sehr mächtiger Thurm wie eine Festung. An dieser Seite liegt dem Ausführungsthore ein anderes sehr nah, es sind diese beiden wohl die sich nächsten Thore der Stadt, und sind wohl nicht ferner von einander, als das Burgthor vom Lüdinghauserthore hier in Dülmen. Es führt dieses Thor gegen Abend ins Thal, und der Weg wendet sich von ihm aus links etwas in Mittag nach Bethlehem zu. Bald vor dem Thore der Ausführung Christi wendet der Weg sich nördlich rechts nach dem Calvariberge, der an seiner Morgenseite, der Stadt zugewendet, steil abhängig, an der Abendseite aber sanft abhängig ist. Jenseits gegen Abend sieht man eine Strecke in den Weg nach Emmaus, es ist da eine Wiese am Weg, wo ich Lucas Pflanzen sammeln sah, als er mit Cleophas nach der Auferstehung nach Emmaus gieng und ihnen Jesus begegnete. Jesus sah am Kreuze aufgerichtet in der Richtung zwischen Abend und Mitternacht gegen 10 Uhr. Wenn Jesus sein Haupt am Kreuze rechts wendete, konnte er etwas vom Tempel und der Burg Antonia sehen. Es liefen an der Stadtmauer östlich und nördlich vom Calvariberge auch Gärten, Gräber und Weinberge hinan. Nordöstlich am Fuße des Calvariberges wurde das Kreuz eingescharrt. Jenseits des Kreuzerfindungsortes nordöstlich sind auch schöne Rebenterrassen. Wenn man vom Kreuzstande südlich schaut, sieht man auf des Caiphas Haus unter der Burg Davids hinweg.

Garten und Grab Joſephs von Arimathia.

Dieſer Garten*) liegt von dem Calvariberge wenigſtens 7 Minuten entfernt, nahe am Bethlehemsthore an der Anhöhe, welche zur Stadtmauer hinanläuft. Es iſt ein ſchöner Garten mit großen Bäumen, Sitzen und Schattenplätzen, und die eine Seite desſelben zieht ſich bis zur Stadtmauer an der Höhe hinauf. Wenn man von der Mitternachtsſeite im Thale oben herein tritt, ſteigt der Grund des Gartens links an der Stadtmauer hinan. Rechts am Ende des Gartens liegt ein getrennter Fels, worin das Grab iſt. Man wendet ſich vom Eingangswege des Gartens rechts zu dem Eingange der Grabhöhle, die gegen Morgen auf den anſteigenden Garten und zur Stadtmauer hinſchaut. In der Südweſt- und Nordweſtſeite desſelben Felſens ſind noch zwei kleinere

*) Es ſcheint hier nöthig, zu erwähnen, daß die Erzählende in den vier Jahren, während welcher ihre Betrachtungen aufgezeichnet wurden, viele Schickſale der heiligen Orte in Jeruſalem von den erſten Zeiten an mittheilte. Sie hat dieſe Orte in abwechſelnder Verwüſtung und Herſtellung, immer aber in heimlicher oder öffentlicher Verehrung geſehen, und ſelbſt in ihren Betrachtungen verehrt. Sie ſah auch mehrere Steine und Felſentheile, die Zeugen des Leidens und der Auferſtehung des Herrn geweſen, nach der Entdeckung der Stellen durch die heilige Helena in der durch ſie erbauten heil. Grabkirche in einem engeren Raume einander näher gerückt, und in den Schutz der Stadt gebracht. Sie verehrte in Betrachtungen dieſer Kirche den Kreuzſtand, das Grablager und mehrere Theile der Grabhöhle unſers Herrn, welche dort mit Kapellen überbaut worden ſind; manchmal aber, wenn ſie nicht ſowohl das Todtenlager unſers Herrn, als vielmehr die Stelle der Erde, wo das Grab geſtanden, verehrte, ſchien ſie im Geiſte dieſe Stelle zwar in der nähern Umgegend, aber doch entfernter von dem Standorte des Kreuzes heimſuchen zu müſſen.

neue Grabhöhlen mit niedrigem Eingange. An der Abendseite des Felsens läuft noch ein schmaler Weg herum. Der Boden vor dem Eingange in die Grabhöhle liegt höher, als dieser Eingang, der Felsen liegt etwas tiefer und man steigt zur Thüre auf Stufen hinab, wie in einen kleinen Graben vor der Ostseite des Felsens. Dieser äußere Zugang ist mit Flechtwerk geschlossen. Der Raum des Felsenkellers ist so groß, daß vier Menschen zur Rechten und vier zur Linken an den Wänden stehen können und die Leiche noch bequem von Andern zwischen ihnen durchgetragen werden kann. Dieser Raum rändet sich an der Abendseite gerade der Thüre gegenüber zu einer breiten und nicht sehr hohen Nische, indem sich dort die Felswand über dem etwa zwei Fuß hohen Grablager herüberwölbet. In der Fläche des Grablagers ist der Raum für eine gewickelte Leiche ausgetieft. Dieses Grablager hängt wie ein Altar nur an der Hinterseite mit dem Felsen zusammen, zu Häupten und zu Füßen kann noch ein Mensch stehen, und auch vor dem Grablager kann man noch stehen, wenn auch die Thüre der Grab-Nische verschloßen wird. Diese Thüre ist von Kupfer oder anderm Metalle und öffnet sich gebrochen nach beiden Seiten, wo sie Anlage an den Seitenwänden hat; sie steht nicht senkrecht, sondern liegt etwas schräg vor der Nische, und reicht so weit zum Boden nieder, daß ein vor sie niedergelegter Stein das Eröffnen verhindern kann. Der hierzu bestimmte Stein liegt jezt noch vor dem Eingange des Grabgewölbes und wird erst nach der Bestattung des Herrn hereingeschafft und vor die geschlossenen Grabthüren gelegt. Er ist groß und gegen die Grabthüren zu etwas abgerundet, weil die Wand neben den Grabthüren auch nicht winkelrecht ist. Um diese Thüren wieder zu öffnen, braucht man diesen großen Stein nicht erst aus dem Gewölbe herauszuwälzen, was wegen der Beengtheit des Raumes höchst beschwerlich seyn würde, sondern man befestigt eine

von der Decke niedergelaſſene Kette in einige Ringe, die hierzu an dem Steine angebracht ſind, und rückt ihn durch Aufziehen der Kette, jedoch immer mit großer Anſtrengung mehrerer Männer an die Seite der Höhle von der Grabthüre hinweg.

Dem Eingange der Höhle gegenüber iſt ein Steinſitz im Garten. Oben auf dem mit Raſen bewachſenen Grabfelſen kann man gehen und eben noch über der Stadtmauer die Höhe von Sion und einzelne Thürme ſehen; auch ſieht man von hier das Bethlehemsthor, eine Waſſerleitung und den Brunnen Gihon. Der Fels war inwendig weiß mit rothen und braunen Adern. Die Höhle iſt ganz ſauber ausgearbeitet.

Kreuzabnahme.

Während das Kreuz nur von einigen Wachen umgeben einſam ſtand, ſah ich einmal etwa 5 Männer, die von Bethanien durch die Thäler hergekommen waren, ſich dem Richtplatze nahen, zu dem Kreuze empor ſchauen und wieder hinwegſchleichen; ich meine, es müſſen Jünger geweſen ſeyn. Zwei Männer aber, den Joſeph von Arimathia und den Nicodemus ſah ich heute dreimal in der Gegend wie forſchend und überlegend. Einmal waren ſie während der Kreuzigung in der Nähe. (Vielleicht, als ſie den Kriegsknechten die Kleider abkaufen ließen.) Später waren ſie da, zu ſehen, ob das Volk hinweg ſey, und giengen dann zum Grabe, etwas zu bereiten; von dem Grabe giengen ſie wieder zum Kreuze ſelbſt und ſahen hinauf und rings umher, als beſähen ſie ſich die Gelegenheit. Sie machten den Plan zur Abnahme, und kehrten zur Stadt zurück.

Nun begannen ſie, die Bedürfniße zum Balſamiren zuſammen zu tragen, und ihre Knechte nahmen nebſt anderm

Werkzeuge zur Abnahme des heiligen Leibes vom Kreuze zwei Leitern aus einer Scheune bei dem großen Hause des Nicodemus mit. Jede dieser Leitern bestand nur aus einem Pfahle, in den Bohlenstücke als Stufen eingesalzt waren. Es waren Haken an den Leitern, die man höher und niederer hängen konnte, um die Leiter selbst irgendwo zu befestigen, oder irgend einen Bedarf beim Arbeiten daran zu hängen.

Die gute Frau, bei welcher sie die Spezereien zur Einbalsamirung empfiengen, hatte ihnen Alles bequem zusammen gepackt. Nicodemus hatte 100 Pfund Würze gekauft, welches nach unserm Gewichte 37 Pfund ausmachte, wie mir mehrmals deutlich eröffnet ward. Sie trugen diese Spezereien theils in kleinen Basttönnchen vom Hals auf die Brust hängend. In einem der Tönnchen war ein Staub. Kräuterbüschchen trugen sie in Beuteln von Pergament oder Leder. Joseph trug auch eine Salbenbüchse, ich weiß nicht, von welcher Substanz, sie war roth und hatte oben und unten einen blauen Reif. Die Knechte hatten, wie früher erwähnt ward, in einer Tragbahre auch Gefäße, Schläuche, Schwämme und Werkzeuge hinauszutragen. Brennendes Feuer nahmen sie in einer verschlossenen Leuchte mit.

Diese Diener giengen vor ihren Herren zu einem andern Thore, ich glaube zu dem Bethlehemsthore, hinaus auf den Calvariberg. Auf ihrem Wege durch die Stadt kamen sie an dem Hause vorüber, wohin die heilige Jungfrau mit den andern Frauen und Johannes sich begeben hatten, um einiges zur Leichenbereitung des Herrn zu holen, und es schloßen sich Johannes und die heiligen Frauen in kleiner Entfernung an den Weg der Diener an. Es waren etwa fünf Frauen, von welchen einzelne große Bündel Tücher unter ihren Mänteln trugen. Die Frauen pflegten, wenn sie gegen Abend, oder zu irgend einem geheimen Religionswerke ausgiengen, sich mit einem langen, eine starke Elle breiten Tuche ganz künstlich zu

umwickeln. Sie fiengen an einem Arme an, und das Tuch umwand ſie ſo eng, daß ſie keine großen Schritte machen konnten. Ich habe ſie ſich ganz einwickeln ſehen, ſie kamen ganz bequem mit dem Tuche aus bis auf den andern Arm, auch das Haupt verhüllte dieſes Tuch. — Heute hatte es mir etwas Auffallendes, es war Trauerkleidung.

Joſeph und Nicodemus trugen auch Trauerkleider, ſchwarze Vorermel und Manipel und breite Gürtel, und ihre Mäntel, welche ſie über den Kopf gezogen hatten, waren weit und lang und von ſchmutzgrauer Farbe. Alles, was ſie ſelbſt trugen, verdeckten ſie mit dieſen weiten Mänteln. Sie giengen beide gegen das Ausführthor.

Auf den Straßen war es ſtill und öde, der allgemeine Schrecken hielt Alles in den Häuſern verſperrt. Viele Leute lagen in Buße, nur ſehr wenige hielten die Ordnung des Feſtes. Als Joſeph und Nicodemus zu dem Thore kamen, fanden ſie es geſchloßen, und die Wege umher und die Mauer mit vielen Soldaten beſetzt; es waren jene, welche die Phariſäer nach zwei Uhr begehrt hatten, als ſie einen Aufruhr fürchteten, ſie waren noch nicht zurückgerufen. Joſeph zeigte ihnen einen ſchriftlichen Befehl des Pilatus vor, ihn durchzulaſſen, ſie fanden ſich bereitwillig, erklärten ihm jedoch, daß ſie bereits vergebens verſucht hätten, das Thor zu öffnen, das ſich wahrſcheinlich bei dem Erdbeben durch irgend eine Bewegung verklemmt hatte; darum hatten auch die Beinbrechenden Schergen zu dem Eckthore wieder hereingemußt. Als aber Joſeph und Nicodemus die Riegel ergriffen, öffnete ſich das Thor zur Verwunderung Aller ganz leicht.

Es war noch trüb, düſter und nebelig, als ſie auf den Calvariberg kamen, wo ſie bereits ihre vorausgeſendeten Diener und die heiligen Frauen fanden, welche weinend dem Kreuze gegenüber ſaßen. Caſſius und mehrere Soldaten, die ſich bekehrt hatten, ſtanden wie verwandelt, ſcheu und

ehrerbietig in einiger Entfernung. Joſeph und Nicodemus ſprachen mit der heiligen Jungfrau und Johannes von Allem, was ſie gethan, um Jeſum vom ſchmählichen Tode zu retten, und hörten von dieſen, wie ſie nur mit Mühe das Zerſchmettern der Beine Jeſu abgewendet, und wie ſo die Prophezeihung erfüllt worden ſey. Auch von dem Lanzenſtiche des Caſſius ſprachen ſie. Als nun auch der Hauptmann Abenadar herangekommen war, begannen ſie in groſſer Trauer und Ehrerbietung das heiligſte Liebeswerk der Kreuzabnahme und Leichenbereitung an dem heiligen Leibe ihres Herrn und Meiſters und Erlöſers.

Die heilige Jungfrau und Magdalena ſaſſen am Kreuzhügel zur Rechten, zwiſchen dem Kreuze des Dismas und Jeſu; die andern Frauen waren beſchäftigt, die Spezereien und Tücher, das Waſſer, die Schwämme und Gefäße zu ordnen. Caſſius nahte ſich auch, da er Abenadar angekommen ſah, er theilte ihm das Wunder ſeiner Augenheilung mit. Alle waren ſehr gerührt, feierlich ernſt, betrübt, und voll Liebe, ohne viele Worte. Manchmal, wo es die Eile und Aufmerkſamkeit bei dem heiligen Geſchäfte erlaubte, ertönte hie und da ein leiſes Weheklagen, oder Seufzen. Magdalena vor Allen war ganz ihrem Schmerze überlaſſen, in heftiger Bewegung, und wußte von keinem Menſchen, von keiner Rückſicht.

Nicodemus und Joſeph ſtellten die Leitern hinten an das Kreuz, und ſtiegen mit einem großen Tuche, an welchem drei breite Riemen befeſtigt waren, empor, und banden den Leib Jeſu unter den Armen und den Knieen an den Stamm des Kreuzes, und die Arme des Herrn mit Tüchern unter den Händen an die Kreuzarme feſt. Dann ſchlugen ſie, mit hinten auf die Nägelſpitzen geſetzten Stiften, die Nägel heraus; die Hände Jeſu wurden durch dieſe Schläge nicht ſehr erſchüttert, und die Nägel fielen leicht aus den Wunden nieder, denn dieſe waren durch

das Gewicht des Leibes weit geriſſen, und der durch die Tücher hinaufgezogene Körper ruhte mit ſeiner Laſt nicht mehr auf den Nägeln. Der Unterleib Jeſu, der im Tode in die Kniee geſunken war, ruhte nun in ſitzender Stellung aufgezogen auf einem Tuche, das über die Kreuzarme in die Höhe gebunden war. Während nun Joſeph den linken Nagel losſchlug und den linken Arm leiſe in den Binden an den Leib niederſinken ließ, band Nicodemus den rechten Arm Jeſu eben ſo an dem Kreuzarme und auch das dorngekrönte Haupt Jeſu, das auf die rechte Schulter geſunken war, in ſeiner Lage feſt, ſchlug den rechten Nagel los, und ließ den rechten Arm in den Binden zu dem Leibe nieder. An den Füßen hatte indeſſen Abenadar, der Hauptmann, den großen Nagel mit Anſtrengung herausgeſchlagen.

Caſſius hob die ausgefallenen Nägel ehrerbietig auf und legte ſie neben der heiligen Jungfrau zuſammen nieder. Nun aber ſtellten ſie die Leitern an die Vorderſeite des Kreuzes dicht neben den heiligen Leib, banden den obern Riemen vom Kreuzſtamme los und hängten ihn in einen der Haken an den Leitern; ſo thaten ſie mit den beiden andern Riemen auch, und indem ſie die Riemen niederſteigend immer in tieferſtehende Haken hängten, ſank der heilige Leib nieder, dem Hauptmann Abenadar entgegen, der auf eine Stufenbank getreten, ihn unter den Knieen in den Armen gefaßt hatte, und mit ihm herniederſtieg, während Nicodemus und Joſeph, den Oberleib Jeſu zwiſchen ſich in den Armen haltend, leiſe und behutſam, als trügen ſie einen ſchwerverwundeten geliebten Freund, Stufe vor Stufe von den Leitern herabſchritten. So gelangte die heilige mißhandelte Leiche des Erlöſers vom Kreuze zur Erde nieder.

Die Abnahme Jeſu vom Kreuze war unbeſchreiblich rührend, ſie thaten Alles ſo vorſichtig und ſchonend, als fürchteten ſie, dem Herrn Schmerzen zu verurſachen, ſie

waren von all der Liebe und Ehrerbietung gegen den heiligen Leib durchdrungen, welche ſie gegen den Heiligen der Heiligen in ſeinem Leben gefühlt hatten. Alle Anweſenden ſahen mit unverwandten Blicken zu dem Leibe des Herrn empor und begleiteten jede Bewegung deſſelben mit theilnehmender Emporhebung der Arme, mit Thränen und allen Geberden des Schmerzes und der Sorge. Aber Alle waren ſtill und es ſprachen die arbeitenden Männer aus unwillkürlicher Ehrerbietung, als ſeyen ſie in einer heiligen Handlung begriffen, nur wenig und halblaut ſich einander zu, mancherlei Hülfe anweiſend. Als die Hammerſchläge erklangen, durch welche die Nägel herausgetrieben wurden, war Maria und Magdalena, waren Alle, welche der Kreuzigung beigewohnt, von neuem Schmerze durchriſſen, denn der Klang dieſer Schläge erinnerte an die grauſame Annagelung Jeſu, und Alle zitterten, das helle Wehegeſchrei Jeſu wieder zu hören, und trauerten um ſeinen Tod bei dem Schweigen des heiligen Mundes. — Herabgenommen aber hüllten die Männer ſogleich den Unterleib des Herrn von den Knieen bis zu den Hüften ein, und legten den heiligen Leib auf dem Tuche in die Arme ſeiner Mutter, die ſie ihm mit Schmerz und Sehnſucht entgegenſtreckte.

Der Leib Jeſu wird zum Begräbniß bereitet.

Die heilige Jungfrau ſaß auf einer ausgebreiteten Decke, ihr rechtes Knie, etwas erhöht, und auch ihr Rücken lehnten gegen einen Wulſt, vielleicht von zuſammengerollten Mänteln, um der von Schmerz und Anſtrengung ermüdeten Mutter die traurige Liebesarbeit

an dem Leichname ihres ermordeten Sohnes zu erleichtern, welchen die Männer auf einem Tuche ihr in den Schooß legten. Das heilige Haupt Jesu war gegen ihr etwas gehobenes Knie gelehnt und der Körper lag auf dem Tuche ausgestreckt. Der Schmerz und die Liebe der heiligen Mutter waren gleich groß, sie hatte den Leib ihres geliebten Sohnes wieder in den Armen, dem sie unter so langer Marter keine Liebe hatte erweisen können, und sie sah die schreckliche Mishandlung dieses heiligsten Leibes, in seine Wunden schauend, dicht unter ihren Augen, sie küßte seine blutigen Wangen, und Magdalena lag mit dem Angesichte auf seinen Füßen.

Die Männer zogen sich nun nach einer südwestlich am Calvariberge tiefer liegenden Bucht zurück, wo sie die Leichenbereitung vollenden wollten, und stellten dort alles Nöthige in Ordnung. Cassius stand mit einer Anzahl Soldaten, welche sich zu dem Herrn bekehrt hatten, in ehrerbietiger Entfernung. Die Uebelgesinnten waren Alle zur Stadt gezogen und die noch Anwesenden dienten nun der letzten Ehre, welche Jesu erwiesen wurde, zu einer Schutzwache, auf daß kein Störer nahen möge. Einzelne halfen gerührt und demüthig hie und da mit Handreichung, wo sie aufgefordert wurden.

Alle die heiligen Frauen halfen mit Darreichung von Wassergefäßen, Schwämmen, Tüchern, Salben und Spezereien, wo es nöthig war, und standen dann wieder aufmerkend in einiger Entfernung. Unter diesen befanden sich Maria Cleophä, Salome und Veronica. Magdalena war immer bei dem heiligen Leibe beschäftigt; Maria Heli aber, die ältere Schwester der heiligen Jungfrau, eine bereits bejahrte Matrone, saß stille zuschauend in einiger Entfernung auf dem Erdwalle des Kreises. Johannes war immer der heiligen Jungfrau zur Hülfe, er war der Bote zwischen den Frauen und Männern, er half hier bei den Frauen und

diente nachher auch den Männern bei der eigentlichen Leichenbereitung auf alle Weise. Es war für Alles gesorgt, die Frauen hatten lederne Wasserschläuche, die man öffnen und platt zusammenlegen konnte, und auch ein Gefäß voll Wasser auf einer Kohlengluth bei sich stehen. Sie reichten Maria und Magdalena abwechselnd andere Schaalen mit reinem Wasser und andere Schwämme, und drückten die gebrauchten in die ledernen Gefäße aus. Ich meine nehmlich, daß die runden Bäuschchen, die ich sie ausdrükken sah, Schwämme waren.

Die heilige Jungfrau aber war bei unaussprechlichem Leid mit einem starken Muthe beseelt*), ihre Trauer konnte den heiligen Leib nicht in Schmach- und Martergestalt lassen, und so begann sie gleich in ununterbrochener Thätigkeit den heiligen Leib zu pflegen und zu reinigen. — Sie nahm die Dornkrone, indem sie dieselbe hinten öffnete, mit großer Behutsamkeit und Beihülfe der Andern vom Haupte Jesu, damit die in das Haupt gedrungenen Dornen bei der Bewegung die Wunden nicht erweiterten, mußten einzelne Dornen von der Krone abgeschnitten werden. Sie legten die Krone neben hin zu den Nägeln,

*) Als die Erzählende in der jährlichen Passionsbetrachtung am Charfreytag den 30. März 1820 gegen Abend die Kreuzabnahme betrachtete, fiel sie in Gegenwart des Schreibers plötzlich in eine Todes-ähnliche Ohnmacht. Wieder zu sich gekommen, erklärte sie sich hierüber unter fortwährenden Schmerzen: „Als ich den Leib Jesu der heiligen Jungfrau in den Schooß legen sah, dachte ich: Sieh' wie stark sie ist, sie wird nicht einmal ohnmächtig! Diesen Gedanken, der mehr verwundernd, als mitleidend war, verwies mir mein Führer augenblicklich und sagte: „so empfinde dann, was sie empfand!" und in demselben Augenblicke fuhr ein schneidendes Weh wie ein Schwert quer durch mein Inneres, so daß ich wie sterbend ward, und ich fühle es noch fortwährend." Diesen Schmerz trug sie lange und er gieng in eine schwere Krankheit bis zur Todesnähe über.

und nun zog Maria einzelne lange Dornspitzen und Splitter, welche in dem Haupte des Herrn steckten, mit einer runden, gelben, federnden Zange *) aus den Wunden des Hauptes und zeigte sie den Bemitleidenden traurig umher. Die Dornen wurden theils zu der Krone gelegt, es mögen aber auch mehrere zum Andenken bewahrt worden seyn.

Man konnte das Antlitz des Herrn kaum mehr erkennen, so war es durch Blut und Wunden entstellt. Die zerrauften Haupt- und Barthaare waren ganz mit Blut verklebt. Maria wusch das elende Haupt und Angesicht Jesu und weichte das vertrocknete Blut mit den naßen Schwämmen aus den Haaren, und immer ward unter dem Waschen die grausame Mißhandlung Jesu sichtbarer, und es folgte ein Mitleiden, ein Sorgen und Pflegen dem andern, von Wunde zu Wunde. Sie wusch ihm das Blut mit einem Schwamme und über die Finger der rechten Hand gespannten Tüchlein aus den Wunden des Hauptes, aus den gebrochenen Augen, aus den Nasenlöchern und Ohren; sie reinigte mit dem Tüchlein über dem Zeigefinger den halb offnen Mund und die Zunge des Herrn und die Zähne und

*) Die Erzählende sagte: „diese Zange erinnerte mich durch ihre Gestalt an die Scheere, durch welche Samson seiner Haare beraubt wurde.“ Diese hatte sie aber früher folgendermaßen beschrieben: „Dalila hatte eine seltsame Scheere in der Hand, von runder Gestalt, so groß als der Abschnitt eines großen Apfels, zusammengedrückt öffnete sie sich wieder von selbst, und glich einer Art Kneipe, oder Klemmzange von einem breiten, dünnen, rundgebogenen Stück Metall, dessen scharfe Enden zusammengedrückt sich schneidend streiften, und losgelassen sich wieder trennten.“ In ihren Betrachtungen des dritten Lehrjahres Jesu Samstag den 21. Sivan = 7. Juni sah sie Jesum den Sabbath in der Levitenstadt Misael im Stamme Asser halten und betrachtete, veranlaßt durch einen Theil der Sabbathlection aus dem Buche der Richter, das Leben Samsons.

Lippen. Sie scheitelte aber das wenige noch übrige Haupthaar des Herrn in drei Theile,*) einen Theil an jede Seite, und einen Theil an das Hinterhaupt, und strich die rein gescheitelten Seitenhaare glatt hinter den Ohren zurück. Als das Haupt gereinigt war, küßte die heilige Jungfrau seine Wange und verhüllte es. Ihre Pflege wendete sich nun zu dem Halse, den Schultern, der Brust und dem Rücken des heiligen Leibes, und auf die Arme, und die blutvollen zerrissenen Hände. Ach! da zeigte sich die schreckliche Zerrüttung erst recht schauderhaft, alle Gebeine der Brust,

*) Hier drängt sich folgende Beobachtung auf. — Die Betrachtende pflegte bei den geschichtlich wichtigsten Personen meistens zu erwähnen, in wie viele Theile sie das Haupthaar scheitelten, und sie schien eine gewiße Bedeutsamkeit in die Worte zu legen: „Eva scheitelte die Haare in zwei Theile, Maria scheitelte die Haare in drei Theile." Es fand sich keine Gelegenheit, den Grund dieser Bedeutsamkeit zu erfahren, welcher wahrscheinlich auch den Bezug der Haare auf Opfer, Gelübde, Trauer, Weihungen u. s. w. beleuchtet haben würde. — So sagte sie z. B. von Samson: „er trug seine dichten, langen, gelben Haare in sieben Flechten wie eine Helmkappe um das Haupt gewunden; über der Stirne und an den beiden Schläfen hatte er Wülste dieser Flechten in einer Art von Beuteln. Seine Stärke war nicht sowohl in seinen Haaren als solchen, sondern als Zeugen seiner heiligen Gelübde, zu denen er sich mit diesen Haarknoten verbunden hatte; die Kräfte, die auf den sieben Flechten oder Locken ruhten, waren die sieben Gaben des heiligen Geistes. Er mußte seine Gelübde schon weit gebrochen und viele Gnaden verloren haben, als er sich das Zeichen seines Nasiräats abscheeren ließ. Ich sah jedoch nicht, daß Dalila ihm alle Haare abschnitt, ich meine, es blieb ihm der Busch über der Stirne. Es ist ihm auch die Gnade der Reue und Buße geblieben, die er schwer geübt, und er erhielt die Kraft, seine Feinde zu vernichten. Samsons Leben ist ein prophetisches, vorbildliches Leben."

alle Gewerbe waren zerdehnt und verrenkt, und dadurch unbiegsam geworden; die Schulter, worauf er das schwere Kreuz getragen, war von einer großen Wunde zerfleischt, und der ganze Oberleib voll Schwielen und Geißelwunden; an der linken Brust hatte er eine kleine Wunde, wo die Lanzenspitze des Caïsius wieder hervorgedrungen, und in der rechten Seite öffnete sich die weite große Lanzenwunde, die sein Herz von einer Seite zur andern durchspaltete. Maria wusch und reinigte alle diese Wunden, und Magdalena, auf den Knieen liegend, war ihr manchmal helfend gegenüber, meist aber zu den Füßen Jesu, welche sie zum letzten Male mehr mit ihren Thränen, als mit Wasser abwusch und mit ihren Haaren trocknete.

Als nun das Haupt, der Oberleib und die Füße des Herrn von Blut und Unrath gereinigt waren, und der heilige Leib, bläulich weiß, wie verblutetes Fleisch glänzend, hie und da mit braunen Flecken von geronnenen Blutmaalen und mit rothen von Haut entblößten Stellen, im Schooße Mariens lag, verhüllte diese die gereinigten Glieder, und begann abermals vom Haupte an alle Wunden zu salben. Die heiligen Frauen knieeten abwechselnd ihr gegenüber und reichten ihr eine Büchse dar, aus welcher sie mit dem Zeigefinger und dem Daumen der rechten Hand etwas, wie Salbe, oder sonst Köstliches herausnahm, womit sie alle die Wunden ausfüllte und bestrich. Auch das Haar begoß sie mit Salbe, und ich sah, wie sie die Hände Jesu in ihrer Linken hielt, ehrerbietig küßte, und dann die weiten Nagelwunden mit jener Salbe oder Spezerei füllte, von welcher sie auch in die Oeffnung der Ohren und der Nase und in die Seitenwunde des Herrn that. — Magdalena war meistens mit den Füßen Jesu beschäftigt, bald sie zu trocknen und zu salben, bald sie von neuem mit ihren Thränen zu benetzen, sie ruhte oft lange mit ihrem Angesichte auf denselben.

Ich sah das gebrauchte Wasser nicht wegschütten, sondern in den ledernen Schläuchen sammeln, in welche sie die Schwämme ausdrückten. Mehrmals sah ich frisches Wasser in Schläuchen und Krügen, welche die Frauen mitgebracht hatten, von einzelnen Männern, Cassius oder andern Soldaten aus dem Brunnen Gihon holen, der so nahe lag, daß man ihn von dem Grabgarten her sehen konnte.

Als die heilige Jungfrau alle Wunden gesalbt hatte, wickelte sie das Haupt mit Binden ein; die Gesichtsdecke an dieser Kopfhülle zog sie aber noch nicht nieder. Sie drückte die halbgebrochnen Augen Jesu zu und ließ ihre Hand etwas auf denselben ruhen, und schloß den Mund des Herrn, und umarmte den heiligen Leib ihres Sohnes, und ließ weinend ihr Antlitz auf das Seinige sinken. Magdalenas Angesicht berührte aus Ehrerbietung das Antlitz Jesu nicht, es ruhte nur auf seinen Füßen.

Schon standen Joseph und Nicodemus eine Weile harrend in der Gegend, als Johannes der heiligen Jungfrau mit der Bitte nahte, sich von dem Leibe Jesu zu trennen, auf daß sie ihn zum Grabe bereiten könnten, weil der Sabbath nahe. Maria umarmte Jesu Leib nochmals inniger, und nahm mit rührenden Worten Abschied von ihm. Nun hoben die Männer den heiligen Leib Jesu auf dem Tuche, worauf er lag, aus dem Schooße seiner Mutter und trugen ihn hinab zur Stelle der Leichenbereitung. Maria, von neuem ihrem Schmerze, der in der liebenden Pflege einigen Trost gefunden, ganz hingegeben, ruhte mit verhülltem Haupte in den Armen der Frauen; Magdalena aber, als wolle man ihren Geliebten rauben, eilte mit ausgestreckten Händen einige Schritte nach, und wendete sich dann zu der heiligen Jungfrau zurück.

Sie trugen aber den heiligen Leib eine Strecke von der Höhe Golgothas hinab, wo in einer Bucht der Anhöhe ein schöner flacher Fels war. Hier hatten die Männer, sich die Stelle zur Balsamirung bereitet. Ich sah

zuerst ein netzartig durchbrochenes Tuch, wie von Spitzen, gebreitet, es war der Art, wie bei uns das große sogenannte Hungertuch *) in der Kirche aufgehängt wird. Ich meinte als Kind immer, wenn ich dieses Tuch hängen sah, es sey jenes, das ich bei der Leichenbereitung des Herrn gesehen. Wahrscheinlich war es netzartig, um das Wasser beim Waschen abfließen zu lassen. Ich sah aber noch ein anderes großes Tuch ausgebreitet. Sie legten den Leib des Herrn auf das durchbrochene Tuch, und einige hielten das andere Tuch über ihn; Nicodemus und Joseph knieeten nieder, und lösten unter dieser Decke das Tuch von dem Unterleibe des Herrn, welches sie von den Knieen bis zur Hüfte bei der Kreuzabnahme um ihn geschlagen hatten, und nahmen dann die Gürtelbinde von dem heiligen Leibe Jesu, welche ihm Jonadab, der Neffe seines Nährvaters Joseph, vor der Kreuzigung gebracht hatte. So wuschen sie den Unterleib des Herrn mit Schwämmen züchtig unter der übergehaltenen Decke, durch welche er ihren Augen verborgen war, und dann ward der heilige Leib auf Quertüchern unter dem Oberleib und den Knieen, noch immer mit dem obern Tuche bedeckt, emporgehoben, und auf der Rückseite, ohne ihn umzuwenden, gewaschen. Sie wuschen ihn aber so lange, bis das aus den Schwämmen ausgedrückte Wasser klar und hell niederfloß. Sie wuschen ihn nachher noch mit

*) Hungertuch nennt man im Bisthum Münster ein großes, weisses, leinenes Tuch, welches während der Fastenzeit senkrecht an Schnüren von der Kirchendecke herab, zwischen Chor und Kirche, oder vor dem hohen Altar aufgehängt wird. Es pflegt dieses Tuch mit durchbrochenen Stellen von Spitzengrund durchwebt zu seyn, welche die heiligen fünf Wunden oder die Leidenswerkzeuge o. dgl. vorstellen. Es macht dieses Tuch einen ernsten, großartigen, an Zucht, Abtödtung, Nüchternheit und Betrachtung mahnenden Eindruck auf empfängliche Gemüther.

Myrrhenwasser, und ich sah, daß sie den heiligen Leib niederlegten und ehrerbietig mit ihren Händen gerade streckten, denn die Mitte desselben und die Kniee waren noch etwas gekrümmt, und so erstarrt, wie er sterbend am Kreuze zusammengesunken war. Sie legten sodann ein Ellen-breites, etwa drei Ellen langes Tuch unter seine Lenden, füllten seinen Schoos ganz mit Kräuterbüschchen, wie ich sie manchmal auf himmlischen Tafeln*) grün auf goldnen Tellerchen mit blauen Rändern stehen sehe, und mit feinen krausen Pflanzenfäden, wie Safran, und streuten noch über Alles ein Pulver aus, welches Nicodemus in einer Büchse mitgebracht hatte. Dann wickelten sie über alle diese Spezerei den Unterleib mit der untergelegten Tuchbahn ein, zogen das Ende zwischen den Beinen herauf und steckten es über dem Unterleibe, wo die Binde anschließend gürtete, einschlagend fest. Nach dieser Verhüllung salbten sie alle Wunden der Lenden, bestreuten sie mit Spezerei, und legten Kräuterbüschchen zwischen den Beinen bis zu den Füßen herab, und wickelten die Beine von unten herauf ein in diese Gewürze.

Nun führte Johannes die heilige Jungfrau und die andern heiligen Frauen wieder heran. Maria kniete bei

---

*) In einer gewissen Art von innern bildlichen Tröstungen und Erquickungen fühlte sich die Erzählende öfters wie zu himmlischen Festmahlzeiten entrückt, und beschrieb mit kindlicher Freude die wundervolle zierliche Anordnung der Gerichte und den Glanz der Gefäße. Sie beschrieb öfters die aufgetragenen Kräuter nach Art und Gestalt bis in die Staubfäden ihrer Blüthen und die Zahl ihrer Blätter. Oefters erwähnte sie, als ihr selbst dort vorgesetzt, in goldnen Tellern mit blauem Rande dicht neben einander aufrechtstehende feine Kräuter, sie sagte manchmal, wie bittre Kresse, oder wie Myrrhen, und oft auch mancherlei Früchte, durch deren Genuß sie sich in großen körperlichen und Seelen-Leiden gestärkt fühlte. Es fand sich durch häufige Beobachtung, daß sie in diesen bildli-

dem Haupte nieder, sie legte ein feines Tuch, das sie von Claudia Procle, der Frau des Pilatus, empfangen, und das sie um den Hals unter ihrem Mantel hängen hatte, unter das Haupt Jesu, und sie und die andern heiligen Frauen füllten nun den Raum zwischen den Schultern und dem Kopfe um dem ganzen Hals bis zu den Wangen Jesu mit Kräuterblüschchen, solchen feinen Fäden, und jenem feinen Pulver aus, worauf die heilige Jungfrau Alles mit jenem Tuche um Kopf und Schultern fest band. Magdalena goß noch ein ganzes Fläschchen Wohlgeruch in die Seitenwunde Jesu, und die heiligen Frauen legten ihm noch Gewürze in die Hände und um und unter die Füße. Dann füllten die Männer noch die Achselhöhlen mit Spezerei aus, belegten die Herzgrube damit, und füllten allen Raum um den Körper damit aus, kreuzten seine erstarrten Arme über dem Schooße, und schlugen den Leib mit den Gewürzen in das große weiße Tuch bis an die Brust fest ein, wie man ein Kind einschlägt. Nun aber klemmten sie unter die angeschloßene Achsel des einen Arms das eine Ende einer breiten Binde ein, und wickelten diese, den heiligen Leib auf den Händen aufhebend, um das Haupt und den ganzen Leib nieder, der so die Gestalt

---

chen Tröstungen diesseitige Ueberwindungen, Entsagungen und Selbstbesiegungen unter der Gestalt von Kräutern und Früchten, welche nach Form und Wesen diese Mortificationen bedeuteten, jenseits als Erquickung und Lohn empfieng. Auch Form, Stoff und Farbe der Gefäße hatte seine Bedeutung. „Das Genießen dieser Speisen, sagte sie, ist kein Essen, wie im gewöhnlichen Leben, und doch in weit höherem Grade eine Nahrung und Sättigung, die ganze Gnade und Kraft Gottes, deren Buchstabe und vollkommener Ausdruck die vorgesetzte Frucht ist, geht in einen über.“ — An solche Kräuter erinnerte sich die Erzählende bei dem Anblick der Spezereien bei Jesu Leichenbereitung.

einer eingehüllten Puppe erhielt. Hierauf legten sie den Leib des Herrn auf das große sechs Ellen lange Tuch, das Joseph von Arimathia gekauft hatte, und schlugen ihn darin ein. Er lag quer darauf, eine Ecke ward von den Füßen zur Brust herauf, die andre über den Kopf und die Schultern niedergeschlagen und die Seiten wurden um den Leib herumgewickelt.

Als sie nun Alle den Leib des Herrn weinend umgaben, und Abschied nehmend um ihn herknieten, zeigte sich ein rührendes Wunder vor ihren Augen: die ganze Gestalt des heiligen Leibes Jesu mit allen seinen Wunden erschien auf der Oberfläche des Tuches, das ihn bedeckte, braun-röthlich abgebildet, als wolle er ihre liebende Pflege und ihre Trauer dankbar belohnen, und ihnen sein Bild durch alle Verhüllung hindurch zurücklassen. Weinend und wehklagend umarmten sie den heiligen Leib und küßten verehrend das wunderbare Abbild; ihr Staunen war so groß, daß sie das Tuch nochmals öffneten, und es war noch größer, da sie alle die Binden des heiligen Leibes weiß wie vorher fanden, und nur das obere Tuch mit der Gestalt des Herrn bezeichnet.

Die Seite des Tuches, worauf der Leib lag, enthielt das Abbild des ganzen Rückens des Herrn, die Seite, die ihn bedeckte, seine vordere Gestalt, diese aber mußte zusammengelegt werden, weil das Tuch hier mit verschiedenen Ecken über ihn zusammengeschlagen war. Es war dieses kein Abdruck von etwa blutenden Wunden, denn der ganze Körper war in Spezereien mit vielen Binden dicht eingewickelt, es war ein Wunderbild, ein Zeugniß der schaffenden bildenden Gottheit im Leibe Jesu.

Ich habe auch Vieles von der nachherigen Geschichte dieses heiligen Tuches gesehen, was ich aber nicht mehr in bestimmte Ordnung bringen kann. Es war nach der Auferstehung mit den andern Tüchern im Besitze der Freunde Jesu. Ich sah es einmal einem, der es unter

dem Arme trug, hinwegreißen, ich sah es zweimal in den Händen der Juden, ich sah es auch lange in Verehrung der Christen an verschiedenen Orten. Einmal war ein Streit darüber, und es wurde zur Beilegung desselben in ein Feuer geworfen, flog aber wunderbar über der Flamme empor in die Hände eines Christen.

Es sind drei Abdrücke von demselben durch Auflegung unter Gebet von heiligen Männern gemacht worden, und zwar von der ganzen hintern Seite und von dem ganzen zusammengelegten Bilde der vordern Seite. Diese Abdrücke sind durch Berührung in der feierlichen Intention der Kirche geweiht, und haben von je große Wunder gethan. Das Original habe ich einmal mit einiger Beschädigung, einigen Rissen, in Asien bei nicht katholischen Christen in Verehrung gesehen. Ich habe den Namen der Stadt vergessen, sie liegt in einem großen, der Heimath der heiligen drei Könige nahen Lande. Ich habe in diesen Gesichten auch Etwas von Turin und Frankreich und dem Pabst Clemens, dem Ersten, gehabt, und vom Kaiser Tiberius, der fünf Jahre nach Christi Tod gestorben, habe es aber vergessen.

Die Grablegung.

Die Männer legten nun den heiligen Leib auf die lederne Tragbahre, bedeckten sie mit einer braunen Decke, und schoben zwei Stangen an der Seite durch. Ich ward dadurch recht an die Bundeslade erinnert. Nicodemus und Joseph trugen die vordern Stangenenden auf den Achseln, hinten trugen Abenadar und Johannes. Hierauf folgten die heilige Jungfrau, Maria Heli, ihre ältere Schwester, Magdalena und Maria Cleophä, dann

die Schaar Frauen, die entfernter geſeſſen, Veronica, Johanna Chuſa, Maria Marcus, Salome Zebedäi, Maria Saleme, Salome von Jeruſalem, Suſanna und Anna, eine in Jeruſalem erzogene Bruderstochter des heiligen Joſephs. Den Zug aber beſchloßen Caſſius und die Soldaten. Die andern Frauen z. B. die Maroni von Naim, Dina die Samaritin und Mara die Suphanitin waren jezt in Bethanien bei Martha und Lazarus.

Es ſchritten ein paar Soldaten mit gedrehten Fackeln voraus, denn man mußte Licht in der Grabhöhle haben. So zogen ſie etwa ſieben Minuten weit, in leiſem, wehmüthigem Tone Pſalmen ſingend, durch das Thal nach dem Grabgarten hin, und ich ſah jenſeits auf der Höhe Jakobus, den Größeren, den Bruder des Johannes, dem Zuge zuſchauen und dann zurückkehren, es den andern Jüngern in den Höhlen zu verkünden.

Der unregelmäßige Garten vor dem Grabfelſen, der mit Raſen bedeckt an ſeinem Ende liegt, hat einen lebendigen Zaun, und innerhalb deſſelben beim Eingange noch eine Umſchränkung von Querſtangen, die mit eiſernen Zapfen an Pfähle befeſtiget ſind. Vor dem Eingange des Gartens und des rechts in demſelben liegenden Grabfelſens ſtehen einige Palmbäume. Die meiſten andern Gewächſe des Gartens ſind Gebüſche, Blumen und Gewürzſtauden.

Ich ſah den Zug am Eingange des Gartens anhalten und denſelben durch Aushebung einiger Stangen öffnen, deren ſie ſich ſpäter als Hebel bedienten, den Schlußſtein der Grabthüre in die Höhle zu wälzen. Vor dem Grabfelſen angekommen öffneten ſie die Leichentrage und hoben den heiligen Leib auf einem ſchmalen Brette heraus, unter welchem ein Tuch quer übergebreitet ward. Nicodemus und Joſeph trugen an den Enden des Brettes und die beiden Andern an dem Quertuche. Die Grabhöhle, die noch neu war, war von den Dienern Nicodemi gereinigt und aus-

geräuchert worden, sie war ganz zierlich und hatte inwendig oben einen schönen Leist ausgehauen. Das Todtenlager war am Kopfe etwas breiter, als an den Füßen, und es war die Gestalt eines eingehüllten Leibes darin ausgetieft, am Kopfe und den Füßen mit einer kleinen Erhöhung.

Die heiligen Frauen setzten sich dem Eingange der Grabhöhle gegenüber auf einen Sitz. Die vier Männer trugen den Leib des Herrn in die Grabhöhle hinab, setzten ihn nieder, füllten noch einen Theil des ausgetieften Todtenlagers mit Spezereien aus, breiteten dann ein Tuch darüber und legten den heiligen Leib darauf. Das untergelegte Tuch hieng noch über das Grablager herab. Nun erwiesen sie dem heiligen Leibe mit Thränen und Umarmungen noch ihre Liebe und traten aus der Höhle. Es wandelte aber nun die heilige Jungfrau in die Höhle, und ich sah, daß sie sich zu Häupten auf das Grablager, das etwa zwei Schuh hoch von dem Grunde war, niedersetzte und sich weinend über den Leichnam ihres Kindes niederbeugte, und als sie die Höhle verließ, eilte Magdalena in dieselbe; sie hatte in dem Garten Zweige und Blumen gebrochen, die sie über den heiligen Leib ausstreute. Sie rang die Hände und umarmte weinend und wehklagend die Füße Jesu. Da aber die Männer draußen zum Schluße ermahnten, begab sie sich zurück nach dem Sitze der Frauen. Die Männer deckten nun die herabhängende Decke über den heiligen Leib und die braune Decke über das ganze Lager, und schloßen die braunen, wahrscheinlich kupfernen oder erzenen Thüren, es kam eine quere und senkrechte Stange davor, es sah wie ein Kreuz aus. — (Sie bestimmte nicht, ob diese Stangen vorgelegt wurden, oder ob es blos erhabene Leisten der Thüre waren, die sich so bildeten).

Der große Stein zum Verschluß der Grabthüren, der noch vor der Höhle lag, war ungefähr von der Gestalt

eines Koffers *), oder Grabmonuments, es konnte wohl ein Mensch ausgestreckt darauf liegen. Er war sehr schwer und ward nun von den Männern vermittelst jener am Garteneingange ausgehobenen Stangen in die Vorhalle des Grabes vor die verschloßenen Grabthüren gewälzt. Der äußere Eingang der Vorhalle ward mit einer leichten Thüre von Flechtwerk zugesetzt.

Alle Verrichtungen innerhalb der Höhle waren bei Fackelschein geschehen, weil es düster in derselben war. Ich habe während der Grablegung mehrere Männer in der Nähe des Gartens und Calvariebergs gesehen, welche schüchtern und traurig hin und her wandelten, ich glaube es waren Jünger, die auf Abenadars Erzählung sich durch das Thal aus den Höhlen herangezogen hatten und wieder zurückkehrten.

Die Heimkehr vom Grabe. Sabbath.

Es war nun die Zeit, da der Sabbath eintrat, und Nicodemus und Joseph begaben sich durch ein kleines Pförtchen, das in der Nähe des Gartens durch die Stadtmauer führte und, wie ich meine, eine Privatvergünstigung war, nach der Stadt. Sie sagten zu der heiligen Jungfrau, zu

*) Wahrscheinlich meinte die Erzählende hiermit die Gestalt jener alterthümlichen, großen Truhen oder Kisten, worein die Landleute ihrer Heimath die Kleidungsstücke bewahren. Ihr Boden ist kleiner als der Deckel, und so erhalten sie eine Aehnlichkeit mit einer Tumba, wodurch sie wohl auf den Vergleich mit einem Grabmonumente geführt ward. Sie selbst hatte einen solchen Behälter in ihrer Nähe, den sie ihren Koffer nannte. Auf diese Weise beschrieb sie öfter jenen Stein, dessen Gestalt dennoch nicht ganz klar wird.

Magdalena, Johannes und einigen Frauen, die nochmals zum Calvarienberge wollten, um zu beten, und einiges Zurückgelassene mitzunehmen, daß ihnen diese Pforte und eben so auch das Thor zum Coenaculum auf ihr Anpochen eröffnet werden würde. Die bejahrte Schwester der heiligen Jungfrau, Maria Heli, ward von Maria Marcus und andern Frauen zur Stadt geführt. Die Diener des Nicodemus und Joseph giengen zum Calvarienberge, die zurückgelassenen Geräthschaften zu holen.

Die Soldaten zogen zu jenen, welche am Ausführthore standen, und Cassius ritt mit der Lanze zu Pilatus, dem er Alles berichtete, was ihm begegnet war, und welchem er von allem Ferneren genaue Kundschaft zu bringen versprach, wenn er ihn der Stadtwache beiordnen wolle, welche die Juden, wie ihm schon zugetragen, gewiß von ihm begehren würden. Pilatus hörte alle seine Reden mit einem geheimen Grauen an, behandelte ihn aber als einen Schwärmer und befahl ihm aus Ekel und Aberglauben, seine Lanze, die er bei ihm abgestellt hatte, vor die Thüre zu setzen.

Als die heilige Jungfrau und ihre Begleitung von dem Calvarienberge, wo sie noch geweint und gebetet hatten, mit ihrem Geräthe zurückkehrten, sahen sie sich einen Trupp Soldaten mit einer Fackel entgegenkommen, und zogen sich auf dem Wege nach zwei Seiten zurück, bis die Schaar vorüber war. Diese zogen nach dem Calvarienberge, wahrscheinlich um die Kreuze vor dem Sabbath hinwegzunehmen und zu verscharren. Als sie vorüber waren, setzten die heiligen Frauen ihren Weg zu dem Einlaßpförtchen fort.

Dem Joseph und Nicodemus begegneten in der Stadt Petrus, Jakobus der größere und Jakobus der kleinere. Sie weinten alle, Petrus war ganz besonders betrübt und heftig, er umarmte sie unter Thränen, klagte sich an, jammerte, nicht bei dem Tode des Herrn gewesen zu seyn

und dankte ihnen für das Grab des Herrn. Sie waren alle ganz außer sich vor Schmerz. Sie bestellten, auf ihr Anpochen im Coenaculum eingelassen zu werden, und schieden dann, noch andere Zerstreute aufzusuchen.

Ich sah später die heilige Jungfrau und ihre Begleitung am Coenaculum pochen und einlassen, auch Abenadar wurde eingelassen, und nach und nach die meisten Apostel und mehrere Jünger. Die heiligen Frauen begaben sich abgesondert in die Wohnung der heiligen Jungfrau. Man nahm wenige Erquickung, und brachte noch einige Minuten mit Trauer und Angst und mancherlei Erzählung zu. Die Männer legten nun andere Kleider an, und ich sah sie, unter der Lampe stehend, den Sabbath halten. Dann aßen sie noch an verschiedenen Tischen im Coenaculum umher Lämmer, aber ohne Ceremonien. Es war das Osterlamm nicht. Dieses hatten sie schon gestern gegessen. Es war große Verwirrung und Trauer in Allen. Auch die heiligen Frauen beteten mit Maria unter einer Lampe. Später, als es ganz dunkel war, wurden noch Lazarus, Martha, die Wittwe Maroni von Naim, Dina Samaritis und Mara Suphanitis *) eingelassen, die nach dem Sabbath von Bethanien kamen, und der Schmerz erneuerte sich in der Erzählung.

---

*) Nach den Betrachtungen der Erzählenden wohnten die hier genannten drei Frauen seit einiger Zeit in Bethanien in einer Vereinigung, welche von Martha zum Unterhalt und zur Pflege vieler Jünger Herbergen auf den Wegen des Herrn, und zur Aufnahme des Almosenschatzes errichtet war. — Maroni hieß die Wittwe von Naim, deren Sohn Martialis die Betrachtende durch Jesus im 7ten Lebensjahre Montags am 28ten Marcheswan = 18ten November, von den Todten erwecken sah. Es wurde ihr erklärt, und sie erzählte bei verschiedenen Gelegenheiten, Maroni sey die Tochter von Petri Vaters-Bruder. Ihr erster Mann sey der Sohn der Rhode, einer Schwester der Elisabeth gewesen, welche beide die Töchter einer Schwester der

Josephs von Arimathia Gefangennehmung.

Spät gieng Joseph von Arimathia nebst einigen Jüngern und Frauen aus dem Coenaculum nach Haus; sie giengen scheu und traurig durch die Straßen von Sion, und plötzlich trat aus einem Hinterhalte in der Nähe

---

Mutter der heiligen Anna waren. Als dieser erste Mann Maronis kinderlos gestorben, habe sie sich mit Eliud, einem nahen Verwandten der heiligen Anna vermählt, und sey von Ghasaluth am Thabor, wo Rhodes Familie gewohnt, ihrem Manne Eliud in das nahe Naim gefolgt, wo auch dieser gestorben, u. s. w. — Die hier erwähnte Dina Samaritis ist das samaritanische Weib, deren Unterredung mit Jesus am Brunnen Jakobs die Erzählende Mittwochs den 7ten Ab = 31ten Juli des 2ten Lehrjahres betrachtete und erzählte. Sie war von halb jüdischen halb heidnischen Eltern auf einem Landsitze, nahe bei Damascus geboren. Früh elternlos empfieng sie durch eine ausschweifende Amme böse Leidenschaften. Ihre früheren Männer wurden durch andere Buhler hinweggeschafft, und der, mit dem sie zuletzt in Sichar lebte, war ein Verwandter der frühern. Sie war ihm hieher gefolgt, und hatte ihren eigentlichen Namen Dina mit dem Salome vertauscht. Sie hatte aus ihren früheren Verbindungen drei schon erwachsene Töchter und zwei Söhne, welche später zu den Jüngern kamen. Sie waren alle nicht bei ihr in Sichar, sondern bei den Verwandten ihrer Väter bei Damascus. Merkwürdig erscheint die Aeußerung der Erzählenden: „das Leben des samaritanischen Weibes war ein prophetisches Leben; der Herr sprach mit der ganzen samaritanischen Sekte, als er mit ihr am Brunnen Jakobs sprach, in dieser Sekte waren eben so viele Verbindungen mit der Unwahrheit, als in ihrem Leben Ehebrüche, u. s. w." In der Fülle der Zeit hatten alle

von dem Richthauſe des Caiphas ein Trupp Bewaffneter hervor, und ergriff den Joſeph von Arimathia, während die Andern mit Angſtgeſchrei entflohen. Ich ſah, daß ſie den guten Joſeph nicht ſehr weit von dem Richthauſe in einen Thurm der Stadtmauer einkerkerten. Es hatte Caiphas dieſe Gefangennehmung durch heidniſche Soldaten veranlaßt, welche keinen Sabbath hielten, und man hatte im Sinne, Joſeph etwa verhungern zu laſſen und gar nichts von ſeinem Verſchwinden zu melden.

Hiermit ſchließen ſich die Mittheilungen von dem Leidenstage Jeſu; es folgen noch einige zu ihm gehörige Nachträge, und ſodann die Betrachtungen des ſtillen Samſtages, der Höllenfahrt, Auferſtehung und einiger Erſcheinungen des Herrn.

Perſonen, welche in Jeſu dem Wege und der Wahrheit begegneten, eine ſolche Würde. — Die erwähnte Mara Suphanitis war eine Moabitin aus der Gegend von Suphan; ſie ſtammte von Orpha, der Wittwe Obeliens, des Sohnes der Noemi ab; dem Orpha hatte in Moab wieder geheirathet. Mara hatte durch Orpha, die Schwägerin der Ruth, eine Verwandtſchaft mit der Abſtammung Jeſu aus David. Die Erzählerin ſah dieſe Mara von Suphan in einer Betrachtung des zehnjährigen Jeſu Montag den 17ten Elul = 9. September zu Nazareth durch Jeſum von vier Teufeln befreit, und ihr ihre Sünden vergeben. Sie lebte dort von ihrem Manne, einem reichen Juden, verſtoßen, der ſeine rechtmäßigen Kinder bei ſich behalten, ſie aber hatte 3 Kinder bei ſich, welche ſie im Ehebruch empfangen. „Ich ſah, wie bei ihrer Bekehrung und Auferweckung dieſer abgeirrte Strom aus Davids Stamm, der in ihr bis zu ſolcher Sünde getrübt worden, durch Jeſu Gnade auch mit ihr wieder zur Reinheit kam, und in die Kirche einzieng. Es iſt unmöglich auszuſprechen, wie ich das ſo wunderbar mit Millionen ſich durchkreuzenden feinen Fäden und Wurzeln ſich verflechten und wieder in Zug kommen ſehe.“

Nachträge zum Leidenstage Jesu.

Jonadabs Erbarmen mit dem Herrn wird belohnt.

(Zu Seite 210.)

Jonadab, der aus dem Tempel von einer innern Angst getrieben wurde, sein Schweißtuch Jesu zur Bedeckung seiner Blöße vor der Kreuzigung zu geben, war ein Bruderssohn des heiligen Josephs, des Nährvaters Jesu, aus der Gegend von Bethlehem. Er eilte von Golgotha nach dem Tempel zurück, als aber dort das Schlachten des Osterlammes durch die Finsterniß, das Erdbeben und die Erscheinung der Todten gestört ward, kehrte er eilend in seine Heimath zurück, denn seine Mutter und seine Frau waren krank und er hatte unerwachsene Kinder. Ich sah den guten Mann in seinem Herzen ganz verwandelt nach Haus eilen, denn früher war er sehr untheilnehmend an Jesu Lehre und Wandel gewesen, weil auch sein Vater, ich meine ein Stiefbruder des heiligen Josephs, keine besondere Neigung zu dem Herrn hatte. Es war jener Bruder, dem Joseph in Bethlehem, als er ihn in der Krippenhöhle etwas spät besuchte, den überzähligen Esel gegen Geld verpfändete, um Einiges zur Bewirthung der heiligen drei Könige anzuschaffen, deren Ankunft die heilige Jungfrau ihm voraus verkündet hatte.

Ich sah aber, wie dem Jonadab zu seinem großen Erstaunen, seine Mutter, Frau und Kinder frisch und gesund auf der Mitte seines Weges entgegen kamen. Er traute seinen Augen kaum, er hatte sie sehr krank verlas-

ſen. Ich ſah, wie ſie ihn umarmten und ihm erzählten, daß ihnen auf eine wunderbare Weiſe Heil widerfahren ſey. Bald nach Mittag ſey eine majeſtätiſche Frau in ihre Wohnung vor ihr Lager getreten und habe geſprochen: „ſtehet auf und eilet Jonadab entgegen, er hat die Blöße eines Nackten bedeckt.“ Da ſeyen ſie mit Wohlbefinden ganz durchdrungen geweſen und ſeyen geſund aufgeſtanden, dieſer wunderbaren Frau zu danken und Ehre zu erweiſen. Als ſie ihr aber eine Erquickung an Speiſe und Trank vorſetzen wollten, ſey ſie verſchwunden, habe das ganze Haus mit Wohlgeruch erfüllt und ſie ganz erſättiget zurückgelaſſen. Nun ſeyen ſie nach den Worten jener Frau aufgebrochen und ihm entgegen gezogen. Er ſolle ihnen nun auch erzählen, welchen Nackten er bekleidet.

Jonadab erzählte ihnen nun unter Thränen und Wehklagen von Jeſu Kreuzigung, und daß Jeſus, der Sohn Joſephs und Mariä, der Prophet, der Chriſtus, der Heilige aus Israel ſey; da trauerten ſie alle und zerriſſen ihre Kleider und weinten, lobten aber dennoch Gott um die große Wohlthat für ein ſo einfaches Werk der Liebe, und ſprachen von den ſchrecklichen Zeichen am Himmel und auf Erden an dieſem Tage und giengen erſchüttert nach Haus.

Während aber die Frau dem Manne das Geſchehene erzählte, habe ich jene Erſcheinung in ihrem Hauſe, wie in einem Bilde, ſelbſt geſehen. Wer jene Erſcheinung war, kann ich nicht mehr gewiß ſagen; es iſt mir dunkel, als ſey es ein Bild der heiligen Jungfrau geweſen. Ich habe auch geſehen, daß Jonadab ſpäter, nachdem er ſeine Verhältniße geordnet hatte, zu der Gemeinde des Herrn gekommen iſt.

Als die heilige Jungfrau in großer Angſt heftig zu Gott flehte, er möge das Aergerniß der Entblößung Jeſu am Kreuze abwenden, ſah ich die Erhörung ihres Gebetes.

indem mein Blick auf ihren Neffen Jonadab im Tempel gewendet wurde, den ich, von gleicher Angst überwältigt, aus dem Tempel durch die Stadt nach Golgotha laufen und Hülfe bringen sah. Als nun die heilige Jungfrau, im tiefen Dankgefühl für die Barmherzigkeit Jonadabs, den Segen Gottes über ihn und sein Haus herab flehte, ward mir abermals die Erhörung ihres Gebetes gezeigt, indem ich Jonadab von dem Glauben an unsern Herrn erleuchtet, und seiner kranken Familie jene wunderbare Hülfe durch eine Erscheinung zukommen sah.

Solche Gnaden durch Erhörung unseres und fremden Gebetes geschehen sehr viele an uns selbst, weil wir aber den Hergang nicht augenscheinlich sehen, so erscheinen sie uns gar nicht, oder doch nicht so wunderbar. Manchmal sieht man solche Gebetswirkungen und Gnaden durch die heiligen Engel vollziehen, und daher erzählen zuweilen beschauliche Menschen, welche das Leben Jesu und Mariä betrachten: „die heilige Jungfrau hatte so und so viele Engel zu ihren Diensten, zu ihrem Schutz; sie sendete Engel da und dorthin, zu diesem und jenem Geschäfte u. s. w." Diese Aeußerungen befremden nur jene, welche nicht auf solchem beschaulichen Wege geführt werden; den Betrachtenden aber scheint es eben so natürlich, die Königin des Himmels von dienenden Engeln, als die Großen der Erde von Dienern und Wachen umgeben zu sehen. Wenn man Gott kindlich für seinen Vater hält, so wundert man sich nicht, die Diener des himmlischen Vaters zu sehen, und hat auch den vertraulichen Muth, sie in Aufträgen, die zur Ehre des Herrn sind, zu senden. Es geschieht mir gar oft, daß ich für Andere betend, meinen Schutzengel dringend bitte, aus Liebe zu Jesu Christo, zu dem Engel einer andern Person zu gehen, und ihr dieses und jenes zu sagen. Mir ist nicht anders dabei, als sende ich einen vertrauten Freund oder Diener in ernsten Geschäften aus, und ich sehe ihn auch gehen und den Auftrag voll-

ziehen. Ich habe in meiner Jugend geglaubt, so thäten alle Christen, als ich aber erfuhr, daß die meisten das nicht so Alles sähen, dachte ich darum doch nicht, dieses Sehen sey ein Vorzug von mir, denn ich wußte wohl: „Selig sind die, die nicht sehen und doch glauben." — Nach den verborgenen Absichten Gottes und nach dem Gnadenzustande des Menschen gelangen die Gebetsanregungen auf verschiedene Weise zu dem, an den sie gesendet sind. Jonadab wurde von einer innern Angst und einem plötzlich erwachenden Mitleid mit Jesus zum Calvarienberge hingetrieben. Andere von Gottes Gnade Berührte sehen sich zu irgend einer Handlung von einem Engel ermahnt; und wenn es durch Gottes Fügung in dem Zustande Jonadabs gelegen hätte, würde Jonadab durch eine Erscheinung der heiligen Jungfrau angeflehet worden seyn: „eile und bedecke die Blöße meines Sohnes;" so wie sie dessen Familie in der Erhörung ihres Dankes für seine That erschien.

Auf gleiche Weise sah ich einst die heilige Jungfrau dem Apostel Jakob dem Größern, da er in Bedrängniß vor Saragossa um ihr Gebet flehte, auf einer Säule stehend *) erscheinen, während ich dieselbe zugleich in Ephesus in ihrer Kammer, im Gebete entzückt, für Jakobus betend und geistig zu ihm eilend sah. Daß sie ihm aber auf einem Pfeiler erschien, ist, weil er sie als eine Stütze, als eine Säule der Kirche auf Erden um Fürbitte anrief, und sie als solche vor sein inneres Auge bewegt wurde, denn eine Säule ist eine Säule und erscheint als eine Säule, u. s. w.

---

*) Dieses bezieht sich augenscheinlich auf den Ursprung des berühmten Gnadenbildes Madonna del Pilar zu Saragossa.

Der Name Schädelstätte.

Als ich über die Namen des Kreuzigungsfelsens Golgotha, Calvaria, Schädelstätte nachdachte, kam ich in eine sehr umfassende Betrachtung über diesen Ort, und zwar von Adam an bis auf Christum. Was ich mich noch davon entsinne, ist Folgendes.

Ich sah Adam in der Höhle, wo Jesus am Oelberge Blut geschwitzt, nach seiner Verstoßung aus dem Paradiese trauern; ich sah, daß Seth der Eva in der Krippenhöhle zu Bethlehem verheißen und dort auch von ihr geboren ward; ich sah Eva auch in den Höhlen, wo nachher das Essener Kloster Maspha bei Hebron war, sich aufhalten.

Ich sah später die Gegend von Jerusalem ganz anders nach der Sündfluth. Ich sah sie als eine verwirrte schwarze Felsengegend, und ganz tief unter dem Calvarifelsen (es war in der Sündfluth ein Felsen darüber gewälzt,) ward mir das Grab Adams und Evas gezeigt. Es fehlte ein Kopf und die eine Seite eines Gerippes, und der eine noch übrige Kopf lag in dem Gerippe, zu dem er nicht gehörte, tief unter der Erde.

Ich habe oft schon gesehen, daß die Gebeine Adams und Evas nicht alle in ihrem Grabe geblieben waren. Noah hatte einige davon in der Arche, und diese kamen von Geschlecht zu Geschlecht der Altväter. Ich sah, daß Noah und auch Abraham bei dem Opfer immer mehrere Gebeine Adams auf dem Altare aufstellten und Gott dabei an die gegebene Verheißung erinnerten. Als Jakob dem Joseph den bunten Rock schenkte, sah ich, daß er ihm auch Gebeine von Adam als ein Heiligthum gab. Joseph hat sie immer auf der Brust getragen, sie sind mit seinen eigenen Gebeinen in die erste Heiligthumslade gekommen, welche die Kinder Israel aus Aegypten mitführten. Ich sah Vieles von

ſolchen Sachen, was ich theils wieder vergeſſen, theils jezt nicht Zeit habe, zu erzählen.

Von der Entſtehung des Namens Schädelſtätte wurde mir Folgendes gezeigt. Ich ſah den Calvariberg zu den Zeiten des Propheten Eliſäus. Er war damals nicht wie zu Jeſu Zeit, er war ein Hügel voll Mauern und Höhlen gleich Gräbern. Ich ſah den Propheten Eliſäus ſich dort in die Tiefe begeben, ich weiß nicht, ob er es leiblich oder in einem Geſichte gethan, ich ſah ihn aus einem Steintroge, worin Gebeine lagen, einen Schädel ergreifen. Ich ſah aber Einen bei ihm ſtehen, ich glaube die Erſcheinung eines Engels, der zu ihm ſprach: „dieſes iſt der Schädel Adams.“ Der Prophet wollte den Schädel mit herausnehmen, jener aber, der bei ihm war, erlaubte es nicht. Ich ſah auf dieſem Schädel hie und da dünne gelbe Haare. Ich erfuhr auch, daß durch die Erzählung dieſes Propheten der Ort den Namen Schädelſtätte erhalten. Ich ſah, daß das Kreuz Jeſu ſenkrecht über dem Schädel Adams ſtand, und wurde unterrichtet, daß dieſe Stelle die Mitte der Erde ſey, wobei mir Maße und Zahlen nach allen Weltgegenden geſagt wurden, die ich jedoch, wie vieles Einzelne und den Zuſammenhang des Ganzen wieder vergeſſen habe. Ich habe jedoch jene Mitte, wie von Oben herab ſelbſt geſehen; da ſieht man viel deutlicher, als auf der Landkarte, man ſieht Länder, Berge, Wüſten, Meere, Flüſſe, Städte und kleine Orte, die nahen, wie die fernſten, gleich deutlich, u. ſ. w.

Kreuz und Kelter.

Als ich über jene Worte oder Betrachtung Jeſu am Kreuze: „Ich bin gepreßt, wie der Wein, der hier zuerſt gekeltert worden, all mein Blut muß ich geben, bis das

Waſſer kommt und die Hülſen weiß werden, es ſoll aber kein Wein mehr hier gekeltert werden!" nachdachte, wurde mir zur Erklärung ein anderes Bild vom Calvariberge gezeigt.

Ich ſah in einer ſpäteren Zeit nach der Sündfluth die Felſengegend hier nicht mehr ſo öde und wild, es waren Weinberge und Weiden hier herum, und ich ſah hier und gegen Abend hinaus den Erzvater Japhet, einen alten, großen, bräunlichen Mann, mit vielen Heerden und Nachkommen lagern; ſie hatten Hütten in der Erde und Dächer darüber mit Raſen gedeckt, worauf Kräuter und Blumen wuchſen. Es wuchſen viele Weinreben hier herum und auf dem Calvariberge wurde gekeltert auf eine neue Art, wobei Japhet gegenwärtig war. — Ich ſah auch die früheren Arten den Wein zu genießen und zu bereiten und überhaupt Vieles vom Wein, wovon mir nur noch Folgendes erinnerlich iſt: zuerſt aßen ſie blos die Weinbeeren, ſpäter preßten ſie dieſelben in Steinen mit Klötzen aus, dann in großen hölzernen Goſſen mit Stempeln. Jezt aber ſah ich hier eine neue Kelter erfunden, die dem heiligen Kreuze ſehr ähnlich war. Es war ein hohler dicker Stamm aufgerichtet, ein Sack voll Trauben, welcher die Brühe durchlaufen ließ, war oben hineingehängt und angenagelt, auf ihn nieder drückte ein Stempel, auf dem ein Klotz lag, und an beiden Seiten des Stammes waren Arme durch Löcher gegen den Sack hineingerichtet, die, auf und nieder bewegt, die Trauben in dem Sack zerquetſchten. Der ausgepreßte Saft floß durch fünf Löcher unten aus dem Stamm in eine Felſenkufe, und von dieſer durch eine aus zwei halben Baumrinden beſtehende, mit dünnen Holzſtäben belegte und mit Harzpflaſtern verbundene Rinne nieder in den nämlichen Felſenkeller, in den vor der Kreuzigung der Herr Jeſus geſtoßen wurde. Es war dieſes damals eine reine Ziſterne. Jene Rinne ſah ich ganz mit Raſen und Steinen bedeckt, um nicht beſchä-

digt zu werden. Am Fuſe der Kelter in der Steinkufe lagen Haardecken vor der Oeffnung der Rinne, um die Treber zurückzuhalten, die immer auf eine Seite gelegt wurden. Als ſie mit der Zurüſtung der Kelter fertig waren, füllten ſie die Trauben, welche bis dahin unten in der Ziſterne lagen, in den Sack, hängten dieſen in den hohlen Kelterſtamm, nagelten ihn feſt, ſetzten den mit dem Klotz beſchwerten Stempel in die offne Mündung des Sackes, und begannen an den neben durch den Stamm gegen den Sack drückenden Hebelarmen zu zerren und zu arbeiten, bis der Wein alle herausfloß. Ich ſah auch Einen oben auf dem Klotze beſchäftigt, welcher niederdrückte, damit der Inhalt des Sackes ſich nicht oben heraufdrängte. Alles erinnerte wegen der Aehnlichkeit der Kelter mit dem Kreuze lebhaft an das Kreuzigen. Sie hatten auch ein langes Rohr mit einem ſtachelichten Knopfe, gleich einem Igel, vielleicht einem groſſen Diſtelkopfe, und ſie fuhren damit durch die Rinne und den Stamm, wenn er ſich etwa verſtopfte. Es erinnerte dieſes an die Lanze und den Schwamm. Ich ſah Schläuche und Gefäße von Baſt mit Harz beſtrichen umher. Ich ſah viele Jünglinge und Knaben nackt, nur mit einer Leibbinde, wie ſie Jeſus hatte, hier arbeiten. Jaybet war ſehr alt, mit langem Barte, und mit Fellen bedeckt, und ſah das neue Keltern mit Freuden an. Es war ein Feſt, und auf einem Steinaltar wurden Thiere geopfert, die im Weinberg giengen, junge Eſel, Ziegen und Schafe.

Abraham ſah ich den Iſaak nicht auf dieſer Stelle opfern, ſie ſind von Morgen angekommen, vielleicht geſchah es auf Moriah.

Viele Belehrungen von Allem, was ſich auf Wein bezieht, z. B. vom Eſſig, von den Trebern, von gewiſſen Abſonderungen zur rechten oder linken Seite habe ich leider vergeſſen, denn auch das Geringſte hatte eine tief geheimnißvolle Bedeutung. So Gott will, daß ich dieſe Dinge ſage, wird er mir ſie wieder zeigen.

Nachtrag aus früherer Betrachtung.

In einer Betrachtung des letzten Lebensmonates Jesu ſah ſie am 3ten März drei Chaldäer aus einem Orte, deſſen Name wie Sidor klinge, und der eine Prieſterſchule dieſer Heiden ſey, den Herrn bei Lazarus in Bethanien um Belehrung bitten. Sie hatte ſchon am vorhergehenden 17ten Dezember bei anderer Veranlaßung von der Religion und dem Tempel dieſer Leute Folgendes erzählt.

„Sie hatten eine geſtufte Piramide mit Gallerieen auf einer Höhe in der Nähe, worauf ſie die Sterne eifrig beobachteten. Sie weisſagten aus dem Laufe der Thiere und deuteten Träume. Sie opferten Thiere, hatten aber Abſcheu vor dem Blute, das ſie immer in die Erde laufen ließen. Sie hatten ein heiliges Feuer und Waſſer, einen heiligen Saft von einer Pflanze und kleine geweihte Brode in ihren Religionsgebräuchen. Ihr eirund gebauter Tempel war voll ſehr zierlich gearbeiteter Metallbilder. Sie hatten viele Abndung von einer Mutter Gottes. Der Hauptgegenſtand im Tempel war eine dreieckigte Spitzſäule. An der einen Seite war ein Bild mit vielen Thierfüßen und Armen, in den Händen hatte es unter Anderm eine Kugel, einen Reif, ein Büſchchen Kräuter, einen großen gerippten Apfel am Stiele gefaßt, ſein Angeſicht war wie eine Sonne mit Strahlen, es hatte viele Brüſte, und bezog ſich auf natürliche Erzeugung und Erhaltung, ſein Name klang wie Miter oder Mitras. Auf der andern Seite der Säule ſtand ein Thierbild mit einem Horn, es war ein Einhorn und hieß etwa wie Aſphas oder Aſpar. Es kämpfte mit ſeinem Horn gegen ein anders böſes Thier, das auf der dritten Seite ſtand. Dieſes hatte einen Kopf wie eine Eule mit krummem Schnabel, vier Beine mit Klauen, zwei Flügel und einen Schweif, der ſich wie ein

Scorpionſchweif endigte. Ich habe ſeinen Namen vergeſſen, wie ich denn überhaupt ſo fremde Namen nicht leicht behalte, leicht verwechsle und nur ſagen kann, daß ſie etwa ſo klangen. Ueber den beiden kämpfenden Thieren ſtand an der Ecke der Säule ein Bild, welches die Mutter aller Götter vorſtellen ſollte. Der Name klang wie Frau Aloa, oder Aloas. Sie nannten ſie auch eine Kornſcheune. Es wuchs dem Bilde ein Buſch dicker Weizenähren aus dem Leibe; ſein Kopf war zwiſchen den Schultern gedrängt verwärts gebeugt, denn es trug ein Gefäß auf dem Nacken, worin Wein war, oder in welches erſt Wein hineinzielte. Sie hatten eine Lehre wie: „das Korn ſolle ein Brod, die Traube ein Wein werden, Alle zu erquicken.“ Ueber dem Bilde war eine Art Krone und an der Säule zwei Buchſtaben, die wie O und W vorkamen. (Vielleicht Alpha und Omega.) Vor Allem aber verwunderte mich in dem Tempel auf einem Altartiſche von Erz ein rundes, mit Gold übergittertes Gärtchen, worüber ein Jungfrauenbild. In der Mitte des Gärtchens ſtand ein Brunnen von mehreren verſiegelten Brunnendecken übereinander, und vor dieſem eine Weinrebe, grün mit einer ſchönen rothen Traube, welche in eine dunkelfarbige Kelter hineinhieng, deren Geſtalt mich lebhaft an das heilige Kreuz erinnerte, aber es war ein Kelter. In einem hohlen Stamme war oben ein weiter Trichter eingeſetzt, an deſſen engerem Ende ein Sack hieng; gegen dieſen Sack drückten zwei bewegliche Arme, als Hebel, die von beiden Seiten in den hohlen Stamm reichten, und preßten die darin befindlichen Trauben aus, ſo daß der Saft an dem Stamme aus tiefer angebrachten Oeffnungen hervorlief. Das runde Gärtchen, von 5 — 6 Schuhen im Durchmeſſer, war voll feiner grüner Sträuche, Blumen, Bäumchen und Früchte, die alle, wie die Rebe, ſehr natürlich gebildet, und alle von tiefer Bedeutung waren.

Dieſe prophetiſche Vorſtellung künftigen Heiles war ſchon vor Jahrhunderten von den Prieſtern dieſes Volkes, nach Geſichten, die ſie beim Anblick der Sterne hatten, gemacht worden. Sie hatten dieſes Bild auch auf der Leiter Jakobs geſehen, wie ich mich entſinne.*) Sie hatten auch noch mehrere andere Ahndungen und prophetiſche Vorbilder von der Mutter Gottes, welche aber theils mit Fremdem vermiſcht, theils mißverſtanden waren. Sie waren jedoch erſt vor kurzer Zeit von der Bedeutung des verſchloßenen Gartens und verſiegelten Brunnens auf die hei-

*) Die beiden obigen Vorbilder ſind augenſcheinlich der verſchloßne Garten und verſiegelte Brunnen des hohen Liedes. Cap. 4. Vers 12. unter welchen Bildern die Kirche immer die heilige Jungfrau gefeiert hat. Die Erwähnung, ſie hätten dieſes Bild auch auf der Leiter Jakobs geſehen, beruht darauf, daß ſie in der Leiter Jakobs, welche von der Erde zum Himmel reichte, auf welcher die Engel auf und niederſtiegen und auf deren Gipfel Gott der Herr dem Jakob die Verheißung gab, aus ihm ſolle das Heil der Welt kommen, ein prophetiſches Bild der Menſchwerdung Gottes ſah, auf deſſen Stufen in verſchiedenen Bildern die Annäherung oder die Bedingung dieſes Heiles ausgeſprochen waren. Sie ſah aber, daß nicht allein das auserwählte Volk, ſondern auch Andere an ſolchen Erkenntniſſen in gewißem Grade Theil nahmen, wie das Beiſpiel von Balaam und den heiligen drei Königen zeigt, über deren Erkenntniße durch Beobachtung der Geſtirne die Erzählende mancherlei Betrachtungen mitgetheilt. So ſah ſie nun, daß dieſe Chaldäer auch ein prophetiſches Bild, gleich der Leiter Jakobs, gehabt und jenen verſchloßenen Garten u. ſ. w. darauf geſehen; aber es war zwiſchen ihnen und dem Volke Gottes der Unterſchied, welchen der Herr Marc. 4, 11. 12. ausſpricht: „Euch iſts gegeben, das Geheimniß des Reiches Gottes zu kennen; denen aber die draußen ſind, geſchieht Alles in Gleichnißen, damit ſie es mit Augen ſehen und doch nicht erkennen, mit Ohren hören und doch nicht verſtehen.“

ligſte Weiſe unterrichtet worden, und daß Jeſus der Weinſtock, deſſen Blut die Welt erquicken ſolle, und das Weizenkörnlein ſey, das in die Erde gelegt und wieder auferſtehen müße. Es war ihnen zur Erkenntniß gekommen, daß ſie viele Andeutungen der Wahrheit hätten, welche aber alle mit Formen des Satans getrübt und vermiſcht ſeyen u. ſ. w. Sie waren an die heiligen drei Könige zu näherem Unterrichte gewieſen worden, die ſeit ihrer Rückkehr von Bethlehem mit ihren Stämmen näher, als ſonſt am gelobten Lande, im glückſeligen Arabien, ein paar Tagreiſen vom Orte dieſer Leute wohnten.

Ich ſah Jeſus dieſe drei Chaldäer nur kurz im Vorübergehen ſprechen. Er wies ſie nach Capernaum, zu dem Hauptmann Zorobabel, deſſen Knecht er geheilt; dieſer ſey gleich ihnen ein Heide geweſen, und werde ſie belehren. Ich ſah ſie auch hingehen. Es waren ungemein große, ſchlanke, junge Männer, ſehr fein und behende, ſie waren anders geſtaltet als die Juden, ſie hatten ſo ſchmale Hände und Füße u. ſ. w.

Hieher gehört auch noch ihre Erklärung: „Wenn ich die Parabeln vom Weinberge bildlich ſehe, oder wenn mir im Gebete für Bisthümer und Pfarreien, dieſe unter der Geſtalt von Weinbergen von der verſchiedenſten Beſchaffenheit vorgeſtellt werden, in welchen ich allerlei mühſelige Winzerarbeiten im Traume verrichten muß, ſo ſehe ich dann in dieſen Weinbergen die Kelter immer in der dem Kreuze ſo ähnlichen Geſtalt, nur daß ſie in einer tiefen Kufe oder Grube ſteht. Es können die beweglichen Arme der Kelter auch durch Daraufſtreten mit den Füßen bewegt werden.“

Fernere Erscheinungen*) bei Jesu Tode.

Unter den vielen auferstandenen Todten, deren in und um Jerusalem wohl an hundert waren, befanden sich keine Verwandte Jesu. Die Gräber in dem nordwestlichen Theile von Jerusalem sind sonst außerhalb gewesen, aber durch die Erweiterung der Stadt mit hineingekommen. Ich hatte auch Blicke auf verschiedene Todte, die hie und da an anderen Orten des heiligen Landes auferstanden, den Ihrigen erschienen und Zeugniß von der Sendung Jesu Christi gaben. So sah ich Zadoch, einen sehr frommen Mann, der all das Seine den Armen und dem Tempel gegeben, und eine Essener-Versammlung bei Hebron gegründet hatte, einen der letzten Propheten vor Christus, der sehr eifrig auf die Erscheinung des Messias geharrt und viele Offenbahrungen darüber gehabt hatte, und in Berührung mit den Voraltern der heiligen Familie gewesen war; diesen Zadoch, der etwa hundert Jahre vor Jesus gelebt, sah ich auferstehen und in der Gegend von Hebron mehreren Leuten erscheinen. Ich sah früher einmal, als sey seine Seele unter den ersten gewesen, die zu ihrem Leibe kehrten, und dann mit Jesu herumwandelten, als sie ihren Leib wieder niedergelegt hatten. Ich sah auch verschiedene Todte bei den versteckten Jüngern des Herrn erscheinen, und sie ermahnen.

Die Finsterniß und das Erdbeben sah ich nicht nur in und um Jerusalem, sondern auch in andern Gegenden

*) Weil ein Theil der Erscheinungen bei dem Tode unsers Herrn, die sie gesehen, die Erzählung der Passion zu sehr unterbrochen haben würde, werden sie hier so bruchstücklich und theils unbestimmt aufgeführt, wie die höchst schwache, von Krankheit und Mitleiden ganz zermalmte Erzählerin sie mittheilte.

des Landes, ja selbst in weit entfernten Orten Schrecken und Verwüstung verbreiten. Ich entsinne mich jezt noch des Folgenden. In Thirza stürzten die Thürme des Gefängnisses, aus dem Jesus einst Gefangene ausgelöst, und noch andere Gebäude ein. Im Lande Chabul sah ich sehr viele Orte großen Schaden leiden. In ganz Galiläa, wo Jesus am meisten gewandelt war, sah ich an vielen Orten einzelne Gebäude, und besonders viele Häuser der Pharisäer, die den Herrn am heftigsten verfolgt hatten und jezt alle auf dem Feste waren, über Weib und Kind zusammenstürzen.

Die Zerstörungen um den galiläischen See waren sehr bedeutend. In Capernaum stürzten sehr viele Gebäude ein; der Sclavenort zwischen Tiberias und den Gärten Zorobabels, des Hauptmanns von Capernaum, wurde schier ganz zertümmert. Der ganze Felsenvorsprung von des Hauptmanns schönen Gärten bei Capernaum riß hinweg, der See drang in das Thal und kam nahe gen Capernaum, das früher wohl eine halbe Stunde davon lag. Petri Haus und die Wohnung der heiligen Jungfrau vor Capernaum gegen den See zu blieben stehen.

Der galiläische See war in großer Bewegung, seine Ufer stürzten hie da ein und traten anderwärts aus, er veränderte seine Gestalt bedeutend, näherte sich seiner heutigen Gestalt und ist überhaupt in seinen nähern Umgebungen nicht mehr gut zu erkennen. Besonders groß war die Veränderung am südwestlichen Ende des Sees gleich unterhalb Tarichäea, wo ein langer schwarzer Steindamm, auf dem man fahren kann, eine Art Sumpf vom See trennt und der Ausströmung des Jordans eine feste Richtung giebt, denn hier sank dieser ganze Steindamm ein und geschah eine große Verwüstung.

An der Ostseite des Sees, wo die Schweine der Gergeser in den Sumpf gestürzt sind, versank Vieles, und

eben so in Gergesa, Gerasa und im ganzen Distrikt Chorazin. Auch der Berg der zweiten Brodvermehrung erlitt große Erschütterung, und der Stein, auf dem das Brod vermehrt worden, sprang mitten entzwei. Auch in und um Paneas stürzte Vieles zusammen. In Decapolis versanken ganze halbe Städte, und viele Orte in Asien litten großen Schaden, z. B. Nicäa, hauptsächlich aber viele Orte östlich und nordöstlich von Paneas. Auch in Obergaliläa sah ich große Verwüstung, und die meisten Pharisäer fanden bei ihrer Rückkunft vom Feste großes Unglück zu Haus. Vielen kam die Nachricht nach Jerusalem und dadurch waren die Feinde Jesu auch bis nach Pfingsten hin so kleinlaut und wagten es nicht, der Gemeinde des Herrn irgend etwas Bedeutendes in den Weg zu legen.

Auf dem Berge Garizim sah ich Vieles vom Tempel eingestürzt. Es stand da ein Götzenbild über einem Brunnen unter einem kleinen Tempel, dessen Dach sammt dem Bilde in den Brunnen stürzte. In Nazareth stürzte die Hälfte der Synagoge ein, aus welcher sie Jesum hinausgestoßen hatten, auch die Stelle des Berges, wo sie ihn hinabstoßen wollten, stürzte nieder.

Manche Berge, Thäler und Städte litten große Verwüstung; auch wurden mehrere Veränderungen im Bette des Jordans veranlaßt, denn durch die Erschütterungen der Ufer des Sees und der kleinen hineinströmenden Wasser entstanden Hindernisse und veränderter Andrang der Flut, so daß der Lauf des Jordans an manchen Stellen seitdem bedeutend abweicht. In Machärus und den andern Städten des Herodes blieb Alles ruhig, diese Gegend lag außer dem Kreise der Buße und Drohung, gleich jenen Männern, die im Garten am Oelberge nicht gefallen und auch nicht wieder aufgestanden sind.

Ich sah in manchen Gegenden, wo sich viele böse Geister aufhielten, diese mit den zertrümmerten Gebäuden und Bergen oft in großen Schaaren hinabsinken, und die Er-

schütterungen der Erde erinnerten dann auch an die Zuckungen der Besessenen, wenn der Feind fühlt, daß er weichen muß. Als bei Gergesa ein Theil des Berges, von welchem einst die Teufel mit der Schweinheerde in den Sumpf am Seeufer stürzten, nun selbst in diesen Sumpf hinab rollte, sah ich eine große Menge böser Geister, wie eine grimmige Wolke, mit zum Abgrunde fahren.

Ich meine es war in Nicäa, wo ich eine Begebenheit sah, deren ich mich jedoch nur unvollkommen nach dem ganzen Verlaufe erinnere. Ich sah dort einen Hafen mit vielen Schiffen, und am Hafen auf einem Hause, woran ein großer Thurm war, sah ich einen Mann, einen Heiden, er war Aufseher über die Schiffe. Er mußte oft den Thurm besteigen und auf das Meer schauen, ob Schiffe kämen und was irgend vorfalle. Ich sah, wie er, ein großes Getöse über den Schiffen des Hafens vernehmend, besorgte, es sey ein Feind in der Nähe, weswegen er schnell auf den Wachthurm eilte, und auf die Schiffe herab schaute, über welchen er viele dunkle Gestalten schweben sah, die ihm wehklagend zuriefen: „wenn du die Schiffe erhalten willst, so führe sie hinweg, denn wir müssen in den Abgrund, der große Pan ist gestorben.“ Dieses ist, was ich mich deutlicher aus den Worten dieser Erscheinungen erinnere; aber sie sprachen noch Mehreres zu ihm, und gaben ihm viele Aufträge, wo und wie er bei einer bevorstehenden Seereise, was sie ihm gesagt, bekannt machen solle, auch ermahnten sie ihn, wenn Boten kommen und die Lehre von dem Tode des jezt Gestorbenen verkündigen würden, so solle er sie gut aufnehmen.

Die bösen Geister waren durch die Macht des Herrn gezwungen, diesen guten Mann zu warnen und zum Boten ihrer eignen Schmach zu machen. Er ließ auch, da sich ein heftiger Sturm erhob, die Schiffe sichern, ich sah aber dabei die Teufel brüllend in das Meer stürzen und

die halbe Stadt im Erdbeben versinken. Sein Haus blieb stehen. Er ist aber bald darauf mit seinem Schiffe lange herumgefahren und hat die Aufträge ausgerichtet und den Tod des großen Pans, oder wie sie den Herrn genannt, verkündet, und ist erst spät nach Rom gekommen, wo man sich sehr über seine Aussagen gewundert. Ich habe noch Vieles von dem Manne gesehen und vergessen, unter Anderm auch, wie eine seiner Reisegeschichten durch Nacherzählen mit dem, was ich gesehen, vermischt, und sehr bekannt ward, weiß es aber nicht mehr recht im Zusammenhange. Ich meine sein Name klang wie Thamus oder Tramus.

Das Grab Jesu wird bewacht.

In der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend sah ich, wie Caiphas und die jüdischen Obern sich über Alles beriethen, was sie bei den wunderbaren Ereignissen und der Stimmung des Volkes zu thun hätten, worauf sie noch in der Nacht zu Pilatus giengen und zu ihm sagten, sie hätten sich erinnert, daß jener Verführer bei seinem Leben vorgegeben habe, er werde am dritten Tage wieder auferstehen, Pilatus möge also das Grab bis zum dritten Tage bewachen lassen, damit die Jünger Jesu den Leib nicht etwa stehlen, und hernach ausſprengen möchten, er sey von den Todten erstanden, wo dann der zweite Betrug ärger, als der erste werden dürfte.

Pilatus wollte sich jedoch nicht weiter mit der Sache einlassen und sagte zu ihnen: „ihr habet ja eine Wache, gehet und bewachet sein Grab, wie ihr könnt.“ Er gab ihnen aber den Cassius zu der Wache hinzu, der Alles be-

obachten und ihm berichten sollte. Ich sah sie hierauf zu zwölf vor Sonnenaufgang hinausgehen, die sie begleitenden Soldaten waren nicht römisch gekleidet, sie waren Tempelsoldaten und schienen mir eine Art Trabanten. Sie nahmen Feuerkörbe auf Stangen mit hinaus, um bei der Nacht Alles bemerken zu können und Licht in der düstern Grabhöhle zu haben.

Als sie bei ihrer Ankunft sich von der Anwesenheit des Leichnams überzeugt hatten, zogen sie ein Band quer vor die Thüre des Grablagers, und von diesem Bande wieder ein Zweites zu dem vorliegenden Steine nieder, und versiegelten diese Bänder mit einem halbmondförmigen Siegel. Nun kehrten sie zur Stadt, und die Wache setzte sich der äußeren Grabthüre gegenüber. Es waren abwechselnd fünf bis sechs Mann da, indem Einzelne dann und wann Nahrungsmittel aus der Stadt holten. Cassius aber verließ seinen Posten nicht, er stand oder saß meistens in dem Graben vor dem Eingang der Höhle in der Richtung, daß er gegen die Seite des verschlossenen Grablagers sehen konnte, auf der die Füße des Herrn lagen. Er hatte große innere Gnaden empfangen, und ward vieler geistigen Anschauungen von Geheimnissen theilhaftig, so daß er, solcher Zustände ganz ungewohnt, die meiste Zeit in wunderbar innerer Erleuchtung, gleichsam berauscht, und aller äußeren Dinge bewußtlos zubrachte. Er wurde hier erst ganz verwandelt und ein neuer Mensch, er brachte den Tag in Reue, in Dank und Anbetung zu.

Die Freunde Jesu am Charsamstage.

Ich sah gestern Abend die Männer im Coenaculum, wie gesagt, da sie alle zusammen waren, ungefähr zwanzig an der Zahl, in langen weißen Kleidern mit Gürteln, unter einer Lampe den Sabbath feiern und dann essen. Sie trennten sich hierauf, um zu schlafen, mehrere giengen nach andern Wohnungen. Auch heute sah ich sie meistens stille in dem Hause versammelt, abwechselnd zum Gebet und Lesen zusammengetreten und dann und wann irgend einige Hinzukommende einlassen.

In dem Hause, wo die heilige Jungfrau sich aufhielt, war ein großer Saal, und mehrere kleine Winkel darin durch Teppiche und Stellwände zu einzelnen Schlafzellen abgesondert. Als die heiligen Frauen, vom Grabe zurückgekehrt, alles Geräths wieder an seine Stelle geordnet hatten, zündete eine aus ihnen die in der Mitte dieses Saales hängende Lampe an, und sie traten unter derselben um die heilige Jungfrau zusammen, und beteten wechselseitig in großer Betrübniß und Andacht. Hierauf nahmen sie einige Erquickung zu sich, und es traten Martha, Mareni, Dina, und Mara zu ihnen ein, welche nach dem Sabbath von Bethanien mit Lazarus gekommen waren, der ins Coenaculum zu den Männern gieng. Als sie unter gegenseitigen Thränen den Neuangekommenen den Tod und die Bestattung des Herrn mitgetheilt hatten, und es spät geworden war, ließen einige der Männer, worunter Joseph von Arimathia, diejenigen der Frauen abrufen, welche nach ihren Wohnungen in der Stadt zurückgehen woll-

ten, und sie schieden von einander. Auf dem Heimwege dieser Schaar ward Joseph, wie ich schon erzählt habe, bei dem Richthause des Caiphas aus ihrer Mitte gerissen und in einen Thurm gefangen gesetzt.

Die versammelt gebliebenen Frauen sonderten sich nun in die rings in dem Saale abgeschirmten Schlafzellen ab, hängten lange Tücher über den Kopf, und saßen noch eine Weile, gegen die an den Wänden aufgerollten Schlafdecken gelehnt, in stiller Trauer an der Erde. Hierauf erhoben sie sich, rollten die Schlafdecken auf, legten ihre Sohlen und Gürtel, und einiges ihrer Kleidung ab, verhüllten sich dann über das Haupt bis zu den Füßen herab, wie sie gewöhnlich zu schlafen pflegen, und legten sich auf die ausgebreiteten Lager zu kurzem Schlafe nieder, denn nach Mitternacht erhoben sie sich schon wieder, rüsteten ihre Kleidung, rollten ihre Lager zusammen und traten abermals um die heilige Jungfrau unter die Lampe und beteten wechselseitig.

Als die Mutter Jesu und ihre Genossinnen dieser nächtlichen Gebetspflicht, welche ich, seit gebetet wird, häufig von getreuen Kindern Gottes und heiligen Menschen, theils durch persönliche Gnade, theils durch göttliche und kirchliche Anordnung angeregt, beobachtet sah, selbst nach so großen Leiden genug gethan hatten, pochte Johannes mit einigen Jüngern, nachdem auch die Männer im Coenaculum unter der Lampe gebetet hatten, an dem Saale der Frauen an, welche sich sogleich in ihre Mäntel verhüllten und ihnen mit der heiligen Jungfrau zum Tempel folgten.

Um die nämliche Zeit ungefähr, als das Grab versiegelt wurde, etwa gegen drei Uhr Morgens, sah ich die heilige Jungfrau mit den andern heiligen Frauen, Johannes und mehreren Jüngern zum Tempel kommen. Es pflegten viele Juden am Morgen nach dem Essen des Osterlammes bei Anbruch des Tages zum Tempel zu ge-

hen, der dann um Mitternacht schon eröffnet wurde, weil die Opfer an diesem Morgen sehr früh anfiengen. Heute aber war durch die Störung des Festes und die Verunreinigung des Tempels Alles vernachläßiget und es schien mir, als wolle die heilige Jungfrau mit den Ihrigen nur Abschied nehmen von dem Tempel, in dem sie, das Heiligthum anbetend, erzogen worden war, bis sie selbst das Heiligthum in ihrem Schooße trug, welches gestern als das wahre Osterlamm so grausam geopfert wurde. Der Tempel war nach der Gewohnheit dieses Tages offen, und von Lampen erhellt, und selbst der Vorhof der Priester, wie an diesem Morgen gebräuchlich, dem Volke zugänglich. Aber der Tempel war außer einigen Wächtern und Dienern fast ganz leer von Menschen. Alles lag meist noch wüst und unordentlich durch die furchtbaren Störungen des gestrigen Tages. Durch die Todten war der Tempel verunreiniget, und ich mußte immer bei dem Anblicke denken: „wie werden sie nur das wieder gut machen?“

Simeons Söhne und die Neffen Josephs von Arimathia, welche durch die Nachricht von der Einziehung ihres Oheims sehr traurig waren, trafen mit der heiligen Jungfrau und ihrer Begleitung zusammen, und führten sie überall umher, denn sie hatten die Aufsicht im Tempel. Sie sahen mit Schrecken und Anbetung der Zeugniße Gottes schweigend alle Zerstörung an, nur hie und da erzählten die Begleiter mit wenigen Worten die Ereigniße des gestrigen Tages.

Ich sah mancherlei Verwüstung von gestern noch ohne alle Herstellung. Auf der Stelle, wo die Vorhalle und das Heilige des Tempels sich vereinigen, waren die Mauern so auseinander gewichen, daß man wohl durchschlüpfen konnte, ja die Mauern drohten noch nachzustürzen. Die Schwelle über dem zerrissenen Vorhang vor dem Heiligen war gesunken, die Säulen, welche die Schwelle trugen, waren oben auseinander gewichen, und der Vorhang hing von

oben nach unten in zwei Theile zerspalten zu den Seiten nieder. Durch den aus der nördlichen Seite des Tempels bei Simeons eingestürzter Betzelle herausgefallenen großen Stein war an der Stelle, wo Zacharias erschienen, in der Vorhalle eine so große Oeffnung entstanden, daß die heiligen Frauen unverhindert hindurch gehen, und hier bei dem großen Lehrstuhle, wo Jesus als Knabe gelehrt, durch den zerrissenen Vorhang ins Sanctum sehen konnten, was sie sonst nicht durften. Außerdem waren hie und da Wände geborsten, Stellen im Boden versunken, Schwellen verrückt und Säulen aus ihrer Richtung gekommen.

Die heilige Jungfrau gieng mit ihrer Begleitung an alle Stellen, die ihr durch Jesum heilig waren. Sie küßte, sich niederwerfend, die heiligen Orte, und sprach ihr Andenken unter Thränen mit wenigen rührenden Worten aus. Auch ihre Begleiterinnen thaten so.

Die Juden haben eine ungemeine Verehrung vor allen Orten, an denen etwas geschehen, das ihnen heilig ist, sie berühren und küßen diese Orte, und werfen sich mit dem Angesichte darauf nieder. Ich habe mich nie darüber wundern können. Wenn man weiß und glaubt und fühlt, daß der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ein lebendiger Gott ist, und unter seinem Volke wohnte im Tempel, seinem Hause zu Jerusalem, so müßte man sich eher wundern, wenn sie es nicht thäten. Wer an einen lebendigen Gott glaubt, an einen Vater und Erlöser und Heiliger der Menschen, seiner Kinder, der wundert sich nicht, daß er lebendig aus Liebe bei den Lebendigen ist, und daß diese ihm und Allem, was sich auf ihn bezieht, mehr Liebe, Ehre und Anbetung erweisen, als ihren irdischen Eltern, Freunden, Lehrern, Obern und Fürsten. Es war bei den Juden im Tempel und an heiligen Orten, wie bei uns Christen vor dem allerheiligsten Sakrament. Aber auch bei den Juden hat es Blinde und Aufgeklärte gegeben, wie es deren bei uns giebt, welche den lebendig gegenwärtigen Gott nicht

anbeten, den Götzen der Welt aber im abergläubigsten Dienste verfallen sind. Sie denken der Worte Jesu nicht, „wer mich verläugnet vor den Menschen, den will ich auch vor meinem himmlischen Vater verläugnen.“ Solche Menschen, welche dem Geiste und der Unwahrheit der Welt mit Gedanken, Worten und Werken ohne Unterbrechung dienen, alle äußerliche Gottesverehrung aber verwerfen, sagen wohl, wenn sie etwa Gott selbst noch nicht als zu äußerlich verworfen haben: „wir beten Gott an im Geiste und der Wahrheit,“ aber sie wissen nicht, daß dieses heißt im heiligen Geiste und dem Sohne, der Fleisch angenommen hat aus Maria der Jungfrau, und der Wahrheit ein Zeugniß gegeben, und unter uns gelebet hat, und für uns gestorben ist auf Erden, und bei seiner Kirche im heiligen Sakramente gegenwärtig seyn will, bis ans Ende der Tage.

Die heilige Jungfrau wandelte in solcher Verehrung mit ihren Begleiterinnen an viele Stellen des Tempels. Sie zeigte ihnen, wo sie als kleines Mägdlein den Tempel zuerst betreten, und wo sie, an der südlichen Seite des Tempels, bis zu ihrer Vermählung erzogen worden. Sie zeigte, wo sie dem heiligen Joseph vermählt worden, wo sie Jesum geopfert, und wo Simeon und Anna die Prophezeyung ausgesprochen, da weinte sie bitterlich, die Prophezeyung war erfüllt, das Schwert war durch ihre Seele gegangen. Sie zeigte, wo sie Jesum als Knaben lehrend im Tempel gefunden und küßte den Lehrstuhl ehrerbietig. Auch bei dem Schatzkasten waren sie, in welchen die Wittwe ihr Scherflein geworfen, und an der Stelle, wo der Herr der Ehebrecherin vergeben, und nachdem sie so alle durch Jesum merkwürdigen Orten mit Erinnerung, Berührung, Thränen und Gebet gefeiert hatten, kehrten sie auf Sion zurück.

Die heilige Jungfrau trennte sich unter vielen stillen Thränen in tiefem Ernste von dem Tempel, dessen Stu-

rung und Oede, an sonst so heiligem Tage, ein Zeugniß von der Sünde ihres Volkes gab. Sie gedachte, wie Jesus über den Tempel geweint, und wie er prophezeyt: „brechet diesen Tempel und in drei Tagen will ich ihn wieder aufrichten," und sie gedachte, wie die Feinde Jesu den Tempel seines Leibes zertrümmert und sehnte sich nach dem dritten Tage, auf daß sich das Wort der ewigen Wahrheit erfülle.

Mit Anbruch des Tages wieder auf Sion am Coenaculum angekommen, begab sich die heilige Jungfrau mit ihren Begleiterinnen in ihre rechts am Hofe abgesondert liegende Wohnung. Am Eingange trennten sich Johannes und die Jünger von ihnen und giengen zu den übrigen Männern in das Coenaculum, welche wohl zu zwanzig heute den ganzen Sabbath in dem Abendmahlssaale in Trauer und Gebet unter der Lampe abwechselnd versammelt waren. Ich sah sie auch dann und wann Neuhinzukommende mit Schüchternheit einlassen und sich mit ihnen unter Thränen besprechen. Alle hatten sie eine innige Ehrfurcht und eine Art Beschämung vor Johannes, der bei dem Tode des Herrn zugegen gewesen. Johannes aber war voll Theilnahme und Liebe gegen sie, und unbefangen wie ein Kind, trat er vor jedem zurück. Ich habe sie auch einmal essen sehen. Sie waren übrigens sehr stille versammelt und das Haus war verschlossen. Man konnte sie auch hier nicht anfechten, denn das Haus gehörte dem Nicodemus und sie hatten es zum Ostermahle gemiethet.

Ich sah nun wieder die heiligen Frauen bis zum Abend bei verschloßnen Thüren und verdeckten Fenstern in dem dunkeln Saale, der nur vom Lichte der Lampe erhellt war, versammelt. Bald ordneten sie sich unter der Lampe um die heilige Jungfrau zum Gebete, bald zogen sie sich einzeln in getrennte Abschläge zurück, verhüllten das Haupt mit Trauerdecken, und setzten sich entweder in flachen mit

Asche bestreuten Kasten zur Trauer nieder, oder beteten mit zur Wand gekehrtem Angesicht. So oft sie unter der Lampe zum Gebete zusammentraten, legten sie erst ihre Trauerhüllen in den abgesonderten Kämmerchen ab. Ich sah auch, daß die Schwächeren aus ihnen wenige Speise zu sich nahmen, die Anderen aber fasteten.

Mehrmals wendete sich mein Blick hieher, und immer sah ich Alle auf die Weise, wie ich es beschrieben habe, im dunklen Saale betend oder trauernd, und indem sich meine Betrachtung dem Andenken der heiligen Jungfrau an unsern Heiland anschloß, sah ich einigemal das heilige Grab, und etwa sieben Wachen, welche dem Eingange gegenüber saßen oder standen. Dicht an der Thüre des Felsengewölbes, in dem davor befindlichen Graben, stand Cassius ununterbrochen, ganz still und innerlich. Ich sah die Thüren vor dem Grablager geschlossen und den Stein davor liegen. Durch die Thüren hindurch aber sah ich den Leib des Herrn noch, wie er hingelegt worden war, von Licht und Glanz umgeben, zwischen zwei anbetenden Engeln ruhen. Als sich jezt meine Betrachtung zu der heiligen Seele unseres Erlösers hinwendete, ward mir ein so großes und mannigfaltiges Bild der Höllenfahrt gezeigt, daß ich nur einen sehr kleinen Theil davon habe behalten können, den ich so gut erzählen will, als ich es vermag.

Einiges von der Höllenfahrt.

Als Jesus mit einem lauten Schrei seine allerheiligste Seele aufgab, sah ich diese als eine Lichtgestalt mit vielen Engeln, unter denen auch Gabriel war, am Fuße des heiligen Kreuzes in die Erde hinabfahren. Seine Gott-

heit aber ſah ich ſowohl mit dieſer ſeiner Seele, als mit ſeinem am Kreuze hängenden Leibe, vereinigt bleiben. Ich vermag die Weiſe, wie dieſes geſchah, nicht auszuſprechen. Ich ſah den Ort, wo die Seele Jeſu hingieng, in drei Theilen, wie drei Welten, und hatte die Empfindung, daß ſie rund ſeyen, und daß jeden dieſer Orte eine Umgebung, eine Sphäre, von dem andern ſcheide.

Vor der Vorhölle war ein heller, und ſo zu ſagen grüner und heiterer Raum. Es war dieß jener Raum, in welchen ich immer die vom Fegefeuer erlöſten Seelen eintreten ſehe, ehe ſie zum Himmel geführt werden. Die Vorhölle, in welcher jene ſich befanden, die einer Erlöſung harrten, war mit einer grauen, nebelichten Sphäre umgeben und in verſchiedene Kreiſe getheilt. Der Heiland, leuchtend und von den Engeln wie im Triumphe geführt, drang zwiſchen zweien dieſer Kreiſe hindurch, deren linker die Altväter bis auf Abraham, deren rechter die Seelen von Abraham bis auf Johannes den Täufer umfaßte. Jeſus drang zwiſchen beiden hindurch, und ſie kannten ihn noch nicht, aber Alles erfüllte ſich mit Freude und Sehnſucht und es war, als erweiterten ſich dieſe bangen, bedrängten Räume der Sehnſucht. Es drang wie Luft, wie Licht, wie Thau der Erlöſung erquickend durch ſie hin, und alles Dieſes war ſchnell, wie das Wehen eines Windes. Der Herr aber drang zuerſt zwiſchen dieſen beiden Kreiſen in einen nebelichten Raum, wo ſich Adam und Eva, die erſten Eltern befanden. Er redete zu ihnen, und ſie beteten ihn mit unausſprechlichem Entzücken an. Der Zug des Herrn drang nun von dem erſten Menſchenpaare begleitet, links zu der Vorhölle der Altväter, welche vor Abraham gelebt. Es war dieſes eine Art Fegefeuer, denn es waren hie und da böſe Geiſter zwiſchen ihnen, welche Einzelne aus dieſen Seelen mannigfach bedrängten und ängſteten. Die Engel pochten an und befahlen zu öffnen, denn hier war ein Eingang, weil ein Eindringen, ein Thor, weil ein Abſchluß, ein Pochen,

weil ein Ankünden des Kommens, und es war mir, als riefen die Engel: „thuet auf die Pforten, öffnet die Thore!“ und Jesus zog ein im Triumphe und die bösen Geister wichen zurück und schrieen: „was hast du mit uns, was willst du hier, willst du uns nun auch kreuzigen?“ u. dgl. Die Engel aber banden sie und trieben sie vor sich her. Diese Seelen aber kannten Jesum nur wenig, und wußten nur dunkel von ihm, und er verkündigte sich ihnen und sie lobsangen ihm. Nun wendete sich die Seele des Herrn zu dem Raume zur Rechten, zu der eigentlichen Vorhölle, und vor dieser begegnete ihm die Seele des guten Schächers, von Engeln begleitet in Abrahams Schoos eingehend, und der böse Schächer, der von bösen Geistern umgeben zur Hölle fuhr. Die Seele Jesu redete sie an, und zog sodann von der Schaar der Engel und Erlösten und der vertriebenen bösen Geister begleitet, in den Schoos Abrahams ein.

Dieser Raum schien mir höher zu liegen, es war, als gehe man unter dem Kirchhofe und steige dann aus der Erde in die Kirche empor. Die gebundenen bösen Geister sträubten sich und wollten nicht hier durch, aber sie wurden von den Engeln mit Gewalt hindurch geführt. Hier waren alle heilige Israeliten, links die Patriarchen, dann Moses, die Richter, die Könige; rechts die Propheten und alle Vorfahren Jesu und ihre Verwandte, bis auf Joachim, Anna, Joseph, Zacharias, Elisabeth und Johannes. Hier in diesem Raume waren keine bösen Geister, und keine Qual, als die Sehnsucht nach der Verheißung, und diese war jezt erfüllt. Eine unaussprechliche Wonne und Seligkeit durchdrang alle die Seelen, welche den Erlöser begrüßten und anbeteten, die gefesselten bösen Geister aber mußten gezwungen ihre Schmach vor ihnen bekennen. Viele der Seelen wurden emporgesendet, ihre Leiber aus den Gräbern zu erheben, und in diesen sichtbar, Zeugniß von dem Herrn zu geben. Dieses war die Zeit, als so

viele Todte aus ihren Gräbern in Jerusalem hervorgiengen. Sie erschienen mir wie wandelnde Leichen und legten ihre Leiber wieder zur Erde, wie ein Gerichtsbote seinen Amtsmantel ablegt, wenn er die Befehle seiner Obrigkeit vollzogen hat.

Ich sah nun den Triumphzug des Heilandes wieder in eine tiefere Sphäre eindringen, wo sich fromme Heiden, welche die Wahrheit geahndet und sich nach ihr gesehnt, in einer Art von Reinigungsort befanden. Es waren böse Geister unter ihnen, denn sie hatten Götzenbilder; ich sah die bösen Geister gezwungen, ihren Trug zu bekennen, und sah die Seelen mit rührender Freude dem Heilande huldigen, es wurden aber auch hier die Teufel gefesselt und weiter getrieben.

So sah ich den Triumph des Erlösers mancherlei Seelenbehälter befreiend in großer Schnelligkeit durchziehen, und noch unendlich Vieles thun, ich vermag es aber in meinem elenden Zustande nicht auszusprechen.

Endlich sah ich ihn mit großem Ernste zum Kerne des Abgrundes, zur Hölle nahen. Sie erschien mir in Form eines unübersehbar großen, schrecklichen, schwarzen Metallglänzenden Felsenbaues, dessen Eingang ungeheure furchtbare schwarze Thore mit Riegeln und Schlössern bildeten, die Grausen erregten. Ein Gebrüll und Geschrei des Entsetzens wurde vernommen, die Thore wurden aufgestossen und es erschien eine gräuliche finstere Welt.

So wie ich die Wohnungen der Seligen in Gestalt des himmlischen Jerusalems, als eine Stadt, und nach unzähligen Bedingungen der Seligkeit, als verschiedenartige Schlösser und Gärten voll wunderbarer Früchte und Blumen mancher bestimmter Arten zu sehen pflege, sah ich auch hier Alles in Form einer zusammenhängenden Welt, in Gestalt von mannigfachen Gebäuden, Räumen und Gefilden. Aber Alles gieng aus dem Gegensatze der

Seligkeit, aus Pein und Qual hervor. Wie im Aufenthalte der Seligen Alles nach den Gründen und Verhältniſſen des unendlichen Friedens, der ewigen Harmonie und Genugthuung geformt erſcheint, ſo hier Alles in den Mißverhältniſſen des ewigen Zornes, der Uneinigkeit und der Verzweiflung. Wie im Himmel unausſprechlich ſchöne, durchſichtige, mannigfache Gebäude der Freude und der Anbetung, ſo hier eben ſo unzählig mannigfaltige finſtere Kerker und Höhlen der Qual, des Fluches, der Verzweiflung; wie dort die wunderbarſten Gärten voll Früchten der göttlichen Erquickung, ſo hier die gräßlichſten Wüſten und Sümpfe voll Qual und Pein und Allem, was Greul und Eckel und Entſetzen erregen kann. Ich ſah Tempel, Altäre, Schlöſſer, Thronen, Gärten, Seen, Ströme des Fluches, des Haſſes, des Gräuels, der Verzweiflung, der Verwirrung, Pein und Marter, wie im Himmel des Segens, der Liebe, der Eintracht, Freude und Seligkeit. Hier die zerreißende ewige Uneinigkeit der Verdammten, wie dort die ſelige Gemeinſchaft der Heiligen. Alle Wurzeln der Verkehrtheit und Unwahrheit waren hier in unzähligen Erſcheinungen und Werken der Qual und Pein ausgebildet, und nichts war recht hier, kein Gedanke beruhigend, als der ernſte Gedanke an die göttliche Gerechtigkeit, daß jeden Verdammten die Qual und Pein ergriff, welche ſeine Schuld für ihn gepflanzt hatte; denn alles Schreckliche, was hier erſchien und geſchah, war das Weſen und die Geſtalt und der Ingrimm der entlarvten Sünde, der Schlange, welche ſich gegen jene wendet, die ſie in ihrem Buſen genährt. Ich ſah da einen ganz ſchauderhaften Säulenbau mit Verhältniſſen ebenſo zu Schreck und Angſt eingerichtet, wie im Reiche Gottes zu Frieden und Ruhe, u. ſ. w. Es iſt dieſes Alles wohl zu verſtehen, aber im Einzelnen unausſprechlich!

Als die Thore von den Engeln aufgeſtoßen worden, ſah man in ein Gewühl von Widerſetzen, Fluchen,

Schimpfen, Heulen und Wehklagen. Ich sah, daß Jesus die Seele des Judas anredete. Einzelne Engel warfen ganze Schaaren von bösen Geistern nieder. Alle mußten Jesum erkennen und anbeten, und dieses war ihnen die furchtbarste Qual. Eine große Menge wurden in einen Kreis um andere herum gefesselt, welche dadurch gebunden wurden. In der Mitte war ein Abgrund von Nacht, Luzifer ward gefesselt in diesen geworfen und es brodelte schwarz um ihn. Es geschah Alles dieses nach bestimmten Gesetzen, ich hörte, daß Luzifer, wo ich nicht irre, 50 oder 60 Jahre vor dem Jahre 2000 nach Christus wieder auf eine Zeitlang solle freigelassen werden. Viele andere Zahlenbestimmungen weiß ich nicht mehr. Einige andere sollten früher zur Strafe und Versuchung freigelassen werden. In unsere Zeit, meine ich, traf die Loslassung Einiger, und Anderer kurz nach unserer Zeit.

Es ist mir unmöglich, Alles zu sagen, was mir gezeigt wurde, es ist zu viel und ich kann es nicht in Ordnung und in die Reihe bringen, auch bin ich so schrecklich krank, und wenn ich davon spreche, kommt mir Alles wieder vor die Augen und man könnte sterben bei dem Anblick.

Ich sah aber noch wie die erlösten Seelen in unendlichen Schaaren aus den Reinigungsorten und der Vorhölle die Seele des Herrn, nach einem freudigen Orte unter dem himmlischen Jerusalem, emporbegleiteten. Es ist dort, wo ich vor einiger Zeit auch einen seligen Freund von mir gesehen habe. Hierhin kam nun auch die Seele des frommen Schächers und sah den Herrn nach seiner Verheißung im Paradiese wieder. Ich sah, daß hier den Seelen Freude und Erquickung an solchen himmlischen Tafeln bereitet war, wie sie mir öfters in Trostbildern erscheinen. *)

*) Sieh die Note Seite 278.

Ich kann von allem Dieſem keine Zeit und keine Dauer beſtimmen, auch vermag ich nicht Alles zu erzählen, was ich geſehen und gehört habe, weil ich es jetzt theils ſelbſt nicht mehr recht verſtehe, und weil es theils misverſtanden werden könnte. Ich habe aber den Herrn an ſehr verſchiedenen Orten, ſogar im Meere geſehen, es war, als heilige und befreie er alle Kreatur, überall flohen vor ihm die böſen Geiſter zum Abgrund. Ich ſah dann auch die Seele des Herrn an vielen Orten in der Erde. Ich ſah ſie innerhalb des Grabes von Adam unter Golgotha erſcheinen, und die Seelen von Adam und Eva kamen dort wieder zu ihm und er ſprach mit ihnen, und ich ſah ihn, wie unter der Erde, mit ihnen in vielen Richtungen von Grab zu Grab vieler Propheten hinziehend, deren Seelen ſich bei ihren Gebeinen zu ihm geſellten, und denen er Vieles erklärte. Dann ſah ich ihn mit dieſer auserwählten Schaar, worunter auch David war, an vielen Orten ſeines Lebens und Leidens erſcheinen und ihnen das Vorbildliche, das ihnen dort geſchehen war, erklären und ihnen alle ſeine Erfüllung deſſelben mit unausſprechlicher Liebe zueignen.

So ſah ich ihn unter Andern auch den Seelen an ſeiner Taufſtelle, wo viel Vorbildliches geſchehen war, Alles erklären, und ich betrachtete mit tiefer Rührung über die unendliche Barmherzigkeit Jeſu, als laſſe er ihnen die Gnade ſeiner heiligen Taufe zu Gute kommen.

Es iſt unausſprechlich rührend, die Seele des Herrn von dieſen ſeligen getröſteten Geiſtern umgeben, leuchtend durch die dunkle Erde, durch Felſen, durch Waſſer und Luft und über der Erde ruhig hinſchweben zu ſehen.

Dieſes iſt das Wenige, was ich mich noch aus meiner reichen Betrachtung der Höllenfahrt des Herrn und ſeiner Erlöſung der gerechten Seelen der Altväter nach ſeinem Tode erinnere; aber ich ſah auch auſſer dieſem zeitlichen Bilde ein ewiges Bild ſeiner Barmherzigkeit mit

den armen Seelen an diesem Tage. Ich sah, wie er bei der jährlichen Feier dieses Tages durch die Kirche einen rettenden Blick in das Fegefeuer wirft, ich sah, wie er noch heute am Charsamstage, da ich diese Betrachtung hatte, einzelne Seelen, die sich bei seiner Kreuzigung versündigt hatten, aus dem Reinigungsorte erlöste. Ich sah heute die Erlösung vieler mir unbekannten und auch bekannten Seelen, aber ich nenne sie nicht.

Die Erzählende sprach noch heute in ekstatischem Zustande so viel als: das erste Absteigen Jesu zur Vorhölle ist die Erfüllung früherer Vorbilder, und selbst wieder ein Vorbild, dessen Erfüllung das heutige Erlösen ist. Die Höllenfahrt, die ich sah, ist ein Bild aus einer verflossenen Zeit, aber das heutige Erlösen ist eine fortdauernde Wahrheit; denn die Höllenfahrt Jesu ist das Pflanzen eines Gnadenbaumes seiner Verdienste für die armen Seelen, und das fortwährende und auch heutige Erlösen der armen Seelen ist das Fruchtbringen dieses Gnadenbaumes im geistlichen Garten des Kirchenjahres; die streitende Kirche aber muß den Baum pflegen und die Früchte sammeln und der leidenden Kirche zukommen lassen, weil diese selbst nichts für sich wirken kann. So ist es mit allen Verdiensten des Herrn, wir müssen mitwirken, um ihrer theilhaft zu werden. Im Schweiße unsers Angesichtes sollen wir unser Brod essen. Alles, was Jesus in der Zeit für uns gethan, bringt ewige Früchte, aber wir müssen sie in der Zeit pflegen und brechen, sonst können wir sie nicht in der Ewigkeit genießen, u. s. w. Die Kirche ist ein vollkommner Hausvater, ihr Jahr ist der vollkommenste Garten aller ewigen Früchte in der Zeit, es ist in einem Jahre genug von Allem für Alle. Wehe allen faulen und treulosen Pflegern des Gartens, so irgend eine Gnade verkommen würde, die einen Kranken hätte heilen, einen Schwachen hätte stärken, einen Hungernden hätte sättigen können; sie werden am Tage des Gerichtes dem Hausvater auch das letzte Hälmlein verrechnen müssen!

Vorabend vor Auferstehung.

Am Schluße des Sabbaths trat Johannes zu den heiligen Frauen ein, trauerte mit ihnen und tröstete sie. Da er sie nach kurzem Verweilen verlassen hatte, kamen Petrus und Jakobus der Größere zu gleichem Zwecke zu ihnen und entfernten sich auch bald wieder. Hierauf setzten sich die heiligen Frauen nochmals getrennt in die mit Asche aufgestreuten Kasten und trauerten eine Zeit lang in die Trauermäntel eingehüllt.

Während nun die heilige Jungfrau voll Sehnsucht nach Jesus in innigem Gebete saß, sah ich einen Engel zu ihr hintreten, der ihr sagte, sie solle hinausgehen zu dem Pförtchen des Nicodemus, es nahe der Herr! — Da ward das Herz Marias von Freude durchdrungen, sie hüllte sich in ihren Mantel ein, und verließ die heiligen Frauen, ohne irgend Einer etwas von ihrem Wege zu sagen. Ich sah sie allein zu jenem Pförtchen an der Stadtmauer hineilen, durch welches sie von dem Grabgarten herein gegangen waren.

Es mochte gegen neun Uhr Abends seyn, als ich die heilige Jungfrau in der Nähe dieses Pförtchens an einsamer Stelle auf ihrem eiligen Wege plötzlich stille stehen sah; sie schaute wie entzückt mit freudiger Begierde gegen die hohe Stadtmauer hin, und ich sah die Seele Jesu leuchtend und ohne Wundmale von einer großen Schaar der Seelen der Altväter begleitet zu Maria heranschweben; er sprach aber, sich zu den Altvätern wendend und auf die heilige Jungfrau hindeutend, die Worte: „Maria, meine Mut-

ter," und es war, als umarme er sie, da verschwand er. Die heilige Jungfrau aber sank auf die Kniee und küßte die Erde, wo er gestanden, ihre Kniee und Füße blieben im Steine abgedrückt, und sie eilte mit unaussprechlichem Troste zu den Frauen zurück, die sie mit Zubereitung von Salben und Spezereien an einer Tafel beschäftigt fand. Sie sagte ihnen nicht, was ihr geschehen, aber sie war sehr gestärkt, tröstete Alle und stärkte sie im Glauben.

Die heiligen Frauen sah ich, als Maria zurückkehrte, an einer langen Tafel stehen, die auf einem Untergestell mit gekreuzten Füßen gleich einem Anricht-Tische lag, und mit einer Decke bis zur Erde überhängt war. Ich sah Einzelne an diesem Tische allerlei Kräuterdüfte auslesen, mischen und ordnen, auch hatten sie kleine Flaschen mit Salbe und Nardenwasser dabei, und mehrere lebendige Blumen, worunter ich mich einer gestreiften Iris oder Lilie erinnere. Sie packten Alles in Tücher. In Marias Abwesenheit waren Magdalena, Maria Cleophä, Salome, Chusa und Maria Salome zur Stadt gegangen, alles dieses zu kaufen. Sie wollten morgen früh den eingehüllten Leichnam des Herrn damit bestreuen und begießen. Einen Theil davon sah ich von den Jüngern bei der Krämerin holen und im Hause abgeben, ohne zu den Frauen hereinzutreten.

Josephs von Arimathia Befreiung.

Bald, nachdem die heilige Jungfrau die Seele des Herrn gesehen hatte und zu den heiligen Frauen zurückgekehrt war, sah ich Joseph von Arimathia in seinem Kerker betend. Plötzlich sah ich seinen Kerker mit Licht erfüllt und hörte ihn bei seinem Namen rufen. Ich sah

aber oben an einer Steinfügung die Decke, wie von der Mauer aufgehoben und eine leuchtende Gestalt, welche ein Tuch herabließ, das mich an das Grabtuch erinnerte, in das er Jesum gehüllt hatte, und ihm befahl, daran heraufzusteigen. Ich sah nun, wie Joseph das Tuch mit beiden Händen ergriff und, sich mit den Füßen an hervorstehende Steine der Mauer stämmend, wohl zwei Mannshöhen zu der Oeffnung emporstieg, die sich hinter ihm wieder schloß. Als er oben war, sah ich die Erscheinung verschwunden. Ich selbst weiß nicht, war es der Herr oder ein Engel, der ihn befreite.

Ich sah ihn nun unbemerkt eine Strecke auf der Stadtmauer bis in die Nähe des Coenaculums hinlaufen, welches der mittäglichen Mauer von Sion nahe lag. Hier stieg er herab und pochte am Coenaculum. Die versammelten Jünger hatten die Thüren verschloßen und waren schon sehr traurig über das Verschwinden Josephs gewesen; sie glaubten auf die Nachricht davon, man habe ihn in einen Cloak geworfen. Als man ihm öffnete und er unter sie eintrat, war ihre Freude eben so groß, wie nachmals, da Petrus aus dem Kerker befreit zu ihnen kam. Er erzählte die Erscheinung, die er gehabt, und sie waren darüber erfreut und getröstet, gaben ihm Speise und dankten Gott. Er ist aber noch in der Nacht aus Jerusalem nach seiner Vaterstadt Arimathia entflohen, ist jedoch nach wenigen Tagen, auf die Nachricht, daß keine Gefahr mehr für ihn sey, wieder nach Jerusalem zurückgekehrt.

Ich sah auch am Ende des Sabbaths Kaiphas und andere hohe Priester im Hause des Nicodemus mit diesem sich unterhalten und ihn um Manches, scheinbar ganz wohl gesinnt, fragen, ich weiß nicht mehr was es war. Er blieb aber streng und treu in seiner Vertheidigung des Herrn, und sie schieden.

Nacht vor Auferſtehung.

Bald hierauf ſah ich auf das Grab des Herrn, es war Alles ſtille und ruhig dort, etwa ſieben Wächter ſaſſen und ſtanden dem Hügel gegenüber und umher. Caſſius hatte den ganzen Tag ſeine Stelle in dem Graben vor dem Eingange der Höhle ſelten auf wenige Augenblicke verlaſſen. Er ſtand jezt wieder unten in mancherlei Betrachtung und Erwartung, denn er war großer Gnaden und Erleuchtung theilhaftig geworden und hatte viele innere Anſchauungen und Rührungen. Es war Nacht, und die Feuerkörbe vor der Grabhöhle warfen einen grellen Schein umher, da nahte ſich meine Betrachtung andächtig zu dem heiligen Leibe, der unverändert eingehüllt, von Lichtglanz umgeben, zwiſchen zwei Engeln ruhte, welche ich fortwährend ſeit der Grablegung in ſtiller Anbetung zu Häupten und Füßen des heiligen Leibes geſehen habe. Dieſe Engel erſchienen durchaus in prieſterlicher Geſtalt, und erinnerten ganz durch ihre Stellung, mit auf der Bruſt gekreuzten Armen, an die Cherubim auf der Bundeslade, außer daß ich keine Flügel an ihnen ſah. Ueberhaupt mahnte mich das ganze Begräbniß und das Grablager des Herrn öfters ſehr lebhaft an die Bundeslade in verſchiedenen Zeiten ihrer Geſchichte. Es mag dieſes Licht und die Gegenwart der Engel dem Caſſius einigermaßen ſichtbar geworden, und er deßwegen in ſo ſtarrem Hinſchauen nach dem verſchloſſenen Grabe geſtanden ſeyn, gleich einem, der das heilige Sacrament anbetet.

Ich betrachtete aber unter der Anbetung des heiligen Leibes, als trete die Seele des Herrn mit den erlöſten Geiſtern der Altväter durch den Felſen zu dem Grablager hin und

laſſe ſie die ganze Mißhandlung ſeines heiligen Marterleibes erkennen. In demſelben Augenblicke erſchien es, als ſeyen die Hüllen alle wie abgeſtreift, und ich ſah den heiligen Leib ganz voll Wunden, und es war, als ob die beiwohnende Gottheit den heiligen Leib in ſeiner ganzen Zerriſſung und Marter auf eine geheimnißvolle Weiſe vor den Seelen entwickle. Er erſchien mir ganz durchſichtig und bis ins Innerſte enthüllt. Seine Verwundung und Kränkung und ſeine Schmerzen konnten bis in die innerſten Theile erkannt werden. Die Seelen waren in unausſprechlicher Ehrfurcht und ſchienen von Mitleid zu beben und zu weinen.

Nun gieng ich in eine Betrachtung über, deren Geheimniß ich ſeinem ganzen Inhalte nach nicht deutlich zu erzählen vermag. Ich ſah ein Bild, als würde die Seele Jeſu zwar ohne Lebensherſtellung durch vollkommene Vereinigung mit dem heiligen Leibe, doch in und mit demſelben dem Grabe entrückt; es erſchien mir, als trügen die beiden anbetenden Engel den heiligen Marterleib empor, nackt und elend und voll Wunden, zwar aufrecht, aber doch in der Gliederlage, wie er ſich im Grabe befand. Ich ſah ſie mit einer Erſchütterung eben durch den Felſen zum Himmel empor ſchweben, und ich hatte eine Betrachtung, als ſtelle Jeſus ſeinen martervollen Leib vor dem Throne ſeines himmliſchen Vaters zwiſchen unzähligen Chören anbetender Engel, eben auf die Weiſe dar, wie die Leiber mancher Propheten nach dem Tode Jeſu von den Seelen derſelben angenommen und in den Tempel geführt worden waren, ohne daß ſie doch wirklich lebten und wieder hätten ſterben müſſen, denn ſie wurden ohne gewaltſame Trennung von den Seelen wieder abgelegt. Ich ſah in dieſer Betrachtung die Seelen der Altväter den Leib des Herrn nicht begleiten. Es iſt mir auch jetzt nicht gegenwärtig, wo ſie ſich befanden, bis ich ſie wieder mit der Seele des Herrn zuſammen ſah.

Ich bemerkte bei dieſer Betrachtung eine Erſchütterung des Grabfelſens, vier von den Wächtern waren zur Stadt gegangen, etwas zu holen, die drei Anweſenden wurden wie ohnmächtig. Sie ſchrieben dieſes einem Erdbeben zu und bemerkten nichts von der Veranlaßung. Caſſius aber war ſehr bewegt und erſchüttert, denn er hatte einige helle Blicke von dem, was geſchah, ohne daß es ihm doch deutlich geworden wäre. Aber er hielt auf ſeiner Stelle aus, und erwartete mit großer Andacht, was folgen würde. Die abweſenden Soldaten kehrten indeſſen zurück.

Meine Betrachtung wendete ſich hierauf wieder zu den heiligen Frauen und ich ſah dieſelben, nachdem ſie die Zubereitung der Spezereien vollendet und ſie, zum Wegtragen in Tücher verpackt, zurecht gelegt hatten, wieder in ihre Winkel zurückgezogen, aber nicht ganz zum Schlafen ausgeſtreckt, ſondern nur an die aufgerollten Lager zum Ruhen gelehnt, weil ſie vor Tag zum Grabe Jeſu gehen wollten. Sie hatten mehrmals ihre Sorge wegen dieſes Vorhabens ausgeſprochen, denn ſie waren voll Furcht, die Feinde Jeſu möchten ihnen nachſtellen, wenn ſie hinausgiengen; die heilige Jungfrau aber, ſeit der Erſcheinung Jeſu von neuem Muthe durchdrungen, tröſtete ſie, ſie möchten nach einiger Ruhe muthig zum Grabe gehen, es werde ihnen nichts Uebles widerfahren. So ruhten ſie nun.

Es war aber etwa elf Uhr in der Nacht, als die heilige Jungfrau von Liebe und Sehnſucht bewegt nicht mehr bleiben konnte. Sie erhob ſich, hüllte ſich ganz in einen grauen Mantel ein und verließ allein das Haus. Ich dachte noch: ach, wie kann man die ſo geängſtete, erſchütterte, heilige Mutter unter ſolchen Umſtänden ſo allein gehen laſſen. Ich ſah ſie aber bis zum Hauſe des Kaiphas, und dann zum Pallaſte des Pilatus trauernd gehen,

welches ein weiter Weg in die Stadt zurück war, und so wandelte sie den ganzen Kreuzweg Jesu einsam durch die öden Straßen und verweilte an allen Stellen, wo dem Herrn irgend ein Leid, eine Mishandlung geschehen war. Es war, als suche sie etwas, was sie verloren. Oft warf sie sich an die Erde nieder und fühlte auf den Steinen umher mit der Hand, und berührte dann ihren Mund mit derselben, als habe sie Heiligthum, das Blut des Herrn, berühret und küßte es verehrend. Sie war aber in einem erhöhten liebenden Zustande und sah alles Heilige um sich hell und leuchtend und war ganz in Liebe und Anbetung versunken. Ich begleitete sie auf dem ganzen Wege und fühlte und that Alles nach meinen schwachen Kräften mit, was sie empfand, und that.

Sie vollendete ihren Weg bis zu dem Calvariberge, und als sie diesem nahte, blieb sie stehen, und ich betrachtete, als trete die Erscheinung Jesu mit seinem heiligen Marterleibe vor die heilige Jungfrau, ein Engel zog vor dem Bilde her, die zwei anbetenden Engel des Grabes waren an seiner Seite, und es folgte ihm eine große Schaar erlöster Seelen. Er bewegte sich nicht, er war wie eine wandelnde Leiche von Licht umgeben; aber ich hörte eine Stimme von ihm ausgehen, die seiner Mutter verkündete, was er in der Vorhölle gethan, und wie er nun mit verklärtem Leibe lebend auferstehen und zu ihr kommen werde, sie solle ihn erwarten an dem Steine bei dem Calvariberge, wo er gefallen sey. Ich sah nun diese Erscheinung zur Stadt ziehen, und die heilige Jungfrau betend eingehüllt an jener Stelle nieder knieen, wo der Herr sie hinbeschieden hatte. Es mochte nun wohl 12 Uhr vorüber seyn, denn Maria hatte eine geraume Zeit auf dem Kreuzwege zugebracht.

Ich sah aber den Zug des Herrn den ganzen Kreuzweg wandeln, und es wurde den Seelen die ganze Marter

und alle Mißhandlung Jesu gezeigt, und die Engel sammelten auf eine geheimnißvolle Weise alle die heilige Substanz auf, welche ihm in seinem Leiden war entrissen worden, und ich sah, daß ihnen auch die Annagelung ans Kreuz, die Aufrichtung, Seitenerdffnung, Abnahme und Leichenbereitung gezeigt wurde, und die heilige Jungfrau betrachtete dieses Alles im Geiste und liebte und betete an.

Ich betrachtete nun, als ruhe der Leib des Herrn wieder in dem heiligen Grabe, und sey mit Allem, was ihm in der Marter entrissen worden war, von den Engeln auf eine geheimnißvolle Weise ergänzt. Ich sah ihn wie früher in seiner Leichenverhüllung von Glanz umgeben und die beiden anbetenden Engel zu Häupten und Füßen des Grablagers. Ich vermag nicht auszusprechen, wie ich alles dieses gesehen, es ist so Vieles, so Mannigfaltiges und ganz Unaussprechliches dabei, was unser Verstand nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge nie verstehen kann. Dort aber ist mir Alles ganz klar und verständlich, was sich mir hier so trübt, daß ich es nicht auszusprechen vermag.

Als sich nun der Morgenhimmel mit einem weißen Lichtstreife erhellte, sah ich, daß Magdalena, Maria Cleophä, Johanna Chusa und Salome in Mäntel ganz eingehüllt die Wohnung am Coenaculum verließen. Sie trugen die in Tücher verpackten Spezereien und Eine von ihnen auch eine brennende Leuchte, Alles unter ihren Mänteln verborgen. Die Spezereien bestanden aus lebendigen Blumen zum Aufstreuen und aus ausgepreßten Säften, Essenzen und Oelen zum Uebergießen. Ich sah die heiligen Frauen mit großer Bangigkeit zu dem Pförtchen des Nicodemus hinwandeln.

Auferstehung des Herrn.

Ich sah die Erscheinung der Seele Jesu wie einen großen Glanz zwischen zwei kriegerischen Engeln, (die früheren erschienen in priesterlicher Form), von vielen Lichtgestalten umgeben, von oben durch den Grabfelsen auf seinen heiligen Leichnam niederschweben, und es war, als beuge sie sich über denselben und zerschmelze mit ihm, und nun sah ich die Glieder sich in der Einhüllung bewegen, und sah den leuchtenden lebenden Leib des Herrn mit der Seele und Gottheit durchdrungen wie aus der Seite der Leichenverhüllung hervorgehen, als steige er aus der Seitenwunde hervor. Der Anblick erinnerte an Eva, die aus Adams Seite stieg. Alles war voll Licht und Glanz.

In einer Betrachtung sah ich nun, als winde sich die Erscheinung eines Ungeheuers aus der Tiefe, wie unter dem Grablager empor. Es bäumte seinen Schlangenschweif und wendete sein Drachenhaupt grimmig gegen den Herrn. Es hatte außerdem, wie ich mich erinnere, auch noch ein Menschenhaupt. Ich sah aber in der Hand des erstandenen Erlösers einen feinen weißen Stab und oben ein wehendes Fähnchen daran, und der Herr trat auf das Drachenhaupt und stieß dreimal mit dem Stabe auf den Schweif der Schlange, und ich sah sie jedesmal sich enger zusammenziehen und endlich verschwinden, bis zuletzt das Drachenhaupt ganz in den Grund getreten war und das Menschenhaupt allein emporschaute. Ich habe dieses Bild schon öfters bei der Auferstehung, und auch schon eine ähnliche Schlange bei Christi Empfängniß lauern sehen. Das Wesen dieser Schlange erinnerte mich immer an die Schlange im Paradies, nur war sie noch scheußlicher. Ich meine, es bezieht sich dieses Bild auf die Verheißung: „der

Saame des Weibes ſoll der Schlange das Haupt zertreten.“ Es ſchien das Ganze nur ein Sinnbild vom Beſiegen des Todes für mich zu ſeyn, denn während ich das Zertreten des Drachenhauptes ſah, ſah ich das Grab des Herrn nicht mehr.

Nun aber ſah ich den Herrn leuchtend durch den Felſen ſchweben. Die Erde bebte, und es fuhr ein Engel in kriegeriſcher Geſtalt wie ein Blitz vom Himmel zu dem Grabe nieder, legte den Stein zur rechten Seite und ſaß darauf. Es war eine ſolche Erſchütterung, daß die Feuerkörbe ſchwankten und die Flammen umherfuhren. Die Wächter, als ſie dies geſehen, fielen wie betäubt umher und lagen erſtarrt, wie todt in verdrehter Lage. Caſſius ſah Alles voll Glanz, aber ſich ſchnell ſammelnd trat er zum Grablager und fühlte, die Thüre wenig öffnend, auf die leeren Tücher und gieng hinweg, um dem Pilatus zu berichten, was geſchehen; aber er verweilte doch noch umher, ob er kein neues Ereigniß ſehe; denn er hatte nur das Erdbeben, das Wegheben des Steins durch den Engel, das augenblickliche Sitzen deſſelben auf dem Steine und das leere Grab, aber nicht Jeſum geſehen. Theils er, theils die Wächter erzählten alle dieſe erſten Ereigniße den Jüngern.

In dem Augenblicke aber, da der Engel zu dem Grabe niederfuhr und die Erde dort bebte, ſah ich den auferſtandenen Herrn ſeiner Mutter am Calvarienberge erſcheinen. Er war ungemein ſchön und ernſt und leuchtend, ſein Gewand, wie ein weiter Mantel um die Glieder geſchlagen, wehte ihm, wenn er wandelte, mit einem Ende in der Luft ſpielend nach, und ſchimmerte blauweiß, wie Rauch im Sonnenſchein. Seine Wunden waren ſehr groß und glänzten, man konnte an den Händen wohl einen Finger hineinlegen. Die Wundlippen hatten die Linien von drei gleichen Dreiecken, die in dem Mittelpunkte eines Zirkels zuſammentrafen. Es liefen von der Mitte des

Hand Strahlen gegen die Finger zu. Die Seelen der Altväter beugten ſich vor der Mutter Jeſu, zu welcher der Herr etwas von Wiederſehen ſprach, was ich vergeßen habe. Er zeigte ihr ſeine Wunden, und als ſie niederſank, ſeine Füſſe zu küſſen, faßte er ſie bei der Hand, erhob ſie und verſchwand.

Ich ſah in der Ferne die Feuerkirche am Grabe ſchimmern, und gen Morgen am Himmel über Jeruſalem eine weiße Lichtbank.

Die heiligen Frauen am Grabe. Erſcheinungen Jeſu.

Die heiligen Frauen waren in der Nähe des Pförtchens des Nicodemus, als der Herr von dem Tode erſtand, ſie bemerkten nichts von den Zeichen, die dabei geſchahen, und wußten auch nichts von der Wache am Grabe, denn geſtern, als am Sabbath war Niemand im Grabe geweſen, und ſie ſelbſt eingeſchloßen und in Trauer. Sie ſprachen beſorgt untereinander: „wer wird uns nur den Stein von der Thüre wegwälzen?“ denn ſie hatten in ihrer Begierde, dem Leibe des Herrn Ehre zu erweiſen, gar nicht an dieſen Stein gedacht; ihre Abſicht war geweſen, den Leib des Herrn mit dem Nardenwaſſer und der Salbe zu übergießen und die Kräuter und Blumen über ihn auszuſtreuen, denn ſie hatten zu den Spezereien der geſtrigen Leichenbereitung, welche allein von Nicodemus herrührten, nichts beigetragen, und wollten nun auch das Köſtlichſte, was ſie haben konnten, dem Leibe ihres Herrn und Meiſters opfern. Salome aber hatte am meiſten davon gekauft, es war dieſes nicht die Mutter des Johannes, ſon-

dern eine andere Salome, eine reiche Frau von Jerusalem, mit dem heiligen Joseph verwandt. Sie faßten aber nun den Entschluß, die Spezereien vor das Grablager auf den Stein zu setzen und zu trauern, bis etwa einer der Jünger käme, der ihnen die Oeffnung des Grabes besorge, und so wandelten sie gegen den Garten.

Ich sah die Wächter in verdrehten Stellungen wie betäubt hie und da liegen, der Stein war in der Vorhalle an die rechte Seite gerückt, so daß man die Thüre, welche jetzt nur noch angelehnt war, öffnen konnte. Ich sah aber durch die Thüre hindurch die Tücher, in die der Leib Jesu eingehüllt gewesen war, folgendermaßen auf dem Grablager liegen. Das große Tuch, in welches der Leib eingeschlagen gewesen, lag ganz unverändert, nur hohl und zusammengesunken, und nichts enthaltend, als die Kräuter; die Binde, mit welcher dieses Tuch umwunden gewesen, lag noch in gewickelter Lage, wie abgestreift, der Länge lang an dem vordern Rande des Grablagers; das Tuch aber, womit Maria sein Haupt verhüllt hatte, lag abgesondert rechts zu Häupten, ganz wie der Kopf darin gelegen, jedoch mit aufgedeckter Gesichtsdecke.

Ich sah nun die Frauen dem Garten nahen. Da sie die Leuchten der Wache und die umherliegenden Soldaten erblickten, wurden sie schüchtern und giengen dem Garten etwas vorüber gegen Golgotha zu. Aber Magdalena vergaß alle Gefahr, und eilte in den Garten, und Salome folgte ihr in einiger Entfernung. Diese beiden hatten hauptsächlich die Salben besorgt. Die beiden andern Frauen waren furchtsamer und verweilten vor dem Garten.

Ich sah Magdalena, als sie den Wächtern nahte, erschreckt etwas gegen Salome zurückeilen, dann aber giengen beide vereint scheu zwischen den umherliegenden Wächtern durch in die Grabhöhle hinein. Sie sahen den Stein hinweggewälzt, die Thüren aber waren angelegt, was

wahrscheinlich Cassius gethan. Da öffnete Magdalena in großer Angst den einen Anschlag der Thüre, und starrte auf das Grablager hin und sah die Tücher leer und gesondert liegen. Alles war voll Glanz und es saß ein Engel zur Rechten auf dem Lager. Magdalena aber war bestürzt, und ich weiß nicht, ob sie irgend Worte des Engels hörte, ich sah sie gleich mit heftiger Eile aus dem Garten durch das Pförtchen Nicodemi in die Stadt zu den versammelten Aposteln laufen. Auch von Maria Salome, welche nicht weiter, als in die Vorhalle getreten war, weiß ich nicht, ob sie jezt irgend eine Rede des Engels vernommen, ich sah sie gleich nach Magdalena aus dem Grabe und Garten in großem Schrecken fliehen, und die vor dem Garten zurückgebliebenen Frauen aufsuchen, um ihnen zu melden, was geschehen.

Alles das geschah mit großer Eile und mit einem Erschrecken, wie vor Geistern. Die anderen Frauen, von Maria Salome unterrichtet, waren entsetzt und erfreut zugleich und zagten eine Zeitlang in den Garten zu gehen. Cassius aber, der in der Gegend, nachdem er das Grab verlassen, noch einige Zeit geharrt und geforscht hatte, ob er Jesum nicht sehe, und besonders, ob dieser sich nicht vielleicht den herannahenden Frauen zeigen würde, eilte nun nach dem Ausführthore zu, um Pilatus die Nachricht zu bringen, und sagte den heiligen Frauen im Vorübereilen mit wenigen allgemeinen Worten, was er gesehen, und forderte sie auf, sich selbst zu überzeugen. Nun faßten sie Muth und giengen vereint in den Garten, und da sie mit großer Angst in die Vorhalle getreten waren, standen die zwei Engel des Grabes in weißem leuchtendem Priester-Gewande vor ihnen. Die Frauen aber waren sehr erschrocken und drängten sich zusammen, und neigten das Gesicht mit vorgehaltenen Händen furchtsam zur Erde. Es redete aber einer der Engel zu ihnen, und sagte ungefähr so viel als: „sie sollten sich nicht fürchten, sie soll-

ten den Gekreuzigten hier nicht suchen, er sey lebendig, er sey auferstanden und nicht mehr in den Gräbern der Todten," er zeigte ihnen auch die leere Stätte, und befahl ihnen, den Jüngern zu sagen, was sie gefunden und gehört. „Jesus werde ihnen voraus nach Galiläa ziehen. Sie sollten sich erinnern, wie er in Galiläa gesagt: „des Menschen Sohn muß in die Hände der Sünder überliefert und gekreuzigt werden und am dritten Tage wieder auferstehen." — Da verschwanden die Engel und die heiligen Frauen zitternd und zagend und doch voll Freude besahen das Grablager und die Tücher und weinten und giengen von dannen nach dem Ausführungsthore. Aber sie waren noch sehr erschreckt, eilten nicht und standen hie und da in einiger Ferne und schauten umher, ob sie nicht den Herrn vielleicht sähen, oder ob Magdalena nicht zurükkehre.

Während allem dem sah ich Magdalena am Coenaculum angekommen, sie war wie außer sich und pochte heftig, es lagen Mehrere noch an den Wänden umher schlafend. Einige standen und sprachen. Petrus und Johannes öffneten. Magdalena sagte nur die Worte hinein: „sie haben den Herrn aus dem Grabe genommen, wir wissen nicht wohin;" und nach diesen Worten eilte sie wieder mit großer Eile hinaus nach dem Grabgarten. Petrus und Johannes, traten in das Haus zurück und sprachen mit den andern Jüngern, und folgten ihr dann mit Eile, jedoch Johannes schneller als Petrus.

Magdalena aber sah ich wieder in den Garten und zu dem Grabe hineilen, sie war vom Laufen und von Trauer ganz wie von Sinnen. Sie war vom Thaue ganz durchnäßt, ihr Mantel war ihr vom Kopfe auf die Schultern gesunken, und ihre langen Haare waren aufgelöst herabgefallen. Weil sie allein war, scheute sie sich, gleich in die Felsenhöhle hineinzutreten, sondern sie verweilte auf dem Rande der Vertiefung vor dem Eingange der Vorhalle.

Hier beugte ſie ſich nieder, um durch die tieferliegende Thüre in die Vorhalle gegen das Grablager zu ſchauen, und indem ſie ihre vorfallenden langen Haare mit den Händen faſſend zurückhielt, ſah ſie zwei Engel in weißen prieſterlichen Kleidern zu Häupten und Füßen des Grablagers ſitzen, und hörte zugleich die Stimme von einem derſelben: „Weib, was weinſt du?“ und ſie rief in ihrem Jammer aus (denn ſie wußte und dachte an nichts, als daß der Leib des Herrn nicht mehr da ſey): „ſie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo ſie ihn hingelegt haben.“ Dieſes ſagend, und nichts als die Tücher ſehend, wendete ſie ſich ſogleich wie eine Suchende um, ſie meinte, ſie müſſe ihn überall finden, ſie war in einem dunklen Gefühle ſeiner Nähe, und ſelbſt die Erſcheinung der Engel konnte ſie nicht irre machen. Es war, als denke ſie gar nicht, daß dieſe Engel ſeyen, ſie konnte an nichts denken, als an Jeſum, nichts als, Jeſus iſt nicht hier, als, wo iſt Jeſus? und ich ſah ſie einige Schritte vor dem Grabe hin und wieder irren, wie eine ganz verwirrte ſuchende Perſon, ihre langen Haare hingen ihr links und rechts über die Schultern hervor, ſie ſtrich einmal die Maſſe der Haare auf der rechten Schulter durch beide Hände, dann hatte ſie die beiden Haarſtröme in beiden Händen und ſchlug ſie zurück, und ſchaute umher, da ſah ſie etwa zehn Schritte von dem Grabfelſen gegen Morgen, wo der Garten gegen die Stadt aufſteigt, zwiſchen dem Gebüſche hinter einem Palmbaum eine lange, weißbekleidete Geſtalt in der Dämmerung und hörte, darauf zuſtürzend, abermals die Worte: „Weib, was weinſt du? wen ſuchſt du?“ Sie hielt die Geſtalt aber für den Gärtner, und ich ſah ſie auch mit einer Schaufel in der Hand und einem flachem Hute, der einem Stück gegen die Sonne vorgebundener Baumrinde glich, gerade wie ich den Gärtner in der Parabel geſehen, die Jeſus den Frauen, kurz vor ſeinem Leiden in Bethanien erzählte, und ſeine

Erſcheinung war nicht leuchtend, ſondern gleich der eines Menſchen in der Dämmerung in langem weißem Gewande. Auf die Worte „wen ſucheſt du?“ erwiederte ſie ſogleich: „Herr, haſt du ihn weggetragen, ſo ſage mir wohin, ich will ihn holen!“ und zugleich ſchaute ſie wieder umher, ob er ihn nicht in der Nähe habe; da ſagte Jeſus zu ihr mit gewohnter Stimme: „Maria!“ und die Stimme erkennend, und Kreuzigung, Tod und Begräbniß vergeſſend, als lebe er, ſagte ſie, ſich augenblicklich wendend, wie ſonſt: „Rabuni (Meiſter)!“ und fiel vor ihm auf die Kniee, und ſtreckte die Arme nach ſeinen Füßen aus. Jeſus aber hob die Hand abwehrend gegen ſie und ſprach: „rühre mich nicht an! denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater; gehe aber zu meinen Brüdern und ſage es ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und eurem Vater, zu meinem Gott und eurem Gott.“ Da verſchwand der Herr. — Ich hatte auch eine Erklärung, warum Jeſus ſagte, „rühre mich nicht an,“ ich bin mir aber derſelben nicht mehr ganz bewußt. Ich meine, er ſprach dies, weil ſie ſo ungeſtüm war, und ganz in dem Gefühle, als lebe er wie ſonſt, und Alles ſey wie ſonſt. Ueber die Worte Jeſu, er ſey noch nicht aufgefahren zu ſeinem Vater, hatte ich die Erklärung, er habe ſich noch nicht nach ſeiner Auferſtehung ſeinem himmliſchen Vater dargeſtellt, und ihm noch nicht für ſeinen Sieg über den Tod und für die Erlöſung gedankt. Es war, als ſage er ihr hiedurch, die Erſtlinge der Freude gehörten Gott, ſie ſolle ſich erſt beſinnen und Gott danken für das vollendete Geheimniß der Erlöſung und des Sieges über den Tod; denn ſie hatte ſeine Füße wie ſonſt umarmen wollen, ſie hatte an nichts gedacht, als an ihren geliebten Meiſter, und das ganze Wunder in der Heftigkeit ihrer Liebe vergeſſen. Ich ſah aber, wie Magdalena nach dem Verſchwinden des Herrn ſich aufraffte, und, als ſey ſie im Traume geweſen, nochmals dicht an das Grab hinlief; da ſah ſie die beiden En-

gel auf dem Grabe ſitzen, hörte, was die Frauen gehört von der Auferſtehung, ſah die Tücher liegen, und eilte nun, des Wunders und ihres Geſichtes ganz gewiß, hinaus, ihre Begleiterinnen zu ſuchen, auf den Weg gegen Golgotha, denn dieſe wandelten dort noch zagend umher, theils Magdalenas Rückkehr erwartend, theils in Begierde, den Herrn irgendwo zu ſehen.

Alles, was mit Magdalena geſchah, währte nur ein paar Minuten; es mochte etwa ½ 3 Uhr ſeyn, da ihr der Herr erſchien, und als ſie kaum den Garten hinausgelaufen war, eilte Johannes in denſelben hinein und Petrus dicht hinter ihm her. Johannes ſtand auf dem Rande vor dem Eingang und bückte ſich durch die Thüre der Vorhalle nach der halb offenen Grabthüre ſchauend und ſah die Tücher liegen. Nun kam Petrus und gieng hinab in die Höhle und vor das Grablager, und ſah die Grabtücher in der Mitte des Lagers von beiden Seiten gegen die Mitte zuſammengerollt, es waren die Gewürze hinein gewickelt, und die Binde war darum geſchlungen, ſo wie Frauen dergleichen Tücher zum Aufbewahren zuſammen zu rollen pflegen, das Angeſichtstuch aber lag rechts davon gegen die Wand, und war auch geordnet. Hierauf folgte Johannes dem Petrus auch an das Grablager, ſah daſſelbe und glaubte an die Auferſtehung, denn es ward ihnen nun klar, was der Herr geſagt und was in der Schrift ſtand, ſie hatten das vorhin nur ſo obenhin genommen. Petrus aber nahm die Tücher unter ſeinem Mantel mit, und ſie eilten nach Haus durch das Pförtchen des Nicodemus, Johannes aber lief dem Petrus wieder voraus.

Ich habe mit ihnen das Grab beſehen und auch mit der Magdalena, und ich ſah beidemal die beiden Engel zu Häupten und Füßen ſitzen, wie immer und auch wie die ganze Zeit, während der Leib Jeſu im Grabe lag. Es ſchien mir aber, als habe Petrus ſie nicht geſehen. Johannes hörte ich nachher zu den Jüngern von Emmaus

ſagen, daß er von der Vorhöhe ſchauend einen Engel geſehen habe. Vielleicht ließ er, dadurch erſchreckt, den Petrus voraus, und meldete es nicht im Evangelium, aus Demuth, um nicht mehr geſehen zu haben, als Petrus.

Ich ſah aber nun erſt die herumliegenden Wächter ſich erholen und aufraffen, und ſie nahmen ihre Spieße und Feuerkeßel, welche an der Thüre des Eingangs auf Stangen gebrannt, und einen Schein hineingeworfen hatten, und ich ſah ſie ſcheu und zerſtört aus dem Garten eilen, und gegen das Thor der Ausführung hin zur Stadt ziehen.

Magdalena hatte indeſſen die heiligen Frauen aufgefunden und ihnen erzählt, daß ſie es Petrus geſagt und jezt den Herrn im Garten, und dann die Engel geſehen habe, und die Frauen erwiederten ihr, daß auch ſie die Engel geſehen. Nun eilte Magdalena zur Stadt durch das nahe Ausführthor, die Frauen aber giengen wieder gegen den Garten, vielleicht um die beiden Apoſtel dort noch zu finden, und ich ſah die Wächter ihnen vorüber ziehen und einige Worte zu ihnen ſprechen.

In der Nähe des Grabgartens trat den heiligen Frauen die Erſcheinung Jeſu in einem weiten weißen Gewande, das ſelbſt über die Hände niederhieng, entgegen, und ſprach: „ſeyd gegrüßt!“ Da bebten ſie und ſanken ihm zu Füßen, und es war, als wollten ſie ſeine Füße umfaſſen, was ich mich jedoch nicht deutlich erinnere geſehen zu haben. Ich ſah aber, daß der Herr einige Worte zu ihnen ſprach, mit der Hand nach einer Gegend deutete und verſchwand, worauf die heiligen Frauen durch das Bethlehemsthor auf Sion eilten, den Jüngern im Coenaculum zu ſagen, daß ſie den Herrn geſehen, und was er zu ihnen geſprochen. Dieſe aber wollten Anfangs weder ihren noch Magdalenas Ausſagen irgend Glauben ſchenken, und hielten, bis zur Rückkehr des Petrus und Johannes, Alles für Einbildungen der Frauen.

Johannes und Petrus, der vor Staunen ganz tiefſinnig geworden war, trafen auf ihrem Rückwege Jakobus den Kleineren und Thaddäus an, welche ihnen zum Grabe hatten folgen wollen. Auch dieſe beiden waren ſehr erſchüttert, denn der Herr war ihnen nahe bei dem Coenaculum erſchienen. Ich ſah aber, daß Jeſus dem Petrus und Johannes vorübergegangen war, und Petrus ſchien mir ihn geſehen zu haben, denn dieſen ſah ich plötzlich in großer Erſchütterung. Ob auch Johannes ihn erkannt, weiß ich nicht.

Ich ſehe jezt in dieſen Bildern in Jeruſalem und andern Orten den Herrn und andere Erſcheinungen öfters hie und da in Gegenwart anderer Menſchen ganz deutlich, ohne zu bemerken, daß dieſe ihn auch ſehen. Manchmal ſehe ich Einzelne plötzlich erſchüttert und ſtaunend, während die Andern ganz gleichgültig ſind. Es iſt, als ſähe ich den Herrn immer, bemerke aber zugleich, daß die Leute ihn damals nur dann und wann geſehen.

Eben ſo ſah ich die beiden prieſterlichen Engel im Innern des Grabes von der Grablegung des Herrn an immer, ſah aber auch, daß die heiligen Frauen dieſe Engel manchmal nicht, manchmal nur Einen derſelben, und dann wieder Beide erblickten. Die Engel, welche die Frauen anredeten, waren die prieſterlich erſcheinenden Grabengel. Es redete nur Einer derſelben, und wurde nur Einer, als die Thüre nicht ganz offen war, von ihnen geſehen; der Engel, der wie ein Blitz vom Himmel niederfuhr, den Stein vom Grabe rückte und ſich auf ihn ſetzte, erſchien in der Geſtalt eines Kriegers. Caſſius und die Wächter ſahen ihn anfangs auf dem Steine ſitzen. Die nachher ſprechenden Engel waren die beiden, oder Einer der Engel des Grabes. Warum dieſes Alles ſo geſchah, iſt mir nicht mehr erinnerlich, als ich es ſah, wunderte es mich nicht, dann iſt Alles, wie es iſt, ganz recht und nichts erſcheint ſeltſam.

Aussagen der Grabwache.

Während alles dessen war Cassius zu Pilatus etwa eine Stunde nach der Auferstehung gekommen. Ich sah den Landpfleger noch auf seinem Lager liegen und Cassius vor dasselbe treten. Er sagte ihm mit großer Gemüthsbewegung, wie der Felsen erbebt und ein Engel herabgefahren und den Stein weggerückt, und die Tücher leer darin gelegen, Jesus sey gewiß der Messias und Gottes Sohn, er sey auferstanden und nicht mehr da, und er erzählte noch Mehreres, was er gesehen. — Pilatus hörte Alles mit heimlichem Grauen an, ließ sich aber nichts merken, und sprach zu Cassius: „du bist ein Schwärmer, du hast sehr unweise gethan, dich ins Grab des Galiläers zu stellen, da haben nun seine Götter Gewalt über dich erhalten, und dir allerlei Zauberbilder vorgegaukelt, ich rathe dir, diese Dinge den Hohenpriestern zu verschweigen, sonst wirst du dir schlimme Händel zuziehen.“ Er stellte sich auch, als glaube er, Jesus sey von den Jüngern gestohlen, und die Wache sage nur zu ihrer Entschuldigung Anderes aus, weil sie es zugelassen, oder die Bewachung vernachläßigt habe, vielleicht auch, weil sie bezaubert worden sey. Nach manchen solchen schwankenden Aeußerungen des Landpflegers verließ ihn Cassius, und Pilatus ließ wieder seinen Göttern opfern.

Es kamen nun noch vier von den zurückgekehrten Soldaten mit derselben Aussage zu Pilatus, der sich nicht darüber gegen sie ausließ und sie zu Kaiphas sendete. Ich sah einen Theil der Wache gleich in einen großen Hof in der Nähe des Tempels gehen, wo viele alte Juden versammelt waren. Ich sah, daß man sich berieth, und sie allein nahm und mit Geld und Drohungen bestach, auszusagen, die Jünger hätten, während sie geschlafen,

den Leib Jesu gestohlen. Als die Wachen aber einwendeten, ihre Gesellen, welche dem Pilatus den Hergang berichtet, würden ihnen widersprechen, versprachen die Pharisäer, dieses bei Pilatus schon wieder auszugleichen. Es langten indessen jene vier vom Pilatus gesendeten Wachen an, und blieben bei dem, was sie vor dem Landpfleger ausgesagt. Es hatte aber schon verlautet, daß Joseph von Arimathia bei verschloßenen Thüren, auf unerklärbare Weise aus dem Kerker entkommen sey, und als die Pharisäer die bei der Wahrheit beharrenden Soldaten verdächtigen wollten, als hätten sie im Einverständniße mit den Jüngern zur Entführung des Leibes Jesu beigetragen, und sie heftig bedrohten, so sie ihn nicht wieder herbeischafften, erwiederten diese Männer, daß sie das eben so wenig könnten, als die Wächter am Gefängniße des Josephs von Arimathia diesen, der auch verschwunden, wieder herbeischaffen könnten. Sie wehrten sich tapfer in ihrer Rede, und waren durch keine Bestechung zum Schweigen zu bewegen, ja sie sprachen frei und laut von dem gräulichen Gerichte am Freitage, und wie das Paschah darum nicht zu Stande gekommen sey; worauf man sie gefangen nahm und einsperrte. Die Andern aber verbreiteten das Gerücht, Jesus sey von den Jüngern gestohlen, und die Pharisäer, Sadduzäer und Herodianer ließen diese Lüge nachher auch überall ausprengen und in allen Synagogen der Juden durch die ganze Welt, mit Schmähungen über Jesum vermehrt, bekannt machen.

Jedoch nützte ihnen diese Lüge wenig, denn es erschienen nach Jesu Auferstehung noch viele Seelen verstorbener heiliger Juden hie und da vielen Leuten aus ihren Nachkommen, die noch einer Gnade und Rührung fähig waren, und erschütterten ihr Herz zur Bekehrung. Auch zu vielen Jüngern, welche im Glauben erschüttert sich muthlos im Lande zerstreut hatten, sah ich solche Erscheinungen kommen, die sie trösteten und im Glauben befestigten.

Das Aufstehen der todten Leiber aus ihren Gräbern nach Jesu Tod hatte keine Aehnlichkeit mit der Auferstehung des Herrn, denn Jesus stand mit seinem nun erneuten, verklärten Auferstehungsleibe auf, wandelte lebend am Tage auf Erden, und fuhr mit diesem seinem Leibe vor den Augen seiner Freunde zum Himmel, und es war dieser sein Leib nicht mehr dem Tode und dem Grabe unterworfen. Jene auferstandenen Leiber aber waren nur wandelnde, bewegungslose Leichen, den Seelen zur Hülle gegeben, und wurden von diesen wieder in den Schooß der Erde abgelegt, wo sie die Auferstehung am jüngsten Tage mit uns Allen erwarten. Ja sie waren weniger vom Tode auferstanden als Lazarus, der wirklich lebte und später zum zweitenmale starb; denn sie wurden als ein Kleid der Seele wieder abgelegt in die Gräber, da der Leib Jesu auch zu Grabe gebracht wurde.

Schluß dieser Fastenbetrachtungen.

Ich sah auch, ich meine am folgenden Sonntag, *) wie die Juden den Tempel zu reinigen, zu waschen und zu scheuern begannen. Sie streuten Kräuter und Asche von Todtengebeinen, und opferten Sühnopfer, sie räumten auf und verdeckten das Eingestürzte mit Brettern und Teppichen, und holten hierauf das vom Paschahfeste nach, was an dem Tage selbst nicht vollendet worden war.

Sie unterdrückten aber alles Gerede und Murren, indem sie die Störung des Festes und die Beschädigung des Tempels als Folge des Erdbebens und der Anwesenheit von Unreinen beim Opfer erklärten, wobei sie etwas von

*) Sie erzählte dieses etwas später und es ist darum unbestimmt, ob sie den Auferstehungstag selbst, oder den Sonntag nach Ostersonntag meint.

einem Geſichte des Ezechiels über auferſtandene Todte, ich weiß nicht mehr in welcher Anwendung, vorbrachten. Uebrigens drohten ſie mit Strafen und Bann. So brachten ſie zwar Alles zum Schweigen, denn ſehr viele hatten Antheil an der Schuld; eigentlich aber gelang es ihnen nur, den großen verſtockten, verlorenen Haufen des Volkes zu beruhigen, denn alle Beßeren bekehrten ſich ſtillſchweigend jezt, und laut am Pfingſtfeſte, und ſpäter in ihrer Heimath durch die Lehre der Apoſtel. Die Hohenprieſter wurden daher immer kleinlauter, und zwar ſo, daß bereits zur Zeit des Diaconats des Stephanus ganz Ophel und der öſtliche Theil von Sion die Menge der Gemeinde Jeſu Chriſti nicht mehr faſſen konnten, und die Chriſten ihre Hütten und Zelte von der Stadt über das Thal Kidron bis an Bethanien, hin erbauten.

Ich ſah in dieſen Tagen den Annas wie beſeſſen, man ſperrte ihn ein, er kam nicht mehr zu Tage. Kaiphas aber war ganz wie raſend von geheimem Grimm.

Am Donnerſtage nach Oſtern ſagte ſie: heute ſah ich, daß Pilatus ſeine Frau vergeblich ſuchen ließ. Ich ſah hierauf, daß ſie heimlich in Lazari Haus zu Jeruſalem verſteckt iſt. Sie wird dort nicht vermuthet, denn es ſind jezt gar keine Frauen dort und nur Stephanus der Jüngling, der als Jünger noch nicht ſehr bekannt iſt, geht manchmal aus und ein und bringt ihr Nahrung und Nachrichten und bereitet ſie zur Erkenntniß vor. Stephanus iſt mit Paulus verwandt, er iſt ein Bruderſohn des Vaters Pauli. Simon von Cyrene kam nach dem Sabbath zu den Apoſteln, Aufnahme und Taufe begehrend.

Hiermit ſchloß ſich die Mittheilung dieſer Betrachtungen, welche vom 18ten Februar bis zur Woche nach Oſtern, 6ten April 1823 gedauert hat.

Beilage einzelner Betrachtungen zur Erläuterung.

Ueber das Coenaculum.

Da die Erzählende in den vorhergehenden Betrachtungen mehrmals des Coenaculums Erwähnung thut, so scheint es bequem, hier als Beilage einige Notizen über dieses Gebäude aus ihren Betrachtungen des letzten Paschahs und der Einsetzung des heiligen Sacraments des Altars beizufügen.

An der Südseite des Berges Sion nicht weit von der nun auch verödeten Burg Davids und dem von der Morgenseite zu dieser Burg aufsteigenden Markte liegt ein starkes altes Gebäude zwischen Reihen oben zusammengezogener schattiger Bäume, in einem geräumigen Hofe, der von starken Mauern umgeben ist. Zur rechten und linken Seite des Eintritts sind in diesem Hofe noch andere Gebäude und Wohnungen an der Mauer angebaut, und zwar rechts die Wohnung des Speisemeisters und nahe dabei die Wohnung, in der sich die heilige Jungfrau und die heiligen Frauen nach Jesu Tod öfters aufhielten. Das sonst weitläufigere Coenaculum war einst das Haus, wo die Helden, die tapfern Heerführer Davids wohnten, und sich in allerlei Waffenkünsten übten; auch hat vor der Er-

hanung des Tempels die Bundeslade eine Zeit lang hier gestanden und es sind noch die Spuren ihres Standorts an einem unterirdischen Orte daselbst. Ich habe auch einst den Propheten Malachias in diesen Gewölben verborgen gesehen, wo er Prophezeihungen vom heiligen Sacramente und dem Opfer des neuen Bundes schrieb. — Auch Salomo hielt dieses Haus in Ehren und hatte etwas Vorbildliches damit zu schaffen, was ich vergessen habe. Als ein großer Theil von Jerusalem durch die Babilonier zerstört wurde, blieb dieses Haus verschont. — Ich habe Vieles davon gesehen, und bis auf dieses Wenige vergessen.

In einem verwüsteten Zustande war dieses Gebäude in den Besitz von Nicodemus und Joseph von Arimathia gekommen, sie hatten das Hauptgebäude zu einem Festhaus für Ostergäste bequem eingerichtet und pflegten es auf Ostern zu vermiethen, wie sie auch bei dem letzten Paschah des Herrn gethan. Außerdem diente ihnen die ganze Oertlichkeit das Jahr hindurch zur Niederlage vieler Bau- und Grabsteine und zur Steinhauerwerkstätte; denn Joseph von Arimathia hatte Steinbrüche von guter Art in seiner Heimath, und handelte mit Grabsteinen und allerlei ausgehauenen Gesimsen und Säulen, welche hier unter seiner Aufsicht bearbeitet wurden. Nicodemus hatte auch viel mit Bauwerk zu thun, und trieb zu seiner Erholung selbst Steinhauerei, er arbeitete hier außer der Festzeit oft an Steinverzierungen im Saale oder unter demselben in einem Gewölbe. Er war durch diese Kunst mit Joseph von Arimathia so in Freundschaft gekommen, daß sie mancherlei zusammen unternahmen. Ich sah heute am Morgen des letzten Paschahtages unsers Herrn, während Petrus und Johannes, durch Jesum von Bethanien gesendet, mit dem Hausvater sprachen, der das Coenaculum dieses Jahr gemiethet hatte, den Nicodemus an dem Nebengebäude links im Hofe herumwandeln, wo man viele

Steine aus der Nähe des Speiſeſaales hingeräumt hatte. Schon vor etwa acht Tagen habe ich viele Leute beſchäftigt geſehen, die vielen Steine bei Seite zu bringen, den Hof zu reinigen und den Speiſeſaal zum Oſterfeſte zuzubereiten, und ich meine, es waren ſogar Jünger, vielleicht Aram und Themeni, die Vettern Joſephs von Arimathia, dabei.

Das Hauptgebäude, das eigentliche Coenaculum, liegt in der Mitte des Hofes, doch mehr am hintern Ende. Es iſt ein längliches Viereck, rings mit einem niedrigen Säulengang umgeben, welcher bei losgeſetzten Eingängen ſich mit dem inneren hohen Saale zu einem Ganzen vereinigen läßt, denn das ganze Gebäude iſt eigentlich durchſichtig auf Säulen oder Pfeilern ruhend, nur ſind alle Oeffnungen gewöhnlich mit Stellwänden zugeſetzt. Das Licht fällt durch Oeffnungen oben an der Mauer herein. Es hat an der vorderen ſchmalen Seite ein Vorgemach, zu dem drei Eingänge (ſie ſagt Bogen) führen, dann tritt man in den innern, hohen, ſchön geplatteten Saal, von deſſen Decke mehrere Lampen niederhängen. Er iſt zum Feſte an den Wänden in halber Höhe mit ſchönen Matten oder Teppichen bekleidet, und in der Decke iſt eine Lucke geöffnet und wie mit einem durchſichtigen blauſchimmernden Flor überzogen.

Das hintere Ende dieſes Saales iſt durch einen ähnlichen Vorhang zu einem eigenen Raume abgeſondert, und die Einrichtung hat durch die Abtheilung in drei Räume eine Aehnlichkeit mit dem Tempel. Es hat das Coenaculum eine Vorhalle, ein Heiliges und ein Allerheiligſtes.

Dieſer letzte abgeſchiedene Raum dient links und rechts zur Niederlage der Kleider und allerlei Geräthes, und in der Mitte enthält er eine Art Altar. Es ſpringt aus der Wand über drei Aufgangsſtufen ein Steintiſch von

der Geſtalt eines recht winkelichten Dreiecks hervor, deſſen ſpitze Ecke in der Mitte der beiden Seitenflächen abgeſtumpft iſt. Es muß dieſes die obere Seite des Oſterlamms-Bratofens ſeyn, denn es waren ſogar die Stufen umher ganz warm. Es iſt an der Seite dieſes Raumes ein Ausgang hinaus in die Halle hinter dieſem Vorſprung, und da geht man zu der Feuerungsſtelle hinab, auch ſind dort andere Gewölbe und Keller unter dem Saale. In jenem Vorſprung oder Altar im Saale ſind mancherlei Einrichtungen, gleich Kaſten oder Schubladen, die man herausziehen kann, es ſind auch Oeffnungen wie ein Roſt oben, und eine Stelle zum Feuer machen, und eine, es zu löſchen. Ich kann das Ganze nicht mehr vollkommen beſchreiben. Es ſcheint eine Art Herd für Oſterbrode, und andres Backwerk, oder um Räucherungen zu machen und beim Feſte gewiße Ueberbleibſel zu verbrennen. Das Ganze ſcheint eine Oſterküche. Ueber dieſem Herde oder Altare iſt an der Wand eine ſich vorbeugende Niſche von Sparrwerk, und oben eine Oeffnung mit beweglicher Klappe, wahrſcheinlich den Rauch hinaus zu laſſen. Vor dieſer Niſche, oder über ihr herab hängend, ſah ich das Bild eines Oſterlammes, es ſtack ihm ein Meſſer in der Kehle, und es war, als tröpfle ſein Blut auf den Altar. Ich weiß nicht mehr ganz genau, wie es gemacht iſt. In der Niſche an der Wand ſind drei bunte Schränke, die man wie unſre Tabernakel dreht, ſie zu öffnen oder zu ſchließen; hier ſah ich allerlei Oſtergefäße und Muldenförmige Schaalen ſtehen, und ſpäter das heilige Sacrament.

In den Seitenhallen des Coenaculums ſind hie und da ſchräge Lager aufgemauert, worauf zuſammengerollte dicke Decken liegen. Es ſind dieſes Schlafſtellen.

Unter dem ganzen Gebäude ſind ſchöne Keller, in welchen ich manchmal den Nicodemus Steine aushauen geſehen habe. Der Standort der Bundeslade iſt einſt hinten ge-

weſen, wo nun der Oſterherd darüber errichtet worden iſt. Es ſind unter dem Hauſe fünf Abflüſſe, die alle Unreinlichkeit und Ausgüſſe den Berg hinab führen, denn das Haus liegt hoch.

Nicodemus und Joſeph haben das alte wüſte Gebäude ſo ſchön eingerichtet, die Mauern und Säulen ſind ſehr dick und feſt.

Ich habe Jeſum hier auch ſchon früher heilen und lehren ſehen. Auch herbergten manchmal Jünger in den Seitenhallen.

Fragment über Joſeph von Arimathia.

Angeregt durch eine Reliquie erzählte ſie am 17ten März 1821 Morgens folgende Bruchſtücke aus einer Betrachtung der verfloſſenen Nacht.

Ich ſah, daß Joſeph aus einem Orte war, der etwa 6 römiſche Meilen, das iſt, ein paar Stunden, von Jeruſalem, abendlich des Weges nach Nazareth lag. Ich meine es war eine Art Graben, oder oft trocken liegendes Flußbett in der Nähe. Es waren ſteile Berge da, und wurden weiße Steine gebrochen. Dieſer Steinbruch gehörte dem Joſeph. Er hatte ſich von ſeinen zwei Brüdern, die noch dort wohnten, losgemacht, und war im Anfang der Lehrjahre des Herrn in Jeruſalem ganz anſäßig geworden. Er war ein ſtiller, kluger und doch einfältiger Mann, der Alles ſo hin that, was man bei uns einen halbſinnigen Mann nennt. Er war unverheurathet und wohnte nicht weit von Johann Markus in einem kleinen Hauſe. Es waren aber Gewölbe und ummauerte Räume in der Nähe, worin ſehr viele weiße Steine aus

seinem Steinbruche lagen. Er handelte damit, arbeitete selbst Allerlei aus diesen Steinen oder ließ sie von Steinmetzen bearbeiten, z. B. große Tröge, Mulden, schiffförmige Gefäße, auch große Platten, worin die Figur eines liegenden Menschen lebensgroß ausgetieft war. Das waren wohl Todtenlager. Er war sehr gut Freund mit Nicodemus, der auch Manches in Stein arbeitete. Sie hatten allerlei Unternehmungen zusammen. Ich sah neulich einmal, als Jünger zu Nicodemus kamen, daß er in einem Keller bei einer Lampe in Stein arbeitete. Ich sah ihn die Gestalt eines Wickelkindes mit runden Antlitz, wie man die Sonne abbildet, aus einer Steinplatte heraus arbeiten, vielleicht war es das Grablager eines Kindes. Ich habe sie auch zusammen das Grab ausarbeiten sehen, worin nachher der heilige Leib des Herrn begraben ward. Nicodemus war ein Wittwer und hatte zwei Kinder. Joseph hatte keine Hauswirthschaft, er aß abwechselnd bei seinen Freunden, meistens bei Nicodemus, oft auch bei dem Manne der Veronica u. s. w. Das ist, was mir aus Vielem heute Gesehenen von Joseph noch erinnerlich ist. Er ist, glaube ich, bei der Verfolgung nach Jesu Tod zugleich mit Lazarus und dessen Familie aus dem gelobten Lande vertrieben worden und nicht wieder gekehrt. Sieben giengen damals fort und nur zwei kamen wieder. Ich weiß die Namen jezt nicht.

Fragment über Longinus.

Am Morgen des 15ten März 1821 theilte die Erzählende nach und nach folgende zerstreute Bruchstücke einer nächtlichen Betrachtung über Longinus mit, von welchem sie nicht wußte, daß heute sein Fest sey.

Von Longinus, ich weiß jedoch nicht, ob dieses sein rechter Name ist, habe ich heute Nacht Vieles gesehen. Ich werde aber nur Weniges davon zusammen bringen können. Longinus war weder ganz allein Soldat, noch ganz allein Hofdiener, er war wie Beides bei Pilatus. Er lief hin und wieder, that dies und das, beobachtete Alles, brachte allerlei Nachrichten und forschte allerlei aus. Er war ein geschäftiger Mensch der Art, wie N. aus B., nur etwas größer; als dieser bei mir war, machte er mir ganz denselben Eindruck. Longinus war von großer Herzensgüte und Dienstfertigkeit, aber vor seiner Bekehrung ohne rechten Ernst und festen Charakter. Er that Alles mit Hast und vordringlicher Wichtigkeit, und weil er blöde Augen hatte, wurde er oft den Andern zum Gespötte. Ich sah ihn viel heute Nacht und durch ihn die ganze Passion, und wußte heute Morgen nicht gleich, wie ich dazu gekommen war, bis ich mich an ihn, als Veranlassung erinnerte.

Als Soldat war er ein unterer Offizier, aber als eine Art Beiläufer bei Pilatus, war er an allen Ecken, wo Etwas vorgieng mit dabei und brachte dem Landpfleger Nachricht. Ich sah, daß er in der Nacht, als Jesus in das Richthaus des Caiphas geführt ward, in dem Atrium unter den Soldaten und der Menge hin und wiedergieng. Er war bald an dieser bald an jener Stelle, einmal sah ich ihn in der Nähe unsers Herrn auf den Stufen, wo dieser vor Gericht stand, und daß Jesus ihn rührte; dann gieng er hinab und trieb sich wieder im Atrium herum, und als Petrus am Feuer und im Vorhofe von den Reden der Mägde bedrängt ward, sah ich, daß er es einmal war, der zu Petrus sagte: „du bist auch einer von seinen Anhängern" u. dgl. Ich sah, daß er bei der Ausführung Jesu nach Golgotha, als ein Bote des Pilatus neben dem Zuge herging, und daß er durch einen Blick des Herrn gerührt ward. — Ich sah ihn nachher auch auf Golgotha

unter den Soldaten, da war er zu Pferd und hatte einen Speer. Ich sah ihn auch nach Jesu Tod bei Pilatus, und daß er gerührt mit diesem sprach, man möge Jesus die Beine nicht brechen. *) Ich sah ihn dann schnell wieder nach Golgotha reiten.

Seine Lanze war wie zusammengeschoben, sie konnte durch Herausziehen dreimal verlängert werden. Sie hatte Knöpfe an den Absätzen, die Spitze ward oben aufgesteckt. Ich sah, daß er die Lanze so rüstete, ehe er plötzlich die Seite unsers Herrn mit ihr eröffnete. Ich sah ihn auch bei der Grablegung unsers Herrn, er wollte sich von Allem unterrichten. Er bekehrte sich gleich auf Golgotha und bekannte den Herrn, und als ich ihn nachher bei Pilatus sah, dem er über Alles berichtete, sprach er auch gegen diesen seine Ueberzeugung aus, daß Jesus der Sohn Gottes sey. Pilatus behandelte ihn als einen Schwärmer, und als er die Lanze bei Pilatus abstellte, befahl dieser ihm, sie vor die Thüre zu setzen, aus Ekel und Aberglauben. Bald hierauf sprach Longinus mit Nicodemus, welcher sich bei Pilatus um die Lanze bemühte, und sie von dem Landpfleger empfing. Ich sah, wie Nicodemus die heilige Lanze in ihre einzelne Theile zerlegte, um sie leichter bewahren zu können. Anfangs hatte er sie in einer ledernen Scheide bewahrt, später sah ich sie in einem Steintroge. Ich sah Vieles von der Geschichte der heiligen Lanze. Als Longinus bei der Grabwache die Wunder des Herrn erkannt, und dem Pilatus Alles berichtet hatte, lieferte er seine Waffen ab und gab den Dienst auf. Auch er hat den Herrn nach

*) Hier scheint es, als sey Cassius (Longinus) nach dem Tode des Herrn einmal von Golgotha in die Stadt zu Pilatus geritten, was die Erzählende entweder in der Mittheilung der Passion vergessen, oder Seite 255 mit den Worten: „Cassius ritt hin und wieder" nicht bestimmt genug gesagt hat.

seiner Auferstehung gesehen. Er hielt sich ganz zu den Jüngern. Er war mit zwei andern Soldaten, die sich auch bei der Kreuzigung bekehrt hatten, unter den Ersten, die nach dem Pfingstfest getauft wurden.

Ich sah Longinus und diese hierauf lange weiße Kleider anlegen und in ihre Heimath reisen, wo sie angekommen in einer unfruchtbaren Gegend auf dem Lande lebten. Es war Sumpf dort und auch steinigt. Es war in der Nähe einer kleinen Stadt. Es war das Land, wo die vierzig heiligen Märtyrer gestorben. Ich sah, daß er kein Priester war, aber daß er als Diacon mannigfach herum zog, Christum verkündigte, und als Augenzeuge sein Leiden und seine Auferstehung erzählte. Er hat viele Menschen bekehrt und durch Berührung mit einem Theil der heiligen Lanze, den er in einem kurzen Stabe bewahrt bei sich trug, viele Kranke geheilt. Er hatte auch von dem unter dem Kreuze aufgetrockneten heiligen Blute bei sich. Ich sah, daß die Juden sehr über ihn und seine zwei Gefährten erbittert waren, weil er die Wahrheit der Auferstehung des Herrn überall bekannt machte, und ihre Grausamkeit, Lügen und Bestechungen der Zeugen entdeckte, und ich sah, daß auf ihren Betrieb römische Soldaten mit dem Befehle in die Heimath des Longinus kamen, ihn als einen, der den Kriegsdienst ohne Abschied verlassen und nun Unruhe stifte, zu fangen, und zu richten. Ich sah ihn, als die Soldaten vorüber zogen, auf seinem Acker. Er lud sie in sein Haus und bewirthete sie. Sie kannten ihn nicht, und da sie ihm ihren Auftrag mittheilten, ließ er seine zwei Cameraden rufen, welche nicht in seinem Hause, aber doch in der Nähe in einer Art abgesonderter Einsiedler-Gemeinschaft mit ihm lebten. Als sie bei ihm angekommen waren, eröffnete er den Soldaten, daß er und diese es seyen, gegen welche sie ausgesendet wären. Es war ganz derselbe Fall, wie bei dem heiligen Gärtner Photas. Seine Aussage betrübte die Soldaten sehr, denn sie

hatten ihn lieb gewonnen. Ich sah nun, daß er und seine beiden Gesellen in das nahe liegende Städtchen gefangen geführt, und dort verhört wurden. Sie wurden nicht eingesperrt. Ich sah sie ein paar Tage wie freiwillige Gefangene frei umher gehen, sie waren jedoch an der Schulter mit einem Zeichen bezeichnet. Ich sah sie nachher auf einem Hügel zwischen dem Städtchen und Longini Wohnung alle drei enthaupten. Sie wurden auch dort begraben. Ich meine, daß dieser Hügel ihm gehörte und daß er verlangt hatte, dort gerichtet und begraben zu werden. Ich sah, daß die Soldaten das Haupt Longini, auf einen Spieß gesteckt, nach Jerusalem als Zeichen ihres verrichteten Auftrags zurückbrachten. Ich erinnere mich dunkel, als sey dieses nur wenige Jahre nach dem Tode unsers Herrn geschehen.

Ich hatte dann noch ein Bild aus späterer Zeit, wie eine blinde Frau aus der Heimath des heiligen Longinus mit ihrem Sohne nach Jerusalem wallfahrtete, in der Hoffnung, in der heiligen Stadt, wo Longinus an seinen Augen geheilt worden, auch Hülfe zu erlangen. Sie ließ sich von dem Knaben herumführen, aber er starb ihr, und nun war sie ganz verlassen und untröstlich. Ich sah hierauf, daß sie eine Erscheinung des heiligen Longinus hatte, welcher ihr sagte, sie solle das Gesicht wieder erhalten, wenn sie sein Haupt aus einem Kloak ziehen werde, in welchen es die Juden geworfen hatten. Es war eine gemauerte Grube, in welche viele Canäle Unrath abführten. Ich sah mehrere Menschen die unglückliche Frau hinführen, und wie sie bis an den Hals in den gräulichen Morast gieng, und das heilige Haupt hervorzog. Ich sah, daß sie wieder sehend ward, daß ihre Begleiter das heilige Haupt bewahrten, und daß man sie nach ihrer Heimath zurückführen ließ. Das ist Alles, wessen ich mich entsinne.

Fragment über den Centurio Abenadar.

Am ersten April 1823 sagte die Betrachtende, durch eine Reliquie angeregt, daß heute das Fest des heiligen Ctesiphons, des Hauptmanns bei der Kreuzigung unsers Herrn sey, sie habe die ganze Nacht sehr viele Betrachtungen aus seinem Leben gehobt. Durch Krankheit und äußerliche Störung hatte sie aber das Meiste vergessen und theilte nur noch folgende Fragmente mit.

Abenadar, der nachher Ctesiphon hieß, ist aus einem Lande zu Haus, das zwischen Babylon und Aegypten liegt, aus dem glückseligen Arabien, rechts von dem letzten Wohnsitze Hiobs. Es liegen da auf einem nicht steinen Gebirge viereckte zusammenhängende Häuser, da ist er zu Hause. Die Leute laufen auf den Dächern herum, die ganz platt sind. Es sind viele kleine Bäume dort, es war nebligt, wie ich dort war. Sie sammeln Weihrauch von den Bäumen und haben auch Balsamstauden an Spalieren. Ich war in seinem Hause, einem seltsamen Gebäude, gleich lauter viereckten, zusammenhängenden, oben flatten Kasten, groß und weitläufig, wie das Haus eines wohlhabenden Mannes seiner Gegend, aber niedrig gebaut. Sie bauen wohl so niedrig, weil viel Wind dort ist, es liegt hoch. Abenadar war als Freiwilliger bei der Besatzung der Burg Antonia in Jerusalem eingetreten. Er hatte Dienst bei den Römern genommen, um sich in allerlei freien Künsten zu üben, denn er war gelehrt. Er war von gelbbrauner Farbe, von gedrängter Gestalt, ein fester entschlossener Mann. Er hatte etwas von dem Kupferschmied M. in seinem Aussehen.

Er ward durch einen der ersten Lehrvorträge, und ich weiß nicht mehr durch welches Wunder Jesu gerührt, und

überzeugt, das Heil ſey bei den Juden, nahm er das moſaiſche Geſetz an, ward aber noch kein Jünger des Herrn, doch war er nie bös und hübiſch gegen Jeſum geſinnt, er hatte Mitleid und eine geheime Ehrfurcht vor ihm. Er war ſehr ernſt, und als er mit ſeiner Schaar die Wache auf Golgotha ablöste, hielt er Ordnung und Ruhe aufrecht, bis die Wahrheit ihn überwältigte, und er ihr vor allem Volke bei dem Tode Jeſu Zeugniß gab. Weil er reich und ein Freiwilliger war, konnte er ſeine Stelle gleich ablegen, was er auch that. Er war gleich ſo hülfreich und treu bei der Kreuzabnahme und Grablegung des Herrn, daß er innig mit den Freunden Jeſu vertraut, und nach dem Pfingſtfeſte einer der erſten Getauften am Teiche Bethesda ward, wo er den Namen Teſiphon erhielt. Ein Bruder von ihm war noch in Arabien. Teſiphon berichtete ihm alle Wunder, die er erlebt hatte, und forderte ihn zum Heile auf; da eilte dieſer auch nach Jeruſalem mit ſeinem Vermögen, ward Cäcilius getauft und ward mit Teſiphon ein Helfer der Diaconen bei der neuen Gemeinde Jeſu.

Teſiphon begleitete mit mehreren andern den Apoſtel Jakob den Größeren nach Spanien und auch wieder zurück. Später ward er von den Apoſteln nochmals nach Spanien geſendet, und brachte den Leib Jakob des Größeren dahin, der in Jeruſalem den Martyrtod geſtorben war. Er war dort Biſchof und hatte ſeinen Hauptſitz in einer Art Inſel oder Halbinſel, nicht ſehr weit von Frankreich, wo er auch geweſen iſt, Jünger und vielen Zulauf gehabt hat. Der Name ſeines Ortes klang wie Wergi oder Vergi. Es iſt die Gegend nachher zu Grunde gegangen, vom Waſſer zerſpalten, oder verſchwemmt worden. Ich meine nicht, daß er gemartert worden, es wäre mir wohl nicht entfallen. Er hat Mehreres geſchrieben, worin auch Einiges vom Leiden Chriſti vorkömmt. Es wurden aber falſche Bücher mit ſeinem Namen, oder Bü-

cher von ihm mit falschen Namen überschrieben, und ist daher Einiges, was wirklich von ihm herrührte, mit dem Andern später in Rom verworfen worden.

Einer der Wächter des Grabes Christi, der sich nicht bestechen ließ, war sein Landsmann und ihm besonders lieb. Sein Name klang wie Sulei oder Suleji. Er ward gefangen und lebte, wieder freigelassen, sieben Jahre in einer Höhle am Berge Sinai verborgen, wo ihn fortwährend die Freunde Ctesiphons unterstützten. Dieser Mann empfieng große Gnaden und schrieb ein Buch mit tiefen Betrachtungen, auf die Art der Schriften des Dionysius Areopagita. Ein anderer Schreiber hat etwas aus seiner Schrift benutzt, was so bis auf unsere Zeit gekommen ist. Ich selbst habe einmal im Kloster etwas gelesen, wovon ich jezt erkannt habe, daß es zuerst von ihm herrührte. Ich wußte dieses Alles ganz klar, und auch den Namen des Buches, aber ich habe es durch Kummer und Mangel an Ruhe vergessen. Dieser Landsmann Ctesiphons hat ihn später in Spanien besucht. Unter den Gefährten Ctesiphons in Spanien war sein Bruder Coecilius, auch ein Intalecius, ein Hesicius und Euphrasius. Es bekehrte sich auch in der ersten Zeit ein Araber Sulima, ich weiß die Umstände nicht mehr, und später, zur Zeit der Diaconen, ein Landsmann Ctesiphons, dessen Name wie Sulensis klang.

Im Sommer 1832, neun Jahre nach dieser Mittheilung, und acht Jahre nach dem Tode der Erzählerin, las der Schreiber im 3ten Bande der Viage litterario a las Iglesias de Espanna di D. J. L. Villanueva. 10 tomos, Madrid 1803 — 23. folgende hier zusammengedrängte Notiz.

Um das Jahr 1593 wurden in Granada Reliquien, Handschriften und Bleiplatten aufgegraben, welche die Namen Ctesiphon und Hiecius, Jünger St. Jakobus des Größeren u. s. w. enthielten. Dieser Fund wurde von mehreren Seiten, und besonders von J. B. Pe-

rez, Bischof von Segovien, als absichtlicher Betrug erklärt, um das Grab dieser beiden Jünger neben dem des Coecilius in Granada zu besitzen. Perez sagt, der Betrüger sey durch die damals bekannt gewordene falsche, dem Fl. L. Dexter unterschobene, Chronik auf seine Erfindung gekommen, da diese den Eteſiphon, Hiscius und Coecilius als Jünger Jakobs des Größern zusammenstelle. Eine alte gothische Pergamentschrift nenne folgende Verbreiter des Christenthums als in Cadix gelandet und von dort ausgegangen. Torquatus sey in Acci (Cadiz) geblieben, — Hesychius (Hiscius) sey nach Carcesa (Gazorla), — Indaleſius sey nach Urſi (Almeria oder Orce bei Galera), — Secundus sey nach Abula (Avilla), — Coecilius sey nach Eliberri (Sierra Elvira bei Granada), — Euphraſius sey nach Iliturgi (Andujar), — Eteſiphon sey nach Berge gekommen, welches einige für Berja in Aragonien, andere für Berga in Granada, und andere für Vera, am Seeufer zwischen Carthagena und Cabo di Gata hielten. An diesen Orten hätten sie gelehrt, seyen sie gestorben und würden ihre Reliquien verehrt. Diese Jünger seyen aber von den Aposteln aus Rom gesendet, und nur eine für falsch erkannte, dem Pabste Calixtus II. unterschobene Schrift, von der Uebertragung des Leibes des Apostels Jakobus des Größeren nach Spanien, nenne sie dessen Jünger. Es seyen aber die Jünger dieses Apostels, nach des Pelagius, Bischofs von Oviedo, Geschichte von Spanien, Caleſerus, Baſilius, Chryſogenus, Theodorus, Archanaſius und Maximus gewesen.

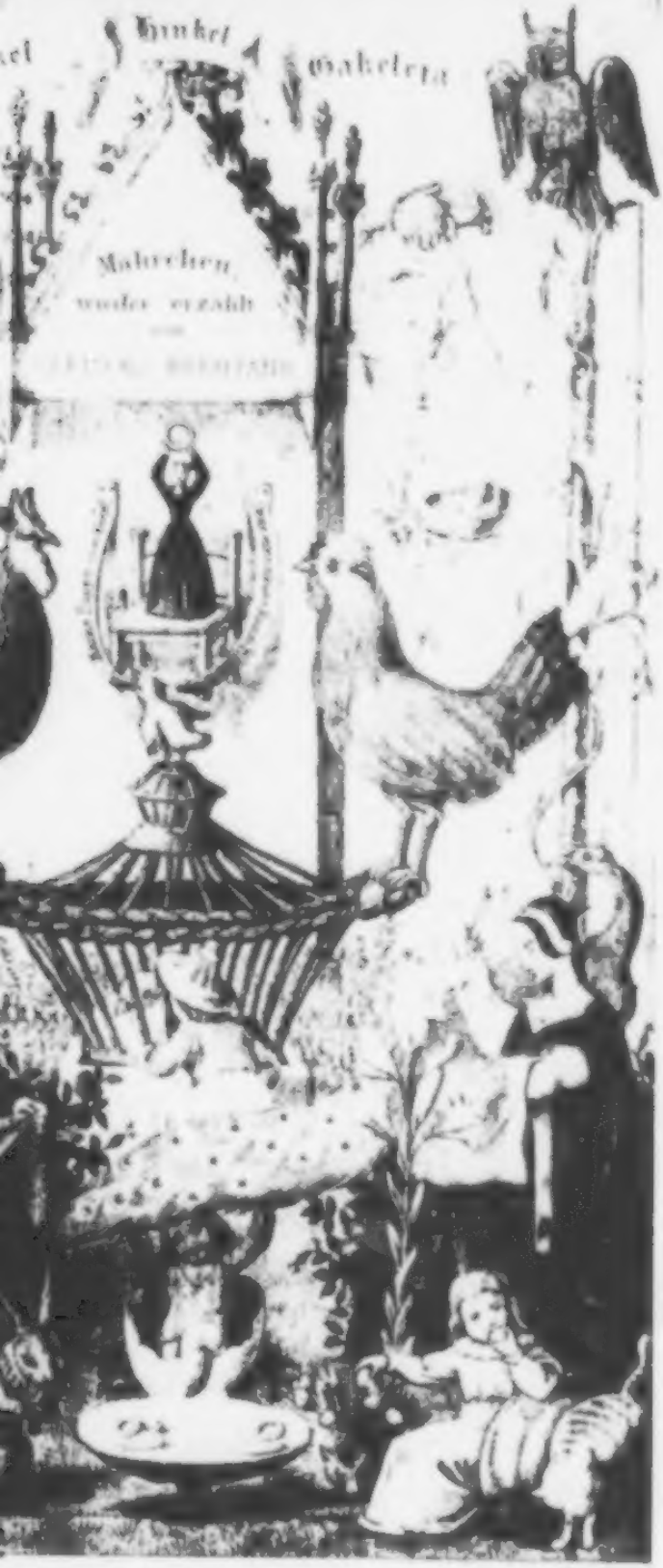
Als Hauptbeweis für den Betrug führt Bischof Perez an, diese Bleiplatten gäben an, **Eteſiphon habe vor ſeiner Bekehrung Abenatar geheißen**, alle die sieben Andern hätten lateinische oder griechische Namen, wie man unter diese einen Araber bringen wolle? es seyen damals noch keine Araber in Spanien gewesen, und warum er dann seinen arabischen Namen aufgegeben? u. ſ. w. Auch gäben diese falschen Urkunden an, **Eteſiphon habe ein Buch** arabisch mit Salomonischen Buchstaben **geſchrieben**. Warum dieses? da damals keine Araber in Spanien gewesen u. ſ. w., dann belächelt Bischof Perez die sogenannten Salomonischen Buchstaben und fragt: warum arabisch in Salomonischen Lettern? u. ſ. w.

Jetzt im May 1833, während dieser Bogen dem Drucke übergeben ward, fand der Schreiber in Mariana de rebus Hispaniæ, daß die Sage den obenerwähnten Jüngern noch einen Athanasius und einen Theodorus zufüge, welche Wächter des Grabes Christi gewesen seyn sollten. — Und am folgenden Tage fand er in Actis Sanctorum tom. III. am ersten Februar einen Commentar über den heiligen Coecilius und seine Gefährten in Spanien, worin ausser Vielem über jenen betrüglichen Fund, auch die sehr strenge Verwerfungsurkunde des Pabstes Urban VIII. gegen die bei Granada ausgegrabenen Schriften und Bleiplatten, als angeblich von Coecilius und dessen Gefährten, angeführt wird, wie auch ein Verzeichniß dieser verworfenen Schriften aus Possevini apparatu sacro, und ein abweichendes aus Rivarii Commentar zu seiner Ausgabe der angeblichen Chronik des Dexter. In diesen Verzeichnißen finden sich unter Andern die Ueberschriften — vom Reich und Haus der Hölle, — von der höchsten Providenz, — von der Barmherzigkeit, — von der Gerechtigkeit, — von Allem, was der Weltschaffende Gott gemacht, — von der Schöpfung der Engel, — von den Herrlichkeiten und Wundern Christi des Herrn und seiner Mutter, seit der Inkarnation des Wortes bis zur Himmelfahrt u. s. w. — Titel, welche wohl an die obenerwähnten Betrachtungen auf Art des Dionysius Areopagita, von Sulci, dem Freunde Otesiphons am Berg Sinai u. s. w. erinnern können; wie denn überhaupt so Vieles in dieser Note an das oben mitgetheilte Fragment der Erzählerin anklingt, daß wir es dem Leser überlassen, ob er unsere eigene Ueberraschung zu theilen geneigt ist.

Sollten wohl Schriften jener arabischen Jünger existirt haben, und zu sektischen Absichten, gleich den Apostelgeschichten des Abdias und den Werken des Dionysius Areopagita verfälscht worden seyn? Die Erzählende hat mehrmals von Verfälschung der Schriften dieser Letztern gesprochen und auch erwähnt, es sey mit Schriften Otesiphons Fälschung getrieben und Einzelnes von ihm verworfen worden. Leider ist ihre Mittheilung so lückenhaft geblieben, daß nur zu ahnden vergönnt ist.

An den Leſer.

Der Leſer wird gebeten, die Note Seite 70, welche einen Grundriß des Richthauſes des Kaiphas verſpricht, als nicht gedruckt anzuſehen. Man hat ſpäter für zweckmäßig gehalten, dieſe und jede andere Abbildung wegzulaſſen, weil das Buch dadurch ohne irgend einen Nutzen vertheuert werden würde, indem jede Abbildung doch keine andere Autorität haben könnte, als eine individuelle Anſchauungsweiſe der im Texte mitgetheilten Beſchreibungen, welche der Natur der Sache nach immer auf verſchiedene Art abgebildet werden können, und deren Vorſtellung daher billiger der Perſönlichkeit eines jeden Leſers freigeſtellt bleibt.



Frankfurt bei Schmerber
1838

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Gockel, Hinkel

und

Gackeleia

ein

Mährchen.

Herzliche Zueignung.

Meiner Puppe, ſondern nur Einer ſchönen Kunſtfigur

weihe ich

dieſes Paradieschen, dieſe Raritat, dieſe Kunſt,
dieſe verſpateten Schmetterlinge,
dieſes Adoniesgärtchen,
dieſen Mährchen;

Sie hatte ihnen den Daumen, ſtille ihnen das Leben,
laße ſie welken und ſterben auf kindlichen Händen.

Liebſtes Großmütterchen! Nimm nur Gockel, Hinkel und Gackel
a freundlich bei dir auf. Demüthig all dein Lebtage verlängnetest
immer nur dich, nimmer aber mich, und ſo mag der Alektryo
unter zwiſchen uns krähen, ohne uns zu erſchrecken. Auch jetzt
uchſt du dich meiner nicht zu ſchämen, denn erſt am Schluße
er höchſt wahrhaften Geſchichte, als ſie ſelbſt zu einem Mähr-
n und alle darin verwickelten hohen und niedern Standesper-
en zu Kindern geworden, lege ich dir die ganze Beſcherung
hrchenhaft zu Füßen, und kannſt du mich mit gutem Gewiſſen
dein Enkelchen halten. — Wie oft haſt du uns Kindern
Chriſtbaum geſchmückt und mit Lichtern erleuchtet, und

Schelle klingelnd, die Thore des verlornen Paradiesgärtchens eröffnet, daß wir unschuldige Früchte vom Baume des Lebens pflückten. Nicht aus mir, sondern nur aus Achtung vor den ehrwürdigen Leuten, die aus ihren Ursachen die Welt verkehrt nennen, habe ich den Nürnberger Bilderbogen von der verkehrten Welt genauer studirt, und, um eine höchst wichtige Lücke in ihm zu ergänzen, das feierliche Amt eines Enkels übernommen, der seiner Großmutter ein Mährchen beschert. — Vor Allem aber zürne mir nicht, wenn du das Meiste in diesem Mährchen als das Deine wieder erkennest; ach Großmütterchen! wo sollte ich dann alle die artigen Verkleidungen und sieben Sächelchen, die ganze Garderobe der Puppe — nein der nur allerschönsten Kunstfigur her haben, als aus dem reizenden Glasschränkchen in deiner Stube, in dem alle die Alter- und Neuerthümer der Oeden des Ostereis, der Tändelei, der Kinderei und der freudigen frommen Kinder aus Geinhausen, Gockelsruh und Hennegau und die heiligen Reichskleinodien des Ländchens Vaduz, wenn ich mich nicht irre, aufbewahrt sind? — woher sollte ich alle die kuriosen Kräuter und Blumen, alle die Hahnen- und Hünerpflanzen und das ganze Marienklostergärtchen denn haben, als aus deinen botanischen Vorrathskammern und Trockenanstalten zur Bekränzung des menschlichen Lebens? — ja du Kränzewinderin, Kronenbinderin, Sträußerkräuslerin, aus deinen vielen getrockneten Blumensammlungen habe ich gestohlen, und von dir habe ich gelernt, mit jener Anhänglichkeit, die aus dem Herzen des Lebensbaumes quillt, diese Blumen dir zur Erheiterung um ein Mährchen herum zu befestigen, wie du sie deinen Freunden mit jenem Gummi, das aus der Rinde der arabischen Acacia vera quillt, um artige Bilder und Reime in schöner Anordnung auf Papier zu heften pflegst. Aus deiner großen Gallerie ausgeschnittener Bildchen habe ich den größten Theil der artigen Figürchen, welche ich hier, gleich dir, in scherz und ernsthafter Combination zu einem Bilderbuche zusammengeklebt habe, und zwar von dir für dich. Ach! wenn ich so recht in der Arbeit war, sah ich oft nach der Gegend von Gockelsruh hin und dachte, dort herum sitzt jetzt vielleicht auch schon das Großmütterchen und klebt mir und den andern Kindern mit großer Geduld ein Bilderbuch zur Beschauung zusammen. — Wenn du alles das Deine nicht gleich wieder erkennst, mußt du bedenken, daß große Leute nicht mit den Fingern auf ihren Großmütter deuten dürfen, und daß ich erst am Schluße

es Mährchens ein Kind geworden bin, um in dieser Zueignung mit
er Wahrheit herausplatzen zu dürfen. In vielen Zügen jedoch wirst
u dich gewiß gern wiederfinden, z. B. in allen den Fahnen bei dem
eichenzuge des armen Kindes von Hennegau; denn ich selbst habe ja
chon solche Fahnen aus deinen Händen den Armen gegeben. Auch der
Name und Orden des armen Kindes von Hennegau muß deinem Herzen
nahe liegen, denn liebes Großmütterchen, wir sind wohl beide arme
Kinder, wenn gleich nicht von Hennegau. Die Ortsnamen wirst du
überhaupt nicht zu strenge nehmen, denn du weißt, daß alle höchst
wichtigen, oder gar nothwendigen Begebenheiten, Gott sey Dank,
überall geschehen sind. Du fragst mich, was mich meine leibliche
Großmutter oft gefragt: „woher hast du nur alle das wunderliche
Zeug?" — ich antworte: „ach, es ist nicht weit her!" — die Grund-
lage von dem Hahn und dem Ring hörte ich als Knabe von einem
wälschen Chocolatemacher krähend erzählen. — Gelnhausen prägte sich
mir in der Jugend durch den Zettel an einer Bude mit Wachsfiguren
ein, welcher lautete: „wahrhafte Abbildung der beiden Gebrüder
Vatermörder von Gelnhausen" — als sey dies eine Handlungsfirma.
Später ein Mal durch diese Stadt fahrend, glaubte ich besonders
viele Bäcker und Fleischerladen dort zu sehen; wäre aber dieses nur
ein Spiel der Phantasie gewesen, so mahnt mich doch heut eine
Fügung, allen Lohn, den mir Gockel je zu Tage scharren wird,
nach Gelnhausen zu wenden. — In das Land Hennegau bin ich
durch Gockel und Hinkel gerathen; das Ländchen Vaduz aber habe
ich von Jugend auf seines kuriosen Namens wegen gar lieb ge-
habt, ohne doch je zu wissen, wo es eigentlich liegt; ich habe auch
nie darnach gefragt, um nicht aus einem jener Träume zu kommen,
welche die Pillen der sogenannten Wirklichkeit vergolden. Vaduz ist
mir noch jetzt das Land aller Schätze, Geheimnisse und Kleinodien
und dort ist mir das Thule, wo der König den liebsten Be-
cher, ehe er starb, in die Fluth hinab geworfen. Da ich als ein
Knabe in dem Comtoir den gelehrten Rabbi Gedalia Schnapper
mit dem unvergleichlichen Abarbanel Meyer auf Tod und Leben, so
daß man mehrmals Wasser auf sie gießen mußte, um sie auseinan-
der zu bringen, über die Lage eines wunderbaren Landes disputiren
hörte, welches der Fluß Sabbathion umfließt, der die ganze Woche
ein unzugängliches Steinmeer ist und nur am Sabbath seine Wogen
bewegt, floh ich auf den Speicher in die Einsiedelei eines leeren Zu-

derfaſſes und beweinte die Blindheit der Menſchen, welche nicht fühlten, daß jenes Land nothwendig das Ländchen Vaduz ſeyn müſſe. Alle Wundergebirge der Geſchichte, Fabel- und Mährchenwelt, Himmelaya, Meru, Alborbi, Kaf, Ida, Olymp und der gläſerne Berg lagen mir im Ländchen Vaduz. Alle ſeltſamen, merkwürdigen und artigen Dinge von den Reichskleinodien bis zum Nürnberger Guckgläschen à ½ kr., in dem Erbſen, Goldblättchen und blauer Streuſand unter einem Vergrößerungsglas geſchüttelt, alle Schätze der Welt darſtellen, ſchienen mir aus Vaduz zu ſeyn. In der ſogenannten Schachtelkammer des Hauſes voll abentheuerlichen Gerümpels war mir das Archiv von Vaduz, ja das goldne Zeichen über unſerem Hausthor ſelbſt ſchien mir aus dieſem gelobten Ländchen, als es in wirrer Zeit den Kopf verloren, zu uns emigrirt. Auf der Gallerie aber, einem ſchon vornehmeren Bewahrungsraum, war mir die Schatz- und Kunſtkammer. Hier war das Arſenal verſtoſſener Chriſtfeſte, hier wurden die Dekorationen und Maſchinerien der Weihnachtskrippen bewahrt; hier ſtand eine Prozeſſion allerliebſter kleiner Wachspüppchen, alle geiſtlichen Stände, alle Mönche und Nonnen vom Pabſte bis zum Eremiten, nach der Wirklichkeit gekleidet, und gleich neben ihnen das Modell eines Kriegsſchiffes. O Schatzkammer von Vaduz, was botſt du Alles dar? Vor allem aber entzückte mich ein kunſtreicher Beſatz von den Braut- und Feſtkleidern meiner Großmutter. Nie kann ich die Bauſchen und Puffen von Seide und Spitzen vergeſſen, gleich Berg und Thal eines Feenlandes, gleich den Zaubergärten der Armida von den Gewinden feiner, allerliebſter, bunter Seidenblümchen labirinthiſch durchiert. — Ich will dir es nur geſtehen, liebes Großmütterchen, oft, wenn ich ſo glücklich war, den Gallerieſchlüſſel zu erwiſchen, ſtellte ich mich krank, um Sonntags nicht mit den Eltern nach Gockelsruh oder auf die ſtille Mühle fahren zu müſſen, und ſperrte mich dann, wenn alle andern weg waren, zwiſchen dieſen Herrlichkeiten ein. Das Kriegsſchiff war mir zu hölzern, klapperig und wirr mit den vielen Stricken, Flaſchenzügen und Segeln, und man konnte auch nicht zu dem Kapitän in die Kajüte hinein, man ſah ihn nur durch ein Fenſterchen am Tiſch vor einer Landkarte und dem Kompaß unbeweglich ſitzen. Ich konnte nichts mit dem Schiffe anfangen, es war kein Waſſer da; — die Prozeſſion der geiſtlichen Wachspüppchen war ſo delikat und zerbrechlich, daß ich ſie kaum anzuſchauen wagte; wäre ſie von buntem Zuckerwerke gewe-

n, ſo wäre ſie vielleicht Gefahr gelaufen, durch meinen Geſchmack
erbleichen, aber in ihrer jetzigen Beſchaffenheit ſtand ſie unter den
anonen des Kriegsſchiffes ſicher vor mir. — Jene biegſamen, un-
rbrechlichen Zaubergärten von Seidendrathblümchen aber, welche
höchſtens ein wenig zerbog, legte ich um mich her, und ſaß da-
iſchen, die drei Pomeranzen, das grüne Vögelchen, das tanzende
Waſſer von Gozzi leſend, und glaubte mich ſelbſt einen verſchäferten
ringen, der voll Sehnſucht ſeine Lämmer in den Thälern dieſes
aradieſes weidete und nach Erlöſung ſeufzte. Ich glaubte mich dann
it dieſen Zaubergärten mitten in Vaduz, wo mir das Paradies,
e Lindararas Gärtchen mitten in dem Alhambra eingeſchloſſen
g. — Da lebte ich eine Mährchenwelt, die über der Wirklichkeit,
e ein Sternhimmel über einer Froſchpfütze lag. Man nannte dieſe
gemein artigen Blumenverzierungen mit vollem Recht agrémens,
nmuthigkeiten, Lieblichkeiten. Als man dieſe Anmuthigkeiten nicht mehr
ng, benützte man ihre Ueberbleibſel, kleine Heiligen-Bilder oder
achskindchen damit zu umgeben, und nannte dieſe unter einem Glaſe
wahrt, Paradieschen, welche die Kinder mit großer Luſt betrach-
ten, ſich feſt einbildend, Adam und Eva ſeyen einſt mit allen
ſchöpfen in ſolcher Herrlichkeit herumſpaziert. Weil nun jeder
enſch wohl fühlt, daß er das Paradies verloren hat, und ſich da-
r irgend ein Surrogat erſchaffen, ſich mit irgend einem Schmuck,
er Krone u. dgl. verkleiden, verſchönern möchte, machten ſich von je
Töchter der Menſchen, naiv genug, ſolche kleine Gärten aus ver-
nglichen Dingen, wozu aller Putz der Frauen und die kleinen Ado-
gärtchen gehören, die bei dem Adoniefeſte um Sonnenwende prun-
d umher getragen und dann in den Strom geworfen wurden; ſo
ch machen ſich gern die Kinder aus dergleichen Ueberreſten von
ittern irgend eine glitzernde Zuſammenſtellung unter einem Stück-
n Glas, hinter einem Thürchen von Papier, und zeigen ein-
der für eine Stecknadel dieſe Herrlichkeit. — Als ich ſpäter in
ſchäften der Akademie der Menſchenkenner eine große Reiſe mit
n gelehrten Wunderkind Monſieur Heinicke machte, theils um dem
ſtornen Paradies, theils um allen Raritäten und der Kunſt auf
Spur zu kommen, war das Reſultat unſers Reiſeberichts: „Einige
te Seideſtöckchen mit Goldfädchen, Flittern und andern Agre-
nts mehr oder weniger fantaſtiſch verwirrt und hinter einem Qua-
tzoll weißen Glaſes auf Papier platt gedrückt, und das Alles

mit einem Thürchen bedeckt, ließen uns an vielen Orten die Kinder um den Preis einer Stecknadel sehen, weswegen wir der Akademie 12 kr. für einen Brief Stecknadeln berechnen. Ueberall war es eigentlich dasselbe; nur schien uns merkwürdig, daß in Köln ein Heiligenbildchen darin war und man es ein Paradies nannte, daß in Nürnberg ein Spielpfennig darin war und man es eine Rarität nannte, daß in Berlin ein Bischen Rauchpulver darin war und man es eine Kunst nannte. Ueberall aber kostete es nur eine Stecknadel."

Längere Zeit hielt ich mich und eine meiner Schwestern für die privatisirenden Besitzer von Vaduz, und wir erzählten uns jeden Morgen die Tugenden, welche wir in den Träumen der letzten Nacht an Land und Leuten inkognito ausgeübt hatten. Unsere Verdienste häuften sich dermaßen, daß wir sie in Bataillone eintheilen und außer den Revuen in den Feldbau entlassen mußten. Es reicht hin, wenn ich sage, daß wir die Akazienbäume, den Erdmandel-Caffee, den Schlüsselblumen-Champagner, die Uebung des Körpers durch Tanzen für alle drei christlichen Religionspartheien, das Gichtpapier, die Toleranzpomade, die Beruhigungs-Schawls à 2 fl. 24 kr., die Käppchen aus Freundschaft à 12 kr. die Kuhpocken, die Kunst ein guter Jüngling, ein edles Mädchen zu werden, und Elise, das Weib, wie es seyn soll, und Alles, wie es seyn soll und nie seyn wird, und die wasserdichten Lobzettel in Vaduz einführten. Unsere Geldsorten schnitten wir aus Goldpapier. Unsre Gnadengeschenke bestanden aus Abschnitten von Zuckerpapier, welches noch die Fußtapfen der darauf gebackenen Bisquits trug. — So machten wir Alles und vor Allem uns höchst glücklich. — Da nun eine Kaiserkrönung nahte und oft von den Reichskleinodien und allerlei Belehnungen gesprochen wurde, dachten wir uns auch Reichskleinodien von Vaduz aus. Wir regierten inkognito, die Kleinodien mußten also versteckt getragen werden. Nie hatte ich etwas blinkenderes gesehen, als die Epaulets eines ungarischen Magnaten, und so verfertigte ich dann aus Goldpapier und allerlei Flittern Achselbänder, als die Reichskleinodien von Vaduz, die ich versteckt unter meiner Weste tragen konnte. Da nun alle Reichskleinodien eine sehr alte Geschichte haben, und ich keine ältere Geschichte von Kleinodien wußte, als daß Abrahams Knecht der Rebecka Armringe angelegt, so ließ ich die Reichskleinodien von Vaduz, die Schulterbänder der Rebecka seyn; und weil die ältern Geschwister, wenn ich mich bei dem Bilder-An-

ſchauen ihnen über die Schultern lehnte, mehrmals geſagt: „du meinſt wohl, du ſeyſt der Kaiſer, daß du mich belehnen willſt?“ ſo nannte ich auch dieſe Schulterbänder die Lehnskleinode von Vaduz. — Aber kein Glück beſteht auf Erden! — und jetzt, liebes Großmütterchen, iſt endlich die Zeit gekommen, da ich dich mit dem Urſprung vieler Thränen bekannt machen kann, welche ich aller Welt zum Räthſel verfloſſen habe. — Ich träumeriſcher Knabe hielt mich bei der Kaiſerkrönung für nichts mehr und nichts weniger, als den verkannten privatiſirenden Regenten von Vaduz, und würde es nach jener größten Ungerechtigkeit, daß der Hauptmann von Capernaum noch immer nicht Major geworden iſt, für die allergrößte gehalten haben, wenn beim Ritterſchlag nach der Frage: „iſt kein Dalberg da?“ nicht die Frage gefolgt ſeyn würde: „iſt kein edler Truchſeß von Vaduz da, daß er das Lehnskleinod auf ſeine Schultern empfange?“ — So ſtanden meine Hoffnungen, als nun am Vorabende ihrer Erfüllung mich ein alter Diener des Hauſes, Herr Schwab, der Buchhalter, an deſſen Originalitäts-Staketen alle Reben, Geisblatt- und Bohnenlauben unſrer Fantaſie hinan gerankt waren, enttäuſchte. Dieſer ſeltne Mann ſetzte dem goldnen Kopf bald die Amalia, bald die Lieſel (ſo hießen ſeine zwei Haarbeutelperücken) über die Friſuren, à la Taubenflügel, Ninon, Sevigné, Rhinozeros, Elephant, Caglioſtro, Montgolfier, Heloiſe, Siegwart, Werther, Titus, Caracalla und Incroyable, ohne irgend eine dieſer Pantomimen der Zeit, welche dem goldnen Kopf zugleich durch die Haare fuhren, zu ſtören. Er beugte ſich wie der immer blühende und fruchtende Cypreſſbaum einer derben ſachlichen Vorzeit über einen gähnenden Abgrund und über den von Seufzern zerriſſenen Zaun der Gegenwart bis an die ſehnſüchtigen Jasminlaube der Pfarrerstochter von Taubenheim hin, welche beſchäftigt war, den kaum verbleichten himmelblauen Frack Werthers und deſſen ſtrohgelbe Beinkleider auf dem Grabe Siegwarts gegen Mottenfraß auszuklopfen und abwechſelnd den bei der Urne ſeiner Geliebten verfrorenen Kapuziner nach den Methoden des Miltenberger Noth- und Hilfbüchleins auf zu thauen, während Karl Moor ſeine bleichgehärmte Wange an einen Aſchenkrug lehnend ihr Mathiſons Elegie in den Ruinen eines alten Bergſchloſſes vorlas und ſeitwärts ein Verbrecher aus Ehrſucht mit Lida Hand in Hand im Mondenſchimmer am Unkenteich Irrlichter weidete und nimmer vergaß, was er alda empfand. — Ein ſo großes Stück von der Geſchichtskarte

der Phantaſie umfaßte jener Herr Schwab, daß ich wohl ſagen kann: in den Zweigen dieſes Baumes plauderten noch die Legenden, Gespenſtergeſchichten und Mährchen in nächtlicher Rockenſtube, als ſchon Lenore ums Morgenroth aus ſchweren Träumen emporfuhr; — in ſeinen Zweigen hielten noch die aſiatiſchen Baniſen, die Simpliziſſimi, die Aventüriers, die Felſenbürger, die Robinſonen, die Seeräuber, die Cartouche, die Finanziers und deren Jude, Süß Oppenheimer, Geſpräche im Reich der Todten bis tief in die Sternennacht, da unter ſeinem Schatten Götz von Berlichingen nebſt Sulte vereint mit Schillers Räubern der Zukunft bereits auf den Dienſt lauerten, und dicht neben dieſen die heilige Vehme und alle geheimen Ordensritter bis zur Tya Ra Sore Loge hielten. Es ward ein kunterbunter Polterabend der alten und neuen Zeit unter dieſem Baume gefeiert, da wetteiferte Theophraſtus Bombaſtus Paracelſus mit Caglioſtro in Theriack und Lebensäther, da lehrten Chriſtian Weiſens drei Erznarren den Naturmenſchen Baſedows Latein aus dem Orbis pictus Comenii, da ſperrte der höfliche Schüler den Magiſter Philoteknos in das Magazin des enfans der Frau von Beaumont, bis er Knigges Umgang mit Menſchen auswendig konnte; da deklamirte Pater Gochem aus Eckartshauſens „Gott iſt die reinſte Liebe“ und meditirte der Letztere aus des Erſten vier letzten Dingen, da that Siegfried von Lindenberg die genealogiſche Frage „was thuen die Fürſten von Hohenloh?“ und antwortete Hübner: „ſie theilen ſich in drei Linien.“ — Da las Eulenſpiegel die Correkturbogen der neuen Heloiſe und ſang Donquixote: „Freude ſchöner Götterfunken,“ und endlich — hier tanzte der Reifrock mit der chemise grecque den Totillon auf der Hochzeit des Rebrauſes bei einem umfaſſenden Orcheſter von der alten Laute Scheidlers, der Glasharmonicka und Harfe der blinden Jungfer Paradies, einigen Maultrommeln, Papagenopfeifen und modernen Guitarren. — Ja um den Paradeplatz aller Leiſtungen unter dem Kommando des Herrn Schwab zu umſpannen, reichte kaum das Geſpinnſt der alten Baſe Gordula zu, deren reiner Faden doch von dem Taufhemde der Fräulein von Sternheim bis zur Jakobinermütze um die Spule gelaufen war. — Dieſer Janus, dieſer Proteus, dieſer Centaur von Scherz und Ernſt, dieſer mir ewig theure Herr Schwab alſo ſtellte mich bei der Kaiſer Krönung ſehr ernſthaft zur Rede und ermahnte mich, im Stillen meine Anſprüche auf das Ländchen Vaduz fallen und Gras über dieſe kahlen Phantaſien wach-

ſen zu laſſen, wenn ich nicht wolle auf die Mehlwage geſetzt werden, denn unter den vielen bei der Krönung anweſenden Potentaten ſey auch ein Fürſt Lichtenſtein, und dieſer ſey der wahre Beſitzer des Ländchens Vaduz, welches nebſt der Herrſchaft Schellenberg ſeit 1719 das Fürſtenthum Lichtenſtein ausmache. Er ermahne mich im Guten meine ſeltſamen Prätenſionen aufzugeben, denn das Fürſtenthum müße jährlich einen Reichsmatrikularanſchlag von 19 fl. und 18 Rthl. 60 kr. zu einem Kammerziele bezahlen, da werde es um ſo ſchlechter mit meiner Sparbüchſe ausſehen, als ich ihm ja ohnedies noch 6 kr. Briefporto ſchuldig ſey. — Da dieſe Ermahnungen mich noch immer nicht zu einem ſchönen Bilde der Reſignation machen konnten, mußte mir der größte Geograph der Familie, den Artikel Vaduz aus Hübners Zeitungslexikon vorleſen, wo Alles Obige gedruckt ſtand; wobei es mich am tiefſten kränkte, die Lage meiner Ländereien ſo veröffentlicht zu hören. — Mir war, als einem, dem das Paradies und das Butterbrod mit der fetten Seite auf die Erde gefallen ſind. — Aber ich erkannte Alles nicht an — ich hielt mich zäh und kraus und erwiederte: „das Papier iſt geduldig und läßt viel auf ſich drucken, was darum doch nicht wahr iſt.“ — Meine Hartnäckigkeit machte den Geographen ſehr bedenklich, ſo daß er mir im Katechismus zeigte, der anerkannten Wahrheit hartnäckig zu widerſtreben, ſey eine unverzeihliche Sünde. Das machte mich ſehr wirr, und ich war lange Zeit gar traurig, als habe ſich das Paradies in meinen Händen in ein goldenes Wart ein Veilchen und ein ſilbernes Nichtschen in einem niemaligen Büchschen verwandelt. — Da man mich nun oft mit dem Verluſt von Vaduz aufzog, und es mir ſogar unter den verlornen Sachen im Wochenblättchen vorlas, ſagte die Hausfreundin, die Frau Rath mir mitleidig ins Ohr: „Laß dich nicht irr machen, glaub du mir, dein Vaduz iſt dein und liegt auf keiner Landkarte, und alle Frankfurter Stadtſoldaten und ſelbſt die Geleitsreiter mit dem Antichriſt an der Spitze können dir es nicht wegnehmen; es liegt, wo dein Geiſt, dein Herz auf die Weide geht;

Wo dein Himmel, iſt dein Vaduz,
Ein Land auf Erden iſt dir nichts nuz.

Dein Reich iſt in den Wolken und nicht von dieſer Erde, und ſo oft es ſich mit derſelben berührt, wird's Thränen regnen. — Ich wünſche einen geſegneten Regenbogen. Bis dahin baue deine Feen

ſchlöſſer nicht auf die ſchimmernden Höhen unter den Gletſchern, denn die Lawinen werden ſie verſchütten, nicht auf die wandelbaren Herzen der Menſchen unter den Klätſchern, denn die Launen werden ſie verwüſten, nein, baue ſie auf die geflügelten Schultern der Phantaſie.“ — So war mir nun von meiner Herrſchaft in Vaduz nichts geblieben, als die Reichskleinodien auf den Schultern der Fantaſie, die mir wie Links und Rechts, bald Friede und Freude gaben, als ſey ich glücklich wie Salomo, bald ſo viel Kummer und Hunger, daß ich den Ugolino beneidete. — Endlich aber degradirte ſich die Phantaſie ſelbſt; weil ich ihr den Abſchied nicht geben wollte, riß ſie ſich die Epaulets vor der Fronte der Philiſter ſelbſt von den Schultern und warf ſie mir und ſo mit mich ſich vor die Füße, nahm achſelzuckend all das Meine auf die leichte Achſel und kehrte mir den Rücken, ohne gute Nacht, noch Abſchied zu geben oder zu nehmen. — Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht ſorgen. — Da war es ganz um mein Reich geſchehen, und meine Trauer zappelte an Widerhaken. So iſt die Erfindung der Achſelbänder von Vaduz entſtanden. — Als ich und meine Betrübniß ſo herangewachſen, daß die Frau Rath uns nicht mehr Du, ſondern Er nannte, ſagte ſie einſtens: „wenn ich Ihn anſehe, geht mir es ſchier, wie jenem alten General, der ſah einmal einen höchſt kummervollen Menſchen in den Schloßhof hereinſchleichen und als deſſen elendes Ausſehen ſein ſtarkes Herz rührte, zeigte er einem Bedienten den Armen und ſprach; „prügle er mir den Menſchen dort vom Hofe hinweg, denn der Kerl erbarmt mich.“ — Steht es denn ſo gar ſchlecht mit ſeinen Ländereien, Er ſieht ja drein, als ſey der Scepter von Juda gewichen und der Herrſcher von ſeinen Lenden. — Komme Er heute Abend mit mir, es ſoll Ihm das ſchönſte Spektakel gezeigt werden, das je in Vaduz aufs Tapet gekommen iſt.“ — Ich gieng mit und ich ſah etwas ganz Allerliebſtes, nehmlich, ein kleiner Harlekin kroch aus einem Ei und machte die zierlichſten Sprünge. „Nicht wahr,“ ſprach ſie, „das thut ſeinen Effekt?“ — Ich bejahte es, und ſchrieb nachher ein paar tauſend ernſthafter Verſe über dieſe Begebenheit, die du auch kennſt. — „Nu,“ ſagte ſie, „iſt Ihm das nicht eine ſaubere Beſcherung?“ — „Allerdings,“ erwiederte ich, „aber ſie iſt mir nicht beſchert, mir gebührt ein Steckenpferd, keine Puppe.“ — Da ſprach die Frau Rath: „erſtens iſt es auch keine Puppe, ſondern nur eine ſchöne Kunſtfigur, und wenn Er dann ſo gewiß meint, daß ſie Ihm nicht gebühre, ſo

hüte Er ſich vor allen Kunſtfiguren, denn ſie ſollen ihm als Ruthen beſchert werden, das prophezeihe ich Ihm.“ — Sieh, liebes Großmütterchen, da haſt du nun auch die Quelle des ſo oft im Mährchen wiederkehrenden Reims: „Keine Puppe, ſondern nur eine ſchöne Kunſtfigur.“ — Als ich der Frau Rath ſagte: „Wenn der Oſterhaas ſolche Eier legen würde, möchten die Haſen und die Eier gewaltig im Preiſe ſteigen,“ erwiederte ſie: „Ja und wenn man mit den Eiern kippte, würde man behutſamer ſeyn, um dem Harlekin nicht ein Loch in das allerliebſte Köpfchen zu ſtoßen. Hätte nur Wolfgang dieſen Harlekin im Ei gekannt, was hätte der für ſchöne Mährchen von ihm erzählt, denn, wenn er ſeine Kameraden am Oſterfeſt die Oſtereier im Garten ſuchen ließ, bewirthete er ſie immer mit einem ganzen Eierkuchen von Mährchen aus dem großen Weltei, das über dem Brüten zerbrochen, ſo daß aus dem obern Theil der Schale der Himmel, aus dem untern die Erde entſtanden iſt.“ — Hiemit weißt du nun auch, wie die vielen Eierhändel und Eierorden in das Mährchen kommen, das iſt Alles mit dem Harlekin aus dem Weltei gekrochen. — Danke du Gott, daß in der inkompleten Encyklopädie von Krünitz, welche ich aus der Verlaſſenſchaft des erlauchten Salathiel Salaboni, genannt Picktus, Salzgraf von Orbis erſtanden habe, unter andern acht und fünfzig Bänden, auch der eilfte und alſo der Artikel Ei fehlt, ſonſt würde ich dir noch weit mehr Eierſpeiſen vorgeſetzt haben; — und ſomit habe ich dir auch eingeſtanden, woher ich meiſt Alles habe, was dieſes Mährchen ſo langweilig macht, nehmlich aus Krünitz Encyklopädie, und wer es nicht darin findet, bedenke doch nur, daß alle Exemplare inkomplett ſind. — Vergebens wirſt du dich, auſſer in Schottland, nach der großen breiten Schottländerin umſehen, welche am Schluße einen ſo derben Schatten über alle die Artigkeiten wirft; eine etwas vollkommene Perſon hatte vor mir bedauert, daß die Erfindung durch dick und dünn mit mir davon gehe, da ich mir aber nur allzu feiner Zierlichkeiten bewußt war, ſetzte ich, damit jene Perſon Recht habe, dieſe breite Komteß als Ballaſt in das Mährchen und fürchte ſchier, ihre Corpulenz ſey nur Contrebande von lauter Agrements und Anmuthigkeiten.

Nun muß ich dir noch eingeſtehen, daß ich außer dir auch deiner klugen, klaren und guten Freundin dieſes Mährchen widmen wollte, welche einſt, da ich ihr in Gegenwart Anderer ſagte, wie ſehr ich ſie verehren müße, ſo anmuthig ſtrafend zu den Umſtehenden

ſprach: „Wir wiſſen Alle, welche artige Mährchen dieſer Freund erzählen kann.“ — Ich wollte ſie nicht Lügen ſtrafen, ich widmete ihr das Mährchen nicht. — Solltest du, die Blätter aus dem Tagebuch der Ahnfrau am Schluſſe angehängt finden, ſo wiſſe, daß ich einſt ein Fragment aus der Chronika eines fahrenden Schülers bekannt machte, woran ſich allerlei Leute erfreuten, und daß jene Blätter flüchtige Skizzen aus dem Umfange jener Chronika ſind, welche ich noch nicht in die harmoniſche Haltung mit dem Tone derſelben gebracht hatte, die ich aber zu meiner eignen Beluſtigung mit der Geſchichte der Ahnfrau verwebte. — Nach Allem vergib mir, daß ich dieſes Märchen bekannt machte, es war mein Wille nie, die andern Kinder drohten mir, weil Abſchriften da ſind, es ſelbſt drucken zu laſſen. — Ich willigte ein, mit dem innerſten Gefühl, höchſtens ein Mitleid dafür zum Lohne zu erhalten, welches jenes des alten Generals noch hinter ſich zurückläßt; denn die Kinder dieſer Zeit, wenden mir den Rücken wie die Phantaſie, und die Frau Rath, Gott tröſte ſie, kann mich nicht mehr tröſten, wie einſtens. — Alſo, vergib mir dieß Mährchen, in dem Alles ein Mährchen iſt, außer daß ich es gewiß nicht gern gethan, und es nicht wieder thun will. — Ja liebes Großmütterchen, wenn ich darum verſpottet und gekränkt werde, wenn ſie mich am Aermel zerren, aus dem ſie dieſes Alles geſchüttelt glauben, die nicht wiſſen, daß es aus dem Herzen iſt, welches ich in der Hand trage, dann nimm du es bei dir auf, dieſes Mährchen und dieſes Herz! — Aber laſſe uns hier dieſe Dedikation zerbrechen, wie Kronovus und Gackeleia Bretzel und Bubenſchenkel bei dem Eiertanz zerbrachen, als Meiſter Schelm nahte, und ſo wir dieſe Pfänder wohlerhalten wieder aufweiſen können, ſind wir treue Spielkameraden geweſen, bis dahin wollen wir uns mit einem Druckfehler dieſer Dedikation tröſten, welchen ich hier ſchließend verbeſſere, denn ſtatt „herzliche Zueignung,“ leſe überall „herzliche Zuneigung, mit welcher ich verharre bis ans Ende — keiner Puppe, ſondern nur einer ſchönen Kunſtfigur und eines theuerſten Großmütterchens

gehorſamer Enkel.

Gockel, Hinkel und Gackeleia.

In Deutſchland in einem wilden Wald, zwiſchen Gelnhauſen und Hanau, lebte ein ehrenfeſter bejahrter Mann, und der hieß Gockel. Gockel hatte ein Weib, und das hieß Hinkel. Gockel und Hinkel hatten ein Tochterchen, und das hieß Gackeleia. Ihre Wohnung war in einem wüſten Schloß, woran nichts auszuſetzen war, denn es war nichts darin, aber viel einzuſetzen, nämlich Thür und Thor und Fenſter. Mit friſcher Luft und Sonnenſchein und allerlei Wetter war es wohl ausgerüſtet, denn das Dach war eingeſtürzt und die Treppen und Decken und Böden waren nachgefolgt. Gras und Kraut und Buſch und Baum wuchſen aus allen Winkeln, und Vögel, vom Zaunkönig bis zum Storch, niſteten in dem wüſten Haus. Es verſuchten zwar einigemal auch Geier, Habichte, Weihen, Falken, Eulen, Raben und ſolche verdächtige Vögel ſich da anzuſiedeln, aber Gockel ſchlug es ihnen rund ab, wenn ſie ihm gleich allerlei Braten und Fiſche als Miethe bezahlen wollten.

Einſt aber ſprach ſein Weib Hinkel: „mein lieber Gockel, es geht uns ſehr knapp, warum willſt du die vornehmen Vögel nicht hier wohnen laſſen? Wir könnten die Miethe doch wohl brauchen, du läſt ja das ganze Schloß von allen möglichen Vögeln bewohnen, welche dir gar nichts dafür bezahlen.“ — Da antwortete Gockel: „o du unvernünftiges Hinkel, vergißt du denn ganz und gar, wer wir ſind, ſchickt

es ſich auch wohl für Leute unſerer Herkunft, von der Miethe ſolches Raubgeſindels zu leben? — und geſetzt auch, Gott ſuchte uns mit ſolchem Elende heim, daß uns die Verzweiflung zu ſo unwürdigen Hilfsmitteln triebe, — was doch nie geſchehen wird, denn eher wollte ich Hungers ſterben, — womit würden die räuberiſchen Einwohner uns vor Allem die Miethe bezahlen? Gewiß würden ſie uns alle unſre lieben Gaſtfreunde erwürgt in die Küche werfen, und zwar auf ihre mörderiſche Art zerrupft und zerfleiſcht. Die freundlichen Singvögel, welche mit ihrem unſchuldigen Gezwitſcher unſre wüſte Wohnung zu einem herzerfreuenden Aufenthalte machen, willſt du doch wohl lieber ſingen hören, als ſie gebraten eſſen? Würde dir das Herz nicht brechen, die allerliebſte Frau Nachtigall, die trauliche Grasmücke, den fröhlichen Diſtelfink, oder gar das liebe treue Rothkehlchen in der Pfanne zu röſten, oder am Spieße zu braten, und dann zuletzt, wenn ſie alle die Miethe bezahlt hätten, nichts als das Geſchrei und Gekrächze der gräulichen Raubvögel zu hören? Aber wenn auch alles dieſes zu überwinden wäre, bedenkſt du dann in deiner Blindheit nicht, daß dieſe Mörder allein ſo gern hier wohnen möchten, weil ſie wiſſen, daß wir uns von der Hühnerzucht nähren wollen? Haben wir nicht die ehrbare Stamm-Henne Gallina jetzt über dreißig Eiern ſitzen, werden dieſe nicht dreißig Hühner werden, und kann nicht jedes wieder dreißig Eier legen, welche es wieder ausbrütet zu dreißig Hühnern, macht ſchon dreißig mal dreißig, alſo neunhundert Hühner, welchen wir entgegenſehen? O du unvernünftiges Hinkel! und zu dieſen willſt du dir Geier und Habichte ins Schloß ziehen? Haſt du denn gänzlich vergeſſen, daß du ein edler Sproſſe aus dem hohen Stamme der Grafen von Hennegau biſt, und kannſt du ſolche Vorſchläge einem gebornen leider armen, leider verkannten Raugrafen von Hanau machen? Ich kenne dich nicht mehr! — O du entſetzliche Armuth! iſt es denn alſo wahr, daß du auch die

edelſten Herzen endlich mit der Laſt deines leeren und doch ſo ſchweren Bettelſackes zum Staube nieder drückeſt?“

Alſo redete der arme alte Raugraf Gockel von Hanau in edlem hohen Zorne, zu Hinkel von Hennegau ſeiner Gattin, welche ſo betrübt und beſchämt und kümmerlich vor ihm ſtand, als ob ſie den Zipf hätte. Aber ſchon ſammelte ſie ſich und wollte ſo eben ſprechen: „die Raubvögel bringen uns wohl auch manchmal junge Haſen“ — doch da krähte der ſchwarze Alektryo, der große Stammhahn ihres Mannes, der über ihr auf einem Mauerrande ſaß, in demſelben Augenblick ſo hell und ſcharf, daß er ihr das Wort wie mit einer Sichel vor dem Munde wegſchnitt, und als er dabei mit den Flügeln ſchlug, und Graf Gockel von Hanau ſein zerriſſenes Mäntelchen auch ungeduldig auf der Schulter hin und her warf, ſo ſagte die Frau Hinkel von Hennegau auch kein Piepswörtchen mehr, denn ſie wußte den Alektryo und den Gockel zu ehren.

Sie wollte eben umwenden und weggehen, da ſagte Gockel: „o Hinkel! ich brauche dir nichts mehr zu ſagen, der ritterliche Alektryo, der Herold, Wappenprüfer und Kreiswärtel, Notarius Publikus und kaiſerlich gekrönte Poet meiner Vorfahren hat meine Rede unterkrähet, und ſomit dagegen proteſtirt, daß ſeinen Nachkommen, den zu erwartenden Hühnchen, die gefährlichen Raubvögel zugeſellt würden.“ Bei dieſen letzten Worten bückte ſich Frau Hinkel bereits unter der niedrigen Thüre und verſchwand mit einem tiefen Seufzer im Hühnerſtall.

Im Hühnerſtall? Ja — denn im wunderbaren, kunſtreichen, im neben-, durch- und hintereinandrigen Stil der Urwelt, Mitwelt und Nachwelt erbauten Hühnerſtall wohnten Gockel von Hanau, Hinkel von Hennegau und Gackeleia, ihre Fräulein Tochter, und in der Ecke ſtand in einem alten Schilde das auf gothiſche Weiſe von Stroh geflochtene Raugraf Gockelſche Erbhühnerneſt, in welchem die Glucke Gallina

über den dreißig Eiern brütete, und von einer Wand zur andern ruhte eine alte Lanze in zwei Mauerlöchern, auf welcher sitzend der schwarze Alektryo Nachts zu schlafen pflegte. Der Hühnerstall war der einzige Raum in dem alten Schloße, der noch bewohnbar unter Dach und Fach stand.

Zu Olims Zeiten, wo Dieses und Jenes geschehen ist, war dieses Schloß eines der herrlichsten und deutlichsten in ganz Deutschland; aber die Franzosen haben es so übel mitgenommen, daß sie es recht abscheulich zurückließen. Ihr König Hahnri hatte gesagt, jeder Franzose solle Sonntags ein Huhn, und wenn keines zu haben sei, ein Hinkel in den Topf stecken und sich eine Suppe kochen. Darauf hielten sie streng, und sahen sich überall um, wie jeder zu seinem Huhn kommen könne. Als sie nun zu Haus mit den Hühnern fertig waren, machten sie nicht viel Federlesens und hatten bald mit diesem, bald mit jenem Nachbarn ein Hühnchen zu pflücken. Sie sahen die Landkarte wie einen Speiszettel an, wo etwas von Henne, Huhn oder Hahn stand, das strichen sie mit rother Tinte an und giengen mit Küchenmesser und Bratspieß darauf los. So giengen sie über den Hanebach, steckten Groß- und Kleinhüningen in den Topf, und kamen dann auch bis in das Hanauer Land. Als sie nun Gockelsruh, das herrliche Schloß der Raugrafen von Hanau, im Walde fanden, wo damals der Großvater Gockels wohnte, statuirten sie ein Exempel, schnitten allen Hühnern die Hälse ab, steckten sie in den Topf und den rothen Hahn auf das Dach, das heißt, sie machten ein so gutes Feuerchen unter den Topf, daß die lichte Lohe zum Dach herausschlug und Gockelsruh darüber verbrannte. Dann giengen sie weiter nach Hünefeld und Hunhaun und sind noch lang unterwegs geblieben.

Als sie abgespeist hatten, gieng Gockels Großvater, der mit seiner Familie und dem Stamm-, Erb und Wappen-

Hahn und Hinkel im Walde versteckt gewesen, um das Desert zu besehen, es war eine Wüste. Nichts war ihm geblieben, er konnte sein Schloß nicht mehr herstellen und übergab es daher gratis an die Verschönerungs-Commission der vier Jahrszeiten, des Windes und des Wetters, welche es auch in Jahr und Tag mit Gras und Kraut und Moos und Epheu und Büschen und Bäumen so reichlich austapezierten, daß es ein rechtes Paradies aller Waldvögelein und andern Wildprets ward. — Er selbst zog nach Gelnhausen und nahm die Stelle eines Erb-Hühner und Fasanenministers bei dem dortigen König an. Sein Sohn trat nach ihm in dieselbe Stelle, und nach dessen Absterben unser Gockel, der gewiß auch als Hühnerminister mit Tod abgegangen wäre, wenn ihn nicht sein Menschen- oder vielmehr Hühnergefühl gezwungen hätte, noch lebendig von Gelnhausen Abschied zu nehmen. Dieses aber gieng folgendermaßen zu.

Der König Eifrasius von Gelnhausen überließ sich der Leidenschaft des Eieressens so unmäßig, daß keine Brut Hühner mehr aufkommen konnte. Dies war gegen den Eid Gockels und gegen das Landesgesetz, Artikel Hühnerzucht. Gockel machte eine allerunterthänigste vergebliche Vorstellung nach der andern. Eifrasius errichtete den rührenden Eierorden verschiedener Grade und ließ von seinem Leibredner eine Rede dabei halten, die einer Schmeichelei so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern. Er sagte, Eifrasius esse nur allein so viele Eier, um die Hühner zu vermindern, damit die Franzosen nicht ins Land kämen. Dabei machte er bekannt, daß man künftig nicht Ihro Majestät, sondern Ihre Eiestät König Eifrasius sagen solle und vieles Aehnliche. Auch wußte er sehr viele hinreißende Stellen großer Dichter in seiner Rede anzubringen, z. B.:

Ein Huhn und ein Hahn,
Meine Rede geht an;

Eine Kuh und ein Kalb,
Meine Rede iſt halb;
Eine Katze und eine Maus,
Meine Rede iſt aus!

und weiter

Ein Ei, un oeuf,
Ein Ochs, un boeuf,
Une vache, eine Kuh,
Fermez la porte, mach die Thür zu!

womit er den König ganz bezauberte.

Nach dieſer Rede wurden alle anweſenden Anhänger und Schmeichler des Königs ganz eigelb im Geſicht und ſteckten gelbe Cocarden auf; Gockel von Hanau aber wurde vor Zorn und Schrecken und Unwill und Schaam ganz grün und blau und roth, und kriegte ordentlich einen rothen Kamm und ſchüttelte den Federbuſch, wie ein Hahn, auf ſeinem bordirten Hut und ſcharrte mit den Füßen und hackte mit den Spornen. Da zog der König Eifraſius eben in der Kirche an ihm vorüber, ſah ihn ſehr ungnädig an und ſprach: „in Gnaden entlaſſen, das Hühnerminiſterium iſt bis auf ein Weiteres aufgehoben.“ — Somit hatte Gockel ſeinen Abſchied.

Gockel war voll Ehrgefühl, er zeigte ſogleich ſeiner Frau an, daß er am folgenden Morgen mit ihr und Gackeleia nach ſeinem Stammſchloße Gockelsruh aus Gelnhauſen ſo wegziehen werde, wie ſeine Großeltern hineingezogen waren. Er befahl ihr, jene alten Kleider aus dem Kaſten zu nehmen und im Hühnerminiſterium zurecht zu legen, wo ſie ſich morgen umkleiden wollten. Frau Hinkel war ſchier untröſtlich über die alten ſeltſamen Kleider und meinte, alle Hunde würden ihr nachlaufen. Das Entſetzlichſte aber war ihr, daß Gockel am hellen lichten Tage vor der Wachparade vorbei und über den Gemüßmarkt in dieſem Aufzug aus der Stadt hinaus wollte, und nur unter den heftigſten Thränen mit Gackeleia vor ihm auf den Knieen liegend, konnte ſie erſte-

hen, daß er mit ihr Morgens vor Tag zur Gartenthüre hinaus, hinten um die Stadtmauer herum, seine Abreise anzutreten versprach.

Gockel hängte seine Hühnerminister-Kleidung an das königliche Hühnerministerial-Zapfenbrett, legte alle die ihm aufgedrungenen Eierorden ab, den Orden der Schmeichelei und Heuchelei und befestigte seinen eigenen, Raugräflich Gockel Hanauischen Haus-Orden der Kinderei wieder in das Knopfloch der Jacke seines Großvaters, die er morgen früh anziehen wollte; dann setzte er sich an seinen Schreibtisch, um alle die Rechnungen über seine Verwaltung heute Nacht noch auszubrüten, und als er es so weit gebracht, daß Einnahme und Ausgabe sich wie ein Ei dem andern glichen, sank er ermüdet mit der Nase auf das Papier und schnarchte, daß der Streusand von zerstoßenen Eierschalen umherflog, und mehrere Muster von Hühnerfedern, die vor ihm lagen, durch einander wehten. Aber der Schaden war nicht groß.

Kaum graute der Tag, als Alektryo, der edle Stammhahn sich selbst ermunternd mit den Flügeln in die Seite schlug, den Hals emporreckte und mit aufgerissenem Schnabel lautkrähend wie mit einem Trompetenstoß alle zur Abreise erweckte; das Stammhuhn Gallina begleitete sein Morgenlied mit einigen wehmüthigen Accorden. Gockel sprang auf und weckte Weib und Kind, die sich bald einstellten. Frau Hinkel war sehr traurig, auch sie mußte ihre Hühnerministerial-Kontusche ans Zapfenbrett hängen und die Kleider von Gockels Großmutter anziehen; händeringend stand sie in diesem Putz vor dem Spiegel. Gockel hatte viel zu ermahnen und zu trösten; er hatte seine Raugräfliche Gockelskappe aufgesetzt, auf der ein Hahnenkamm war, er hängte seine Perücke von Eierschalen an den Ministerialperücken-Hahn und fuhr in die großväterlichen Stiefel und Grafenhosen, welche ihm Gackeleia hinbrachte, die ziemlich lustig in ihrem seltsamen Röck-

chen war und das alte Erbhühnerneſt wie einen Fallhut auf dem Kopf trug.

Alektryo, der Stammhahn, ſaß neben dem Schreibtiſche auf der Raugräflich Gockelſchen Erbhühnertrage, welche der berühmte Erwin von Steinbach zugleich mit dem Straßburger Münſter erfunden hatte, und wiederholte, da er die ganze Familie wieder in ihren altgräflichen Kleidern ſah, ſein Krähen mit ſtolzer Freude. Er hatte einen reichsfreiritterlichen Unmittelbarkeitsſinn und war nie gern in Gelnhauſen geweſen, wo er nur zu Haus der Hahn im Korb war, am Hof aber nie auf dem Miſt krähen durfte, weil dieſes ein Regale, ein königliches Recht der Hofhähne war. Er war hier nur Kammerhahn à la suite, hatte allerlei Kränkungen ſeiner Verhältniſſe von den Hofhahnen zu erleiden, und durfte ſie nicht einmal deswegen herausfordern. Gleich Graf Gockel war er ſehr mit dem König Eifraſius unzufrieden, denn dieſer hatte einmal die Eier ſeiner lieben Gemahlin Gallina durch die Polizei wegnehmen und ſich in die Pfanne ſchlagen laſſen. — Seine häusliche Glückſeligkeit war dadurch geſtört. Er war heftig und ungeduldig, Gallina aber gackſig, glucksig und piepſig geworden. Sie ſaßen immer auf dem Hühnerminiſterium und kamen nicht ins Freie; ſtatt auf dem Miſte, ſcharrte Alektryo in Papierſpänen, und die leidende Gallina wälzte ſich im Streuſand oder brütete hoffnungslos auf den ausgeblaſenen Eierſchaalen des Eierordens, welche dort aufbewahrt wurden.

Nun aber, da alle zur Abreiſe gekleidet waren, trieb Alektryo die Gallina an, von ſeiner Seite auf dem Gockelſchen Hühnerſteg hinab zu dem Hennegauſchen Erbhühnerkorb der Frau Hinkel zu ſchreiten, und ſagte ihr dabei ganz freundlich ins Ohr, was ihr tröſtend zu Herzen ging: „heute Abend ſind wir frei und glücklich in Gockelsruh, dem Pallaſte unſrer Vorfahren, da giebt es Würmchen und Maikäfer und allerlei Sämerei die Meng'; da wollen wir ein neues Leben be-

ginnen, da gehören wir uns allein an, da wirst du eine Brut ausbrüten, die unser würdig ist.“ Gallina trippelte mit einem lieblichen Lächeln gackend den Steg hinab und setzte sich oben auf den Hühnerkorb.

Frau Hinkel nahm den Korb, worauf Gallina saß, auf ihren Kopf. In diesem Korbe hatte sie ein paar Hemden, etwas Flachs-, Hanf- und andere Sämereien, Nadel, Zwirn und Fingerhut und ein Wachsstümpfchen, ein Gebetbuch und einige schöne neue Lieder, gedruckt in diesem Jahr, und den Gräflich Hennegauschen Stammbaum und ihren Taufschein und Copulationsschein und so weiter Schein bewahrt. Dann ergriff sie ihren Rocken und sprach: „ich bin fertig.“

Gockel schlüpfte mit den Armen in die Tragriemen seiner Erbhühnertrage und trug sie wie eine gothische Kirche auf dem Rücken, oben drauf saß Alektryo, neben dran war sein Grafenschwert befestigt, und im Innern befanden sich sein Stammbaum, Grafenbrief, Taufschein, Ehekontrakt, ein Buch von Geheimnissen der Hahnen und Hühner und auch ein altes Geschlechts-Register, nach welchem Alektryo vom Hahn des Hiob und Gallina vom Hahn Petri abstammen sollte; es war aber theils sehr unleserlich mit Hühnerpfoten geschrieben, theils hatten es die Mäuse so durchstudiert, daß viele Löcher darin waren. Solche große Raritäten waren in der Hühnertrage. Gockel nahm nun seine Raugräfliche Standarte, die zugleich ein Hühnersteg war, als Stab in die Hand und sagte: „wohlan ich bin fertig.“

Gackeleia hatte das Erbhühnernest auf dem Kopf, und weil sie auf alle Weise noch sonst etwas tragen wollte, steckte sie der Vater in einen Korb, wie man sie über die jungen Hühnchen stellt, und befestigte ihr denselben über die Schultern mit Bändern, so daß sie wie in einem lustigen Reifrock mitspazierte. In der einen Hand hielt sie ihr ABC-Buch, worauf ein Hahn abgebildet war, und in der andern einen

Eierweck von geſtern, man nennt ſie dort Bubenſchenkel. Das Kind war ſehr luſtig, und ſchrie: „kikeriki, ich bin ſchon lang fertig.“

Nun blies Gockel die Hühnerminiſterial-Lampe aus, und ſie giengen zu der Thüre hinaus. Gockel gab dem Nachtwächter den Hausſchlüſſel, und dann verließen ſie ſtill durch die hintere Gartenthüre, die durch die Stadtmauer führte, das undankbare Gelnhauſen.

Kaum waren ſie auf einer nahen kleinen Anhöhe, welche die Stadt überſchaut, als Alektryo ſich hoch aufrichtete und mit einem trotzigen kühnen Krähen allen Hahnen von Gelnhauſen Hohn ſprach, die erwachend von Haus zu Haus, von Thurm zu Thurm ſich wieder zukrähten, ſo daß die Gockelſche Familie wo nicht unter dem Geläute aller Glocken, doch unter dem Krähen aller Hahnen die Stadt verließ.

Als Alektryo gekräht hatte, ſchauten ſie alle noch einmal ſchweigend nach Gelnhauſen zurück. Es lag eine weiße Nebelwolke über der herrlichen Stadt, die Sonne ſchoß mit ihren erſten Strahlen nach den blinkenden Wetterhahnen auf den Thurmſpitzen, welche aus dem Nebel hervorblitzten; hie und da drang ein dunkler dichter Bäckerrauch wie eine dicke braune Schlange durch den Nebel hervor. Frau Hinkel war betrübt. Gackeleia fieng laut an zu weinen; ihr Eierweck war ihr gefallen und ſie konnte ihn von dem Hühnerkorb, in dem ſie ſteckte, gehindert nicht aufheben. — Gockel hob ſie aus dem Korbe heraus und hängte ſich denſelben noch hinten auf die Trage, denn Gackeleia wäre mit dieſem Reifrocke an allen Büſchen des wilden Waldes hängen geblieben, durch welchen jetzt ihr Weg führte.

Frau Hinkel durch das Krähen aller Hahnen in Gelnhauſen und durch den aufſteigenden Rauch von neuem ſehr betrübt, folgte ihrem Manne mit manchem Seufzer durch den Wald. Sie gedachte an die Herrlichkeit von Gelnhauſen, wo immer das eine Haus ein Bäckerladen, das andre

ein Fleiſcherladen iſt; — ach, dachte ſie, jetzt iſt die Stunde, jetzt öffnen die Fleiſcher ihre Laden, jetzt hängen ſie die fetten Kälber, Hämmel und Schweine auf und breiten in deren aufgeſchlitzten Leibern reinliche ſchneeweiße Tücher aus! — Ach jetzt iſt die Stunde, jetzt öffnen die Bäcker ihre Laden und ſtellen auf weißen Bänken die braunglänzenden Brode, die gelben Semmeln und ſchön lakirten Eierwecke, Bubenſchenkel genannt, in Reih und Glied. Gackeleia, die ſie an der Hand führte, weckte mit ihren Reden ihre Betrübniß oft von neuem wieder auf, denn ſie fragte ein um das andermal: „Mutter, giebt es auch Bretzeln, wo wir hingehen?“ Da ſeufzte Frau Hinkel; Gockel aber, der ernſthaft und freudig voranſchritt, ſagte: „nein, mein Kind Gackeleia, Bretzeln giebt es dort nicht, ſie ſind auch nicht geſund und verderben den Magen; aber Erdbeeren, ſchöne rothe Waldbeeren giebt es die Menge,“ und ſomit zeigte er mit ſeinem Stocke auf einige, die am Wege ſtanden, welche Gackeleia mit vielem Vergnügen verzehrte. Hierauf fragte Gackeleia wieder: „Mutter, giebt es auch ſo ſchöne braune Kuchenhäschen, wo wir hingehen?“ Da ſeufzte Frau Hinkel abermals und die Thränen traten ihr in die Augen; Gockel aber ſagte freundlich zu dem Kinde: „Nein, mein Kind Gackeleia, Kuchenhäschen giebt es da nicht, ſie ſind auch nicht geſund und verderben den Magen, aber es giebt da lebendige Seidenhäschen und weiße Kaninchen, aus deren Wolle du der Mutter auf ihren Geburtstag Strümpfe ſtricken kannſt, wenn du fleißig biſt. Sieh, ſieh, da lauft eines!“ und ſomit zeigte er mit ſeinem Stocke auf ein vorüberlaufendes Kaninchen. Da riß ſich Gackeleia von der Mutter los, und ſprang dem Haſen mit dem Geſchrei nach: „gieb mir die Strümpfe, gieb mir die Strümpfe!“ aber fort war er, und ſie fiel über eine Baumwurzel und weinte ſehr. Der Vater verwies ihr ihre Heftigkeit und tröſtete ſie mit Himbeeren, welche neben der Stelle wuchſen, wo ſie gefallen war. Nach einiger Zeit

fragte Gackeleia wieder: „liebe Mutter, giebt es denn auch da, wo wir hingehen, ſo ſchöne gebackene Männer von Kuchenteig, mit Augen von Wachholderbeeren und einer Naſe von Mandelkern, und einem Mund von einer Roſine?“ Da konnte die Mutter ihre Thränen nicht zurückhalten und weinte; Gockel aber ſagte: „nein, mein Kind Gackeleia, ſolche Kuchenmänner giebt es da nicht, die ſind auch gar nicht geſund und verderben den Magen. Aber es giebt da ſchöne bunte Vögel die Menge, welche allerliebſt ſingen und Neſtchen bauen, und Eier legen und ihre Jungen füttern. Die kannſt du ſehen und lieben und ihnen zuſchauen, und die ſüßen wilden Kirſchen mit ihnen theilen.“ Da brach er ihr ein Zweiglein voll Kirſchen von einem Baum und das Kind ward ruhig.

Als Gackeleia aber nach einer Weile wieder fragte: „liebe Mutter, giebt es denn dort, wo wir hingehen, auch ſo wunderſchöne Pfeffer-kuchen, wie in Gelnhauſen?“ und die Frau Hinkel immer mehr weinte, ward der alte Gockel von Hanau unwillig, drehte ſich um, ſtellte ſich breit hin und ſprach: „o mein Hinkel von Hennegau! du haſt wohl Urſache zu weinen, daß unſer Kind Gackeleia ein ſo naſchhafter Freßſack iſt und an nichts als Bretzeln, Kuchenhaſen, Buttermänner und Pfefferkuchen denkt, was ſoll daraus werden? Noth bricht Eiſen, Hunger lehrt beißen. Sei vernünftig, weine nicht, Gott, der die Raben füttert, welche nicht ſäen, wird den Gockel von Hanau nicht verderben laſſen, der ſäen kann. Gott, der die Lilien kleidet, die nicht ſpinnen, wird die Frau Hinkel von Hennegau nicht umkommen laſſen, welche ſehr ſchön ſpinnen kann, und auch das Kind Gackeleia nicht, wenn es das Spinnen von ſeiner Mutter lernt.“

Dieſe Rede Gockels ward von einem gewaltigen Geklapper unterbrochen, und ſie ſahen alle einen großen Klapperſtorch, der aus dem Gebüſche ihnen entgegentrat, ſie ſehr ernſthaft und ehrbar anſchaute, nochmals klapperte und dann

hinwegflog. „Wohlan, ſagte Gockel, dieſer Hausfreund hat uns willkommen geheißen, er wohnet auf dem oberſten Giebel von Gockelsruh, gleich werden wir da ſeyn; damit wir aber nicht lange zu wählen brauchen, in welchen von den weitläufigen Gemächern des Schloſſes wir wohnen wollen, ſo will ich unſere höchſte Dienerſchaft vorausſenden, damit ſie uns die Wohnungen ausſuche.“

Nun nahm er den Stammhahn von der Schulter auf die rechte Hand und die Stammhenne auf die linke, und redete ſie mit ehrbarem Ernſte folgendermaßen an: „Alektryo und Gallina, ihr ſtehet im Begriff, wie wir, in das Stammhaus eurer Vorältern einzuziehen, und ich ſehe an euren ernſthaften Mienen, daß ihr ſo gerührt ſeid als wir. Damit nun dieſes Ereigniß nicht ohne Feierlichkeit ſey, ſo ernenne ich dich Alektryo, edler Stammhahn, zu meinem Schloßhauptmann, Hausbofmeiſter, Hofmarſchall, Aſtronomen, Prepheten, Nachtwächter, und hoffe, du wirſt unbeſchadet deiner Familienverhältniſſe als Gatte und Vater dieſen Aemtern gut vorſtehen; das Nämliche erwarte ich von dir, Gallina, edles Stammhuhn; indem ich dich hiemit zur Schlüſſeldame und Oberbettmeiſterin des Schloſſes ernenne, zweifle ich nicht, daß du dieſen Aemtern trefflich vorſtehen wirſt, ohne deßwegen deine Pflichten als Gattin und Mutter zu vernachläſſigen. Iſt dieß euer Wille, ſo beſtätigt es mir feierlich.“ Da erhob Alektryo ſeinen Hals, blickte gegen Himmel, riß den Schnabel weit auf und krähete feierlichſt, und auch Gallina gab ihre Verſicherung mit einem lauten und rührenden Gackſen von ſich, worauf ſie Gockel beide an die Erde ſetzte, und ſprach: „nun, Herr Schloßhauptmann und Frau Schlüſſeldame, eilet voraus, ſuchet eine Wohnung für uns aus, zeiget auch allen Bewohnern unſers Schloſſes an, ſie möchten ſich durch kein Geräuſch in ihrem Abendgebete ſtören laſſen, weil ich in der Nähe des Schloſſes, wo der engliſche Garten ein wenig ins Kraut geſchoſſen ſeyn

mag, wahrſcheinlich mit meinem Grafenſchwert die Hecken werde ſchneiden müſſen, um mir und Frau Hinkel mit unſern hohen Inſignien durchzuhelfen; alſo thuet und bereitet uns einen würdigen Empfang.“ — Da eilte der Hahn und die Henne in vollem Laufe, was giebſt du, was haſt du? in den Wald hinein nach dem Schloſſe zu.

Nun ermahnte Gockel auch noch die Frau Hinkel und das Kind Gackeleia zur Zufriedenheit, zum Vertrauen auf Gott und zu Fleiß und Ordnung in dem neu bevorſtehenden Aufenthalt auf eine ſo liebreiche Art, daß Frau Hinkel und das Kind Gackeleia den guten Vater herzlich umarmten und ihm alles Gute und Liebe verſprachen; und ſo zogen ſie alle froh und heiter durch den ſchönen Wald, die Sonne ſank hinter die Bäume, es ward ſo recht ſtille und vertraulich, ein kühles Lüftchen ſpielte mit den Blättern und Frau Hinkel von Hennegau ſang folgendes Liedchen mit freundlicher Stimme, wozu Gockel und Gackeleia leiſe mitſangen.

Wie ſo leis die Blätter wehn
In dem lieben, ſtillen Hain,
Sonne will ſchon ſchlafen gehn,
Läßt ihr goldnes Hemdelein
Sinken auf den grünen Raſen,
Wo die ſchlanken Hirſche graſen
In dem rothen Abendſchein.
Gute Nacht, Heiapopeia!
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

In der Quellen klarer Fluth
Treibt kein Fiſchlein mehr ſein Spiel,
Jedes ſuchet, wo es ruht,
Sein gewöhnlich Ort und Ziel,
Und entſchlummert überm Rauſchen
Auf der Wellen leiſes Rauſchen
Zwiſchen bunten Kieſeln kühl.
Gute Nacht, Heiapopeia!
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

Schlank ſchaut auf der Felſenwand
Sich die Glockenblume um,
Denn verſpätet über Land
Will ein Bienchen mit Geſumm
Sich zur Nachtherberge melden
In den blauen zarten Zelten,
Schlüpft hinein und wird ganz ſtumm.
Gute Nacht, Heiapopeia!
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

Vöglein, euer ſchwaches Neſt,
Iſt das Abendlied vollbracht,
Wird wie eine Burg ſo feſt;
Fromme Vöglein ſchützt zur Nacht
Gegen Katz und Marderkrallen,
Die im Schlaf ſie überfallen,
Gott, der über alle macht.
Gute Nacht, Heiapopeia!
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

Treuer Gott, du biſt nicht weit,
Und ſo ziehn wir ohne Harm
In die wilde Einſamkeit
Aus des Hofes eitelm Schwarm.
Du wirſt uns die Hütte bauen,
Daß wir fromm und voll Vertrauen
Sicher ruhn in deinem Arm.
Gute Nacht, Heiapopeia!
Singt Gockel, Hinkel und Gackeleia.

Als dieß Lied zu Ende war, ward der hohe Eichenwald lichter. Sie hörten ein Geklapper, und Gackeleia blickte in die Höhe und ſchrie: „ach, der Klapperſtorch, der Klapperſtorch mit ſeinen Jungen, da oben ſteht er auf der hohen Mauer, ach, was hat der aber ein großes Neſt, o da will ich mich auch einmal hineinſetzen und mit ihm klappern!“

Nun waren die Reiſenden an dem ganz verwilderten Kangräflich Gockelſchen Schloßgarten angekommen. Da wär

an kein Durchkommen zu gedenken, und Gockel sprach zu Frau Hinkel, indem er seine Erbhühnertrage absetzte, und das Grafenschwert von ihr losband und herauszog: „setze deinen Korb ab, schürze deinen Rock nieder, streiche dein Haar zurecht, dort an dem alten Springbrünnchen wasche dich, bade dir die Füße, ruhe ein bischen aus, damit wir mit Respekt einziehen. Thue der Gackeleia eben so.“ — Ich will indessen mit meinem Grafenschwert hier das wilde Gesindel lehren, daß man seinem Herrn den Weg nicht verrennt.“

Nun setzten sich Frau Hinkel und Gackeleia an das Brünnchen, wuschen und musterten sich, und Gackeleia patschte mit ihren erhitzten Füßchen in dem kalten Wasser herum. Gockel aber erhob sein Grafenschwert, und hieb kreuz und quer mit großer Kraft einen Weg durch die wildverwirrten Hecken, Büsche und Bäume. Er nannte jedes Gesträuch, das er zusammenhieb, mit Namen, und weil er schnell arbeitete, so verkürzte er die Worte — er schrie: „Potz Stachel-, Kreusel-, Preißel-, Kloster-, Hollunder-, Wachholder-, Berberitzen-, Johannis-, Brom-, Himbeeren! ich will euch lehren, mir mein Haus zu sperren! — Potz Quentel, Lavendel, Bux, Taxus, Mispel, Quitten und Haffel! — Potz Thymian, Majoran, Baldrian, Rosmarin, Hisop und Salbei!“ und mit jedem Worte ein Schwertschlag, der ihm den Weg öffnete und mit Zweigen, Blättern und Blumen bestreute. Als er so bis in die Nähe des Schloßthores gekommen, kehrte er zu den Seinigen an das Brünnchen zurück.

Gockel hatte sich ganz müde gearbeitet, auch er wusch und erquickte sich an dem Wasser. Frau Hinkel hatte sich recht frisch und sauber gemacht. Sie hatte Gackeleia einen schönen Blumenkranz aufgesetzt und ihr das Hühnernest mit harten Brosamen, welche sie am Brunnen erweicht, gefüllt, diese sollte sie beim Einzug in das Schloß den Vögeln ausstreuen. Das war so, als wenn bei der Kaiserkrönung zu Frankfurt Geld ausgeworfen wird.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK-MUENCHEN

Nun nahm Gockel seine Hühnertrage, Frau Hinkel den Hühnerkorb wieder auf und Gackeleia trug das Nest voll Brosamen vor sich; so giengen sie durch den Weg, den Gockel gehauen hatte, auf das Schloßthor zu. Gackeleia nahm sich Zeit, sie pflückte links und rechts viele Brombeeren und Heidelbeeren, und als der Vater sie heranrief, in das Schloß hineinzugehen, hatte sie die Hände und das halbe Gesicht schwarz wie ein Mohrenkind. Gockel riß mit der Hühnerstange, die er trug, eine dichte Ephendecke auseinander, welche das Gartenthor zugesponnen hatte, und sie traten vor das wunderbare Raugräfliche Schloß in seinem vollen Glanz.

Der Empfang war feierlich; aus den leeren Fensteröffnungen des Schlosses hingen Teppiche von Epheu und mancherlei Blumen nieder, und wehten blühende Gesträuche wie festliche Fahnen, und zwischen ihnen durch sah der stille Abendhimmel in purpurnem Gewande herab. Die vielen Säulen und Bildwerke des Schlosses hatten Wind und Wetter und die vier Jahreszeiten seit lange mit dem schönsten Laubwerke verziert.

Der Hahn Alektryo saß auf dem steinernen Wappen über dem Thore, schüttelte sich, schlug mit den Flügeln und krähte als ein rechtschaffener Schloßtrompeter dreimal lustig in die Luft, und alle Vögelein, die in dem verlassenen, kaum durchwachsenen Baue wohnten, und welchen der Hahn die Zukunft der gnädigen Herrschaft verkündiget hatte, waren aus ihren Nestern herausgeschlüpft und schmetterten lustige Lieder in die Luft, indem sie sich auf den blühenden Holunderbäumen und wilden Rosenhecken schaukelten, welche ihre Blüthen vor den Eintretenden niederstreuten. Der Storch auf dem Schloßgiebel klapperte dazu mit seiner ganzen Familie, so daß alles wie eine große Musik mit Pauken und Trompeten klang. Gockel, Hinkel und Gackeleia hießen alle willkommen, und Gackeleia streute mit vollen Händen die

Versamen aus, was mit großem Beifall von allen den Vögeln aufgenommen ward.

Hierauf zogen sie in die alte verfallene Schloßkapelle, knieten neben den wilden Waldblumen am Altare dicht bei dem Grabstein des alten Urgockels von Hanau nieder, sagten Gott für ihre glückliche Reise Dank, und flehten ihn um fernern Schutz und Segen an. Während ihres Gebetes waren alle Vögel ganz stille, und da sie sich von den Knieen erhoben, lockten Alektryo und Gallina, als Schloßhauptmann und Schlüsseldame, an der Thüre, sie sollten ihnen nach dem ausgesuchten Gemache folgen. Sie thaten dieß, und der Hahn und die Henne schritten gackernd und majestätisch über den Schloßhof auf den sehr kunstreich von Stein erbauten Hühnerstall zu, dessen Dach allein im Schloße bis auf einige Lücken im Stande war. Als Alektryo über die Schwelle schritt, bückte er sich tief mit dem Kopf, als befürchtete er, mit seinem hohen rothen Kamme oben anzustossen, da die Thüre doch für einen starken Mann hoch genug war; aber dieses war im Gefühle seines Adels, denn alle hohen Adeligen und alle gekrönten Häupter pflegten in den guten alten Zeiten es so zu machen, wenn sie durch ein Thor schritten; das kam aber von den erstaunlich hohen Federbüschen her, welche ihre Vorfahren auf den Helmen getragen hatten.

In diesem Hühnerstalle nun, dessen Fenster in ein kleines Gärtchen giengen, richteten sie sich ein, so gut sie konnten; Gockel hängte seine Erbhühnertrage an einen Haken hoch an der Wand auf, stellte die Hühnersteige daran, und Alektryo und Gallina sagten gute Nacht und spazierten sogleich fein ordentlich hintereinander hinauf und setzten sich still zusammen und ließen sich was träumen. — Frau Hinkel stellte den Korb, den Spinnrocken, den Bratspieß, die Pfanne, die Schüssel, den Topf und den Wasserkrug an ihre Stelle, und Gackeleia setzte das Hühnernest, wo es hin

gehörte. — Dann machte Gockel aus grünen Zweigen zwei große und einen kleinen Beſen, und fegte mit Hinkel und Gackeleia den Boden ein wenig rein. Gackeleia fuhr ganz ſtolz und geſchäftig mit ihrem Beſen umher. Nun machten ſie ein Lager von Moos und dürren Blättern, worüber Gockel ſeinen Mantel und Hinkel ihre Schürze breitete. Dann betete Gockel ein kurzes Nachtgebet vor, worauf ſie ſich ſchlafen legten, Gockel rechts, Hinkel links, das Töchterlein Gackeleia in der Mitte zwiſchen beiden. Von der Reiſe und der Arbeit ermüdet, ſchliefen ſie alle bald ein.

Gegen Mitternacht rührte ſich plötzlich der wachſame Schloßhauptmann Alektryo mit warnender Stimme auf ſeinem Sitz, und Gockel, der vor allerlei Gedanken, wie er ſeine Familie ernähren ſolle, nicht feſt ſchlief, richtete ſich auf und blickte umher, was vorgehe. Da ſah er an der offnen Thüre, durch welche der Mond ſchien, eine große lauernde Katze, die auch ſogleich einen heftigen Sprung herein that. In demſelben Augenblick hörte Gockel ein Gepfeife, und fühlte, daß ihm etwas Lebendiges in den weiten Aermel ſeines Wammſes hineinlief. Alektryo und Gallina erhoben ein banges Geſchrei wegen der Katze. Gockel ſprang auf, verjagte die Feindin und warf ihr einen Stein nach. Dann zog er an der Pforte die Thierchen, die ihm in den Aermel geſchlüpft waren, hervor, und erkannte im Mondſchein zwei weiße Mäuschen von außerordentlicher Schönheit. Sie waren nicht ſcheu vor ihm, ſondern ſetzten ſich auf ſeiner Hand auf die Hinterbeine, und zappelten mit den Vorderpfötchen, wie ein Hündchen, das bittet, was dem alten Herrn wohl gefiel. Er ſetzte ſie in ſeine Gockelsmütze, legte ſich wieder nieder und dieſe neben ſich, mit dem Gedanken, die guten Thierchen am folgenden Morgen ſeinem Töchterchen Gackeleia zu ſchenken, welche ſehr ermüdet, wie ihre Mutter, nicht erwacht war.

Als Gockel wieder eingeſchlafen war, machten ſich die

zwei Mäuschen aus der Pudelmütze wieder heraus und unterhielten ſich miteinander. Die eine ſprach: „Ach Siſſi, meine geliebte Braut, da haſt du es nun ſelbſt erlebt, was dabei herauskömmt, wenn man des Nachts ſo lange im Mondſchein ſpazieren geht, habe ich dich nicht gewarnt?“ — Da antwortete Siſſi: „O Pfiffi, mein werther Bräutigam, mache mir keine Vorwürfe, ich zittere noch am ganzen Leibe vor der ſchrecklichen Katze, und wenn ſich ein Blatt regt, fahre ich zuſammen, und meine, ich ſehe ihre feurigen Augen.“ — Da ſagte Pfiffi wieder: „Du brauchſt dich nicht weiter zu ängſtigen, der gute Mann hier hat der Katze einen ſo großen Stein nachgeworfen, daß ſie vor Angſt ſchier in den Springbrunnen geſprungen iſt.“ — „Ach!“ erwiederte Siſſi, „ich fürchte mich nur auf unſre weite Reiſe, wir müſſen wohl noch acht Tage laufen, bis wir zu deinem königlichen Herrn Vater kommen, und da jetzt einmal eine Katze uns ausgekundſchaftet hat, werden dieſe Freilaurer an allen Ecken auf uns lauern.“ — Da verſetzte Pfiffi: „wenn nur eine Brücke über das Flüßchen führte, das eine halbe Tagreiſe von hier durch den Wald fließt, ſo wären wir bald zu Haus; aber nun müſſen wir die Quelle umgehen.“ — Als ſie ſo ſprachen, hörten ſie eine Eule draus ſchreien und krochen bang tiefer in die Mütze. — „Auch noch eine Eule,“ ſtüſterte Siſſi, „o wäre ich doch nie aus der Reſidenz meiner Mutter gewichen,“ und nun weinte ſie bitterlich. — Der Mäuſebräutigam war hierüber ſehr traurig, und überlegte her und hin, wie er ſeine Braut ermuthigen und vor Gefahren ſchützen ſolle. — Endlich ſprach er: „geliebte Siſſi, mir fällt etwas ein; der gute Mann, der uns in ſeine Mütze gebettet hat, würde uns vielleicht ſicher nach Hauſe helfen, wenn er unſere Noth nur wüßte. Laſſe uns leiſe an ſeine Ohren kriechen und ihm recht flehentlich unſere Sorgen vorſtellen; ich will zuerſt mit ihm ſprechen, hilft das nicht, dann rede du in deinen ſüßeſten Tönen zu ihm, wer kann

dir widerſtehen? aber ja recht leiſe, damit er nicht aufwacht, denn nur im Schlafe verſtehen die Menſchen die Sprache der Thiere.“ — Siſſi war ſogleich bereit und nahte ſich beſinnend dem linken Ohre Gockels. Pfiffi aber lief zum rechten Ohre und ſang, nachdem er ſich auf die Hinterbeine geſetzt und ſeinen Schweif quer durch das Maul gezogen hatte, um ſeiner Stimme, welche durch das Commandiren bei der letzten Revue etwas rauh geworden war, einen mildern Ton zu geben.

Ich bin der Prinz von Gockelfleck
Und führe heim die ſchönſte Braut;
Die Katze brachte ihr großen Schreck,
Sie bangt um ihre Sammethaut.
Ach, Gockel, bring uns bis zum Fluß
Und bau uns drüber einen Steg,
Daß ich mit meiner Braut nicht muß
Den Quell umgehn auf weitem Weg.
Gedenken wird dir's immerdar
Ich und der hohe Vater mein;
Iſt's auch nicht gleich, vielleicht aufs Jahr
Stellt Zeit zu Dank und Lohn ſich ein. —
Doch was brauchts da viel Worte noch,
Hart wird es mir, der edeln Maus,
Vor deinem großen Ohrenloch
Zu betteln. — Ich, der ſtets zu Haus
Als erſtgeborner Königsſohn
Gefürchtet und befehlend ſitzt
Auf einen Parmeſankäſethron,
Der ſtolze Butterthränen ſchwitzt,
Sag dir hiemit, erwähl' dein Theil,
Nimm mich und meine Braut in Schutz,
Schaff uns nach Haus geſund und heil,
Sonſt biete ich dir Fehd' und Trutz.
Wenn uns die Katze auch nicht beißt,
Maulleckend nur die Zähne bleckt,
Mianend meine Braut erſchreckt,
Woran viel liegt, was du nicht weißt, —

Krümmt ſie uns nur ein einzig Haar,
Faßt uns ein wenig nur beim Schopf, —
Vielmehr, — frißt ſie uns ganz und gar,
So kommt die That auf deinen Kopf,
Wonach du dich zu richten haſt!

Gegeben vor dem Ohrenloch
Des Wirthes, auf der dritten Raſt
Von unſrer Brautfahrt, da ich kroch
In ſeinen Aermel vor der Kaz,
Nebſt meiner Braut aus großem Schreck,
Worauf in ſeiner Mütze Plaz
Er uns gemacht. Prinz Speckelfleck.
Punktum, Streuſand, nun halte ſtill,
Ins Ohr beiß ich dir mein Sigill.

Nach dieſer ziemlich unhöflichen Rede biß Prinz Speckelfleck den ehrlichen Gockel ſo derb ins Ohrläppchen, daß er mit einem lauten Schrei erwachte und um ſich ſchlug. Da flohen die beiden Mäuſe in großer Angſt wieder in die Pudelmütze. — „Nein das iſt doch zu grob, einen ins Ohr zu beißen," ſagte Gockel. Da erwachte Frau Hinkel, und fragte: „wer hat dich denn ins Ohr gebiſſen, du haſt gewiß geträumt." — „Iſt möglich," ſagte Gockel, und ſie ſchliefen wieder ein.

Nach einer Weile ſprach Siſſi zu Pfiffi: „Aber um alle Welt, was haſt du nur gethan, daß der Mann ſo böſe geworden?" — Da wiederholte ihr Pfiffi ſeine ganze Rede, und Siſſi ſagte mit Unwillen: „Ich traue meinen Ohren kaum, Pfiffi! kann man unvernünftiger und plumper bitten, als du? die niedrigſte Bauernmaus würde ſich in unſrer Lage diplomatiſcher benommen haben. Alles iſt verloren, ich bin ohne Rettung in die Krallen der Katze hingegeben durch deine übel angebrachte Hoffart. — Ach mein junges Leben, o hätte ich dich nie geſehen! u. ſ. w." — Pfiffi war ganz verzweifelt über die Vorwürfe und Klagen ſeiner Braut, und

ſprach: „Ach Siſſi, deine Vorwürfe zerſchneiden mein Herz, ich fühle, du haſt recht; aber faſſe Muth, gehe an das linke Ohr und wende alle deine unwiderſtehliche Redekunſt an — das linke Ohr geht zum Herzen, er erhört dich gewiß; o ich Unglücklicher, daß ich in die verwünſchten ſtandesmäßigen Redensarten gefallen bin!“ — Da erhob ſich Siſſi, und ſprach: „Wohlan, ich will es wagen.“ — Leiſe, leiſe ſchlüpfte ſie wieder an das linke Ohr Gockelö, nahm eine rührende Stellung an, kreuzte die Vorderpfötchen über der Bruſt, ſchlang den Schweif wie einen Strick um den Hals, neigte das Köpfchen gegen das Ohr, und flüſterte ſo fein und ſüß, daß das Klopfen ihres bangen Herzchens ſchier lauter war, als ihr Stimmchen.

Verehrter Herr! ich nahe dir
Beſtürzt, beſchämt und herzensbang;
Ich weiß, mein Bräutigam war hier
Und ziemlich grob vor nicht gar lang;
Auch war ſein Siegel ſehr apart,
Mit Recht haſt du ihn angeſchnarrt!
Weil er verwöhnt, von Noth entfernt,
Als einziger Prinz erzogen ward,
Hat er das Bitten nicht gelernt;
Drum, edler Mann, nimms nicht ſo hart!
Wie Grobſeyn ihm, ſey Höflichſeyn
Dir leicht, weil du erzogen ſeyn.
Er meints gewiß von Herzen gut,
Doch kömmt beim Sprechen er in Zug,
So regt ſich ſein erhohnes Blut,
Und er wird gröber als genug.
Bedenk, der Kinder Pfeife klingt,
Wie ihrer Eltern Orgel ſingt;
Doch reut's ihn immer hinterdrein,
Und in der Pudelmütze ſitzt
Jetzt krumm das arme Sünderlein
Und ſeufzt und wimmert, daß es ſchwitzt,
Und ſchimpft, daß ihm die Hofmanier
So grob entfuhr zur Ungebühr.

Bekennet hat er mir, der Braut,
Die ihn erſt tüchtig zauſeln ließ,
Ihm tüchtig wuſch die grobe Haut,
Die Naſ' ihm auf den Ohren ſtieß,
Und endlich, nach manch bitterm Ach,
Dich zu verſöhnen ihm verſprach.
Doch, daß ich ſelbſt mich nicht vergeſſ',
Vergönne jetzt in Demuth mir
Zu ſagen, daß ich, was Prinzeß
Bei Menſchen iſt, bin als ein Thier,
Und zwar als kleine, weiße Maus,
So ſchütt' ich nun mein Herz dir aus! —
Prinzeß Trixi von Mandelbiß
Fleht dich um Ritterdienſte an;
Du weißt aus dem Aeſop gewiß,
Was für die Maus ein Löw gethan,
Und wie ihm dankbar half die Maus
Dann wieder aus dem Netz heraus.
Auch meinem Bräutigam und mir
Half ſicher in das Mäuſereich. —
Die Katz, das ungeheure Thier,
Macht mich vor Schreck ganz todtenbleich!
O hätteſt du ein Bischen nur
Von Mausgeſchmack und Mausnatur.
O wüßteſt du, wie weiß und zart,
Wie lieblich ich an Leib und Seel,
Gar nicht nach andrer Mäuſeart,
Ja unter allen ein Juwel,
Du littſt lieber ſelbſt den Tod,
Als du mich ließ'ſt in Katzennoth.
Die Aeuglein ſind wie Diamant,
Die Zähne Perl und Elfenbein,
Mein Leib iſt zierlich und gewandt,
Die Pfötchen roſenroth und klein,
Die Oehrlein ſind zwei Blumen zart,
Die Naſe einer Blüthe gleich;
Wie Blüthenfäden iſt mein Bart
So rein, ſo fein, ſo weiß und weich.

Schweig Mäulchen, pfiffiglich geſpitzt,
Von Schönheit, die der Leib beſitzt,
Sprich von der Kunſt, dem Sinn, dem Geiſt,
Von Leiſtungen, die Jeder preiſt, —
Denn, wie Frau Catalani ſingt,
Mein Stimmlein bei den Mäuſen klingt.
Man hat mich drum als Gegenſatz
Oft Manſalani auch genannt,
Weil Cata etwas klingt wie Katz,
Hat man das Wort ſo umgewandt;
Das Lani ließ man angehängt,
Weil man dabei an Wolle denkt.
Verläugne nicht dein Zartgefühl,
Laß rühren dich durch meinen Sang,
Denn lockender als Flötenſpiel,
Als Harfenton und Geigenklang
Fleht er aus meiner Bruſt heraus:
Beſchütz die kleine weiße Maus!
Bei deiner hohen Adelspflicht,
Die dich zum Schutz der Damen weiht,
Beſchwör ich dich, verlaß mich nicht!
Vielleicht iſt ja der Tag nicht weit,
Daß ich dir wieder helfen kann —
Doch darnach frägt kein Edelmann!
Wer mich zu retten einen Stein
Der Katze in die Rippen warf,
Wer zugab, daß der Liebſte mein
An meiner Seite ſchlummern darf
In ſeiner Mütze weich und warm,
Der ſchützt mich auch mit ſtarkem Arm!
Erlaub nun, daß dir als Siegill
Der Wahrheit, ohne Hinterliſt
Hier einſamlich und in der Still
Das Ohrläppchen demüthig küßt,
Was niemals ſie noch that gewiß,
Prinzeß Sieſi von Mandelbiß.

Nun küßte ſie ganz leiſe das Ohrläppchen Gockels, und weil er im Schlafe etwas durch die Naſe pfiff, glaubte ſie,

er ſage ihr in der Mäuſeſprache die artigſten Sachen und verſpreche ihr ſeine Hilfe für ganz gewiß. Mit leichtem Herzen begab ſie ſich daher in die Mütze zurück und verkündigte ihrem Bräutigam den guten Erfolg ihrer Bitten, worauf dieſer ſie zärtlich umarmte.

Jetzt aber war die Stunde gekommen, da die ſchwarze Nacht gegen Morgen ergrauet, und Alektryo, als ein getreuer Burgvogt, ſtreckte dem anbrechenden Lichte ſeinen Hals entgegen, um es zum erſtenmal mit einem krähenden Trompetenſtoße zu bewillkommen. Da erwachte Gockel und Frau Hinkel, Gackeleia aber ſchlief feſt. Frau Hinkel fragte ihren Mann, warum er denn heute Nacht ſo unruhig geweſen, und wie er nur geträumt habe, daß ihn Jemand ins Ohr gebiſſen. Da zeigte Gockel ihr die weißen Mäuschen in ſeiner Mütze, und erzählte ihr, was ihm alles mit ihnen geſchehen ſey, und daß er verſprochen habe, ihnen zu helfen; „und daß will ich auch thun," fuhr Gockel fort, „ich will beide ſogleich über den nächſten Fluß bringen, wo ſie bald außer Gefahr in ihrer Heimath ſind."

Nun wollte er aufſtehen und ſich auf den Weg begeben, aber Frau Hinkel ſagte: „du biſt nicht recht klug; dir träumt, du hätteſt den Mäuſen etwas verſprochen und willſt es ihnen nun im Wachen halten, und deßwegen willſt du mich hier in der Wildniß mit Gackeleia allein laſſen, wo du ſo nöthig biſt, um aufzuräumen und alles in Ordnung zu bringen." — Da erwiederte Gockel: „du haſt ſcheinbar ganz recht, aber verſprochen muß gehalten werden, ich habe mein Ehrenwort gegeben, und das iſt mir ſo deutlich und gegenwärtig als der Biß in das Ohr." — „Wenn aber der Biß," ſagte Frau Gockel, „ein Traum war, ſo war auch das Ehrenwort ein Traum." Gockel ſprach hierauf unwillig: „ein Ehrenwort iſt nie ein Traum, das verſtehſt du nicht, und den Biß habe ich ſo deutlich gefühlt, daß ich mit einem Schrei erwachte, das Ohr brennt mich noch." — „Laß doch

einmal ſehen," ſagte Frau Hinkel, und erblickte mit großer Verwunderung wirklich die Spur von fünf ſpitzen Zähnchen an Gockels Ohr.

Als ſie ihm dieſes geſagt hatte, ließ er ſich auch keinen Augenblick länger aufhalten, ſprang vom Lager auf, nahm das Brod aus dem Hühnerkorb, ſchnitt ein Stück herunter, das er einſteckte, und ſprach zu ſeiner Frau: „Hinkel räume einſtweilen Alles hübſch auf, ſieh dich im Schloße und der Umgebung um, und denke dir Alles aus, wie du es gerne zu unſerer Haushaltung eingerichtet hätteſt; beſonders gieb auf Alektryo und Gallina acht, weil es, wie du gehört haſt, Katzen hier giebt; nach Mittag hoffe ich wieder hier zu ſeyn," und nun nahm er ſeinen Reiſeſtab in die Hand. Weil er aber die Mütze, aus der ihm die Mäuschen entgegenpfiffen, aufſetzen mußte, ſo nahm er ein leeres, mit zarten Federchen ausgefüttertes Vogelneſt aus einem Baum, ſetzte die Mäuschen hinein, ſchob es in den Buſen und gieng mit ſtarken Schritten in den Wald gegen das Flüßchen hin.

Nach ein paar Meilen Wegs ruhte er an einer Quelle, wo er ſein Brod mit ſeinen Reiſegefährten theilte. Da er aber endlich an den Fluß kam, gieng er auf und ab, eine ſchmale Stelle zu finden, fand auch endlich einen Ort, wo er das Flüßchen leicht mit einem Steine überwerfen konnte. Hier nun nahm er ſich vor, die Mäuschen überzuſetzen, aber keine Brücke, kein Kahn war da; er entſchloß ſich daher kurz, zog das Neſt mit den Mäuſen hervor, und ſprach hinein: „lebet wohl, meine lieben Gäſte; du Prinz von Speckelfleck befleiße dich beſſerer Sitten, und du Prinzeß von Mandelbiß bilde dir nicht ſo viel auf die Schönheiten ein, die du beſitzeſt; übrigens biſt du wirklich ein ſehr ſchönes Thierchen! Lebt wohl, grüßt eure Anverwandten und vergeßt nicht den armen alten Gockel von Hanau." Die Mäuschen wußten gar nicht, was er wollte, weil er ſchon Abſchied nahm und ſie doch noch dießſeits des Fluſſes wa-

ren, auch kein Kahn und keine Brücke weit und breit zu sehen war; sie pfifferten ihm daher allerlei Fragen entgegen, aber er verstand kein Wort, ließ sich auch weiter auf nichts ein, sondern wickelte sie, nebst einer Erdscholle, in das Nest, holte weit aus und warf sie glücklich hinüber in das hohe Gras. Da sich von dem Falle das Nest drüben öffnete, schrieen die kleinen Thierchen noch immer sehr erstaunt, wie er sie nur hinüber bringen wolle, als sie zu ihrer größten Verwunderung sahen, daß sie bereits drüben waren und fröhlich nach Hause liefen, ihre Abentheuer zu erzählen.

Auf dem Heimwege begegnete Gockel drei alten Morgenländern mit langen Bärten, welche große Naturphilosophen, Kabbalisten und Petschierstecher waren; sie führten einen alten Bock und eine alte magere Ziege an Stricken zur Frankfurter Messe. Sie redeten Gockel an: „seid ihr der Besitzer des alten Schloßes hier im Walde?“ Gockel antwortete: „ja, ich bin der alte Raugraf, Gockel von Hanau.“ Da fragten ihn die Männer, ob er ihnen nicht den alten Hahn verkaufen wollte, sie wollten ihm den Bock dafür geben. Gockel antwortete: „was soll ich mit dem Bock, ihn etwa zum Gärtner machen, kann der Bock etwa krähen? Mein Hahn ist kein Alletagshahn, er ist ein Wappenhahn, ein Stammhahn; sein Vater hat auf meines Vaters Grab gekräht, und er soll auf meinem Grabe krähen, lebt wohl.“ Da boten ihm die Männer die Ziege, und als er abermals nicht wollte, boten sie ihm den Bock und die Ziege; Gockel aber lachte sie aus und gieng seiner Wege. „Nun,“ riefen sie ihm nach, „in vier Wochen gehen wir wieder vorbei, da wollen wir wieder nachfragen, vielleicht haben dann der Herr Raugraf mehr Lust, den Hahn zu verkaufen.“

Gockel kam gegen Abend nach Haus, und nachdem er von seiner Reise ausgeschlafen hatte, sah er sich am andern Morgen mit Frau Hinkel und dem Töchterchen Gackeleia in dem wüsten Schloße seiner Vorältern um und begann sich so

gut einzurichten, als es nur immer möglich war. Alektryo
zog überall mit ihnen umher, und da er an einer Stelle
nicht aufhörte zu ſcharren und zu locken, ward Gockel auf-
merkſam und räumte mühſam den Schutt hinweg, wo er
dann zu ſeiner großen Freude einiges eiſerne Gartengeräth
fand, das von dem eingeſtürzten Hauſe verſchüttet worden
war. Da war ein Spaten, eine Pickel, eine Karſt, eine
Harke, und Gockel machte ſich gleich daran, dieſe roſtigen
Inſtrumente wieder blank zu wetzen und neue Stiele hinein
zu ſchnitzen. Mit dieſem Werkzeug konnte er nun tüchtig in
dem Schutt herum arbeiten, und es gelang ihm, am Fuße
eines Rauchfangs, ein Kamin herauszugraben, in welchem
der eiſerne Keſſel ſeiner Vorfahren noch an einer Kette über
der Feuerſtelle hing. Auch dieſen ſcheuerte Frau Hinkel am
Brunnen wieder blank, und Gockel richtete ihr das ſchöne
Kamin zur Kochſtelle ein. — Freudig rief er ſie herbei und
zeigte ihr die ſchöne Einrichtung; aber Frau Hinkel ſeufzte
und ſagte: „was ſoll uns der Herd, wenn wir nichts zu ko-
chen haben?“ — „Gott wird helfen,“ ſagte Gockel, und lehnte
ſich auf ſeine Schaufel; indem kam Gackeleia herangehüpft
und hatte eine Menge bunte Vogelfederchen in ihrer Schürze
geſammelt, und ſagte: „Mutter, da ſind ſo ſchöne Feder-
chen, mache mir doch ſolche Hühnchen und Hähnchen dar-
aus, wie du mir oft in Gelnhauſen gemacht!“ — Gockel
ſagte: „Kind, dich ſchickt Gott; ja, das thue Frau Hinkel,
mache ein paar Dutzend ſolche Vögelchen, ich will ſie für
Brod und andres Nöthige verkaufen.“ — Frau Hinkel, welche
die ganze Sammlung ſolchen kleinen Geflügels für das kö-
niglich Gelnhauſeniſche Hühner-Normal-Muſeum verfertigt
hatte, machte nun aus Lehm und dieſen Federn allerlei ar-
tige kleine Vögel; die Beine und Schnäbel wurden aus Dorn
gemacht, und ſie ſahen recht artig aus. An den Tagen, da
ſie hieran auf den verfallenen Stufen des trocknen Sprung-
brunnens ſitzend arbeitete, legte Gockel auf allen fruchtbaren

Erdſtellen zwiſchen den Mauern Gartenbeete an, ordnete und verband alle Winkelchen mit Zäunen und aus umherliegenden Steinen zuſammengeſtellten Treppen. Er ſammelte alle Gartengewächſe, die im verwilderten Schloßgärtchen noch übrig geblieben waren, und pflanzte ſie ſie fein ordentlich in die neu angelegten Beete.

Von den mitgebrachten Broden war das letzte ſchon ſeit einigen Tagen angeſchnitten, und Frau Hinkel hatte die zwei Dutzend Federvögelchen fertig. Gockel nahm ſie und ſprach: „Dieſe Thierchen ſollen uns Brod ſchaffen, bis wir lebendige Hühnchen zu verkaufen haben“ und ſomit empfahl er ihnen fleißig zu ſeyn und gieng fort durch den wilden Wald nach der Landſtraße zu. Kaum war er eine Stunde Wegs gegangen, als er einen Poſtillon ganz erbärmlich blaſen hörte. Er gieng auf den Schall zu, und ſah einen Mann in gelbem Rock mit ſchwarzen Aufſchlägen im Gebüſch herum kriechen. Als ſie ſich erblickten, ſagte dieſer: „Gott ſey Dank, daß da Jemand kömmt, mir aus der Noth zu helfen.“ — „Von Herzen gern, wenn's möglich iſt,“ erwiederte Gockel, „was giebt es, wo fehlt es?“ — „Seht,“ fuhr der Mann fort, „ich bin der Conducteur vom heiligen römiſchen Reichs-Poſtwagen und fahre jetzt nach Nürnberg; da ich durch Gelnhauſen kam, war ein Lärm in der Stadt, daß der Hühnerminiſter, Alles zurücklaſſend, mit Frau und Kind verſchwunden ſey. Das ärgerte den König Eifraſius, er ließ mich zu ſich rufen und ſagte: „Herr Conducteur, will er mir gegen ein gutes Trinkgeld einen Gefallen thun?“ — „Nicht mehr als Schuldigkeit, ihre Majeſtät,“ ſagte ich. — Da ſagte der König: „Mein Hühnerminiſter, ein alter eigenſinniger deutſcher Degenknopf, iſt in Gnaden entlaſſen auf und davon gegangen, und hat nicht einmal ſeinen Gehalt fürs letzte Vierteljahr mitgenommen; ich will ihm nichts ſchuldig bleiben; wie ich vermuthe, iſt er in ſein wüſtes Stammſchloß im Hanauer Wald gezogen. Nehme er ihm ſein letztes Quartal

mit und ſuche er ihn auszufragen; wenn er mir einen Zettel bringt, daß er es empfangen, ſo gebe ich ihm bei der Rückkehr ein gutes Trinkgeld.“ — Ich war zu Allem bereit; man lud mir einen Sack voll Kartoffeln, einen Sack voll Mehl, einen Kuhkäs, einen Topf voll Butter, einige Laib Brod und einen Korb mit Eiern auf, Alles mit der Adreſſe, an Seine Hochgeborne Excellenz Herrn Herrn Raugrafen Gockel von Hanau, königlich Gelnhauſeniſchen Erhühnerminiſter in — da ſteht ein Fragezeichen. — Nun fahre ich ſchon ein paar Stunden herum und kann das Schloß nicht finden, und ich führe noch herum — aber es geht nicht — denn der Poſtwagen iſt mir umgefallen, und der ganze Korb mit Eiern iſt mir zerbrochen, ihr werdet die Beſcheerung ſehen. — Ich ließ den Poſtillon ſchon eine Stunde lang um Hülfe blaſen und ſuchte einſtweilen, bis Jemand käme, uns den Wagen aufrichten zu helfen, hier unter den Bäumen Pfifferlinge für einen Freund in Nürnberg. Das iſt die Geſchichte, jetzt kommt und helft.“

Gockel umarmte den Conducteur, knöpfte ſeinen Wammes auf, zeigte ihm ſeinen Orden und gab ſich als den Erhühnerminiſter zu erkennen. Niemand war froher als der Conducteur. Sie eilten nach dem umgefallenen Poſtwagen, trugen die Kartoffeln, das Mehl, das Brod, den Käs, die Butter, die Gockel gehörten, in ein dichtes Gebüſch, richteten den Poſtwagen wieder auf, wiſchten mit Gras das Eigelb von den zerbrochenen Eiern aus dem Wagen und ſchmierten die Räder damit. Gockel nahm ſeinen Siegelring, worauf ein doppelter Hahn eingeſtochen war, den er mit Eigelb beſtrich und dem Conducteur in ſein Poſtbuch als Beſcheinigung des Empfangs abdruckte. — „Nun iſt alles vortrefflich, Herr Graf,“ ſagte der Conducteur, „aber eine Gefälligkeit möchte ich mir erbitten. Ein Freund von mir, in Nürnberg, ein Liebhaber von Raritäten, hat auf der Durchreiſe in Gelnhauſen, im königlichen Normalhühnermuſeum,

eine Sammlung kleiner, von Federn gemachter Hühnchen gesehen, und wünschte um Alles in der Welt zu wissen, wo dieselben verfertigt werden, er könnte bei seinem ausgebreiteten Handel wohl hundert Dutzend davon gebrauchen. „Gut, mein Freund," erwiederte Gockel, „ich kann sie Ihnen verschaffen, hier haben sie gleich zwei Dutzend von neuester Façon als eine Probe; wenn sie hier wieder vorbeifahren, legen sie nur dort in den hohlen Baum, was ihr Freund dafür bezahlt, sie sollen dort immer von Zeit zu Zeit einige Dutzend solchen Geflügels vorräthig finden. Wenn sie wieder kommen, bringen sie mir etwas Drath und Zwirn und eine halbe Elle rothes Tuch mit, die Beine und den Kamm an den Thierchen schöner machen zu können." Der Conducteur versprach Alles, und da Gockel fragte, wie denn das Handlungshaus in Nürnberg heiße, zog er eine leere Rauchtabaksdüte aus der Tasche, füllte die Hühnchen hinein und zeigte Gockel die Adresse: Gebrüder Portorico ohne Rippen. — Da blies der Postillon recht ungeduldig. Gockel schüttelte dem Conducteur die Hand, der in den heil. römischen Reichspostwagen kroch, der gewiß sehr schnell fortgefahren wäre, weil er so gut geschmiert war — aber der Kasten war schwer, die Pferde müd, der Weg schlecht und der Postillon schlief.

Gockel packte sogleich von Allem, was er erhalten hatte, so viel auf, als er tragen konnte, das Uebrige verdeckte er dicht mit Zweigen, um es Morgen vollends nach Haus zu bringen. Als er in das Schloß kam, rief er sogleich: „geschwind Frau Hinkel! den Kessel übers Feuer, ich bringe Lebensmittel, und nun zeigte er, was er gebracht, und erzählte Alles, was er erlebt." Frau Hinkel kochte Kartoffeln, machte gebrannte Mehlsuppe, backte Pfannkuchen. Sie assen fröhlich, streuten den Vögeln Brosamen und giengen zufrieden schlafen. Am andern Morgen holte Gockel den übrigen Vorrath und fuhr fort in dem wüsten Gebäude aufzuräumen und einzurichten.

Ihr Leben ward täglich erträglicher in dem wilden Schloß. Gockel gieng oft ganze Tage in den Wald, bald zu jagen, bald um die Vögelchen und Hühnchen der Frau Hinkel in den hohlen Baum zu tragen, wo er immer für jedes zwei Kreuzer von Hrn. Gebrüder Portorico ohne Rippen durch den Conducteur und neue Bestellungen, und was er selbst bestellt, hingelegt fand. — Wenn Gockel weggieng, befahl er immer, was gearbeitet werden sollte, und Alektryo horchte seinen Aufträgen jedesmal sehr ernsthaft zu. Seine Befehle wurden aber nicht immer befolgt. Zum Beispiel: Gackeleia sollte aus Weidenruthen Hühnernester flechten und die Weidenruthen in den Brunnen vor dem Schloßgarten legen, damit sie sich recht geschmeidig flechten ließen; aber sie that das sehr nachlässig, war eine neugierige, naschhafte kleine Spielratze, guckte in alle Vogelnester, naschte von allen Beeren, machte sich Blumenkränze und hatte keine rechte Lust zum Arbeiten, weßwegen der strenge Alektryo sie manchmal mit großem Zorn ankrähte, so daß sie erschreckt zu ihrer Arbeit zurücklief. Darum faßte sie einen starken Unwillen auf den alten Wetterpropheten und verklagte ihn bei der Mutter. Auch diese hatte keine Liebe zu Alektryo, denn, wenn sie sich manchmal über der Gartenarbeit ermüdet auf einen Stein setzte und sehnsüchtig an die Fleischer- und Bäckerladen zu Gelnhausen dachte, begann Alektryo, der ihr immer wie ein beschwerlicher Hausbofmeister auf allen Schritten nachgieng, auf den zu bestellenden Gartenbeeten zu scharren und zu krähen, um sie an die Arbeit zu erinnern.

Als sie nun einstens so sitzend eingeschlafen war und vergessen hatte, der Henne Gallina Futter vorzustreuen und frisches Wasser zu geben, träumte ihr auch von den Gelnhausner Braten und Eierwecken so klar und deutlich, daß sie im Traum sagte: „ach es ist Wahrheit, es ist kein Traum;“ da krähte ihr Alektryo so schneidend dicht in die Ohren, daß sie vor Schrecken erwachte und an die harte

Erde fiel. Darum hatte ſie noch einen viel größern Unwillen gegen den ehrlichen Stammhahn Alektryo, und jagte ihn überall hinweg, wo ſie zu thun hatte. Auch hätte ſie ihm gerne längſt den Hals abgeſchnitten, weil er ſie alle Morgen um 3 Uhr von ihrem Lager aufweckte. Aber er war ihr zu der Hühnerzucht, auf welche Gockel alle ſeine Hoffnung geſtellt hatte, gar zu nöthig.

Wenn nun Gockel Abends heimkehrte, kam ihm gewöhnlich Alektryo entgegengeflogen, ſchlug mit den Flügeln und krähte ihm allerlei vor, als wolle er Hinkel und Gackeleia wegen ihrer Nachläßigkeit verklagen, und dieſe verklagten den Hahn wieder und es gieng ein ſtrenges Nachforſchen Gockels über Alles an, wo dann Hinkel und Gackeleia mancherlei Verdruß bekamen, ſo daß ſie dem Alektryo täglich feindſeliger wurden. Das Alles währte ſo fort, bis die Henne Gallina dreißig Eier gelegt hatte, auf denen ſie brütend ſaß. Auf dieſe Brut ſetzte Gockel alle ſeine Hoffnung für die Zukunft, und zürnte darum ſo gewaltig auf Frau Hinkel, als ſie die Vorſprecherin der Raubvögel werden wollte, die gern im Schloße aufgenommen geweſen wären, worüber ihr Gockel einen ſo derben Verweis gab, wie ich gleich anfangs erzählte.

Die Freude des guten Gockels über ſeine brütende Henne war ungemein groß, und da er täglich erwartete, daß die kleinen Hühnchen auskriechen ſollten, eilte er nach einer nahe gelegenen Stadt, Hirſe zu ihrem Futter zu kaufen, und empfahl ſowohl der Frau Hinkel als der kleinen Gackeleia ſehr auf die brütende Gallina Acht zu haben, daß ihr ja niemals etwas mangle. Er gieng ſchon um Mitternacht weg, weil er einen weiten Weg vor ſich hatte. Frau Hinkel dachte nun einmal recht auszuſchlafen, und nahte ſich dem Hahn Alektryo, der noch auf ſeiner Stange ſchlafend ſaß, ergriff ihn und ſteckte ihn in einen dunkeln Sack, damit er den anbrechenden Morgen nicht erblicken und ſie mit ſeinem Krähen

nicht erwecken möge, worauf ſie ſich wieder niederlegte und wie ein Katze zu ſchlafen begann.

Das Töchterlein Gackeleia aber ſchlief nicht viel, denn ſie hatte ſich ſchon lange darauf gefreut, wenn der Vater Gockel einmal länger abweſend ſeyn würde, ſich ein Vergnügen zu machen, das ſie gar nicht erwarten konnte. Sie hatte nämlich bei ihrem Herumklettern in einem entfernten Winkel des alten Schloßes eine Katze mit fünf Jungen gefunden und weder dem Vater noch der Mutter etwas davon geſagt, weil dieſe immer ſehr gegen die Katzen ſprachen. Gackeleia aber konnte ſich nie ſatt mit den artigen Kätzchen ſpielen, ſie brachte alle ihre Freiſtunden bei denſelben zu und hatte der alten Katze den Namen Schurrimurri gegeben, die fünf jungen aber Mack, Benack, Gog, Magog und Demagog genannt. Heute ſtand ſie nun in aller Frühe leiſe neben der ſchlafenden Mutter auf, froh, daß Alektryo ſie nicht verrathen könne, denn ſie hatte wohl bemerkt, daß die Mutter ihn in den Sack geſteckt. Als ſie aber an dem Neſte der brütenden Gallina vorübergieng, hatte ſie eine wunderbare Freude, denn ſieh da, alle die Eier waren kleine Hühnchen geworden, und piepten um die Henne herum und drängten ſich unter ihre ausgebreiteten Flügel und guckten bald da, bald dort mit ihren niedlichen Köpfchen hervor. Gackeleia wußte ſich vor Freude gar nicht zu faſſen; anfangs wollte ſie die Mutter gleich wecken, dann aber fiel es ihr ein, ſie wolle es zuerſt ihren kleinen Kätzchen erzählen, und meinte, die würden ſich eben ſo ſehr, als ſie ſelbſt, über die ſchönen Hühnchen freuen.

Schnell lief ſie nun nach dem Katzenneſt, und als ihr die alte Katze mit einem hohen Buckel entgegen kam und um ſie herumzuſchnurren begann, und die kleinen Kätzchen hinter ihr drein zogen, ſprach Gackeleia: „Ach, Schurrimurri! Gallina hat dreißig junge Hühnchen, und jedes iſt nicht größer als eine Maus.“ Als die Katze dies hörte, war ſie

ſo begierig die Hühnchen zu ſehen, daß ihr die Augen funkelten. Da ſagte Gackeleia: „wenn du hübſch leiſe auftreten willſt und nicht miauen, damit die Mutter nicht erwacht, ſo will ich dir die artigen Hühnchen zeigen; die kleinen Kätzchen können auch mitgehen, die werden große Freude an den Hühnchen haben.“ Gleich lief nun Schurrimurri mit ihren Jungen vor Gackeleia her, und als ſie an den Stall gekommen waren, ermahnte ſie dieſelben nochmals, recht artig zu ſeyn, und machte leiſe die Thüre auf. Da konnte ſich aber Schurrimurri nicht länger halten, ſie ſetzte mit einem Sprunge auf die brütende Gallina und erwürgte ſie, und die jungen Kätzchen waren eben ſo ſchnell mit den jungen Hühnchen fertig.

Das Geſchrei der Gackeleia und der ſterbenden Gallina weckte die Mutter, die noch auf dem Lager ſchlief und mit Entſetzen ihre ganze Hoffnung von der Katze erwürgt ſah, die ſich, nebſt ihren Jungen, bald mit ihrer Beute davon machte. Gackeleia und Hinkel weinten und rangen die Hände, und der arme Alektryo, der das Wehgeſchrei der Seinigen wohl gehört hatte, flatterte und ſchrie in dem Sack.

Gackeleia wollte ſterben vor Angſt, ſie umfaßte die Kniee der Mutter und ſchrie immer: „ach der Vater, ach der Vater, ach was wird der Vater ſagen, ach er wird mich umbringen; Mutter, liebe Mutter, hilf der armen Gackeleia!“

Frau Hinkel war nicht weniger erſchreckt, als Gackeleia, und fürchtete ſich nicht weniger als dieſe vor dem gerechten Zorne Gockels, denn ſie hatte den wachſamen Alektryo in den Sack geſteckt. Als ſie das bedachte, fiel ihr auf einmal ein, ſie wolle den Hahn Alektryo als den Mörder der jungen Hühnlein angeben, und hoffte dadurch den Zorn Gockels auf dieſen unbequemen Wächter zu wenden. Sie nahm daher den Sack, worin der Hahn war, und ſagte: „komm Gackeleia, wir wollen dem Vater nacheilen und ihm

den Alektryo als den Mörder der kleinen Hühner und der Gallina überbringen,“ und so eilten sie nun beide den Gockel einzuholen, der im Walde herumstrich, einiges Wild zu erlegen, das er bei dem Krämer gegen Hirse vertauschen wollte.

Bald sahen sie ihn auch in einem Busche zwei Schnepfen, die sich in einem Sprenkel gefangen hatten, in seinen Ranzen stecken; da fiengen sie laut an zu weinen. Gockel schrie ihnen entgegen: „Gott sey Dank, ihr weinet gewiß vor Freude, Gallina hat gewiß dreißig schöne junge Hühnchen ausgebrütet.“ — „Ach,“ schrie Frau Hinkel, „ach ja, aber!“ — „Aber, was aber?“ sagte Gockel, „was aber weint ihr, dreißig Hühner, und immer so fort, entsetzlich viele Hühner!“ — Da rief Hinkel: „O Unglück über Unglück, Alektryo, dein sauberer Haushahn hat Gallina und alle die gegenwärtigen und künftigen Hühner gefressen! Da hab ich ihn in den Sack gesteckt, da hast du ihn, strafe ihn, ich will ihn nie wieder sehen.“ Mit diesen Worten warf sie dem vor Schreck versteinerten Gockel den Sack mit dem Hahn vor die Füße.

Gockel war über die schreckliche Nachricht, die alle seine Hoffnungen zerstörte, ganz wie von Sinnen; „ach,“ rief er aus, „nun habe ich Alles verloren, das Glück weicht von meinem Stammhaus, alle meine Voreltern und Nachkommen sind betrogen durch den unseligen Alektryo, den wir über Menschen und Vieh hoch geachtet haben. O! hätte ich ihn doch den drei morgenländischen Petschierstechern für den Geisbock und die Ziege verkauft, da hätten wir doch etwas gehabt.“ Als Frau Hinkel hörte, daß er den Alektryo so gut hätte verkaufen können, machte sie dem Gockel bittere Vorwürfe, der immer traurigter ward, und endlich seinen alten pergamentenen Adelsbrief aus dem Busen zog und zu seiner Frau sagte: „Hinkel, sieh, was meinen Stamm immer bewogen hat, den Alektryo zu ehren; da unten auf der goldenen Büchse, in welcher der treulose Alektryo als mein Ja-

milienwappen in Wachs abgebildet iſt, ſteht ein alter Familienſpruch, nach welchem ich mit allen meinen Vorfahren, von dem Geſchlechte des Alektryo unſer Glück erwartete. Die ſchriftliche Urkunde davon iſt bei der Verbrennung unſeres Schloſſes verloren gegangen, mein Großvater hat den Spruch aber zum ewigen Angedenken auf die goldene Siegelbüchſe ſtechen laſſen. Er lautet ganz klar:

„Alektryo bringt dir Glücke ſelbſt um Undank. Gockel — Kopf — Kropf — Siegel — Brod gab.

Was aber die Worte: Kopf, Kropf, Siegel, Brod gab, bedeuten ſollen, weiß ich nicht.“

Als er kaum die Worte ausgeſprochen hatte, traten die drei Petſchierſtecher, die ihm neulich den Hahn abkaufen wollten, aus dem Gebüſch und ſprachen: „was befehlen der Herr Graf Gockel von Hanau von uns?“ — „Wie ſo,“ ſagte Gockel unwillig, „was ſoll ich befehlen?“ — „Der Herr Graf,“ antworteten die Männer, „haben doch unſre Namen, Kopf, Kropf und Siegel zweimal ausgeſprochen, denn ſo heißen wir, ſeit unſre Vorältern nach Deutſchland gezogen. — Aber vielleicht wollen der Herr Graf ſich ein neues Petſchaft ſtechen laſſen; denn außerdem, daß wir in der Aſtrologie, Phyſiognomie, Chiromantie, Geomantie, Alektryomantie, Coscinomantie, Hydromantie, Cryſtallomantie, Cabbala, Goetie, Diplomatie und Prophetie unbegreiflich billige Privatſtunden geben, und daß wir Hühneraugen ſchneiden, zerbrochenes Porzellain kitten und Kaffeemühlen ſcharf machen, ſind wir hauptſächlich Petſchierſtecher, was durchaus zur Diplomatie, wegen der Siegelkenntniß an den Urkunden, und zur Verfertigung der Talismane nöthig iſt. Ach, Herr Graf! es gehört heut zu Tag ein entſetzlicher Umfang dazu, um in den Wiſſenſchaften komplett zu ſeyn; es werden grauſame Forderungen gemacht, und was hat man davon, nichts als die Ehre, daß Alles in einander

greift mit leeren Händen. Ja, wenn der Handel mit Vieh, mit alten Kleidern und Haſenpelzen nicht wäre — Herr Graf! — wahrhaftig die hohen Wiſſenſchaften machen die Suppe nicht fett.“ — „Alſo, daß ich meine Rede nicht vergeſſe, wollen der Herr Graf ſich nicht ein Petſchaft ſtechen laſſen? — denn wir ſehen, daß ſie Ihr Siegel in den Händen haben, welches ein Siegel des Gleichniſſes, voll der Weisheit und ausnehmend ſchön iſt.“

„Ach,“ ſagte Gockel, „ich möchte mein Wappen lieber ganz vernichten, denn der Hahn Alektryo, der darauf abgebildet iſt, hat uns ſchändlich betrogen,“ und nun erzählte er ihnen ſein ganzes Unglück. — „Sehen der Herr Graf,“ ſagte der eine Perſchierſtecher, „wie gut wir es mit Ihnen gemeint, da wir Ihnen neulich den Hahn abkaufen wollten; haben wir nicht geſagt, Sie würden ihn nächſtens vielleicht gern los werden, wenn ihn nur Jemand wollte, das lehrte uns die Prophetenkunſt.“

„Wie ſo, gut gemeint,“ ſagte Gockel, „wie konntet ihr denn wiſſen, daß mich der Hahn in ſolches Leid verſetzen werde?“ Da erwiederte der eine Morgenländer: „dieß Leid iſt ja deutlich in dem alten Familienſpruch ausgeſprochen, welchen unſre Vorältern ſelbſt auf die goldne Siegelbüchſe geſtochen haben; weswegen auch abgekürzt unter dem Spruche ſteht, daß durch dieſe Arbeit Gockel dem Kopf, dem Kropf, dem Siegel Brod gab, und aus Dankbarkeit für dieſes Brod, das Ihre Vorältern den unſern gegeben, wollten wir, da der Herr Graf in Ungnade und Armuth gerathen iſt, Ihro Excellenz den Hahn abkaufen, weiteres Unglück von Ihnen abzuwenden.“

„Das iſt dankenswerth,“ erwiederte Gockel, „aber ich ſehe in dem Spruche gar keine Unglücksprophezeiung, ſondern gerade das Gegentheil; ſteht nicht in den Worten:

Alektryo bringt dir Glücke ſelbſt um Undank.

ganz deutlich ausgeſprochen, daß der Hahn ſelbſt für Un-

dank ſeinem Herrn Glück bringen werde?“ — „Ja,“ ſagte da der zweite Petſchierſtecher, „der Spruch iſt, wie viele ſolche Sprüche, in der Flattirmanier geſtellt, große Herrn flattirt man gern. Die Urkunde iſt ein bischen verſchmeichelt und aus Menſchenfreundlichkeit ein wenig aufgemuntert; ſo wie man einem alten Roß die Haare aus den Ohren ſchneidet und die Zähne feilt, daß es jünger ausſieht, haben unſre Vorfahren dem damaligen Graf Gockel den Schrecken erſparen wollen und haben ein r aus einem e und aus einem u ein ú gemacht, denn der Spruch heißt eigentlich:

Alektryo bringt die Glucke ſelbſt um, o Undank!

was durch die Thatſache bewieſen iſt, denn der undankbare Alektryo hat ja die Glucke ſammt den Küchlein umgebracht; wir aber müſſen dieſes verſtehen, denn wir ſind von undenklichen Zeiten aus dem Stamme der Petſchierſtecher. Von unſern Voráltern iſt das Siegel Juda, das Siegel Pharaos, das Siegel Ahabs, das Siegel Ahasveri und das Siegel des Darius geſtochen, womit er den Daniel in die Löwengrube verſiegelte. Wir ſind Leute vom Fach, der Herr Graf können ſich auf die Güte unſrer Auslegung verlaſſen, und ſo ſie ſich nicht von erſter Qualität bewährt, können der Herr Graf ſie uns wieder zurückgeben.“

Gockel ganz von der Rede der Männer und ſeinem Unglücke überzeugt, bat ſie, ihm doch nun den Bock und die Ziege für den Hahn zu geben, aber das wollten ſie nicht mehr und ſprachen: „was ſoll uns der Hahn, er iſt ein Unglückshahn, er kann uns ein Leid anthun, wer wird einen Unglückshahn eſſen, und bleibt er am Leben, er könnte einem ein Unglück ankrähen; aber laſſen ihn der Herr Graf einmal ſehen, man kauft keine Katze im Sack, viel weniger einen Hahn.“ Da zog Gockel den Hahn aus dem Sack, und ſprach weinend: „o Alektryo, Alektryo! welch Leid haſt du mir gethan.“ Alektryo ließ Kopf und Flügel hängen und war ſehr traurig; aber als ihm der eine Petſchierſtecher an

den Kropf fühlen wollte, ward er ganz wüthend; alle seine Federn sträubten sich empor, er hackte und biß nach ihm und schrie und schlug so heftig mit den Flügeln, daß der Mann zurückwich, und Gockel den Hahn kaum halten konnte.

„Schau eins," sagten die drei Petschierstecher, „man soll noch Geld geben für so ein wildes Ungeheuer, es will die Leute fressen; wer wird ihn kaufen?" Als aber Gockel ihn immer wohlfeiler bot, sagten sie ihm endlich: „wir geben dem Herrn Grafen, wenn er uns den Hahn nach Hause tragen will, neun Ellen Zopfband dafür, daß er sich einen schönen langen Zopf binden kann, wie sichs einem Grafen gebührt," und Gockel willigte ein, um nur etwas für den Alektryo zu erhalten.

Frau Hinkel und Gackeleia hatten alles dieses still mit angehört und giengen mit schwerem Gewissen nach Hause, denn sie wußten wohl, daß die Dreie die Unwahrheit sagten. Gockel aber nahm den Alektryo unter den Arm und folgte traurig den drei Petschierstechern durch den Wald nach ihrem Wohnorte. Anfangs giengen sie dicht um ihn; weil der Hahn aber dann immer nach ihnen biß und schrie, baten sie Gockel, einige Schritte mit dem grausamen Ungeheuer hinter ihnen her zu gehen. Gockel hörte öfter, wie die drei unheimlichen Männer zu einander sagten: „Kropf auf, Siegelring, Kopf ab," und wie sie dann miteinander zankten und immer einer zum andern schrie: „nein ich Siegelring, nein du Kropf auf, nein du Hals ab," und als Gockel sie fragte, warum sie immer miteinander zankten, sagten sie: „ei, es will keiner von uns den Hahn schlachten, weil er ein so grausames Thier ist; wenn der Herr Graf ihn gleich schlachten, so wollen wir Ihro Excellenz den Kamm, die Füße und Sporen und Schweif geben, die können Sie auf die Mütze setzen zum ewigen Andenken, — ein schönes Monument, ein statuirtes Exempel für den Un-

dank; drehen Sie ihm unterm Tragen doch ganz leiſe den Hals herum.“

„Gut,“ ſagte Gockel, und faßte den Alektryo an der Kehle. Da fühlte er aber etwas ſehr Hartes in ſeinem Kropfe, und der Hahn bewegte ſich ſo heftig dabei, daß die Männer ſich ſehr fürchteten und zu Gockel ſagten: „Ach gehen der Herr Graf ein wenig weiter hinter uns her.“ Das that Gockel, und als er wieder an den Hals des Alektryo faßte, fühlte er das Harte im Kropfe wieder, und machte ſich allerlei Gedanken, was es doch nur ſeyn könne. Da ſagte auf einmal der Hahn mit deutlichen Worten zu ihm:

„Lieber Gockel, bitt' dich drum
Dreh mir nicht den Hals herum,
Köpf mich mit dem Grafenſchwert,
Wie es eines Ritters werth.
Weh, Graf Gockel, bittre Schmach!
Trägt den Hahn den Schelmen nach.“

Gockel blieb vor Schrecken und Rührung ſtehen, als er den Alektryo reden hörte, aber er beſann ſich bald eines Andern, und wollte ihnen nicht mehr den köſtlichen Hahn, der reden konnte, um neun Ellen Zopfband nachtragen, und rief ihnen zu, links in das Gebüſch zu treten, jetzt wolle er das grauſame Ungeheuer tödten.

Sie ſprangen ſchnell in das Gebüſch, aber da war eine mit Reiſern bedeckte Wolfsgrube, die kannte Gockel gut, denn er hatte ſie ſelbſt gegraben, und Plumps fielen alle drei morgenländiſche Petſchierſtecher hinein, und riefen dem Gockel, ihnen herauszuhelfen; aber dieſer gab keine Antwort, und ſchlich ſich in die Nähe der Grube, um zu hören, was ſie da unten für Betrachtungen anſtellen würden.

„O weh mir!“ ſchrie der Eine, „da haben wir es, wer dem Andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein; was nützt uns nun der Siegelring des Darius, womit er die Löwengrube verſchloſſen, wir ſitzen in der Wolfsgrube. Alle Mühe

und Arbeit und Salomonis Siegelring in des Hahnen Kropf iſt verloren für uns, der Gockel muß es gemerkt haben, daß Kopf, Kropf, Siege[illegible] unſere Namen, ſondern nur einzelne Worte des alten geheimen Spruches ſind, welcher ſagt: man müſſe dem Hahnen den Kopf ab und den Kropf aufſchneiden, um Salomonis Siegelring aus demſelben zu erhalten, der einem giebt, Herz was verlangſt du? Jugend und Reichthum, alle Güter der Welt, Geld! — Geld! — Geld! — Geld!" —

Dann ſchrie der Andere: „o wehe uns, daß wir jemals etwas von dem Ring in dem Kropfe des Hahnen erfahren haben; o hätten unſere Väter doch niemals in dem alten Gockelſchloß nach Schätzen gegraben, und dort das ganze Geheimniß auf dem Grabſteine eingehauen geleſen, ſo hätten wir Ruhe gehabt, jetzt ſchwebt uns der Ring immer vor den Augen, der einem giebt, Herz was verlangſt du? Jugend und Reichthum, alle Güter der Welt! — Geld! — Geld! — Geld! — Geld!"

Nun ſchrie der Dritte: „o Unglück über Unglück, alle Mühe und Arbeit verloren! wie lange haben wir dem König von Gelnhauſen zugeſetzt, wie viel haben wir an ſeine Miniſter ſpendirt, bis ſie den Gockel ins Elend gebracht, damit wir ihm den Hahn leicht abkaufen konnten; haben unſere Eltern doch allein das Perſchierſtechen gelernt, um dem Hahn näher zu kommen, da ſie ſein Portrait nach der Natur auf das Grafenſiegel ſtachen, wo ſie ihm auf den Zahn fühlen konnten, ob er nach dem Tod des frühern Hahns, als deſſen erſtgeborner Sohn, auch den Ring wieder im Kropf habe. — Wie haben wir müſſen laufen von Heddernheim nach Krakau, von Krakau nach Vockenheim, von Vockenheim nach Conſtantinopel, von Conſtantinopel nach Fürth, von Fürth nach Jeruſalem, von Jeruſalem nach Worms, von Worms nach Cairo, von Cairo wieder nach Heddernheim und von Heddernheim wieder in die ganze Geographie, laufen, laufen um zu

lernen die Kabbala, Gicks Gacks und Kikriki, die groſse Alektryomantie, bis wir endlich den Spruch auf dem Grabſtein in der Burg Gockel verſtehen konnten. — Weh, Alles umſonſt, Alles verloren! Wenn wir nur aus dem Loche wären, und wer bezahlt mir nun die Katze, die ich mit ihren fünf Jungen ſelbſt aus meinem Beutel gekauft und in das Schloß geſetzt habe, damit ſie die Gallina ſammt der Brut freſſen ſollte, auf daß dem Gockel der Hahn feil würde? Wer bezahlt mir die Katze? ich will mein Geld für die Katze. Hätte ich ihr den Pelz doch abziehen und ſie als einen Haſen verkaufen und den Pelz auch verkaufen können, ich will mein Geld für die Katze! Die Katze iſt verloren, der Ring iſt verloren, der einem giebt, Herz was verlangſt du? Jugend und Reichthum, alle Güter der Welt! — Geld! — Geld! — Geld! — Geld!“ —

Da Gockel über ihr Geſchrei lachen mußte, glaubte der erſte Petſchierſtecher, der zweite habe ihn ausgelacht, und ſchlug nach ihm; der ſchrie und ſagte, der dritte ſey es geweſen; da ſchlug dieſer nach ihm und daraus entſtand eine allgemeine Prügelei unter den Dreien, worüber Gockel mit Alektryo die Grube verließ und nach ſeinem Schloße in tiefen Gedanken zurückgieng.

Gockel hatte gar vieles erfahren, die Lüge der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia, die Anweſenheit einer alten Schrift auf einem Grabſtein in ſeiner Schloßkapelle, das Geheimniß von dem Siegelring in des Hahnen Kropf und die ganze Betrügerei der morgenländiſchen Petſchierſtecher. Alles dieſes machte ihn gar tiefſinnig und betrübt; er drückte den edlen Hahn Alektryo einmal um das andremal an ſein Herz und ſagte zu ihm: „nein, du geliebter, ehrwürdiger, koſtbarer Alektryo, und wenn du den Stein der Weiſen in deinem Kropf hätteſt, du ſollſt darum durch meine Hand nicht ſterben, und ehe Gockel nicht verhungert, ſollſt du auch nicht umkommen.“ Nach dieſen Worten wollte Gockel dem

Alektryo einen Biſſen Brod geben, der aber ſchüttelte den Kopf und ſprach gar beweglich:

„Alektryo in großer [redacted]
Gallina todt, die Hühnchen todt,
Alektryo will mehr kein Brod,
Will ſterben durch das Henkerſchwert,
Wie es ein edler Ritter werth,
Verlangt ein ehrlich Halsgericht,
Wo Rangraf Gockel das Urtheil ſpricht,
Und über die Katze das Stäblein bricht.“

„O Alektryo,“ ſprach Gockel mit Thränen, „ein ſtrenges Gericht ſoll über die Katze ergehen, deine verſtorbene Gallina und deine dreißig Jungen ſollen gerächt werden, und was noch von ihnen übrig iſt, ſoll in einem ehrlichen Grabe beſtattet werden; aber du, du mußt bei mir bleiben.“ Der Hahn blieb immer bei ſeiner Rede, er müſſe in jedem Falle ſterben, und wolle ihn Gockel nicht enthaupten, ſo werde er ſich zu Tode hungern; Gockel werde ſchon heute in der wüſten Schloßkapelle noch Alles erfahren und dann kurzen Proceß machen.

Es war Nacht geworden: als Gockel nach Hauſe kam. Frau Hinkel und Gackeleia ſchliefen ſchon, denn ſie erwarteten heute den Vater nicht zurück, weil ſie glaubten, er ſey mit den Käufern des Alektryo nach der Stadt gegangen. Zuerſt ſchlich ſich Gockel nach dem Winkel, wo die mörderiſche Katze mit ihren Jungen ſchlief, Alektryo zeigte ihm den Weg. Gockel ergriff ſie alle zuſammen und ſteckte ſie in denſelben Sack, in welchem Alektryo gefangen gelegen war. Ach wie trauerten Gockel und Alektryo, als ſie die Federn und Gebeine der guten ermordeten Gallina und ihrer Küchlein um das Neſt der Katze herumliegen ſahen. Sie weinten bittere Thränen mit einander und Alektryo ſammelte, mit ſeinem Schnabel herumſuchend, alle Beinchen und Federn der Ermordeten in die Mütze Gockels, der ſie ihm

hiezu hinhielt. Dann sprach Alektryo zu Gockel, indem er traurig vor ihm herschritt, Kamm und Schweif niedersenkte und die Flügel hängen ließ, als begleite er wie ein Kriegsmann mit gesenkter Fahne und niedergewendetem Gewehr eine Leiche zu Grab:

Nun folg mir zur Kapelle,
Daß diese theure Last
Dort find' an heil'ger Schwelle
Auf ewig Ruh und Rast.

So giengen sie wie ein stiller Leichenzug zu der wüsten Kapelle, Alektryo sang eine leise Lamentation und die Vögel aus dem Schlafe erwachend guckten hie und da aus den Nestern und lamentirten, ohne die einfache Würde der erhabenen Trauerzeremonie zu stören, in sanfter Harmonie ein bischen mit. Der Himmel selbst hatte seine Sterne mit Wolken verhüllt und der Mond, mit Thränen im Auge, schimmerte bleich durch einen Schleier der Wehmuth. Die halbe Natur stimmte in das schöne Ganze dieser eben so rührenden als würdigen Feier mit ein, wobei auch die so sinnige Mitwirkung der Büsche und Kräuter und Blumen rühmlich zu erwähnen ist, denn die Glockenblumen, die ehr- und tugendsame Jungfer Campana läutet ganz mitleidig mit allen ihren blauen Glocken, und die bewußten weißen Rosen, die bei Feierlichkeiten immer so beliebten weißgekleideten Mädchen, gossen Schalen voll reichlichen Thränenthaus vor dem Zuge aus; man bemerkte unter den Leidtragenden die so achtbare Klagejungfrau Rosmarin, die demüthige Familie Thymian, die Miß Lavendel, die Comtesse Quentel und viele andre edle Familien. Auch die barmherzigen Schwestern Jungfer Melissa, Kranzemünze, Kamille, Schaafgarbe, Königskerze, Ehrenpreiß, Baldrian, Himmelschlüssel bewiesen ihre innigste Theilnahme. Vor allen andern des schönen Blumengeschlechtes aber beunruhigte Fräulein Reseda, welche so oft im Wochenblättchen anzeigt, daß sie mehr auf

gute Behandlung als großen Gehalt sehe, den guten Geruch aller ihrer Verdienste. Der allgemeine Blumen-Notarius Publicus Salomons-Siegel bewährte durch seine Theilnahme, daß sein Name in großem Bezug mit diesem merkwürdigen Ereignisse stehe. Kurz die Theilnahme aller Kräutlein war so groß, daß sogar die faule Grethe unter ihnen bemerkt wurde, der redliche gute Heinrich hatte sie aufgeweckt, daß auch sie mit ihm dem Alektryo ihr Beileid bezeige.

O wie kindlich, einfältig rührend sprach sich die Theilnahme der frommen Klosterschwestern, Marienkinder genannt, aus, welche ihr Klösterchen in dem mit Erde erfüllten trockenen Becken des verfallenen Springbrunnens zu Füßen des zerbrochenen Liebfrauenbildes bewohnten. Gackeleia nannte dieses mit lauter Marienpflänzchen überwachsene Brunnenbecken gewöhnlich ihr Marienklostergärtchen, und pflegte es besser, als alle anderen Gartenbeete. Alle Marienkäferchen, die sie fand, setzte sie hinein. Sie hatte sich eine Bank darin bereitet, und neben dieser stand das Kräutlein Unserlieb-Frauenbettstroh. Da trieb Gackeleia gewöhnlich ihre Spielereien. Sie hatte das liebe Dreifaltigkeitsblümchen, das auch Anlängerlieber und Denkeli und unnütze Sorge genannt wird, zu Füßen des Liebfrauenbildes gepflanzt, weil die Mutter ihr gesagt hatte, daß dieß Blümchen in Hennegau Jesusblümchen heiße. Da nahm dann Gackeleia manchmal ein solches Jesusblümchen und legte es auf das Kräutchen Marienbettstroh und wiegte es hin und her und sang dazu:

Da oben im Gärtchen,
Da wehet der Wind,
Da sitzt Maria
Und wieget ihr Kind,
Sie wieget es mit ihrer schneeweißen Hand,
Und brauchet dazu gar kein Wiegenband.
Ich will mich zur lieben Maria vermiethen,
Will helfen ihr Kindlein recht fleißig zu wiegen,

Da führt ſie mich auch in ihr Kämmerlein ein,
Da ſingen die lieben Engelein fein,
Da ſingen wir alle das Gloria,
Das Gloria, Lieb Frau Maria!

Als der Leichenzug Gallina's an dieſem Mariengärtchen vorübergieng, war die Betrübniß von deſſen Bewohnerinnen um ſo größer, als ihre Freundin Gackeleia dieſen höchſt traurigen Todesfall veranlaßt hatte; ach, ſie fühlten Alle in ihrem frommen Herzen, als theilten ſie die Schuld Gackeleia's. Da ſtanden nun die lieben Kräutchen, die Marienkinder, in einer Reihe. Schweſter Margarita Mariengräschen, Schweſter Chardonetta Mariendiſtel, Schweſter Cuscuta Marienflachs, Schweſter Spergula Mariengras, Schweſter Gremila Marienhirſe, Schweſter Alchimilla Marienmantel, Schweſter Mentha Marienmünze, Schweſter Päonia Marienroſe, Schweſter Calceola Marienſchuh und auch die kleine feine Novize Mignardiſa Marientröpfchen hatte ihr gefranztes Trauerſchleierchen ganz naß geweint. Sie ſtanden ſie in ſtiller Andacht und duftete ein de profundis, und einer jeden hatten die Marienkäferchen eine brennende Kerze in die Hand gegeben, und die Laienſchweſtern Campanula, Mar[illegible]hand-ſchuh und Marienglöcklein läuteten mit den blauen, violetten und weißen Kloſterglöckchen gar beweglich und harmoniſch. Nirgends aber ſprach ſich Trauer, Mit- und Beileid tiefer und wahrer aus, als unter der uralten Linde, nahe bei dem Eingang in die Kapelle. Es müſſen ſich theure Gockelhinkeliſche Erinnerungen an dieſe klaſſiſche Stelle knüpfen; Ortsnamen und Bewohner zeugen dafür. Die Linde heißt von Olims Zeiten her die Hennenlinde, das [illegible]eine Feldkreuz unter ihr, worauf eine Henne ausgehauen, heißt das Hennenkreuz. Die drei zu ewiger Anbetung und Fürbitte verlobten adeligen Kloſterfrauen, die drei reinen ſchneeweißen Lilien, welche zu Häupten dieſes Kreuzes ſtehen, ſen-

eten Weihrauch und Gebete aus den Opferschalen ihrer Kelche empor.

Zu Füßen des Hennen-Kreuzes trauerte in stummem Schmerz ein adeliger Fräuleinverein von lauter Pflanzen und Kräutern, welche der Gräfin Hinkel von Hennegau namensverwandt und seit Olims Zeiten in diesem Schloße einheimisch waren. Hier weinten unter dem Vorstand der alle Schmerzen übernehmenden Fräulein Grasette Fettheune ihre stillen Thränen die edlen Fräulein Moscatellina von Hahnenfuß, Ornitogalia von Hühnermilch, Serpoleta von Hühnerklee, Morgelina von Hühnerbiß, Cornelia von Hahnenpfötchen, Osterlustia von Hahnensporn, Cretellina von Hahnenkamm und Esparsetta von Hahnenkämmchen. — Dank den edlen schönen Seelen!

Es haben sich außerdem allerlei Gerüchte von außerordentlichen Erscheinungen verbreitet, die bei diesem Begräbniß eingetreten seyn sollen, und es ist noch jetzt das Gerede unter den Vögeln der Umgegend davon: „es sey ein Comet in der Gestalt eines Paradiesvogels am Himmel gesehen worden, und unter der Linde hätten die drei Lilien zu leuchten begonnen, Sterne seyen in sie niedersinkend gesehen worden und vor ihnen sey eine schöne edle Frau, eine Gräfin von Hennegau, erschienen und habe beim Vorübergang der Leiche die Worte gesungen:

O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!

worauf Alles verschwunden sey.“ Wir stellen diese Gerüchte, als dem Reiche der Phantasie angehörig, unverbürgt dem Glauben eines Jeden anheim.

Als Gockel und Alektryo in der dachlosen, Busch und Baum durchwachsenen Kapelle mit den Ueberresten Gallina's angekommen war, schüttete er dieselben fein sachte auf die Stufen des zerfallenen Altares aus und zog seine Mütze

wieder über die Ohren, weil er wohl wußte, es könne ihm bei seiner Anlage zu rheumatischem Kopf-, Zahn- und Ohrenweh unmöglich gesund seyn, das nicht mehr dicht behaarte Haupt dem kühlen Nachthau auszusetzen. Hierauf sprach der treue Alektryo, der nicht von den Ueberresten seiner Familie wich, zu Gockel:

Wachholderstrauch
Macht guten Rauch.
Zu Stambul hat der Großsultan
Wachholder in dem Garten stan
Und drum ein goldnes Gitter dran.
Er zündet dran die Pfeife an
Und hat recht seine Freude dran;
Du Gockel brich Wachholder mir
Zu dem Lustrum Doloris hier.

Da brach Gockel ihm Reiser von einem dort stehenden Wachholderbusch und flocht eine Art Nest daraus, welches er auf die Stufe des Altares setzte. Alektryo legte alle die Beinchen der Gallina und ihrer Jungen in diesem Nest in einen wohlgeordneten Scheiterhaufen zusammen, füllte diesen mit den Federn und legte den Kopf und die Köpfchen der Seinigen darauf.

Indessen blickte Graf Gockel nachdenklicher als je den alten Grabstein an, der hinter dem Altar in der Wand eingemauert war; es war sein erster Ahnherr, der Urgockel, mit einem Hahnen auf der Schulter und einem ABC-Buch in der Hand, in bedeutender Größe darauf abgebildet, und zu seiner Linken war an der Mauer eine Reihe von Bildern aus seinem Leben in Stein gehauen. Gockel wußte nicht viel von dem Urgockel und noch weniger von der Bedeutung der Bilder; die Hauschronik war mit dem Schloß verbrannt. Er wußte nur den alten Familiengebrauch, daß die Grafen Gockel immer den Alektryo in Ehren hielten, und daß er ihrem Hause Glück bringe.

Als Alektryo mit der Ordnung der Gebeine seiner Familie fertig war, scharrte er die Erde von einer Marmorplatte, die vor dem Altar am Boden lag, und Gockel reinigte sie vollkommen. Auf dieser Platte waren allerlei Zeichen, wie Hahnen und Hühner sie mit ihren Pfoten im Schnee machen, eingegraben. Alektryo sprach:

Graf Gockel lies,
Was heißet dies?

Gockel konnte aus dem Gekritzel nicht klug werden und sprach:

Alektryo, mein lieber Hahn,
Wie sehr ich auch nachdenken mag,
Kann ich kein Wörtchen doch verstahn
Von dieser Kribbes-Krabbes-Sprach.

Da erwiederte Alektryo:

Der Ur-Alektryo dies schrieb
Dem Ur-Gockelio zu lieb.
Da keine Handschrift konnte lesen,
Noch schreiben Ur-Gockelio,
So ist ihm hier zu Dienst gewesen
Mit Fußschrift Ur-Alektryo.
Sein Lehrer war ein Indian,
Ein Schreiber des Gott Hahnemann,
Die Tinte war der Morgenthau,
Die Federn waren Hahnenpfoten,
Er schrieb auf Paradieses Au
Zum reinen Kikriki die Noten;
Doch als im Eifer eine Sau
Er einstens hat hineingeklekst,
Fiel gleich sein Stamm mit Kind und Frau
Auf lange Zeiten aus dem Text;
Bis er bei Job als Concipist
Ward angestellet auf dem Mist.
Was Hahn zu Hahn hat je gekrähet,
Der Schrei noch um die Erde geht;

Was Hahn an Hahn vor Langem schrieb,
Nicht immer ganz verständlich blieb.
Weil Fußschrift auf die Fußschrift trifft,
So ward es Kribbes-Krabbes-Schrift.
Ein Jeder liest sich erst hinein
Was er sich gern heraus möcht' lesen,
Oft giebt ein Strich, ein Pünktlein klein,
Dem ganzen Sinn ein andres Wesen.
So ward auch hier der dunkle Spruch
Aus dein und meinem Schicksalsbuch,
Der auch auf deinem Wappen steht,
Von Schriftgelehrten bös verdreht;
Doch weil ich kräh' nach Tradition,
So kann ich noch mein Lektion.

Nun las Alektryo ihm folgende Worte von der Marmorplatte:

Alektryo bringt die Glück selbst um Undank.
O Gockel hau ihm den Kopf ab,
Schneid' ihm den Kropf auf, Salomo's
Siegelring Jedem noch Brod gab.

Da sah nun Graf Gockel deutlich, daß die Eltern der Petschierstecher schon seine Vorfahren bei dem Spruch auf dem Wappen betrogen hatten, und daß die Worte: Kopf, Kropf, Siegel gar nicht ihre Namen waren. Alles Gehörte erweckte dunkle Erinnerungen wie von Mährchen aus seiner frühesten Jugend in ihm, und begierig, von der Geschichte seiner Vorfahren etwas zu wissen, sprach er zu dem Hahnen:

Alektryo! es ist curios,
Du sprichst vom Ringe Salomo's
Und von dem Urgockelio
Und von dem Uralektryo;
Mir ist, wenn ich dies Alles hör',
Wie einer Eierschaale leer,
Wenns Huhn, von dem sie war gelegt,
Sich gackend um sie her bewegt.

Wer lang, wie ich, bei Hofe ſitzt
Im Hühner-Miniſterium,
Zuletzt gar von ſich ſelbſt ausſchwitzt
Das innere Myſterium,
Wir iſt ſo dumm, als ob ich ſey
Ein in der Stichedunklichkeit
Der finſtern Mittelaltrichkeit
Gelegtes ausgeblaſnes Ei.
Belehr mich doch! — ich weiß nicht mehr,
Wo kommen alle wir nur her,
Wo Gockel, wo Alektryo,
Wo jener Ring des Salomo?

Da erwiederte Alektryo:

Du dauerſt mich, du armer Tropf!
Faß an den Ring in meinem Kropf,
Sprich: Urgockel! dort an der Wand,
Haſt's ABC-Buch in der Hand,
Gehorch' dem Ring des Salomon
Und ſag mir auf dein Lektion,
Links vom Altar bis zu der Thür
Die alten Bilder expligir'!

Graf Gockel nahm nun den Alektryo unter den Arm, faßte mit der Hand an ſeinen Kropf und ſprach dieſe Worte ganz feierlich zu dem Bilde Urgockels an der Wand. Da rauſchte es dumpf in dem Steinbild, der ſteinerne Hahn Urgockels ſchlug ſich mit den Flügeln in die Seite, daß Moos und Kalk niederfiel; er ſtreckte den Hals und krähte, wenn gleich ein wenig heiſer, doch ſo laut und feierlich, als wolle er den Schlafenden den jüngſten Tag verkünden, und Alektryo antwortete ihm mit ehrfürchtigem Ernſt.

Nun aber fiel hie und da brüchiges Geſtein an der Wand raſſelnd nieder, es regte ſich das ſteinerne Bild Urgockels, hob langſam die Hände, ſtreckte ſich, rieb ſich die Augen, gähnte etwas zu laut, machte aber dabei ein Kreuz vor den Mund, welches ein ſchönes Zeugniß für die

fromme Sitte des finstern Mittelalters war; er schob sich auch die Mütze ein wenig hin und her und nießte sehr heftig, und Graf Geckel sagte ernsthaft: „wohl bekomm's!“ und er erwiederte: „schönen Dank!“ — Dann aber stellte er sich ruhig in Positur, deutete der Reihe nach auf die Bilder an der Mauer hin und las dabei aus seinem ABC-Buch schön deutlich wie ein verständiger Knabe, aber freilich, wie es von seiner Zeit nicht anders zu erwarten war, ohne Gefühl, ohne Betonung, ohne Ausdruck, ohne Deklamation, etwas eintönig folgende Reime ab:

Urgokel werde ich genannt,
Zog weit umher im Morgenland
Und schlief einst dorten auf dem Miſt,
Wo Job versuchet worden iſt.
Da träumte mir, der Dulder fromm
Heiß' mich auf seinem Miſt willkomm
Und schenk' mir einen schwarzen Hahn
Und sprach': „es hat des Hahnen Ihn
Bei mir auf diesem Miſt gekräht,
Zu Gott geklagt, zu Gott gefleht,
So klug, daß ich den Spruch erfand:
Wer gibt dem Hahnen den Verstand?
Leb wohl — er heißt Alektryo.“
Da weckte mich auf meinem Streh
Ein ritterlicher Hahnenschrei;
Ich sah, daß es derselbe sey,
Den mir Herr Job im Traume gab,
Er saß auf meinem Pilgerstab
Und weckt' mit Schrei und Flügelschlag
Sich, mich und auch den jungen Tag.
Ich theilt' mit ihm mein Sorgenbrod
Und zog mit ihm durch Morgenroth,
Durch Mittagsgluth und Abendschein,
Durch Mond- und Sternennacht, allein,
Ach so allein, allein, allein,
Als Mann und Hahn kann jemals seyn!

Alektryo ſo mit mir kam
Durch Perſiam und Mediam,
Armeniam, Mingreliam,
Durch Gog- und Magogeliam; —
In Mandevillas Reisbuch ſtehn
Die Länder all, die mir beſehn.
Wann Nachts ich ruht', da wacht' der Hahn,
Zeigt' redlich mir die Stunden an,
Da ſtand ich auf, that ein Gebet —
Schlief wieder bis er wieder kräht';
Oft hielt ihn Krähn — Lob Gott den Herrn,
Die wilden Löwen von mir fern.
Ich hatte ein Gelübd gethan,
Zu Ehren Jehs mit meinem Hahn
Zu ſchlafen ſtäts auf einem Miſt,
Weil da er mir erſchienen iſt.
In Tadmor einſt war meine Raſt
Am Miſt vor Salomo's Palaſt;
Da weckte mich Alektryo,
Kräht' laut und ſcharrte aus dem Stroh
Ein Kleinod licht, ein blinkend Ding
Und ſteckte mir den Siegelring
Selbſt an den Finger meiner Hand. —
Wer gab dem Hahnen den Verſtand? —
Den Ring ich gegen Morgen hielt,
Der junge Tag drin lieblich ſpielt';
Ich dacht', wenn nur das Wunderding,
Der ſchöne Ring, verloren gieng?
Da drangen gleich zu meinem Ohr
Die Worte aus dem Ring hervor: —
„Der Siegelring von Salomo
Macht alle Menſchen reich und froh,
Wer an dem Finger um mich kehrt,
Dem iſt ein jeder Wunſch gewährt."
Da dankt ich Gott ſtill im Gebet,
Bis laut Alektryo gekräht,
Und wünſcht': „wär ich dem Land heraus,
Mit Hahn und Ring bei mir zu Haus!"

Als auf dies Wort den Ring ich dreh',
Bei Hanau hier im Wald ich ſteh';
Mit Amen ſchloß mein Frühgebet,
Der Morgenſchrei war ausgekräht
Im Walde hier, was Hahn und Mann
In Talmer eben erſt begann.
Ich fand nicht Vater, Mutter mehr,
Sie waren todt — die Hütte leer!
Ich dreh' den Ring — „hätt' ich ein Schloß
Und Knecht, Magd, Ochs und Kuh und Roß!"
Und ſieh das Schloß ſtand alſobald
Mit Knecht, Magd, Ochs, Kuh, Pferd im Wald.
Ich dreh den Ring — „hätt' ich zur Frau
Das liebſte Herz aus Hennegau,
Und hätt' mein Hahn ein Hühnlein gut,
Es würde eine edle Brut."
Da hört' im Wald ich ein Geſchrei
Und eilt' mit Roß und Knecht herbei,
Und bei der Hennen linke Braus,
Da hatt' ich einen blut'gen Strauß.
Der Schrei von einem Fräulein war,
Entführet von wilder Räuberſchaar.
Die Räuber ſchlug ich alle todt
Und half dem Fräulein aus der Noth;
Und in der linde Schattenraum
Sprach ſie: „ſchon ründet ſich mein Traum,
Ich ward durch eines Hahnen Schrei
Aus wilder Löwen Kralle frei,
Gibt nun der Hahn mir noch den Ring,
Dann Alles in Erfüllung ging."
Ich gab den Ring dem lieben Bild,
Vereint ward unſer Wappenſchild;
Urhinkel wars von Hennegau,
Der Kaiſer gab ſie mir zur Frau.
Ein Huhn ſie mir als Brautſchatz gab,
Das von dem Hahnen ſtammte ab,
Der einſtens krähte hell und klar,
Als Petrus in Verſuchung war.

Es brachte dies edle Hahngeſchlecht
Aus Syria ein Edelknecht,
Der bei Pilati Leibwach ſtand,
Salm hieß er, aus Sarcierland. —
Nun fing ich und mein edler Hahn
Ein ritterliches Leben an;
Ich hatte Söhnchen nach der Reih,
Er Hahn und Hühnchen, Ei auf Ei!
Ich dreht den Ring — den Grafenhut
Hat ich ſogleich, er ſtand mir gut. —
Doch als ich ward ein edler Greis,
Gedacht ich an die weite Reis,
Ins andere gelobte Land.
Ich dreht' den Ring — „hätt' ich Verſtand!“
Da war ich klug wie Salomo
Und ſprach da zu Alektryo:
„Ich hab den Ring bald ausgedreht,
„Und du die Zeit bald ausgekräht,
„Es naht der Ring der Ewigkeit,
„Da mißt kein Hahnenſchrei die Zeit;
„Die Schlange beißt ſich in den Schweif,
„Ohn' End und Anfang iſt der Reif,
„Und da es geht zum Ende nun,
„Sprich, was ſoll mit dem Ring ich thun?“
Alektryo ſprach: „hör' hn klug!
„Du läßt wohl Geld und Gut genug
„Den Söhnen dein, ſie können ſich
„Als Grafen nähren ritterlich;
„Gibſt ihrer Einem du den Ring,
„Gar leicht ein Zank und Streit angieng;
„Er wünſchte ſich ſolch Glück und Ehr,
„Daß drüber er ſein Seel' verlör'!
„Da Keiner von dem Ring noch weiß,
„Wird Keinem um den Ring auch heiß.
„Dem Erſtgebornen gieb das Haus,
„Die Andern ſtatte reichlich aus;
„So ſoll jed Erſtgeborner thun,
„Bis alle Gockel bei der ruhn.

„Ich, dein Alektryo, füg' bei:
„Aus der Gallinen erstem Ei,
„Der Erstling der Alektryonen,
„Soll stäts bei allen Gockeln wohnen,
„Daß er vor Mißbrauch und Gefahr
„Dem Haus den Ring im Kropf bewahr'.
„So komm' dein Ring von Kropf zu Kropf,
„Dein Grafenhut von Kopf zu Kopf,
„Und wann erlischt der Mannesstamm
„Vom Gockelhut, vom Hahnenkamm,
„Schlägt ab des letzten Gockels Schwert
„Dem Schluß-Alektryo den Kopf,
„Und Salomonis Ringlein kehrt
„In Grafen Hand aus Hahnen Kropf.
„Der letzte Sproß den Ring dann dreht,
„Bis von der Hahn vom Tod erfrischt,
„Der auf den Wunsch von einem Kind
„Das End vom Liede schnell ersinnt."
Zu mir dem Urgockelio
Sprach so der Uralektryo,
Und hat mit seinem Kopf genickt
Und schnell in seinen Kropf verschluckt
Den Engelring des Salomo,
Und hat dann dunkel, als Prophet,
Den Schicksalsspruch mir vorgekräht,
Der auf dem Grab und Wappen steht,
Und richtig, ward er gleich verdreht,
Noch heute in Erfüllung geht.
Doch ich hab' nicht recht zugehört,
Ich sprach im Bett zur Wand gekehrt:
„Wer gab dem Hahnen den Verstand?"
Dann reiste in das andre Land,
Wohin den Weg noch Jeder fand,
Ich, der Urgockel, an der Wand!

Nach diesen Worten schwieg Urgockel still und war ein lebloses Steinbild wie vorher. Graf Gockel, der während der Explication die Bilder der Reihe nach betrachtet hatte, schüttelte

den Kopf und sprach: „curios, curios, was doch einem Menschen alles passiren kann. Es ist und bleibt doch halt immer ein höchst merkwürdiger klassischer Boden, die Gegend zwischen Hanau und Gelnhausen!“ — dann wendete sich Gockel zu Alektryo und fuhr fort: „o! nun weiß ich Alles, verstehe ich Alles, theurer schätzbarer Freund meines Stammes; aber sage mir doch, wenn es zu fragen erlaubt ist, wie ist dann dieser unvergleichliche Siegelring Salomonis eigentlich in deinen Kropf gekommen?“ — da erwiederte Alektryo:

Urahnherr sterbend spie aus den Stein,
Da schluckte ihn mein Ahnherr ein.
Mein Ahnherr sterbend spie aus den Stein,
Da schluckte ihn mein Großvater ein.
Großvater sterbend spie aus den Stein,
Da schluckt ihn mein Herr Vater ein.
Herr Vater sterbend spie aus den Stein,
Da schluckte ihn der Alektryo ein.
Alektryo sterbend speit aus den Stein,
Da kehrt er zu Gockel, dem Herren sein.
Gallina todt, die Küchelchen todt —
Alektryo frißt nun mehr kein Brod.
Er will nun sterben durch Grafenschwert,
So wie ein edler Ritter es werth!
Was Uralektryo prophezeit,
Geht Alles in Erfüllung heut.

„Wohlan,“ sprach Gockel, „so will ich dann sogleich allhier ein hochnothpeinliches Halsgericht halten, du sollst Zeter über die Mörder der Deinigen rufen und strenge Genugthuung erhalten. — Dann aber will ich an dir thun, was du verlangst. — Rufe sogleich als Herold meines Stammes alle Bewohner dieses Schloßes vor die Schranken.“

Da nun eben der Morgen graute, flog Alektryo auf die höchste Giebel-Mauer des Schloßes und krähte dreimal so laut und heftig in die Luft hinein, daß sein Ruf wie der

Schall einer Gerichtstrompete von allen Wänden wiederhallte, und alle Vögel erwachten und ſtreckten die Köpfe aus dem Neſte hervor, um zu vernehmen, was er verkünde; und da ſie hörten, daß er ſie zu Recht und Gericht gegen die mörderiſche Katze vor den Raugrafen Gockel von Hanau rief, ſangen ſie an, mit tauſend Stimmen ihre Freude über dieſen Ruf zu verkünden, ſchlüpften alle aus ihren Neſtern, ſchüttelten ſich die Federn und putzten ſich die Schnäbel, um ihre Klagen vorzubringen, und flogen in den Raum der Kapelle, wo ſie ſich hübſch ordentlich in Reih und Glied in die leeren Fenſter, auf die Mauervorſprünge und auf die Sträucher und Bäume, welche darin wuchſen, ſetzten und die Eröffnung des Gerichts erwarteten.

Als die Vögel alle verſammelt waren, trat Alektryo vor den Hühnerſtall, worin Hinkel und Gackeleia noch ſchliefen; und indem er gedachte, daß hier der Mord an der frommen Gallina geſchehen, krähte er mit ſolchem Zorne in den Stall hinein, und ſchlug derwaſſen mit den Flügeln dazu, daß Frau Hinkel und Gackeleia mit einem gewaltigen Schrecken erwachten, und beide zuſammen ausriefen: „o weh, o weh! da iſt der abſcheuliche Alektryo ſchon wieder, er iſt gewiß dem Vater im Walde entwiſcht, wir müſſen ihn nur gleich fangen.“ Nun ſprangen ſie beide auf und verfolgten den Alektryo mit ihren Schürzen wehend; er aber lief ſpornſtreichs in die Kapelle hinein; wie erſchracken Hinkel und Gackeleia, als ſie daſelbſt auf den Stufen des Altares den Gockel mit finſterm Angeſicht das große roſtige Grafenſchwert in der Hand haltend ſitzen ſahen. Sie wollten ihn eben fragen, wie er wieder hieher gekommen ſey, aber er gebot ihnen zu ſchweigen und wies ihnen mit einer ſo finſtern Miene einen Ort an, wo ſie ruhig ſtehen bleiben ſollten, bis ſie vor Gericht gerufen würden, daß ſie ſich verwundert einander anſahen. Der Hahn Alektryo gieng immer ſehr traurig und in ſchweren Gedanken mit geſenktem Kopfe

vor Gockel auf und ab, wie ein Mann, der in traurigen Umständen sehr tiefsinnige, verwickelte Dinge überlegt. Ja es sah eigentlich aus, als lege er die Hände auf dem Rücken zusammen. Auch Gockel sah einige Minuten still vor sich hin und alle Vögel rührten sich nicht. Nun stand Gockel auf und hieb mit seinem Grafenschwert majestätisch nach allen vier Winden mit dem Zuruf:

„Ich pflege und hege ein Hahn Gericht,
Wo Gockel von Hinan das Urtheil spricht
Und über den Mörder den Stab gebricht."

Nach diesen Worten flog Alektryo auf die Schulter Gockels und krähte dreimal sehr durchdringlich. Frau Hinkel wußte gar nicht, was das alles bedeuten sollte, und schrie in großen Aengsten aus: „o Gockel, mein lieber Mann, was machst du? ach ich unglückselige, er ist närrisch geworden!" Da winkte ihr Gockel nochmals zu schweigen, und sprach:

„Wer kömmt zu Nacht, wer kömmt zu Recht?"

Da trat Alektryo hervor, und sprach mit gebeugtem Haupt:

„Alektryo klagt, dein Ehrenrecht!"

Ach! wie fuhr das der Frau Hinkel und den kleinen Gackeleia durch das Gewissen, als sie hörten, daß der Hahn reden konnte; sie zitterten, daß nun Alles gewiß herauskommen würde. Da sprach Gockel:

„Alektryo, was wardt dir gethan?"

Da antwortete Alektryo:

„Graf Gockel, trag mir das Schwert voran,
Trag es voran mit gewaffneter Hand,
Dann rufe ich Jedes wohl durch das Land."

Da zog Gockel einen alten Blechhandschuh an die rechte Hand, in der er sein Schwert trug, und gieng sie vor Alektryo, der ihm folgte, im Kreis durch die Kapelle wieder zu den Gebeinen Gallina's zurück.

Da trat Alektryo zu den Gebeinen der Gallina und krähte Zeter mit zitternder Stimme.

„Ach Herr, ſchau dieſe Gebeinlein an,
Das war mein Weib und meine Brut,
Die Katze zerriß ſie und trank ihr Blut.
Zeter über Schurrimurri und Gog,
Mak, Venak, Magog, Demagog;
Zeter und Weh und aber Weh,
Und immer und ewig Herr Jemine!“

Bei dieſen Worten krähte er wieder gar betrübt, und Gockel ſagte:

„Alektryo, du mein edler Hahn,
Ich hörte, du hätteſt es ſelbſt gethan.
Nun bringe du mir auch Zeugen bei,
Daß deine Klage wahrhaftig ſey.“

Da antwortete Alektryo:

„Hier war ich ſchon lange ein läſtiger Gaſt,
Sie haben den redlichen Wächter gehaßt;
Oft mußte ich hören den Wiegengeſang,
Der mir, wie ein Meſſer, die Kehle durchdrang:
„Ha beia, popeia, ſchlag's Kickelchen todt,
Es legt keine Eier und frißt mir mein Brod,
Dann rupfen wir ihm ſeine Federchen aus,
Und machen Gackeleia ein Bettchen daraus!“
O wär ich geſtorben! wie wär' mir jetzt gut
Mit meiner Gallina und mit meiner Brut,
Bei dir lieber Hiob, bei die Salomo
In himmliſchen Höfen auf goldenem Stroh!
Doch fehlte der Muth hier zu blutiger That,
Ich ſollte verderben durch Lug und Verrath.
Weil oft ich zu früh das Gewiſſen erweckt,
Ward mit dem Gewiſſen in Sack ich geſteckt.
So hab ich gehört nur und hab nicht geſehn,
Wie hier iſt die gräßliche Unthat geſchehn,
Und lad' drum die lieben Schloßvögelein ein,
Sie ſollen wahrhaftige Zeugen mir ſeyn.“

Nach diesen Worten fiengen alle die Vögel an, so gewaltig durcheinander zu zwitschern, zu schnarren und zu klappern, daß Gockel sprach:

„Halt ein, hübsch stille, macht kein Geschrei,
Ich will euch vernehmen nun nach der Reih'!
Zuerst Frau Schwalbe, die früh aufsteht,
An dich mein Zeugenruf ergeht."

Da flog die Schwalbe heran und sprach:

„Noch zittere ich und beb ich,
Es ist wirklich, gewiß, sicherlich geschehn,
Sterb ich, oder leb ich, will ich's immer und ewig
Sicherlich nimmer mehr wieder sehn;
Wie die wilde Kätzin und ihre Kätzchen
Sprangen mit zierlichen Sprüngen und Sätzchen
Zum Nestchen und rissen ripps, rapps,
Die Küchlein und ihr Mütterlein treu,
Gripps, grapps in viele, viele Nestchen,
Und federwinzige Fetzen entzwei.
Ich blieb drüber schier vor Schrecken
Zwier im zierlichen Gezwitscher stecken.
Wie ich eben im Begriffe bin gewesen,
Meinen Kindern, wie üblich, gar lieblich
Ein Capitel ersprießlich aus der Bibel
Von Tobiä Schwälblein und Sälblein
Exegisirend, explicirend zu lesen,
Geschah das himmelschreiende grimmige Uebel;
Als ich, wie's schicklich, erquicklich ist,
Mit witziger, spitziger List
Die Hirngespinnste meiner Gesichte,
Die figürlichen, manierlichen Traumgedichte
Den Kindern ein bischen zimperlich, spärlich,
Doch ziemlich klimperklärlich
Im glitzernden Frühlichts-Schimmer
Spintisirlich rezitirte, ist, was ich gewiß nimmer
Bis jetzt je gesehen, nie wieder will sehen,
Die verzwiefelte, verzweifelte Misse — Misse —
Missethat binnen kürzester Frist geschehen,

Daß die wilde Käthin ohne Rezepiſſe
Und Gewinnen die Gallina zerriſſe;
Sieh, es iſt die fleißige, ämſige, ſitzende,
Bikſende, gackſende, kratzende, krigende
Gockel, Gackel, Gallina nicht mehr,
Das von weißen, weichen Ginſter und Weidenzweigen
Zierlich gewickelte, häuslich gezwickelte, fleur-de-loſirte,
Gothiſch verzierte, ſtiliſirte, perſiſch ziſelirte,
Von piependen, trippelnden, nickenden, pickenden
Küchelchen wimmelnde Erbhühnernest iſt zerriſſen,
Zerbiſſen und lee, lee, lee, leer;
Zwiſchen den Splittern zittern und wehen die Federchen rings her,
Ich theile gewißlich mit denen, die drum wiſſen,
Das ſtechende, beiſſende, böſe Gewiſſen
Immer und ewiglich nimmer me, me, me, mehr!

Nach dieſer ſehr beweglichen Ausſage der kleinen Schwalbe krähte Alektryo wieder:

„Zeter über Schurrimurri und Gog,
Mack, Menack, Magog, Demagog;
Zeter und Weh und aber Weh,
Und immer und ewig, Herr Jemine!“

Bei dem Krähen aber ward der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia faſt zu Muthe, wie Einem, der ſeinen Herrn verläugnet hat, beim Hahnenſchrei zu Muthe ward. Gockel ſprach nun:

„Hab Dank Frau Schwalbe, tritt von dem Plan,
Nun komm Rothkehlchen als Zeug' heran.“

Da flog das liebe kleine Rothkehlchen auf einen wilden Roſenſtrauch in die Nähe des Altars und ſagte:

„Auf des höchſten Giebels Spitze
Sang im erſten Sonnenblitze
Ich mein Morgenliedlein fromm,
Prieß den lieben Tag willkomm.
Bei mir ſaß gar freundlich lächelnd,
Sich im Morgentüftchen fächelnd,

Der erwachte Sonnenſtrahl,
Unten lag die Nacht im Thal.
Unten zwiſchen finſtern Mauern
Sah ich Katzenaugen lauern,
Und ich dankte Gott vertraut,
Daß ich hoch mein Neſt gebaut.
Und ich ſah die Katze ſchleichen,
Mit den Kätzchen unten ſtreichen
In den Stall, und hört Geſchrei,
Wußt' bald, was geſchehen ſey;
Denn ſie und die Kätzchen alle
Sprangen blutig aus dem Stalle,
Trugen Hühnchen in dem Maul
Und zerriſſen ſie nicht faul.
Ach, da war ich ſehr erſchrecket,
Hab' die Flügel ausgeſtrecket,
Flog ins Neſt und deckt' in Ruh
Meine lieben Jungen zu.
Ja ich muß es eingeſtehen,
Hab' den böſen Mord geſehen,
Und mein kleines Mutterherz
Brach mir ſchier vor Leid und Schmerz!

Nach dieſen Worten krähte Alektryo wieder:

Jeter über Schurrimurri und Gog,
Mack, Venak, Magog und Demagog!
Jeter und Weh und aber Weh!
Und immer und ewig, Herr Jemine!

Nun hörte Gockel noch viele andere Vögel als Zeugen ab, und alle, vom Storch bis zur Grasmücke, erzählten, wie ſie den Mord durch die Katze geſehen.

Als aber Gockel ſich nun zu Frau Hinkel und Gackeleia wendete und ſie beide fragte, wie ſie das hätten können geſchehen laſſen, da die Gallina doch dicht neben ihrem Ruhelager gebrütet habe, und wie ſie Alles auf den edlen Alektryo

geſchoben hätten, ſanken beide auf die Kniee, geſtanden ihr Unrecht unter bitteren Thränen, und verſprachen, es niemals wieder zu thun. Gockel hielt ihnen eine ſcharfe Ermahnung und bat den Alektryo, ihnen ſelbſt ihre Strafe zu beſtimmmen. Der gute Alektryo aber bat für ſie und verzieh ihnen ſelbſt. Gockel ſagte nun: „deine Strafe, Frau Hinkel, ſoll ſeyn, daß ich dir und deiner Tochter ein Hühnerbein und einen Katzenellenbogen in das Wappen ſetze zum ewigen Andenken für eure böſe Handlung, und außerdem ſoll Gackeleia, weil ſie die Katze Schurrimurri mit ihren verwegenen Söhnen, Mack, Venack, Gog, Magog und Demagog ſich heimlich zum Spiele erzogen und durch dieſe ihre Spielerei ein ſolches Unglück angeſtellt hat, nie eine Puppe beſitzen, nie mit einer Puppe ſpielen dürfen.“ Ach, da fiengen Frau Hinkel und Gackeleia bitterlich zu weinen an.

Gockel befahl nun dem Hahn den Scharfrichter zu holen, damit die Katze mit ihren Jungen hingerichtet würde. Da ſchrie der Hahn und alle Vögel: „das iſt die Eule, die große alte Eule, die dort draus in der hohlen dürren Eiche mit ihren Jungen ſitzt“, und ſogleich ward die Eule gerufen. Als dieſe ernſthaft und finſter wie ein verhaßtes, gefürchtetes, von allen andern Vögeln geflohenes Thier mit ihren Jungen zu der Kapelle mit ſchweren Flügeln hereinraſſelte und mit dem Schnabel knappte und hu hu ſchrie, und die Augen verdrehte, verſteckten ſich die Vögel zitternd und bebend in alle Löcher und Winkel; und Gackeleia verkroch ſich ſchreiend unter die Schürze ihrer Mutter, welche ſich ſelbſt die Augen zuhielt. Gockel aber legte den Sack, worin die böſe Katze mit ihren Jungen ſtack, in die Kapelle und die Eule trat mit ihren drei Jungen vor den Sack hin und ſprach:

Ich komm zu richten und zu rechten
Mit meinen drei Söhnen und Knechten;

UNIVERSITAETS-BIBLIO
HAFNIENSIS

Nun höret ihr armen Sünder,
Kah Schurrimurri und Kinder,
Du Mack, du Venack und du Gog,
Du Magog und du Demagog,
Die ihr seid arme Sünderlein,
Ein Exempel muß statuiret seyn.
Nun Hackaug, Blutklau, Brich-das-Genick!
Meine Söhne, macht eurer Meisterstück.

Da wollten sie den Sack aufmachen und die Katzen vor aller Augen hinrichten, aber Gackeleia schrie so entsetzlich, daß Gockel der Eule befahl, mit ihren Söhnen den Sack fortzutragen und sich zu Hause mit den Katzen abzufinden, was sie auch buchstäblich gethan. — Ja, ja sie fanden sich mit ihnen ab!

Als so dieses schreckliche Schauspiel vermieden war, trat Alektryo vor Gockel und verlangte, daß er ihm nun den Kopf abschlagen, sich den Siegelring Salomonis aus seinem Kropfe nehmen und ihn sodann mit den Gebeinen der Gallina und ihrer Jungen verbrennen sollte. Gockel weigerte sich lange, dem Begehren des Alektryo zu folgen, aber da er sich auf keine Weise wollte abweisen lassen und ihn versicherte, daß er sich doch in jedem Falle zu Tode hungern werde, so willigte Gockel ein; er umarmte den edlen Alektryo nochmals von ganzem Herzen. Dann streckte der ritterliche Hahn den Hals weit aus und rief, auf der Inschrift des Grabsteins scharrend, mit lauter Stimme aus:

Alektryo bringt dir Glück selbst um Undank.
O Gockel! hau' ihm den Kopf ab,
Schneid' ihm den Kropf auf!
Salomo's Siegelring Jedem noch Brod gab.

Am Schluße dieser Worte schwang Gockel das Grafenschwert und hieb den Hals des Alektryo mitten durch, daß ihm der Kopf des Hahnen vor die Füße fiel und der todte Rumpf in den Scheiterhaufen sank. Gockel nahm das ehrwürdige Haupt bei dem Kamm, hob es empor, küßte es,

ſchüttelte es dann über ſeiner Hand, und der Siegelring Salomonis fiel ihm hinein. Alle Anweſenden weinten, Gockel legte das Haupt zu dem Leibe auf den Scheiterhaufen der Gebeine Gallina's; alle Vögel brachten noch dürre Reiſer und legten ſie drum her, da ſteckte Gockel die Reiſer an und verbrannte alles zu Aſche; aus den Flammen aber ſah man die Geſtalt eines Hahns wie ein goldenes Wölkchen durch die Luft davon ſchweben. Nun begrub Gockel die Aſche und deckte den Stein mit der Schrift wieder mit Erde zu, und hielt dann eine herrliche Leichenrede über die Verdienſte Gallina's und beſonders Alektryo's, wie des edlen Hahnengeſchlechts überhaupt. Nachdem er die Herkunft Alektryo's von dem Hahne Hiobs nach der Erzählung Urgockels mitgetheilt hatte, ſprach er unter Anderm:

„Wer gibt die Weisheit ins verborgene Herz des Menſchen, wer giebt dem Hahnen den Verſtand? Gleichwie der Hahn den Tag verkündet und den Menſchen vom Schlaf erweckt, ſo verkünden fromme Lehrer das Licht der Wahrheit in die Nacht der Welt und ſprechen: „die Nacht iſt vergangen, der Tag iſt gekommen, laſſet uns ablegen die Werke der Finſterniß und anlegen die Waffen des Lichtes.“ Wie lieblich und nützlich iſt das Krähen des Hahnen; dieſer treue Hausgenoſſe erwecket den Schlafenden, ermahnet den Sorgenden, tröſtet den Wanderer, meldet die Stunde der Nacht und verſcheuchet den Dieb und erfreuet den Schiffer auf einſamem Meere, denn er verkündet den Morgen, da die Stürme ſich legen. Die Frommen weckt er zum Gebet und den Gelehrten ruft er, ſeine Bücher bei Licht zu ſuchen. Den Sünder ermahnet er zur Reue, wie Petrum. Sein Geſchrei ermuthiget das Herz des Kranken. Zwar ſpricht der weiſe Mann: „Dreierlei haben einen feinen Gang und das Vierte geht wohl, der Löwe mächtig unter den Thieren, er fürchtet Niemand — ein Hahn mit kraftgegürteten Lenden, ein Widder und ein Kö-

niß, gegen den ſich Keiner erheben darf" — aber dennoch fürchtet der Löwe, der Niemanden fürchtet, den Hahn und fliehet vor ſeinem Anblick und Geſchrei; denn der Feind, der umhergeht wie ein brüllender Löwe und ſuchet, wie er uns verſchlinge, fliehet vor dem Rufe des Wächters, der das Gewiſſen erwecket, auf daß wir uns rüſten zum Kampf. Darum auch ward kein Thier ſo erhöhet; die weiſeſten Männer ſetzen ſein goldenes Bild hoch auf die Spitzen der Thürme über das Kreuz, daß bei dem Wächter wohne der Warner und Wächter. So auch ſteht des Hahnen Bild auf dem Deckel des ABC-Buchs, die Schüler zu mahnen, daß ſie früh aufſtehen ſollen, zu lernen. O wie löblich iſt das Beiſpiel des Hahnen! Ehe er kräht, die Menſchen vom Schlafe zu wecken, ſchlägt er ſich ſelbſt ermunternd mit den Flügeln in die Seite, anzeigend, wie ein Lehrer der Wahrheit ſich ſelbſt der Tugend befleißen ſoll, ehe er ſie anderen lehret. Stolz iſt der Hahn, der Sterne kundig, und richtet oft ſeine Blicke zum Himmel; ſein Schrei iſt prophetiſch, er kündet das Wetter und die Zeit. Ein Vogel der Wachſamkeit, ein Kämpfer, ein Sieger wird er von den Kriegsleuten auf den Rüſtwagen geſetzt, daß ſie ſich zurufen und ablöſen zu gemeſſener Zeit. So es dämmert und der Hahn mit den Hühnern zu ruhen ſich auf die Stange ſetzt, ſtellen ſie die Nachtwache aus. Drei Stunden vor Mitternacht regt ſich der Hahn, und die Wache wird gewechſelt; um die Mitternacht beginnt er zu krähen, ſie ſtellen die dritte Wache aus, und drei Stunden gen Morgen rufet ſein tagverkündender Schrei die vierte Wache auf ihre Stelle. Ein Ritter iſt der Hahn, ſein Haupt iſt geziert mit Buſch und rother Helmdecke und ein purpurnes Ordensband ſchimmert an ſeinem Halſe; ſtark iſt ſeine Bruſt wie ein Harniſch im Streit, und ſein Fuß iſt geſpornt. Keine Kränkung ſeiner Damen duldet er, kämpft gegen den eindringenden Fremdling auf Tod und Leben und ſelbſt blutend verkündet er ſeinen Sieg ſtolz emporgerichtet

gleich einem Herold mit lautem Trompetenſtoß. Wunderbar iſt der Hahn; ſchreitet er durch ein Thor, wo ein Reiter hindurch könnte, bücket er doch das Haupt, ſeinen Kamm nicht anzuſtoßen, denn er fühlt ſeine innere Hoheit. Wie liebet der Hahn ſeine Familie! Dem legenden Huhn ſingt er liebliche Arien: „bei Hühnern, welche Liebe fühlen, fehlt auch ein gutes Herze nicht, die ſüßen Triebe mit zu fühlen, iſt auch der Hahnen erſte Pflicht;“ — ſtirbt ihm die brütende Freundin, ſo vollendet er die Brut und führet die Hühnlein, doch ohne zu krähen, um allein Mütterliches zu thun. — O welch erhabenes Geſchöpf iſt der Hahn! Phidias ſetzte ſein Bild auf den Helm der Minerva, Idomeneus auf ſein Schild. Er war der Sonne, dem Mars, dem Mercur, dem Aesculap geweiht. O wie geiſtreich iſt der Hahn! Wer kann es den morgenländiſchen Kabbaliſten verdenken, daß ſie ſich Alektryo's bemächtigen wollten, da ſie an die Seelenwanderung glaubten und der Hahn des Mycillus ſich ſeinem Herrn ſelbſt als die Seele des Pythagoras vorſtellte, die inkognito krähte. Ja wie mehr als ein Hahn iſt ein Hahn, da ſogar ein gerupfter Hahn noch den Menſchen des Plato vorſtellen konnte“! u. ſ. w.

Noch unausſprechlich vieles Erbauliche, Moraliſche, Hiſtoriſche, Allegoriſche, Mediziniſche, Myſtiſche, ſelbſt Politiſche brachte Gockel in dieſer ſchönen Leichenrede an, welche auch oft von dem lauten Schluchzen und Weinen Gockels, der Frau Hinkel und der kleinen Gackeleia unterbrochen ward. Selbſt alle Vögelein gaben ihre Rührung mit leiſem Piepen zu verſtehen; weil aber der gröſte Theil der Rede aus Coleri Haushaltungsbuch und aus Gesneri Vogelbuch u. ſ. w. berührte, zogen ſich die zuhörenden Vögel, denen es viel zu lang dauerte, nach und nach in der Stille zurück, — und da er nun gar noch allerlei Abergläubiſches von der Alektryomantie, einer Art zauberiſcher Wahrſagerei vermittelſt der Hahnen, und von dem Hahnenei, woraus die Baſilisken

entſtehen, vorbrachte, ward Frau Hinkel auch etwas unruhig — doch hielt ſie ſich noch zurück — dann aber kam er auf einen gewiſſen unpartheiiſchen Engländer zu ſprechen, und was dieſer von Hahnen und Hinkeln geſagt; da ward es Frau Hinkel nicht recht wohl und ſie ſprach: „Lieber Gockel, ich glaube, wir haben das ſchon gehört, wir ſind auch noch nüchtern, ich fürchte die Milch wird ſauer, ich habe auch noch kein Waſſer zum Kaffee am Feuer, ich dächte wir hielten einen kleinen Leichenſchmaus.“ Da lächelte der gute Gockel, umarmte Frau Hinkel und Gackeleia und begab ſich, ſelbſt ermüdet von der ſchlafloſen Nacht, gern mit ihr in den Hühnerſtall.

Den ganzen übrigen Tag weinten Frau Hinkel und Gackeleia noch öfter, und wollten ſich gar nicht zufrieden geben, daß ſie an dem Tode der Gallina und Alektryo's Schuld geweſen. Gockel gab ihnen die ſchönſten Ermahnungen, ſie verſprachen die aufrichtigſte Beſſerung, und ſo entſchlief die ganze Familie am Abend dieſes traurigen Tages nach einem gemeinſchaftlichen herzlichen Gebet.

Als Gockel in der Nacht erwachte, gedachte er der Frau Hinkel und ſeines Töchterleins Gackeleia mit vieler Liebe, und entſchloß ſich, ihnen nach dem vielen Schrecken, den ſie gehabt, eine rechte Freude zu machen, und zugleich den Siegelring Salomonis zu verſuchen. Er nahm daher den Ring aus der Taſche, ſteckte ihn an den Finger und drehte ihn an demſelben herum mit den Worten:

„Salomon du weiſer König,
Dem die Geiſter unterthänig,
Mach' mich und Frau Hinkel jung,
Trag' uns dann mit einem Sprung
Nach Gelnhauſen in ein Schloß,
Gieb uns Knecht und Magd und Roß,
Gieb uns Gut und Gold und Geld,
Brunnen, Garten, Ackerfeld,

Füll' uns Küch und Keller auch,
Wie's bei großen Herrn der Brauch,
Gieb uns Schönheit, Weisheit, Glanz,
Mach' uns reich und herrlich ganz,
Ringlein, Ringlein, dreh' dich um,
Mach's recht schön, ich bitt' dich drum!"

Unter dem Drehen des Ringes und dem öfteren Wiederholen dieses Spruches schlief Gockel endlich ein. Da träumte ihm, es trete ein Mann in ausländischer reicher Tracht vor ihn, der ein grosses Buch vor ihm aufschlug, worin die schönsten Paläste, Gärten, Springbrunnen, Hausgeräthe, Kleidungsstücke, Tapeten, Schildereien, Alamode-Kutschen, Pferde, Livreen und andere dergleichen Dinge abgebildet waren, aus welchen er sich heraussuchen mußte, was ihm wohlgefiel. Gockel beobachtete bei der Wahl Alles mit großem Fleiße, was Frau Hinkel und Gackeleia gefallen konnte, denn er träumte so klar und deutlich, als ob er wache. Da er aber das Buch durchblättert hatte, schlug der Mann im Traume es so heftig zu, daß Gockel plötzlich erwachte.

Es war noch dunkel, und er war so voll von seinem Traume, daß er sich entschloß, seine Frau zu wecken, um ihr denselben zu erzählen; auch fühlte er ein so wunderbares Behagen durch alle seine Glieder, daß er sich kaum enthalten konnte, laut zu jauchzen. Da er sich immer mehr vom Schlafe erholte, empfand er die lieblichsten Wohlgerüche um sich her und konnte gar nicht begreifen, was nur in aller Welt für köstliche Gewürzblumen in seinem alten Hühnerstall über Nacht müßten aufgeblüht seyn. Als er aber, sich auf seinem Lager wendend, bemerkte, daß kein Stroh unter ihm knistre, sondern daß er auf seidenen Kissen ruhe, begann er vor Erstaunen auszurufen: „o Jemine, was ist das?" In demselben Augenblicke rief Frau Hinkel dasselbe, und dann riefen beide: „wer ist hier?" und beide antworteten: „ich

bin's, Gockel! — ich bin's, Hinkel!" aber ſie wollten's beide nicht glauben, daß ſie es ſeyen. Es hatte ihnen beiden dasſelbe geträumt, und ſie würden geglaubt haben, daß ſie noch träumten, aber ſie fanden gegenſeitig ihre Stimmen ſo verändert, daß ſie vor Verwunderung gar nicht zu Sinnen kommen konnten. „Gockel," flüſterte Frau Hinkel, „was iſt mit uns geſchehen? Es iſt mir, als wäre ich zwanzig Jahre alt." „Ach ich weiß nicht," ſagte Gockel, „aber ich möchte eine Wette anſtellen, daß ich nicht über fünf und zwanzig alt bin." „Aber ſage nur, wie kommen wir auf die ſeidenen Betten?" fragte Frau Hinkel, „ſo weich habe ich ſelbſt nicht gelegen, als du noch Faſanenminiſter in Gelnhauſen warſt, — und die himmliſchen Wohlgerüche umher, — aber ach, was iſt das? Der Trauring, der mir immer ſo loſe an dem Finger hieng, daß ich ihn oft Nachts im Bettſtroh verloren, ſitzt mir jetzt ganz ordentlich, ſo daß ich ihn eben drehen kann, ich bin gar nicht mehr ſo klapperdürr." — Dieſe letzten Worte erinnerten Gockel an den Ring Salomonis; er dachte: „ach, das mag Alles von meinem geſtrigen Wunſche herkommen;" da hörte er auch Roſſe im Stalle ſtampfen und wiehern, hörte eine Thüre gehen, und es fuhr ein Licht durch die Stube an der Decke weg, als wenn Jemand mit einer Laterne Nachts über den Hof geht. Er und Hinkel ſprangen auf, aber ſie fielen ziemlich hart auf die Naſe, denn jetzt merkten ſie, daß ſie nicht mehr auf der ebenen Erde, ſondern auf hohen Polſterbetten geſchlafen hatten, und der Schein, der durch die Stube gezogen war, hatte nicht die rauhe Wand ihres Hühnerſtalles, an welcher Stroh und die alte Hühnerleiter lag, ſondern prächtige gemalte und vergoldete Wände, ſeidene Vorhänge und aufgeſtellte Silber- und Gold-Gefäße beleuchtet. Sie rafften ſich auf von einem ſpiegelglatten Boden, ſie ſtürzten ſich in die Arme und weinten vor Freude, wie Kinder. Sie hatten ſich ſo lieb, als hätten ſie ſich zum erſtenmale geſehen.

Nun bemerkten ſie den Schein wieder, und ſahen, daß er durch ein hohes Fenſter herein fiel. Mit verſchlungenen Armen liefen ſie nach dem Fenſter und ſahen, daß es von der Laterne eines Kutſchers in einer reichen Livree herkam, der in einem großen geräumigen Hof ſtand, Haber ſiebte und ein Liedchen pfiff. Im Schein der Laterne, der an das Fenſter fiel, ſah Gockel Hinkel an und Hinkel Gockel, und beide lachten und weinten und fielen ſich um den Hals und riefen aus: „ach Gockel, ach Hinkel, wie jung und ſchön biſt du geworden!“ Da ſprach Gockel: „Alektryo hat die Wahrheit geſprochen, der Ring Salomonis hat Probe gehalten, alle meine Wünſche, bei welchen ich ihn drehte, ſind in Erfüllung gegangen“; und da erzählte er der Frau Hinkel, wie ihm der Mann mit dem großen Bilderbuch erſchienen und er Alles heraus geſucht und den Ring dabei gedreht habe. — „Ach Gockel, Herzens-Gockel! haſt du wirklich Alles ſo gewünſcht, Alles wie es mich freuet und erquicket? Dieſes lange, lange Hemd, dieſen tiefrothen, chineſiſchen Schlafrock, fein, fein, man kann ihn ganz in den Raum einer Nuß verbergen. Gockel! und dieſes ſeidene Netz um meine Haare — Alles, Alles ſo nach meiner Luſt?“ — „Ja“, ſagte Gockel, „Alles nach deiner Luſt, es wird ſchon Tag werden, da wirſt du erſt ſehen die hohen, hellen Räume, Säle, um Wettrennen darin anzuſtellen, lauter Doppelthüren, Fußböden mit Purpurteppichen bedeckt, herrliche breite Treppen auf Säulen ruhend, Terraſſen, Gallerien, offne Hallen; ach Hinkel! welche Gärten und Springbrunnen und Säulenhallen und Statuen und Ausſichten und ſchöne Berglinien und Lorbeern-, Myrten-, Cypreſſen-, Citronen-, Pomeranzen-, Orangen-, Granatenhaine und eine Schaukel darin von weißen Roſen — und eine Wiege von weißen Lilien — vom Küchengarten will ich gar nicht reden, es wird dir genug ſeyn, wenn ich ſage, daß die Pflaumenbäume ihre Aeſte mit getrockneten Früchten zum Küchenfenſter hineinhängen. — Was ſoll ich von der Garde-

robe ſprechen, ehe ich dir nur den hundertſten Theil der Stiefelchen, Pantöffelchen, Röckchen, Schürzchen, Hütchen, Tüchelchen, Quäſtchen, Trottelchen u. ſ. w. nenne, iſt es Tag, und du knieeſt mitten darunter und räumſt und packſt und probirſt Alles nach der Reihe; — aber Herz Hinkel, das Schönſte iſt: da iſt kein Zapfenbrett, wie im Hühnerminiſterium, nein, da ſtehen ganze Chöre der großartigſten, edelſten, lieblichſten, erhabenſten, kindlichſten Marmorfiguren von Engeln, Genien, Denkern, Dichtern, Propheten, Göttern und Helden, und auf ihren Händen tragen ſie die Kleider, die in kryſtallenen Schalen zwiſchen duftenden Blumen ruhen, in der Mitte der Garderobe ſtehen die drei Grazien um einen dicken Lilienbuſch, und wenn du zu träge biſt, dich ſelbſt anzukleiden, trittſt du zwiſchen die Grazien und ſagſt nur den Spruch deiner Ahnfrau von Hennegau:

„O Stern und Blume, Geiſt und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!
Schönſter Baum im Paradies,
Gieb mir Das und gieb mir Dies,
Rüttel dich und ſchüttel dich,
Schüttel Leib und Herz und Geiſt,
Und was dieſen zierlich heißt,
Hüllend, füllend über mich.“

O Hinkel! — dein blaues, oder wie du willſt, farbiges Wunder ſollſt du da ſehen, augenblicklich ſollſt du da fix und fertig auf die ſchönſte und vortheilhafteſte Weiſe bekleidet daſtehen. — Ich will nicht weiter ſprechen, o Hinkel von Hennegau, von allen Kabinetten und Kabinettchen, von der Bibliothek, der Hauskapelle, der Küche, der Speiſekammer, dem Saal, Ball zu ſchlagen, dem Muſikſaal, der Gemälde-Gallerie, der Aepfelkammer, der tiefſinnigen Denkhalle, der Kinderſtube, dem Karouſſel, dem Badhaus, dem Hühnerhof, ach! und dem bezaubernd ſchönen Stall voll der edelſten Pferde und Pferdchen, vor Allem ein arabiſches Schimmel-

chen, weiß wie der gefallne Schnee, Mähnen und Schweif mit Purpurbändern durchflochten, mit tief rothem Sammet gezäumt, Gebiß und Bügel von Gold und Rubin; ach Hinkel! und der Sattel! — der Sattel iſt ihm von Natur auf den Rücken gewachſen! nun denke!"

„Lieber Gockel," ſagte Frau Hinkel, „es iſt nicht möglich, es iſt zu viel, ich kanns nicht glauben; aber ich möchte trinken, kannſt du mir nicht ein Glas Waſſer herbeidrehen?" — „Geh nur links an deinen Waſchtiſch," erwiederte Gockel, „und halte den Kryſtall-Pokal zum Fenſter hinaus." „O Gockel, gehe mit," ſagte Hinkel, ſich an ſeinen Arm hängend, „ich weiß nicht Beſcheid hier, es iſt mir ganz bang vor lauter Schönheit, ich fürchte, ich möchte über das ſiebente Wunder der Welt ſtolpern und in das achte hineinſtürzen."

Da führte Gockel ſie zu ihrem Waſchtiſch an ein zweites Fenſter, deſſen Vorhang der volle Mond mit angenehmem Licht durchſtrahlte. O da gieng das Verwundern erſt recht an; neben einem Schirm von goldnen Stäben, an welchem weiße Roſenſträucher hinaufrankten, die alle ihre Roſen nach Innen ſenkten, ſtand das Waſchtiſchchen; aber welch ein Waſchtiſchchen, ein Waſchtiſchchen, das ſich nicht nur gewaſchen hatte, ſondern ſich auch in alle Ewigkeit fortwuſch. — In den mit tiefrothem Sammet belegten Marmorboden war ein eirundes tiefes Becken von Kryſtall verſenkt, der Rand oben war von Muſcheln, Korallen und lebendigen Blumen umgeben, Reſeda und Veilchen und Vergißmeinnicht; dieſe Wanne war voll Roſenwaſſer; über dieſem ragte wie ſchwimmend ein mit Lotos-Blumen geſattelter Delphin von Perlenmutter hervor, auf ſeinem Rücken ſaß ein feingeflügeltes Kind von weißem Marmor, in der einen Hand hielt es ein Sieb von Kryſtall voll der duftendſten Roſen, in welches von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zwey Strahlen des friſcheſten, klareſten Waſſers aus den Nüſtern des Delphins ſprudelten und als Roſenwaſſer in das Be-

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK
MUENCHEN

cken niederfloßen, mit der andern Hand ſtützte das Marmorkind die kryſtallne, durchſichtige Tiſchplatte, welche den Waſchtiſch bildete, und da war erſt die rechte Herrlichkeit von ſchönen ſieben Sachen.

Frau Hinkel ſah und fühlte Alles mit großem Entzücken an, aber ſie hatte geſtern ſo viel geweint und nachher ſo viel geſalzenes Fleiſch gegeßen, ſo daß ſie ungemein dürſtete und ſprach:

Wunder über Wunder, Gockel!
Wunderherrlich iſt der Sockel
Von dem Waſchwaſch-Tiſch;
Herzerquicklich ſcheint der Fiſch
Luſtig in dem Meer zu gaukeln
Und das ſtinke Kind zu ſchaukeln
Mit dem vollen Roſenbuſch,
Alles iſt ſo ſüß und lieb,
Alles iſt ſo fein und friſch! —
Doch, eh ich das Glas erwiſch,
Kann ich gar nichts recht betrachten
Und muß ſchier vor Durſt verſchmachten.

„Verzeih, Herz Hinkel!“ ſprach Gockel, „ich ſelbſt vergeſſe über den kurioſen Sachen Eſſen und Trinken“ — da gab er ihr das Glas von dem Waſchtiſch, dünn und klar und rein wie eine Seifenblaſe, die ſich auf eine Lilie niedergelaſſen, ſo war Kelch und Stiel gebildet — „halte es zum Fenſter hinaus, ich will den Ring Salomonis drehen.“

Gockel zog den rothdamaſtenen Vorhang hinweg, da ſah man durch die blüthenvollen Wipfel der Orangenbäume in den blauen Himmel, an deſſen Oſten der Tag graute; der Mond ſtand am Himmel wie ein freigebiger Kavalier, welcher der Frau Gräfin Hinkel von Hennegau ein Ständchen von der Nachtigall will bringen laſſen. — „Reiche nur den Pokal hinaus,“ ſagte Gockel, „fahre nur mit der Hand mitten durch die Orangenblüthen, die Geiſter Salomonis werden ſchon einen Waſſerſtrahl ſenden, der dir das Herz

erlabt. — Frau Hinkel that, wie Gockel befahl, und Gockel ſprach den Ring drehend:

„Salomo, du weiſer König,
Dem die Geiſter unterthänig,
Füll' Frau Hinkel den Pokal
Mit der reinſten Quelle Strahl,
In der Felſen Herz entſprungen,
Durch der Erde Bruſt gedrungen,
Durch der Blüthen Duft geſchwungen,
Von der Nachtigall beſungen,
Von der Sterne Licht gegrüßt,
Von des Mondes Strahl geküß't;
Gieb zum Labſal durſt'ger Zungen
Ein Glas Waſſer, bitt' dich drum!
Ringlein, Ringlein, dreh dich um."

Schon während dieſen Worten plätſcherte es unter den Orangen-Bäumen heftiger, die Blätter bewegten ſich, die Blüthen küßten ſich, und zwiſchen ihnen ſpritzte der feine, im Mond- und Sternenlicht ſchimmernde Strahl eines Springbrunnens aus dem unten liegenden Garten empor und füllte den Pokal, welchen die Hand der Frau Hinkel hinaushielt, ohne ſie ſelbſt im Mindeſten zu benetzen. Frau Hinkel trank und trank wieder, auch Gockel trank, und die allerliebſte Frau Nachtigall ſang in der nahen Linde das freundlichſte: „Wohl bekomm's, Frau Gräfin von Hennegau" dazu.

„Ach"! ſagte Frau Hinkel, indem ſie den Pokal wieder auf den Waſchtiſch ſetzte, „das hat aber einmal geſchmeckt, das Waſſer duftete ganz von Blüthen, und wie die liebe Nachtigall ſingt"! — „Horch"! ſagte Gockel, „da ſingt noch was", es war aber der Kutſcher, der den Haber ſiebte; als er die Nachtigall hörte, fieng er an zu ſingen:

„Nachtigall, ich höre dich ſingen,
's Herz im Leib möcht mir zerſpringen,
Komme doch und ſag mir bald,
Wie ſich Alles hier verhalt'.

Nachtigall, ich seh dich laufen,
An dem Bächlein thuſs du laufen,
Tunkſt hinein dein Schnäbelein,
Meinſs es ſey der beſte Wein!
Nachtigall, wohl iſt gut wohnen
In der Linde grünen Kronen,
Bei dir, ich Frau Nachtigall,
Küſs' dich Gott viel tauſendmal!"

Das gefiel nun Gockel und Hinkel gar wohl, denn es war ihr Lieblingslied und ihre Mutter hatte es ihr an der Wiege geſungen. — Gockel war ſo froh, über Alles, was er ſo erfinderiſch herbeigewünſcht hatte, daſs er wünſchte, Frau Hinkel möge gleich Alles betrachten, was auf ihrem Waſchtiſch weiter liege. Sie ſagte aber: „nein, ich muſs warten bis der Tag anbricht, es iſt Alles ſo herrlich und fein, ich zittre ſo vor Freude, ich habe eine ſolche Wallung im Blut. Wir ſahen nun dort in den Hof, hier in den blühenden Garten, voll Duft und Springbrunnen und Nachtigallen, jetzt laſs uns an jener Seite hinaus ſchauen, was dort zu ſehen iſt." — Nun liefen ſie an ein drittes Fenſter; „o je, welche Freude!" rief Frau Hinkel aus, „wir ſind in Gelnhauſen, da oben liegt das Schloſs des Königs, und da drüben, o zum Entzücken! da ſehe ich in einer Reihe alle die Bäcker- und Fleiſcherladen; es iſt noch ganz ſtille in der Stadt; horch, der Nachtwächter ruft in einer entfernten Straſse, drei Uhr iſt es; ach, was wird er ſich wundern, wenn er hieher auf den Markt kömmt und auf einmal unſern prächtigen Palaſt ſieht! Und der König, was wird der König die Augen aufreiſsen und alle die Hofherrn und Hofdamen, die uns ſo ſpöttiſch anſahen, da wir in Ungnade fielen, was werden ſie gedemüthiget ſeyn durch unſern Glanz! O Gockel, liebſter Gockel, was biſt du für ein herzallerliebſter, beſter Gockel mit deinem Ring Salomonis!" und da fielen ſie ſich wieder um den Hals und fuhren vor Freude gleichſam Schlitten auf dem ſpiegelglatten Boden.

Es brach aber der Tag an und es war kein Traum; Alles hatte Beſtand, ſie blickten Arm in Arm ſchen und doch freudig bald ſich in ihrer verjüngten Geſtalt und prächtigen Kleidung, bald die wunderbare Pracht ihres Schlafgemaches an, und als ſie neben ihrem groſſen Prachtbett, welches wie ein Himmelwagen ausſah, mit Federbüſchen beſteckt, ein anderes ſchönes Bettchen ſahen, fiel ihnen erſt im Taumel der groſſen Freude ihre liebe Gackeleia ein; ſie riſſen die rothſammetnen, goldgeſtickten Vorhänge hinweg, da lag Gackeleia ſchön wie ein Engel, ach viel ſchöner als ſie je geweſen. Gockel und Hinkel erweckten ſie mit Küſſen und Thränen: „wach auf, Gackeleia, ach alle Freude iſt um uns her; ach Gackeleia, ſieh alle die ſchönen Sachen an!“ Da ſchlug Gackeleia die blauen Augen auf, und glaubte, ſie träume das Alles nur; und da ſie Vater und Mutter, welche beide ſo jung und ſchön geworden waren, gar nicht wieder erkannte, fieng ſie an zu weinen und verlangte nach ihren lieben Aeltern. Ja alle die ſchönen Sachen konnten ſie nicht zufrieden ſtellen; ſie ſagte immer: „o was ſoll ich mit all der Herrlichkeit, ich will zu meiner lieben Mutter, Frau Hinkel, zu meinem guten Vater, Gockel, zurück.“ Die Mutter und der Vater konnten ſie auf keine Weiſe bereden, daß ſie es ſelbſt ſeyen. Endlich ſagte Gockel zu ihr: „Wer biſt du denn?“ „Gackeleia bin ich,“ erwiederte das Kind. „So,“ ſagte Gockel, „du biſt Gackeleia? Aber Gackeleia hatte ja geſtern ein Röckchen von grauer Leinwand an, wie kömmt den Gackeleia in das ſchöne, buntgeblümte, ſeidene Schlafröckchen?“ „Ach, das weiß ich nicht,“ antwortete Gackeleia, „aber ich bin doch ganz gewiß Gackeleia; ach ich weiß es gewiß, die Augen ſchmerzen mich ſo ſehr, ich habe geſtern gar viel geweint, ich habe groſſes Unglück angeſtellt, ich habe die Katze an das Neſt der Gallina geführt; ich bin Schuld, daß ſie gefreſſen worden, ich habe dadurch den guten

Alektryo in den Tod gebracht, ach ich bin gewiß die böse Gackeleia;" dabei weinte sie so bitterlich und fuhr fort: „o du bist Gockel nicht; der Vater Gockel hat ganz schneeweiße Haare und einen weißen Bart und ist bleich im Gesicht und hat eine spitze Nase; du Schwarzer mit den roten Wangen bist Gockel nicht; du bist auch die Mutter Hinkel nicht; du bist ja so hübsch glatt und anmuthig wie ein Turteltäubchen; die Mutter Hinkel ist klapperdürr wie ein Zaunpfahl; ich will fort in das alte Schloß, ihr habt mich gestohlen;" und da weinte das Kind wieder heftig. Gockel wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er sagte: „schau mich einmal recht an, ob ich dein Vater Gockel nicht bin." Da guckte ihn Gackeleia scharf an, und er drehte den Ring Salomonis ganz sachte am Finger und sprach leis:

„Salomon, du großer König,
Mache mich doch gleich ein wenig
Dem ganz alten Gockel ähnlich;
Mach' mich wieder wie gewöhnlich."

Und wie er am Ring drehte, ward er immer älter und grauer, und das Kind sagte immer: „ach Herr je, ja, fast wie der Vater!" und als er ganz fertig mit dem Drehen war, sprang das Kind aus dem Bett, und flog ihm um den Hals und schrie: „ach ja, du bist's, du bist's, liebes, gutes, altes Väterchen! aber die Mutter ist es mein Lebtag nicht." Da begann Gockel auch für Frau Hinkel den Ring zu drehen, daß sie wieder ganz alt ward. Aber dieser machte das gar keine Freude, und sie sagte immer: „halt ein Gockel, nein das ist doch ganz abscheulich, einen so herunter zu bringen, nein das ist zu arg! so habe ich mein Lebtag nicht ausgesehen; du machst mich viel älter, als ich war!" und begann zu weinen und zu zanken, und wollte dem Gockel mit Gewalt nach der Hand greifen und ihm den Ring wieder zurückdrehen. Aber Gackeleia sprang ihr in die Arme und küßte und herzte sie, und rief einmal über das andere-

mal aus: „ach Mutter, liebe Mutter, du biſt's, du biſt's ganz gewiß!“ Da ſagte Frau Hinkel: „nun meinethalben“, und küßte das Kind Gackeleia von ganzem Herzen. Gockel aber ſprach: „ei, ei, Frau Hinkel, ich hätte mein Lebtag nicht gedacht, daß du ſo eitel wäreſt; es iſt gut, nun habe ich ein Mittel, dich zu ſtrafen; ſieh, biſt du mir nun nicht fein ordentlich und fleißig, oder brummeſt du, oder biſt du neugierig, ſo drehe ich gleich den Ring um und mache dich hundert Jahre alt.“ Da ſagte Frau Hinkel: „thue was du willſt, ich habe es nicht gern gethan, es hat mich nur ſo überraſcht.“ Nun umarmte ſie Gockel und drehte den Ring wieder, und ſie wurden wieder jung und ſchön. So erfuhr auch Gackeleia das Geheimniß mit dem Ringe, und Gockel ſchärfte ihr und der Frau Hinkel ein, ja niemals etwas von dem Ringe zu ſprechen, ſonſt könnte er ihnen geſtohlen werden, und dann müßten ſie wohl wieder arm und elend in das alte Schloß zurück. „Bewahr uns Gott davor!“ ſagten alle, und Gockel fuhr fort: „ja, daß er uns davor bewahre, laſſet uns vor Allem beten und danken; ihm allein gebührt die Ehre!“ da knieten ſie in Mitte der Stube nieder und dankten Gott von Herzen.

Als ſie wieder aufgeſtanden waren, ſagte Frau Hinkel: „jetzt kommt, jetzt geht das Hauptplaiſir an, jetzt geht es ans Betrachten, und mit uns ſelbſt wird angefangen.“ Nun traten ſie alle drei vor einen großen Spiegel und beſchauten ſich in Lebensgröße von allen Seiten und lachten und hüpften; Frau Hinkel machte einige ſpitze Mäulchen und Gackeleia probirte ſo vielerlei, daß ſie ſogar die Zunge ziemlich weit herausſtreckte, worauf aber Gockel ſagte: „Pfui, wawa, das iſt unartig!“ Hierauf gieng Frau Hinkel nach ihrem Waſchtiſch, um Alles zu betrachten, was ſie in der Nacht noch nicht geſehen. In einer andern Fenſterniſche ſtand der Waſchtiſch Gockels, und zwiſchen beiden ein Waſchtiſchchen Gackeleia's.

Auf der kryſtallenen Platte des Tiſches ſtand Waſchbecken und Kanne von gleichem Stoff, man konnte ſie ſo oft man wollte bei dem Delphin unter dem Tiſche füllen; hinter dem Waſchbecken war etwas Hohes mit einem feinſten weißen Tuche bedeckt. — „Was iſt nur das?“ — ſagte Frau Hinkel und zog das Tuch weg, — aber Alle wurden ſtill und ernſt, als ſie ſahen, was es war; denn es war das Bild einer Glückhenne auf dem Neſte ſitzend mit ausgebreiteten Flügeln und über Hühnchen brütend, die hie und da die Köpfchen hervorſtreckten; Alles von Gold und Silber, auf das natürlichſte kunſtreich ausgearbeitet; die Augen waren alle von Edelſteinen und die Kämme von Rubinen!

„Ach!“ ſagte Frau Hinkel, „das iſt wohl eine ernſte Erinnerung, das kann uns wohl demüthigen; ſieh Gackeleia, da iſt das Bild der Gallina, wie ſie leidte und lebte, da können wir an die betrübte Geſchichte denken!“ — „Ach ja,“ ſagte Gackeleia, und weinte. Gockel aber ſprach: „wollen wir dabei an irgend etwas denken, was uns vor Uebermuth bewahrt, ſo iſt das gut. Hier aber ſteht die goldene Henne nur als ein altes Familienkleinod, das ich ſelbſt zum erſtenmal ſehe; dort auf meinem Waſchtiſch wird wohl der goldene Hahn ſtehen.“ — Da deckte Gockel auf ſeinem Waſchtiſch das Gefäß auf, und wirklich ſtand das Bild Alektryos von Gold in größter Vollkommenheit da. — Sie waren Alle ganz erſtaunt.

Gockel aber ſprach weiter: „du wirſt dich erinnern, Frau Hinkel, daß in unſrer Familie ein altes Sprichwort iſt, der goldne Hahn kräht nicht mehr, die goldne Henne legt nicht mehr, um unſre Verachtung anzudeuten. Das bezieht ſich auf dieſe beiden unſchätzbaren Kunſtwerke, die lange in dem Schatze der Kapelle zu Gockelerud bewahrt wurden. Als aber die Franzoſen ihre angeblichen Rechte auf alle Hahnen geltend machten, weil in dem wohl anatomirten Gehirn jedes Hahns ihr Wappen, nämlich das Bild einer Lilie zu

ſinden ſeyn ſoll, haben ſie ſich dieſes goldnen Geflügels vor allem Andern bemeiſtert. — Bei ſeiner Vermählung mit Urdinkel von Hennegau drehte Urgockel den Ring Salomos, und wünſchte ihr das herrlichſte Toiletten-Geſchenk, das Salome ſelbſt der Königin von Saba gegeben; — dann drehte die Gräfin von Hennegau den Ring und wünſchte dem Urgockel das Gegengeſchenk der Königin von Saba, und ſo ſtanden am Hochzeitmorgen dieſer Waſchtiſch mit der goldnen Henne und jener dort mit dem goldnen Hahn im Brautgemache, und von dieſer Hochzeit an wurden die goldne Henne und der goldne Hahn bei jeder Hochzeit in Gockelsruh dem Brautpaar vorgetragen und bei der Mahlzeit aufgeſtellt, bis ſie verloren giengen. Jetzt wollen wir einmal ſehen, wie die Geſchenke beſchaffen ſind, vor Allem die Probe, ob es gut Gold iſt. Sieh da unten an dem Neſte die Probe in phöniziſcher Schrift; ich drehe den Ring und wünſche es zu leſen, und ſieh, ich kanns leſen.

„Dieſes Neceſſaire, vorſtellend das Siebengeſtirn als eine Glucknenne mit ſechs Küchlein für Ihre Majeſtät die Königin Balkis von Saba, verfertigte auf Befehl Seiner Majeſtät des Königs Salomo von Jeruſalem, deſſen erſter Goldſchmied Hieram von Tyrus, aus 24 karatigem Gold von Ophir in Augsburgirter Butzbacher-Façon.“ Nun ſieh, welche Rarität, was mag aber Alles darin enthalten ſeyn?“

Nun zerlegte Gockel das ganze Huhn nach der Tranſchierkunſt, die er als Hühnerminiſter aus dem Fundament verſtand; Alles beſtand aus Deckeln, Büchschen und Töpfchern u. ſ. w. Wenn man den Rücken mit den ausgebreiteten Flügeln der Henne in die Höhe ſchlug, hatte man einen aufgerichteten Handſpiegel; im Innern der Henne befanden ſich in verſchiedenen goldenen Käſtchen mehrere Schwämme und Kämme, weite und enge, Haarbürſten, Zahnbürſten, Ohrlöffel, Zahnſtocher, Puderbüchſen von al-

len Farben, Schönheitspflästerchen, Schminke aller Farben, Nagelscheeren und Bürsten, eine Haarzange, ein Kämmchen für die Augenbraunen, erstaunlich viele Sachen. In dem Kopf der Henne fand man Hühneraugensalbe für den linken und rechten Fuß. Der Hals enthielt eine Nadelbüchse voll allerlei Nadeln, auch eine Insektenfalle. In jedem der Hühnchen, die man öffnen konnte, fand sich eine andre wohlriechende Seife, oder Salbe, oder Essenz; das Nest im Innern selbst war ein Näh- und Nadelkissen von tyrischem Purpur, worauf die schönsten Muster mit goldenen Demantnadeln abgesteckt waren. Das ganze künstliche Flechtwerk des goldenen Nestes hieng und stack voll tausenderlei Geschmeid, Ringen, Ketten, Spangen, Agraffen, Amuletten, Talismanen, Perlen und Bernsteinschnüren. Aus dem Nest streckten sich vier Zweige von gewachsenem Gold mit Lilien, weißen und rothen Rosen von Edelsteinen. Diese Zweige bildeten Leuchter, worauf Wachskerzen standen und woran viele Wachsstöckchen hiengen, alle von wohlriechendem Wachse gemacht, das Erstlingsbienen beim Aufgang des Siebengestirns auf den Linden des Hymettus und von Lilien gesammelt hatten, die schöner bekleidet waren, als Salomo selbst. Außerdem hiengen an diesen Goldzweigen Siegelringe, kleine Kalenderchen und Notizbüchelchen von Elfenbein. Vor der Henne kniete ein feines Kind mit Flügeln von Edelsteinen; es hielt in der einen Hand eine Schale voll der köstlichsten Stärkungskügelchen, in der andern eine Schale voll Balsam von Mekka, als wolle es die Henne füttern. Das Wunderbarste aber war, daß die Henne die Stundenzahl und die Hühnchen die Viertelstundenzahl mit süßem Glucksen und Piepen angaben, und wenn man an einer Feder zog, so sang eine im Innern befindliche Orgel die Melodie des höchsten Liedes, das Salomo je gedichtet.

Frau Hinkel wußte sich gar keinen Rath über allen diesen Wundern und schaute sich weiter bei dem Wasch-

tiſche um, da ſah ſie in das Gitter der Roſenſchirms mehrere Engelchen geflochten; einige reichten Körbe mit Roſenblättern, Orangenblüthen und Mandelkleie herein, andre boten lange weiche Tücher von weißer oder purpurfarbiger indiſcher Leinwand oder Wolle dar. — „Ach," ſagte Frau Hinkel, „allen Reſpekt vor der Frau Königin Balkis, aber ſie muß viele Zeit und wenige Schönheit gehabt haben, wenn ſie Alles das gebraucht hat, ſich zu waſchen; ich werde es nie gebrauchen." — „Da haſt du wieder Recht," ſagte Gockel, „es iſt auch nur ein Schau- und Familienſtück, du wirſt ſchon ein andres Waſchtiſchchen mit allem Nöthigen finden; ich aber will meinen goldenen ſalomoniſchen Alektryo gleich gebrauchen, denn ich ſehe, er enthält nichts außer Stiefelzieher und Stiefelhacken, Schuh-, Kleider- und Zahnbürſte, Kamm und Scheere, nicht viel mehr, als ein veritables engliſches Raſirzeug, das habe ich mir lange gewünſcht," und ſomit fing er gleich an und pinſelte ſich den Bart mit Seifenſchaum ein.

Gackeleia gieng auch nach ihrem Waſchtiſchchen, aber es wollte ihr nicht recht gefallen, denn es ſtand ein goldnes Kätzchen darauf, das ein ſilbernes Hühnchen im Maul hatte. Sie wollte ſchon wieder anfangen zu weinen, aber Frau Hinkel ſagte zu ihr: „komm Gackeleia, damit wir den Vater beim Raſiren nicht ſtören, er iſt es lange nicht mehr gewohnt, er könnte ſich ſchneiden. — Wir wollen in die Kleiderkammer gehen und uns unter das Bäumchen ſtellen und ſagen:

Bäumchen rüttel dich und ſchüttel dich,
Schüttle ſchöne Kleider über mich!"

Da verließ Gackeleia ſehr erfreut die Stube mit ihr, und bald traten ſie in ſchönen Morgenkleidern von ſchneeweißem Piqué mit leichter Goldſtickerei wieder herein.

Nun war die Sonne aufgegangen und der Nachtwächter war auf den Markt gekommen und hatte das Wunder-

UNIVERSITAETS·BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Schloß Gockels, das wie ein Pilz in der Nacht hervorgewachsen, kaum erblickt, als er ein ungemeines Geschrei erhob:

„Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
Die Glocke hat vier Uhr geschlagen,
Aber das ist noch gar nicht viel
Gegen ein Schloß, das vom Himmel fiel;
Da steht's vor mir ganz lang und breit,
Wie leben in wunderbarer Zeit,
Ich schau es an, es kömmt mir vor,
Wie der alten Kuh das neue Thor.
Wacht auf ihr Herrn und werdet munter,
Schaut an das Wunder über Wunder,
Und wahret das Feuer und das Licht,
Daß dieser Stadt kein Leid geschieht
Und lobet Gott den Herren!"

Da wachten die Bürger rings am Markte auf, die Bäcker und die Fleischer rieben sich die Augen und rissen die Mäuler sperrangelweit auf und streckten die Köpfe mit sammt den Nachtmützen zum Fenster heraus und schauten das Schloß mit großem Spektakel der Verwunderung an. — Gockel, Hinkel und Gackeleia standen am Fenster und guckten hinter dem Vorhang Allem zu. Endlich schrie ein dicker Fleischer: „da ist da, das Schloß kann Keiner wegdisputiren; aber, ob Leute darin sind, die Fleisch essen, das möcht ich wissen." „Ja, und Brod und Semmeln und Eierwecken," fuhr ein staubiger, untersetzter Bäckermeister fort. Da gieng aber auf einmal die Schloßthüre auf, und es trat ein großer, bärtiger Thürsteher heraus mit einem großen Kragen, wie ein Wagenrad, und einem breiten, silberbordirten Bandelier über der Brust und weiten gepufften Hosen und einem Federhut, wie ein alter Schweizer gekleidet; er trug einen langen Stock, woran ein silberner Knopf war, wie ein Kürbis so groß, und auf diesem ein großer silberner Hahn mit ausgebreiteten Flügeln. Die versammelten Leute fuhren alle aus-

einander, als er mit ernſter drohender Miene ganz breitbeinig auf ſie zuſchritt; ſie meinten, er ſey ein Geſpenſt. Auch Gockel und Hinkel oben am Fenſter waren ſehr über ihn verwundert und öffneten das Fenſter ein wenig, um zu hören, was er ſagte. Er ſprach aber: „hört einmal ihr lieben Bürger von Gelnhauſen, es iſt ſehr unartig, daß ihr hier bei Anbruch des Tages einen ſo abſcheulichen Lärm vor dem Schloſſe Seiner Hoheit des hochgebornen Raugrafen Gockel von Hanau, Hennegau und Henneberg, Erbherrn auf Hühnerbein und Katzenellenbogen macht. Seine hochgräflichen Gnaden werden es ſehr ungern vernehmen, ſo ihr Sie alſo frühe in der Ruhe ſtöret, und wünſche ſich das nicht wieder zu erleben, das laßt euch geſagt ſeyn.“ — „Mit Gunſt“ ſagte da der Fleiſcher und zog ſeine Mütze höflich ab, „wenn erlaubt iſt zu fragen, wird dieß Schloß, das über Nacht wie ein Pilz aus der Erde gewachſen iſt, von dem ehemaligen hieſigen Hühnerminiſter bewohnt?“ „Allerdings,“ erwiederte der Schweizer, „es iſt bewohnt von ihm und ſeiner Gräflichen Gemahlin Hinkel und Hochdero Töchterlein Gackeleia, außerdem von zwei Kammerdienern, zwei Kammerfrauen, vier Bedienten, vier Stubenmädchen, zwei Jägern, zwei Laufern, zwei Kammerrieſen, zwei Kammerzwergen, zwei Thürſtehern, wovon ich einer zu ſeyn mir ſchmeicheln kann, zwei Leibkutſchern, ſechs Stallknechten, zwei Köchen, ſechs Küchenjungen, zwei Gärtnern, ſechs Gärtnerburſchen, einem Haushofmeiſter, einer Haushofmeiſterin, einem Kapaunenſtopfer, einem Hühnerhofmeiſter, einem Faſanenmeiſter und noch allerlei anderem Geſinde, welche alle zuſammen hundert Pfund Kalbfleiſch, fünfzig Pfund Hammelfleiſch, fünfzig Pfund Schweinfleiſch, ſechszig Würſte und dergleichen eſſen.“ — „Ach“, ſchrie da der Metzger und kniete beinahe vor dem Schweizer nieder, „ich recommandire mich beſtens als Hochgräflicher Hofmetzger.“ Und der Bäcker zupfte den Schweizer am Aermel mit den Worten: „Seine Hoch-

gräflichen Gnaden nebſt Familie werden doch das viele Fleiſch nicht ſo ohne Brod in den nüchternen Magen hineinfreſſen; das könnte ihnen unmöglich geſund ſeyn.“ „Ei behüte,“ ſagte der Schweizer, „ſie brauchen täglich dreißig große Weißbrode, hundert fünfzig Semmeln, hundert Eierwecken, hundert Bubenſchenkel und zweihundert und ſechs und neunzig Zwiehacke zum Kaffee.“ — „O ſo empfehle ich mich beſtens zum Hochgräflichen Hofbäcker“, rief der Bäckermeiſter. „Wir wollen ſehen“, ſprach der Schweizer, „wer heute gleich das beſte liefern wird, kömmt ans Brett.“ Da ſtürzten alle die Bäcker und Fleiſcher nach ihren Buden und hackten und kneteten und rollten und glaſirten die Eierwecken und riſſen die Läden auf und ſtellten Alles hinaus, daß es eine Pracht war; und ſo gieng es nun auf allen Seiten von Gelnhauſen; alle Krämer und alle Krauthändler kamen, ſahen, ſtaunten und wurden berichtet und waren voll Freude, daß ſie ſo viel Geld verdienen ſollten.

Gockel und Hinkel und Gackeleia aber lieſen im Schloß herum und ſahen Alles an; alle die Dienerſchaft ſetzte ſich in Bewegung; man kleidete ſich an, man wurde friſirt, man putzte Stiefel und Schuh, man klopfte Kleider aus, tränkte die Pferde, fütterte Hühner, frühſtückte; es war ein Leben und Weben wie in dem größten Schloß. Die Bürgerſchaft, um ihre Freude zu bezeigen, kam mit fliegenden Fahnen gezogen, jede Zunft mit dem Bild ihres Schutzpatronen auf der Fahne und ſchöner Muſik; ſie ſtanden Alle vor dem Schloße, feuerten ihre roſtigen Flinten in die Luft und ſchrieen: „Vivat der Herr Graf Gockel von Hanau! Vivat die Gräfin Hinkel und die Comteſſe Gackeleia! Vivat hoch! und abermal hoch!“ — Gockel und Hinkel und Gackeleia ſtanden auf dem Balkon am Fenſter und warfen Geld unter das Volk. Gockel warf den Männern hundert Stück neue Gockeld'ors, Hinkel den Frauen hundert Stück neue Hinkeld'ors, worunter auch eine große Anzahl Baſler Hen-

renthaler, und Gackeleia den Kindern hundert Stück neue Gackeleid'ers aus. Sie riefen dabei immer: „theilt untereinander aus, laßt wechseln, Einer gebe dem Andern heraus!“ Weil aber damals der Cours in Gelnhausen sehr hoch stand und das Gold sehr gesucht und man mit Scheidemünze und Stübern und mit Waaren, z. B. Nüssen, Feigen, Schellen und Kappen wohl assortirt war, so ward der Wechsel- und Tauschhandel sehr lebhaft auf dem Markt. Je mehr das Geld fiel, desto höher stieg es; der Platz ward mit ausgetheilten, gewechselten, ausgetauschten, vollwichtigen Nasenstübern, Kopfnüssen, Ohrfeigen, Maulschellen und gestochenen Kappen überschwemmt und Alles mußte losschlagen, weil Viele ganz unverzeihlich mit diesen Artikeln schleuderten. Man hat auch unter der Hand vertrauliche Information eingezogen, daß damals das Haus: „Gebrüder Vatermörder“, welches später die Frankfurter Messe in Wachs poussirt bezog, den ersten Grund zu seinem Renommee gelegt habe. — Als man sich nun bereits bei den Haaren um das Gold riß, so daß Keiner mit einem blauen Auge davon kam, der nicht Haare gelassen hatte, drehte Gockel den Ring Salomonis und mit ihm den Kellermeister nebst einem Stück Faß Wein aus dem Keller, und es ward eingeschenkt, Jedem der trinken wollte und ein Gefäß bei sich hatte. Da liefen sie auseinander nach Haus und holten Eimer und Kübel und Züber und Schöpfkellen und Kessel und Krüge und was sie fanden, und tranken, da der Goldregen aufgehört, Gockels Gesundheit am Weinfaß.

Der König von Gelnhausen wohnte damals nicht in der Stadt, sondern eine Meile davon, in seinem Lustschloße Kastellove, auf deutsch Eier-Burg, denn das ganze Schloß war von ausgeblasenen Eierschalen errichtet, und in die Wände waren bunte Steine von Ostereiern hineingemauert. Dieses Schloß war des Königs Lieblingsaufenthalt, denn der ganze Bau war seine Erfindung, und alle diese Eierschalen waren

bei ſeiner eigenen Haushaltung ausgeleert worden. Das Dach der Eierburg aber war in Geſtalt einer brütenden Henne wirklich von lauter Hühnerfedern zuſammengeſetzt, und inwendig waren alle Wände eiergelb ausgeſchlagen. Gerade der Bau dieſes Schloßes war ſchuld geweſen, daß Gockel einſtens aus den Dienſten des Königs gegangen war, weil er ſich der entſetzlichen Hühner- und Eierverſchwendung widerſetzte und dadurch den König erbittert hatte. Täglich kam nun der königliche Küchenmeiſter mit einem Küchenwagen nach Geinhauſen gefahren, um die nöthigen Vorräthe für den Hofſtaat einzukaufen. Wie erſtaunte er aber heute, als er die ganze Stadt in einem allgemeinen Bürgerfeſt vor einem nie geſehenen Palaſte erblickte und den Namen Gockels an allen Ecken ausrufen hörte. Aber ſein Erſtaunen ward bald in einen großen Aerger verwandelt; denn wo er zu einem Bäcker oder Fleiſcher oder Krämer mit ſeinem Küchenwagen hinfuhr, um einzukehren, hieß es überall: Alles iſt ſchon für Seine Rangräflichen Gnaden Gockel von Hanau gekauft. Da nun endlich der königliche Küchenmeiſter ſich mit Gewalt der nöthigen Lebensmittel bemächtigen wollte, widerſetzten ſich die Bürger und es entſtand ein Getümmel. Gockel, der die Urſache davon erfuhr, ließ ſogleich dem Küchenmeiſter ſagen, er möge ohne Sorgen ſeyn, denn er wolle Seine Majeſtät den König und Seine ganze Familie und Seine ganze Dienerſchaft allerunterthänigſt heute auf einen Löffel Suppe zu ſich einladen laſſen, und er, der Küchenmeiſter, möchte nur mit ſeinem Küchenwagen vor ſeine Schloß-Speiſekammer heranfahren, um ein kleines Frühſtück für den König mitzunehmen. Der Küchenmeiſter fuhr nun hinüber, und Gockel ließ ihm den ganzen Küchenwagen mit Kibitzeneiern anfüllen und ſetzte ſeine zwei Kammermohren oben drauf, welche den König unterrichten ſollten, wie man die Kibitzeneier mit Anſtand eſſe; denn der König hatte ſeiner Lebtage noch keine gegeſſen.

Der Küchenmeiſter fuhr durch den Sand in geſtrecktem Galopp mit ſeinem Küchenwagen voll Eiern nach dem Luſtſchloß, ohne ein Einziges zu zerbrechen, nur daß die zwei Mohren, wo es zu langſam ging, manchmal abſteigen und zu Fuß gehen mußten; ſie kamen jedoch zugleich in der Eierburg an.

Mit höchſter Verwunderung hörte König Eifraſius die Geſchichte von dem Schloß und dem Gockel durch den Küchenmeiſter erzählen, und ließ ſich ſogleich ein Hundert von den Kibitzeneiern hart ſieden. Als nun die zwei ſchwarzen Kammermohren in ihren goldbordirten Röcken mit der ſilbernen Schüſſel voll Salz, in welches die Eier feſtgeſtellt waren, hereintraten, und mit ihrer ſchwarzen Farbe ſo ſchön gegen den weißen Eierpalaſt abſtachen, hatte der König Eifraſius große Freude daran. Er ließ ſeine Gemahlin Eilegia, und ſeinen Kronprinzen Kronovus zum Frühſtück berufen, und erzählte ihnen das große Wunder vom Palaſt Gockels. „Ach", ſagte Kronovus, „da iſt wohl die kleine Gackeleia, mit welcher ich ſonſt ſpielte, auch wieder dabei." „Natürlich", ſprach Eifraſius, „wir wollen gleich nach dieſem Frühſtück hinein fahren und das ganze Spektackel anſehen. Aber ſeht nur die kurioſen Eier, die er uns zum Frühſtück ſendet; grün ſind ſie mit ſchwarzen Puncten; man nennt ſie Kibitzeneier, ſie kommen weit aus Rußland und werden ſo genannt, weil ſie in Kibitken, einer Art von Hühnerſtall auf vier Rädern gefunden, oder gelegt, oder hieher gefahren werden."

Da ſprach der eine Kammermohr: „ich bitte Eure Majeſtät um Vergebung, man nennt ſie Kibitzeneier, ſie werden vom Kibitz, einem Vogel gelegt, der ungefähr ſo groß wie eine Taube und grau wie eine Schnepfe iſt, und wie eine franzöſiſche Schildwache beim Eierlegen immer Ki wi, Ki wi ſchreit, wenn man dann: „gut Freund" antwortet, ſo kann man hingehen und ihm die Eier nehmen, worauf er gleich wieder andere legt."

Den König Eifrasius ärgerte es, daß der Mohr ihn in Eierkenntnissen belehren wollte, und sagte zu ihm: „halt er sein Maul, er versteht nichts davon, sonst wär er nicht so naseweis.“ Darüber erschrack der Mohr wirklich so sehr, daß er ganz weiß um den Schnabel wurde. Der andere Mohr sprach nun: „der Raugraf Gockel hat uns befohlen, Ihrer Majestät zu zeigen, wie diese Eier jetzt nach der allerneuesten Mode gespeist zu werden pflegen.“ „Ich bin begierig“, sagte der König, „es zu sehen.“ Da nahm jeder der Kammermohren eins von den Eiern in die flache linke Hand, und nun traten sie mit aufgehobener Rechte einander gegenüber und baten den König eins, zwei, drei zu kommandiren. Das that Eifrasius, und wie er drei sagte, schlug der eine Mohr dem andern so auf das Ei, daß der gelbe Dotter gar artig auf die schwarze Hand herausfuhr. Dem König gefiel dieses über die Massen, und sie mußten es ihm bei allen hundert Eiern da Capo machen, wofür er ihnen beim Abschied beiden den Orden des rothen Ostereies dritter Klasse ohne Dotter taxfrei zur Belohnung um den Hals hängte.

Nun fuhr der König und seine Gemahlin und der Kronprinz mit dem ganzen Hofstaat auf einer Wurst nach Gelnhausen zu Gockel, der ihm mit Hinkel und Gackeleia an der Schloßthüre entgegen trat. Die Verwunderung über den Reichthum und die jugendliche Schönheit Gockels konnte nur durch die außerordentliche Mahlzeit noch übertroffen werden. Alles war in vollem Jubel. Kronovus und Gackeleia saßen an einem aparten Tischchen und wurden von den zwei Kammerzwergen bedient, und Musik war an allen Ecken. Beim Nachtisch tranken Eifrasius und Gockel Bruderschaft, und Eilegia und Hinkel Schwesterschaft, und Kronovus und Gackeleia Spielkameradschaft, sprechend: „du bist mein König und du bist meine Königin.“ Eifrasius zog dann den Gockel an ein Fenster und hieng ihm das Großei des Ordens des goldnen Ostereies mit zwei Dottern und Petersilie um den Hals und

borgte hundert Gockeld'ors von ihm, worauf das Ganze mit einem groſſen Volksfeſte beſchloſſen wurde.

So lebten Gockel und die Seinigen beinah ein Jahr in einer ganz ungemeinen irdiſchen Glückſeligkeit zu Gelnhauſen, und der König war ſo gut Freund mit ihm und ſeiner vortrefflichen Küche und ſeinem unerſchöpflichen Geldbeutel, und alle Einwohner des Landes hatten ihn ſeiner groſſen Freigebigkeit wegen ſo lieb, daß man eigentlich gar nicht mehr unterſcheiden konnte, wer der König von Gelnhauſen war, Gockel oder Eifraſius. Auch wurde es unter beiden feſt beſchloſſen, daß einſtens Gackeleia die Gemahlin des Erbprinzen Kronovus werden und an ſeiner Seite den Thron von Gelnhauſen beſteigen ſollte. Aber der Menſch denkt und Gott lenkt, und ſo kamen auch über dieſe guten Leute noch manche Schickſale, an die ſie gar nicht gedacht hatten.

Alles hatte die kleine Gackeleia in vollem Ueberfluß, nur keine Puppe; denn Gockel beſtand ſtreng auf dem Verbot, das er über ſie bei dem Tode des Nektryo hatte ergehen laſſen, ſie ſollte zur Strafe niemals eine Puppe haben. Wenn ſie nun um Weihnachten oder am St. Niklastage alle Mägdlein in Gelnhauſen mit ſchönen neuen Puppen herumziehen ſah, war ſie gar betrübt und weinte oft im Stillen; eine ſolche Sehnſucht hatte ſie nach einer Puppe. Merkte der alte Gockel aber, daß Gackeleia, die er wie ſeinen Augapfel liebte, ſo traurig war, ſo that er ihr Alles zu lieb, um ſie zu tröſten, zeigte ihr die ſchönſten Bilderbücher, erzählte ihr die wunderbarſten Mährchen, ja er gab ihr auch wohl manchmal den köſtlichen Ring Salomonis in die Hände, der mit ſeinem funkelnden Smaragd und den wunderbaren Zügen, die darauf eingeſchnitten waren, alle Augen erquickte, die ihn anſchauten.

Einſtens gieng nun Gackeleia in ihrem kleinen Gärtchen ſpazieren, welches am Ende des Schloßgartens, dicht an der Landſtraße lag. Da waren die zierlichſten Beete voll

ſchöner Blumen, alle mit Buchs, Salbei und Schnittlauch eingefaßt, und die Wege waren mit glitzerndem Goldſand beſtreut; in der Mitte war ein Springbrünnchen, worin Goldfiſchchen ſchwammen, und über demſelben ein goldener Käfig voll der bunteſten ſingenden Vögel; hinter dem Brunnen aber war eine kleine Laube von Roſen und eine kleine Raſenbank. Ein ſchönes goldenes Gitter umgab das ganze liebe Gärtchen. „Ach", dachte Gackeleia, „wie glückſelig wäre ich, wenn ich eine Puppe in meinem ſchönen Garten ſpazieren führen könnte, ſo allein gefällt er mir gar nicht, was hilft es mir auch, wenn ich mir aus meinem Taſchentuche durch allerlei Knoten eine Puppe zuſammenknüpfe, ſie iſt doch nie eine ſchöne Gliederpuppe, ganz wie ein Menſch, mit einem ſchönen lakirten Geſicht — und der Vater hat mir ſelbſt ſolche Puppen verboten."

Während Gackeleia ſo in ſchweren Puppenſorgen auf ihrer Raſenbank ſaß, hörte ſie auf einmal eine angenehme ſummende, aber ſehr leiſe Muſik ganz nahe hinter ihr vor dem Garten, der an einem Feldweg lag. Da guckte ſie durch die Blätter und ſah etwas Seltſames. Dicht vor dem Gitter ſaß ein Mann in einem ſchwarzen Mantel ohne Kopf an der Erde zuſammengehuckt, und unter dem Mantel hervor ſchnurrte die Muſik. Gackeleia beugte ſich zur Erde, um zu ſehen, wo nur in aller Welt die feine Muſik herkomme; wie war ſie erſtaunt, als ſie da unten ein paar allerliebſte Puppenbeinchen in himmelblauen, mit Silber geſtickten Schnürſtiefelchen ganz im Takte der Muſik herumſchnurren ſah, ſie wußte gar nicht, was ſie vor Neugier, die Puppe ganz zu ſehen, anfangen ſollte. Oft war ſie im Begriffe, die Hand durchs Gitter zu ſtecken und den ſchwarzen Mantel ein wenig aufzuheben, aber die Furcht, weil ſie an dieſer Geſtalt keinen Kopf ſah, hielt ſie immer wieder zurück. Endlich brach ſie ſich eine lange Weidenruthe ab, ſteckte ſie durch das Gitter und lüftete den Mantel ein wenig, da

ſchnurrte eine wunderſchöne Puppe in den artigſten Kleidern, wie eine Reiſende geputzt, unter dem Mantel hervor, und rannte gerade auf das Gitter des Gartens zu, ſtieß einigemale an die goldenen Gitterſtäbe und würde gewiß zu ihr hineingekommen ſeyn, wenn ſich nicht eine hagere Hand aus dem Mantel nach ihr hingeſtreckt und ſie wieder in die Verborgenheit zurückgezogen hätte, wo die kleine Puppe von einer rauhen Stimme ſehr ausgeſchimpft wurde, daß ſie ſich unterſtanden habe, unter dem Mantel hervorzulaufen.

Gackeleia konnte nicht mehr länger zurückhalten, und rief einmal über das anderemal: „bitte, bitte du ſchwarzer Mantel, zanke doch die liebe ſchöne Puppe nicht ſo, laſſe ſie doch ein wenig heraus zu mir in den Garten.“ Da that ſich auf einmal der Mantel auf, und ein alter Mann mit einem langen weißen Bart richtete ſich vor Gackeleia auf und ſprach: „ich bitte recht ſehr um Verzeihung, daß ich meine Puppe hier ein wenig unter meinen Mantel tanzen ließ und auf der Maultrommel dazu ſpielte, ich habe nicht gewußt, daß das Comteßchen zuſah. Ich wollte nur verſuchen, ob ſie mir auf der Reiſe nicht melancholiſch geworden ſey; denn ich will ſie hier in Gelnhauſen für Geld auf dem Rathhauſe tanzen laſſen. Sehen das Comteßchen nur, ſie iſt ganz artig, jetzt iſt ſie in ihren Reiſekleidern mit einem Mantel und Reiſehut und einem Blumenſtrauß und einer Landkarte und einem Nachtſack; aber die Schnürſtiefelchen ſind doch allerliebſt, ſie hält gewaltig auf einen ſchönen Fuß, aber Comteßchen, ſie hat eine viel ſchönere Garderobe, ſie kann ſich verkleiden, in was ſie will, bald ſo, bald ſo, wenn das Comteßchen erlaubt, werde ich die Ehre haben, Ihnen alle ihre Kleidchen und ſieben Sächelchen zu zeigen, ich habe mir hier um meinen Regenſchirm ſechszehn Silberglöckchen befeſtigt und bei jedem Glöckchen ein anderes Kleidchen und was dazu gehört, und wenn ſie ſchmutzig ſind, wäſcht mir ſie der Regen und im Sonnenſchein trocknen ſie. Laſſe ich

UNIVERSITAETS·BIBLIOTHEK·MUENCHEN

im Wetter tanzen, geſchieht es unter dem Schirm, da iſt ſie wie unter einem chineſiſchen Dach, Alles iſt einfach und kurz beiſammen, man muß auf Alles denken.“ — Da rief Gackeleia aus: „ach! zeige mir Alles, Alles, explicire mir Alles; o wie artig iſt die Puppe! wie wackelt ſie mit dem Köpfchen, wie ſchüttelt ſie die Zöpfchen, wie reicht ſie die Aermchen, ach gieb ſie mir nur ein klein Bischen zu betrachten.“

Der Alte ſagte: „Comteſſe, das kann ich nicht, aber die Kleider will ich Ihnen gleich zeigen und Alles explizíren.“

Da ſteckte er die Puppe in den Gürtel, die anfangs mit dem Kopf daraus hervorwackelte und nachher ſtille ward; dann ſpannte der alte Mann einen großen Regenſchirm aus, der am Rande mit vielen kleinen Glöckchen und bei jedem mit allerlei niedlichen Puppenkleidchen und Kleinigkeiten behängt war. Zuerſt drehte er den Schirm ſchnell herum, daß die Schellen lieblich klingelten und die Puppenkleider bunt im Kreiſe wehten, dann hielt er plötzlich den Schirm ſtill und fing an, mit einem Stäbchen deutend jedes Stück zu explicieren, wobei er halb ſprach, halb durch die Naſe ſang, und Gackeleia jedesmal antwortete.

Der Alte ſang:

„Guck', hier bei dem erſten Glöckchen
Dieſes grüne, kurze Röckchen
Zieht ſie an als Gärtnerin,
Möchte in dem Gärtchen hin;
Hier dies Gießkännchen, zu gießen
Alle Blümchen, die drin ſprießen,
Kriegt ſie in die kleine Hand.“

Gackeleia:

„O wie artig, wie ſharmant!
Sie iſt klein, kann ohne Bücken
Mir die ſchönſten Sträußchen pflücken.“

Der Alte:

„Guck', hier bei dem zweiten Glöckchen
Dieſes ſchwarze, ſeidne Röckchen
Und das ſchwarze Schürzchen dran,
Zieht ſie als Seribentin an;
Denn da giebt's leicht Tintenfleckchen.
Sieh' das Tintenfäßchen klein
Und das art'ge Federlein.
Hier iſt auch das Wochenblatt,
Wenn ſie es geleſen hat,
Putzt ſie dran die Feder rein.
Alles muß hübſch ſauber ſeyn.
Ein Wachsſtöckchen hängt auch hier
Und ein niedliches Petſchier
Und ein Sieg'lackſtängelchen,
Grad wie für ein Engelchen.
Und dies Briefchen mit Adreſſe,
Alles voll Accurateſſe,
Kriegt ſie dann in ihre Hand."

Gackeleia:

„O wie artig, wie charmant
Wollen wir correſpondiren,
Invitiren, gratuliren!"

Der Alte:

„Guck', hier bei dem dritten Glöckchen
Hängt ein grünes, krauſes Röckchen
Und ein Hut mit grünem Band,
Goldne Franſen an dem Rand;
Spielhahnfeder, Gemſenbart
Stecket drauf, nichts iſt geſpart;
Sieh' den Bruſtlatz goldgeſchnürt,
Alles, wie es ſich gebührt,
Rothe Strümpfe, goldne Zwickel,
Ja, es fehlet kein Artikel,
Wenn ſie als Tyrolermädchen,
Schmuck als wie ein Silberdrähtchen,
Jutzerſpielend zieht durch's Land."

Gackeleia:

„O wie artig, wie ſcharmant!
Zimm, zimm, zimm ſo ſpieleſt du,
Und ich ſinge Eins dazu."

Der Alte:

„Guck', hier bei dem vierten Glöckchen
Hängt ein dunkelbraunes Röckchen
Und ein Häubchen in der Ferne,
Denn ſie trägt es gar nicht gerne —
Und ein ABC-Büchlein,
Wenn ſie Lehrerin ſoll ſeyn,
Auch von Chriſtoph Schmidt nicht fehlen
Die Hiſtörchen, zum Erzählen.
O, wie kann ſie buchſtabiren!
Faſt ſo gut als deklamiren;
Und hier dieſe feine Ruthe
Für die kleinen Thunichtgute
Kriegt ſie dann in ihre Hand."

Gackeleia:

„O wie artig, wie ſcharmant!
Nur die Ruthe nicht probiren,
Ich will recht hübſch deklamiren."

Der Alte:

„Hier bei dieſem fünften Glöckchen
Blinkt ein luft'ges Flitterröckchen
Ganz voll Troddeln, Quäſtchen, Franſen,
Wenn ſie ſoll als Tänz'rin tanzen;
Sieh' die Goldpantöffelchen,
Wie zwei Zuckerlöffelchen,
Zieht ſie an und mit dem netten
Tamburin und Kaſtagnetten
Schnurrt und raſſelt ihre Hand."

Gackeleia:

„O wie artig, wie ſcharmant!
Schnurre, raſſle, klappre nur
Und wir tanzen nach der Schnur."

Der Alte:

„Guck', bei dieſem ſechsten Glöckchen
Hängt ein ſchwarz und weißes Röckchen;
Wenn ſie ſoll ein Nönnchen ſeyn,
Hüllt man ihr die krauſen Löckchen
Hier in dieſes Schleierlein,
Setzt ihr auf dies Dornenkränzchen,
Und giebt ihr dies Roſenkränzchen
In die kleine, fromme Hand."

Gackeleia:

„O wie artig, wie ſcharmant!
Sag', haſt du auch Pfeffernüßchen,
Bildchen, Blümchen, Leckerbißchen?"

Der Alte:

„Guck', hier bei dem ſieb'ten Glöckchen
Hängt ein feuerfarbig Röckchen
Nach der Mode von Baduß
Zugeſtutzt, ein Zauberputz.
Auf dem Gürtel ſchwarz auf weiß,
Der zugleich der Zauberkreis,
Groß das ganze Alphabeth
Abera-Cadabra ſteht.
Hier iſt auch der Zauberſtab,
Wen er anrührt, geht in's Grab;
Iſt es heut nicht, iſt es morgen,
Keiner braucht darum zu ſorgen.
Und hier iſt der Zauberſpiegel,
Wer hineinblickt, ſieht das Siegel
Seiner Thorheit im Geſicht,
So bei Nacht als Tageslicht.
Und hier iſt das Zauberſieb,
Wer es ſtiehlt, der kennt den Dieb;
Doch ſieh' hier ein Wunderding,
Sieh' von Gold ein runder Ring,
Wer ihn trägt, iſt nicht ganz klug,
Hat zu viel und nie genug.

Liſcht die Zauberlampe hier,
Riecht der Docht gar übel ſchier,
Zünde ſchnell den Wachsſtock an,
Weil man ſonſt nichts ſehen kann.
Dieſes hier der Wünſchhut iſt,
Wünſch dich hin, wo du nicht biſt.
Dies der Sack des Fortunat,
Gold iſt drin, ſo viel man hat.
Aber hier dies Bäumchen heißt:
Rüttel dich und ſchüttel dich,
Schüttle, rüttle Herz und Geiſt,
Leib und Seele über mich.
Gieb mir Das und gieb mir Dies,
Schönſter Baum im Paradies;
Wer dies ſagt und rührt den Baum
Hat, was ihm gebührt, im Traum,
Schwer und leicht und ſeicht und tief,
Links und rechts und grad und ſchief.
Alles dies mit ſauber'm Sinn
Braucht ſie, wenn als Zauberin
Sie die Geiſter um ſich bannt."

Gackeleia:

„O wie artig, wie ſcharmant!
Rüttel dich und ſchüttel dich
Liebes Bäumchen über mich."

Der Alte:

„Guck', hier bei dem achten Glöckchen
Hängt ein grünes, kurzes Röckchen,
Jägerhut und Jägertaſche
Und die fein umflocht'ne Flaſche
Und die Stiefelchen, die knappen,
Um im Wald herum zu tappen;
Alles dies wird angezogen,
Wenn geſchmückt mit Pfeil und Bogen
Sie die flinke Jäg'rin ſpielt,
Und nach Reh und Häschen zielt;
Dann auch führt an einem Band
Sie dies Windſpiel an der Hand."

Gackeleia:

„O wie artig, wie ſcharmant!
Doch, das ſollſt du nicht mehr thun,
Laſſ' nur Reh und Häschen ruhn."

Der Alte:

„Guck', hier bei dem neunten Glöckchen,
Ein ganz reputirlich Röckchen,
Wenn ſie iſt ein Nähemädchen;
Hier im Körbchen, Näheladchen,
Sind viel Zwirn- und Seidenfädchen,
Nadeln, Scheerchen, Fingerhut
Und noch viele Dinger gut.
Nimmermehr ihr Finger ruht,
Denn zuletzt noch zupfet ſie
Alle Neſtchen zur Charpie;
Und nimmt dann die Kinderläppchen,
Flickelſteckt aus hundert Läppchen,
All die Hemdchen, Röckchen, Jäckchen
Und die Schürzchen mit zwei Säckchen,
Ausgeſpitzt aus vielen Fleckchen,
All' die art'gen Dingerchen
Auf die feinen Fingerchen,
Drehet ſie mit Freudenblicken
Und mit kind'ſchem Beifallnicken
Appetitlich auf der Hand."

Gackeleia:

„O wie artig, wie ſcharmant!
Komm', ich hab gar ſchöne Läppchen,
Komm', wir machen Kinderläppchen."

Der Alte:

„Guck', hier bei dem zehnten Glöckchen
Hängt für ſie ein krauſes Röckchen
Und ein Hut mit Blumenſtrauß,
Geht als Sennerin ſie aus.
Sieh' im Korb die Blätter decken
Viele reine Butterwecken;

Fette Milch und friſche Eier
Trägt ſie feil, iſt gar nicht theuer,
Jeder ſie noch billig fand.“

Gackeleia:

„O wie artig, wie ſcharmant!
Sennerin komm' und meſſ' geſchwind
Mir ein Schöppchen Milch für's Kind.“

Der Alte:

„Guck', bei dieſem eilften Glöckchen
Hängt ein grob geflicktes Röckchen
Und ein graues Futterſäckchen,
Und hier in dem Wanderbündlein
Trägt ein ſchreiend Wickelkindlein,
Mit dem Lutſcher in dem Mündchen,
Sie als Pilgerin durch's Land;
Hier ihr kluges, mag'res Hündchen,
Das Septemberle genannt,
Iſt in aller Welt bekannt.“

Gackeleia:

„O wie artig, wie ſcharmant!
Armes Kindchen komm' zu mir,
Deinen Lutſcher füll' ich dir.“

Der Alte:

„Guck', bei dieſem zwölften Glöckchen
Glänzt ein Purpur-Sammetröckchen,
Breit verbrämt mit Hermelin,
Und am Krönchen goldig, perlich,
Und am Scepter blitzend herrlich
Lacht Smaragd und glüht Rubin.
Wenn ſie ſich als Königin
Setzt auf's goldne Thrönchen hin,
Und die goldgeſtickte Schleppe
Niederhänget auf der Treppe,
Küßt man ſtill den goldnen Rand.“

Gackeleia:

„O wie artig, wie ſcharmant!
Doch ich küſſe ihre Hand,
Denn ich bin vom Grafenſtand."

Der Alte:

„Guck', hier bei'm dreizehnten Glöckchen
Hänget bei dem braunen Röckchen
Schäferhut mit breitem Rand,
Roſen drauf und grünes Band,
Und dazu auch Schäfertaſche,
Schäferſtab und Kürbisflaſche,
Und dies Lamm an rothem Band
Führt die Hirtin durch das Land."

Gackeleia:

„O wie artig, wie ſcharmant!
Braucht mein Lamm nicht mehr zu ſeyn
So allein, allein, allein!"

Der Alte:

„Guck', hier bei'm vierzehnten Glöckchen
Hänget für das flinke Döckchen
Ein garnirtes Kaffeebrett,
Wenn ſie ſchön die Wirthin macht;
O, das kann ſie gar zu nett!
Sie nimmt Alles wohl in Acht,
Trägt nicht hoch das feine Näschen,
Stößt nicht um die kleinen Gläschen,
Theilt den Kuchen ein ſo klug,
Daß er reicht mehr, als genug.
Flinker als ein Waſſernixchen
Präſentirt ſie, macht ein Knixchen:
„Bitte, bitte!" rings herum.
Und kein Bischen kömmt je um,
Alles, was da übrig blieb,
Giebt den Armen ſie aus Lieb',
Oder ſtreut's den Vögelein —
Kann man allerliebſter ſeyn! —
Mit der milden, treuen Hand."

Gackeleia:

„O wie artig! wie ſcharmant
Invitir ich ſie zur Noth
Gleich auf Thee und Butterbrod.“

Der Alte:

„Guck', hier bei'm fünfzehnten Glöckchen
Hängt ihr ſpiegelnd Panzer-Röckchen,
Helm und Speer und Schwert und Schild
Herrlich in der Sonne blitzt,
Wenn ſie für Minerva gilt
Und das Eulchen bei ihr ſitzt.
Ich verſtehe nichts davon,
Doch ein hoher Kunſtpatron,
Der mir ſchuldet, leider, leider!
Zahlte mich durch dieſe Kleider;
Er iſt Ertheaterſchneider
Von Perſon und Condition,
Giebt auch Kindern Lektion
In der Mythologie
Und Demagogokolie.
Er ſprach: „Induſtrierende,
Krieger und Studierende
Rufen dir bei vollem Haus
Ihre Göttin gern heraus.“
Wie er ſprach, ſo iſt's geſcheh'n,
Jeder will Minervchen ſehn.
Keiner weiß doch, was im Schild
Führt das kleine Götterbild;
Durch das Gitter aus dem Helm
Lauſcht ſie wie ein ſchlauer Schelm.
Hält ſie's mit der Wiſſenſchaft,
Gleich um ihres Speeres Schaft
Roſen, Myrthen und Gedanken
Sich in buntem Wechſel ranken.
Tritt ſie krieg'riſch in die Schranken,
Eiferſüchtig gleich ihr Schwert
Jedes Liſtgeweb zerſtört,

Das der Mückchen heiter'm Leben
Gift'ge Spinnen lauernd weben.
Rächend, daß Arachne's Hand
Sie einſt webend überwand.
Ich verſtehe nichts davon,
Sag' nur her die Lektion
Von dem hohen Kunſtpatron,
Der wohl ſelbſt ſie nicht verſtand."

Gackeleia:

„O wie artig, wie ſcharmant!
Kann die Spinnen nicht bedauern,
Die ſo auf die Mückchen lauern."

Der Alte:

„Guck', hier bei dem letzten Glöckchen
Hängt ein luſt'ges, rothes Röckchen,
Fallhut, Raſſel, rothe Schuh'
Und ein Püppchen auch dazu,
An Figur und Art und Sitten,
Wie ihr aus dem Aug geſchnitten.
Wenn ſie ſpielt die Kinderrolle,
Hüpft dies Püppchen hinter drein,
Und ſie neckt es: Molle, Molle!
Weil es nicht wie ſie ſo fein.
Kind und Püppchen wetten dann,
Wer von ihnen beiden kann
Süßer: „bitte, bitte" ſagen,
Daß Mama nichts ab kann ſchlagen.
Und dann ſpielt das Kind Verſtecken,
Mit dem Püppchen ſich zu necken,
Thut ſich mit dem Schurz bedecken,
Ruft: „Wu Wu", es zu erſchrecken.
Hierauf ſtreut das noch verhüllte
Kind, den Vöglein die Broſamen,
Womit es die Säckchen füllte,
Und ſie rathen ſeinen Namen:
Klandeſtinchen? Schiroſellchen?
Penſeroschen? Hirondellchen?

Kaſchettinchen? Allerleja?
Und das Kind ſpricht: „Eja! Eja!
Gukuk! gukuk — nit da, nit da!“
Läßt ſie freiſen aus der Hand.“

Gackeleia:

„O wie artig, wie ſcharmant!
Aber ich ruf', um zu necken,
Girri, girri beim Verſtecken.“

Nun drehte der wunderliche Alte ſeinen Schellenſchirm wieder klingend im Kreis und machte ihn dann plötzlich vor den Augen Gackeleia's zu, der das Herz flog vor Begierde nach der Puppe und all den ſchönen Kleinigkeiten. — „Ach die Puppe, die Puppe, ach die ſchönen Kleider“, ſagte ſie einmal über das andremal, „ach dürfte ich ſie nur ein bischen haben, nur ein klein bischen! bitte, bitte, bitte!“

„Halten Sie ein Comteßchen,“ ſagte der Alte: „halten Sie ein, es wird mir ſo rührend, mein Herz läuft mir aus; ich kann das Lamentiren nicht hören von einem ſo artigen Frauenzimmerchen; wollen Sie mir eine kleine Freundſchaft erweiſen, nur ein bischen, ein bischen, ſo ſollen ſie die Puppe und die ſchönen Kleidchen haben für immer, für immer! bitte, bitte, bitte!“

„Die Puppe haben?“ ſagte Gackeleia mit groſſem Schmerz und rang die Händchen, „ach edler Mann! Gackeleia darf keine Puppe haben, nie, nie! Gackeleia hat Schurrimurri zu Gallina geführt, Gallina ward erwürgt, und Gackeleia ward verurtheilt: nie, nie eine Puppe haben zu dürfen — ach und ich hätte dieſe ſo gern! ach nur ein bischen, ein bischen, bitte, bitte!“

Während Gackeleia ſo wehklagte, machte der Alte ſeinen Schirm bald halb auf, bald wieder zu, ſo daß alle die ſchönen Kleidchen immer vor den Augen des Kindes herumflatterten, und ſagte dann: „ein grauſames Urtheil, ein hartes Wort, da müßte ſich ein Stein erbarmen, wider die

Natur, wider die Menſchheit, wider alle Sinnlichkeit für religiöſe Gefühle! ein Kind, ein ſo ſchönes, liebes Comteßchen ſoll keine Puppe haben? — hat doch jed Hündchen ſein Knöchelchen, hat doch jed Kätzchen ſein Mäuschen, womit es ſpielt!“ — „Schweig ſtill, ſchweig ſtill“, ſagte Gackeleia, „ſag nichts von den Kätzchen, ach die Kätzchen ſind eben daran Schuld, daß ich keine Puppe haben darf! — aber es geht nicht, es geht nicht, ich hätte dieſe doch gar zu gern, ach nur ein Bischen, bitte, bitte!“ — Da fieng Gackeleia an zu weinen, und der gefühlvolle Alte, der unter einem rauhen Aeußern ein zartes kindliches Herz im Buſen zu tragen hatte, weinte, oder ich müßte mich ſehr irren, mit.

„Comteßchen“, ſagte er, „ich halte das Mitleid nicht länger aus, mir wird wie der groſſe Dichter in der Poeſie ſagt:

Liebes Kind! was ſoll mir das?
Wein' nicht ſo, du wirſt ganz naß,
Ich muß lachend dir geſtehen,
Gleich werd' ich dich trocken ſehn.“

„Comteßchen, wiſchen Sie ſich die Augen, putzen Sie ſich die Augen, putzen Sie ſich das Näschen an die Schürze, aber an der innern Seite, damit man's nicht ſieht; Heimlichkeit, Verborgenheit ſitzt ganz ſtill und kömmt doch weit. Jetzt geben Sie acht: verbietet uns der Herr Doctor das Bier, ſo trinken wir Gerſtenſaft, die Aepfel, eſſen wir ſüße Pomeranzen, das Brod, eſſen wir Kuchen — verſtehen Sie Comteßchen, jed Ding will ſein Sach haben, man muß dem Beil einen Stiel ſuchen und dem Kind ein Püppchen.“ —

„Ach! ich darf aber keine haben“, jammerte Gackeleia, „gewiß, gewiß, ich darf keine Puppe haben“! —

„Ganz gut“, ſagte der Alte, „bei Leibe nicht! Gehorſam muß ſeyn, aber können das Comteßchen leſen? ſchauen Sie da oben auf die Inſchrift über meinem chineſiſchen Sonnenſchirm, was ſteht da geſchrieben? denn man muß immer ſehen,

was geſchrieben ſteht. Da fieng Gackeleia an zu buchſtabiren: k. e. i. kei, n. e. ne keine u. ſ. w. — keine Puppe, ſondern nur eine ſchöne Kunſtfigur — und ſie guckte den Mann und dann wieder die Puppe in ſeinem Gürtel mit großen Augen an und ſprach: „wie, das wäre keine Puppe? keine Puppe?“

Nun nahm der Alte die Puppe aus ſeinem Gürtel in ſeine Hand und ſagte:

„Mit Verſtand ſind wir erſchaffen,
Menſchen haben nicht, wie Affen,
Alles nur gleich nachzumachen;
Zu begründen ſind die Sachen.
Und ſo werd' ich auch beweiſen,
Daß dies nicht kann Puppe heißen,
Daß Comteßchen ohne Liſt
Sie darf haben, denn es iſt
Keine Puppe, ſondern nur
Eine ſchöne Kunſtfigur
Nach der Schnur und nach der Uhr,
Und ein Mänſchen von Natur.
Eine Puppe ſteht ganz ſtarr,
Aber hier der liebe Narr,
Hat da an dem Kettchen ſein
Zu der Uhr ein Schlüßelein.
Ich zieh' auf — horch — knirr, knirr, knirr!
Sieh', ſchon geht ſie in's Geſchirr!
Wackelt mit dem klugen Köpfchen,
Schüttelt ihre Seidenzöpfchen,
Regt die Aermchen hin und her,
Bis die Stund vorüber wär'.
Alles, Alles nach der Schnur,
Alles, Alles nach der Uhr
Thut kein Püppchen, ſondern nur
Eine ſchöne Kunſtfigur.“

„Ja“, ſagte Gackeleia, „das iſt einmal richtig, keine Puppe, ſondern nur eine ſchöne Kunſtfigur“; und der Alte fuhr fort:

„Eine Puppe kann nicht laufen,
Man muß ſtäts herum ſie ſchleppen,
Dieſe rennt auf Flur und Treppen
Jede Puppe über'n Haufen.
Eine Puppe kann nicht hören,
Dieſe hier iſt leicht zu ſtören,
Niemand hört ſie, doch ſie hört,
Wenn ein Blumenblatt ſich kehrt,
Wenn ein Holzwurm leiſe pickt,
Das Figürchen um ſich blickt,
Spitzt die Oehrchen und erſchrickt;
Und wenn gar die Katze miaut,
Schaudert ihr die zarte Haut,
Bang iſt ihr, es könnt' die Katze
Halten ſie für eine Ratze,
Und ſie hielt' mit einem Satze
Sie in ihrer ſcharfen Tatze;
Und gleich ſucht ſie eine Ecke,
Daß ſie ſich darin verſtecke.
Keine Puppe, ſo thut nur
Eine ſchöne Kunſtfigur,
Die trotz Uhr und die trotz Schnur
Iſt ein Mäuschen von Natur;
Darum bitt' ich um die Güte,
Daß man ſie vor Katzen hüte."

Da ſprach Gackeleia:

„Ach ich hüt' mich ſchon davor,
Vater ſchrieb mir's hinter's Ohr!"

Der Alte fuhr fort:

„Eine Puppe kann nicht eſſen,
Die Figur hat's nie vergeſſen,
Ißt zu der beſtimmten Stund'
Immer ſich hübſch ſatt und rund;
Braungebackne Semmelrinde
Knuppert ſie gern ab geſchwinde,
Könnte auch nach ihrem Magen
Speck und Schinken wohl vertragen,

Was ſie aber niemals that,
Denn ſie iſt zu delikat,
Daß des Morgenlands Geſetze
Sie durch ſolche Koſt verletze,
Drum laſſ' ich ſteinharten Kuchen
Sie belohnend oft verſuchen.
Andern gönnt ſie ſtäts das Beſte,
Und ſich ſelbſt läßt ſie die Reſte,
Was ſo übrig iſt geblieben,
Ganz demüthiglich belieben.
Zuſeh'n läßt ſie ſich nicht gerne,
Wenn ſie ißt, ſonſt wär's gar leicht,
Daß man menſchlich eſſen lerne
Und nicht mehr den Thieren gleicht. —
Ja ich zweifle, ob Comteſſen
Jemals zierlicher gegeſſen."

Bei dieſen Worten des Alten hob Gackeleia ihr Köpfchen mit einigem Selbſtgefühl in die Höhe, denn ſie wußte wohl, daß ſie eine Comteſſe ſey, und daß ſie ſehr anſtändig nach den Tiſchregeln zu eſſen gelernt hatte; ja ſie bildete ſich etwas darauf ein; daher ſprach ſie zu dem Alten etwas in verweiſendem Tone:

„Wie Comteſſen eſſen, weiß ich,
Denn ich übe mich gar fleißig.
Die Erzmundwiſchmeiſterin,
Comteß Torſchon de Popin,
Lehrte mich, wie ſtäts bei Tiſche
Jeder anders, ländlich, ſittlich,
Appetit und unappetitlich,
Standsgemäß das Maul ſich wiſche.
Denk', die große Lektion
Vom Maulwiſchrecht kann ich ſchon;
Als ich mit Gefühlsbetonung
Sie bei Hof hab' deklamiert,
Wiſcht' die Königin, gerührt,
Mir das Mäulchen zur Belohnung."

Dann wendete ſich Gackeleia gegen die Puppe und erzählte ihr, was ihr vom anſtändigen Betragen bei Tiſch gelehrt worden war:

„Hör' — nicht Puppe, ſondern nur
Allerſchönſte Kunſtfigur
Nach der Uhr und nach der Schnur
Und du Mäuschen von Natur!
Hör', was ſittlich und dezent
Nach dem Tiſchzuchtreglement,
Alles, Alles ſag ich dir.
Meine Meiſt'rin ſprach zu mir:
„Alle Prinzen und Prinzeſſen,
Alle Grafen und Comteſſen,
Alle Junker, alle Fräulichen
Wiſchen ſich ſo Mund als Mäulchen,
Dupfe-Däumchen, Fingerlein
An der Serviette rein.
O Comteſſe, nie vergeſſe,
Wie ein Kind von deinem Adel
Mit Delikateſſe eſſe —
Gackeleia ohne Tadel!
Schluck' nicht große Brocken ein,
Spuck' hübſch aus die Pflaumenſtein';
Alles eſſe mit Manier,
Ohne Trägheit, ohne Gier,
Doch mit angeborner Zier;
Prüfe, ordne jeden Biſſen
Recht mit zarteſtem Gewiſſen,
Ja mit feinem Skrupel ſchier.
Schiebe mit der Gabelſpitze
Zierlich Alles, was nichts nütze,
Nicht an Reinheit ebenbürtig,
Nicht an Feinheit ſpeiſewürdig,
Daß du's über's Herzchen bringſt
Und in's Mägelchen verſchlingſt,
Zähe Adern, harte Flechſen,
Harte Faſern von Gewächſen,

Schiebe ſolche Dingerchen
Leis auf deines Tellers Rand,
Heb' das kleine Fingerchen
Fein dabei an rechter Hand,
O, das ſteht dir ganz charmant!
Niemals hör' ein Menſch dich ſchmatzen
Wie die Teller-Lecker-Katzen,
Die mehrbar unter'm Tiſch
Hörbar freſſen Fleiſch und Fiſch.
Nein, mit ſtäts geſchloſſ'nen Lippen
Mußt du knuppern, und bei'm Trinken
Läßt du ſanft die Aeuglein ſinken,
Mußt du wie ein Vöglein nippen.
Wie man leckt und ſchmeckt und kaut,
Werde nie durch einen Laut
Irgend Jemand anvertraut,
Eben ſo, wie man verdaut —
Alles ſtill, gleich wie es graut.
Gar Nichts laſſ' zu Grunde geh'n,
Was nicht ſoll zum Munde geh'n,
Jedes Krümchen noch ſo klein,
Streut aus den Vögelein."

Gackeleia hatte ihre Lektion hergeſagt und erwartete eine Antwort von der Puppe, indem ſie fortfuhr:

„Wie ich eſſe ſagt' ich dir,
Wie du ißt, auch ſagt mir,
O! du Puppe, o du nur
Eine ſchöne Kunſtfigur
Nach der Uhr und nach der Schnur
Und ein Mäutchen von Natur!

So plauderte Gackeleia mit der Puppe, welche mit Kopf und Aermchen in der Hand des Alten wackelte.

Der Alte aber ſagte: „Comteſſe Gackeleia, ſie wird es Ihnen nicht ſagen, Sie ſollen ſie auch nicht fragen, ich habe es nie gewagt; es giebt Geheimniſſe im kunſtfigürlichen Herzen, es iſt gefährlich da eindringen zu wollen nach den Worten des großen Abulfeda:

„In's Inn're der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt,
Zu glücklich, wem ſie nur die äußre Schaale weiſ't.
Zum Kern der Kunſtfigur, zu wiſſen wie ſie ſpeiſ't,
Dringt jener Frevler nur, den in die Naſ' ſie beißt."

„Sehen kann man es nicht, aber hören ſollen Sie es gleich!" — „Hören?" ſagte Gackeleia, „ſie ſchmatzt doch nicht, das wäre nicht artig!" — „Geduld," ſagte der Alte, „geben mir das Comteßchen ihr Körbchen, haben Sie nichts zu naſchen?" — „O ja", ſagte Gackeleia, „da ſind Knackmandeln von Jungfer Widder, der Schuljungfer, ſie hat ſie nach ihrem Bräutigam geworfen, und Prinz Kronovus hat ſie aufgeleſen und mir geſchenkt." — „Herrlich," ſagte der Alte, „aber eine iſt genug," und er that die Figur in den Korb und die Knackmandel dazu und den Deckel darüber, und nun ſtellte er den Korb dicht ans Gartengitter und ſagte: „Jetzt horchen Sie, wie die Kunſtfigur kruſtilliret." — Gackeleia hielt das Ohr an den Korb und hörte die Kunſtfigur bald ſo artig mit den Zähnchen knuppern, daß ſie freudig ausrief:

„Knupper, Knupper Kneischen,
Du knupperſt ja im Häuschen,
O du ſchöne Kunſtfigur!
Wie ein Mäuschen von Natur."

Dann nahm der Alte die Kunſtfigur wieder heraus, zog das Uhrwerk auf und ſagte: „Jetzt wird ihr zur Verdauung ein Spaziergang geſund ſeyn, ſonſt ſchläft ſie uns ein:

Denn nach Tiſche ſoll man ſtehn,
Oder tauſend Schritte gehn,
Sagt der würdige Galen."

Die Puppe aber wackelte mit Kopf und Händchen und da er ſie an den Boden ſetzte, lief ſie gar geſchäftig am Gartengitter hin und her, nickte und winkte und ſtieß manchmal ans Gitter, weil ſie durch wollte in den Garten, aber nicht konnte, denn die Oeffnungen waren nicht groß genug.

Gackeleia außer ſich vor Freude rief: „ach ſie winkt mir, ſie winkt mir, ſie möchte zu mir in den Garten — ach lie-

der alter Mann ſage mir geſchwind, was ich dir zu Gefallen thun ſoll, daß du mir die Kunſtfigur giebſt!“ — Da ſteckte der Mann die Kunſtfigur wieder in ſeinen Gürtel und ſprach: „O Comteßchen! es iſt nur eine Miniatur von einer Kleinigkeit von einer Bagatelle; ach! ich bin ein armer, betrübter, verlaſſener Mann, ich habe nicht Vater nicht Mutter, nicht Schweſter nicht Bruder, nicht Kind nicht Rind, nicht Kuh und nicht Kalb, nicht ganz und nicht halb, mir fehlet Alles, was man nicht begehren darf, ſeines Nächſten Weib, Knecht, Magd, Ochs, Eſel und Alles, was ſein iſt, ach! ich habe ſelbſt keine Puppe, ſondern nur dieſe ſchöne Kunſtfigur nach der Uhr und nach der Schnur und ein Mäuschen von Natur; aber mein Kummer iſt ſo groß, daß auch ſie mich nicht tröſten kann. Doch Sie können es, o Exzellenzchen, daß ich luſtig werde wie ein Lämmerſchwänzchen.“

Nach dieſen Worten fieng der wunderliche Alte ſo zu weinen und zu wimmern an, daß Gackeleia mit Thränen in den Augen zu ihm ſprach: „ach weine nur nicht ſo, du armer Mann! ich will dir ja Alles thun, was dich tröſten kann, wenn du mir die ſchöne Kunſtfigur giebſt; ſage mir doch um Gottes willen, was dich tröſten kann.“ — Da erwiederte der Alte:

„Dein Vater hat ein Ringelein
Mit einem grünen Edelſtein,
Der hat gar einen ſchönen Schein,
Laß mich nur einmal ſehn hinein,
So werd ich gleich durch Mark und Bein
Froh wie ein Lämmerſchwänzchen ſeyn,
Dann ſoll das Kunſtfigürchen fein
Zu dir ins Gärtchen gleich hinein;
Es bleibt mit allen Kleidern fein
O lieb Comteßchen! immer drin,
Damit die Gackeleia klein
Nicht ſo allein, allein, allein!“

„Ei!“ ſagte Gackeleia, „den Ring kenne ich wohl, er hat auch mich manchmal ſchon fröhlich gemacht, wenn ich ihn

anſehen durfte. Gehe nur ein bischen weg, gleich wird mein Vater in einer nahen Laube ſein Mittagsſchläfchen halten, da will ich den Ring ſchon auf ein Weilchen kriegen. Aber, daß du mir gleich wieder da biſt, wenn ich den Ring bringe."

„Ganz gewiß", ſagte der Alte, „ich will Ihnen die Kleider der Kunſtfigur als ein Pfand gleich hier laſſen, Sie können ſie alle hübſch glatt ſtreichen und in ihr Körbchen legen, ſie ſind an dem Schirm ein bischen aus der Façon gekommen." Da gab er ihr die Kleider und Kleinigkeiten, die er von dem Schirme ablöſte, und verließ dann mit der Kunſtfigur die kleine Gackeleia, die ihm immer nachrief: „aber daß du nur auch ganz gewiß kömmſt, der Ring ſoll dich recht anlachen!" „Ja, ja ganz gewiß", rief der Alte und verſchwand hinter den Hecken. Gackeleia aber ſetzte ſich in ihre Laube, muſterte und ordnete alle Kleider der Puppe, und dachte ſchon, wie die kleine Gärtnerin bei ihr zwiſchen den Blumenbeeten herumlaufen würde, und konnte ſich zum Voraus vor Freude gar nicht faſſen.

Aber ſchnell bewahrte ſie die Kleider in ihrem Korb, da ſie den Vater Gockel auf ſeinem Stuhle in der Laube ſchnarchen hörte. Sie ſchlich hin, ſetzte ſich zu ſeinen Füßen, hatte ſeine Hand in der ihrigen und ſah in den grünen Stein des Ringes. Als ſie nun den Stein berührte und vor ſich ſagte: „ach wenn ich den Ring nur leiſe von ſeinem Finger herunter hätte!" da that der Ring ſeine Wirkung. Gockel ſchlief feſt und ſchnarchte, und der Ring fiel in das Händchen der Gackeleia, welche geſchwind wie der Wind nach ihrem Gärtchen lief, wo der alte Mann vor Begierde nach dem Ring ſein mageres Geſicht mit dem Barte ſchon wie ein alter Ziegenbock über das Gitter herüber ſtreckte. Gackeleia hielt ihm den Ring entgegen und ſprach: „die Kunſtfigur her! die Kunſtfigur her! ſieh hier iſt der Ring; aber ich gebe ihn nicht, bis du mir erkläret haſt, wie man die Figur aufzieht

und wie ich ſonſt mit ihr umgehen muß, damit ſie mir nicht krank wird, und bis ich ſie in den Händen habe, dann kannſt du geſchwind in den Ring gucken, denn ich muß ihn ſchnell in die Laube zurück bringen, ehe der Vater aufwacht.“

Der Alte, der nach dem Ring noch gieriger hin ſah, als das Kind nach der Puppe, nahm dieſe, ſteckte ihr das Schlüßelchen, welches ſie anhängen hatte, in das Ohr und ſagte: „Comteſſchen! links müſſen Sie leiſe drehen, bis Sie Widerſtand fühlen, ſonſt könnte die Figur überſchnappen. Sie müſſen ſich nicht wundern, daß man die Kunſtfigur durch das Ohr aufzieht, man zieht ja auch die Kinder auf durch das Gehör. Man ſchraubt auch die Jugend auf und verſchraubt ſie eben ſo leicht, daß kein Uhrmacher mehr helfen kann, nur knarrt es ein bischen mehr bei der Kunſtfigur. Aber ich hoffe, die Comteſſe werden ihr dieſes wegen anderer trefflicher Eigenſchaften zu Gute halten. Wenn ich nun aufgezogen, knirr, knirr, knirr, nickt ſie ein Weilchen gar lieblich mit dem Kopf und winkt mit den Händchen, ja läuft auch auf ebenem Boden, weil aber Berg und Thal zuſammen kommen, ſo wird ihr das Laufen beſchwerlich, und muß dann die Natur der Kunſt zu Hülfe kommen, wie umgekehrt bei Menſchen die Kunſt der Natur oft nachhelfen muß. Was nun die Kunſt dieſer Figur betrifft, ſo laſſen ihr die Comteſſe, ſo ſie hartbörig würde, manchmal ein Tröpfchen Mandelöl ins andere Ohr laufen; dann geht ſie wieder wie geſchmiert. Was die Natur betrifft, habe ich ſchon geſagt, was ſie gern iſt: braune Semmelrinde, auch hartes Zuckerbrod und Knackmandeln; ich rathe nicht zu vielen fetten Speiſen, weil ſie ſich leicht dadurch ihre Garderobe beflecken könnte. Sie trinkt nicht viel, und ſetzt Comteſſchen ihr alle Tage ihr Fingerhütchen voll Waſſer in den Korb, iſt es zum Trinken, Mundausſpühlen und Waſchen genug. In das Körbchen machen Sie ihr Bettchen, Sie brauchen ſie nicht ſchlafen zu legen, ſie legt ſich von ſelbſt. Morgens den Finger-

hut und was zu knuppern, Mittags, Abends eben ſo. Die Kleiderchen halten Sie hübſch reinlich, und verbleichen ſie, ſo laſſen Sie ſie färben. Hüten Sie ſie vor Ungeziefer, beſonders vor Spinnen und vor Allem vor Katzen. Ihre Stiefelchen und Tanzſchuhe halten Sie beſonders in Ordnung, denn ſie hält viel darauf und hat Hühneraugen; darum bitte ich, ihr nicht auf die Füße zu treten; ſie iſt ſehr empfindlich. — Hören Sie, um Sie ganz zu überzeugen, daß ſie keine Puppe iſt, will ich Ihnen ihr Stimmchen hören laſſen.“ Da zwickte der Alte die Figur an der Spitze des Füßchens, und ſie iſt piepte wie ein Mäuschen, ſo daß Gackeleia laut aufſchrie: „ach dem Klandeſtinchen nicht weh, weh thun!“ der Alte aber ſagte: „nicht wahr Comteßchen, ſchreien kann doch

Keine Puppe, ſondern nur
Eine ſchöne Kunſtfigur
Nach der Uhr und nach der Schnur
Und ein Mäuschen von Natur.“

„Gewiß“, ſagte Gackeleia und ſprach dieſe Worte mit. Der Alte aber ſagte noch: „Sie müſſen ihr nicht beim Eſſen und Trinken zuſehen; wenn ſie heraus iſt, laſſen Sie ſie ruhig laufen, aber nicht wo es ganz offen iſt, ſonſt läuft ſie Ihnen davon.“ Dann gab er die Puppe der Gackeleia, und ſie gab ihm den Ring, mit dem er ſich unter ſeinem Mantel verbarg, wo er ihn eifrig zu betrachten ſchien.

Gackeleia ſetzte die Puppe in dem Gärtchen nieder und tanzte voll Entzücken vor ihr her, die ihr überall artig nachſchnurrte; Gackeleia patſchte freudig in die kleinen Hände, der Alte aber patſchte in ſeine großen Hände. „Ach!“ rief ihm Gackeleia zu, „gelt, du haſt dich in dem Ring ſchon recht luſtig geguckt? O gieb ihn geſchwind, geſchwind zurück, ich höre den Vater ſchon in der Laube gähnen.“ — „O mir iſt ſchon ganz fröhlich“, ſagte der Alte, „bald werde ich noch luſtiger ſeyn!“ Nun gab er ihr den Ring zurück und wünſchte ihr mit einem häßlichen Gelächter viel Glück zu der ſchönen Kunſtfigur, worauf er ſich in das Gebüſch verlor.

Gackeleia hatte bereits alle Kleiderchen in ihr Körbchen
egt, ſie legte nun die Kunſtfigur oben drauf und deckte
Deckel hübſch darüber. Das Körbchen am Arm lief ſie
nell in die Laube und ſetzte ſich zu den Füßen Gockels,
wieder eingeſchlafen war, und leiſe, leiſe ſchob ſie ihm
Ring wieder an den Finger. Es war ihr, als hätte ſie
n Stein von dem Herzen.

Gackeleia ſaß nicht ſo lange zu den Füßen Gockels, als
n braucht, um ein Ei zu ſieden, da ertönte in der Ferne
Oratorium von ſechs Poſthörnern von der Compoſition
Cospetto di Bacco, und von der berühmten Agatha Gaddi
d darin eine Fuge Solo geſungen nach den tiefſinnigen
rten des Königlich Gelnhauſeniſchen General-Ober-Hof-
amts-Dichters, der, ſeinen Namen zu verſchweigen, aus
triebener Beſcheidenheit allzufrüh mit Tod abgegangen iſt:

„Fahr', fahr', fahr' auf der Poſt,
Frag', frag', frag' nit, was's koſt,
Spann' mir ſechs Schimmel ein,
Ich will der Poſtknecht ſeyn,
Fahr', fahr', fahr' auf der Poſt!"

Gleich erwachte Gockel und ſprach: „ei, es iſt ſchon
efahren, gut, daß du da biſt Gackeleia, geſchwind laß
einſteigen, die Mutter ſitzt gewiß ſchon in der Alamode-
utſche, wir ſind von Eifraſius auf die Eierburg zum Eier-
eingeladen." „Ich habe es gewußt", ſagte Gackeleia,
bin ſchon ganz geputzt und habe Alles bei mir." — Da
ſie vors Schloß, wo bereits Frau Hinkel breit in der
utſche ſaß, die mit ſechs Schimmeln beſpannt war, auf
den ſechs Poſtillone das Oratorium bliesen. Die Sig-
Agatha Gaddi gieng, die Fuge Solo ſingend, mit einem
r unter den verſammelten Bäckern und Metzgern herum
nahm Heller und Pfenninge ein, als ſie aber Gockel kom-
ſah, legte ſie ein variirtes Hahnengeſchrei in ihre Par-
in, und Gockel warf ihr eine brillantene Repetir-Uhr

mit Schnupftabackdoſen von Lava beſetzt, worauf der Adler des Geſangs, den Ganymed des Gefühls zum Himmel hinreißend, in Stein gehauen war, in die Schürze, dabei rief er: „braviſſimo! da capiſſimo! cito citiſſimo!“ — hob Gackeleia in die Barutſche und ſprang mit gleichen Beinen hinter ihr drein; Alles das zugleich, und die Poſtillone knallten ein Finale mit den Peitſchen, und ſie kamen gerade auf der Eierburg an, als die Signora ihren Danktriller geendet, der bis zum Pfarrthurm hinauf ſtieg. Wir haben es aus ſeinem Munde vernommen. — Das heiße ich mir gefahren! —

Bei der Eierburg waren viele Menſchen auf einer grünen Wieſe verſammelt, wo getanzt und geſpielt wurde um Eier; denn es war Oſtern, und das große Ordensfeſt des Oſtereierordens. Man lief und ſprang um die Wette nach aufgeſtellten Eiern, man warf mit Eiern nach Eiern, man ſtieß mit Eiern gegen Eier, und weſſen Ei eingeknickt wurde, der hatte verloren. Die Kinder von ganz Gelnhauſen ſuchten Eier, welche der große königliche geheime Oberhof-Oſterhaas in verſteckten Winkeln ins hohe Gras gelegt hatte; kurz die Freude war allgemein. Bei Gockels Ankunft war das Volk in einem weiten Kreis unter dem Baume verſammelt, auf welchem die königlichen Hofmuſikanten und die Gelnhauſener Stadtpfeifer einen herrlichen Tanz aufſpielten, nämlich den Eiertanz, den die königliche Familie mit der Raugräflichen in höchſteigener Perſon tanzen wollte. Auf einem köſtlichen Teppich wurden hundert vergoldete Pfaueneier, immer zehn und zehn, in Reihen gelegt. Nun trat die Königin Eilegia zu Gockel und verband ihm die Augen mit einem ſeidenen Tuch, und er that ihr dasſelbe; eben ſo verbanden der König Eifrafius und Frau Hinkel, und der Prinz Kronovus und Gackeleia ſich die Augen und wurden nun von den Hofmarſchällen auf den Eierteppich geführt, auf welchem ſie mit den zierlichſten Schritten, Sprüngen und Wendungen zwiſchen den Eiern herumtanzen mußten, ohne auch nur Eines

mit den Füßen zu berühren. Die Zuſchauer ſahen mit geſpannter Aufmerkſamkeit ganz ſtille zu, und bewunderten die erſtaunliche Agilität der hohen Herrſchaften.

Aber nicht weit davon in einem Gebüſche ſaßen ein paar alte Männer, die hatten keine Freude an dem Tanz und guckten mit unabgewendeten Augen nach dem Fußſteige, der aus der Stadt herlief, ob ihr Geſelle, der dritte, nicht bald komme, und ehe ſie ſichs verſahen, ſtand er mitten unter ihnen. „Haſt du, haſt du?“ ſchrieen ſie dem Neuangekommenen entgegen und machten Finger ſo ſpitz wie Krallen gegen ſeine feſtgeſchloſſene Fauſt, und er erwiederte: „Ja ich habe glücklich den Ring durch Gackeleia's Puppenſucht ertappt, ich habe ihr einen ganz ähnlichen mit einem falſchen grünen Glasſtein gegeben, welchen Gockel jetzt am Finger hat. Jetzt können wir uns an ihm rächen, daß er uns bei dem Hahnenkauf betrogen und uns in die Wolfsgrube hat fallen laſſen, wo wir elend verhungert wären, wenn uns die Bauern nicht herausgeholfen hätten.“

So ſprachen die drei alten morgenländiſchen Petſchierſtecher, die Gockel hatten anführen wollen, und die er angeführt hatte. Sie hatten ſich doch durch ihre Liſt in den Beſitz des Ringes gebracht und wollten jetzt gleich ſeine Wunderkraft verſuchen. Sie faßten alle drei an den Ring und ſprachen zu gleicher Zeit die Worte:

„Salomon du weiſer König,
Dem die Geiſter unterthänig,
Mach' den Gockel wieder alt,
Zumpig, lumpig, mißgeſtalt,
Mach' Frau Hinkel wieder häßlich,
Zänkiſch, ränkiſch, griesgram, gräßlich,
Mach' die Gackeleia ſchmutzig,
Ruppig, ſluppig, zuppig, trutzig.
Nehme ihnen Gut und Geld,
Schloß und Roß und Hof und Feld,

Jag' ſie wieder Knall und Fall
In den alten Hühnerſtall.
Aber uns drei Petſchaftſtechern,
Bau' ein Haus mit goldnen Dächern,
Mache uns zu Hofagenten,
Hoffactoren, Conſulenten,
Rittern und Kommerzienräthen,
Commiſſären und Propheten.
Gieb uns Gold und Geld und Glanz,
Stell' uns hoch in der Finanz,
Mach' uns ſchön wie Davids Sohn,
Den ſcharmanten Abſalon,
Mach' uns glücklich ganz enorm,
Orden gieb und Uniform!
Ringlein, Ringlein drey' dich u[nv.-Bibl. München]
Mach' es ſchön, wir bitten drum.

Während ſie ſo am Ring drehten, entſtand lautes Murren und Lachen und Schimpfen unter dem verſammelten Volk. „Ei, ſeht den alten Bettler, die alte ſchmutzige Bettlerin, das ſchmutzige freche Kind, nein das iſt unverſchämt; jagt ſie fort, pratſch, pratſch, wie ſie die Eier zertreten!“ — und bald ward das Geſchrei und Getümmel ſo allgemein, daß der König Eifrasius und die Königin Eilegia und der Prinz Kronovus ihre Binden von den Augen riſſen, und wie erſtaunten ſie nicht, als ſie den Raugrafen Gockel und die Frau Hinkel und Fräulein Gackeleia, die vorher ſo ſchön und jung, und prächtig gekleidet geweſen waren, in eine alte, häßliche, zerriſſene Bettlerfamilie verwandelt ſahen, welche alle Eier auf dem köſtlichen Teppich zertreten hatten; auf ihr unwilliges Geſchrei riſſen nun auch dieſe Unglücklichen die Binden von den Augen, und fiengen an, bitterlich zu weinen und zu klagen über ihren verwandelten Zuſtand, denn ſie erkannten ſich kaum mehr wieder. Gockel griff nach ſeinem Ring Salomonis und drehte, aber der falſche verwechſelte Ring vermochte nichts; da ſah er den Ring an und

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK

erkannte, daß er ausgetauſcht war, und ſchrie laut aus: „o weh mir! ich bin verloren, ich bin um den Ring betrogen!“

Er wollte eben dem König Eifraſius zu Füßen fallen und ihm ſein Unglück klagen, aber dieſer ſtieß ihn zurück, zog ſein Schwert und ſtieß einen Schwur aus, auf welchen ſeine Adjutanten, ihn in jedem Falle zurückzuhalten, perennirenden Befehl hatten, damit er nicht das Alleräußerſte thue. Die Königin Eilegia war ſo entſetzt, daß ſie unter Glucksen und Schluchſen in Nerven-Zu- und Umſtände und in die Arme der Ober- und Unter-Eiermarſchallin ohnmächtig ſank. Gockel und Hinkel welche dieſe Erſcheinungen theils aus früherer Erfahrung, theils aus den Annalen der leidenden Menſchheit kannten, nahmen die Beine auf die Schultern und liefen davon, um ſo mehr und ſchneller aber, als die Mitglieder der k. Hofkapelle erſtaunliche Leiſtungen, mit Eiern nach ihnen werfend, gegen ſie zu Stande brachten, worin ſie von der hochlöblichen Gelnhauſener bürgerlichen Scharfſchützen-Compagnie patriotiſch unterſtützt wurden, nachdem der wachſame Stadthürmer zu Hülfe geblaſen hatte.

Das hoffnungsvolle Prinzchen Kronovus allein ſtatuirte abermals ein Exempel ſeines ſtandhaften Charakters. Als Gackeleia die Eltern alt, häßlich und verlumpt fliehen und ſich ſelbſt ſchmutzig und zerrißen ſah, ſchrie ſie weinend: „ach Kronovus, ach wie bin ich ſo ſchmutzig und wa wa geworden! wer hat mich ſo ſchmutzig gemacht?“ da reichte mit ſchöner Faſſung ihr Kronovus ſein Schnupftuch mit den Worten: „da Gackeleia wiſche dich ſchön ab und putze dir die Naſe tüchtig, ſo — ſo, das iſt brav, da haſt du auch dein Körbchen, ich hab dirs beim Tanzen aufgehoben.“ — dann warf er ihr noch einen Thaler in die Schürze — „da haſt du mein Taſchengeld. Samstag Abends hinten am Entenpfuhl, wo die Vergißmeinnicht ſtehen, ſollſt du immer ein Ei finden, worauf Vivat Gackeleia ſteht, und worin mein Taſchengeld ſteckt, das hole dir!“ — dann zog er eine Bretzel hervor und

ſagte: „ziehe!“ – da zogen ſie, und jedes riß ein Stück davon; – und einen Bubenſchenkel und ſprach; „reiße!“ und jedes riß die Hälfte davon; dann ſprach er: „jedes von uns bewahre ſeinen Theil, und wenn wir uns wieder ſehen und jeder bringt ſeinen Theil wieder, und die Stücke paſſen noch hübſch zuſammen, dann ſind wir recht brave, treue Spielkameraden geweſen, und ich ſchwöre dir, wie du mir, bei dem Grab des alten Urgockels, von dem du mir erzählet haſt, daß wir dann immer beiſammen bleiben wollen!“ — da hoben ſie beide die Hände auf und ſchworen. — Gackeleia weinte in dem feierlichen Momente und wollte Kronovus umarmen, da rief Gockel: „Gackeleia tummle dich geſchwind, der Bettelvogt kömmt!“ – worauf Kronovus dieſem zurief: „halte er ſich zurück, Meiſter Schelm, ich werde das Comteßchen ſelbſt fortführen“; in demſelben Augenblicke kam aber ein Adjutant des Eifraſius, forderte dem Prinzchen ſeinen Degen ab und führte ihn fort in das königliche Oberhof-Ofenloch. Kronovus aber ſagte vorher noch dem Bettelvogt: „daß er ſich nicht unterſteht, meine liebe Spielkameradin, das Comteßchen anzurühren!„ reichte ihr die Hand und ſprach: „leide geduldig, aber jetzt laufe, was du kannſt!“ da lief Gackeleia, was giebſt du, was haſt du? ihren Eltern mit ihrem Körbchen nach, und der Bettelvogt begleitete die unglückliche Familie, mehr um ſie mit ſeinem aufgeſpannten Regenſchirm gegen den Regen von Eiern zu ſchützen, welchen die unartigen Gaſſenbuben auf ſie ſchleuderten, als daß er ſie fortgetrieben hätte.

Auf dem Eiercirkus war große Verwirrung eingetreten; der König Eifraſius war allzuſehr außer ſich, die Königin Eilegia allzuſehr inner ſich gekommen. Eifraſius hatte ſein Schwert gezogen, er wollte dem Gockel aus Leben, er ſtrampelte mit allen vier Füßen, da er aber den allerhöchſten Familienſchwur ausſtieß: „in Kraft ſechzig deſtillirter Eierſchnäpſe, ich freſſe den Kerl auf einem Butterbrod!“ ſo faßten ihn der Kommandant der Leibgarde unter den Armen und

der Obriſt des Garde-Zwergen-Korps hielt ihm ein Bein feſt, bis die erſte Courage beruhiget und die Auſterſichkeit wieder nach Haus gekommen war. Die Königin Eilegia forderte noch größere Anſtrengung, um ſie aus ihrer Innerlichkeit wieder ans Tageslicht zu bringen; ſie war in ſich ſelbſt, wie in einen tiefen Ziehbrunnen, vor Schrecken hinabgeſtürzt. Die Nerven, an welchen bekanntlich der goldene Eimer hängt, in dem die Seele des Menſchen ſitzt, waren bei Eilegia von ſo großer Zartheit und Feinheit, daß ſie vor Schrecken zerriſſen und die hehre Seele mit ſammt dem goldenen Eimer tief, tief, tief in ihr ſchönes Gemüth hinunter plumpſ'te. Eilegia war unter einem lauten Schrei: „horreur! welche Bettelbagage!“ der Oberhof-Ciermarſchallin ohnmächtig in die Arme geſunken. Nur den vereinten Anſtrengungen der Akademie der Rettungswiſſenſchaften für Verunglückte, welche ſogleich eine außerordentliche Sitzung hielt, gelang es, die theure Innige wieder zurückzurufen; die geheime Kammer-Schnürdame ſchnürte ſie auf, um ihrem hehren Gemüthe mehr Luft zu geben; der ſo ganz fürs Vaterland glühende Oberhof-Oſterhaas legte ſinnig in kürzeſter Bälde ein friſches Oſterei mit der Inſchrift: „Vivat Eilegia!“, mit welchem die Ohnmächtige angeſtrichen ward; und der für das Beſte der leidenden Menſchheit immer auf dem Sprung ſtehende Leibchirurg und Aderlaßſchnepper rief die Seele der edeln, ſinnigen, innigen Eilegia durch eine, mit eben ſo viel Geſchmack, als Wirkung, mit eben ſo viel Grazie als Präziſion geleiſtete Blutentlaſſung wieder aus der innern Tiefe ihres herrlichen Gemüthes auf ihr edles Antlitz zurück — ach! — und ihr erſtes ſchönes Thun war, ihre geliebten Geluhauſener anzulächeln. Die Hofkapelle ſpielte eine patriotiſche Dankgalopade, unter welcher Eifraſius und Eilegia in zwei Portchaiſen ſitzend in die Eierburg zurückwalzten, um ſich ganz zu erholen; Prinz Kronovus aber mußte die Nacht im Ober-

hof-Ofenloch bei Biſquit-Torte und ſüßem Wein einen ſtrengen Arreſt aushalten.

Alles Volk zog nach Gelnhauſen lärmend zurück, um Gockels Palaſt zu plündern und dem Boden gleich zu machen, aber ſie kehrten unterwegs ſo oft in den Wirthshäuſern ein, daß ſie erſt in tiefer Nacht auf dem Markte ankamen, wo ihnen der Nachtwächter entgegen ſang:

„Hört ihr Herrn und laßt euch ſagen,
Die Glocke hat zwölf Uhr geſchlagen,
Aber das iſt noch gar nicht viel
Gegen ein Schloß, das in Staub zerfiel;
Hier hat's geſtanden lang und breit,
Wir leben in wunderbarer Zeit;
Der Markt iſt leer als wie zuvor,
Die Kuh ſteht wieder vor dem alten Thor,
Schaut an ihr Herren dieſes Wunder
Gieng ſchnell, wie es entſtanden, unter;
Bewahrt das Feuer und das Licht,
Daß nicht der Stadt ſelbſt Unglück g'ſchieht,
Und lobet Gott den Herrn."

Wirklich war auch das herrliche Schloß Gockels und alle ſeine Gärten und Alles, was darin war, mit Mann und Maus verſchwunden; auf dem Markte plätſcherte der alte Stadtbrunnen, als wenn er gar nichts wüßte. Die guten Bürger giengen nach Hauſe, nachdem ſie lange in die leere Luft geſchaut hatten, und überlegten, wo ſie mit allen ihren Semmeln und Braten hin ſollten, da der große Hofſtaat Gockels nicht mehr bei ihnen einkaufen würde. — Die guten Gelnhauſener konnten aber doch nicht viel ſchlafen, denn der Bürgermeiſter hatte von der Eierburg bis auf das Rathhaus eine lange Reihe von Nachtwächtern aufgeſtellt, welche ſich einander zublieſen, wie Eifraſius und Eilegia ſich befänden, was der Leibarzt alle Viertelſtunden auf der Schloßwache melden ließ, und was die Nachtswächter ſich in der ganzen Stadt wieder zuflüſterten, wozu die unzähligen Metz-

gehunde bellten und heulten und alle Hähne krähten. Es war eine beispiellos angestrengte, theilnahmvolle, schlaflose, patriotische Nacht für Gelnhausen. Kaum hatten die Bürger die Schlafkappen aufgesetzt, als plötzlich alle Nachtwächter an den Fensterladen pochten und ausriefen:

„Patriotisches Gelnhausen jubilire,
Deine Fenster gleich all' illuminire,
Hochlöbliche städtische Metzgerschaft
Beurkunde jetzt deiner Treue Kraft;
Liefre Schweinsblasen viel und billig,
Zeig' edles Gelnhausen dich willig,
Laß' donnern den hehren Feierknall,
Erfülle die Nacht mit Freudenschall;
Gifraslus und Eilegia theuer
Geruhen harmonisch ungeheuer
Zu ruhen, zu schlafen und zu schnarchen,
Wer kann's ihnen unterthänigst verargen?
Es war ja, was ich schier heiser sag,
Wohl gestern fürwahr ein heißer Tag.
Prinz Kronovus im Oberhof-Ofenloch
Ist ganz wohl auf und singt munter noch:
„Gackeleia, liebste Gackeleia mein,
„Wann werden wir wieder beisammen seyn."

Postskriptum.

„Jetzt allgemeine Illumination,
Nebst großer Blasendetonation;
Morgen früh vor dem Hanauerthor
Große Parade vom Nachtwächterchor,
Dann nach Gierburg Deputation
Vom weißgekleideten Bataillon
Der Mädchen, Blumen zu streuen,
Sie können heute Nacht noch heuen
Im Mondschein auf städtischer Weide;
Das keinen Schaden doch leide
Die Au bürgermeisterlicher Schafe
Wird geboten bei fünf Gulden Strafe."

Auf dieſe Bekanntmachung hatten ſchon mehrere Bürger ihre Nachtlichter ans Fenſter geſtellt, da kam ein anderer Befehl:

„Der Patriotismus ſoll ſich noch faſſen
Und alles Obige unterlaſſen;
Nach einem ärztlichen Conſulte
Sind zu vermeiden alle Tumulte.
Ein Geneſungsfeſt in leiſeſter Stille
Iſt Eifraſti allerweiſeſter Wille.

Die guten Bürger waren ſo müd und ſchläfrig, daß ſie ihren Patriotismus diesmal beruhigen ließen, und ganz Gelnhauſen in das tiefe Schnarchen der Eierburger einſtimmte. — Auf dem Markt am folgenden Tag ſtieg der Eierpreis um 3 und $\frac{7}{87}$ Procent.

Der arme Gockel, die arme Frau Hinkel, die arme Gackeleia zogen wieder wie ehedem durch den wilden Wald nach dem alten Schloß; aber ſie waren viel trauriger und redeten kein Wort, ja Frau Hinkel hatte gar die Schürze über den Kopf gehängt, weil ſie ſich ſchämte, ſo häßlich geworden zu ſeyn. Als ſie auf einer Höhe angekommen waren, wo man Gelnhauſen noch einmal ſehen konnte, drehte ſich Gockel um, und ſprach: „unſeliger Ort, wo ich um den köſtlichen Ring Salomonis betrogen ward; abſcheulicher, undankbarer Eifraſius, wie ſchändlich haſt du mich in meinem Unglück verſtoßen, und haſt nicht daran gedacht, mir die hundert Stück neue Gockeld'ors wieder zu geben, die du in glücklicher Zeit von mir geborgt.“ Frau Hinkel aber rief aus: „o Königin Eilegia! wie manches indianiſche Vogelneſt ſammt den Eiern habe ich dir zum Geſchenk gemacht, wie viele Eierſpeiſen habe ich dich bereiten gelehrt, wie viel hundert Oſtereier habe ich dir mit ſchönen Blumen und Blättern bunt geſotten, die ſchönſten Muſter zu Hauben und Garnituren a l'öff de Puffpuff habe ich dir mitgetheilt, und nun,

da wir den Ring verloren und arm geworden, lässest du Undankbare mich zerlumpt und hungernd über die Gränze führen!“ — Nun erhob auch Gackeleia ihre Stimme und sprach: „Ach du herzliebes Prinzchen Kronovus, du bist doch der Beste von Allen, du hast mir deinen Thaler geschenkt und dein Taschentuch gereicht, daß ich mich abwischen konnte; du willst mir dein Taschengeld alle Sonnabend am Entenpfuhl bei den Vergißmeinnicht in ein Ei verstecken; ach, du bist doch mein guter Kronovus geblieben und hast die arme, schmutzige Gackeleia nicht von dir weggestoßen. Ach, es thut mir recht leid, daß ich in der Angst vergessen, dir meine herrliche Puppe zum Andenken zu schenken.“

Kaum hatte Gackeleia das Wort Puppe ausgesprochen, als Gockel zornig nach ihr blickte und sprach: „du unseliges Kind! du hast eine Puppe? welche Puppe? woher hast du die Puppe? weißt du nicht mehr das Urtheil bei dem hochnothpeinlichen Halsgericht wegen der Ermordung Gallina's, daß du von nun an und nimmermehr keine Puppe haben darfst! — ach, ich ahnde die Ursache meines Verderbens!“ Und da er hierauf die kleine Gackeleia ergreifen wollte, lief sie vor dem erzürnten Vater nach dem äußersten Rande eines Felsens hin, der über einen schroffen Abhang hinausragte. Frau Hinkel schrie: „um Gotteswillen, das Kind fällt sich zu Tode!“ und hielt Gockel beim Arme zurück. Gackeleia aber kniete auf dem äußersten Rande des Felsens, breitete ihre Aermchen gegen den Vater aus und sprach:

„Vater Gockel ach verzeih',
Mutter Hinkel steh' mir bei,
Oder Gackeleia klein
Springt und bricht sich Hals und Bein!“

Da bat die Frau Hinkel den Gockel sehr, er solle dem Kind verzeihen, und Gockel sagte: sie solle nur Alles erzählen, was sie angestellt, er werde sie nicht umbringen.

„Erzähle Gackeleia", ſagte die Mutter, „wo haſt du eine Puppe herbekommen?" Da war Gackeleia in großer Angſt, denn der Vater riß während der Erzählung an einer Birke, die bei dem Felſen ſtand, dann und wann ein Zweiglein ab, und es ſah ſo ziemlich aus, als wenn er, wo nicht einen Beſen, doch wenigſtens eine Ruthe binden wolle; aber was half Alles, das Kind mußte ſprechen und ſprach:

„An mein Gärtchen kam heut Morgen
Ein alt Männchen ganz voll Sorgen,
Ließ vor mir im Tanz ſich drehn
Ach! ein Püppchen, wunderſchön."

„Da haben wir es", rief Gockel und riß ein ſtarkes Birkenreis ab, „da haben wir die ſaubere Beſcheerung, eine Puppe, o es iſt himmelſchreiend!" Gackeleia aber ſagte geſchwind:

„Keine Puppe, es iſt nur
Eine ſchöne Kunſtfigur,
Eine kleine Gärtnerin,
Lehrerin und Tänzerin,
Wirthin, Hirtin und ſo weiter,
Jede hat beſondre Kleider."

„Abſcheulich, abſcheulich!" ſagte Gockel, aber Gackeleia fuhr fort:

„Allerliebſt, kaum auszuſprechen,
Mir wollt' ſchier das Herz zerbrechen
Nach dem ſchönen Wunderding;
Als es an zu laufen fieng,
Als die Räder in ihm knarrten,
Wollt' es zu mir in den Garten,
Lief am Gitter hin und her,
Als ob es lebendig wär'.
Und ich glaubt' des Alten Schwur,
Daß es eine Kunſtfigur,
Daß es keine Puppe ſey,
Dacht' nichts Arges mir dabei."

„Schöne Ausreden", ſagte Gockel unwillig und riß wieder ein Birkenreis ab; Gackeleia gefiel das gar nicht, und ſie ſagte:

„Vater, bitte, bitte ſchön,
Laß das Birkenreis doch ſtehn,
Ach ich ſorg' vor Angſt verwiret,
Daß es eine Ruthe wird."

Da ſprach Gockel ernſthaft:

„Gackeleia glaub' du nur,
Daß es eine Kunſtfigur,
Daß es keine Ruthe ſey,
Denk' nichts Arges dir dabei."

Da ſagte Gackeleia:

„Kunſtfigur von Birkenreis?
Ach du machſt mir gar zu heiß!"

Und Gockel ſagte:

„Kunſtfigur für Kunſtfigur,
Ruthe für die Puppe nur."

Da ward Gackeleia wieder ſehr betrübt und ſchrie wieder ganz erbärmlich:

„Vater Gockel ach verzeih',
Mutter Hinkel ſteh' mir bei,
Oder Gackeleia klein,
Springt und bricht ſich Hals und Bein!"

Frau Hinkel bat ſehr, und Gockel ſagte: „ich werde ſie nicht umbringen, ſie ſoll nur erzählen, was der Alte weiter geſagt hat, und was ſie ihm für die Kunſtfigur gegeben hat." Da fuhr Gackeleia fort:

„Ach der Alte weinte ſehr,
Hätt' nicht Vater, Mutter mehr,
Bruder nicht, noch Schweſterlein,
Keinen Sohn, kein Töchterlein,
Keinen Vetter, keine Baſe,
Nichts als eine lange Naſe,
Einen Bart ganz weiß und lang,
War betrübt und angſt und bang."

„Der alte Schelm", rief da Frau Hinkel aus und riß nun auch ein ſtarkes Birkenreis ab, „der alte Schelm iſt ſchuld, daß ich auch wieder eine ſo häßliche lange Naſe habe." Und Gockel ſagte: „Schau, Frau Hinkel, jetzt merkſt du auch, was wir ihm zu danken haben, du die Naſe und ich den Bart. O unglückſelige Kunſtfigur, was ſind wir für abſcheuliche Figuren durch dich geworden. Aber erzähle weiter Gackeleia, was wollte er für die Puppe"? Da erwiederte Gackeleia mit großer Angſt:

„Für die ſchöne Kunſtfigur
Wollt' in deinen Ring er nur
Einmal ein klein bischen blicken,
Seinen Kummer zu erquicken."

„O du abgefeimter Gaudieb", rief Gockel aus, „o du unſeliges, leichtſinniges, ſpielſüchtiges Kind! — und da zogſt du mir den Ring im Schlafe ab, und gabſt dem Schelmen den Ring, ſprich, ſprich, haſt du das gethan? ſprich gleich, oder ich werfe dich auf der Stelle vom Felſen hinab." Da rief Gackeleia wieder in großer Angſt:

„Vater Gockel ach verzeih',
Mutter Hinkel ſteh' mir bei;
Ja als Vater Gockel ſchlief,
Mit dem Ring ich zu ihm lief,
Doch er ſah nicht lang hinein,
Gab zurück den Edelſtein,
Den ich ſchnell zurückgebracht,
Eh' der Vater aufgewacht.
Ach ich will's nicht wieder thun,
Einmal iſt das Unglück nun
Durch mich böſes Kind geſchehn.
Werdet ihr die Puppe ſehn —
Nein nicht Puppe, es iſt nur
Eine ſchöne Kunſtfigur,
Ganz natürlich nach dem Leben —
Ach ihr müßt mir dann vergeben."

Und nun nahm ſie die Puppe aus ihrem Körbchen, das ſie am Arm hängen hatte, zog das Uhrwerk auf, und die kleine Reiſende ſchnurrte ſo artig zwiſchen dem Thymian auf dem Felſen herum, daß Gackeleia ihr, in die Hände patſchend, nachlief. Da erwiſchte der alte Gockel das Kind beim Arm und ſagte: „Nun habe ich dich, habe ich dir nicht tauſendmal verboten, meinen Ring ohne meine Erlaubniß anzurühren? Du haſt ihn aber dem alten Betrüger gegeben, und der hat ihn mit einem andern vertauſcht, der keinen Heller werth iſt, und ſo haſt du deine Eltern und dich in Schande und Armuth gebracht durch deine Begierde nach einer elenden Puppe“. Da ſchrie Gackeleia ganz erbärmlich:

„Keine Puppe, es iſt nur
Eine ſchöne Kunſtfigur.
Vater, Vater laß mich los!
Ach ſie läuft durch Stein und Moos
Von dem Fels in vollem Lauf,
Mutter Hinkel halt' ſie auf!
Daß ſie nicht den Hals zerbricht;
Denn ſie kennt die Wege nicht.“

Die kleine Puppe lief auch ganz wie toll den Felſen hinunter, und Frau Hinkel wollte ſie aufhalten, aber glitt auf dem glatten Raſen aus und rutſchte ein ziemlich Stück Weg hinab.

Darüber wurde der alte Gockel noch viel ungeduldiger und ſagte: „nun ſieh, das Unglück, deine Mutter bricht noch ſchier ein Bein über der abſcheulichen Puppe. Recht muß ſeyn, du haſt unverzeihlich gefehlt; jetzt wähle Gackeleia: entweder kriegſt du hier recht tüchtig die Ruthe, oder du läßt die Puppe laufen“, und da Gackeleia wieder ſchrie:

„Keine Puppe, es iſt nur
Eine ſchöne Kunſtfigur,
Nach der Uhr und nach der Schnur,
Und ein Mäuschen von Natur.“ —

legte Gockel ſie über das Knie und gab ihr tüchtig die Ruthe mit den Worten:

„Keine Ruthe, es iſt nur
Eine Birken-Kunſtfigur,
Und du kriegſt ſie nach der Schnur,
O du Nichtsnutz von Natur!“

Und Gackeleia ſchrie:

„Mutter halt', o Jemine!
Halt' ſie auf, ſie thut ſich weh.“

Und Gockel ſchlug immer zu und ſchrie:

„Jixe, fixe, Domine
Thut die ganze Woche weh!“

Er hätte auch noch länger zugeſchlagen, aber Frau Hinkel ſchrie ſo erbärmlich, ſie könne nicht wieder herauf, daß Gockel das Kind los ließ und hinabgieng, ihr zu helfen. Kaum aber war Gackeleia los, ſo rüttelte und ſchüttelte ſie ſich über die fatale Kunſtfigur, die ſie empfunden hatte, und lief ihrer flüchtig gewordenen ſchönen Kunſtfigur nach, die ſie eben unten im Thale über den Steg eines Baches laufen ſah; die Puppe lief, als ob ſie vier Beine hätte, über den Steg und links um und in den Wald hinein und Gackeleia immer hinter ihr drein.

Gockel hatte indeſſen Frau Hinkel durch einen Umweg wieder auf die Höhe hinauf gebracht, und ſie klagten ſich unterwegs einander, wie der Schelm, der ſie durch Gackeleia's Spielſucht um den köſtlichen Ring Salomonis gebracht, gewiß einer von den alten Petſchierſtechern ſey, die ihn einſt um den Hahn Alektryo hatten betrügen wollen. Als ſie unter ſolchen Reden auf den Fels zurückkamen und die Gackeleia nicht mehr ſahen, riefen ſie nach allen Seiten nach dem Kinde, aber nirgends hörten und ſahen ſie etwas von ihr. Da ward ihr Kummer um allen ihren Verluſt in eine große Sorge um ihr Kind verwandelt, ſie liefen hin und her und ſchrieen durch den Wald: „Gackeleia, Gackeleia!“ und

wenn das Echo wieder rief: Eia, Eia! glaubten ſie, das Kind antworte, und ſo verirrten ſie ſich immer tiefer in der Wildniß, bis ſie endlich beide, ach aber ohne Gackeleia, ſich bei ihrem Stammſchloſſe wieder fanden. Die Vögel wachten alle auf und flogen wie alte Bekannte um ſie her und grüßten ſie, aber Gockel und Hinkel riefen immer in alle Büſche hinein:

„Gackeleia, komm doch nur,
S'iſt ja eine Kunſtfigur,
Komm' es ſoll dir nichts geſchehn,
Wenn wir dich nur wieder ſehn."

Aber keine Antwort von keiner Seite. Da ſaßen die zwei armen Eltern auf der Schwelle des alten Hühnerſtalles nieder und weinten die ganze Nacht bitterlich, und alle Vögelein weinten mit. Am Morgen aber ſchnitt ſich Gockel einen tüchtigen Knotenſtock und gab auch der Frau Hinkel einen und ſagte: „Liebe Frau! wir ſind arme Leute geworden; aber es gebührt einem Raugrafen Gockel von Hanau und einer Raugräfin Hinkel von Hennegau nicht, im Unglücke zu verzweifeln; laß uns auf Gott vertrauen und unſer Fräulein Tochter Gackeleia durch die weite Welt ſuchen, und ſollten wir unterwegs Hungers ſterben. Geh' du links, und ich geh' rechts. Alle Monate kommen wir hier wieder zuſammen und ſagen uns einander, was wir entdeckt haben, dabei können wir zugleich dem Dieb unſers Ringes nachforſchen." Frau Hinkel war das zufrieden, ſie umarmten ſich beide unter bitteren Thränen und wanderten dann auf getrennten Wegen, Herr Gockel rechts, Frau Hinkel links. Und wenn ſie in die Dörfer oder Städte kamen, ſangen ſie vor allen Thüren:

„Habt ihr nicht ein Kind geſehn?
Ein klein Mägdlein wunderſchön,
Blaue Augen, rothe Backen,
Zähnchen weiß zum Nüſſeknacken,
Einen rothen Kirſchenmund,
Friſch und froh und dick und rund,

Glänzend wie ein Mandelkern,
Hüpft und ſpielt und ſingt ſo gern.
Es hat einen blonden Zopf,
Einen Strohhut auf dem Kopf,
Trägt auch eine alte Juppe
Und läuft hinter einer Puppe
Her und ſchreit, es ja ſey nur
Eine ſchöne Kunſtfigur.
Barfuß läuft es ohne Schuh,
Fragt man es, wie heißeſt du?
Sagt es gleich ganz freundlich: „Eja
Ich bin Gockels Gackeleia.“
Ach das Kind hab' ich verloren
Und hab' einen Eid geſchworen,
Nicht zu ruhn, bis ich das Kind
Gackeleia wieder find'!“

Aber immer ſagten die Leute:

„Wir haben ſo kein Kind geſehn,
Ihr armer Menſch müßt weiter gehn;
Da habet ihr ein Stücklein Brod,
Gott helfe euch in eurer Noth!“

Da nahmen ſie dann das Brod, die armen Eltern, und aſſen es mit Thränen und ſetzten ihren Stab traurig weiter.

So waren ſie ſchon dreimal wieder in dem alten Schloße ohne Gackeleia zuſammen gekommen, hatten mit großem Jammer im alten Hühnerſtall geſchlafen, und ſich ihre vergeblichen Nachforſchungen einander mitgetheilt. „Ach Gott“, ſagte Frau Hinkel, „das arme Kind iſt gewiß umgekommen, hätteſt du es doch nicht ſo hart wegen der Puppe behandelt.“ Da erwiederte Gockel: „Und hätteſt du beſſer auf ſie Acht gegeben, ſo hätten wir den Ring und das Kind nicht verloren; nichts iſt leichter zu ſagen, als — hätteſt du. Laſſe uns lieber auf dem Grabe des Alektryo in der Kapelle recht herzlich beten, daß wir das Kind morgen zum viertenmale nicht vergebens ſuchen mögen.“ Hierauf giengen ſie nach der Kapelle

und beteten recht eifrig, legten ſich dann auf ihr Mooslager und ſchliefen einen gar ſüßen Schlaf und träumten von Gackeleia.

Gegen Morgen hörte Gockel noch halb im Schlafe etwas um ſich her raſſeln, es war noch ſehr dunkel in dem Stalle; aber er ſah etwas an der Erde hinlaufen und verſchwinden, er ſtieß Frau Hinkel und ſagte: „Mir war gerade, als wenn die fatale Puppe der Gackeleia vorüber gelaufen wäre.“ Da ſprach eine Stimme:

„Keine Puppe, es iſt nur,
Eine ſchöne Kunſtfigur.“

Gockel meinte, Frau Hinkel habe das geſagt, und verwies ihr, daß auch ſie ſo eigenſinnig wie Gackeleia ſpreche. Frau Hinkel hatte ſchlaftrunken die Worte gehört und behauptete, er habe es ſelbſt geſagt. Sie wollten eben zu zanken anfangen, als ſie leiſe an der Thüre pochen hörten. Sie fuhren ordentlich vor Schrecken zuſammen, wer das wohl ſeyn könne, der in dem wüſten zerſtörten Schloſſe ſo leiſe anpoche. Da es aber zum drittenmale pochte, fragte Gockel laut: „Wer iſt draus?“ und es antwortete eine männliche Stimme: „Ich bitte allerunterthänigſt um Verzeihung, Herr Graf, daß ich ſo früh ſtöre, aber die Eſeltreiber laſſen mir keine Ruhe; ſie ſagen, daß ich ihnen drei Zentner Käſe aus der gräflichen Käſefabrik auf ihre Thiere packen ſoll, nun wollte ich doch den Befehl des Heren Grafen ſelbſt abholen.“

Gockel wußte auf dieſe Rede gar nicht, wo ihm der Kopf ſtand; „drei Zentner Käſe“, ſagte er, „aus der gräflichen Käſefabrik, haſt du gehört Hinkel?“ „Ja“, ſagte Frau Hinkel, „was kann das ſeyn? ich weiß nicht, ob ich träume oder wache.“ Da der Mann aber immer von neuem pochte und um die Erlaubniß bat, die Käſe abzuliefern, ſchrie Gockel heftig: „biſt du, der da pochet, toll oder ein Spötter, der einen armen Greis zum Narren haben will? ſo nehme dich

in Acht, oder ich komme mit dem Knotenſtock über dich. Wo habe ich denn Käſe oder eine Käſefabrik? Gehe von dannen und gönne den Armen ihr einziges Gut: die Ruhe und den Schlaf.“ Da antwortete die Stimme wieder: „Gnädigſter Graf, vergebet mir, daß ich euch erweckte, ich ſehe wohl, daß ihr den Leuten die Käſe nicht abliefern laſſen wollet, ich werde ſie abweiſen!“

Nun hörte Gockel draußen auf dem Hofe ſprechen und hin und wieder gehen, und ſeine Verwunderung, was das zu bedeuten habe, wuchs immer mehr. „Ach“, ſagte er zu ſeiner Frau, „ich fürchte faſt, es iſt irgend eine Nachſtellung von unſern Feinden aus Gelnhauſen, die uns ermorden wollen.“ „Das wäre entſetzlich“, erwiederte Frau Hinkel und drückte ſich in der Angſt dicht an ihn. Da pochte es wieder an der Thüre, und Gockel rief zwar erſchrocken, aber doch ziemlich laut: „Wer da?“ Da antwortete eine andere Stimme: „Eurer Hochgräflichen Gnaden unterthänigſter Küchenmeiſter fragt an, ob er einen Zentner Schinken aus der gräflichen Rauchkammer abliefern darf, welche auf den drei Eſeln, die vom König Siſſi angekommen ſind, abgeholt werden ſollen?“

Gockel, dem bei dieſen Reden zu Muthe ward, wie einem Hahn ohne Kopf, rief aus: „Warte, ich will dir Schinken geben, du nichtswürdiger Spötter!“ indem er aufſprang und nach ſeinem Stocke ſuchte. Als er aber ganz klar und deutlich drei Eſel vor der Thüre ſchreien hörte, rief er und Frau Hinkel zugleich: „Herr Jemine, die Eſel ſind wirklich da.“ Es war noch dunkel in dem Stalle, der kein Fenſter hatte, und deſſen verſchloſſene Thüre nur durch einen Spalt einen Schimmer des Tages hereinfallen ließ. Gockel tappte an der Wand nach ſeinem Knotenſtock herum, und plötzlich wurde er von ein paar zarten Armen herzlich umſchloſſen, ſo daß er laut aufſchrie: „um Gotteswillen, wer iſt das?“ Aber die Unbekannte hörte nicht auf, ihn mit den zärtlich-

ſten Küſſen zu bedecken, und als Frau Hinkel auch dazu kam, gieng es derſelben nicht beſſer; und da ſie ſich in dieſe Liebkoſungen gar nicht finden konnten, ſagte endlich das unbekannte Weſen mit einer wohlbekannten Stimme zu ihnen: „Ach! kennt ihr denn euer Töchterlein Gackeleia gar nicht mehr?“ — „Du, Gackeleia?“ riefen Beide aus, „nein das iſt nicht möglich, du biſt ja eine erwachſene Jungfrau.“ — „Ach, groß oder klein“, antwortete es, „ich bin doch eure Gackeleia“, und da riß ſie die Thüre auf, und es fiel zu gleicher Zeit ſo viel Fremdes und Wunderbares in die Augen des alten Gockels und der Frau Hinkel, daß ſie ſich einander in die Arme ſanken und weinen mußten.

Erſtens ſahen ſie wirklich die ganze Gackeleia vor ſich, aber nicht mehr als ein kleines Mädchen, ſondern als eine blühende, wunderſchöne, allerliebſt geputzte Jungfrau; und zweitens ſahen ſie ſich ſelbſt beide nicht mehr alt und in Lumpen, ſondern als zwei ſchöne wohlbekleidete Leute in den beſten Jahren; und drittens ſahen ſie durch die Thüre nicht mehr in einen verfallenen, mit Schutt und wildem Unkraut bewachſenen Burghof hinaus, ſondern in einen ſchön gepflaſterten, reinlichen Hof von ſchönen Schloßgebäuden, Ställen, Gärten und Terraſſen umgeben; in der Mitte des Hofes aber, an einem plätſchernden Springbrunnen, ſahen ſie drei verdrießliche alte Eſel mit langen Ohren angebunden, welche die Köpfe zuſammendrückten, als ob ſie ſich ſchämten. Auch ſahen ſie allerlei Bediente in ſchönen Livreen geſchäftig auf und niedergehen, die immer, ſo oft ſie am Hühnerſtall vorüber kamen, tiefe Verbeugungen machten und ſchönen guten Morgen wünſchten.

„Ach, was iſt das, es iſt nicht möglich, woher alle dieſe Wunder?“ rief Gockel aus; da reichte Gackeleia ihm ihre ſchöne Hand und ſah ihm freundlich lächelnd in die Augen, und Gockel ſchrie mit lautem Jubel aus: „ach der Ring, der köſtliche Ring Salomonis iſt wieder da, den du

durch die Puppe verloren!“ Da ſagte aber Gackeleia gleich wieder:

„Keine Puppe, es iſt nur
Eine ſchöne Kunſtfigur“,

und Gockel ſagte: „meinetwegen, ich will dir die Ruhe nicht mehr geben, du biſt auch zu groß dazu, und Alles iſt ja wieder gut.“ „Aber wie haſt du nur Alles angefangen?“ ſagte Frau Hinkel, welche immer um die ſchöne, prächtige Jungfrau herumgegangen war, ſie zu betrachten und zu küßen und zu drücken, „um Gotteswillen, Herz-Wunder-Gackeleia, erzähle!“ „Ja, erzähle“, rief Gockel und drückte ſie herzlich an ſeine Bruſt. Gackeleia aber erwiederte: „lobet mich nicht zu ſehr, geliebter Vater, denn all unſer neues Glück haben wir allein Euch ſelbſt zu verdanken.“ „Mir?“ fragte Gockel, „das müßte ſeltſam zugehen; ach ich habe ja nichts thun können, als vor den Häuſern nach dir ſuchend herumbetteln.“ Da ſagte Gackeleia: „ſchon gut, Ihr ſollt Alles hören; folgt mir nur an einen andern Ort, wir wollen das wieder hergeſtellte Stammſchloß unſrer lieben Vorfahren einmal ein wenig durchmuſtern, wir werden gewiß ein Plätzchen finden, wo es uns beſſer gefällt, als in dem alten Hühnerſtall, in dem wir ohnedieß dem Federvieh Platz machen wollen, das gleich wieder hinein muß.“ Da drehte Gackeleia den Ring und ſprach:

„Salomon, du weiſer König,
Dem die Geiſter unterthänig,
Fülle gleich den Hühnerſtall,
Laſſ' die bunten Hühner all'
Gackeln, ſcharren, glucken, brüten,
Und vom hohen Hahn behüten;
Alle ſoll er überſehen,
Stolz mit Spornen einhergehen,
Kamm und Sichelſchweif hoch tragen,
Streitbar mit den Flügeln ſchlagen;

Krähen wie ein Heftrompeter,
Daß bei ſeinem Anblick Jeder
Ganz mit Wahrheit ſagen kann:
„Das iſt recht ein Rittersmann.“
Bringe uns auch ſchöne Pfauen,
Die bei ihren grauen Frauen
Gold'ne Augenräder ſchlagen,
Abends nach der Sonne klagen.
Gieb uns dann auch wälſche Hahnen,
Zornig ſchwarze Indianen,
Solch' hoffärtige Geſellen,
Denen roth die Hälſe ſchwellen,
Die ſich kollernd neidiſch blähen,
Wenn ſie rothe Farben ſehen,
Aufgeſpreizt mit Hofmanieren
Um die Hennen her turnieren.
Scheuk' uns Enten bunt und prächtig,
Weiße Gänſe, die bedächtig
Nach dem Wolkenhimmel ſehn
Und auf einem Beine ſtehn,
Oder auf der Wieſe gackeln,
Bis ſie in das Waſſer wackeln.
Laſſe auch ſchneeweiße Schwäne,
Rein, wie blanke Silberkähne,
Ernſt und klar mit edlem Schweigen
Schwimmen in den Spiegelteichen.
Auf dem Dache laß' ſich drehen
Tauben, ſchimmernd anzuſehen,
Um den Hals mit gold'nen Strahlen,
Schöner, als man ſie kann malen.
Alles ſey recht auserleſen,
Wie's im Paradies geweſen.
Ringlein, Ringlein dreh' dich um,
Mach's recht ſchön, ich bitt' dich drum.“

Kaum hatte Gackeleia dieſes geſagt, als aus dem Hühnerſtalle, den ſie verlaſſen hatten, ihnen eine Schaar der bunteſten Hühner, Pfauen, Puter, Enten, Gänſe und

Schwäne nachſtrömte, und auf dem Dache Alles von Tauben wimmelte. Gockel und Hinkel hatten die größte Freude an dem herrlichen Federgeviehzel und folgten, nachdem ſie Alles einzeln bewundert hatten, der Gackeleia in das Schloß. Freudig und neugierig betrachteten ſie eine Reihe von Gemächern und Sälen, welche alle mit dem prächtigſten alten Hausrath verſehen waren, und traten endlich oben auf einer Terraſſe heraus, von welcher ſie herab in den Hühnerhof, links auf das Schloß und vor ſich hin Gärten und Wald in die Ferne bis nach Gelnhauſen und Hanau ſahen.

„Hier iſt es gar ſchön", ſagte Gackeleia, „ſeht wie die ſchönen Tauben neben uns ſchweben, und der Pfau ſieht auf der Spitze des Thurmes der Sonne entgegen; hier will ich Euch Alles erzählen, wie ich den Ring wieder erhalten habe, aber wir wollen auch etwas frühſtücken." Kaum hatte ſie dieſes geſagt, als ein alter Diener einen großen Präſentirteller mit Früchten und kaltem Fleiſchwerk und feinem Gebackenem und Wein und Milch über die Treppe heraufbrachte, und als er Alles vor ſie niedergeſetzt hatte, nochmals fragte: „ſollen die drei Eſel mit dem Käſe und den Schinken bepackt werden!" „Ja", ſagte Gackeleia, „und daß nur Alles recht gut und ausgeſucht ſey; ich werde hernach das Weitere ſelbſt befehlen." Gockel und Hinkel waren ſehr begierig nach ihrer Erzählung und baten ſie zu beginnen. Da erzählte ſie Folgendes:

„Lieber Vater, als meine Puppe — nein, meine ſchöne Kunſtfigur — ſo weit vor mir vorausgelaufen und eure Ruthe — nein, eure häßliche Kunſtfigur — ſo dicht hinter mir her war, zappelte ich mit Händen und Füßen, von euerm Knie herunter auf die Beine zu kommen, um meinem lieben Klandeſtinchen nachzueilen, welche bergab lief, wie ſie noch nie gelaufen war; da ließeſt du mich los und eileſt den Felſen hinab der Mutter zu Hülfe, ich aber raffte mein Körbchen auf und rannte über Hals und Kopf der Kunſtfi-

UNIVERSITAETS·BIBLIOTHEK·MUENCHEN

gur nach, die einen guten Vorſprung hatte. Da wir aber in den dichten Wald kamen, hinderten ſie öfter Gras und Geſträuch im Lauf, und ich war ihr endlich ſo nah, daß ich die Hand ausſtreckte, ſie zu ergreifen, aber in demſelben Augenblick entſchlüpfte ſie zwiſchen zwei Felsſtücken in eine kleine Höhle. — Ich war in der größten Betrübniß, ich konnte ihr nicht nach; ich kniete vor der Oeffnung nieder und rief zu ihr hinein: „Klandeſtinchen, Klandeſtinchen! wie handelſt du ſo undankbar gegen mich, ich habe dich ſo lieb, ſo lieb, daß ich lieber die ſchimpflichſte Strafe über mich ergehen ließ, als dich zu verlaſſen, und jetzt verſteckſt du dich vor mir, als wenn ich deine ärgſte Feindin wäre.“

„Als ich dieſe Worte geſprochen hatte, fiel mir auch erſt ein, wie ſehr weit ich von Euch, liebe Aeltern, fortgelaufen war; ich ſah die Sonne bereits ſinken und war außer allem Weg und Steg. Weinend ſchrie ich in den Wald hinein: „Vater Gockel, Mutter Hinkel!“ aber Alles war vergebens, nur das Echo antwortete mir. Dann fiel mir ein, daß jetzt die Stunde ſey, wo der alte Mann geſagt, daß die Puppe etwas müſſe zu knuppern haben; ich holte etwas Zuckerbrod aus meinem Körbchen und legte es auf ein reines Blatt vor die kleine Höhle und füllte meinen Fingerhut in einem nahen Quell und ſtellte ihn aufrecht in den feuchten Sand gedrückt darneben, dann rief ich in das Höhlchen hinein: „Klandeſtinchen, wenn's gefällig iſt, es iſt ſervirt.“ — Ich dachte, der Alte hat von ihrem guten Appetit geſprochen, ſie hat Bewegung genug gehabt, es ſollte ihr wohl ſchmecken, wenn ſie merkt, daß aufgetragen iſt. Ich ſelbſt hatte Hunger, und nahm ein Stück hartes Brod aus meinem Bettelſack, tauchte es ins Waſſer und aß in einiger Entfernung, weil ich gehört hatte, daß ſie ſich nicht gern beim Eſſen zuſehen laſſe. — Ach ich war ſo müd, ſo müd, Hände und Füße zuckten mir, ich lag im Gras, der Schlaf krabbelte mir den Rücken herauf und machte mir die Augendeckelchen zu, denn

das Sandmännchen kam und wollte mir Sand hinein ſtreuen, und das wäre nicht gut geweſen, aber ich raffte mich noch einmahl auf und wuſch mich ein bischen am Bach, weil ich ſo viel Staub und Schmutz im Geſicht und an Händen und Füßen hatte, denn ich habe nie vergeſſen, was die Mutter mich gelehrt, man ſoll nie ungewaſchen und ungebetet zu Tiſche gehen, aufſtehen und ſchlafen gehen. — Ich ſetzte mich alſo ins weiche Moos, und war ſo müd, ſo müd und wußte nicht, ſollte ich mich rechts, ſollte ich mich links legen, und ſagte alle meine Kindergebetchen durch einander her:

„Guten Abend, gute Nacht,
Von Sternen bedacht,
Vom Mond angelacht,
Von Engeln bewacht,
Von Blumen umbaut,
Von Roſen beſchaut,
Von Lilien berhaut,
Den Veilchen vertraut;
Schlupf' unter die Deck'
Dich reck' und dich ſtreck',
Schlaf fromm und ſchlaf ſtill,
Wenns Herrgottchen will,
Früh Morgen ohn' Sorgen
Das Schwälbchen dich weck'!"

Unter dieſen Gebetchen kehrte ich mich nach einer Seite, zuckte noch einige Male und ſchlief ein.

Da träumte mir, ich ſehe Clandeſtinchen die ſchöne Kunſtfigur aus der Höhle kommen, ſie verzehrte das Zuckerbrod, ſie trank aus dem Fingerhut, und kam nachher zu meinem Bettchen und ſagte: „Herzkind, Gackeleia, ſchlaf nur ſüß fort, denn nur im Schlaf kannſt du mich verſtehen; ſag, ſüß Lieb! darf ich wohl ein bischen zu dir kommen? o nimm dein Püppchen in den Arm an dein lieb Herzchen, meine Füßchen ſind ganz wund vom vielen Laufen, auch iſt mir gar nicht wohl, ich muß mich verkältet haben, ach

Kind nimm die Puppe zu dir" — da ſagte ich ganz erſchrocken:

Darf nicht, darf nicht, denn ich ſchwur,
Keine Puppe, ſondern nur
Eine ſchöne Kunſtfigur,
Nach der Uhr und nach der Schnur
Und ein Mäuschen von Natur.

„Ach Gackeleia", ſprach ſie, „das bin ich alles, und noch mehr, ich weiß kaum mehr, was ich bin, ich will dir ja Alles erzählen, nimm mich doch, ich bin ja gewiß keine Puppe." — Hierauf ſchlupfte ſie zu mir und ich hielt ſie ſchlummernd im Arm an meinem Herzen, wobei ich ſagte:

Zu Bett, zu Bett,
Die ein Püppchen hätt',
Die keines hätt',
Muß auch zu Bett!

Und da ich mein Schürzchen uns Beiden gegen den Nachtthau übers Geſicht deckte, ward mir ganz weich ums Herz und ich wiegte das Klandeſtinchen ein bischen, daß es ſchlafen ſollte, und ſprach:

Gia popeia popolen!
Unſer Herr Gottchen mag uns nur holen,
Kommt er mit dem goldenen Lädchen,
Legt uns hinunter ins Gräbchen,
Ueber mich Kräuterlein,
Ueber dich Blümelein,
Bis wir beiſammen im Himmelreich ſein.

Da ſagte die Figur: „Das iſt alles gar ſchön, und man mag die Puppe und die Kunſtfigur nach der Uhr und nach der Schnur in einem goldenen Lädchen immer ins Grab legen, nur das Mäuschen von Natur, muß ich bitten, damit zu verſchonen, denn es muß für Gatte und Familie, für Volk und Vaterland noch lange leben; drum Gackeleia bitte ich dich um Gotteswillen, mache mir das fatale Drathgürtel-

chen los, womit mich der böse Alte unter die verschraubte Kunstfigur festgeschnürt hat, ich habe solches Leibschneiden, ich hab' mich überlaufen, ich hab' mich übergessen, es ist mir zum Sterben, geschwind, geschwind hilf dem Mäuschen von Natur, denn ich bin keine Puppe, keine Kunstfigur, ich bin die unglückliche Mäuse-Prinzessin Sissi von Mandelbiß, der dein Vater einmal das Leben gerettet hat." Da sah ich gleich nach und fand wirklich das schönste weiße Mäuschen von Natur mit einem Drath zwischen kleine Räder befestigt, die an den Füßchen der Puppe angebracht waren, ich machte die arme Prinzessin los, die mir freudig dankte und sagte: „schlaf fort Herz-Gackeleia, gleich komm ich wieder, ich muß mich nothwendig ein bischen bewegen und durch das thauichte Gras laufen, um mich zu waschen und zu erfrischen, gleich komme ich wieder zu dir" — und husch war sie fort."

So weit hatte Gackeleia erzählt, da sah Gockel nach den beiden Mäusen, die sich in ein Stück Kuchen eingefressen hatten und ruhig darin schliefen, und sprach: „Es ist doch eine kurioſe Theater-Prinzessin, die Sissi von Mandelbiß; wo die überall herum kömmt, die kann auch mehr als Brod essen! Aber erzähle weiter, wie ist sie nur mit der Kunstfigur zusammengekommen?"

Da fuhr Gackeleia fort: „Als Sissi wieder kam, schlupfte sie mir dicht ans Ohr, versteckte sich warm in meine Haarlocken und erzählte mir alles ganz ausführlich, und ich war so neugierig, daß ich sie nie unterbrach. Sie sagte: „dein Vater Gockel hat mich und meinen Gemahl Prinz Fifi von Speckelfleck vor der Katze Schurrimurri gerettet und uns wieder nach Haus befördert; der Mord der Gallina durch dieselbe Katze und die Hinrichtung der Katze und der edle Tod Alektryos ward uns durch Musterreiter unsers Volkes erzählet, wir wollten Gallina und Alektryo ein Mausoleum auf dem Mauskirchhof setzen lassen, und da ich mit Prinz Speckelfleck wegen unserer Rettung eine Wahlfahrt nach dem Mausthurm

bei Bingen gelobt hatte, gedachten wir damit eine Kunſtreiſe zu verbinden und uns mit den ſchönſten Mauſoleen in Kirchen und auf Kirchhöfen bekannt zu machen. Prinz Speckelfleck meinte, wir müßten incognito wie gemeine Mäuſe nur in geringen Häuſern einkehren; — ich folgte, aber nie thue ichs wieder, denn was man da erwiſchen kann, iſt nichts werth, und am Ende wird man noch ſelbſt erwiſcht. — So waren wir in Friedberg neben drei alten ſchmutzigen Männern mit langen Bärten im Stroh eingekehrt. Pfiffi ſchlupfte zur Thüre hinaus, mir etwas zu eſſen zu ſuchen, und ich war ſo unbeſonnen dem Geruch von gebranntem Speck in meiner Nähe nach zu gehen, ach ſchon nagte ich ein bischen — klapp that es einen Schlag, die Falle ſchloß ſich zu, und ich war gefangen. Meine Verzweiflung kannſt du dir denken. — Der Schlag der Falle hatte die drei Alten auf dem Stroh erweckt; ſie liefen mit der Falle ans Fenſter, der Tag brach ſchon an. „Da haben wir, was wir brauchen", ſagte der eine, „eine ſchöne, große weiße Maus hat ſich gefangen; die befeſtige ich mit einem Drathgürtel unter die Kunſtfigur, die wir in Nürnberg gekauft haben; das Räderwerk iſt zu ſchwach, die Puppe kann nicht lang laufen, da kann die Maus als Vorſpann dienen, damit ſie von der Stelle kömmt. Geſchwind zünde ein Licht an, ſagte er zu dem Andern, ich will mich gleich an die Arbeit machen." Da ſchlug der Andere Licht, und der Alte hatte mich bald mit einem Drath an die kleine Puppe befeſtigt, die er aus ſeinem Schnappſack holte; dann zog er das Uhrwerk in der Puppe auf und ſetzte ſie an den Boden, und ich lief von dem Saum des ſeidenen Puppenkleides bedeckt an der Erde in großer Angſt umher; da ich aber aus Begierde zu entfliehen, in allen Ecken anſtieß, ergriff er mich mit der Puppe und ſagte mit einem widerlichen Zorn zu mir: „ich muß andre Saiten mit dir aufſpannen, höre Madame weiße Maus, wenn du mir ſo toll herum rennſt, laſſe ich dich hungern, daß du ſchwarz

wirſt, oder gebe dich der Katze, die ſoll dich beſſer tanzen lehren.“ — Vor dieſer Drohung hatte ich einen ſolchen Reſpekt, daß ich mir vornahm, Alles zu thun, was der Alte nur wollte. Er ſprach aber noch allerlei wunderliche Worte Abracadabra über ein Stückchen harten Kuchen, das er mich zu eſſen zwang, es muß das ein Zauberwerk geweſen ſeyn; denn nun mußte ich Alles thun, was er nur wollte, bald laufen, bald hüpfen, bald ſo, bald ſo, wie er verlangte, und auf alle Namen, die er mir gab, hörte ich, wie ein gut abgerichtetes Hündchen. — „Nun“, ſagte er zu den Andern, „reiſen wir nach Gelnhauſen, ich zeige die Puppe der kleinen Gackeleia und ſchwätze ihr leicht den Ring Gockels dafür ab; ich habe ſchon einen ähnlichen nachmachen laſſen, und haben wir den Ring, ſo haben wir für nichts mehr zu ſorgen.“ — Nach dieſen Worten ſteckte er mich mit der Puppe in ſeinen Gürtel, und ſie zogen nach Gelnhauſen. O ich war froh, zu dir, Gackeleia, zu kommen, ich machte die artigſten Sprünge vor dir, ich dachte, wenn du ſchlafen würdeſt, dir Alles zu ſagen, und durch die Großmuth deines Vaters nochmals gerettet zu werden; — das Uebrige weißt du, liebſte Herzgackeleia! — Jetzt aber werde ich dich bald aufwecken, wir ſind nicht weit von der Reſidenz meines Herrn Vaters, Alles iſt gewiß noch in großer Trauer um meinen Verluſt, du ſollſt die Freude ſehen, wenn ich wieder komme. Ich muß dir nur noch ſagen, daß unſre Stadt nicht iſt wie eure Städte, Alles iſt ländlich, ſittlich; du könnteſt nicht bequem bei uns wohnen, es iſt alles zu eng. — Sieh unſre Stadt iſt gegründet worden auf einem ehemaligen Schlachtfeld; der Proviantwagen der Marketenderin und allerlei andere Bagage wurden zerſchlagen und geplündert, und das zwar in einer einſamen unwegſamen Gegend. Meine Vorältern waren als freiwillige Mäuſe mit den Proviantwagen gezogen, und da nun alles zerſtört und die Soldaten fort waren, ließen ſie ſich dort nieder, ſammelten noch andere edle Mäuſe,

richteten Alles in eine vollkommene Stadt ein, und es wird jetzt von dort aus ein großes Mäuſereich regiert. Du wirſt dein blaues Wunder an den herrlichen, geſchmackvollen Anlagen ſehen. Sobald wir dort ſind, laſſe ich dir ein Blumenbettchen auf unſerm Maifeld machen, da legſt du dich gleich nieder und ſchläfſt und kannſt dann Alles verſtehen, was ich ſagen und thun werde, um deinem Vater Gockel den Ring Salomonis wieder zu verſchaffen. — Jetzt erſchrick nicht, ich beiße dich ein bischen ins Ohr, damit du aufwachſt; dann nehme ich einen leuchtenden Johanniswurm in den Mund und laufe vor dir her nach meiner Heimath, da folgſt du mir, wie einer Fackelträgerin. Glück auf Gackeleia!" Nun biß die Prinzeſſin Mandelbiß mich ins Ohrläppchen, und ich erwachte.

Schnell packte ich die Kunſtfigur und alles Andre wieder in mein Körbchen und rüſtete mich zum Abmarſch. Die Mäuſeprinzeſſin machte die luſtigſten Freudenſprünge mit dem leuchtenden Johanniswürmchen vor mir her durch das Gras, was gut war; denn da der Mond noch nicht aufgegangen, ſo war es im dichten Wald noch ſehr dunkel und ich wußte weder Weg, noch Steg. Ich folgte dem Lichte; aber ſie eilte ſo ſehr, daß ich ſie oft aus dem Geſichte verlor. Wenn ich dann ängſtlich rief: „Mandelbißchen, laß mich nicht im Stiche!" pfiff ſie laut und ſprang mit dem Lichtchen vor mir hoch aus dem Gras auf, wodurch ich mich wieder zurecht fand.

Als wir ungefähr eine halbe Stunde gegangen waren, hörte ich ein großes Gepfeife und ſah um einen Hügel herum die Reſidenz des Mäuſekönigs im Sternenſchein liegen, die ich euch gleich beſchreiben will. Kaum hatte die Prinzeſſin ſich am Thore der Stadt gezeigt, als es weit aufſpeg, und ein freudiges Gepfeife durch die ganze Stadt und das oben liegende Schloß ſich verbreitete, aus welchem viele weiße Mäuſe ihr entgegenſtürzten und ſie mit großem Ju-

bel empfingen. Sie wollte aber nicht in das Schloß hinein, ſondern drehte ſich abwechſelnd gegen mich und die Ihrigen, welchen ſie von mir zu erzählen ſchien, ſo, daß alle die Mäuſe bald ihre Köpfchen gegen mich aufhoben und allerlei pfiffen, was ich nicht verſtand. Da ſagte ich zu ihnen: „ihr lieben Mäuſe, gleich will ich mich ſchlafen legen, damit ich eure Geſpräche verſtehen kann,“ und kaum hatte ich das geſagt, als ſie auch zu Tauſenden anſtrömten und das zarteſte Moos an einem reinen Plätzchen zwiſchen Blumen zuſammen trugen. Ich ſah wohl, das dieß ein Bettchen für mich werden ſollte, und betrachtete unterdeſſen die ſchöne Mäuſe-Stadt. Oben auf dem Hügel lag das königliche Schloß, von groſſen holländiſchen Käſen erbaut, die alle auf das reinlichſte ausgenagt waren. Alle Thüren und Fenſter waren zwar etwas nach altem Geſchmack, und nicht ganz gleichförmig vertheilt; doch hatte die Burg ein ſehr ehrwürdiges Anſehen; ſie war pyramidaliſch im perſpektiviſchen Stile erbaut, und ich kann noch nicht begreifen, wie es Mäuſe-möglich war, ein ſo kühnes Werk zu Stande zu bringen. Rings um das Schloß her und ſelbſt auf ſeinen Dächern waren die ſchönſten Gärten von Schimmel angelegt, den ich nie höher und feuchter geſehen habe. Thürme von ausgehöhlten Commisbroden, mit Kuppeln von Flaſchen-Kürbiſſen ſchmückten das mit Bretzeln und dergleichen verzierte Schloß. Die neuern Häuſer der Unterthanen beſtanden aus hohlen Kürbiſſen und Melonen, die ſie früher ſelbſt mit Mühe herangewälzt, in der neuern Zeit aber, bei zunehmender Bildung und Induſtrie, an den Stellen gepflanzt und, wenn ſie groß waren, ausgehöhlt hatten. Aeltere adelige und Patrizier-Geſchlechter bewohnten alte Reiterſtiefel, Patrontaſchen, Torniſter, Piſtolenhulſter, Mantelſäcke, Filzhüte und Lederhelme und was auf dem Schlachtfelde liegen geblieben war; jedoch ſchienen dieſe Gebäude der Reparatur zu bedürfen. Einen alten Reuterſattel ſah ich als Thor oder

Triumphbogen zwei Stadttheile verbinden. Alle Gebäude der etwas sehr unregelmäßigen Stadt wurden durch größere und kleinere Anlagen von Schimmel, Pilzen und vielerlei andern Pflanzen umher verschönert. Auch bemerkte ich viele Höhlen in die Erde hinein, die theils Keller und Vorrathskammern waren, theils von einem eigenen Stamm der Feldmäuse bewohnt wurden.

Das Schönste aber von allem war Folgendes: herrlich und kunstreich schaute von einer Höhe eine große gothische Kirche auf die ganze Stadt wie ein Hirt auf seine Heerde herab; ihr Schiff bestand aus einem großen alten Koffer, worüber ein zerrissener Flaschenkorb stand, die beiden Thürme waren aber zwei weißgebleichte Pferdeschädel, welche das Gebiß noch im Maule hatten. Leider war, wie bei den meisten solchen Werken der Stil nicht ganz gleichartig, denn das eine Gebiß war eine Trense, das andre eine Stange. Die Thurmspitzen selbst waren mit tausend kleinen Knochensplittern verziert und verspitzt; um die Kirche her breitete sich der Kirchhof aus, Grab an Grab schön geordnet, und mitten darauf ein Beinhaus von lauter Mäusegerippen und Beinchen, weiß wie Elfenbein, in schönster Ordnung zusammengelegt. Etwas tiefer als die Kirche lag ein Bauwerk, das zu den sieben Wundern der Welt gezählt wird, es bestand aus einem Trinkhumpen der gekrönt von einem Reiterhelm in einer Trommel stand. Man nannte es das Mausoleum, denn hier ist der erste König dieses Volkes Namens Mausolus I. begraben, und seine Gattin Artemisia I. hat es ihm errichtet. Alles das konnte ich nicht genug bewundern, und der Mond schien so hell in die kleine wimmelnde Welt, daß es eine Lust war hinein zu schauen.

Während dem hatten die Mäuschen mein Bettchen und neben mir eines für die Kunstfigur von dem weichsten Moose zwischen Blumen fertig gemacht. Die meisten giengen ihrer Wege, einige konnten aber gar nicht fertig werden, mir gute

Nacht zu ſagen, und ich war doch von den vielen Anſtrengungen ſo müde, daß ich ſchier vergeſſen hätte, wie ich hier bei weltfremden Leuten war; ja, lieber Vater! ich war ſo in der Empfindung des Schlafes, daß ich glaubte, ich ſey bei Mutter Hinkel in Gelnhauſen, und ich rieb mir die Augen und hatte ſchon angefangen, mit weinerlicher Stimme zu ſagen: „Mutter, Mutter, Gackeleia ins Bettchen legen, Gackeleia iſt müd, müd! — Da ich aber die Worte der Mutter nicht hörte: „ja, ſchlafen gehen, das Kind iſt müde, das Sandmännchen kömmt angeſchlichen", beſann ich mich und ſchaute um mich, und ſprach mit majeſtätiſcher Stimme: „Ich habe die Ehre, Ihnen ſämmtlich eine geruhſame Nacht zu wünſchen, laſſen Sie ſich etwas recht Schönes träumen. Sie würden mich unendlich verbinden, wenn Sie ſich zurückziehen wollten, damit ich mich ſchlafen legen kann." Da aber die dummen Mäuſe immer noch verwundert da ſtanden, jagte ich ſie endlich mit meiner Schürze nach Haus. Es iſt mir nichts peinlicher, als das lange unentſchiedene Zaudern, und doch war ich nun, da ich mich zum Schlafen niederlegte, längere Zeit beunruhiget, daß ich die armen Schelmen ſo hart angefahren hatte und bat ſie in meinem Innern herzlich um Verzeihung. Kaum war ich entſchlafen, ſo verſammelte ſich die königliche Mäuſefamilie mit ihrem Miniſterium um mich her, und ich hörte alle die ſchönen Reden, die ſie hielten, an denen nichts auszuſetzen war, als daß die kurzen zu langweilig und die langen zu kurzweilig waren. Die Hauptſache war, wie ſie der Raugräflich Gockelſchen Familie nun ſchon zweimalige Rettung verdankten. Prinz Pfiff ſagte, als ſeine Gemahlin in die Gefangenſchaft unter die Kunſtfigur gekommen, ſey er den drei Petſchierſtechern gefolgt, habe geſehen, wie ſie ſich den Ring verſchafft und ſich zu vornehmen, ſchönen, jungen Leuten gemacht, den Graf Gockel und ſeine Familie aber in arme Bettler verwünſcht hätten. Kurz er wußte

Alles, und wollte morgen allein ausziehen, mir den Ring wieder zu verschaffen, was ihm wegen der Uneinigkeit der Besitzer sehr leicht schien. „Nein, nein" rief da die Prinzeß Sissi, „ich will dabei seyn, du bist viel zu ungestüm, wir wollen es zusammen versuchen, und Gackeleia soll auch mitgehn." Da sprach ich: „ja, ja, das wollen wir, und ich verspreche euren königlichen Eltern, wenn ich den Ring wieder erhalte, einen Zentner der schönsten holländischen Käse und einen Sack der besten Knackmandeln, um ihre Residenz neu erbauen zu können, und dazu noch einen Zentner der beßten Schinken zur allgemeinen Belustigung der Nation, und sonst Alles, was dem edeln Volk der Mäuse lieb und angenehm seyn kann." — „Ach", rief der alte König aus, „meine liebe Gemahlin sagt mir so eben, daß sie vor ihr Leben gerne einmal Königsberger Marzipan und Thornischen Pfefferkuchen und Jauersche Bratwürste und Spandauer Zimmtbretzeln und Nürnberger Honigkuchen und Frankfurter Brenten und Sachsenhauser Kugelhupfen und Mainzer Bitzen und Gelnhauser Bubenschenkel und Koblenzer Todtenbeinchen und Liestaller Leckerli und Botzner Zelten und dergleichen patriotische Kuchen essen möge."

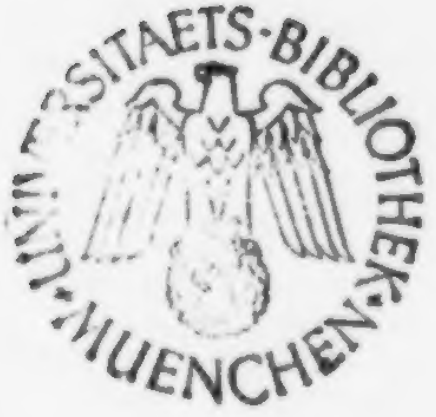
„Alles das sollt ihr im Ueberfluße erhalten", sagte ich, „sobald ich den Ring besitze." — „Wohlan", sprach der König, „so mögt ihr morgen mit Tagesanbruch auf das Abentheuer ausziehen. Jetzt aber soll gleich, sobald unsre Rathsitzung geschlossen ist, in die Kirche gezogen werden, um den Segen des Himmels zu erflehen; die fliegende Gensdarmerie soll gleich die nöthigen Anstalten treffen." — Nach diesen Worten des Königs Mausolus VIII. sah ich viele Fledermäuse geschäftig durch die Stadt hin- und wiederfliegen.

Jetzt trat noch ein fataler Schmeichelredner auf, um den Muth herauszustreichen, mit welchem ich die Ruthe für Prinzessin Sissi ertragen hätte. Ein alter Pair aber unterbrach ihn mit den Worten: „Ehre, dem Ehre, Ruthe, dem

Ruhe gebührt! Sie litt nicht weil ſie eine Mäuſefreundin, ſondern eine Spielratze und einſt eine Katzenfreundin war; wer weiß, ob ſie nicht noch jetzt deren Spionin iſt" — dieſer Verdacht ſchnitt mir durchs Herz, ſo daß ich im Schlafe wie eine Katze zu miauen begann, worauf dem Redner das Wort in der Kehle ſtecken blieb, und das ganze Parlament über Hals und Kopf auseinanderlief und ſich in alle mögliche Wohnungen und Löcher verkroch.

Die Prinzeſſin von Mandelbiß hatte nach ihrem Zartgefühl mich wohl verſtanden, ſie blieb bei mir und ſagte: „liebe Gackeleia, du haſt die Sitzung etwas ſchnell aufgehoben, aber ich hätte es an deiner Stelle auch gethan; jetzt will ich gleich verkünden laſſen, woher das Katzengeſchrei kam, dann fällt Alles auf den undelikaten Redner. Vorher muß ich dich bitten, mir die Kunſtfigur als Königin gekleidet aufzubinden, denn ich will mit derſelben die Prozeſſion begleiten, das wird eine ſo große Wirkung thun, als das Trojaniſche Pferd; — ich bringe ſie dir nachher wieder, wenn wir nach der Feierlichkeit auf die Eroberung des Ringes ausziehen." Schnell kleidete ich die Figur nach ihrem Verlangen, heftete ſie ihr wieder auf den Rücken und zog die Uhr in ihr auf. Da lief ſie ſo ſchnell durch die Gaſſen hin, daß die Mäuſekinder, welche ſich ſchon vor der Thüre des Schulmeiſters zur Prozeſſion verſammelt hatten, nicht wenig über ſie erſchracken.

Ich war froh, endlich ein wenig Ruhe zu haben, und kauerte mich recht auf meinem Lager zuſammen; aber es dauerte nicht lange, da gieng wieder was Neues los. Die Kirchenmäuſe liefen auf die Thürme der Kirche und riefen das Volk zum Gebet; ſie hatten keine Glocken, und ich glaube darum, daß ſie eine Art türkiſcher Religion haben. Die Fledermäuſe, eine Art fliegender Nachtwächter-Gensdarmerie, ſchwebten über der Stadt hin und wieder und verkündeten, das gehörte Katzengeſchrei ſey nur im Traume ge-


UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK-MUENCHEN

ehen, die Prozeſſion finde Statt, Prinzeß Mandelbiß trage ſchöne Kunſtfigur als Königin dabei durch die Straſ- u. ſ. w. Nun hörte ich ein fernes Singen immer nä- und näher kommen; endlich verweilte der Geſang in Nähe meines Lagers, und ich hörte, daß Prinz Spe- ſteck ausrief: „hier wird das ganze Lied ſanft wiederholt, der Comteſſe Gackeleia den Schlaf zu verſüßen.“ — Ich te nun das folgende Lied, welches von Zeit zu Zeit von Chor der vorüberziehenden Mäuſeprozeſſion unterbro- ward.

Kein Thierlein iſt auf Erden
Dir lieber Gott zu klein,
Du ließt ſie alle werden,
Und alle ſind ſie dein.
Zu dir, zu dir
Ruft Menſch und Thier;
Der Vogel dir ſingt,
Das Fiſchlein dir ſpringt,
Die Biene dir brummt,
Der Käfer dir ſummt,
Auch pfeifet dir das Mäuslein klein:
Herr, Gott, du ſollſt gelobet ſeyn.

Das Vöglein in den Lüften
Singt dir aus voller Bruſt,
Die Schlange in den Klüften
Ziſcht dir in Lebensluſt.
Zu dir, zu dir u. ſ. w.

Die Fiſchlein, die da ſchwimmen,
Sind, Herr, vor dir nicht ſtumm,
Du höreſt ihre Stimmen,
Vor dir kömmt Keines um.
Zu dir, zu dir u. ſ. w.

Vor dir tanzt in der Sonne
Der kleinen Mücken Schwarm,
Zum Dank für Lebenswonne
Iſt Keins zu klein und arm.
Zu dir, zu dir u. ſ. w.

Sonn', Mond geh'n auf und unter
In deinem Gnadenreich,
Und alle deine Wunder
Sind ſich an Größe gleich.
Zu dir, zu dir u. ſ. w.

Zu dir muß Jedes ringen,
Wenn es in Nöthen ſchwebt,
Nur du kannſt Hülfe bringen,
Durch den das Ganze lebt.
Zu dir, zu dir u. ſ. w.

In ſtarker Hand die Erde
Trägſt du mit Mann und Maus,
Es ruft dein Odem: „werde“,
Und bläſt das Lichtlein aus.
Zu dir, zu dir u. ſ. w.

Kein Sperling fällt vom Dache
Ohn' dich, vom Haupt kein Haar,
O theurer Vater wache
Bei uns in der Gefahr!
Zu dir, zu dir u. ſ. w.

Behüt' uns vor der Falle
Und vor dem ſüßen Gift
Und vor der Katzenkralle,
Die gar unfehlbar trifft.
Zu dir, zu dir u. ſ. w.

Daß unſre Fahrt gelinge,
Schütz' uns vor aller Noth,
Und hilf uns zu dem Ringe
Und zu dem Zuckerbrod.
Zu dir, zu dir u. ſ. w.

Nach dieſem frommen Geſang hielten ſie eine kleine Pauſe, dann ſtimmten ſie in einem raſcheren Takt folgende drei Verſe an:

Vivat! beim höchſten Schwure
Nicht Puppe, ſondern nur
Nach Uhr und nach der Schnure
Die ſchöne Kunſtfigur!

Von ihrer Zier
Spricht Menſch und Thier
Das Vögelein ſingt,
Das Fiſchelein ſpringt,
Das Bienelein ſummt,
Das Käferlein brummt,
Auch pfeifen alle Mäuſelein:
Die Kunſtfigur iſt ſchön allein.

Vivat! du feine gute
Prinzeſſin Mandelbiß,
Die ſich mit Heldenmuthe
Aus ſchlimmem Handel riß.
Von ihr, von ihr
Spricht Menſch und Thier
Das Vögelein ſingt,
Das Fiſchelein ſpringt,
Das Bienelein brummt,
Das Käferlein ſummt,
Auch pfeifen alle Mäuſelein:
Prinzeß Siſſi iſt ſuperfein.

Vivat! hoch Gackeleia,
Singt ihr ein Wiegenlied,
Singt Hela und Popeia,
Das Kind iſt müd, ſo müd!
Von ihr, von ihr
Spricht Menſch und Thier,
Das Vögelein ſingt,
Das Fiſchelein ſpringt,
Das Bienelein brummt,
Das Käferlein ſummt,
Auch pfeifen alle Mäuſelein:
Schlaf' Gackeleia popeia ein!

Ich erwachte über dem ſchönen Geſang und hatte ſchon im Sinn aufzuſtehen und für die Nachtmuſik zu danken, aber ich fürchtete, dann möchten ſie kein Ende in ihren Gegenkomplimenten finden, und ſo hielt ich mich dann mäuschenſtille und ſchien wie eine Katze zu ſchlafen, bis die

Sänger weiter gezogen waren; dann aber richtete ich mich auf und ſah die ſchönſte Proceſſion ein wenig an. An der Spitze gieng die ſchöne Kunſtfigur, umgeben von der königlichen Familie und dem ganzen Hofſtaat. Unter den Hoffräulein ſah ich eine viel zu große, kurioſe Perſon mitgehen, ſie war wie eine Rieſin unter ihnen, tanzte mehr als ſie gieng, und ihre Stimme paßte gar nicht in den Geſang. Hierauf folgten mehrere fremdartige Mäuſe, ſie unterſchieden ſich nicht nur durch Geſtalt, Größe und Farbe, ſondern auch leider meiſtens durch ihr nicht ſehr erbauliches Betragen; ſie guckten viel umher und flüſterten immer ſehr angelegentlich unter einander. Ich erfuhr ſpäter, wer ſie waren. Auf ſie folgten alle adelichen Geſchlechter, worunter das ſchöne Geſchlecht meiſtens aus weißen Mäuschen von hoher Zartheit und Delikateſſe beſtand. Alle, von welchen ich bis jetzt geſprochen, trugen Fackeln, aus leuchtenden Johanniskäfern beſtehend, welche ihnen die herumſchweifenden Fledermäuſe hatten einfangen müſſen. Hierauf folgten nun die Bürgerlichen und endlich die Landmäuſe, alle in ihren National- und Naturalfarben; dieſe bedienten ſich der Splitter von leuchtendem faulem Holze als Fackeln, welche ſie im Vorübergehen an einem alten Weidenſtumpf abbiſſen. Ich kann euch gar nicht ſagen, wie feierlich ſich der Zug der vielen kleinen Lichter durch die Straßen der wunderlichen Mäuſeſtadt den Hügel hinan in den ehrwürdigen Dom hinein ſchlängelte — es war, als wenn die Funken an einem verglimmenden Zunderlappen hinlaufen; weißt du noch Vater, du ſagteſt mir manchmal in Gelnhauſen am Kamin, „das ſind die Studentchen, die aus der Schule laufen", ich dachte noch an dieſe deine Rede. Vor der Thüre der Kirche empfieng eine ſehr elegante Maus an der Spitze der andern Kirchenmäuſe die ſchöne Kunſtfigur und den Hof und geleitete ſie in den Dom, den ich nun aus allen ſeinen Oeffnungen erleuchtet ſah; dann vernahm ich einen ſanft pfeifenden Geſang, wor-

auf es mäuschenstille ward. — Da nun Alles in der Kirche, und die ganze Stadt todt und stille war, warf ich noch einen Blick auf die seltsamen Gebäude im Sternenlicht. Ach, da wuchs mir das Herz; die Welt ward zu enge, weit ward es um die Seele, meine Locken schienen mir Gefühle und Wünsche, die sich sehnten, im Winde zu spielen, und ich gab sie ihm hin; denn, horch', jetzt kam auch ein Wehen und regte die Wipfel des Hains auf; sieh, und das Ebenbild unsrer Erde, der Mond, kam da geheim nun auch; die schwärmerische, die Nacht kam, trunken von Sternen und wohl wenig bekümmert um uns glänzte die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen, über Gebirgsanhöhen traurig und prächtig herauf! — Ach! da dachte ich nichts mehr, als wäre nur Vater und Mutter hier, und wenn selbst nur Kronovus hier wäre, daß ich mittheilen könnte, was ich fühle! — ja liebe Eltern, es giebt Eindrücke, die ein armes Kind nicht allein fassen kann, wo es sich anklammern möchte an ein vertrautes festeres Wesen, wie an einen Fels, einen Baum des Ufers, wenn der Strom der Empfindung anschwillt und uns reißend ins weite Meer der Begeisterung dahin tragen will! — nirgends aber ist dieses mehr der Fall, als bei großer Architektur im Mondschein" — da hielt Gackeleia ein wenig in der Erzählung ein, Frau Hinkel schloß sie ans Herz und sagte: „O das ist eine sehr poetische Stelle, o das ist aus meinem Herzen, ja du bist mein Kind, mein herz- und seelenvolles Kind, auch mich hätte einst zu Gelnhausen im Pallast Barbarossa's im Mondschein der Strom der Empfindung ins Meer der Begeisterung reißend dahin getragen, — aber Vater Gockel war bei mir und so einerlei, daß ich nicht so allerlei empfinden konnte." — „Bleibe bei der Wahrheit", sagte Gockel, „du hast doch zweierlei empfunden, du hast an die Fleischerladen und Bäckerladen gedacht und den Schnupfen bekommen. Dir aber Gackeleia, sage ich: ich müßte mich sehr irren, oder du bist eine Schwärmerin

mit deinen verſchimmelten Käſen, Kürbiſſen, alten Reuterſtiefeln, Sätteln, Patrontaſchen und gothiſchen Kirchen im Mondſchein — auch finde ich deine Gefühle im Mondſchein nicht kindlich genug ausgeſprochen, wärſt du damals ſchon ſo groß geweſen, als jetzt, ſo wären dergleichen Redensarten zu verzeihen, aber ſo warſt du ja kaum vor einigen Stunden der Ruthe entlaufen.“ — „Vater“, erwiederte Gackeleia, „entſchuldiget mich, ich bin durch den Ring Salomonis jetzt wie eine erwachſene Jungfrau und kann nicht mehr Alles ſo wie eine kleine Gackeleia vorbringen, ich ſage als Jungfrau, was ich als Kind gefühlt, und gewiß, Vater, als Kind habe ich nur anders geſprochen.“ „Gott, laſſe dich immer weiſe, immer ein Kind zugleich ſeyn,“ ſagte Gockel, „aber erzähle weiter, damit wir aus der kurioſen Stadt herauskommen — jetzt, wo du den Ring Salomonis haſt, brauchſt du in dem ſehnſüchtigen Strom der Empfindung nicht mehr herum zu patſchen — jetzt heißt es, dreh' den Ring, und du wirſt ſo viel Bäume am Ufer der Sehnſucht haben, daß du Kohlen daraus brennen kannſt und zuletzt ausrufen mußt: „ach, es iſt Alles, Alles einerlei! o Eitelkeit der Eitelkeiten und Alles Eitelkeit, ſpricht der weiſe Salomo ſelbſt und ſein Siegelring wird ihm nicht widerſprechen“ — aber erzähl weiter Herz Gackeleia!“

„Ja“, fuhr Gackeleia fort, „wie ich mein Herz ſo groß, meine Seele ſo weit fühlte, erkannte ich wohl, daß jedes Geſchöpf der Eitelkeit unterworfen begehret und verlanget und immerfort ſeufzet und ſich quält; ſo gieng ich umher und ſchaute in alle Winkel, ob gar kein Weſen da ſey, dem ich mein Herz auspacken könne, und ſang dabei ſtille vor mich hin:

Mutterſeelig ganz allein,
Wie der ſtille Mondenſchein
Schauet in die Stadt hinein,
Muß die Gackeleia klein

In der weiten Welt noch seyn,
Wie ist Alles klar und rein,
Wie ist Alles licht und fein,
Wie ist Alles im Verein
Zwei und zwei, und mein und dein;
Aber ich, ich bin allein,
Mutterseelig ganz allein!"

Da hörte ich einige Schritte von meinem Moosbettchen entfernt einen dumpfen Ton, wie von leisem, verstecktem Katzengeschrei, was mich für die frommen Mäuse sehr besorgt machte; ich schlich mich leise hinzu und fand, von Distel und Dornen überwachsen, eine alte, leere Pulvertonne dort liegen, das Spundloch war gegen mich gekehrt, der Mond schien hinein — ich guckte auch hinein — ach liebe Eltern! ich sah etwas so Entsetzliches, daß mich der Schrecken wie mit einer Gänsehaut überzog; in der alten Pulvertonne, deren einer Boden fehlte, saßen fünf junge Kater, in welchen ich zu meinem größten Schrecken — ach, sie waren mir nur zu bekannt geworden: — die fünf Söhne Schurrimurri's, Mack, Benack, Gog, Magog und Demagog, erkannte. Sie waren also der Hinrichtung entgangen — ihre Mutter Schurrimurri aber hatte ihre Strafe erlitten, denn sie saßen um deren Todtenkopf herum, der in einer alten Alongeperücke lag. — Mack schien eine heftige Rede zu halten, aber nur leise, leise, alle machten große Buckel, spreitzten die Haare, und schlugen einander den Pelz mit ihren Schweifen, daß Feuerfunken umher flogen; manchmal konnten sie ihren Grimm nicht ganz unterdrücken und ließen ein dumpfes Murren und Wimmern, wie ein unterirdisches Erdbeben, hören, wobei sie ihre weit vorgestreckten Krallen auf dem Todtenkopf, wie Dolche, wetzten. Das Ganze hatte vom Monde im Faß beleuchtet etwas höchst Gräuliches, Tückisches; mir war, als sehe ich in die Hölle, und unwillkührlich kam mir in die Seele, das ist eine Verschwörung, eine Meuterei, rette deine Freun-

de, die frommen Mäuse! Diese Verbrecher sind schon gerichtet, sie dürfen ihrer Strafe nicht entgehen. — Ich besann mich nicht lang, erwischte das Fäßchen beim hinteren Ende und stellte es aufrecht, so daß es wie eine Glocke über der ganzen Verschwörung stand; das junge Katzenellenbogen war gefangen, und das Spundloch stopfte ich mit einem Stück Rasen zu. Ich legte noch soviel Steine auf das Faß, als ich in der Eile rings finden konnte, damit die Gefangenen es nicht umwerfen möchten, und begab mich mit dem Gefühle, eine edle Handlung gethan zu haben, nach meinem Moosbettchen; ich horchte noch ein Bischen nach dem Faße hin, aber sie hielten sich ganz stille, und so deckte ich mein Schürzchen über die Augen, zuckte ein Bischen und schlief einen süßen Schlaf ein.

Nach einer Weile träumte mir, die Prinzeß Mandelbiß komme wieder mit der schönen Kunstfigur zu mir und sage mir ins Ohr: „Gackeleia, mache mich los und lege die Kunstfigur neben dich in ihr Bettchen, sie wird wohl so müde seyn wie ich, ich will mich in deine Locken an dein Oehrchen legen und dir alles erklären, was du bei der schönen Prozession gesehen hast und wie unser Hofredner Muskulus so herrlich gesprochen hat.“

Ich that halb träumend, wie sie verlangte, dann legte sie sich in meine Locken und plauderte mir wie ein Schlafkammerädchen ins Ohr; da habe ich dann Alles folgende gehört:

Die große, seltsame Person, die mir unter den Hoffräulein der Prinzeß Sissi so sehr gefallen, war eine vornehme Bergmaus, die Marquise Marmotte, welche, aus der Gefangenschaft eines Savoyardenbuben entflohen, hier bei Hof eine anständige Gelegenheit abwartete, wieder in ihr Vaterland zurückzureisen. Sissi war nicht gut auf sie zu sprechen, denn Prinz Speckelfleck hatte sich zu oft nach ihr umgeschaut und sie allzusehr gelobt, was sie bei keinem Menschen recht leiden konnte. Er bewunderte ihren Tanz, ihre

ſchönen Träume und vor Allem ihre artigen Vorderpfötchen. — Siſſi, blind für alle dieſe Vorzüge, ſagte: „Vorderpfötchen! es iſt mir ſchier lächerlich! in allen Naturgeſchichten ſteht von den Murmelthieren: ihre Vorderfüße haben vier Zehen und einen ſehr kurzen Daumen, die Hinterfüße fünf; aber, daß dieſes ſchön ſey, das ſteht nirgends! — Wie mag ſie ſich nur eine Maus nennen? ihrer Größe nach könnte ſie eben ſo gut Bergbär als Bergmaus heißen; dieſe Marquiſe Marmotte hat einen großen, runden Kopf, Naſe und Lippen wie ein Haſe, Haare und Klauen wie ein Dachs, unbedeckte Zähne wie ein Biber, einen Schnurbart wie eine Katze, Augen wie ein Siebenſchläfer, Pfoten wie ein Bär, einen kurzen Schweif und geſtutzte Ohren. Wenn man ihr ſchön thut, ſo knurrt ſie wie ein Hündchen. Was iſt Schönes hieran? ihr Tanzen und Purzeln iſt ihr von dem Savoyarden mit Hunger und Schlägen eingequält, und ſchläft man, wie ſie, vom Oktober bis in den April, ſo hat man allerdings Zeit, ſich etwas Schönes träumen zu laſſen.“

Jene, welche ich in der Prozeſſion ſo viel umherſchauen und untereinander plaudern geſehen, waren die Abgeſandten von mancherlei fremden und ausländiſchen Mäuſegeſchlechtern und Arten, welche ſich hier am Hofe befinden, Bündniſſe abzuſchließen, Gratulationen abzuſtatten und ſich Erfahrungen mitzutheilen, wie den Katzen, Eulen, Geiern und andern Mäuſefeinden zu entgehen ſey, auch theilten ſie ſich Warnungen vor gelegtem Gift und Gegenmittel und Nachrichten von neu erfundenen Mausfallen mit. Eine unter dieſen Standesperſonen hatte der Prinzeß Siſſi ganz beſonders gefallen, er war mit einem Schiffe über See ſehr weit her, von den Antillen gekommen, um zu hohen und allerhöchſten wohlthätigen Zwecken eine Collekte zu machen, er hatte die Geſtalt einer großen Ratte, trug einen ſchwarzen Frack und weiße Unterkleider. Er hieß Herr Piloris, und Siſſi behauptete, er habe durch ſeinen Moſchusgeruch die ganze Pro-

zeſſion erbaut und ſehr wohlthätig auf ihre ſchwachen Nerven gewirkt. Die übrigen Abgeſandten waren von den Spitzmäuſen, Bergmäuſen, Waldmäuſen, Wurzelmäuſen u. dgl. Sie plauderten in der Kirche und bei der Prozeſſion von der Rettung der Prinzeß Siſſi und beſonders von der Hinrichtung der Katze Schurrimurri und ihrer Jungen, äußerten ſich alle aber ſehr bedenklich über ein umlaufendes Gerücht, daß die fünf verwegenen Söhne der Schurrimurri der Hinrichtung durch Einverſtändniß mit den Söhnen des Scharfrichters entgangen ſeyn und unter dem Nahmen des jungen Katzenellenbogens eine höchſt gefährliche Verſchwörung, angeblich zur Rache ihrer Mutter, eingegangen haben ſollten; ihre Abſicht aber ſey eigentlich gegen das edle Mausgeſchlecht, gegen Hühner und Vögel; die Eulen ſeyen bereits für ſie gewonnen, ebenſo die Füchſe, mit den Wieſeln unterhandelten ſie, man müſſe ſehr auf ſeiner Hut ſeyn u. ſ. w. — Siſſi erzählte mir dieſes Gerede der ausgezeichneten Staatsmäuſe mit großer Bangigkeit; — o wie froh war ich, ihr verſichern zu können, obgleich jenes Gerücht gegründet, ſey dennoch gar nichts von dieſen Verſchwörern zu befürchten.

Siſſi erzählte mir auch noch den Inhalt der Rede, welche der edle Hofredner Muskulus im Dome gehalten. Er ſprach über Mann und Maus, Menſchheit und Mausheit, Menſchlichkeit und Mäuslichkeit, Menſchenmöglichkeit und Mäuſemöglichkeit. Er erwähnte den Verſtand der Mäuſe, welche ſtäts von jeder Speiſe das beſte Theil erwählen; ihre Großmuth, weil ſie trotz ihrer Blödigkeit vor allen Thieren ein ſehr großes Herz haben; ihre Dankbarkeit, wie ſie den Löwen aus dem Netze befreit; ihren Heldenmuth, weil ſich der Elephant fürchtet, ſie möchten ihm in den Rüſſel ſchlüpfen; ihren prophetiſchen Geiſt, weil ſie ein Haus verlaſſen, ehe es zuſammenſtürzt. Er ſprach von der Ehrfurcht der Ratzen gegen ihre Eltern, welche, wenn ſie alt ſind, von den Jungen gefüttert werden. Er erwähnte die große Näch-

ſtenliebe der Mäuſe, welche, wenn eine in eine Grube gefallen iſt, ſich einander in die Schwänze beißend, eine Kette bilden, um ihre verunglückte Nebenmaus aus der Grube zu ziehen. Er ſagte, wie thöricht bei all dieſen großen Eigenſchaften die Fabel ſey: ein Berg habe gebären wollen, und eine lächerliche Maus ſey hervorgekommen; er führte die Mäuſe als Werkzeuge Gottes in den Aegyptiſchen Plagen, und bei dem geitzigen Hatto von Mainz an, den ſie gefreſſen, obſchon er ſich auf den Mausthurm mitten in den Rhein geflüchtet. Er ſprach auch von der Holdſeligkeit der Mäuſe, daß ſogar die Menſchen ihre artigſten Kinder: „kleine Maus, liebes Mäuschen," nennen. Er erwähnte, daß die Mäuſe das feinſte Gehör außer den Eſeln haben. Aber auch vom Uebermuth der Mäuſe ſprach der edle Muskulus, er ſprach: wenn die Maus ſatt iſt, ſchmeckt ihr das Mehl bitter. Er ſprach von gefährlichen Zeiten, und daß die Mäuſe, welche auf dem Tiſche herumtanzten, wenn die Katze nicht zu Hauſe ſey, ſich nicht ſo mauſig machen, ſondern bedenken ſollten, daß die Katze das Mauſen nicht laſſe. Dann flehte er noch den Segen des Himmels auf das edle Vorhaben der Prinzeſſin Mandelbiß und des Prinzen Speckelfleck herab und forderte ſie auf, das Sprichwort wohl zu überlegen:

„Zu bedauern iſt die Maus,
Kennt ſie nur ein Loch im Haus;
Aber ins Verderben rennt
Jene, die gar keines kennt,"

und nun ſetzte der gelehrte Muskulus hinzu, wie er bei ſeinen Studien eine halbe Bibliothek durchfreſſen und wie trefflich ihm endlich die ſchöne Stelle des heidniſchen Komödienſchreibers Plautus geſchmeckt habe:

„Bedenk' die Weisheit der kleinen Maus,
Sie hat viel Thüren in ihrem Haus,
Sperrſt du ihr einen Schlupfwinkel zu
Flieht ſie zum andern und ſitzt in Ruh'."

Als der Klingelbeutel in dem Dom herumgieng, hielt der edle Muskulus noch eine rührende Auslegung des tiefsinnigen Wortes: „er iſt ſo arm wie eine Kirchenmaus,“ welche den ganzen Klingelbeutel mit Waitzenkörnern ſo reichlich füllte, daß die Marquiſe Marmotte genug zu thun hatte, ihn herum zu ſchleppen, wenn gleich der duftende Herr Piloris ihr dabei den Arm gab.

So erzählte mir Prinzeß Siſſi Alles, daß ich es eben ſo gut wußte, als wenn ich in der Rede des edlen Muskulus geſchlafen hätte. — Ich dankte ihr herzlich dafür und ſagte ihr: „Liebſte Siſſi, ich bin glücklich, daß ſich unſre Herzen gefunden haben und daß wir uns du nennen — ach ſo kann ich auch alle meine Leiden in deinen ſchweſterlichen Buſen ausſchütten; ach ich muß dir zu meiner großen Beſchämung geſtehen, es iſt mir ſo ſehnſüchtig um's Herz, ich ſehne mich nach einem Gegenſtand, den ich freßlieb haben könnte, es iſt mir ſo leer, ſo leer, ich möchte Alles verſchlingen; ich müßte mich ſehr irren, oder ich habe einen ganz abſcheulichen Hunger, denn ſeit ich das Birkenreis geſchmeckt, habe ich nichts mehr über mein Herz gebracht, als einige Wald-Erdbeeren; Siſſi, ſchaffe mir etwas zum ſchnabelieren, oder ich ſterbe aus Sehnſucht.“ — Da erwiederte Siſſi: „Herz Gackeleia! du haſt ja noch eine halbe Bretzel und einen halben Bubenſchenkel in deinem Körbchen;“ aber ich entgegnete: „daß ſind Dokumente, und ich wollte eher verhungern, als Dokumente eſſen.“ „Wohlan,“ ſagte Siſſi, „ich will ſehen, was ich dir auftreiben kann,“ da pfiff ſie einige Mal, worauf eine Fledermaus zu ihr heranflog, welcher ſie den Auftrag gab: die reinſten Schulmauskinder ſollten augenblicklich Beeren pflücken und auf grünen Blättern mir zu Füßen legen — eben ſo ſolle ſie den anweſenden Geſchäftsträger der Haſelmäuſe, den wohlriechenden Chevalier Muscardin in ihrem Namen um eine Portion Haſelnüße bitten und dieſe hieher beſorgen, überhaupt möge ſie Alles, was ſie

von menſchlichen Eßwaaren auftreiben könne, ohne großes Aufſehen zu machen, ſo ſchnell als möglich herbeiſchaffen. — Die Fledermaus machte ihr unterthäniges Kompliment und flog von dannen. — Schon nach einigen Minuten bemerkte ich eine große Thätigkeit: die Mäuſe ſchleiften ein altes, rund genagtes Trommelfell auf den Raſen in meine Nähe und deckten mehrere große Pilze, die wie kleine Tiſche umherſtanden, mit Blättern und trugen allerlei Eßwaaren darauf zuſammen.

Nun ſprach ich zu Siſſi: „Höre mich an, du biſt beſonnen und klug, was ich dir ſage iſt wahr, was ich verlange, mußt du thun, ſonſt ſeyd ihr Alle verloren, Aufſehen muß vermieden werden, damit kein unnöthiger Schrecken das ſchüchterne Volk verwirrt. Sieh dort die kleine Pulvertonne aufgerichtet und mit Steinen belegt: Mack, Venack, Gog, Magog und Demagog, die fünf Rädelsführer des jungen Katzenellenbogens, welche darin in einer Alonge-Perücke ihre Krallen auf einem Todtenkopf zu eurem Untergange geweizt haben, wurden von mir darunter gefangen, ich habe ihre Loge gedeckt und die Pulververſchwörung, das Spundloch der Hölle, verſtopft. Gehe gleich mit deinem Gatten, Prinz Speckelfleck, zu deinem königlichen Vater Mauſolus VIII., zeige es ihm an, und ſage ihm, er ſolle eilend befehlen, daß alle Mäuſe und den Mäuſen Befreundete ohne Ausnahme Lehm, Erde und Raſen zu dem Faſſe hintragen und es rund damit umgeben, bis es ganz ummauert eine Pyramide wird. So eingeſchloſſen werden ſie einander ſelbſt zerreißen und ihr werdet euch durch euer frommes Gebet gerettet finden. — Dem Volke ſoll geſagt werden, das Ganze ſey ein Monument zum Andenken meiner Anweſenheit und deiner Rettung und heiße Gackeleieum, ein Gegenſtück zu dem Mauſoleum. Er ſoll nur ſein Volk, aber keine Maurer daran arbeiten laſſen, denn die da drinnen dürften nur einmal rufen: „Mack,“ und die draußen antworten: „Venack,“ ſo wäre Alles

verrathen. — Eile, es iſt keine Zeit zu verlieren, der Bau muß fertig ſeyn, wenn ich deinem Vater die verſprochenen patriotiſchen Backwerke ſchicke, welche bei der Einweihung das Feſt verherrlichen können. Mache deinen Bericht kurz und kehre ſchnell mit Prinz Speckelfleck zurück, damit wir inkognito fortreiſen.“

Ich bewunderte die Gemüthsfaſſung der hochherzigen Prinzeſſin Siſſi: ein Blick des Entſetzens gegen die Pulvertonne, ein Blick des Dankes gegen mich, ein Blick der Hoffnung gegen den Himmel war alles, was ſie erwiederte, und ſogleich lief ſie in der größten Eile zu dem königlichen Käſepallaſt hinauf. Der Hunger weckte mich nun, ich näherte mich der von den Mäuſen zuſammengetragenen Mahlzeit, da fand ich auf dem Trommelfell eine kleine Melone, welche die Marquiſe Marmotte ſelbſt herangewälzt hatte; der Chevalier Muskardin hatte nicht nur ein halb Hundert der ſchönſten Haſelnüße eigenmaulig heraufgetragen, ſondern auch aufgeknackt; die Schuljugend hatte einen Haufen Erdbeeren und Heidelbeeren herbeigetragen und in Nußſchaalen ſehr artig angerichtet, eine Speckmaus hatte einen gewaltigen Flug gethan und mir einen ganzen friſchen Bubenſchenkel aus einem Bäckerladen und ein Würſtchen aus einem Fleiſcherrauchfang von Gelnhauſen gebracht, Dank dem edlen, biedern, deutſchen Herzen! an ihm wird die alle edlen Anſtrengungen ſo ſehr beachtende Familie der Mauſoleer das Sprichwort wahr machen: „dem Verdienſte ſeine Kronen.“ Ach! wie rührend war es, als nun noch ein gemüthvoller, junger Igel von der ſchönſten Haltung zu mir heran raſſelte, wie ein ganzer Rüſtwagen; er hatte ſich in einem benachbarten Ort unter den Vorſtorfer Aepfelbäumen gewälzt und alle herabgefallenen Aepfel auf ſeinen Stacheln aufgeſpießt, die ich ihm dankbar herabnahm, worauf er ſich ſchweigend empfahl. Er war etwas melancholiſch, denn er war verkannt, ſein Geſchlecht gehört zu den Feinden der Mäuſe, aber er hatte ſeine

Natur beſiegt und lebte in einſamer Betrachtung als philoſophiſcher Wohlthäter und Mäuſefreund unter ihnen von dem ſchönen Herzen der geiſtvollen Prinzeſſin Siſſi geſchützt.

Ich aß nun im Zwielicht (denn der Mond war untergegangen und es dämmerte im Oſten) ohne groſſe Wahl, was mir unter die Finger kam, luſtig hinein, Alles, Alles ſchmeckte köſtlich — o da kam erſt das Beſte! — ach es raſchelte etwas neben mir und es rollte etwas in mein Schürzchen, ich fühlte, es war ein Ei, ich hielt es neugierig dem erſten Strahle des Tages entgegen — es war ſchwarz mit einem ſchönen Vergißmeinnicht bemahlt, ringsum ſtanden die Worte: „Vivat Gackeleia,“ ich ſchüttelte es, ach es raſſelte Geld darin; wie ein Blitzſtrahl durchfuhr es meine Seele: es iſt das Ei meines lieben Kronovus, das er für mich alle Wochen mit ſeinem Taſchengeld hinten an den Entenpfuhl verſtecken wollte! meine Freude war unausſprechlich — aber wer iſt der wohlthätige Sterbliche, der mir dieſe höchſte Freude gemacht? dachte ich und ſprang auf und rief aus: „o mein heimlicher Wohlthäter entziehe dich meinem Danke nicht!“ aber ich hörte es fern weg eilen, und ein wunderſüßer Moſchusgeruch drang mir entgegen. Da wurde es mir klar, und ich rief ihm nach: „du biſt es edler Piloris, fernher pilgernden Menſchenwohlbezwecker im ſchwarzen Frack und weißen Unterkleidern, der Wohlgeruch deiner ſchönen Handlungen verräth dich!“

„Ja, liebe Eltern,“ unterbrach ſich hier Gackeleia, „ich hatte mich nicht geirrt, dieſe edle Moſchusratte Piloris war es geweſen. Siſſi, der ich von dem Ei des Kronovus erzählte, hatte ihm ſchon in der Kirche zugeflüſtert, welche groſſe Freude es ihr machen würde, wenn ſie meine Wohlthaten gegen ſie mit dieſem Ei belohnen könnte. Piloris, ſo hohes Intereſſe er auch an der Rede des edlen Muskulus hatte, verließ ſogleich den Dom und eilte, ohne ſich umzuſehen, nach der Eierburg an den Entenpfuhl und brachte

dies Ei, welches Kronovus ſeinen Worte getreu mit 1 Gulden 30 Kreuzer beſchwert dort hin verſteckt hatte.“

Gockel und Hinkel ſahen das Ei mit großer Rührung an, die beiden Mäuschen kamen herbeigelaufen und tanzten luſtig umher, als gäben ſie ihren Beifall. Frau Hinkel aber ſagte: „erzähle weiter Gackeleia, damit du einmal von all dem Ungeziefer wegkommſt“ und Gackeleia fuhr fort:

Gleich werde ich davon weg ſeyn, um zu noch viel ärgerm Ungeziefer zu kommen. Ich hatte mich pumpſatt gegegeſſen, ich packte die Puppe — nein die nur eine ſchöne Kunſtfigur — in mein Körbchen, ich legte mein liebes Ei, einige Aepfel und Haſelnüße und den halben Bubenſchenkel, der noch übrig, hinein und auch das Würſtchen und von dem Moos meines Lagers; kaum war ich fertig, da kam Prinz Speckelfleck und Prinzeß Mandelbiß und hüpften in das Körbchen und pfifferten allerlei, was ich nicht verſtand — aber es mußte wohl heißen, daß meine Sendung ausgerichtet ſey, denn ich ſah das Andringen von unzähligen Mäuſen mit Erde und Raſen durch alle Straßen und Schluchten in ſolcher Menge, daß ich mich auf die Höhe vor den Dom retirirte, um keinen der Arbeiter zu zertreten. Es war ein wunderbarer Anblick, viele ſtrömten gegen die Pulvertonne hin und biſſen die Dornen und Diſteln rings weg, andere wühlten Erde und Lehm auf, andere benetzten ſie und machten Klumpen daraus, dann legten ſich Ratzen und Mäuſe auf den Rücken und faßten die Erde mit den Füßen, und die andern zogen ſie bei den Schweifen wie beladene Wagen fort. Vor allen zeichnete ſich die Marquiſe Marmotte aus, ſie hatte einen Klumpen Raſen, größer als ein Backſtein, zwiſchen ihren Pfoten, der Chevalier Muskardin und der edle Piloris ſpannten ſich vor und zogen ſie bis an die Pulvertonne; der edle Igeljüngling war auch mit Raſenſtücken bedeckt und trug ſie hinauf. — Ich ſegnete die liebe Mäuſeſtadt und eilte

mit meinen zwei Mäuschen und sieben Sächelchen im Korbe dem Walde zu.

Ich zog über Berg und Thal und fragte vergebens nach euch, liebe Eltern; manchmal ließ ich bei Bäckerläden meine Kunstfigur vor den Kindern herumtanzen und der Bäcker gab mir gern ein Brödchen zur Belohnung. So fristete ich mein Leben. Wir zogen um Gelnhausen herum, denn ich fürchtete den Bettelvogt, Meister Schelm; da ich aber die Hahnen dort krähen und auf den Thurmspitzen in die Ferne blinken sah, ward mir es recht schwer ums Herz, und wenn etwas im Gebüsch raschelte, guckte ich um und meinte immer das Prinzchen Kronovus käme vielleicht auf seinem Schimmelchen zur Jagd geritten. Aber, wer nicht kam, das war er. Da ich nun einige Stunden weiter, nahe bei einer ganz herrlichen Stadt, reisemüd an einem Bächlein niedersaß und mich im Wasser beschaute, mußte ich mich recht schämen, ich hatte vergessen, mich am Morgen meiner Abreise und am folgenden Abend zu waschen und sah nun, daß ich Mund und Nase ganz schwarz von den vielen Heidelbeeren hatte, die ich in der Mäusestadt im Dunkeln gegessen hatte. Nun wußte ich erst, warum die Kinder überall mich ausgelacht hatten, und ich war recht froh, daß Kronovus mich nicht so schmutzig gesehen hatte. Geschwind wusch ich mich und erfrischte mich durch und durch. Ich aß auch ein Bischen mit meinen Mäuschen, und da es sehr heiß gewesen, war ich schläfrig und legte mich vom Gebüsch versteckt auf den weichen Rasen und schlief. Da kam Prinz Speckelfleck an mein Ohr und sagte mir: „Wir sind am Ziel unserer Reise, wir haben die herrliche Hauptstadt Urbs des Weltreichs Orbis vor uns. Hier ist der Ring deines Vaters, hier wohnen die morgenländischen Petschierstecher; als sie mir Süß entführt, bin ich ihnen bis hieher gefolgt, wo sie hingiengen, weil Alles, was Salz lecken kann, hier frei und ungestört leben darf. Sie sind immer in Angst vor allen Menschen

und vor einander ſelbſt. Sie fürchten des Ringes halber getödtet zu werden; damit man nun nicht merken möge, wo ihr großer Reichthum herkömmt, haben ſie hier die großen Salzbergwerke gekauft und ſind Salzverſchwärzer, Salzverſilberer, Salzjunker und endlich Salzgrafen geworden; ſie haben ſich einen ſalzgräflichen Pallaſt erbaut, ſie ſagen, daß ſie Gold machen können; aber Alles iſt durch den Ring Salomonis. Trage mich und Siſſi nur gleich in die Kirche und bete einſtweilen, daß Gott uns hilft, ſo wollen wir den Ring bald erwiſchen. So gern ich und Siſſi und alle Mäuſe Salz lecken, brauchen wir doch kein Scheffel Salz mit dieſen kurioſen Grafen zu eſſen, bis wir ſie kennen lernen.“

Nach dieſen Worten wachte ich auf und trug die Mäuschen geſchwind, geſchwind in meinem Korb in die Kirche nach Urbs; der Gedanke, dem lieben Ring ſo nah zu ſeyn, lehrte mich ſo ſchnelle zu laufen, als da ich die Puppe und mich die Ruthe verfolgte. — O liebe Eltern, welche Kirche! welches Wunder der Architekto-Natürlichkeit, der ungeheure große gothiſche Säulenwald mit unzähligem Schnitz-, Spitz-, Gitz-, Blitz-, Ritz-, Kritz- und Spritzwerk im vorgothiſchen und hintergelnhauſenſchen Spitzbubenſchenkel-Katzenellenbogen-Styl übertraf das Unerhörte. — Alles, alles war von Salz, die Kirche war ein Salzkryſtall, die Fenſter waren Salzſcheiben, die Kanzel war ein Salzfaß; das Merkwürdigſte aber war die Erbauung dieſer Kirche: ein eifriger Mann hatte hier vom Kryſtalismus predigend geſagt: wer die Hand an den Pflug gelegt, der ſolle ſich nicht mehr umſchauen, die Weiber ſollten an Loths Weib denken, die durch das Umſchauen in eine Salzſäule verwandelt worden; „ach!“ rief er aus, „wollte Gott ein Wunder zur Erbauung der Kirche thun, an eurem Umſchauen fehlt es nicht, ſo hätten wir einen Wald von Säulen, ehe man ſich umſieht, um eine Kirche darauf zu ſtützen.“ In demſelben Augenblick kam die Frau Salzinſpektorin mit einem neuen Hut in die Kirche,

Da ſchauten ſich um alle Fräulen und dienten verwandelt in Säulen zur allgemeinen Erbauung der Kirche im gothiſchen Styl, denn in dieſem Styl war der Hut der Frau Inſpektorin. So wurde die Kirche zwar ſehr ſchnell, aber doch nicht, ehe man ſich umſah, erbaut. Als ich in das Salzmünſter hineintrat, verließ eben nach der Nachmittags-Predigt der Redner die Kirche, aber ich verſäumte nichts, die Kirche iſt echoiſtiſch gebaut, der Redner braucht nur ein paar Worte zu verlieren, ſo werden ſie ſogleich von Frau Echo, der unverbeſſerlichen Widerbellerin, aufgeſchnappt und eine halbe Stunde lang zwiſchen den Säulen herumgehetzt und geſchlendert, und ſo lief auch jetzt zwiſchen allen Salzſäulen die Rede umher: „ſo gut auch das Salz ſey, wäre es doch mißlich, wenn es dumm werde, man habe Nichts, um es zu ſalzen und es mache weder das Feld noch den Miſt beſſer.“ — Ich kniete in ein Winkelchen und betete herzlich um die Hülfe Gottes; nicht weit von mir kniete eine prächtig geputzte Köchin, und neben ihr ſtand ein von Makaroninudeln geflochtener Gemüskorb, auf welchem mit goldenen Buchſtaben ſtand: „ſalzgräflich-Salomon-Salaboniſcher Salatkorb.“ Siſſi und Piffi merkten gleich, daß dieſes die Köchin der drei morgenländiſchen Petſchierſtecher ſey, ſie ſchlupften in den Korb und ließen ſich von ihr in den ſalzgräflichen Pallaſt tragen. Als ich nun in der Kirche einſam und allein war, vernahm ich durch das geſchäftige Echo jedes Gebet, jedes Flüſtern und Seufzen der Umherknieenden; der Eine betete: „ach Gott! befreie uns von dem Hoffaktor Salzgraf Salathiel Salaboni, er iſt ſchuld, daß das Salz ſo dumm und theuer geworden;“ der Andere: „befreie uns von dem Commerzienrath, Salzgraf Salomon Salaboni, er iſt ſchuld, daß die Salzkukummern ſo kümmerlich ſchmecken und ſo klein ſind;“ der Dritte ſeufzte: „ach hilf uns aus dem Salz des Elendes, befreie uns von dem Hoflieferanten, Salzgraf Salmanaſſer Salaboni, er ver-

ſalzt uns alles Leben, füllt unſere Augen mit geſalzenen Thränen und fegt unſre Beutel aus dem Salz!" — Da betete ich dann auch ſo recht von Herzen, Gott möge mir wieder zu dem Ringe helfen, weil die drei Morgenländer doch keinen Menſchen damit glücklich machten. — Da es aber in der Kirche ſo hübſch ſtille und kühl war, überfiel mich ein leiſer Schlummer, und ich hatte ſchier ſo lange geſchlafen, daß mich der Küſter in die Kirche eingeſperrt hätte; aber Siſſi kam gerade zur rechten Zeit und flüſterte mir in die Ohren: „geſchwind Gackeleia, geh mit mir aus der Kirche; hörſt du? der Küſter raſſelt ſchon mit den Schlüſſeln; geh mit mir, du ſollſt ſelbſt ſehen, wie wir den Ring erwiſchen, wir haben die beſte Hoffnung." Fröhlich nahm ich nun die kleine Maus in mein Körbchen und gieng mit ihr nach dem Schloſſe der Petſchierſtecher. Als wir an die Gartenmauer kamen, ſprang Siſſi an die Erde und zeigte mir den Weg. Die Sonne war im Begriff unterzugehen. Ich gelangte hinter ein artiges Luſthaus, Kryſtalline genannt, wo ich auf den Kübel eines Orangenbaumes ſtieg und durch eine Spalte im Fenſterladen Alles ſehen und hören konnte, was im Gartenhaus vorgieng.

Die drei Salzgrafen ſaßen jung und glänzend mit wohlakkomodirten Perücken in verſchiedenen alamodiſchen kurioſen Uniformen um einen Tiſch, in deſſen Mitte der köſtliche Ring Salomonis lag und ſtritten miteinander, wer den Ring am Finger tragen und wünſchen ſollte; ſie nannten ſich Commerzienrath, Hoffaktor, Hoflieferant untereinander und Jeder wollte nicht mehr ſo heißen, jeder wollte den Salzgrafentitel haben; der Eine ſchrie: „einer muß der Erſte ſeyn," die Andern ſchrien: „das geht nicht, wir ſind Drillinge, wir ſind eine große Merkwürdigkeit, keiner geht vor dem andern;" da ſchrie der Eine wieder: „ich habe die Maus gefangen und unter die Puppe geheftet, wodurch wir der Gackeleia den Ring abgelockt, ich muß ihn haben, wem ich

was wünschen ſoll, der bringt mir einen vollwichtigen Gockelod'or, da wünſche ich ihm Etwas, wie gerade der Kurs ſteht." — „Wie kömmſt du mir vor?" ſprach der Andere, „habe ich doch den falſchen Ring gemacht, der für den ächten dem Gockel an den Finger geſteckt ward, ich muß den Ring haben!" — „Was ſoll mir das?" ſchrie der Dritte, „habe ich doch die Puppe gekleidet und tanzen laſſen und die große Arie gedichtet und abgeſungen von der großen Garderobe, habe ich doch der Spielratze die Puppe aufgeſchwätzt, den Ring abgeſchwätzt und euch den Ring gebracht, mein muß er ſeyn!" Da ſie aber gar nicht einig werden konnten und lange geſchrieen und gezankt hatten, weil immer der Eine fürchtete, der Andere möge ihm den Tod anwünſchen, wenn er den Ring am Finger habe, griff endlich der Eine mit ſolcher Heftigkeit nach den Ring, daß er den Tiſch umſtieß, und dieß machte ſich der Andere zu Nutz und ertappte den an die Erde gefallenen Ring, ſteckte ihn an den Finger und drehte und ſchrie:

„Salomon du weiſer König,
Dem die Geiſter unterthänig,
Mach' zwei Eſel aus den Beiden,
Die in dieſem Garten weiden,
Ringlein, Ringlein dreh dich um,
Mach's geſchwind, ich bitt dich d'rum."

Während er dieſes mit der größten Eile hergeſchnattert hatte, riſſen die Beiden Andern ihn hin und her; aber es währte nicht lange, ſo waren ſie Beide zwei dicke, häßliche Eſel, und er nahm einen Prügel und trieb ſie aus dem Gartenhaus hinaus, das er hinter ihnen verſchloß. Sie ſchrieen und biſſen ſich unter einander noch eine Weile, fiengen aber bald an, ſich in ihre neue Natur zu ſchicken und Trauben und Diſteln durcheinander zu freſſen.

Ich guckte wieder in das Gartenhaus, da wollte ſich der, welcher den Ring hatte, ſchier bucklicht lachen, weil er

ſeine Geſellen endlich ſo ſauber angeführt. „Gott ſey Dank,“ ſagte er, „nun kann unſer eins doch einmal ruhig ausſchlafen, ohne die Gefahr, daß der andre ihm den Tod wünſcht.“ Nach dieſen Worten ſchaute er ſich lachend im Spiegel an und hängte ſeinen Federhut auf die Spitze einer wunderbaren Kaktuspflanze, die an der Wand blühte. Der Ankaufspreis ſtand auf dem Topf. Die Perücken und Hüte der zwei andern lagen noch an der Erde, wie auch ihre Stühle. Nun lehnte er ſich breit in ſeinen Prachtſtuhl, ſtellte die Füße auf einen Schemel und ſprach: „reich zum zahlen, klug zum prahlen, ſchön zum malen — was fehlt mir noch, ich will berühmt werden — da fällt mir was ein — ich will den Namen Pictus, Salzgraf von Orbis annehmen, und will einen neuen Orbis Pictus herausgeben, da ſollen alle unbefriedigten Wünſche der Welt nach dem ABC darin abgemalt werden, und ich will ſie mir alle mit dem Ring befriedigen von A bis Z — aber Alles, Alles mit Geſchmack und Kunſtgefühl — poetiſch, ſympathetiſch, magnetiſch“ — und nun fieng er an, bald tüchtig zu ſchnarchen.

Nun iſt es Zeit, dachten Pfiffi und Siſſi und ſchlupften beide durch ein Loch in das Gartenhaus. Ich wendete kein Auge von dem Schlafenden und dem Ring an ſeinem Finger; ach, er hatte eine Fauſt gemacht, und der Ring ſchien ſehr ſchwer zu bekommen; aber Siſſi nahte ſich ſeinem Ohr und ſang mit der ſüßeſten Stimme nichts als das Verslein:

„Louisd'ore und Dukaten
Aechte Perlen, Diamant,
Ritterorden, Ihro Gnaden,
Hohe Bildung, Ordensband,
Witz und Weſen, ſcharf und zart,
Gänſefett und Backenbart.“

Kaum hatte der Schlafende dieſen Vers gehört, als er die Hand ſo öffnete, als wolle er nach all den ſchönen Sachen greifen. Nun biß ihn Prinz Pfiffi in den Ringfinger;

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

er wachte auf und ſagte: „ein ſcharmanter Traum, aber der Ring drückt mich und weckt mich auf, wer kann ihn mir hier nehmen? die zwei Eſel graſen draußen nach dem beſten Appetit; was brauchen ſie mehr? ungebildete Menſchen kennen keine höheren Bedürfniſſe. Sie ſollen nicht einmal die Ehre haben unter den dreihundert weißen Mauleſeln zu ſeyn, die ich mir wünſchen werde, um die Schlüſſel meiner Schatzkammer zu tragen. Ach, der ſchöne Traum! ich will verſuchen, ob ich ihn wieder träumen kann; Pſyche, das angenehmſte Frauenzimmerchen aus der klaſſiſchen Literatur, rührte mich an der Naſe mit einer Blumenzwiebel an und beleuchtete mit einer hetruriſchen Lampe das Traumbild meiner Wünſche — ich will nochmals gerührt werden, ich will gerührt ſeyn, der Ring ſoll mich nicht wieder ſtechen, ich lege ihn, bis ich erwache, auf den Tiſch.“ Nun zog er den Ring ab und ſchlief wieder ein, indem er flüſterte:

„Pſyche rühr'! und nicht vergebens!
Führ', was ich im Schilde führ',
Führ' das Traumbild meines Lebens,
Mir empor dort an der Thür!“

Kaum aber ſchnarchte er, als Siſſi ihm wieder ins Ohr ſang:

„Louisdore und Dukaten,
Aechte Perlen, Diamant,
Ritterorden, Ihro Gnaden,
Hohe Bildung und Verſtand,
Witz und Weſen ſcharf und zart,
Gänſefett und Backenbart.“

Da lächelte er ſo ſüß wie ein Topf voll ſaurer Milch und antwortete mit ſchmachtender Stimme im Traume:

„Pſyche rührt und nicht vergebens,
Seh' das Traumbild meines Lebens,
Seh', was ich im Schilde führ',
Ich im Wappen an der Thür,

Von dem Goldſack blaſonirt,
Mit Papieren kraus verziert,
Grand-Kordon und Lorbeerkron,
Huldigung, Dedikation,
Und weil ich gemalt ſeyn muß,
Seh' ich dort mich als Modell
Vor dem kühnſten Genius,
Der ſein eigner Pegaſus,
Der ſein eigner Muſenquell,
Schöpfer ſchier, kaum Kreatur,
Alles lernte von Natur.
Ja, ein ſolcher Geiſt haucht nur
Treu in ganzer Poſitur
Und urſprünglicher Figur
Meiner Grazie Formenzauber
Auf die Leinwand zart und ſauber;
O wie duftig! wie moelleux!
Kunſt, das iſt die höchſte Höh!"

Hierauf breitete er die Arme mit großer Innigkeit aus und ſprach:

„Seyd umſchlungen Millionen,
Dieſen Kuß der ganzen Welt!
Schönſte Pſyche, o verſchonen
Sie doch mein, ich hab' kein Geld,
Bin gerührt und alterirt,
Denn die Schildwach' präſentirt!"

Da brachte mir Siſſi den Ring Salomonis durch das Loch heraus, ich ſteckte ihn in tauſend Freuden an den Finger, drehte ihn und ſagte voll Neugier:

„Ringlein ſag' mir unverſäumt,
Was der Petſchaftſtecher träumt!"

Und gleich ſah ich, daß dem Petſchierſtecher Alles, was er im Schild führte, in einem prächtigen Wappen im Traume vorgeſtellt wurde. Ein Geldſack war der Helm, allerlei Papiere und Wechſelbriefe die Helmzierde, er ſelbſt ſtand voll Anſtand in der Mitte, ein Genius krönte ihn mit Lorbeern, ein

Andrer reichte ihm ein Ordensband, einer huldigte ihm mit Kleinodien, einer dedizirte ihm ein Buch; auch war das Sinnbild der Sternſehenden Wachſamkeit eine fette Gans vor ſeinen Füſſen. Ganz unten aber im Wappen malte der geflügelte Genius der Kunſt ſelbſt den Schönſten der Sterblichen, denn ein Anderer hätte nie vermocht, einen ſo urſprünglichen Menſchen aufzufaſſen. Nun aber öffnete ſich plötzlich der purpurfarbichte Sammetkelch einer Kaktusblüthe und zwiſchen den weißſeidenen Staubfäden ſchwebte eine feine Jungfer mit Schmetterlingsflügeln hervor an die Seite des Wappens hin; in der einen Hand hatte ſie eine Zwiebelpflanze, mit der ſie die Naſe des Glücklichen berührte, in der andern trug ſie eine antike Lampe, womit ſie das Wappen beleuchtete. Er nannte ſie Pſyche. — An der andern Seite des Wappens erſchien ein Grenadier, der das Gewehr präſentirte. — Ach, der gute Salzgraf träumte ſo ſelig, daß er mich ſchier dauerte; aber ich konnte ihm nicht helfen, ich mußte ihm aus dem Traum helfen; — ich drehte alſo den Ring mit den Worten:

„Salomon du weiſer König,
Dem die Geiſter unterthänig,
Laſſe dieſen, wie die andern
Gleich als einen Eſel wandern;
Schaff' auch einen Eſeltreiber,
Der mir ihre faulen Leiber
Mit dem Prügel tüchtig rührt,
Und zum Vater Gockel führt.
Ringlein, Ringlein dreh dich um,
Mach's recht ſchnell ich bitt' dich drum."

Und ſieh da, gleich war der Eſel fertig, und der Treiber ſtand ſchon bei ihm, trieb ihn mit einem Prügel aus dem Gartenhaus hinaus und mit den beiden Andern hieher. Ich aber drehte den Ring und wünſchte bei euch zu ſeyn. Da war ich gleich hier in dem Hof und als ich euch in dem alten Hühnerſtall ſo klagen hörte, wünſchte ich, daß das

Schloß wieder ſeyn möchte, wie es einſt im höchſten Glanze bei unſern Vorältern geweſen; auch wünſchte ich euch als ſchöne Leute in den beſten Jahren und mich als eine ſchöne vernünftige Jungfrau, über die Puppen — wollt' ich ſagen Kunſtfiguren-Jahre hinaus zu ſehen; zürnet nicht lieber Vater, aber der Gedanke an die Kunſtfigur von Birkenreis kann mich noch jetzt erbittern." — Gockel lachte und ſagte: „Gackeleia dreh' den Ring nur noch einmal, um verſtändig zu werden, es ſteckt noch viel vom eigenſinnigen Kind in der erwachſenen Jungfrau, du willſt die Ruthe noch nicht küſſen!" — da küßte Gackeleia ihm die Hand und fuhr fort: „Als nun Alles nach meinem Wunſche geworden war, ſchlich ich zu euch in den Hühnerſtall und drückte mich in einen Winkel, um eure Ueberraſchung recht zu genießen. Siſſi aber wollte mit aller Gewalt unter die Puppe gebunden ſeyn, um euch zu wecken; da lief ſie über euer Stroh und als ihr aufriefet: „die Puppe! die Puppe!" ſagte ich:

„Keine Puppe, es iſt nur
Eine ſchöne Kunſtfigur."

„Das Andre wißt ihr Alles."

Nach dieſer Erzählung umarmten Gockel und Hinkel die Gackeleia unter Freudenthränen und ſagten: „Dank, tauſend Dank, liebes Kind; du ſollſt zum Lohne deiner Güte nun auch den Ring immer am Finger haben, du ſollſt Alles wünſchen, was du willſt!"

Gackeleia ſagte: „ich nehme es an, vor Allem wollen wir die drei Eſel, welche im Hofe ſtehen mit Allem bepacken; was ich dem guten Mäuſekönig verſprochen habe und dann ſollt ihr ſehen, wie vernünftig ich wünſchen will"

Nun giengen ſie hinab und wünſchten, nachdem die Käſe und die Schinken den Eſeln auf den Rücken gepackt waren, den Königsberger Marzipan, den Thoruiſchen Pfefferkuchen, die Jauerſchen Bratwürſte, die Spandauer Zimmetbretzeln,

den Nürnberger Lebkuchen, die Frankfurter Brenten, die Sachſenhauſer Kugelhupfen, die Mainzer Bitzen, die Gelnhausner Budenſchenkel, die Koblenzer Todtenbeinchen, die Lieſtaller Leckerli und die Botzener Zelten auch dazu, welche ſich ohne Verzug einſtellten und die Eſel ſo belaſteten, daß ſie ſchier niederbrachen.

Als nun die Zeit kam, daß Prinz Speckelfleck und Prinzeſſin Siſſi Abſchied nehmen wollten, drehte Gackeleia den Ring Salomonis mit dem Wunſch, die Sprache der Mäuſe zu verſtehen, ohne grade zu ſchlafen, und dadurch ward die Unterhaltung jetzt ganz leicht. Gackeleia ſagte: „Meine liebſten durchlauchtigen Freunde! Euer Abſchied thut mir ſehr leid, wir verdanken euch Alles; ich will es euch belohnen. Ihr habt geſehen was der Ring vermag; die Petſchierſtecher hat er in Eſel verwandelt — ſo ihr es verlangt, ſoll er euch gleich in Menſchen verwandeln, und ihr könnt für immer hier bei uns bleiben.“ — Die beiden Mäuschen ſchauten ſich ernſthaft an und dann erwiederte Siſſi: „Gackeleia, du ſagſt ein groſſes Wort — aber laſſe uns bleiben, was wir ſind, wir wollen uns nicht von unſerm Volke trennen, wollteſt du auch unſer ganzes Volk zu Menſchen machen, wo wäre das Land, das ſie faſſen und ernähren könnte? — o es gäbe Mord und Todſchlag und Hungersnoth! — nein, wir ſind uns als Mäuſe genug; uns bleibt Nichts mehr zu wünſchen übrig, als daß wir, glücklich nach Hauſe gekommen, die Verſchwörung Mack, Venack, Gog, Magog und Demagog mit der Pulvertonne in dem herrlichen Monumente Gackeleienm auf ewig eingemauert finden, daß wir unſre königlichen Eltern mit all den köſtlichen Leckerbiſſen erquicken können und daß weder Papa noch Mama ſich den Magen verderbt. O die Einweihung des Monuments wird monumental werden! — o wie hinreißend wird Nuckulus deklamiren! wie ſüß wird der edle Piloris duften!“ — da fiel Speckelfleck ein: „und wie bezaubernd die holde Marquiſe Marmotte

tanzen!“ — Siſſi aber that, als wenn ſie ihn nicht hörte; und Gackeleia erwiederte: „Siſſi! du ſprichſt ſehr vernünftig, aber frage doch den anmuthigen jungen Igel, ob er vielleicht ein Menſch ſeyn möchte, er ſcheint mir melancholiſch;“ — „ich glaube kaum,“ verſetzte Siſſi, „aber ich will es thun.“

Als hierauf Prinz Pfiffi und Prinzeſſin Siſſi von ihren Freunden den zärtlichſten Abſchied genommen hatten, befeſtigte Gockel den falſchen Ring Salomonis dem Eſel, der ihn nachgemacht hatte, als ein Andenken in das Ohr, heftete ihm ſeine Pudelmütze auf den Kopf und ſetzte die Mäuschen hinein, dann ließen ſie durch die Treiber die drei Eſel nach dem Mäuſeland hintreiben und recht viele ſchöne Grüße ausrichten.

Als ſie fort waren, ſagte Gackeleia: „jetzt wollen wir auch einmal in unſre Schloßkapelle gehen und ſehen, wie ſie ſich verändert hat.“ Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, als die Glocke zu läuten anfieng und ſie in die Kapelle rief. Sie traten hinein und konnten ſich nicht ſatt ſehen, wie Alles ſo reinlich und feſtlich mit Blumen und Laubkränzen geſchmückt war. Alle Wände und Steinbilder, das Grabmal des Urgockels und die Bilder aus ſeinem Leben waren wie neu, rein und polirt. Es war eine ſchöne Kanzel an der Seite und gegenüber eine Orgel mit einem ſtattlichen Organiſten und ſeinen Blaſebalgtretern. Mehrere kleine Jungen läuteten am Glockenſtrang aus Leibeskräften. Ein Anderer lief mit Waſſer und Sprengwedel umher und ſprengte, daß es kühl ſey. An einer Seite ſtreuten weißgekleidete Mädchen Blumen, an der anderen ſtanden Knaben hinter großen Sträußern verſteckt. Aber es war doch keine rechte Kapelle, der Altar war auch nicht, wie zu Urgockels Zeiten, da waren keine Leuchter, keine Kerzen, kein Heiligthum. Der Ring Salomonis hatte ſein Mögliches gethan; aber er

kann nur Zeitliches, Natürliches, Künſtliches, Weltliches, aber nichts Ewiges und Geiſtliches geben.

Als ſie Alles mit Freuden betrachtet hatten, wurden ſie durch den Anblick des Hahns auf dem Grabmal des Urgockels recht lebhaft an den guten Alektryo erinnert. Sie dachten an das Halsgericht, das Gockel hier gehalten. Frau Hinkel und Gackeleia ſchlugen die Augen nieder; da ſpielte auf einmal der Organiſt eine ſehr rührende Arie: „Wie ſie ſo ſanft ruhn.“ Es war ein gar feierlicher Moment. —

„Ach der edle Alektryo!“ ſeufzte Gockel, „ich kanns nicht aushalten,“ ſchluchzte Frau Hinkel, „ach wäre er nur wieder da!“ — „Ei,“ dachte Gackeleia, „dazu kann ich helfen“ und drehte ganz ſtill an ihrem Ring:

„Salomo du weiſer König,
Dem die Geiſter unterthänig,
Mache meine Eltern froh
Durch den Hahn Alektryo;
Ringlein! Ringlein! dreh' dich um,
Mach geſchwind, ich bitt' dich drum.“

Da hob ſich ein Wölkchen auf der Stelle aus dem Boden, wo die Gebeine Alektryo's verbrannt worden waren, und wirbelte und ballte ſich zuſammen und ward wie ein Hahn und der Uralektryo auf dem Grabmal rührte ſich, ſtreckte den Hals, ſchlug mit den Flügeln und krähte durchdringend, und es fuhr wie ein Feuerſtrahl aus ſeiner Kehle ſichelförmig zu der kleinen Wolke nieder, die im Augenblick der alte kräftige Alektryo ward, auf Gockels Schulter flog, mit den Flügeln ſchlug und mit ritterlichem Krähen dem ſteinernen Hahn antwortete, worauf draußen in dem Hühnerhof alle Hahnen antworteten; es gieng wie ein Zurufen der Schildwachen von Hahn zu Hahn das Krähen umher.

Aller Freude über Alektryo war ſehr groß, er ſelbſt aber war tiefſinnig und nachdenklich, er meditirte. Da nun von allen Seiten die Hühner und Hahnen in die Kapelle hinein

kamen, den Alektryo zu ſehen, benutzte dieſer die durch ſeine Wiedergeburt erſchütterten Hahnenherzen und Hühnergemüther, ſchwang ſich auf die Kanzel empor und hielt eine ganz erſtaunlich ergreifende Rede über Familienglück und Kinderzucht, ſo daß auch kein Hühnerauge ohne Mitgefühl blieb, all das unten zuhörende Federvieh ſchluchzte und piepte ganz leiſe — der Organiſt accompagnirte gar lieblich mit einer melancholiſchen Arie: „Ach Schweſter! die du ſicher u. ſ. w.“ Auch die rangräfliche Familie war ſehr gerührt.

Als nun Alektryo am Schluße ſeiner Rede ausrief: „iſt Jemand unter den verehrten Anweſenden, der feierliche Verlöbniß oder Hochzeit zu halten wünſcht?“ — drehte Gackeleia den Ring, ohne zu wiſſen wie, und ſprach ganz heimlich, ohne zu wiſſen was:

„Salomo du weiſer König,
Dem die Geiſter unterthänig,
Bring' doch den Kronovus her
So ganz, wie von ungefähr;
Ringlein! Ringlein! dreh' dich um,
Mach' geſchwind, ich bitt' dich drum.“

Da ertönten plötzlich Jagdhörner im Schloßhof, Gackeleia lief hinaus, als ob ihr der Kopf brenne, und ſah das Prinzchen Kronovus in einem grünen Jagdröckchen von ſeinem Schimmelchen ſpringen, und ſie flogen ſich einander in die Arme mit dem Ausruf: „Ach wie biſt du ſo groß, bück dich!“ — „Ach wie biſt du ſo klein, ſtreck dich!“ — Gackeleia aber drehte ſchnell den Ring hinter dem Rücken des Kronovus und wünſchte, daß er ſo erwachſen und verſtändig ſeyn möge, als ſie ſelbſt, und ſieh da, er ward es zuſehends, worüber ſie eine große Freude hatte. Da eilte ſie mit ihm in die Kapelle, ſein Jagdgefolge aber blieb in den Thüren ſtehen.

Gockel und Hinkel grüßten den Kronovus herzlich und dieſer ſagte ſogleich, da ſein Herr Vater Eſtraſius und ſeine

Frau Mutter Cilegia, das Zeitliche geſegnet hätten und mit Tod abgegangen ſeyen, erkläre er ihnen, daß, ſo ſie ihm die Hand ihrer Tochter Gackeleia geben wollten, er ſie zu ſeiner Königin von Gelnhauſen zu machen Willens ſey. Da alle Theile zufrieden waren, führten die Eltern das junge Paar zu dem blumengeſchmückten Altar.

Indeſſen ſpielte und ſang der Organiſt die ſchöne Arie: „Schönſtes Hirſchlein über die Maßen, hörſt du nicht den Jäger blaſen?“ Alektryo aber ſchrie dreimal hinter einander von der Kanzel:

„Zum Verlöbniß hier ſich melden
Die Hochachtbar Wohlbeſtellten,
Majeſtät Kronovus, König
Von Gelnhauſen, oberthänig,
Mit der zarten Raugräfian
Gackeleia, unterthänig,
Grafen Gockels Gau-Erbinn,
Wend't Niemand was dawider ein,
So ſollen ſie verlobet ſeyn!“

Kein Piepswörtchen von einer Einwendung ließ ſich hören, als er aber zum drittenmal fragte: „wer wendet was dawider ein?“ erſchallte eine dumpfe Stimme, die alle erſchreckte:

„Ich Urgockelio ſag: Nein!“

Alles ſchaute das Bild des Urgockels an, Kronovus aber zog grimmig ſeinen Degen und ſchrie gegen den Grabſtein:

„Wer wagt's und ſpricht ein Wort darein?“

Urgockel aber ſchlug mit der Ruthe auf das ſteinerne Abcbuch, daß es raſſelte und ſprach, die Augen wie ein erzürnter Schulmeiſter rollend:

„Gleich ſteck' mir ein den Federwiſch,
Sonſt ich dich bei dem Fell erwiſch'
Und laſſe dir die Kunſtfigur
Von Birkenreis recht tüchtig ſchmecken;
Kennſt du ſie nicht? die Braut frag' nur,
Sie wird dir, wie ſie ſchmeckt, entdecken!“

Das plötzliche Reden des ſteinernen Urgockels brachte keine geringe Störung unter die hohen Anweſenden und deren Federvieh. Gackeleia hatte kaum das Wort „Kunſtfigur von Beſenreis“ gehört, als eine glühende Röthe ihre Wangen überzog; aber ſie ſammelte ſich augenblicklich und winkte dem Organiſten, der in einem Spiegelchen Alles ſah, was am Altare geſchah, und dieſer ließ plötzlich alle Pfeifen los und machte einen Tuſch wie mit Paucken und Trompeten, ſo daß die ganze Drohung Urgockels nicht gehört ward. Indeſſen zog Gackeleia die Kunſtfigur auf, gab ihr einen kleinen Klingelbeutel in die Händchen und ließ ſie unter den anweſenden Hühnern herumſchnurren, mehrere junge Hahnen aber, welche kein kleines Geld bei ſich hatten, fiengen darüber zu ſchwätzen und endlich zu ſtreiten an, und ein kleiner Junge nahm einen Sprengwedel und ſpritzte unter ſie, daß ſie mit großem Geſchrei wegliefen, dazu ſchrie Alektryo fortwährend von der Kanzel, und Gackeleia war herzlich froh, daß man über all dem Spektakel die Worte Urgockels nicht gehört und Kronovus ſeinen Degen wieder eingeſteckt hatte.

Als es wieder etwas ruhig geworden, rief Alektryo zum drittenmal:

„Wendt Niemand was dawider ein,
So ſollen ſie verlobet ſeyn!“

und aller Anweſenden Augen waren auf das Bild Urgockels gerichtet, welches ſprach:

„Ich ſegne euer Bündniß nur,
Wenn ihr gehalten euern Schwur,
Den ihr bei meinem Namen ſprachet,
Als ihr beim Feſt die Bretzel brachet,
Nur dann einander nie zu laſſen,
Wenn die gebrochnen Stücke paſſen!“

Urgockel hatte aber dieſe Worte kaum ausgeſprochen, als auch Gackeleia gleich aus ihrem Körbchen und Kronovus aus ſeiner Jagdtaſche, die Hälfte der Bretzel und des Bu-

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK
MUENCHEN

benſchenkels hervorzogen und zuſammenhielten; und die Bruchſtücke paßten ſo ſcharf zuſammen, als ob ſie eben jetzt erſt gebrochen wären. — Sie entſchuldigten ſich nicht, daß ſie ihr Gelübde in der Freude des Wiederſehens vergeſſen hatten, aber ſie wurden bei den Worten Urgockels roth bis über die Ohren und ſahen ganz blöd vor ſich hin, weil ſie ſich beſchämt fühlten.

Bei dieſer feierlichen Handlung herrſchte eine allgemeine Stille, man hörte nichts als das Glöckchen am Klingelbeutel, den die Kunſtfigur herumtrug. Urgockel aber ſtreckte ſeine ſteinerne Hand hervor und ſegnete Kronovus und Gackeleia mit den Worten:

„Wie die beiden Hälften Eines,
Trenne ſich vom Andern Keines;
Und in euren Wappenſchilden
Sollt in einem Myrthenkranz
Ihr im goldnem Feld abbilden,
Glänzend, unverletzt und ganz,
Bretzel und auch Bubenſchenkel
Zum Gedächtniß ſpäter Enkel.
Zwei gekrönte Mäuschen fein
Sollen die Schildhalter ſeyn;
Unter'm Schild am Ordensband
Hänge als der Treue Pfand
Des Kronovus buntes Ei,
Worauf Vivat Gackelei.
Auf des Schilds zwei Helmen ſtehen
Königskrone, Grafenkrone,
Und Alektryo mit Krähen
Auf der Königskrone throne
Und ein ſtarkes Neſt behüte,
Worin Frau Gallina brüte.
Auf der Grafenkrone Rand
Schweb' in purpurnem Gewand,
Hebend mit der kleinen Hand
Hoch des Glückes Unterpfand,

Salomonis Siegelring,
Jenes liebe Wunderding,
Keine Puppe, sondern nur
Eine schöne Kunstfigur!"

Nach diesen Worten zog Urgockel seine Hand wieder zurück und war ein unbeweglicher Grabstein wie zu vor. Der Organist aber sang eine schöne kunstfigurirte Arie, wozu Menschen und Federvieh einstimmten und die Glocken läuteten — denn sieh, ein merkwürdiges Ereigniß hatte den Bund bekräftiget, die beiden Stücke der Bretzel und des Bubenschenkels waren fest und wieder Eins geworden, als seyen sie nie getrennt gewesen. — Gackeleia aber drehte den Ring mit dem Wunsche das Wappen möge nach dem Willen Urgockels fertig seyn und sogleich stand es auf einer schönen Fahne neben der Orgel.

Schon wollte man sich ordnen mit der vorgetragenen Fahne in den Speisesaal zu ziehen, als Gackeleia an den goldnen Hahn, die goldne Henne, das Geschenk von Salomo und der Königin von Saba gedachte, das sonst bei jeder Hochzeit in Gockelsruh im Brautzug getragen worden. Schnell drehte sie den Ring und wünschte, dieses Kleinod möge sich im Schatze der Kapelle befinden und in ihrem Zuge getragen werden. — Da trat ein Jüngling und eine Jungfrau, beide in morgenländischer Tracht, herrlich geschmückt in die Kapelle vor eine eiserne Thüre in der Wand, die mit Rasseln aufsprang. Da sah man die beiden Brautgeschenke schimmernd stehen. Sie nahmen sie heraus und präsentirten sie dem Brautpaare, welche sie auf den Altare stellten und mit großer Freude anschauten. — Indem nun Alektryo von der Kanzel das Bild der brütenden Gallina in der goldnen Henne erkannte, schlug er mit den Flügeln und krähte gar wehmüthig. Gackeleia verstand seine Sehnsucht und drehte den Ring, auch die gute Gallina möge wieder im Kreise ihrer Lieben verweilen. Da hob sich ein Wölkchen auf dem Grabstein,

wo die Gebeine Gallinas und ihrer Jungen verbrannt worden, wirbelte, drehte, ballte ſich und ward zum großen Erſtaunen aller Anweſenden Hühner, denen die Federn darüber zu Berge ſtiegen — Gallina; Alektryo unterbrach ſeine ernſte Rede und flog von der Kanzel zu ſeiner Gefährtin nieder, die er freudig begrüßte; aber Alektryo beſann ſich, flog wieder auf die Kanzel, bat die Anweſenden um Vergebung, daß er von der Freude des Wiederſehens hingeriſſen, ihre ernſten Betrachtungen unterbrochen habe und forderte abermals Jene ſich zu melden auf, welche ſich zu vereinigen gedächten.

Da trat die Primadonna von Gelnhauſen in die Kapelle und da der Organiſt eben die Fuge anſtimmte:

„Laurentia, ſchönſte Laurentia mein,
Wann werden wir endlich vereiniget ſeyn?“

wollte ſie künftig die Fugen nicht mehr Solo ſingen, ſondern mit ihm, da ſie aber ſich immer mit dem Geſang einander flohen und nachliefen, ohne jemals ſich zu vereinigen und ihr Zuſammenſingen eine Fuga perpetua, eine immerwährende Flucht war, und da der gräfliche Erztruchſeß hereintrat, vermeldend, daß bereits ſervirt ſey und bei längerem Verziehen das Fett am Hammelsbraten leicht gerinnen könne, ſo ordnete ſich der Brautzug die Kapelle zu verlaſſen.

Man hatte die Wappenfahne bereits in Bewegung geſetzt, die Träger der Braut-Henne und des Braut-Hahnes hielten bereits dieſe Reichskleinodien auf purpurnen Sammtkiſſen vor ihrer Bruſt, und Kronovus und Gackeleia wollten ſo eben von den Stufen des Altares herabſteigen, als Urgockel auf dem Grabſtein ſich abermals ſehr heftig bewegte und mit drohender Stimme ſprach:

„Wohl iſt das Sprichwort wahr geſtellt:
Undank iſt ſtets der Lohn der Welt,

Undank ward dem Alektryo,
Undank dem Urgockelio.
Ich habe euch den Ring geſchenkt,
Doch iſt hier Niemand, der mein denkt,
Ich muß euch Ringe wechſeln ſehn
Und Keiner will den Ring mir drehn,
Ich ſtehe hier auf meinem Stein —
Verlaſſen, einſam, ganz allein,
Und draußen bei der Linde ruht
Mein edles Weib, Urhinkel gut,
Sie wählte dieſen Ort zum Grab,
Weil ich ſie dort errettet hab'.
Drei Lilien ſtehn auf ihrer Gruft
Und ſenden Weihrauch in die Luft;
Wenn ein Geſchick vorübergeht,
Ihr Geiſt bei dieſen Lilien ſteht,
Mit denen er zum Himmel fleht'
Und Gott erhöret ihr Gebet.
Die Lilien leuchten dann zumal,
Die Sterne ſenken Strahl um Strahl
In ihre reinen Kelche ein;
Auch ſchweben ſchöne Engelein
In ſie hinein und ſingen fein;
Das höret Alles klar und rein
Urhinkel an und ſtimmt mit ein
Und läßt das weiße Schleierlein
Im Sternenſchein, im Mondenſchein,
Hin ſpielen in den Lüftelein;
Ich aber muß hier einſam ſeyn
Und recht in meines Herzens Pein,
Wie's Kindlein nach dem Mütterlein,
Nach dem Urhinkel draußen ſchrein:
O laß doch den Urgockel dein
Nicht ſo allein, allein, allein!
Du plauderſt draußen mit der Lilie,
Vom Thau berauſcht im Sternenſchein,
Mich hüllt hier trocken ohne Familie
Der alte kalte Epheu ein.

Urhinkel komm' ich rück' zur Seite,
Du bist ja Bein von meinem Bein,
Es ist vollkommen für uns Beide
Raum, Lust und Luft auf diesem Stein."

Dann schaute Urgockel das Brautpaar sehr gebieterisch an und fuhr fort:

„Was euch ist recht, das ist mir billig,
Ihr wollet zwei und zwei hier seyn,
Und drum in Zukunft nicht mehr will ich
Das ein mal eins hier seyn allein;
Dreh, Gackelei den Ring und führe
Die Ahnfrau her mit Sang und Klang;
Bleibt Wahrheit immer vor der Thüre,
Wird Zeit und Mährchen stäts zu lang."

Gackeleia, welche groſses Mitleid mit dem Urgockel hatte, drehte den Ring Salomonis schnell, schnell mit dem Wunsche, die Gebeine der Frau Urhinkel möchten aus dem Grabe unter der Hennenlinde erhoben und Alles bereit seyn, um sie in die Gruft Urgockels beisetzen zu können. Als sie nun aus der Kapelle hinausgezogen waren, fanden sie Alles folgendermaſsen geordnet; im Schatten der Hennenlinde um das Hennenkreuz ſtanden bei den Lilien drei schneeweiſs gekleidete Kloſterjungfrauen und mitten zwiſchen ihnen schwebte der Geiſt der Frau Urhinkel von Hennegau in einem schneeweiſsen, schimmernden Gewand; ihr von langen schwarzen Locken umſtrömtes Haupt war über einem weiſsen Schleier mit weiſsen Rosen gekrönt, auf ihrer Schulter saſs eine weiſse Henne, in der einen Hand hielt ſie eine goldne Spindel, in der andern ein feines leuchtendes Brod. Ihr Angeſicht war nicht irdiſch schön, aber von einer himmliſchen Liebe und Freundlichkeit übergoſſen, man konnte nicht aufhören, ſie anzuſchauen, ihr Blick war eine segnende Verbindung von Thau und mildem Sonnenlicht. In kleiner Entfernung von ihnen war das Grab der Ahnfrau eröffnet und

ſtand neben demſelben ihr irdiſches Kleid im Sarge auf einer Tragbahre; nicht weit von dieſem aber bei jenen Kräutern, die bei dem Begräbniß Gallina's ſo großes Beileid bezeigt hatten, ſtand die Erſcheinung von acht altfränkiſch feſtlich gekleideten Jungfrauen, ſie waren mit Kräutern bekränzt und mit einem Orden an amaranthfarbigem Band geſchmückt. Eine Jede trug ein ſchönes Huhn in einem Körbchen unter dem Arm. Sie blickten alle mit dem Ausdruck ernſter Freude und Rührung nach dem Geiſte und dem Leibe der Ahnfrau und waren in einer lieblich ſchwebenden Bewegung. Sie ſchienen Etwas zu erwarten, die Tragbahre war mit einer tiefrothen Sammtdecke, worauf das Hennegauſche Wappen in Gold geſtickt, bedeckt. Auf dieſer Bahre ſtand nun der offne Sarg, worin die liebſte Frau Urhinkel ruhte; aber welch ein ſeltſamer Sarg! es war ein langer Gitterkorb von Zypreſſen und Myrthenzweigen geflochten und mit erſtaunlich vielerlei Blumen durchſchlungen, welche durch ihre Namen und Bedeutungen ausdrückten, wie ſehr die Todte von den Armen geliebt worden war, die ihr den Sarg geflochten und ausgeſchmückt hatten und ihrer Leiche gefolgt waren. Gackeleia hatte oft von dem Blumenſarg ihrer Ahnfrau erzählen hören. Es gab ein Mährchen davon in der Gockelſchen Familie, das man den Kindern erzählte, um ihnen Milde gegen die Armen einzuflößen. — Nun ſah ſie dieſen Blumenſarg vor ihren Augen; aber er war ganz welk und verdorrt. — Sie wollte um Alles in der Welt den Blumenſarg wieder in ſeiner ganzen Schönheit ſehen. So drehte ſie dann den Ring Salomonis mit den Worten:

„Salomo, du weiſer König,
Dem die Geiſter unterthänig,
Laſſe neu den Sarg verzieren
Mit des Dankes Blumengaben;
Wolle uns vorüber führen
Alle Armen, alle Kinder,

Die den Sarg gewebet haben;
All der Liebe Kränzewinder,
Die in Blumen einſt begraben
Dieſes Herz, den Troſt der Kinder.
Sende all die Kronenbinder,
Jene Blumen einzuſammeln,
Jene Kräuter, jene Halmen,
Deren Namen Wünſche ſtammeln,
Deren Namen Dankespſalmen,
Süße Grüße, Wohlgefallen,
Wie unſchuldge Kinder lallen.
Um das Bettlein, wo in Frieden
Ruht das ird'ſche Kleid der Braut,
Die vom Leib der Zeit geſchieden,
Ward dem ew'gen Geiſt getraut,
Werde von dem Dank hienieden
Neu ein Blumenzelt gebaut.
Schmücket neu dies Herz mit Blüthen,
Liebeswerke, die drin glühten,
Daß die Blumen, Erdenſterne,
Zeitlich hier den Leib umkränzen,
Wie des Himmels Blumen, Sterne,
Ewig dort den Geiſt umglänzen;
Ringlein! Ringlein! dreh dich um,
Schmück' den Sarg, ich bitt dich drum!"

Auf dieſe Worte Gackeleias ertönte ein leiſer, ungemein reiner und lieblicher Geſang von den drei Lilien her, welche zu Häupten des Hennenkreuzes ſtanden:

„O Stern und Blume, Geiſt und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!"

Nach dieſen Stimmen nahte hinter der Linde hervor von beiden Seiten eine gar rührende Prozeſſion von Greiſen, Männern, Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, Knaben und Mägdlein, ja Säuglingen auf den Armen der Mütter. Alle waren ſie durch Kränze und Gewinde der mannichfaltigſten Blumen und Kräuter verbunden, die ſie in der einen

Hand hielten, während ſie in der andern an weißen Stäben ſchimmernde Fahnen trugen und rings um Frau Urhinkel aufpflanzten. Dieſe Fahnen aber beſtanden aus nichts anderm, als aus Hemden, Strümpfen, Röcken, Wämſern und beſonders aus vielen allerliebſten, kleinen Kindermützchen, welche Frau Urhinkel mit eigenen Händen verfertigt hatte, um die Armen damit zu bekleiden. Alle die Kleidungsſtücke ſchimmerten wie Silber und Gold und was mit großem Fleiße, mit großer Liebe und Ueberwindung genäht war, das war wie mit Edelſteinen und Perlen ausgeziert. Es waren die Werke der Frau Urhinkel, welche ihr nachfolgten. Als nun alle dieſe Siegsfahnen um die liebe Seele aufgepflanzt waren, zogen die Geiſter der Armen, welche ſie durch milde Austheilung der Gaben Gottes vor Noth, Verzweiflung und Verbrechen gehütet und als dankbare Kinder in das Haus des Vaters geführt hatte, hin zu dem Sargkorbe, worin der Leib ihrer Wohlthäterin ruhte, und verwandelten ihn mit allen ihren Laubgewinden durchflechtend in ein Schiff von Blumen. Die guten, dankbaren Seelen ſchmückten das Ruhebettlein der Ahnfrau mit allem Danke, aller Liebe, die ſich durch Blumennamen ausſprechen laſſen, und als der Blumenſarg neu erblüht war, brach Gackeleia freudig in die Worte aus: „o das iſt eine ſchöne Leichenrede, das ſind keine rednerischen Blumen, das iſt eine Blumenrede, mir iſt, als ſpräche ich ſelbſt ſo, wenn ich dieſe Blumengewinde anſehe; denn was die Blumen heißen, das ſind ſie mir!“

„Ja, liebe Ahnfrau, da iſt Augentroſt für dich, welche alle Thränen getrocknet, Liebäugelein für dich, weil du alle Arme ſo lieblich anblickteſt, brennende Liebe mit den granatrothen Blumen, weil dein Herz von Nächſtenliebe geglüht; Thymian, das gewürzige Demuthkraut für dich du Demüthige; Ehrenpreis für dich du aller Ehren werthe; — Engelſüß und Engelblume ſprechen: „du ſüßer milder Engel in aller Noth! — O du Herzblüm-

lein, du Herzenstroſt, du Herzensfreude flüſtern drei andre Blümlein; — du Honigblümchen, je länger je lieber hatten wir dich, ſagen andre. — Wie viele ſtammeln mit Kinderaugen, „vergiß mein nicht.“ — Das Schlafkräutlein ſpricht: „ſchlummere ſüß“ — und das Fühlkraut: „rühr mich nicht an.“ — Das Mollenkraut, das Wunderbäumchen, Palme Chriſti ſäuſelt um dein Haupt. — Das Herrgottsbärtlein weht durch deine Locken. — Die Paſſionsblume ſchaut dich an — ruhe ſanft lieb Denkeli — an deinem ſchattigen ſonnigen Herzen, du Liebſtöckel, blühet dein Herzgeſpann, das demüthige Sophienkraut, das Sonnenbräntlein, der Sonnenthau füllt ihm die Löffelchen ſeiner Hände, im tiefſten Schatten, wie in glühender Sonne heilend und erquickend. Dem lieben Herzen, dem es nahe iſt, müſſen die Feinde vergeben, wie es ihnen vergiebt, alle müſſen es lieben, kein Zauber kann es kränken, ſelbſt der eigne nicht. — O ſchlummere ſelig, der Engeltrank dir Wohl verleih! — Sey Wohlgemuth, Gottes Gnade, Gottes Hülfe, Gottes Heil ſind mit dir. — Zum Himmel kehr dich du Sonnenwende. — Wandle träumend durch den Himmelsthau zu dem Kreuzblümlein, dem Jeſusblümlein. — Der Heiland legt den Himmelsſchlüſſel in deine Hände — Du ewige Blume. — Gotteshülfe ſey dir ewig grün. — Tauſendblättchen haſt du reine, feine Garbe voll Heilkraft — und Floramor, Tauſendſchön, die purpurſammtne Amaranthe ſchimmert dich an, daß dir das Herz lacht u. ſ. w. — Wer kann alle Liebe ausſprechen, welche die Blumen ſtammelten? — Zu ihren Füßen deutete die Jeruſalemsblume, die feurige Liebe, die Mannstreue auf die Liebe und Treue Graf Gockels. Alle dieſe Blumen waren von vielen weißen Roſen durchflochten und an den Ecken des Sarges ragten Lilien hervor, und beide wußten nichts freudi-

geres zu ſagen, als, ſie liebte uns.“ In der Hand hatte die liebe Todte einige Heilkräuter, einen Strauß von Schlüſſelblumen, Chamomillen, Meliſſen, weißen Neſſeln, Lindenblüthe und Orangenblättern. — Ein Monatröschen, das ſie lange gepflegt, blühte in einem Körbchen an ihrer Seite. — Die ganze ſprechende Blumendecke des Sarges war von einer immergrünen Epheuranke überſponnen, welche an dem Kreuze zu Häupten des Sarges hinanrankend ſagte: „immergrün iſt meine Treue, wer will mich trennen von meiner Liebe, ich halte ihn und laſſe ihn nicht. Wer iſt treuer als ich? ſelbſt von der Wurzel getrennt, laſſe ich nicht von dem, was ich umarmte, und grüne und lebe klammernd an meiner Stütze. Mit ewigem Grün umſchließet die Treue die Aſche der Todten und bindet die Scherben der Urne; denn losgeriſſen würde ſie ſterben. Selbſt den gefallenen Stamm umgrüne ich. Seit ich lebe, ringe ich aufwärts, nicht aus eigener Kraft, ſondern getragen von zuvorkommender Gnade, die ich dankbar mit den Wurzeln meiner Zweige erfaße. — Weil ich barmherzig den nackten Fels bekleide, decket die ewige Liebe meine eigne Armuth und trägt mich aufwärts mit den Barmherzigen, die ſie ſelig ſpricht; auf daß ich aufſteige aus der Wüſte, geſtützt auf den Geliebten überfließend von Beglückungen.“ — Solches und vieles andere ſtammelten die Blumen und Kräuter, womit die Geiſter der dankbaren Armen, denen Frau Urbinkel alle Barmherzigkeit erwieſen hatte, ihren Sarg von neuem ſchmückten. — Als ſie den Sarg geſchmückt hatten, zogen ſie ſich zu beiden Seiten der Frau Urbinkel zurück, erhoben ihre Fahnen wieder und traten in den Hintergrund.

Alles das ſahen Gockel, Hinkel, Gackeleia und Kronovus ganz ſtill mit tiefer Rührung an und nun ſprach Gackeleia: „das alſo iſt der ſchöne Blumenſarg unſrer Ahnfrau von dem du mir ſo oft erzählt liebe Mutter, daß die Engel die Blumen dazu im Himmelsgarten gepflückt?“ — da er-

wiederte Frau Hinkel: „ja, und er iſt noch viel ſchöner als ich wußte, denn die Engel waren die Armen, die ſie in den Himmel durch ihre Liebe geleitet und der Himmelsgarten war der Garten ihres liebvoll barmherzigen Wirkens und alle die Blumen und Kräuter waren ihre Liebeswerke. Sie hat mit der Gnade Gottes ihren Garten ſelbſt gebaut!“ — Da ſprach Gockel: „Hier kann man wohl ſagen, unſere Werke folgen uns, und wie man von Kummer und Böſem ſagt, das iſt ein Nagel in meinen Sarg, kann man wohl von allen Werken der Liebe ſagen, ſie ſind Blumen auf meinem Grab, o wer ſollte ſich nicht einen ſolchen Garten zu bauen wünſchen!“ — „Ach,“ ſprach Kronovus, „du mußt helfen Gackeleia, wir wollen fleißig im Garten arbeiten.“ Gackeleia hatte Thränen in den Augen und nickte ſtill.

So ſtanden ſie und ſahen den Leib der Ahnfrau an, der ernſt und ehrwürdig und doch ſo lieblich mit ſeinem Brautkleid in dem Blumenbettchen ruhte. Keine Spur von Verweſung entſtellte die rührende Geſtalt. Sie war ganz dieſelbe, wie man ſie in dem Grafenſaal in Gockelsruh als Braut gemalt ſah, nur noch weiſer, noch reiner. Das edle, kluge Haupt trug die Grafenkrone über einen Kranz von Amaranthen, der die reichen mit Perlen durchflochtenen Locken umfieng und ruhte mit geſchloßnen Augen, wie das Antlitz eines ſchlummernden Heldenkindes, auf einem runden goldnen, mit Rubinen verzierten Polſter, das ſie gleich einem Heiligen Schein umleuchtete; die eine Wange jedoch lehnte etwas zur Seite geneigt an einem Kiſſen von der feinſten ſchneeweißen Leinwand. — „Kennſt du das kleine Kiſſen?“ fragte Frau Hinkel die Gackeleia und dieſe antwortete: „o gewiß, davon haſt du mir ja auch erzählt, wie von dem Blumenſarg; die Gräfin Amey von Hennegau ſpann ſo fein, ſo fein, webte ſo fein, ſo fein, und trocknete mit ihrem Linnen die Thränen der Armen; weil aber noch ſo fein geſponnen, endlich doch kommt an die Sonnen, ſo haben ihr die Armen die-

ſes Linnen an der Sonne mit Thränen des Dankes gebleicht. Sie theilte aber Alles mit ihnen und ſo auch dieſes Linnen; da haben dann die dankbaren Armen ihr aus ihrem Theil ein Brauthemd und ein Todtenhemd genäht, und da noch ein Stückchen übrig blieb, verfertigten ſie dies kleine Kiſſen daraus und nähten den Spruch darauf: „ein gutes Gewiſſen iſt das ruhigſte Kiſſen.“ Es kamen aber alle Vögelein, denen ſie von Jugend auf ihre Broſamen ausgeſtreut hatte, herangeflogen, und rupften ſich ſelbſt aus Dankbarkeit die zarteſten Flaumfederchen aus der Bruſt in das Kiſſen, bis es recht weich und reichlich gefüllt war. Dieſe Gaben verehrten ſie der lieben Wohlthäterin als Brautgeſchenk und ſie nahm ſie mit in den Blumenſarg.“ — „Du weißt Alles noch recht ſchön,“ erwiederte Frau Hinkel, „ſieh, zum Andenken dieſes ſo ehrenvollen Ereigniſſes haben auch alle Jungfrauen und Frauen unſeres Stammes in ihrer Ausſtattung zwei ſolche Hemden und ein ſolches kleines Kiſſen, welche von den Armen verfertigt werden müſſen und dieſer Theil der Ausſtattung heißt die Armen-Linnen-Spiegelgabe, weil wir uns an der Milde unſrer Ahnfrau ſpiegeln ſollen.“

„Ach,“ ſagte Gackeleia, „es iſt ſchwer den Blick von dem lieben Angeſicht zu trennen, es iſt ſo ehrwürdig, ſo ernſt wie eine Sybille, welche Schickſale träumt, ſo liebvoll ſorgend und warnend wie eine fromme Mutter, und auf der ſinnenden Stirne ruht der Friede beſiegter Leiden, und wenn ich ganz bewegt bin und die Thränen mir in die Augen treten wollen, lächeln mir ihre Wangen und ihre Lippen ſo kindlich entgegen und es iſt mir, als küße mir ein Kind die Thränen von den Augen und ſtreiche mir tröſtend die Locken von der Stirne.“ — Da ſprach Gockel: „Kind, du haſt ein gutes ſicheres Aug, was du ſagſt, muß wohl ſo geweſen ſeyn. Sieh, darum hat das liebe Herz, die gute Ahnfrau auch ſchon als Jungfrau den Henneganſchen Mägdlein-Orden der freudig-frommen Kinder geſtiftet, deſſen höchſter

Grad hier im Sarge ihre Bruſt bedeckt. Es iſt derſelbe Orden, den Mutter Hinkel und auch du jetzt trägſt.

Es war in den Tagen der guten Ahnfrau im Lande Hennegau unter dem weiblichen Geſchlecht eine traurige tiefſinnige Andachtsweiſe eingeriſſen; das Ei wollte klüger ſeyn, als das Huhn, und die Hühner ſprachen erſtaunlich viel über ungelegte Eier. Es war wie eine Krankheit unter den Mägdlein des Landes geworden, aller weiblichen Handarbeit und Pflege und ebenſo aller Freude und Heiterkeit zu entſagen und ſich allein einem tiefſinnigen Hinbrüten zu ergeben, wodurch manche auf ſehr verkehrte Dinge kamen. — Da nun im Jahre 1310 Porette, eine Jungfrau aus Hennegau, welche die Gräfin Amey kannte, durch dieſe Lebensweiſe auf ſo unſinnige Meinungen und Lehren kam, daß ſie in Paris zum Feuertode verurtheilt ward, nahm Gräfin Amey ſich dieſes ſo zu Herzen, daß ſie ſich entſchloß, dieſer Verkehrtheit durch ihr Beiſpiel entgegen zu arbeiten. Sie errichtete deswegen für Jungfrauen den Orden der freudigen frommen Kinder, in welchem ſie alle ihre Freundinnen verbindlich machte, mit Arbeit und Pflege für die Armen, kindliche Freude und Andacht zu vereinigen. Alles Gute und Heilige hatte einen Altar in ihrem Herzen, alles Kindliche und Heitere aber auch eine gaſtfreie Herberge darin; und ſo kam die liebe Amey in ein recht liebes, natürliches Weſen. Sie ward der Troſt der Armen und die Freude der Kinder, ſie ſelbſt nannte ſich als Großmeiſterinn des Ordens das arme Kind von Hennegau. Da begann eine gute Zeit für die Kinder in Hennegau, welche durch die übertriebene Selbſtbeſchauung ihrer Mütter und älteren Schweſtern ganz unbeobachtet, verwildert, ſchmutzig, zerriſſen und zerlumpt geworden waren. Die liebe Amey errichtete große Ordensfeſte und jede ihrer Ordensgeſpielinnen mußte eine Heerde Kinder ſauber und reinlich gekleidet auf die Wieſe bringen, wo getanzt und geſpielt, gegeſſen und getrunken und auch Gott gedankt wurde. Alle

edlen Jungfrauen wollten in dem Orden der freudig frommen Kinder seyn, und die weibliche Sitte erhielt eine neue schöne Wendung, so daß es ein Sprichwort geworden: „wie wohl wär mir, hätt' ich zur Frau ein' edle Dirn aus Hennegau!" Um aber die Verbindung der freudigen Frömmigkeit und Kindlichkeit zu bezeichnen, um auszudrücken, daß die tiefste Betrachtung es eben nicht viel weiter bringt, als ein lallendes Kind, so besteht das Ordenszeichen aus einer Figur, welche auf der einen Seite ein zur Sonne aufsliegendes Lerchlein als das Bild freudiger Betrachtung und auf der anderen Seite ein kleines, lächelndes Wickelkind, das sich geduldig von einem Arm auf den andern nehmen läßt, vorstellt. Es wird dieser Orden aber an einem amaranthrothen, mit allerei Glöckchen und Quäschen und sieben Sächelchen behängten Bande um den Hals getragen, weil die Amaranthe nicht verwelkt und ihre tiefe, rothe Farbe auch getrocknet bewahrt. Die Amaranthe ist das Sinnbild treuer, beständiger Gottes- und Menschenliebe, und ein Schmuck geliebter Todten, und es ward dem armen Kind von Hennegau hier im Blumenbettlein die schöne Amaranthenkrone aufgesetzt, weil es recht gewandelt ist. Die Erde trägt eigentlich nur den Schatten dieser Blume, der Himmel allein bringt sie in der Fülle ihrer ganzen Bedeutung wirklich hervor, als ein unvergängliches, unbeflecktes, unverwelkliches Erbtheil, das uns in ihm bewahrt ist. — Die Amaranthe ist ein Sinnbild der unschuldigen Kindlein, weil diese durch das Schwert vom Leben getrennt, in ihrem Blute im Himmel wie die tiefrothen Amaranthen glühen, welche selbst von der Pflanze abgeschnitten, ihre Farbe nicht verlieren. — Die Amaranthe ist das Sinnbild der Beständigkeit, der treuen Ausdauer, und von ihr heißt es, in Kälte und Hitze, auch getrennt beständig, nimmer welkend, in Thränen erneuet. — Dieser Eigenschaften wegen trägt Gräfin Amey die Amaranthen-Krone und den Orden am amaranthrothen Band;

daß aber am Saum dieſes ernſten Bandes alle die kleinen artigen Spielſachen, Quaſten, Glöckchen, Troddeln hängen, deutet wieder auf unſchuldige Freude am Saum des ernſten Tagwerks, ſo wie die Beete eines Gartens, den wir mühſelig bauen, mit kleinen lieblichen Blumen eingefaßt ſind. Sieh Gackeleia, wegen der tiefen Bedeutung der Amaranthenfarbe hatte die gute Ahnfrau auch wohl eine ſo tiefe Rührung bei ihrem Anblick, denn ſie konnte ſich oft gar nicht zurückhalten, wenn ſie dieſe Farbe ſah; oder entſprang die Macht dieſer Farbe über ſie aus einem Vorgefühl des Schickſals, das ihr durch dieſelbe bevorſtand? — ich kann es nicht entſcheiden — nur muß ich dich ermahnen, liebe Gackeleia, nie eine Hinneigung zu irgend einer Sache allzu heftig werden zu laſſen, damit ſie dich nicht endlich überwältige; denn ſieh — die gute Ahnfrau wurde durch dieſe Farbe gefangen und aus Hennegau hieher nach Gockelsruh entführt. Die Räuber, welche wußten, daß ſie dieſer Farbe nicht widerſtehen konnte, breiteten auf einer grünen Wieſe, auf der ſie oft ſpazieren gieng, eine amaranthfarbige, ſeidene Decke aus, und ſangen ein Lied in der Nähe, das ſie ſehr liebte:

„Feuerrothe Blümelein,
Aus dem Blute ſpringt der Schein,
Aus der Erde dringt der Wein,
Roth ſchwing ich mein Fähnelein."

Dieſes Lied lockte Amen ans Fenſter und als ſie den tiefrothen Fleck im Abendſchein auf der Wieſe funkeln ſah, konnte ſie der Begierde nicht widerſtehen; ſie mußte hineilen, und ſich auf die Decke niederſetzen, und ſo entſchlummerte ſie. Da zogen die Räuber mit verborgenen Schnüren plötzlich die Decke über ihr zuſammen, banden ſie auf ein Pferd und entführten ſie bis hieher unter die Hennenlinde, wo Urgockel ſie auf ihr Hülfsgeſchrei befreite. — Sieh, ſie iſt ganz in ein weites amaranthſeidenes Gewand gehüllt, das deutet

auf jene Decke, in der ſie entführt, gerettet und die Braut Ugockels ward.“ — „Es paßt recht ſchön,“ ſprach nun Gackeleia, „daß ſie dieſe Farbe auch hier im Tode trägt, denn ſo iſt ſie auch in dieſer Farbe von der Erde entführt, und unter dem wahren Hennenkreuz gerettet, eine Braut des Himmels und wie ein Küchlein unter die Flügel der Henne verſammelt worden. — Aber ſage, warum haben denn die Räuber die liebe Ahnfrau entführen wollen? — Sie ſieht doch gar nicht ſo reichgeſchmückt aus wie andere Gräfinnen, die von funkelndem Geſchmeide ſtrotzen, und ich habe mich ſchon über dieſe Armuth verwundert, kannſt du mir wohl ſagen, warum hat ſie denn gar keinen andern Schmuck auf ihrem amaranthſeidenen Brautkleid, als nur zwei kleine Edelſteine auf den beiden Spangen, welche das weite Gewand auf den Schultern zuſammen faſſen?“ — Da ſchaute Gockel die Gackeleia lächelnd an und ſprach: „du biſt ein rechter Schelm, du fragſt mich über Allerlei, was längſt vergeſſen iſt, und dann drehſt du heimlich den Ring Salomonis, damit mir Alles in den Sinn kommen ſoll, was ich nie oder doch nur dunkel gewußt habe.“ — „Freilich mache ich es ſo,“ antwortete Gackeleia, „denn wie jede Speiſe ihr eigenthümliches Gefäß hat, ſo ſind ſolche alte Geſchichten immer am ſchönſten, wenn ſie der Vater erzählt.“ — Da fuhr Gockel fort: „du fragſt ganz recht wegen den Räubern, die ſie entführten und dieſen einſamen Edelſteinen auf ihren Achſelbändern zugleich, denn wegen dieſer wollten die Räuber, welches böſe Edelleute aus dem Turgau waren, ſie entführen, und Kronopus mag dich nur gut bewachen, ſonſt kann dir es auch ſo gehen; denn auch du trägſt ſolche zwei kleine Edelſteine auf den goldnen Spangen, welche die Aermel deines amaranthfarbigen Brautkleides auf der Schulter ſchürzen, und es ſind dieſe Spangen deine eigentliche Morgengabe, welche dir allein gehört. Es ſind die ſogenannten heiligen Lehns-Kleinode der Grafſchaft Vaduz, deren Wappen da-

rauf eingegraben iſt. Vaduz mit ſeinen Felſenſchlöſſern iſt ein Frauenlehn und gehört allen erſtgebornen Gräfinnen von Hennegau, die mit dieſen Spangen auch alle Rechte einer Lehnsbuldinn von Vaduz empfangen. Es iſt eine alte geheimnißvolle Sage mit dieſen Steinen verbunden; es heißt, die wahren, heiligen Gnaden-Kleinode, habe ſchon Rebecka auf ihren Schultern getragen, ſie ſeyen wunderthätig, die Ahnfrau habe ſie mit ins Grab genommen, um ihre Nachkommen vor Gefahren zu hüten, und jene, welche dieſe trügen, ſeyen gewöhnliche Edelſteine; das mag wohl auch ſo ſeyn, denn Mutter Hinkel trug dieſe Kleinode auch, ſeit ſie Gräfin von Vaduz ward, aber ich habe ſie dadurch nie Wunder wirken ſehen. Jedoch ſind die Kleinode, wodurch die Gräfin Amey ihre Tochter zur Gräfin von Vaduz weihte und welche nun bis auf deine Schultern gekommen ſind, an die ächten Edelſteine angerührt worden und mögen ſo einen Strahl ihres Segens empfangen haben. Die ächten heiligen Lehns-Kleinode aber ſehen wir hier auf den Spangen der lieben Ahnfrau, und in dem großen Buche, welches hier neben ihr im Sarge liegt, ſteht von dem Geheimniß dieſer Steine, wir wollen es heute nach der Hochzeitsmahlzeit leſen, jetzt aber ſollt ihr mit der Nachricht Vorlieb nehmen, wie dieſe Kleinodien und das Ländchen Vaduz an die Gräfinnen von Hennegau gekommen ſind. — Der Vater der lieben Ahnfrau trug dieſe Kleinode ſelbſt, er war ein Erb-Graf von Vaduz, vermählte ſich aber mit einer Gräfin von Hennegau, zog mit den Kleinoden nach Hennegau und nahm deſſen Namen an. Er ſehnte ſich lange nach einem Töchterlein; als nun ſeine Gemahlin die liebe Amey gebohren, war es gerade Neujahrstag, der Graf von Hennegau war in der Schloßkapelle und im Augenblick als man ſang:

„Uns iſt geboren ein Kindelein,
Sein Reich lehnt auf den Schultern ſein.“

kam ein Edelknab gelaufen, er ſolle geſchwind zu der Frau

Gräfin kommen, ſo eben habe ihr der Klapperſtorch ein allerliebſtes Töchterchen gebracht. Da lief der Graf geſchwind hinauf in das Zimmer der Gräfin und ſang den ganzen Weg:

„Mir iſt geboren ein Töchterlein,
Sein Reich lehnt auf den Schultern ſein,“

und als er hinauf kam, ſaß die Gräfin aufrecht auf ihrem Lager und hatte das liebe, arme Kind von Hennegau am Herzen, und der Graf war ganz außer ſich vor Freude und lehnte ſein Haupt auf die Schulter der Mutter und ſah dem Töchterlein in die lieben Augen und vergoß Freudenthränen, dann nahm er ſeine Achſelbänder, worauf zwei Edelſteine, die Reichskleinode von Badutz, befeſtiget waren und ſagte feierlich: „weil uns das liebe Töchterchen gerade beſcheert worden iſt, da man das Verschen ſang, ſo will ich ihm auch ſein Reich auf ſeine Schultern lehnen und zwar jetzt dir, als ſeiner treuen Vormünderin.“ Da heftete er ſeiner Gemahlin die Achſelbänder mit den Edelſteinen, worauf das Wappen von Badutz eingeſchnitten war, auf die Schultern und ſagte: „Ich belehne deine Erſtgeborne durch dich und alle erſtgebornen Töchter ihrer Nachkommen mit dem Ländchen Badutz, es ſey ein Frauenlehn, ein Kunkellehn in unſren Nachkommen, und ſollen den erſtgebornen Töchtern der Grafen von Hennegau, ſobald ſie die erſte Kunkel des zarteſten Flachſes für die Armen, ohne den Faden zu zerreißen, abgeſponnen haben, dieſe Edelſteine auf die Schultern geheftet und ſie ſo mit dem Ländchen Badutz belehnt werden.“ — Du nun, liebe Gackeleia, trägſt jetzt dieſe Kleinodien auf deinen Achſelbändern. Der alte Graf von Hennegau ſprach nichts von dem Urſprung und den Gnaden dieſer Kleinode, die bei ſeinen Vorfahren ſchon in Vergeſſenheit gekommen waren, welche aber der Ahnfrau ſpäter von drei Kloſterfrauen erfuhr, denen ſie zum Lohn ein Kloſter Lilienthal ſtiftete, es ſind dieſelben, welche dort neben den Lilien bei ihr ſtehen. — Wegen dieſen Klei-

noden nun und dem Beſitz der Grafſchaft Vaduz entführten einige Ritter, welche nicht vom Auslande her regiert werden wollten, die Lehnsfrau und wurden hier von Ugeckel erſchlagen.“

Hierauf ſchwieg Gackeleia ein Weilchen, und da Geckel ſie fragte, „warum ſprichſt du nicht?“ antwortete ſie, in dem ſie ihm eine Spindel voll des feinſten Geſpinnſtes reichte: „Ei Vater, weil ich jenen Rocken nicht abgeſponnen, lehnte mir das Ländchen ſo ſchwer auf den Schultern wie ungerechtes Gut, da drehte ich den Ring Salemonis geſchwind, geſchwind am Finger wie eine Spindel und da hab ich ſie nun voll feinem Garn für die Armen und es iſt mir wieder ganz leicht auf den Schultern.“

Da lächelten ſie alle über die Gewiſſenhaftigkeit der neuen Königin Gackeleia von Gelnhauſen, Gräfin von Geckelsruh und Hennegau, Lehnsfrau von Vaduz, und ſchauten die liebe Ahnfrau weiter an. Die goldnen Armringe, welche einſt die weiten Aermel feſt angeſchloſſen, waren los an den dürren Armen herabgeſunken, die feinen weißen Hände ruhten an beiden Seiten des Leibes. Die Linke hielt die obengenannten Heilkräuter, die Rechte ruhte auf einem großen Buch und faßte acht lange amaranthfarbige, mit Perlen geſtickte Bänder, welche von dem ähnlichen Gürtel ausliefen, der das weite Gewand über den Hüften umſchloß. An dieſem Gürtel hingen auch Schlüſſel, und ein Löffel, Kinder zu ſpeiſen und eine Raſſel, Scheere und Aehnliches. Die hagern feinen Füßchen ſchauten ſo arm und rührend unter dem Saum des Gewandes hervor, als zitterten ſie, und die mit Perlen geſtickten Goldpantöffelchen waren zu weit geworden, und eines herunter gefallen, ſo daß der eine Fuß mit den weißen ſchimmernden Zehen hervorſah. — Da kniete Gackeleia mit großer Liebe und Rührung an dem Sarge nieder und küßte den Fuß und benetzte ihn mit Thränen, mit den Worten: „du liebes armes Kind von Hennegau haſt ja dein

Pantöffelchen verloren, o Mutter Hinkel ſieh, wie muß das liebe Abnfrauchen zu den Armen im Schnee herumgepatſcht ſeyn, die Spitze des Fußes iſt ganz braun, ſie hat ſich die Füße verfroren, — wart, ich weiß, was ich thue, in der goldnen Gallina der Königin von Saba iſt eine Froſtſalbe, hohle mir ſie Kronovus!" — Gleich brachte Kronovus die Salbe und ſie pflegte den Fuß der geliebten Todten damit und ſchaute mit Thränen den Vater an und ſprach: „Vater Gockel, das liebe, arme Kind von Hennegau iſt ſchon lange todt, aber ich darf es doch pflegen, nicht wahr Vater, das iſt nicht ganz unvernünftig? denn ſieh, ich muß es thun aus Liebe und Dank und würde mich ſchämen, ſo ich es nicht thäte, ich thue es mit dem Wunſche, es ihr ſelbſt zu thun, ſie wird ſchon wiſſen, wozu ſie es gebrauchen kann, vielleicht kann ſie jetzt, da ich ihr Liebe erwieſen habe, viel luſtiger im Paradiesgarten herumtrippeln, und dankt mir es." — Unter dieſen Worten küßte Gackeleia den Fuß, den ſie gepflegt und mit einem reinen Tüchlein verbunden hatte und ſteckte ihn wieder in das Pantöffelchen, dann erhob ſie ſich und alle umarmten ſie ſchweigend, und es ertönte von dem Geiſte der Frau Urhinkel mit inniger Freude der Geſang her:

„Mein Schmerz ward milder, tauſend Dank!
Lieb ewig heilt, was zeitlich krank,
Nimm dir zu deiner Liebe Lohn
Die ächten Steine von Vaduz;
Im großen Buche findſt du ſchon,
Wie heilſam dieſer Gnadenputz;
O Stern und Blume, Geiſt und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!"

Es war eine ſchimmernde Freude in der Erſcheinung und den drei weiſen Nönnchen bei den Lilien, die ſüßer dufteten, als je. — Gackeleia aber beſann ſich nicht lange, ſchnell vertauſchte ſie ihre Achſelſpangen mit jenen des armen

Kindes von Hennegau, und nahm zugleich das große Buch aus dem Sarg und gab es dem Vater. — Gockel blätterte ein wenig darin und ſagte: „es iſt kurios geſchrieben von beiden Seiten nach der Mitte zu. Von einer Seite enthält es die Rechnungen der Grafſchaft Vaduz, von der andern ein Tagebuch. — Potz tauſend! was ſtehen da für Lehen und Zinſen darin, aber — aber irren iſt menſchlich, das Kind hat ſich auch da' einmal verrechnet. Hier auf dieſem Blatt bei der Almoſen-Rechnung hatte ſie ſubtrahiren ſollen, 1 von 100 bleibt 99, aber ſie hat ſtatt deſſen geſagt, 1 von 100 kann ich nicht, 1 von 10 bleibt 9 und 9 von 9 geht auf. — das kann ja unmöglich eintreffen, aber aufgegangen iſt's doch, wie Saat im Garten der Armen. — In der Orthographie war ſie auch nicht ganz feſt, hier in der täglichen Haushaltungsrechnung ſteht immer, eine Maß Michl, ein Schoppen Michl, immer Michl ſtatt Milch; aber halt, da kommt Etwas, das muß jetzt verleſen werden, lies Gackeleia!" — und er gab ihr das Buch und ſie las:

Gräflich Henneganiſche Hühner- und Menſchenſatzungen.

Zu der Sache ewiger Gedächtniß. Wir von Gottes Gnaden Gräfin Amey, Urbinkel von Hennegau, allererſte Lehnsbuldin des Ländchens Vaduz, armes Kind von Hennegau und des Ordens der freudigen frommen Kinder Stifterin, erklären in hoher Pünktlichkeit, Komma cum Pünktlichkeit und Duopünktlichkeit. — Als wir, der abgründlichen Untiefe übertriebener Beſchaulichkeit zu begegnen, unſern Orden errichteten, haben wir unſern Namensverwandten und erſten Ordensgeſpielinnen bei verſchiedenen Veranlaſſungen, welche in den Tagebüchern des Jahres 1318 aufgeſchrieben ſind, mancherlei Gnaden und Rechte für ſich und ihre weiblichen Nachkommen verliehen, wogegen dem Brautzug und Leichenzug jeder Gräfin von Hennegau eine Nachkommin dieſer Geſpielinnen

gottesfürchtig beizuwohnen und ein Huhn an dem ſogenannten Hühnerabend abzuliefern hat. Auch ſollen dieſelben ſolchen Braut- und Leichenzügen mit ihren Namen bezeichnenden Blumen geſchmückt beiwohnen und derlei Blumen zu Füßen des Grabes erhalten, mit der kindlichen Liebesmeinung, dieſe möchten dort ſtatt ihrer beten, wenn ſie ſelbſt nicht anweſend ſeyn könnten. — Eine jede erſtgeborne Tochter meiner Nachkommen nimmt mit ihren mündigen Jahren das Amt der Ordensgeneralin und den Titel: „das arme Kind von Hennegau" an und hat an ihrem Gürtel als Braut und als Leiche acht Bänder von amaranthfarbigem Linnenband befeſtiget, welche die Ordensgeſpielinnen anfaſſen, wenn ſie dem Zuge folgen. Sie gehen in dem Grand Cortege dicht hinter den drei Kloſterfrauen von Lilienthal. — Sie haben dies Alles zu erfüllen bei Verluſt ihrer Rechte.

Dieſe unſre Erklärung ſoll bei Braut- und Leichenzügen den Ordensgeſpielinnen jedesmal vorgeleſen werden. — Sodann ſind die Pflichten der Kloſterfrauen von Lilienthal zu leſen und dieſelben aufzurufen, worauf die Ordensgeſpielinnen oder deren Lehnserben aufgerufen und von ihnen die Pflichthühner abgeliefert werden ſollen.

Gegeben in unſerm Kabinetchen im Jahr, da man ſang:

„Gott grüß dich Mond und Sternenſchein,
Entlaubet iſt das Fenſterlein!"

Pflichten der Kloſterfrauen von Lilienthal.

Als ich am Tage nach Johanni des Jahres 1318 den drei Fräulein zur Lilien auf Gottes höhere Mahnung und ihr dringendes Bitten das Kloſter Lilienthal gründete und ausſtattete, wurde dieſes Kloſter Lilienthal verpflichtet, den Braut- und Leichenzug jeder Gräfin von Hennegau und Lehnshuldinn von Baduz, welche das Kleinod auf den Schultern trägt, von drei Kloſterjungfrauen begleiten zu laſſen und auf

ewige Zeiten drei weiße Lilien auf meinem Grabe zu erhalten. — Es ſind aber dieſe drei Kloſterſchweſtern bei ſolcher Gelegenheit mit den Worten aufzurufen:

„Ihr Lilien im Garten
Gedenket der Nacht,
Gedenket der Zarten,
Die bei euch gewacht;
Gedenket der Gnade,
Die auf euch gethaut,
Und duftet am Pfade
Der lieblichen Braut,
Und bittet am Grabe,
In dem ſie nun ruht,
Daß Friede ſie habe,
Die lieb war und gut."

Da neigten ſich die drei weißen Kloſterfrauen gegen die rechte Schulter der Ahnfrau und man hörte die Worte wieder:

„O Stern und Blume, Geiſt und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!"

Hierauf nahte die Mutter Gackeleias dem Sarge und legte vier der acht Amaranthbänder, die von dem Gürtel der Ahnfrau ausliefen, zur rechten und vier zur linken Seite des Sarges heraus, und indem ſie die weiten Aermel ein wenig über den hagern elfenbeinernen Händen der Ahnfrau in die Höhe zog, ſprach ſie: „ſieh Gackeleia, da bewährt ſich das Sprichwort wieder — an der Klaue kennt man den Löwen und an der Hand die Gräfin von Hennegau. — Wenn wir es auch nicht wüßten, ſo würden uns dieſe Hände ſagen, daß ſie der Gräfin Amey von Hennegau gehören. Sieh, Gackeleia, von ihr haben wir die ſogenannten Henneganiſchen Dockadaumen oder Gnadendaumen geerbt." Gackeleia küßte die Hände der Ahnfrau ehrerbietig, indem ſie den Vater fragte, woher denn der Name Henneganiſche Gnadendaumen komme; da erwiederte Gockel: „die ganze Henneganiſ-

ſche Familie ſtammt mütterlicher Seite von einem römiſchen Kaiſer Curio und deſſen Weib Docka her, die Chriſten geworden, nach Deutſchland gezogen und auch das Land Baduz gegründet. Es war aber bei den heidniſchen Römern eine grauſame Beluſtigung, Männer mit Schwertern auf auf Tod und Leben mit einander fechten zu ſehen. Wenn nun einer der Kämpfer unterlag, ſetzte ihm der andere das Meſſer an die Kehle und ſchaute umher, ob man ihn tödten oder begnadigen laſſen wolle; wer nun verlangte, der Ueberwundene ſolle leben bleiben, der hob die Hände in die Höhe und ſchloß den Daumen feſt in die Fauſt, das war das Zeichen der Gnade; die Kaiſerinn Docka ſoll gleich nach ihrer Geburt ſchon die Händchen in dieſer Stellung gehabt haben, ſo daß die Mutter ausrief: „Ach mein liebes Kind du biſt ein Gnadenkind!“ — Docka aber hielt bei jeder Gelegenheit, wo es Hilfe und Rettung galt, von früheſter Jugend auf ihre Händchen immer in dieſer Gnadenſtellung, ſo daß ihre Daumen ſich ganz darnach bildeten und man dieſelben Gnadendaumen, Dockadaumen nannte, und von ihr iſt dieſe Handbildung auf alle Gräfinnen von Hennegau, mit der großen Neigung zu begnadigen und zu vergeben, vererbt. — Sieh Gackeleia, daher kömmt der Gebrauch, daß man ſagt, halte mir den Daumen, wenn man verlangt, ein anderer ſolle mit ſeiner ganzen Seele unſer Glück wünſchen.“

„Nun wiſſen wir Alles,“ ſprach Gackeleia, „ſo recht, wie man ſagt, bis auf den Fingernagel; wir wiſſen, warum die drei Lilien und die drei weißen Kloſterfrauen bei der lieben Ahnfrau unter der Hennenlinde ſtehen; und warum dort bei den acht Pflanzen die acht Ordensgeſpielen des armen Kindes von Hennegau feſtlich geſchmückt erſcheinen und Hühner in Körbchen unter dem Arm tragen. Sie kommen zur Leichen-Uebertragung des älteſten armen Kindes von Hennegau und zum Brautzug des Jüngſten, und das bin ich! — Sie wollen ihre Pflichthühner abliefern. — Geſchwind, ge-

ſchwind, laßt uns ſie empfangen, ich ſehe, ſie ſchwanken ſchon ein wenig ungeduldig durcheinander. Wohlan, ich rufe ſie auf. — „Im Namen Ihrer Kindlichkeit der Gräfin Amey von Hennegau, erſten Lehnshuldin von Vaduz und erſten armen Kindes von Hennegau mahne ich, Gackeleia Königin von Gelnhauſen, Gräfin in Hennegau und von Gockelsruh, jüngſte Lehnshuldin von Vaduz und jüngſtes armes Kind von Hennegau, — Euch, acht erſte Ordensgeſpielen, die acht Pflichthühner abzuliefern. — Zuerſt rufe ich auf: Fräulein Ornitogalia, für eine am 30. April 1318 empfangene Weide-Gerechtigkeit liefere ab ein Hirtenhuhn!“

Auf dieſen Ruf ſchwebte Ornitogalia, ein Kränzlein des Kräutleins Hühnermilch auf den blonden Locken und ein ſchönes Huhn in einem Körbchen tragend, zwiſchen den Sarg und Gackeleia. Sie verbeugte ſich gegen den Geiſt der Ahnfrau, küßte dann knieend den Orden, den der Leichnam im Sarge trug. Hierauf erhob ſie ſich wieder, lehnte ihr Haupt gegen das Kleinod der rechten Achſelſpange Gackeleias, ſetzte ſodann ihren Korb mit dem Hirtenhuhn zu ihren Füßen nieder und nahm ihn wieder unter den Arm, worauf ſie das erſte der acht amaranthfarbenen Bänder ergriff und ruhig an ihrer Stelle ſtehen blieb. — Hierauf rief Gackeleia nach der Reihe die ſieben folgenden Fräulein auf. Alle trugen ſie Kränze von Kräutern ihres Namens und den Orden der freudig frommen Kinder, und jede that wie Ornitogalia. — Oſterluzia lieferte für ein am 1. Mai empfangenes Stück Wald ein Waldhuhn. — Kretellina brachte für das am 7. Mai erhaltene Recht, im Wald zu graſen, ein Grashuhn. — Serpoleta gab für den am 14. Mai verliehenen jährlichen Holzbedarf ein Rauchhuhn. — Morgelina hatte am 21. Mai das Recht erhalten, im Walde Laub zu ſammeln und brachte ein Laubhuhn. — Moskatellina entrichtete für ein am 28. Mai empfangenes Kornfeld ein Aehrenhuhn. — Kornelia leiſtete ihre Lehnspflicht für einen am 4. Juni empfangenen Roſen-

garten mit einem Gartenhuhn. — Esparsetta entrichtete für ein am 13. Juni, Pfingstdienstag, empfangenes Feldgut ein Pfingsthuhn. — Als alle Ordensgespielinnen ihre Pflicht gelöst und die acht Bänder anfassend, zur Rechten und Linken des Blumensarges standen, erhoben Gackeleia und Kronovus die beiden vorderen, Gockel und Hinkel die beiden hinteren Stangen der Tragbahre und zogen mit dem Blumensarge der Kapelle zu. — Der Geist der Ahnfrau folgte seinem eignen Leibe zu Grab. — Es war ein Anblick von der rührendsten Erhabenheit. — Hinter dem von den acht Ordensgespielinnen umgebenen bunten Blumensarg, in welchem das bleiche, arme Kind von Hennegau in tiefrothem Gewand gleich einem elfenbeinernen ernsten Jungfräulein zu schlummern schien, schwebte dessen eigner Geist zwischen den drei weißen Klosterfrauen, welche Lilien trugen — selbst eine Lilie — in unaussprechlich rührender Einfachheit, in schneeweißem, langem Gewand, Spindel und Brod tragend, das verschleierte Haupt mit weißen Rosen bekränzt, mit lieblichem Frieden im Angesicht über die Blumen und Grasspitzen dahin. Eine der drei Klosterjungfrauen, welche sie mehr, als die beiden andern zu lieben schien, trug ihr demüthig die Schleppe. — Alle drei sangen:

„Die reine Lilie prangt mit größrer Herrlichkeit,
Als jemals Salomo in seinem Königskleid,
Du trägst dies Brautgewand seit deiner Tauf' auf Erden,
Du konntest herrlicher niemals geschmücket werden."

Worauf der Geist der Ahnfrau mit wehmüthiger Innigkeit wieder sang:

„O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!"

Nun aber folgte der ganze Zug der Geister der dankbaren Armen, welche den Sarg geschmückt hatten, sie trugen die schimmernden Fahnen von Röckchen, Hemdchen, Schürz-

chen, Jäckchen, Mützchen, die guten Werke des armen Kindes von Hennegau. Wer aber kam ganz, ganz zuletzt, so daß gar nichts mehr hinter ihm kam? — Niemand Anders, als jene alte Frau mit einer blauen Schürze, welche bei allen Prozessionen und Leichenzügen zuletzt kommen muß — jene gesetzte, solide Person, die nicht im Himmel ist, nicht auf der Erde ist und die selber nicht weiß, wo sie ist und wer sie ist. Alle Nachforschungen der so ausgezeichneten geheimen Polizei von Gelnhausen haben doch keine entschiedenere Auskunft über sie zu Stande gebracht, als, es heiße, sie solle ein buckliches Fragezeichen hinter einer Leichenrede seyn, man halte sie für eine Art Nachrede, sie gebe sich für ein gewisses Gewissen aus u. dgl. mehr. — Man suchte ihrer auf alle Weise habhaft zu werden, man stellte bei allen Blaufärbern Spionen auf, um sie zu ergreifen, wenn sie etwa ihre Schürze neu wolle färben lassen; aber sie ließ sie nicht färben. Endlich ward sie von der Verschönerungskommission, als geschmacklos und die künstlerische Würde solcher Prachtzüge störend, und von der Aufklärungskommission als ein abgeschmackter alter Aberglauben für null und nichtig in Contumaziam erklärt. — Der Oberhof-Osterhaas schrieb eine gekrönte Preisschrift gegen sie, worin er sie für eine optische Täuschung, oder höchstens für das fünfte Rad am Wagen erklärte, welches, so oft man seiner auch erwähne, doch eigentlich niemals da sey. — Unter der Regierung des Kronos aber ward, weil er sie selbst trotz aller Null- und Nichtigkeits-Erklärung hinter dem Leichenzug seines Herrn Vaters Eifrasius allerhöchstaugenscheinlich herschleichen gesehen, alles Schreiben über sie verboten und eingeführt, bei ihrem Anblick immer einem Armen eine neue blaue Schürze zu schenken; man hat bemerkt, daß sie seitdem immer eine neue blaue Schürze trägt, und daß die Blaufärberei in Gelnhausen einen solchen Aufschwung gewonnen hat, daß sie der Bäcker- und Fleischerzunft gar nichts nachgiebt.

So nun kam der Zug in die Kapelle, wo unter dem Vortritt Alektryos und Gallinas alles anweſende Federvieh ſich tiefneigend Spalier machte. Als ſie mit dem Sarg vor den Altar kamen, drehte Gackeleia den Ring, das Grab Urgockels öffnete ſich, da ſahen ſie das Gerippe des alten Herrn auch im reichen Grafenornat gar ehrbar unten ruhen.

Nun legten die acht Ordensgeſpielinnen, die acht Bänder in die Hand der Ahnfrau im Sarge zurück und ergriffen die ähnlichen Bänder, die zum Gürtel Gackeleias gehörten, und ſtanden eine Weile um ſie her. Man ſenkte den Sarg neben den Sarg des Urgockels hinab, das Grab ſchloß ſich, die Jungfrauen ſtellten ihre Körbchen mit den Hühnern darauf und legten alle ihre Kränze umher. — Der Geiſt der Frau Urhinkel ſchwebte licht gegen den Grabſtein Urgockels, die drei Kloſterfrauen mit den Lilien ſtanden zu deſſen Füſſen. Eine Lichtwolke erfüllte die Kapelle und zog ſich oben wie in einen offnen Himmel hinauf, dahin ſchwebte der Geiſt der lieben Gräfin Amen von Hennegau zwiſchen den drei Kloſterfrauen. — Gackeleia ſprach zu den acht Jungfrauen um ſich her: „ſegne euch Gott, liebe Geſpielen, ich danke eurer Treue, folget dem liebſten Herzen dahin, wo es noch beſſer iſt als hier in Gockelsruh!“ da neigten ſie ſich gegen ihre rechte Schulter und ſchwebten in die Lichtbahn des erſten Kindes von Hennegau hinan, und die ganze Prozeſſion der Armen zog hinten nach und man hörte den Geſang:

„O Stern und Blume, Geiſt und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!“

immer leiſer und leiſer, bis er zuletzt ganz verſtummte und Alles in der Kapelle wie vorher war; da ſah man das Steinbild der Frau Urhinkel mit der Urgallina auf der Schulter neben dem des Urgockels an der Wand und unter demſelben ſchauten drei weiße Lilien über dem Altare hervor. Auf dem Grab vor dem Altar hatten die Kränze der Ordensgeſpielen Wurzel geſchlagen und grünten alle die Kräuter, aus denen

ſie beſtanden. — Gackeleia übergab die verehrten Hühner dem Alektryo, der ſie ſogleich in Eid und Pflicht nahm und nebſt der übrigen Hühnergemeinde in den Hühnerhof führte, wo ihnen ein Hochzeitsſchmaus von Waitzenkörnern, Brodſamen, allerlei Grünem, Maikäfern, Regenwürmern und andern Delikateſſen zubereitet war. — Während allem dieſem wurden fortwährend die Glocken geläutet, lief die Kunſtfigur immer mit dem Klingelbeutel umher und endeten der Organiſt und die Primadonna ihre Fuge nicht. — Hierauf ſetzte ſich der Zug in Bewegung, den Wappenfahnen folgten die blumentragenden Knaben, die blumenſtreuenden Mägdlein, die Jünglinge mit den Geſchenken Salomos; — dann Kronovus und Gackeleia, welche die Kunſtfigur im Arm trug, und zuletzt Gockel und Hinkel, welchen, als ſie die Thüre verlieſſen, Alektryo und Gallina auf die Schulter flogen. — So kam der Zug in den herrlichen Raugräflich-Gockelſchen Speiſeſaal, wo eine vortreffliche Mahlzeit aufgetragen war. Im ganzen Schloſſe gieng es luſtig zu, viele gute Leute aus Gelnhauſen, die ſich damals über Gockels Pallaſt ſo verwundert hatten, waren Extrapoſt hergefahren. Der Herr Poſtmeiſter hatte nichts zu thun, als einzuſpannen, der Herr Schirrmeiſter ſchmierte unerſchöpflich, die Herrn Poſtillone bliesen ſich ſchier den Athem aus. Alles was in Gelnhauſen kurfähig war, wurde zur gräflichen Tafel gezogen, und ſogar der geheime Oberhof-Oſterhaas, alle Ritter und Ritterinnen des hohen Eierordens; auch viele reiſende Künſtler und Gelehrte und Standesperſonen, welche gerade zu der Frankfurter-Meſſe durchpaſſirten, benutzten die ſeltene Gelegenheit, alle die Herrlichkeit mit anzuſehen. — Es wurden der Gäſte ſo viel, daß Gackeleia alle Augenblicke den Ring drehen mußte, um den Tiſch zu verlängern. Einen groſſen Tiſch allein bedurfte der Oberhof-Oſterhaas, denn er hatte eine ihm empfohlene groſsmächtige, breite Schottländerinn bei ſich, deren Gefolge aus einem lebensgroſſen Lebkuchenfiguren-Kabinet und ei-

nem Leib-Lebkächler beſtand, die Alle mit ihr an einer Tafel ſaßen. — Der Oberhof-Oſterhaas ſtellte ſie den hohen Herrſchaften mit den Worten vor: „die ſehr honorable Kounteß Samſonia Molle Gothol, Meiſterinn von St. Eduards Stuhl, auf welchem die Könige von England geſalbt werden, eine Nachkommiun der ſchottiſchen Könige, Gothol, Simon Breach, Fergus, Kenneth u. ſ. w., welche ſchon Jahrhunderte vor chriſtlicher Zeit, auf jenem Steine gethronet haben, auf dem Jakob bei Bethel Luz ſchlief und der jetzt in St. Eduards Stuhl bewahrt wird, deſſen Pflege ihr anvertraut iſt. Dieſe hohe Dame iſt mir von der Akademie der old druidical Superstitions dringend empfohlen, ſie hat ſich eine ſchwarze Melancholie durch zu urälterliche und altvorderliche Studien zugezogen, indem ſie ſchon auf ihrem Kinderſtühlchen vor St. Eduards Stuhl bei dem darin bewahrten Steine Jakobs anfangs mit der Puppe ſpielend zur Wache geſeſſen und dann durch ſtätes Brüten über die Herkunft dieſes Steins vor lauter Kindern Gottes und der Menſchen und den vielen Kindern Israels die eigne Kindheit verloren hat. Nun aber reiſt ſie mit ihrem Kinderſtühlchen umher, dieſelbe wieder zu finden und darauf zu ſetzen. Da ſie Alles vom Ei an ergründen muß, und von meinen geringen Verdienſten als unwürdigem Oberhof-Oſterhaas gehört hat, hat ſie gehofft, vielleicht in einem Oſterei, den wahren Kindskopf zu finden, aber leider vergebens! — Es iſt ihr bei längerem Aufenthalt in der Grafſchaft Vaduz bekannt geworden, daß die Lehnshuldinnen dieſer Grafſchaft die Achſelſpangen Rebekkas auf den Schultern tragen, und weil ſie weiß, daß dieſe Kleinode mit dem Stein Jakobs zuſammenhängen, ſo wünſcht ſie für ihre Studien eine nähere Kenntniß dieſer Alterthümer aus ſchriftlichen, gleichzeitigen Urkunden zu erlangen. — Die bei ihr befindlichen Lebkuchen ſind ihre theils noch heidniſche Vorfahren, die ſchottiſchen Könige Gothol, Breach, Fergus, Kenneth und der-

gleichen. Der ſie begleitende Leib-Lebküchler arbeitet mit lauter Honig aus dem Rachen des Löwen Samſons, und da ſie eine Vorſtellung dieſes ihres Namenspatrons, wie er ſeine Feinde mit dem Eſelskinnbacken erſchlägt, in Honigkuchenteich pouſſiren laſſen will, hat ſie ihn mitgenommen, um Studien zu ſkiziren, was ſehr unterhaltend iſt; er hat mich ſchon portraitirt, und es gleicht, wie kein Oſterei dem andern. — Dieſe würdige Märtyrin der Ernſthaftigkeit empfehle ich nun der theilnehmenden Kind- und Kinds-Kindlichkeit der königlichen und gräflichen Familie, allerunterthänigſter, unwürdiger Oberhof-Oſterhaas.“ Gackeleia empfand eine große Theilnahme für die honorable Kounteß und wollte ſie umarmen, ſie war aber zu groß und zu breit und wollte ſich nicht bücken, da half ſich Gackeleia mit dem Ring und drehte die Kounteß herunter, daß ſie gerade groß genug war und ſchloß ſie herzlich in ihre Arme, wobei dieſer ſehr wohl zu Muthe ward, ſo daß ſie lächelnd ſagte: „Euer Kindlichkeit können auch mehr als Brod eſſen!“ — Gackeleia lächelte und drehte die Kounteß wieder in ihre große, breite Geſtalt zurück, worauf ſich Alles zu Tiſch niederſetzte. — Daß Gackeleia mehr als Brod eſſen konnte, bewies der Küchenzettel der hochzeitlichen Mahlzeit; denn aus Achtung für die Kounteß verwandelte Gackeleia durch den Ring Salomonis die ganze Gelnhauſiſche Mahlzeit in eine Schottländiſche, und die Verwunderung der auftragenden Bedienten und die Verlegenheit der Gelnhauſer Gäſte, die nicht wußten, wie ſie die fremden Gerichte anfaſſen ſollten, erluſtigte das ganze Feſt. — Beſonders viel zur allgemeinen Freude trug der Leib-Lebküchler der Kounteß Gorhol bei. Sie ſaß zwiſchen den Bildern ihrer Vorältern, er neben dem Oberhof-Oſterhaas unten an und war in ſtäter Arbeit, daß ihm der Schweiß ausbrach, er hatte einen großen Kübel Honigteich neben ſich, und indem er mit großen Appetit zu eſſen ſchien, knetete er mit Löffel, Meſſer und Gabel, das Bild irgend eines Anweſenden aus

Teig auf den Boden ſeines Tellers, dann begehrte er einen friſchen Teller und ließ den andern am Tiſche von Hand zu Hand geben, was ein großes Aufſehen unter allen Gäſten machte. Als nun Gackeleias Bild zu Kronovus und des Kronovus Bild zu Gackeleia kam, fanden dieſe ſich ſo getroffen, daß ſie ſich freßlieb gewannen, und das wurde auf einmal Mode am Tiſch. Einer aß des Andern Bild auf. Da drehte Gackeleia, die melancholiſche Kounteß auch wieder durch eine Artigkeit zu erheitern, den Ring Salomonis, daß alle ihre Lebzelten-Vorältern neben ihr leben und mit ihr ſprechen möchten und eben ſo möchten die neugeformten Geſichter mit dem Lebküchler thun. Das gab nun einen ſeltſamen Spaß, die alten Schottiſchen Könige fiengen an mit der Kounteß, und dann unter einander von dem Stein Jakobs zu diſputiren und zwar ſehr heftig, die Geſichter, welche der Künſtler auf die Teller formte, ſchnitten Geſichter und ſtreckten ihm die Zunge heraus, er wurde unwillig darüber, knetete ihnen die Mäuler zu, da bliesen ſie dann die Backen auf, kurz es ward eine ſtäte Abwechslung von Grimaſſen. Da nun alle die Könige anfiengen, dem Meth und Aepfelwein tüchtig zu zuſprechen und auch dem Lebküchler häufig zutranken, gab es Streit und ſie warfen ſich die Teller ins Geſicht und modellirten ſich ganz grandios mit den Humpen auf den Köpfen herum. Dieſe alten Schotten-Könige hatten eine Art Bauernkrieg unter einander und bald war dieſer bald jener Trumpf, — und dazwiſchen wurde immer vom Stein Jakobs geſchrieen, ohne daß ſie irgend einig werden konnten. Alles das ward der guten Kounteß ein Stein des Anſtoßes, ſie wußte gar nicht mehr, was ſie von ihren Altvorderen halten ſollte, ſie kam zitternd und bebend mit ihrem Kinderſtühlchen zu Gackeleia gelaufen und lehnte ihren großen Kopf Hilfe ſuchend, da Gackeleia, um dem Streite zu zuſehen, auf den Stuhl geſtiegen war, ganz bequem gegen das Achſelband ihrer rechten Schulter mit den

Worten: „o mein Gott, welch ein Greul, o wo seyd ihr hin, ihr schönen Tage meiner Kindheit!“ — Gackeleia aber drehte den Ring mit dem Wunsche, alle die Streitenden möchten sich in unschuldige, belustigende Gegenstände verwandeln und alsbald wurden die Könige und der Lebkächler zu Hollundermännchen, welche sich einander auf den Kopf stellten und wieder auf die Füße purzelten, was allgemeinen Beifall fand. Die Ueberreste der Lebkuchen-Bilder wurden theils von den Originalen, theils von Alektryo und Gallina verzehrt. — Selbst die Kounteß lächelte darüber und sagte: „seit ich die Achselspange der Rebecka berührt habe, ist mir ein solcher kindlicher Friede, eine solche Lust ins Herz gekommen, daß es mir lächerlich vorkömmt, wie ich so entsetzlich über den Stein Jakobs habe studieren können, o jetzt habe ich keinen Wunsch mehr, als daß ich noch, wie einst auf meinen Kinderstühlchen neben St. Eduards Stuhl sitzen und meine Puppe darauf stellen könnte.“ — Diese Rede gefiel der ganzen gräflichen Familie so wohl, daß Gockel ihr Kinderstühlchen auf den Tisch und die Puppe daraufstellte, worauf er ihr den eignen Orden der Kinderei, Kronovus den Orden des goldnen Ostereis mit zwei Dottern, und Gackeleia den Orden der freudig frommen Kinder umhängten, sie rückten zusammen und nahmen sie in die Mitte und tranken Gesundheiten und Alles war voll Lust und Herrlichkeit. — Gockel aber nahm nun das große Tagebuch der Ahnfrau, das vor ihnen bei den Geschenken Salomos und der Königin von Saba auf dem Tische lag und überreichte es der Kounteß mit der Bitte, da sie sich so sehr für schriftliche Urkunden interessire und eine so schöne Aussprache habe, möge sie mit der Vorlesung die Mahlzeit beschließen; wahrscheinlich werde dort zu ihrer Freude auch etwas von den Spangen der Rebecka und dem Steine Jakobs verzeichnet seyn. — Sie nahm das Buch, blätterte ein wenig darin hin und her, wie ein Kind, das keine Lust zu lesen hat,

und ſagte: „es ſind gar keine Bilder darin, das iſt Schade, es iſt mir auch jetzt ganz unleſerlich zu Muthe; mir iſt ſo luſtig und kindiſch, daß ich mich ordentlich zuſammennehmen muß, um mich nicht da auf den Tiſch hinauf auf mein Kinderſtühlchen zu ſetzen und mit den Füßen zu pampeln. So lächerlich, ja unmöglich dieſes bei meiner allzu großmächtigen Figur nun ſcheint, muß ich dennoch leiblich dagegen kämpfen; denn mein Seelchen ſitzt wirklich ſchon darauf und läßt jedermann ſeine ſchönen, neuen, rothen Schuhe bewundern. Nein, jetzt leſe ich nicht — ich habe eine große Angſt, wieder in die Unterſuchungen altteſtamentariſcher Antiquitäten zu fallen, mir iſt, als verſtünde ich jetzt erſt den Stein Jakobs recht, mir iſt, als ſtiege ich mit den Engeln auf der Himmelsleiter, die er auf dieſem Steine ſchlafend im Traume geſehen, auf und nieder, und wir ſpielten zuſammen und einer von ihnen hat mir geſagt: „ſey ein frommes Kind, laufe nicht in alle Gaſſen hinein, halte dich hübſch feſt an der Schürze der Mutter und trau den falſchen Ammen nicht — die treuen Kinder wird die Mutter gewiß zum lieben Vater bringen, und da giebt es Kuchen und Herz, was verlangſt du?“ — ſeht, ſo iſt mir — ich will mir keine neuen Skrupel in den Kopf ſetzen; aber ich will Euch hernach doch aus dem Buche leſen — jetzt nun hätte ich vor mein Leben gern, daß die liebe Gackeleia mir und uns Allen das wünſche, was ihr das Liebſte und uns Allen das Nützlichſte und Gott das Wohlgefälligſte, am Ende aber ein wenig plaiſirlich für jedermann wäre. — Wünſche, Gackeleia, wünſche, bitte, bitte, bitte!“ — Die große majeſtätiſche Schottländerin ſagte dies ſo von ganzen Herzen, ſo ganz wie ein unſchuldiges Kind, das erſt der Flamme des Lichtes mit den Händchen winkt, und weil ſie nicht gleich naht, unbeſorgt hinein greift, ja ſo ganz von Herzen, daß ſie in ihrer jetzigen Aeußerung einem ſchönen, ſchimmernden Schmetterling glich, der ſich aus der finſteren Hülle einer Puppe, wie aus einem Kerker hervorwindet, die

Flügel träumend entfaltet, und rührt und ruft: o Blumen her, Rosen, Lilien, mich zu schauckeln! — o es war rührend, leicht hätte er das Licht selbst für eine in der Nacht leuchtende Lilie halten und den Tod darin finden können. — Gackeleia fühlte das Alles so tief, daß sie die gute Samsonia Nolle Gothol ans Herz drückte, mit den Worten: „gewiß, gewiß, du bist die erste liebste Ordensgespielin des armen Kindes von Hennegau!“ — Da blickte Gackeleia den Kronovus und Vater und Mutter und alle Gäste gar lieblich, schlau und kindlich lächelnd der Reihe nach an und hob den Ring an dem Finger mit der Frage empor: „wollt ihr von Herzen mit Allem zufrieden seyn, was ich wünsche?“ und alle riefen einstimmig: „ja, ja, von Herzen zufrieden, wünsche Gackeleia, wünsche!“

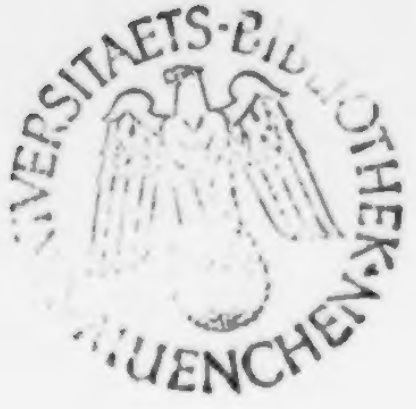
Nun umarmte Gackeleia Vater und Mutter und den Kronovus und drückte die schöne Kunstfigur ans Herz und reichte allen Gästen der Reihe nach die Hand — dann schaute sie rings um über das fröhliche Volk, über Schloß, Hof und Garten, über die ganze freudige Umgegend und sprach: „o wie ist Alles so einig und freudig umher! nur Eines bleibt zu wünschen übrig — ich wünsche es,“ da drehte sie den Ring Salomonis am Finger und sprach:

„Salomo, du weiser König,
Dem die Geister unterthänig,
Seh' uns von dem stolzen Pferde,
Ohne Fallen sanft zur Erde,
Führ uns von dem hohen Stuhle
Bei der Nachtigall zur Schule,
Die mit ihrem süßen Lallen
Gott und Menschen kann gefallen,
Laß, das hohe Lied zu singen,
Uns aufs Kinderstühlchen schwingen,
Führ uns nicht in die Versuchung
Unfruchtbarer Untersuchung;
Nicht der Kelter ew'ge Schraube,
Nein die Rebe bringt die Traube.

Mach' einfältig uns gleich Tauben,
Segne uns mit Kinderglauben.
Laſſe uns um jede Gnade
Kindlich bitten, kindlich danken
Und durch Dorn und Blumenpfade
Treu gepflegt ſie ohne Wanken,
Freudig, doch mit frommem Zagen,
Hin zum lieben Vater tragen.
Laß die Engel bei uns wachen,
Daß wir wie die Kinder lachen,
Daß wir wie die Kinder weinen,
Laß uns Alles ſeyn, nichts ſcheinen. —
Mache uns zu Kindern Alle,
Jedes ſey nach ſeiner Art,
Wie's dem lieben Gott gefalle,
Einſam oder treu gepaart.
Bricht ein Herz am andern Herzen,
Mach ihm Blumen aus den Schmerzen,
Daß mit duftendem Gewinde
Seine Wunde es verbinde,
Roth, wie Amaranthen blühe,
Bis in Schmerzen es verglühe.
Weſſen Herz ein Anderes ſpiegelt,
Der ſey rein und ſtark geflügelt,
Daß er hell empor es trage
Zur Befriedung aller Klage,
Zur Erlöſung aller Frage,
Aus der Nacht zum Herrn der Tage.
Zieh'n ſchon Engel durch die Halmen,
Wogt das Korn ſchon Well auf Welle,
Naht der Schnitter unter Pſalmen,
Spielen Kinder auf der Schwelle
Doch mit Blumen roth und blau,
Die des letzten Tages Thau
Bräutlich ſchmückt mit mildem Glanz
Für des Feſtes Erndtekranz,
Und ſie ſingen: Uns liebt morgen,
Der uns heut ſo treu geliebt,

Ein fromm Kind braucht nicht zu ſorgen,
Wenn's noch Heut und Morgen giebt;
Und kömmt erſt die Ewigkeit,
Halt ich reinlich nur mein Kleid,
Bin ich fertig und bereit
Und geh ein zur Herrlichkeit.
Darum liebſter Salomo!
Mach uns heute groß und klein
Gleich zu ſolchen Kinderlein,
Knaben derb und Mägdlein fein,
Die im Graſe friſch und froh
All in Kleidchen nett und rein
Rings um den Alektryo
Glücklich bei einander ſitzen
Und die Ohren horchend ſpitzen.
Mach, daß Alles auf ein Häärchen
Nichts iſt, als ein altes Mährchen,
Das der Hahn uns hübſch erzählt,
Den wir lang darum gequält,
Und die Puppe, nein — die nur
Eine ſchöne Kunſtfigur,
Sey gleich eine ganz ſcharmante,
Approbirte Gouvernante,
Schmeidig, wie ein Seidenfädchen,
Zierlich, wie ein Silberdräthchen,
Die mit zimperlichen Schritten
Einen Kuchen ſchon zerſchnitten,
Weil das Beſte kömmt zuletzt,
Lächelnd vor uns niederſetzt.
Und wir drängen uns um ſie,
Herzen und bekränzen ſie,
Und ſie ſtimmet mit uns ein:
„Bitte, bitte, artig ſeyn!“
Und wir patſchen in die Hände,
Und das Mährchen hat ein Ende;
Ringlein, Ringlein, dreh dich um,
Mach es ſo, ich bitt dich drum!“

Während Gackeleia dieſe Worte theils mit tiefer Rührung, ſo daß ihr die Thränen in die Augen traten, theils lächelnd mit gutmüthigem Muthwill ausſprach, drehte ſie den Ring immer ſchneller, denn ſie ward immer ungeduldiger, wieder ein Kind zu ſeyn. Kronovus hängte ſich an ihren Arm, er war ordentlich bang, ſie würde ganz klein werden und ihm endlich gar verſchwinden; weil ſich aber in ſeiner Seele alles zugleich mit ihr veränderte, merkte er keinen Unterſchied. — Das verſchiedene Betragen aller Gäſte war luſtig anzuſehen, einigen ſehr ſoliden Standesperſonen aus Gelnhauſen war gleich anfangs ſchon nicht recht wohl bei dem Handel zu Muthe, ſie waren froh, die Kinderſchuhe ausgetreten zu haben, ſie fürchteten, ſie müßten wieder in die Schule und beſonders in die Kinderlehre gehen und würden ſehr beſchämt werden, weil ſie den Katechismus ganz vergeſſen hatten. — Einige Damen dachten auch, man könne ſich das Verjüngen bis auf einen gewiſſen Grad wohl gefallen laſſen, dann aber wollten ſie ſich unter irgend einem Vorwand zurückziehen; ſo kam es dann, daß vielen gleich anfangs übel ward, daß ſie Naſenbluten bekamen, heftig zu huſten anfiengen und ſich aus dem Staube machten. Andere, welche tüchtig gegeſſen und getrunken hatten, begannen zu gähnen und ſchliefen ein oder fiengen an zu täudeln und zu ſpielen und ganz kindiſch vertraut allerlei Neckereien mit ihren Nachbarn zu treiben. — Es kam viele Natur, viele Art und Unart, aber auch gar viel verſtecktes Liebes an den Leuten zu Tag. — Da nun Gackeleia mit ihrem Wunſche fertig war, zog ſie den Ring ab und legte ihn auf den Teller, um ihn für immer dem Kronovus zu überreichen, aber Alektryo, der neben ihr auf der Schulter Gockels ſaß, zuckte mit dem Schnabel hervor nach dem Ringe und verſchluckte ihn wieder, in demſelben Augenblicke gieng der Wunſch Gackeleias plötzlich in ſeine ganze Erfüllung. — Die großmächtige Schottländerin hatte noch gerade ſo viel Zeit, das große


UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Tagebuch der Ahnfrau unter den Arm zu klemmen und ihr Kinderstühlchen zu erwischen, denn sonst hätte sie mit den andern Kindern auf der Erde sitzen müßen. — Mehr als drei dutzend Personen waren gerade noch übrig, und diese waren auch richtig in eben so viele gesunde vergnügte Kinder verwandelt, die auf einem schönen, blumigen Grasplätzchen am Rande eines Kornfeldes um den Hahn Alektryo herumsaßen, der ihnen die Geschichte erzählte, die ein altes Mährchen war, welches er in seiner Kindheit von einem italienischen Schockolademacher gehört, und um das sie ihn schon lange gequält hatten. Als er nun eben fertig war, kam das Beste zuletzt, nicht die Puppe, sondern nur die allerschönste Kunstfigur war in eine wohl aprobirte Gouvernante verwandelt und trippelte mit einem Präsentirteller, worauf ein grosser, schon getheilter Kuchen lag, mitten unter die Kinder und ließ sich auf ein Knie nieder und setzte den Kuchen auf den Rasen zwischen die Kinder. Da war der Jubel allgemein, die Kinder drängten sich um sie, umarmten sie, schmeichelten ihr, setzten ihr Kränze auf, machten Musik, schrien Vivat, und jedes that nach seiner Art, gesellt oder einsam; es waren auch Kinder da, die schliefen, die gähnten, die aufwachten, die sich neckten, versteckten, liebkosten, Kränzchen aufsetzten. — Sie hatten ihre Lämmchen, Hündchen, Vögelchen u. s. w. bei sich. — Unter allen diesen lustigen Kindern saß Eines ein wenig abgesondert, etwas ernsthafter auf einem Kinderstühlchen, es hatte ein großes Buch unter dem Arm, ein Schmetterling lebte und starb ihm auf dem Händchen. Es schien ein Bißchen tiefsinnig, wie träumend, als sey es einmal eine sehr große breite Figur gewesen und könnte sich noch nicht in Alles recht finden. Ein Knabe auf dem Steckenpferd wollte es vorwärts reißen, wodurch es sich noch mehr zusammennahm. Es sah auf den Kuchen hin, auf welchem seine Voráltern, als Hollundermännchen um eine Puppe herumpurzelten. — Es lächelte kaum, denn es hörte in der Ferne die

ernſten Pſalmen des Schnitters, es hörte das Wogen der Aehren Welle auf Welle, und wenn es gleich freudig mit den andern Kindern auf der Schwelle des Erndtefeſtes ſaß, ſo ſpielte es doch nicht mit den blauen und rothen Blumen, die vom Thau des letzten Tages ſchimmerten, ſondern es gedachte dieſes Tages und ſah die Boten der Erndte, zwei Engel aus dem Weizen hervortreten; der eine führte ein armes verwaiſtes Kind, das lange keine Freude gehabt, hin auf die Schwelle, wo die freudig frommen Kinder ſpielten, und zu dem Kuchen, der da ausgetheilt ward. — Da ſagte das nachdenkliche Mädchen auf dem Kinderſtühlchen vor ſich: „ach und das Leben iſt doch ſo ernſt!“ — Gleich darauf ſah es den zweiten Engel, ſich aus dem Korn hervorbeugend, mit einem andern Kinde in das Neſt der Gallina ſchauen, welche dort brütete; da ſprach das ernſte Kind:

„Engel, die Gott zugeſehn,
Sonn und Mond und Sterne bauen,
Sprechen: »Herr, es iſt auch ſchön,
Mit dem Kind ins Neſt zu ſchauen!“

Darüber dachte es nun wieder nach, als der Knabe auf dem Steckenpferd vorüber reitend es an der Schürze zupfte.

Als nun Alles ſo voll Freude und Jubel über die wohlaprobirte Gouvernante und ihren Kuchen war, ſagte dieſe, dem Ungeſtümm der Kinder wehrend: „bitte, bitte, artig ſeyn, jetzt will ich austheilen.“ Da patſchten Alle ſo freudig in die Hände, und ich vor allen ſo unmäßig, daß mir die Hände noch brennen, denn ich war auch dabei, ſonſt

hätte ich die ganze Geſchichte ja nie erfahren
und hätte keinen Kuchen erhalten
von der Puppe — nein der nur
allerſchönſten
Kunſtfigur
u. ſ. w.

Alle patſchten in die Hände
Und das Mährchen ſchien am Ende
Selbſt ganz artig zugeſpitzt,
Ja ein kleines Sternchen blitzt
Unten an der Himmelsleiter
Unter einem — und ſo weiter;
Und dies heißt: der kleine Stern
Plauderte noch gar zu gern;
Denn, wie ſichs verſteht am Rande,
Hat die edle Gouvernante
All die Kinder heimgeführt,
Und dann, wie es ſich gebührt,
Gleich die Schaar, daß ſie gedeihe,
Rein gewaſchen, nach der Reihe
Umgekleidet und gepflegt,
Wie ins Bett man Kinder legt;
Und weil Alles auf ein Härchen
Mußte ſein ein artig Mährchen,
Kämmt' und flocht den Kinderköpfchen
Allen ſie die linden Zöpfchen,
Sprengte dann mit Waſſertröpfchen
Noch die lieblichen Geſchöpfchen,
So wie Blumen man erquickt,
Die man in die Kirche ſchickt,
Und nun iſt ſie fromm mit Allen
Auf die Kniee hingefallen,
Hat mit ihnen ſüß geſungen,
Daß zum Himmel es gedrungen:
„Müde bin ich, geh zur Ruh,
Schließe beide Aeuglein zu,
Vater, laß die Augen dein
Ueber meinem Bette ſeyn;
Hab ich Unrecht heut gethan,
Sieh es, lieber Gott, nicht an,
Deine Gnad und Jeſu Blut
Macht ja allen Schaden gut;
Vater hab mit mir Geduld
Und vergieb mir meine Schuld,

Wie ich Allen auch verzeih,
Daß ich ganz in Liebe ſey.
Alle, die mir ſind verwandt,
Herr laß ruhn in deiner Hand,
Alle Menſchen groß und klein
Sollen dir befohlen ſeyn.
Kranken Herzen ſende Ruh,
Naſſe Augen ſchließe zu,
Laß den Mond am Himmel ſtehn,
Und die ſtille Welt beſehn!“ —
Alle ſagten dann gut Nacht,
Haben lieb ſich angelacht,
Zu einander nach der Reihe
Sprachen ſie: »verzeih, verzeihe,
Morgen, läßt uns Gott erwachen,
Wollen wir es beſſer machen.«
All ins Bettchen dann geſteckt
Hat ſie und hübſch zugedeckt.
Als ſie dann in ſich gekehrt
Suchte, was ihr Gott beſcheert,
Trat ihr Engel ihr entgegen
Und gab ihr den Kinderſegen,
Und, was Alles ſie geträumt,
War mit Himmelsgold geſäumt.
Nicht lang nach dem Abendlied,
Als die Gouvernante ſchied,
Alle Kinder einen tiefen
Traum durchblümten Schlummer ſchliefen;
Eines nur verließ das Pfühlchen,
Mit dem Buch und Kinderſtühlchen
Wollt's zum Mond in's Freie gehn
Und die ſtille Welt beſehn.
Und ich folgt ihm, ſah im Traum,
Wie es an der Aehren Saum
Zwiſchen Lilien in dem Feld
Vor Sankt Eduards Thronſtuhl dicht
Hat ſein Stühlchen hingeſtellt.
Aus dem Thronſtuhl ſind von Licht

Dann zwei Pflanzen aufgeſchoſſen,
Blatt vor Blatt gleich Leiterſproßen
Waren wie das Blatt des Mohns
Und des Siegels Salomons,
Und ſie wuchſen bis zum Mond.
Oben in dem Strauße thront
Mild ein Weib in ernſter Feier,
Thront die Nacht in weiter Hülle,
Schauet, thauet durch den Schleier
Mutterſtille, Mutterfülle
Träumeriſch vom blauen Zelt
Auf das goldne Aehrenfeld.
Ihr zur Rechten, ihr zur Linken
Auf des Mohnes Blumen winken
Sterne, Kinder aller Launen,
Die da ſinnen, harren, ſtaunen,
Beten, ſehnen, prophezeihen,
Wenig wohl um uns bekümmert
Schweigen und ihs Herz uns ſchreien.
Während oben es ſo ſchimmert,
Blättert unten in dem Düſtern
Still das Kind im großen Buche,
»Find' nicht,« ſprach es, »was ich ſuche,
Hör' doch alle Blätter flüſtern
Von des Jakobs Schlummerſtein
Und Rebeklas Edelſtein,
Was zu leſen ich ſo lüſtern;
Stiegen doch die Engel wieder
Auf der Himmelsleiter nieder,
Brächten mir ein Bischen Licht!
Denn trotz Mond und Sterngefunkel
Iſt's zum Leſen doch zu dunkel.
Sieh, als kaum das Kind ſo ſpricht,
Nahen auf der lichten Bahn
Gleich zwei Engel ſich geſchwinde
Mit zwei Sternlein und dem Kinde
Zünden ſie die Lilien linde
Zu des Thronſtuhls Seiten an,

Und nun iſt es hell zum Leſen
Wie in einem Chor geweſen,
Wo man wechſelnd ſingt die Pſalmen,
Als das Kind hat intoniret,
Haben auf des Mohnes Halmen
Gleich die Sterne reſpondiret:
„Stern und Blume, Geiſt und Kleid,
Lieb, Leid, Zeit und Ewigkeit.“
Und den ganzen Wiederhall
Sang das Lied der Nachtigall,
Die da auf dem Thronſtuhl ſaß
Und kein Wörtchen je vergaß,
Das das Kind im Buche las.
Und ich ſah das Kind im Singen
Sich zum höhern Chor erſchwingen,
Wie es ſo emporgeſtiegen,
Ließ ſein Buch es unten liegen,
Hat zu mir ſich umgeſchaut,
Und ſprach milde, wie es thaut:
„War in Schottland einſt geboren,
Irrt in Irland lang verloren,
Geh ins wahre Engelland
An der lieben Engel Hand;
Gieb mir Acht auf meine Sachen,
Wenn die Kinder all erwachen,
Leſe ihnen aus dem Buch
Von dem Segen, von dem Fluch,
Von des Kleinods Heil und Noth,
Von der Zahne weiß und roth,
Von dem Wolfbrand Hammelſtug
Und dem Hego von Vaduz;
Jetzt gut Nacht, auf Wiederſehn!“
Und da war's um mich geſchehn,
Kind gieng in den Himmel ein,
Und ich blieb allein, allein!
Rings die weite, weite Nacht
Und der Sterne ernſte Pracht,
Keiner hat an mich gedacht,

Keiner hat mich angelacht.
In der Lilien Wunderlicht
Sitz ich gleichſam vor Gericht,
Und das liebe Kinderſtühlchen
Ward mein Armeſünderſtühlchen;
In die Nacht hab ich gedichtet,
Was gen Morgen wird gelichtet,
Und geſichtet und gerichtet;
Vor mir ruht das große Buch,
Und ich harre auf den Spruch.
Horch, wie ernſt die Aehren wogen,
Horch, der Schnitter kömmt gezogen!
Träume thauen von dem Mohn
Und vom Schlafe übermannt
Sinkt das müde Haupt mir ſchon
Auf des Thronſtuhls harten Rand,
Und mir träumt, wie zwei Jungfrauen
Aus der frühen alten Welt
Durch das reiche Aehrenfeld
Mild zu mir herüberſchauen;
Und die Junge fragt die Alte:
„Vreneli, was macht das Büblein?“
„Amen,“ ſprach die, „dicht am Grüblein
Schläft es, o daß Gott ſein walte!
Seine Sache hats vollbracht,
Und daß, wenn der Tag erwacht,
In der Erndte es nicht darbe,
Leg ihm milde in den Arm
Eine kleine feine Garbe,
Hart liegt's jetzt, daß Gott erbarm!“
Und ſo that die liebe, gute,
Daß mein Haupt nun friedlich ruhte,
Flocht dann bei der Sterne Glanz
Aemſig an dem Erndtekranz,
Neben ihr die andere kniete,
Betend: „Büblein ruh in Friede!“
Aber ach! es wehrt nicht lange,
Horch! es rührt ſich auf der Stange

Bei der Henne ſchon der Hahn;
Morgenthau rührt mir die Wange
Weckend, bald zerrinnt der Wahn;
Und der erſte Hahnenſchrei,
Wenn die Kinder auferſtehen,
Bricht den ſüßen Traum entzwei;
Und ſie werden dann verſtehen,
Wie mir alſo iſt geſchehen.
Dann wird Alles vorgeleſen,
Und wird das, was es geweſen,
Tretend aus dem trüben Schein
Auch in vollem Lichte ſeyn;
Ja dann iſt ſelbſt auf ein Härchen
Dieſes Mährchen mehr kein Mährchen;
Und bis ſo das Mährchen aus,
Sing ich in die Nacht hinaus:
„O Stern und Blume, Geiſt und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!“

Blätter aus dem Tagebuch der Ahnfrau.

Einleitung.

Die wohlaprobirte Gouvernante hatte die verkündete Hochzeitsgesellschaft von Gockelsruh nach der Gierburg bei Gelnhausen geführt und dort aus ihnen eine Kleinkinderbewahranstalt gebildet. Da sich aber weder der Staat, noch die einzeln Familien in die Unmündigkeit der Landes- und Hausväter finden konnten, suchten sie Hülfe bei dem Pupillen- oder unmündigen Kinder-Collegium, welches erklärte, es sey zwar zur Bevormundung bereit, aber die kleinen Leute zu vergrößern gehöre in die Kunst der Lebensverlängerung und also ins Medizinalfach. Man wendete sich daher an den Stadtphysikus, der aber entschied dahin, dieser Handel gehe über seinen Horizont, er gehöre ins Nachtgebiet der Natur, und beweise das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsre. — Weil nun die Rolle einer Königin der Nacht damals vor der Erfindung der Zauberflöte in Gelnhausen unmöglich besetzt seyn konnte, wußte man keine Autorität für das Nachtreich und nahm seine Zuflucht zu der hochlöblichen Nachtwächterzunft in der Voraussetzung, von Nachtgebiets- und Geisterragerei-Sachen müßten sie wohl Bescheid wissen. Sie erklärten aber, in ihr Nachtgebiet gehörten allein die Diebe, die betrunkenen Schwärmer, die Nachtmusikanten, die Nachtwandler, die Mutzkälber, die Wehrwölfe, die dreibeinigen Hasen, und dergleichen kurze Waaren; dieser Handel aber sey am hellen Tage geschehen und daher von ihnen nach Recht und Gerechtigkeit verschlafen worden. — In dieser Verlegenheit wendete man sich, da die Schäfer von je im Rufe vieler geheimen Künste stehen, an die königlich Gelnhausensche, veredelte, spanische Hammelknechtschaft. Der Präsident dieses Collegiums, geheimer Oberhof-Hanshammel Lälaps, ein sehr gelehrter Mann und besonderer Freund des verkündeten Herrn Oberhof-Osterhaas bat sich Bedenkzeit bis nach der Schafschur aus. Als er nun sein Schäfchen geschoren und

ins Trockene gebracht hatte, erklärte er, er habe zwar unter dem berühmten Johannes Prätorius in Leipzig die Rocken-Philoſophie ſtudiert, er beſitze deſſen Werke, Glückstopf, Wünſchelruthe, Blocksberg, wunderbare Menſchen, Rübezahl, Weihnachtsfratzen, Schwalben und Storchs Winterquartier, Sieblaufen, Alektryomantie oder Hahnenzauber u. ſ. w.; aber in allen dieſen ſey kein Mittel gegen dieſe unerhörte Curioſität zu finden; da ihm jedoch von allen Wundern des Herrn Magiſters Prätorius immer als das größte erſchienen, daß derſelbe zum kaiſerlich gekrönten Poeten habe gemacht werden können und zwar durch einen Hof- und Pfalzgrafen, ſo mache er darauf aufmerkſam, daß ſeit der Erbauung der Pfalz Barbaroſſas hier in Gelnhauſen immer ein Pfalzgraf ſeinen Sitz habe, und alſo bei dem der weiligen Herren Pfalzgrafen Hanns Diemringer von Staufenberg Hülfe zu ſuchen ſey. Da dieſer nach ſeinem Amte nicht nur Doktoren, Lizentiaten, Baccalaureen, Edellente und gekrönte Poeten, ſondern auch Illegitime legitim, Unehrliche ehrlich, Unmündige mündig machen, ja ſogar mit rothem Wachs ſiegeln könne, ſo zweifle er nicht, der liebe Menſchenfreund werde die edle Stadt ſeiner Pfalzkraft genießen laſſen und ihre verkündeten Tagsgebieter aus dem Nachtgebiete der Natur heraus, volljährig an das Tageslicht bringend, ihr Mährchen zur Sage, und ihre Sage zur Geſchichte ſowohl um ein billiges Honorar erheben, als auch dieſes Alles mit rothem Wachſe beſiegeln. — Ganz Gelnhauſen jubelte über dieſen Vorſchlag, man hielt eine Gemeindeverſammlung, worin alle Leidtragende den erſten Platz hatten. — Jedoch die Deputation, welche in Barbaroſſas Pallaſt geſendet worden war, den Herrn Pfalzgrafen in den Rath einzuladen, kam ohne ihn mit deſſen Haushälterin zurück, welche eidlich zu Protokoll gab, der Herr Pfalzgraf bedaure ſehr, nicht vor dem Rath erſcheinen zu können, indem er vor einigen Tagen in wichtigen Geſchäften verreiſt ſey; die Akademie der old druidical superstitions in London ſey entſchloſſen, der eingeriſſenen ſeichten Aufklärung kräftig entgegen zu treten, und die in der letzten Zeit ins Reich der Fabel verwieſenen Erd-, Waſſer-, Luft- und Feuer-Wundergeſchöpfe, die Zwerge, Gnomen, Kobolde, Faunen, Satyrn, Nymphen, Dryaden, Hamadryaden, Sirenen, Meluſinen, Undinen, Sylphiden, Elfen, Salamandrinen u. ſ. w., wie überhaupt Alles, was keine Menſchenſatzung, salvo errore et ommissione, als wirklich beſtehend wieder anzuerkennen und ferner nur mit überlieferter Proteſtation gegen das

zu proteſtiren, was durch lange Ueberlieferung bereits anerkannt und alſo anerkannt nicht anzuerkennen ſey. — Zur Begründung dieſer Aberglaubens-Anwandlung habe nun die Akademie dem Herrn Pfalzgrafen für jedes Stück dieſer ſo ſchändlich unterdrückten Wundergeſchöpfe, das er unter der Bank hervorziehe und durch ein mit rothem Wachs verſiegeltes Dokument legitimire, vier Pfund Sterling durch das Handlungshaus Gebrüder Vatermörder anweiſen laſſen. Der Herr Pfalzgraf habe hierauf ſogleich eine Rundreiſe zu dieſem Geſchäft angetreten und ſey zuerſt auf das Schloß Staufenberg bei Offenburg in der Ortenau gezogen, um die dortige Meerfey oder Meluſine, welche mit ſeinem Ahnherrn Peter Diemringer von Staufenberg in Verbindung geſtanden, zu legitimiren, und ihr wirkliches Hereinragen aus der Geiſterwelt in die Leiberwelt auf dem Zwölfſtein zwiſchen Staufenberg, Nußbach und Weilersbofen mit ſeinem rothen Pfalzgrafenwachs zu beſiegeln; indem dieſe Meerfey das vollkommenſte Exemplar ſey, welches je ein Exempel des Hereinragens ſtatuirt habe, was bei ſeines Ahnherrn Hochzeit mit einer Muhme des Kaiſers aus Kärnthen offenkundig geworden ſey, da das elfenbeinerne Geiſterbein der Meerfey bis ans Knie über dem leiblichen Hochzeitsmahl in Gegenwart aller Gäſte durch eine Oeffnung der Stubendecke hereingeragt habe, welche den Fremden noch vorgezeigt werde. Dort alſo ſey der Herr Pfalzgraf Diemringer zu finden und alle frankirten Briefe an ihn nach Offenburg poste restante adreſſirt empfange er richtig. — Nach dieſer eidlichen Ausſage der Haushälterin erklärte der Präſident im Namen der Gemeinde, es ſtehe dem Volke nicht zu, ſeine ins Nachtgebiet der Natur gerathenen Landesgebieter aus demſelben ohne allerhöchſte Einwilligung zu verweiſen und müſſe Erlaubniß hiezu vorerſt allerunterthänigſt nachgeſucht werden, allen andern Betheiligten aber ſey es freigeſtellt, bei dem Herrn Pfalzgrafen Hülfe zu ſuchen. — Nach dieſer Erklärung erhob ſich die Frau Oberoſterhäsin und ſprach: „Hochherzige Gelnhauſerinnen, mein ehemaliger Ehegemahl, das nunmahlige Oberhofoſterhäschen hatte auf die merianiſche Bilderchronik ſubſkribirt, die ſo eben in Frankfurt herausgekommen; geſtern erhielt er ſein Exemplar und ich habe es mit ihm in ſeiner nunmehrigen Kindlichkeit durchbildern müſſen, weiter aber als bis zu Seite 75 des dritten Theils ſind wir nicht gekommen; denn von dem Bilde der Weiber von Weinsberg, welche ihre Eheherrn auf dem Rücken aus dem von Kaiſer Konrad III. belager-

ten Weinsberg frei heraustragen, wollte er ſich nie trennen; immer buchſtabirte er wieder die Unterſchrift: „Exempel ehelicher Lieb und Treu deutſcher Frauen gegen ihre Männer“ und ſah mich dabei gar freundlich an, ja ich mußte ihn länger, als mir lieb war, auf dem Rücken herumtragen, habe aber dennoch während dem das Gelübde gethan, wüßte ich, daß der Kaiſer meinem Mann durch mich ſo aus dem Nachtacht der Natur könnte heraushelfen laſſen, wie er jenen Weibern zugeſtanden, ihren Männern aus Weinsberg zu helfen, ſo wollte ich meinen Ehehern bis nach Wien auf dem Rücken tragen. — Jetzt aber habe ich dieſe Hülfe im Herrn Pfalzgrafen Diemringer viel näher und es wäre eine Schande, wenn ich wartete, bis er erſt das Verſchwinden aller Wald und Waſſergeiſter in die Natur urkundlich dokumentirt hat und hierher zurückgekehrt iſt. Nein das Emporragen iſt meinem Herrn viel nöthiger, er hat ſchon bitterlich geweint, daß er die Wanduhr und den Bratenwender nicht aufziehen, den Vogelfang nicht verabſäumen, den Barometer nicht nachſehen, die Lichter auf dem Kronleuchter nicht ausblaſen könne und alle Augenblicke muß ich ihn in die Höhe heben. — So will ich dann den Weinsbergerinnen nicht nachſtehen; Morgen trage ich meinen lieben Herrn und Gebieter auf dem Rücken nach Staufenberg, um ihn durch den Herrn Pfalzgrafen aus dem Nachtacht heraus bringen zu laſſen. — Indem ich nun alle meine anweſenden Freundinnen auffordere, in meine Fußſtapfen zu treten, frage ich ſchließlich: „ſollten die Gelnhauſer Budenſchenkel, deren Urſprung niemand kennt, und die wir ſo oft in ſchwerer Ladung auf dem Rücken in der Gegend umher zu Markte tragen müſſen, nicht ein prophetiſches Backwerk ſeyn, welches Morgen in Erfüllung geht, wenn wir unſre verkündeten Angehörigen nach Staufenberg tragen?“ — Allgemeiner Beifall krönte den Entſchluß und Vorſchlag der hochherzigen Frau. — Am folgenden Morgen ſah man ſie und einige zwanzig andere Gelnhauſer Frauen und Männer mit ihren verkündeten Ehehälften auf dem Rücken oder Armen gen Staufenberg in die Ortenau zu Herrn Pfalzgraf Diemringer wallfahrten; dem Erfolg wird mit geſpannter Erwartung entgegengeſehen.

Die Schottländiſche breite Counteſſe, welche am Schluſſe obiger Wunderbegebenheit als Kind von St. Eduards Stuhl mit den Engeln emporgeſtiegen, ſoll nach den neueſten Beobachtungen des jungen Herſchels auf dem Bergesberg der guten Hoffnung wirklich im Monde

geſehen worden ſeyn und dort unter den Fledermausmenſchen großes Aufſehen durch ihre Studien über den Stein Jakobs gemacht haben. Wir ſehen dem Erfolg entgegen.

Der Verfaſſer, welcher bei dem Hochzeitsſchmaus auch der Kindheit anheimgefallen und in der Nacht auf dem Kinderſtühlchen mit dem Tagebuch der Ahnfrau allein ſitzen geblieben iſt, ſchlief endlich ein und als er Morgens erwachte, fand er ſich des Tagebuchs beraubt. Was ſollte er thun? Er mußte im Nachtgebiete der Natur ſitzen bleiben. Er hatte Niemanden auf der weiten Welt, der ihn zum Herrn Pfalzgrafen Diemringer nach Staufenberg hätte tragen mögen oder können. — Da er ſich nun erinnerte, kurz vor ſeiner Verkindung von ſeinem literariſchen Vormund Urkundius Regeſtus vernommen zu haben, daß derſelbe alle Augenblicke eine verlorne alte Chronik wieder auffinde, ſo bat er dieſen um Ausſpannung aller Entdeckungsſegel nach dem verlornen Tagebuch. — Urkundius war, um ſich zu beſinnen, kaum über drei Regiſtraturen und nicht ganz über fünf Büchergeſtelle geſprungen, als ihm einfiel, daß, wie ſonſt, Entdeckungkreiſen aus Portugal, jetzt ſolche nach Portugal ausgerüſtet würden und zwar um des Sanchuniatons verlorne Bücher ſeiner phöniziſchen Geſchichte zu entdecken, und ſo entſchloß er ſich, der Expedition das verlorne Tagebuch zur Nebenentdeckung zu empfehlen, was er für ganz angemeſſen hielt, da er von dem Verfaſſer gehört, daß Etwas von der Geſchichte des Steins Jakobs darin ſtehe, der bekanntlich von Phönizien nach Brigantium in Gallizien in den Beſitz der ſchottiſchen Könige gekommen. Seine Abſicht wurde mit Erfolg gekrönt; denn kaum hatte der Verfaſſer auf dem Kinderſtühlchen das vorhergehende Mährchen ausgeſchrieben, ſo ward er auch durch die portugiſiſchen Correſpondenten Regeſti Urkundii in den Stand geſetzt, aus dem wiederentdeckten Tagebuch der Ahnfrau folgenden Auszug, der ſich auf Godel, Hinkel und Gackeleia bezieht, einſtweilen mitzutheilen.

Aus dem Tagebuch der Ahnfrau.

(Vom Charfreitag bis Sonnenwende 1517).

Der fromme und gelehrte Jakob von Guiſe ermahnte in dieſer heiligen Faſtenzeit die Frauen und Jungfrauen des Landes Hennegau gar eindringlich, ſie möchten, ſtatt ihre Zeit mit Leſung tiefſinniger Bücher zu verlieren, doch den elenden Stand der verlaſſenen armen Kinder, von denen alle Straßen wimmelten, zu Herzen ziehen, und ſich Gott durch Barmherzigkeit an dieſen gefällig machen. Seine Worte rührten mein Herz, jede Noth, jede Unart eines Kindes, die mir bekannt ward, fühlte ich wie eine Beſchuldigung. Ich dachte nach, wie ich, als die Erſte des Landes, mit einem Beiſpiele vorgehen ſollte. — Ich ſprach darüber mit acht meiner adeligen Geſpielinnen, und forderte ſie zum Gebet auf, daß Gott mir die rechten Wege dazu zeige.

Charfreitag. Jakob von Guiſe, mit dem ich von meinen guten Wünſchen für die armen Kinder geſprochen hatte, hielt uns heute noch eine Ermahnung, nie der Armen, welche Gott mit vielen Kindern geſegnet, zu ſpotten. — Er gab uns dieſe Warnung, weil Gott heute vor 42 Jahren ſolchen Spott an Margaretha, Gräfin von Holland ſtrafte, indem er ihr eine große Zahl kleiner Kinder beſcheerte, welche, vom Biſchof Guido in zwei Becken, die Knaben Johannes, die Mägdlein Eliſabeth getauft, nebſt der Mutter ſchnell geſtorben und in der Kirche zu Leuöden begraben ſind. —

Er erzählte auch von der großen Gefahr der aufsichtslosen Kinder ein erschreckliches Beispiel. — Im Jahre 1284 kam gen Hammeln ein Rattenfänger, der hieß Bundting, seines buntgefleckten Gewandes wegen, der ward mit dem Rathe einig, um ein gewisses Geld alle Ratten und Mäuse der Stadt mit seiner Pfeife hinaus in die Weser zu locken. Er hielt auch sein Wort, den Rath aber gereute der Lohn, und hielt er sein Wort nicht. Darob erbitterte der Bundting und als am 26. Juni Morgens 7 Uhr Alles in der Kirche war und die Kinder auf der Straße spielten, kam er wieder als ein Jäger mit schrecklichem Angesicht und einem rothen wunderlichen Hut und pfiff durch die Straßen, da zogen ihm viele Knaben und Mägdlein vom vierten Jahr an und darunter des Bürgermeisters schon erwachsenes Töchterlein nach und er führte sie hinaus in einen Berg und verschwand mit 130 Kindern in demselben. Ein stummes Kind hatte sich verspätet, denn es führte ein blindes Kind dem Zuge nach, das stumme zeigte den Ort, wo sie alle verschwunden, das blinde sprach von dem wunderlichen Ton der Pfeife, dem sie alle gefolgt. Ein Knäblein, as im Hemd mitgelaufen, kehrte um, seinen Rock zu holen, und da es mit diesem den Andern nachlief, waren alle schon verschwunden; so ward es gerettet und konnte von Allem den Eltern berichten. Diese waren in großem Leid, suchten und forschten aller Orten, sendeten Boten zu Wasser und zu Land nach den Kindern, aber vergeblich; und sind ihrer auch mehrmalen bei uns im Lande Hennegau gewesen. Die Trauer der unglückseligen Leute ist noch also groß um ihre Kinder, daß in der Straße ihres Auszugs weder Trommelschall noch Saitenspiel, noch Tanz, auch selbst bei Brautzügen seyn darf. — Der liebe Herr Jakob von Guise legte diese wahre Geschichte aus gleich einer Parabel auf die Gefahren der verlassenen Kinder, und fügte noch eine Betrachtung hinzu über die Worte des Herrn: „Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine

Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel verſammelt u. ſ. w.“ dann ſagte er: „wen ſollte das tiefer treffen, als uns, die wir hier im Lande Hennegau leben; aber wie ſteht es mit den Küchlein, o gäb' ihnen Gott eine Henne, die ſie unter ihre Flügel verſammelt. — O gnädige Gräfin Amey gedenket der armen Kinder!“ — Da ſagte ich: „Habt Dank hochwürdiger Herr! ja ſo Gott Segen giebt, will ich ihnen eine Henne werden und meine hier anweſenden Geſpielinnen werden mir helfen;“ da erhoben dieſe ſich ſämmtlich und ſprachen: „ja mit Gottes Gnade, das ſoll wahr ſeyn!“ Da ſegnete Jakob von Guiſe neun Schaupfennige und gab ſie uns am Roſenkranz zu tragen. Es iſt aber auf der einen Seite eine Gluckhenne abgebildet, welche ihre Küchlein mit den Flügeln decket und auf der andern Seite ſtehen die Worte: Nähre und ſchirme. Dieſe Pfennige hatte der gute Mann uns zur Mahnung prägen laſſen, denn er hatte im Gebet erkannt, mein Herz ſey kein ſteiniger Acker, wenn gleich hie und da eine Heerſtraße; darum wollte er es einzäunen. Gott ſegne ſeinen Willen an mir! — Ich entſchloß mich nun feſt, gleich nach Oſtern eine Ordnung mit meinen Geſpielen zum Beſten der armen Kinder zu treffen.

Charſamſtag. Heute ſprach ich nochmals mit Jakob von Guiſe über mein Vorhaben und er ermahnte mich, daß doch Alles, was ich hiezu verordne, einfältig, demüthig, fromm und freudig ſeyn möge; ich ſolle mich mit meinen Andachten und Leſungen an das halten, was die Kirche das Jahr hindurch feiere, und alles Beſondere ablegen, dieſes ſey das geiſtliche Brod, das ich den armen Kindern täglich gehörig zertheilet ſpenden ſolle, außerdem ſolle ich ihnen auch mit dem leiblichen Brod treue Vorſorge thun. Er machte mir hiebei eine gar rührende Auslegung des Vaterunſers, welche die ganze Regel des weltlichen Ordens enthält, den ich ſtiften will unter dem Namen der freudigen, frommen Kinder. Deſſen Aufgabe aber ſoll ſeyn, daß die Kinder von

Hennegau freudig und fromm werden; dazu aber gehöret alle Chriſtentugend, zu der helfe mir Gott und lege mir eine treue, freigebige, fleißige Hand auf das Herz und ein aufrichtig wahres Herz auf die Hand und auf die Zunge! — Heut brachte mir auch Meiſter Andreas der Goldſchmied die Ordenszeichen, die ich bei ihm beſtellt, und war auf der einen Seite ein Windelkindlein, auf der andern ein Lerchlein, das ſingend zum Himmel fliegt, abgebildet. Ich befeſtigte ſie an amarantfarbige Bänder und zeigte ſie meinen Geſpielen noch nicht. Wir giengen heut alle zur Kirche und verſprachen einander, morgen bei dem Feſte Gott unſer Vorhaben demüthig aufzuopfern.

Heut auch beſuchte ich nach meinem jährlichen Gebrauch die gottſelige Jungfrau Verena und das fromme Hühnlein; und da mich Jakob von Guiſe ermahnt hat, in Allem ſo zu ſchreiben, daß es auch die Nachwelt verſtehen könne, will ich hier kürzlich von Verena und dem Hühnlein ſprechen. — Vor vielen hundert Jahren kam ein römiſcher Soldat von Pilati Leibwache hier in die Lande; er hieß Salmo und war nach dem erſten Pfingſtfeſt in Jeruſalem getauft durch Petrus. Er hatte ſich zum ewigen Andenken ein Hühnlein aus Jeruſalem mitgebracht, das von dem Hahn abſtammte, der bei Petri Verläugnung gekräht. Es war aber hier noch Alles wilder Wald und hie und da ein Edelhof mit Feldern und einigen Bauern umher. Auf einem ſolchen Hofe ſaßen dann Kriegsleute, die ſich häuslich niedergelaſſen, die lebten von der Jagd, und machten ſich ſo viel Landes unterthan, als ſie umreiten wollten. Belgius, ein ſolcher Kriegsmann hatte ſein Haus hier, wo jetzt mein Schloß ſteht, und da er in den Wald ritt zu jagen, ſah er eine ſchöne weiße Henne, deren Art er hier zu Land nie geſehen, im Walde laufen. Da folgte er dem Hühnlein tief in den Wald bis in eine Höhle, darin ein Mann gar elendiglich lag. Das war aber Salmo, der römiſche Soldat, der war im Walde verirrt

und ſchier Hungers geſtorben, und war ſein frommes Hühnlein fortgelaufen, ihm Hülfe zu ſuchen. Da labte Belgius den Salmo und nahm ihn ſammt dem Hühnlein auf ſein Roß und führt ihn in ſein Haus, und er und ſein Weib pflegten ihn, bis er geſund war. Salmo aber erzählte ihnen, was er in Jeruſalem erlebet, und vom Tod, Auferſtehung und Himmelfahrt des Herrn, und von St. Petrus, der ihn getaufet und auch von dem Hühnlein, darob ſie groß Wunder hatten. Während dem aber legte das Hühnlein ein Ei, und ſie ließen den Salmo nicht fort, bis es ausgebrütet war, da ſchenkte er ihnen das ausgebrütete junge Hühnlein und zog weiter. Wann er nicht wußte wohin, ließ er ſein Hühnlein laufen und folgte ihm. So kam er bis an einen Bach in einer luſtigen Gegend, und da ſein Hühnlein ſehr durſtet und hungert, kam ein Hahn aus dem Walde geflogen und lockte es bis zu dem Bach, und ſie tranken daraus; da ſagte Salmo: „das iſt der Hahnebach“ und der Hahn lockte wieder und ſcharrte einen Weizenkern aus dem Boden, den fraß das Hühnlein und war wohlgemuth. Da aber Salmo weiter reiſen wollte, denn er war aus Savoyer Land, wollt das Hühnlein nicht von dannen, und ſo blieb Salmo hier, und baute ſich ein Haus an dem Hahnebach und nannte es Kern wegen dem Weizenkern. Er nahm auch ein Weib und ſind die Grafen Salm daraus worden und die Stadt Kern oder Kyrn am Hahnebach. — Das Hühnlein aber, das hier im Hauſe des Belgius geblieben, ward gar gut gehalten und ward Gallina genannt. Belgius aber war ein Heide und ein abergläubiſcher Mann, und nahm er allerlei Wahrzeichen an der Henne in Acht; nachdem ſie fraß und froh oder traurig war, darnach handelte er. Nun war er ſchon bejahrt und hatte viel Kinder und Leute und wollte ſich ein Land gründen und das auf ſeinem Pferd umreiten; da ſah er, wie die Henne fraß, und da ſie gar luſtig gefreſſen, war es ihm ein gutes Zeichen, und er ſetzte ſich mit ſeiner Frau

und ſeinen Söhnen und Töchtern zu Pferd, und ſie ritten in den wilden Wald nach dem Ort, wo er den Salmo gefunden hatte. Da ließ er das Hühnlein laufen, und wo es hinlief, ritten ſie nach wohl vier Tage lang und kamen ſehr durſtig an ein Brünnlein, daran ſaß Lucius, ein König von England, der war ein Chriſt worden und reiste nach Augsburg, das Chriſtenthum zu verkünden und hielt hier Ruhe an dem Brünnlein. Das Hühnlein Gallina aber lief auf ihn zu und fraß ihm das Brod aus den Händen. Deß wundert ſich Belgius ſehr, da Gallina ſonſt nicht alſo kühn war und ein gar blöd züchtiges Hühnlein. Da gedachte Belgius, das muß ein frommer, heiliger Mann ſeyn, weil das Hühnlein ihn ſo lieb hat. Als ſie aber miteinander ſprachen, ſagte Belgius dem Lucius Alles von dem Hühnlein und dem Salmo, und Lucius ſprach ſo eindringlich mit Belgius, daß er ſich mit Weib und Kind von ihm in der Quelle taufen ließ. Darnach reiste Lucius weiter gen Räthien, und Belgius ritt dem Hühnlein Gallina nach, bis ſie dahin kamen, wo ſie ausgezogen, und nahm Belgius alles das Land in Beſitz und nannte es das Hennegau, weil die Henne es umlaufen hatte. — Von dieſer Henne Gallina nun iſt von damals immer das erſtgebohrne Hühnlein bei den Grafen von Hennegau aufbewahret und im Schloſſe gefüttert worden, und nennt man es im Lande allgemein Gallina, das fromme Hühnlein und hält es gar hoch. Es iſt ihm eine eigne Pflegerin beſtellt, wozu immer die älteſte tugendlichſte Magd aus dem Frauenzimmer der Gräfinnen genommen wird, und nennt man dieſe Pflegerin ſelbſt das fromme Hühnlein. Dieſes Ehrenamt verſieht heut zu Tage Jungfer Verena, eine gar gottſelige Jungfrau. Sie war oben von dem Rheine her und ſchon als Wärterin meiner Großmutter in Badutz geweſen. Es beſteht aber das Hühnerhaus des Belgius mit ſeinem Hof und Gärtchen noch, worin die erſte Gallina gelebt und geſtorben und iſt ein feines Stübchen darüber

erbaut, worin Verena wohnet, und heißt dieſe Wohnung das Gallinarium. Es iſt auch ein alt Herkommen, daß das fromme Hühnlein nicht mit erkauftem, ſondern nur mit erbettltem Weizen zur Ehre Gottes ernährt werden darf, und ſo wandelt Jungfer Verena mit ihrem langen Korbe am Arm von Haus zu Haus und bittet um Nahrung für das fromme Hühnlein. Es iſt dieß aber eine mühſelige Arbeit, denn ſie nimmt nirgend mehr, als drei und dreißig Weizenkörner zu Ehren der Lebensjahre des wahren Weizenkörnleins. Alle dieſe Körnlein zählet ſie nach unter Gebet, und da es für die Nahrung des Hühnleins und ſeiner vielen Nachkommen, denn es ſind ſehr viele in dem Gallinarium, doch immer zu vieler Weizen iſt, ſo theilet ſie die Körnlein in drei gleiche Theile; den geringſten zum Futter, den beſſern, um ein Feld für die Armen damit zu beſäen, die allerreinſten Körnlein aber läßt ſie mahlen und ſiebt das Mehl ſelber, und backt ſelbſten die reinſten, weißeſten Hoſtien daraus für die Pfarrkirche. Gott ſegnet ihr Thun, und ſo bringt ihr Feld immer gar reichlich, und hat ſie viel Arme erſättiget in Hungerjahren. Es iſt ein Glaube in Hennegau, wer ein Hühnlein von dieſer Zucht, ja nur ein Federlein davon in ſeinem Stall habe, dem gedeihen die Hühner über die Maßen. — Heute gieng ich aber zu Verena, weil ſie Oſtereier bunt färbte, um ihr zu helfen. Sie wußte ſie gar ſchön mit Blumen, Kreuzlein, Gotteslämmlein u. dgl. zu verzieren und hatte deren eine große Menge zu bereiten für die beſonderen Wohlthäter des frommen Hühnleins. Jenes Oſterei, das ſie mir beſonders bereitete, werde ich erſt morgen zu ſehen bekommen. Alle meine Geſpielen waren geſtern und heute ſchon bei ihr zur Hülfe geweſen und zwar nacheinander, denn ihr Stübchen neben der kleinen Küche iſt gar eng: und nichts darin, als links von der Thüre ein Kaſten mit Schiebladen, ein Stuhl und das Bett, rechts ein Tiſch, ein Stuhl und ein Spinnrad und bei dem Bette noch eine Truhe und

der Ofen. Man ſchreitet auf einer ſchmalen offnen Treppe, wie auf einer Hühnerleiter zu ihr hinauf und trifft dann auf die kleine arme Küche, neben welcher ihre Stubenthüre. Das Gallinarium iſt unter ihrer Wohnung; da lebet das Hühnlein Gallina und ſeine große Familie und hat dasſelbe ſein Neſt, ſeine Stange, ſein Freß- und Saufröglein, alles abgeſondert und von Verena beſonders gepflegt. Hier unten iſt ein kleiner Garten und Hühnerhof, und dem Gallinarium gegenüber ein Behälter für das Holz und in weiteren alten Gewölben ſind die Räume, wo die Wäſche des Schloſſes beſorgt wird. Dieſer ganze Theil des Schloſſes von Hennegau iſt ſehr alt und etwas wüſte; man hat ihn nie erneuert aus Achtung für das Gallinarium, weil Gallina, das erſte fromme Hühnlein, welches das Werkzeug zur Bekehrung des Belgius und zur Benennung des ganzen Landes geweſen, hier gewohnt hatte. Ich gieng aber immer von Kind auf mit einem heiligen Grauen in das Gallinarium; es war da einſam und gar ernſthaft; an der einen Seite liegt St. Petri Münſter, die erſte Kirche des Landes, die auch durch das fromme Hühnlein veranlaſſet worden, und um das Gallinarium her läuft der Kreuzgang von dem ehemaligen Kirchhof St. Peters, worin alte Todtentragen und ſchwarze Sargdecken und Flitterkränze und Kreuze ſtehen. An dem Treppchen zu Verenas Stübchen eilte ich immer ſchnell und ſcheu hinauf, denn die Wäſcherinnen ſagten mancherlei Unheimliches von dem Gewölbe bei dem Gallinarium, und wußte Verena Vieles davon zu erzählen, aber wollte nie recht damit heraus. Immer wußte ich nicht recht, was das heißen ſollte, daß meine Mutter oft zu ihr zu ſagen pflegte: „Verena, was macht das Büblein?“ worauf ſie jedesmal ernſt und bedenklich erwiederte: „es macht ſein Sach!“ — und doch war es von Kindheit auf meine Gewohnheit, wenn ich ſie ſah, dieſe Frage an ſie zu wiederholen und dieſelbe Antwort von ihr zu erhalten, ohne daß ſie je meine heimliche Neugierde, was

und wo dieß Büblein ſey, und was es eigentlich thue, befriedigt hätte. Verena war mir auch durch eine eigne Gewohnheit, die ſie wie eine ſtrenge Pflicht in meiner Jugend übte, eine ſehr geheimnißvolle Perſon. Mir wurde immer empfohlen, auf der rechten Seite liegend zu ſchlafen, und oft wurde ich Nachts aufgeweckt und ſah dann Verena an meinem Bettchen, die mich von der linken auf die rechte Seite legte, und dann mit dem Finger drohend ſagte: „das fromme Hühnlein ſchickt mich, es weiß Alles.“ — Dann fragte ich gewöhnlich: „Vrenchen, was macht das Büblein?“ und ſie antwortete ihre ewige Antwort: „es macht ſein Sach“ und kehrte ins Gallinarium zurück. Beſonders aber war mir auch der Gang zu Verena feierlich, weil ſie mich zu meiner erſten Buße vorbereitet hatte, und ich mich immer bei ſolcher Gelegenheit von ihr ermahnen ließ. Da nun das fromme Hühnlein vom Hahne Petri abſtammte, der bei deſſen Schuld gekräht hatte, ſo glaubten wir Kinder, das Hühnchen wiſſe Alles, und wenn wir es im Vorübergehen gackſen hörten, meinten wir, es mahne, oder beſchuldige uns, und ſo erforſchten wir unſer Gewiſſen mit größerem Ernſte. Einigemahl in meiner Jugend kam Verena ſogar plötzlich zu mir, während ich in Verſuchung zu irgend einem Vergehen war, und immer ſagte ſie: „das fromme Hühnlein hat mich geſendet.“ Durch Alles das iſt ſie mir ſelbſt bis jetzt in mein erwachſenes Alter eine ſehr achtbare, geheimnißvolle Perſon geblieben, und da ich heute mit meinen Geſpielen zur Kirche gehen wollte, um morgen das hohe Feſt zu halten, ſo ſchlüpfte ich mit meiner gewöhnlichen Scheu der Wohnung des frommen Hühnleins vorüber die kleine Treppe zu Verena hinauf. — Die fromme Seele war gar lieb und freundlich, ſie war ganz wie neubelebt und rüſtig in ihrem Bereiten der Oſtereier, und ich half ihr nach Kräften. Dann erzählte ich ihr von den Ermahnungen des Jakob von Guiſe, und wie ich entſchloſſen ſey, am Oſtermontag mit meinen Geſpielen einen

Orden zum Beſten der Kinder zu ſtiften. Da küßte Verena mir mit Freudenthränen die Hände und ſagte: „Schön Dank, tauſend Dank für's fromme Hühnlein!“ ich aber fragte mit lächelnder Neugierde: „und fürs Büblein?“ — Da ſammelte ſich Verena, ward ernſthaft und ſagte wie ehedem: „das thut ſein Sach!“ — Dann ſprach ich noch mit ihr von meinem erſten Kirchengang und auch von meinem jetzigen Gewiſſenszuſtand. Sie wiederholte mir wie gewöhnlich alle meine Hauptfehler von Kind auf und dankte Gott mit mir, wie er mich gehütet, und mir Gnade gegeben, Manches zu beſſern, und betete mit mir für die Zukunft. Ich kann nicht ſagen, wie ihr Weſen mich immer rührte; als ich von ihr gieng, ſagte ſie: „Gnädigſte Gräfin, o meine goldene Amey, ich danke viel tauſendmahl, daß du noch immer ſo redlich zu mir kömmſt, dein armes Herz zu erweichen, ehe du es mit Reuethränen vor Gott reinigeſt. — Ja es iſt hier bei mir nicht vergebens das Waſchhaus! — Morgen in aller Frühe werden in St. Peter die Oſtereier geſegnet, und dann werde ich der gnädigen Amey das goldene Oſterei unterthänigſt überreichen.“ — Hierauf verneigte ſie ſich tief und wollte den Saum meines Rockes küſſen; aber ich ſchloß ſie in die Arme und lud ſie auf den Oſtermontag in den Garten zu der Ordensſtiftung ein. Sie lehnte es ab und ſprach: „es iſt beſſer, daß ich zurückgezogen für euch bete.“ Sie gab mir dann noch mancherlei Rath in dieſer Sache und wir trennten uns mit dem gegenſeitigen Wunſche eines geſegneten Oſterfeſtes. Sie geleitete mich bis zur Wohnung des frommen Hühnchens. Mir war Angſt und bang, es möge ſich rühren, auch vor dem Büblein war mir bang; aber alles war ſtill, und Verena flüſterte: „Gottes Segen mit dir, goldene Amey! Gallina mahnet nicht, du wirſt nichts auf deinem Herzen behalten;“ da gieng ich zur Kirche, wo meine Geſpielen mich erwarteten, und behielt nichts auf meinem Herzen; o es war mir ſo leicht, ſo leicht, daß ich auf dem Rückweg ohne

Scheu nochmals in das Gallinarium ſchlich, und vor das Hühnchen trat, es ſaß auf ſeiner Stange, den Kopf unter dem Flügel und rührte ſich nicht. — Droben liſcht Verena das Lämpchen, gute Nacht Verena! — Hierauf kehrte ich in meine Stube und ſchrieb dieſes nieder; da ſchlägt es Mitternacht — ich höre meine Geſpielen nahen, die feierliche Auferſtehungsglocke ruft. Es erleuchten ſich alle Fenſter; Jakob von Guiſe trägt das Kreuz aus der Kirche um den Kirchhof, alles Volk zieht mit ihm und ſingt mit lautem Jubel: „Chriſt iſt erſtanden aus ſeinen Todesbanden!“ — Wir ziehen mit.

Oſtermontag. Heute nach der Kirche las ich meinen Geſpielinnen im Garten die Regel des Ordens der freudig frommen Kinder vor, und da ſie Alles mit großer Freude angenommen, und nun auch gern Ordensnamen gehabt hätten, ſagte ich zu ihnen: „Weil ich eure Oberin, die Henne von Hennegau bin, ſo ſuchet euch Pflanzen, welche ihren Namen von dem Hühnergeſchlecht haben; wir wollen ſie miſchen, daß jede ſich einen Namen durchs Loos ziehe.“ So thaten ſie und brachten acht verſchiedene Pflanzen ſolcher Namen; ich faßte ſie alle in meine Schürze und ſie zogen ſich nach der Reihe ihre Namen. — So hießen dann die erſten Ordensgeſpielinnen — Ornitogalia von Hühnermilch — Oſterluzia von Hahnenſporn — Cretelina von Hahnenkamm — Serpoleta von Hühnerklee — Morgellina von Hühnerbiß — Moscatellina von Hahnenfuß — Cornelia von Hahnenpfötchen — Esparſetta von Hahnenkämmchen. — Sie gelobten mir alle Gehorſam und ich nahm als ihre Oberin den Namen an: „das arme Kind von Hennegau,“ worauf ich ihnen allen das Ordensband umhängte. — Hierauf vertheilten wir unter uns die Gegenden der Stadt, worin eine jede ſich der Nothleidenden und beſonders der Kinder annehmen ſollte. Auch erwägten wir nach dem Kalender die altherkömmlichen Volks-

und Kinderfeſte, welche wir in aller guten Weiſe aufrecht erhalten wollten.

Oſterdienſtag. Nach alter Landesſitte hielten wir an dieſem Tag den Wiegenzug zu den Eheleuten, auf deren Hochzeit wir geweſen waren. Wir trugen eine ſchön geſchmückte Wiege, eine Raſſel und allerlei Kindergeräthe bei uns. Die Wiege ward in die Stube geſtellt, um ſie her geſungen und gereiht, und darüber geſprungen. Alle opferten etwas an Geld oder Flachs oder Linnen, oder Früchten in die Wiege, und da ſie wohl angefüllt war, wickelten wir alle Gegenſtände in eine Puppe zuſammen und ſpendeten es ſammt der Wiege der ärmſten Familie.

Quaſimodo geniti. Weißer Sonntag. Heute hatten wir die erſte Ordensverſammlung. Wir theilten weiße Taufhemden und Decken aus an arme Wöchnerinnen. Ornitogalia wiederholte uns gar anmuthig, was Jakob von Guiſe über die Worte geprediget: „Wie neugeborne Kindlein ohne Trug begehret nach der Milch, daß ihr durch ſie zum Himmel aufwachſet.“ — Ich ſchenkte ihr dafür das Recht, eine Anzahl Kühe, Schaafe und Ziegen auf meinen Wieſen weiden zu laſſen, wofür ſie bei Braut- und Leichenzügen meiner weiblichen Nachkommen ein Hirtenhuhn zu entrichten hat.

Maventag. Wir Geſpielinnen zogen mit den armen Kindern hinaus in den grünen Maven, ſpeiſten ſie, ſpielten und tanzten mit ihnen im Kreis und ſangen die Weiſe:

Graſe, graſe, grüne,
Sieben junge Hühner,
Gläschen Wein,
Bretzelchen drein.
Sitz nieder!

Ich gieng mit Oſterluzia in den Wald und ſuchte Waldmeiſterlein und andere Kräuter zum Maytrank. — Sie war Abends bei mir und ſprach ſo lieblich von der Waldeinſamkeit

und wie ſie eine Einſiedlerin werden möchte, daß ich ihr ein ſchönes Stück Wald ſchenkte, wofür ſie ein Waldhuhn bei Braut- und Leichenzügen zu entrichten hat.

Sonntag Miſericordias. Da man lieſt vom guten Hirten. Ordensverſammlung. Wir führten die Kinder in die Kinderlehre und hielten hierauf einen Schäferzug. Mit Hirtenſtäben in der Hand, geſchmückte Schaafe und Lämmer führend, giengen wir zu den Armen, die viele Kinder hatten, beſchenkten die Eltern mit den Schaafen und führten die Kinder, die wir neu kleideten, auf die Wieſe, wo wir ſie ſpeiſeten und mit ihnen ſpielten. Abends waren die Ordensgeſpielinnen bei mir im Garten, wir tranken Maiwein, und da wir fröhlich waren wie Kinder, ſetzte mir Cretellina einen dichten Kranz von Maiglöckchen auf das Haupt, als die weiſen Glöckchen mir zwiſchen den Locken nieder in die Augen ſahen, ward ich wunderbar freudig und ſang unter Thränen:

„Kling, kling Glöckchen
Weis durch braune Löckchen,
Das Huhn ſitzt auf dem Oſterneſt
Und brütet auf das Pfinſterfeſt,
Zum Segen über Land und Haus
Drei ſchöne Seidenpüppchen aus.
Eins ſpinnt Seiden,
Eins flicht Weiden,
Eins thut den Himmel auf,
Läßt ein Bischen Sonn heraus,
Läßt ein Bischen drinnen,
Draus will Maria ſpinnen
Ein goldig Pfinſtagsröckelein
Für ihr holdſelig Kindelein.“

Cretellina hatte mir mit dem Kranze etwas Liebes angethan, ich umarmte ſie und ſchenkte ihr, weil ſie die Blümchen weit im Walde zuſammenſuchte, das Recht, ihre Heerde

in meinem Walde grasen zu lassen, wofür sie und ihre Nachkommen bei Braut und Leichenzügen ein Grashuhn zu entrichten haben.

Sonntag Jubilate. Wenn man singt: jauchzet Gott alle Lande. Ordensversammlung. Es war eine Rede in Hennegau, der ewige Jude sey gesehen worden und glaubte selbst Serpoleta ihn gestern im Walde gesehen zu haben und beschrieb ihn gar kläglich und irrend und wollte nicht sagen, was sie mit ihm gehabt. Ich erzählte aber, wie mein seeliger Herr Vater in England einen gelehrten Mönch Mathias Paris besucht, sey zu diesem ein reisender Bischof aus Armenien gekommen und habe erzählt, daß er den ewigen Juden selbst gesprochen, der den kreuztragenden Herrn nicht bei sich ruhen lassen und nun ewig ohne Ruh und Rast zur Warnung herumziehen und suchen müsse. Da sprach Serpoleta: „ja zur Warnung, denn er sprach zu mir, da ich ihm ein Almosen bot:

„Schön Dank! ich brauch nicht Gut noch Geld,
Mir fehlt, was ich versaget,
Hab Müdem keinen Sitz gestellt,
Werd ruhlos umgejaget.
Kömmt je mit seinem Kreuz zu dir
Ein müder Mann gegangen,
Laß ruhen ihn und schenke mir
Die Lieb, die er empfangen,
Sitz zu ihm, hör ihn an mit Huld,
In ihm dem Herrn dies thue,
Dann zahlst du mild an meiner Schuld
Und hilfst zu meiner Ruhe!“

Er sah mich scharf und traurig dabei an und eilte durch die Büsche weg. Ich höre sie noch hinter ihm rauschen. Mir ward so bang seit seinem Blick, ich fühlte mich ohne Ruhe, bis ich den ersten besten Kreuzträger eingeladen, bei mir zu ruhen und mir sein Leid zu klagen, da ward mir bes-

ſer. Ich bitte das arme Kind von Hennegau ein Ordensgeſetz hierauf zu gründen.“ Mich rührte die Erfahrung Serpoleta's, und ich willfahrte ihr mit dem Geſetze, die Bedrängten bei uns ruhen zu laſſen und huldvoll anzuhören. Da Serpoleta mir ſagte, ihre und vieler Armen Schornſteine rauchten nicht, gab ich ihr das Recht, in dem Wald, wo ihr Asverus begegnet, alle ihren Holzbedarf zu ſchlagen, wofür ſie bei Braut- und Leichenzügen ein Rauchhuhn zu entrichten hat.

St. Sophientag. Heute hatte ich einen lieben ſtillen Tag, das treue Mutterherz, das Rothkehlchen unter meinem Dach weckte mich gar früh mit ſeinem Liedchen, ich ſtreckte den Kopf durchs Fenſter und belauſchte es, wie es mit dem erſten Sonnenſtrahl oben am Giebel gar einfältiglich in Mutterſorgen überlegte, wo und wie es ſein Neſtchen am ſicherſten bauen ſolle; da fiel mir mein Herzgeſpann ein, deſſen Feſt heut war und ich lief an einen ſchattigen feuchten Ort der Wieſe, wo das Sophienkräutlein, Sonnenthau, Sonnenbraut ſtand, deſſen große Heilkraft mir wohl bekannt iſt, und flocht ich ein Kränzlein daraus und kaufte zwei gleiche ſeidne Tüchlein, eins für ſie und eins für mich und brachte Kranz und Tüchlein meinem lieben Herzgeſpann und war ſeelig mit ihr den ganzen Tag. Das Verslein aber, das ich ihr ſchrieb lautete alſo:

„Dies Kränzlein von Sophienkraut,
Weil's deinen Namen führet,
Und weil es heißet Sonnenbraut,
Dir liebſtes Herz gebühret,
Steht ſonnig es in offner Au,
Steht ſchattig es verhüllet,
Heißt immer es doch Sonnenthau,
Weil milder Thau es füllet.
Der Thau aus ſeinem Innern quillt,
Er iſt nicht drauf geregnet,
Drum iſt, lieb Herz, dein Ebenbild
Mir ſegnend drin begegnet.

Wer Sonnenthau im Herzen trägt,
Hat Schutz vor Zaubereien,
Und muß, eh er ſich ſchlafen legt,
Wie du dem Feind verzeihen.
Auch heute den Sophientag
Kann ſchöner ich nicht weihen,
Als daß, verzeih uns Gott, ich ſag,
Wie Allen wir verzeihen."

Sonntag Cantate. Da man lieſt: ſinget dem Herrn ein neues Lied. — Ordensverſammlung. Es ſollte ein neues Lied geſungen werden, da war das Lied der Morgelina das neueſte und ſchönſte:

Es hat einmal geregnet,
Die Laübli tröpflen noch;
Ich hab einmal Gott recht geliebt,
Ich wollt, ich thät es noch.

Wir ſangen das Lied alle in großen Freuden und ich ſchenkte Morgelina das Recht in allen meinen Wäldern Laub zur Streu zu ſammeln, wofür ſie bei Braut und Leichenzügen ein Lauberhuhn zu entrichten hat.

Sonntag Rogate. Vor der Bittwoche, Ordensſitzung. — Wir überlegten, wie wir die armen Kinder an den drei folgenden Tagen durch die Felder führen ſollten, um Segen für die Ernte zu erflehen. Jede der acht Geſpielinnen ſollte der Schaar ihrer Pflegekinder ein Fähnlein, worauf ein Schutzengel im Korn abgebildet, vortragen, und Moskatellina hatte dazu folgendes Lied gedichtet, was wir den Kindern lehrten:

„Engel ſegnet uns das Korn,
Laßt es golden reifen,
Hütet es vor Wetterzorn,
Bis wir Aehren ſtreifen.
Wiegt ihr unſer täglich Brod
Golden auf den Halmen,
Singen frei vor Hungersnoth
Wir euch Dankespſalmen.

Wollen treu das zehnte Korn
Unſern Hirten bieten,
Die vor Diſtel und vor Dorn
Schwache Schäflein hüten.
Schützet uns vor Hagelnoth,
Gebet Sonn und Regen,
Bis wir tragen Wein und Brod
Unſerm Hirt entgegen.
Gebt, daß Alles leben kann,
Und daß keiner darbe,
Selbſt dem aller ärmſten Mann
Eine feine Garbe.
Wenn wir durch die Stoppeln ziehn
Und die Aehren leſen,
Danken Gott wir auf den Knie'n,
Der ſo treu geweſen.

Ich ſchenkte Moskatellina ein ſchönes Getreidefeld, wofür ſie bei Braut- und Leichenzügen ein Aehrenhuhn zu entrichten hat.

St. Nicomedestag. Heute ſtand ein Storch auf dem Thurm meines Schloſſes und klapperte. Ich hörte ein Glöckchen läuten, wußt' nicht, was ſoll's bedeuten, da ſah ich einen Zug kleiner, armer Kinder vorüberführen. Sie plauderten durcheinander, daß man ſie weit in die Ferne hören konnte. Als ſie nun den Klapperſtorch hörten, machten ſie Halt vor dem Thurme und ſangen zu ihm hinauf:

»Klapperſtorch, Langebein, bring mir doch ein Schweſterlein,
Eh die Sonn zum Krebſe geht und die Gluck' am Himmel ſteht
Mit den ſieben Küchlein fein, das ſind ſieben Sternelein,
Wenn der Mond in voller Pracht lachet in der Mitternacht,
Wenn der Widder ſpringt heran zu dem feuchten Waſſermann,
Da die Roſen glühen und die Linden blühen,
Da die Bienlein ſchwärmen und die Käfer lärmen,
Da vom Fliederblüthenduft ganz berauſcht der Kukuk ruft,
Da der Wein im Faß ſich rührt, weil er Rebenblüthe ſpürt.
Da der Finke muſizirt und die Lerche tirelirt,
Da die Lilie in der Nacht träumend weint und wachend lacht,

Da manch Eichhorn hüpfet, da dem Neſt entſchlüpfet
Manches liebe Vögelein; bring mir doch ein Schweſterlein,
Leg es in den Garten, will ſein fleißig warten,
Leg es, wie der Oſterhaas bunte Eier legt ins Gras,
Leg mirs in mein Schürzelein, trag ichs in mein Kämmerlein,
Mir im Arm ſoll's liegen, will's am Herzchen wiegen,
Dann leg ichs in Mutter Schooß, die mirs aufzieht fromm und groß.«

Ich kann nicht ſagen, wie dieſer Geſang mich rührte und ich meine auch den Klapperſtorch, der ſehr ernſthaft zuhörte, dann klapperte und wie in Geſchäften fort flog, worauf auch die Kinder weiter zogen. Nun ging ich zu des Herzens Nachbarin, bei welcher ich am 25. April mit den Geſpielen über die Wiege geſprungen, ſie war krank, es kam ihr gar ernſt der Gedanke an den Tod, ſie legte mir mit Thränen, was ihr theuer, an das liebſte Herz, das ſie in ihrer Einfalt kennet, und ich habe. Ich verließ ſie bang und ſchwer und wachte bis Mitternacht in Sorgen, der Vollmond ſtieg auf die Linde und blickte mich ſo ſehnſüchtig an, daß er mich entſchlummernd hinüberzog in das andere Land.

»Da träumte mir ein Träumelein, ich ſaß ganz einſam und allein,
Blos wie ein armes Seelchen fein, ein kleines Thaujuwelchen rein,
Auf weiter Himmelswieſen-Flur und ſucht' des Paradieſes Spur,
Ich zitterte durch Mark und Bein, mein Kleidchen war der Mondenſchein,
Ich flehte zum Ermatten ſchier, wer gibt ein Bischen Schatten mir?
Da flog ein langer Schatten her, ins Kreuz geſtaltet ungefähr,
That mich in meinem Schrecken ein Veilchen auch bedecken.
Es war der Storch, der Langebein, ich ſah ihn in dem Mondenſchein
Die Wieſe hin ſpazieren und ringsum ſpioniren,
Da fand er vor dem Hirtenhaus ein junges Lamm geſetzet aus;
Es lauert bang gekauert und hat den Storch gedauert,
Er ſprach: „geſchlagen hats ſchon zwölf, daß Gott die vor den Wölfen helf!

Der Widder kömmt gelaufen ſchier und rennt dich übern Haufen hier,
Gleich leert der Waſſermann ſein Faß, da kannſt du werden pfützenaß."
So ſprach er manch affabel Wort und trug das Lamm im Schnabel fort,
Wohl über Berg und Thal geſchwind, daß er ihm eine Mutter find',
Die es zum guten Hirten führ', er flog — da pochts an meine Thür,
Und ich erwachte."

St. Marcellinustag. — Heut ſtand ich armes Kind von Hennegau mit den andern Kindern um eine Wiege, ſie fragten:

„Sag Mütterchen, wir bitten ſehr,
Wo kömmt das liebe Püppchen her?
Das hier ſo artig in der Wiegen
Gleich einem Engelein thut liegen."

Da antwortete die Mutter:

„Es iſt ein liebes Schweſterlein,
Es iſt mein armes Kindelein,
Verloren vor der Himmelsthür
Fand es der Storch und bracht es mir,
Nun will ichs treulich ziehen auf
Durch ſeinen ganzen Lebenslauf.

Die Kinder hörten die Antwort und ſtanden voll Neugierde um die Wiege herum, aufmerkſam auf jede Bewegung der kleinen Puppe, die darin lag, mit Freude glänzenden Augen. — Ach! und das Leben iſt doch ſo ſchwer und ernſt!

Sonntag Exaudi, Roſenſonntag. Ordensſitzung. Ich konnte nicht dabei ſeyn, denn ich wartete heut das Kindlein und trug es umher bis es ſchlief. Ich bin faſt ganz ſtolz geweſen auf mein kleines Amt, ich meine oft, man könne mich zu gar nichts gebrauchen, und die Leute ſagten mir das auch ſchon oft genug.

Es kamen aber meine Ordensſpielinnen und ſtreuten Roſen in der Stube und über das Lager der Freundinn, und ſetzten mir einen Kranz von weißen Roſen und dem Kinde ein Kränzchen von Roſenknospen auf, während ich es trug; dazu ſang Cornelia:

»Die Roſe blüht, ſelig die fromme Biene,
Die in der Blätter keuſchen Buſen ſinkt
Und milden Thau und linden Honig trinkt,
Selig die Maad, die dir o Roſe diene!
In Freuden ſchwebet ihr Gemüth,
Weil ihre Roſe blüht.

Die Roſe blüht, Gott laß doch milde glühen
Der Sonne Licht, hüll' Roſ' und Röſelein
Gen Froſt und Gluth in deine Gnade ein,
Laß alle Lieb in dieſer Roſe blühen,
Dann ſingt das ganze hohe Lied:
Ach unſre Roſe blüht!

Wie roſigt blüht das Röslein aller Roſen
Und lacht mit ſolcher Herzempfindlichkeit,
Daß ſelbſt die Lilie ihr zu Dienſt ſich weiht,
Mit keiner andern Blume zu liebkoſen,
Weil aller Unſchuld Seelenfried
Aus dieſem Röslein blüht.

Ich ſchenkte Cornelien für dieſes Roſenlied einen ſchönen Roſengarten, wofür ſie bei Braut und Leichenzügen ein Gartenhuhn zu entrichten hat.

Vorabend vor Pfingſten. — Ordensſitzung. Ich armes Kind ordnete mit den Geſpielen die Feſtlichkeit der folgenden Tage. Es wurden Maien im Walde gehohlt und Blumen auf der Wieſe, um das Feſt zu ſchmücken.

Pfingſtſonntag. — Als ich erwachte, fand ich auf der Wieſe vor dem Schloß, meinem Fenſter gegenüber einen ſchönen Maienbaum von den Geſpielen und den Waiſenkindern gepflanzt. Er war mit Kränzen von Siebenfarbenblumen und Bändern von ſiebenerlei Farben geſchmückt. Als

der Tag anbrach, ſtanden die Geſpielinnen darunter und ſangen mir ein Pfingſtlied. Ich dankte und lud ſie auf Morgen zum Feſt unter die Maie.

Pfingſtmontag. — Meine Ordensgeſpielinnen führten am Nachmittag ſchier alle Kinder der Stadt unter die Maie; die Armen hatten den Vortritt, ſie waren neu gekleidet, ſie zogen alle mit Blumen bekränzt um die gedeckten Tiſche ſingend umher und wurden mit Hirſenmus bewirthet, wir Ordensgeſpielen goſſen allen den Honig darauf und dienten ihnen. Hierauf ſangen wir und tanzten Reihentänze und ließen viele weiße Tauben fliegen, die mit bunten Bändern und Silberpfenningen geſchmückt waren, wir waren ſehr freudig.

Pfingſtdienſtag. — Heute gegen Abend kam eine große Schaar unſerer Pflegekinder mit grünen Zweigen und Blumenkränzen geſchmückt, ſie zogen einen mit Laub verzierten Kinderwagen, worauf die Pfingſtbraut ſaß, in den Schloßhof. Die Pfingſtbraut war eine der Ordensgeſpielinnen, ſie hatten ſie im Walde ſo mit Laub und Blumen verhüllt, daß ſie, einem großen Blumenſtrauß ähnlich, ganz und gar nicht zu erkennen war. Ein Schleier von Siebenfarbenblumen bedeckte ihr Geſicht. Sie trug eine weiße Taube in den Händen. Nun mußte ich rathen, welche von meinen acht Geſpielinnen die Pfingſtbraut ſey; die ſieben andern folgten in einem dicht verlaubten Wagen dem Zuge. Da ich dreimal falſch rieth, ließ die Braut die Taube fliegen, welche ihren Namen auf einem Zettel anhängen hatte, nun mußte ich die Taube fangen, oder die Braut und alle Kinder beſchenken. — Die Taube aber flog hinaus und kreiſte über einem ſchönen Kleefelde; da ſagte ich zu der Pfingſtbraut: „ſage mir deinen Namen, mit welchem die Taube das Feld umflogen hat, ſo ſchenke ich dir das Feld.“ Da ſtiegen die andern Geſpielen aus dem Wagen und entſchleierten Fräulein Eſparſetta von Hahnenkämmchen, welche ich umarmte und mit dem Feld

beſchenkte, wofür ſie bei Braut- und Leichenzügen ein Pfingſthuhn zu entrichten hat. — Wir zogen hinaus auf das Feld und die Kinder ſteckten Zweige umher, wo die Taube flog, und da wurden Markſteine aufgerichtet; es war ein ſchönes Stück Feldes.

Alſo habe ich meine acht Ordensgeſpielen vom weißen Sonntag bis heute alle mit Gütern beſchenkt.

St. Silveriustag. — Entſchlummert träumte mir, die Lilien meines Gartens hätten ſich erſchloſſen, und ich ſähe zwei leuchtende Frauengeſtalten in den Garten treten, eine gekrönte Matrone mit einem Kreuz in der Hand und eine ſchlanke, rührend bewegliche Jungfrau mit langen niederfließenden Haaren, ſie war in eine Decke von Roßhaaren eingehüllt, und mit einem blühenden Zweig weißer Dornroſen gegürtet. Ich hatte nie dieſe Frauen geſehen. Ich aber ſtand bei einem Roſenſtrauch; und als ſie vorüber giengen, gab ich ihnen ein neuaufgegangenes Röslein, das war äußerlich ganz ſchön und geſund, aber ich fühlte, daß es mit tödtlichem Mehlthau beſteckt war und ſprach zu den Frauen: „laßet es reinigen und heilen.“ Als ſie nun mit dem Röslein zu den Lilien kamen, ſah ich zwiſchen denſelben einen ſchimmernden Jüngling erſcheinen, von unausſprechlicher Reinheit und Jungfräulichkeit, er hatte eine leuchtende Lilie in der Hand, die Lilien um ihn her ſahen trüb aus, gegen ihn und ſie. Er ſah nicht auf, er ſchlug die Augen nieder. — Die Frauen hielten ihm das Roſenknöspchen auf den Händen hin, und er goß aus dem Kelch der Lilie, die er trug, einen Lichtthau über daſſelbe und ſprach Namen aus; — da war das Röschen ganz heil, ganz rein und licht, und mir war, als gehöre es nun auch noch zu einem viel ſchönern Roſenſtrauch mit fünf blutrothen Roſen, den ich über dem ganzen Bilde erſcheinen ſah. Da verſchwanden der Jüngling und auch die beiden Frauen, nachdem ſie mir das Röschen zurückgebracht, welches ich wieder an den Roſenſtrauch heftete, dem ich die ganze Zeit nahe ſtehend All-

les erzählt hatte, was geſchah. Er verſtand mich ſehr gut, denn er war ganz ſelig und ſchüttelte helle Tropfen nieder auf das ſchöne, neue, reine Röschen und es ſpritzten mir Tropfen auf die Wange, da erwachte ich. — Ich war aber ſo bewegt von dem lebhaften Traum und war ſeiner ſo gewiß, daß ich mich einhüllte und auf leiſen Socken hinabſchlich in den Garten. O wie war es kühl und ſtill und ſo ruhig, ſo ruhig! ich meinte immer, ich müße die lichten Geſtalten irgendwo ſehen, aber ich ſah nur ein Nachtlicht herſchimmern, hörte nur ein Kindlein wimmern und das Brünnchen rauſchen. Im Garten war es wie ſonſt, einige Glühwürmer leuchteten umher, als wollten ſie mir ſuchen helfen, der Mond war untergegangen, es glitzerten nur einige nachſinnende Sternchen. Ich nahte den Lilien, ſie dufteten Licht und ich ſah Strahlen von den Sternen in ſie niederſchießen und von ihnen wieder empor, es war, als trügen Himmelsbienen Honig aus ihnen ein für die Kinder einer beſſern Welt. — Und wie ich ſo ſinnend ſtand, hörte ich eine Menſchenſtimme, fern und doch nah mit wehmüthigem Tone die Worte ſprechen:

„O Stern und Blume, Geiſt und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!“

Bang hüllte ich mich dichter ein und eilte aus dem Garten. Mein Gewand fieng ſich in einer Dornranke; erſchreckt rief ich laut: „wer faßt mich?“ und ſtand. Niemand zeigte ſich, ſo riß ich dann ſchneller eilend die Ranke mit fort und dachte: ſie wird mir morgen ein Zeichen ſeyn, daß ich nicht geträumt. In meinem Schlafgemach hörte ich immer jene Worte noch um mich tönen. Ich verſtand ſie durch und durch und konnte ſie doch nicht erklären. Ich verſtand ihr Weſen und hatte keine Worte für ſie, als ſie ſelbſt. Immer wiederholte ich ſie, immer ſah ich die leuchtenden Lilien und die Sterne vor mir, die ſie grüßten. Als ich mir den Nachtthau von dem Angeſicht wuſch, war mir, als ſehe ich ein

Haupt ſo deutlich neben mir, daß ich die Ranke von meinem Kleide löſte und das Haupt mit ihr bekränzte. Da hörte ich jene Worte wieder und erſchrack nicht, und legte die Hand auf das Haupt und fühlte: dieſe Worte ſollen mein Wahlſpruch ſeyn. Entſchlummernd aber hörte ich eine klagende Stimme: „Ach wer nimmt mir von der Stirne den Traum?“ da verſteckte ich mich und hörte zum erſtenmal in meinem Leben mein Herz heftig pochen und entſchlief.

St. Albanustag. Heut ward Alles wahr, ich ſtand bei meinem lieben Herzgeſpann und ſie trugen das Kind zur Kirche, indeſſen erzählte ich ihr, wie ich Nachts im Traum bei der Roſe geſtanden und was ich geſehen, und ſie brachten das Kindlein ganz klar und heil wieder, und ich legte es ihr ans Herz, und mein Herzgeſpann weinte auf das Röslein, wie Nachts die Roſe gethan.

St. Achatinstag. Heute muſste ich das kleine Röslein in den Garten tragen. Mein Herzgeſpann glaubte, es bringe ihm einen beſonderen Segen, durch mich zuerſt an die Luft getragen zu werden. Ich trug es und ſagte ihm im Herzen Alles, was ich geſehen, von den leuchtenden Frauen und dem Jüngling mit der Lilie, und es ſchien es beſſer zu verſtehen, als ich; denn es ſah mich groß an, lächelte und weinte dann gar beweglich. Ich aber hatte immer Angſt, ich möge es fallen laſſen, und brachte es heim. —

NB. Nun nahet aber ein wichtiger Tag, Sonnenwende, des Täufers Tag, da die Sonn nicht höher mag; da hat ſich auch meine Sonne gewendet, und iſt vieles anders geworden mit mir, da ich erfahren von den Kleinoden von Badutz, die ich bisher unwiſſend auf den Schultern getragen und da ich geſtiftet das Kloſter Lilienthal.

St. Edeltrudistag vor Sonnenwende. Heut Morgen gegen drei Uhr vor Tages-Grauen ward ich aufgeweckt, und ſieh, Verena ſtand bei meinem Bette und be-

mühte ſich, mich von der linken auf die rechte Seite zu legen, dabei ſagte ſie: „das fromme Hühnlein ſchickt mich, es weiß Alles.“ — Ich richtete mich im Bette auf, ich glaubte zu träumen, ich ſey noch ein Kind, wo Verena ſo zu thun pflegte. — Sie aber ſprach: „gnädige Gräfinn, goldne Amey, erſchrick nicht. Es iſt meines Bleibens nicht mehr lange hier. Du weißt, daß ich am Tag vor Sonnenwende immer mit dem frommen Hühnlein in die Höhle gehe, wo der Vater deines Stammes den Salmo und das erſte Hühnlein Gallina am Sonnwendetag gefunden, und daß ich dort einige Tage in Zurückgezogenheit während dem lärmenden Johannisfeſt ihrer gedenke. Dieſes Jahr treibt es mich etwas früher hinaus, weil du heute mit Tages Anbeginn unten im Gallinarium große Wäſche haſt und ich nicht von allen deinen Geſpielen und Mägden will angeſprochen werden. — Ich bringe dir hier den Schlüſſel zum Gallinarium und meiner Kammer, du biſt die Landesherrinn, ich habe ihn von dir und muß ihn dir wiedergeben, ich bin ſchon alt, ich hab ſchon viele Hühnlein erlebet, wer weiß ſeinen letzten Tag. In meiner Kammer in der Truhe wirſt du mein Teſtament finden.“ — Ich ward ganz ernſthaft über dieſe Reden Verenas und bat, ſie möge doch bei ſolchen Ahndungen nicht allein in die Salmoshöhle gehen, damit ich ruhig ſeyn könne. Sie aber erwiederte: „habe keine Sorge um mich, ich bin zwar bereit, aber wir ſehen uns auf Erden doch wieder und wollen noch recht freudig zuſammen ſeyn. — O goldne Amey! achte auf Alles, was dir vertraut iſt, beſonders auf die amaranthſeidne Decke von Hennegau.“ Als ſie dieß ſagte, ließ ſich das heilige Hühnlein mit einem warnenden Tone in ihrem Korbe vernehmen. „Hörſt du,“ fuhr ſie fort, „Gallina iſt auch meiner Meinung, und mahnet mich zugleich zum Scheiden, das Hühnchen weiß Alles.“ Hierauf fragte ich „und das Büblein?“ da erwiederte Verena mit großem Ernſte: „es hat ſeine Sache zu Ende ge-

bracht, hilf ihm ſein Bündlein ſchnüren;" da umarmte ſie mich und zog von dannen. Ich kann nicht ſagen, wie tief mich die Worte erſchütterten, die ſie zum erſtenmal von dem geheimnißvollen Büblein geſprochen. Ich ahndete, es ſtehe mir etwas Großes bevor; jedoch was ſollte ich thun, ich mußte es erfolgen laſſen. Jetzt aber ſtand ich auf, zündete meine Leuchte an und ging in das Waſchhaus bei dem Gallinarium; wir hatten gewettet, wer zuerſt da ſeyn werde. Ich war die Erſte. Keine meiner Geſpielinnen oder Mägde war zugegen. Ich blickte zwiſchen den großen Waſchbütten ſcheu durch die weite dunkle Halle, die meine Lampe unbeſtimmt erleuchtete. — Ich dachte, wenn jetzt das Büblein käme! — Da hörte ich die Hühner ſich rühren und auch wie Schritte und glaubte ſchon, es nahten meine Mägde. Ich ging zu dem Stalle und ſah da einen Knaben von etwa ſechs Jahren, der aus dem dort hängenden Futterſäckchen der Verena mit einem Maße Weizen ſchöpfte und den Hühnern vorwarf. Neben ihm ſtand ein offnes Reiſeſäckchen, in welchem ich allerlei Früchte ſchimmern ſah. Mir ſchauderte ein wenig und ich ſagte flüſternd: „ach das Büblein!" — Da wendete es den Kopf und ſchaute mich wehmüthig lächelnd an, nickte und machte, auf das offne Reiſeſäckchen hindeutend, mit den Händen die Bewegung des Zubindens; da fühlte ich mich auf die Kniee niedergezogen und betete von Herzen; das Knäblein that eben ſo und antwortete ordentlich im Gebet, und es war, als drehe es aus meinem Gebet eine Schnur zuſammen, ſein Bündelchen zu zu binden; die Schnur ward immer länger, und es faßte den Rand des Säckchens zuſammen und wickelte die Schnur darum und als ich ſprach: „Gott gebe ihm die ewige Ruhe" ſagte es, „und das ewige Licht leuchte ihm!" da hatte es dem Knoten geſchlungen, ſchloß das Bündelchen, ſchwang es auf den Rücken, ſprach: „tauſend Gott vergelt's!" und verſchwand in hellem ſchönen Schein. — Im ſelben Augenblicke traten meine Mägde be-

tend herein und freuten ſich, daß ich die Wette gewonnen. Wir gingen zur Kirche und nach dem Gottesdienſt bat mich Jakob von Guiſe, ihn in das Stüblein Verenas zu führen, weil er mir etwas mitzutheilen habe. Dort ſagte mir nun der fromme Mann: „Verena hat heute, ehe ſie ihren Weg zu Salmos Höhle antrat, mir aufgetragen, dir Folgendes zu ſagen. Als vor vielen Jahren Verena von deiner ſeligen Frau Mutter das Pflegeamt des frommen Hühnleins erhielt, beſtand bereits das Gerücht, unten in den Gewölben des Gallinariums laſſe ſich manchmal ein kleines Büblein ſehen, welches allerlei Geſchäfte verrichte und dann wieder verſchwinde. Es war Dieſes von mehreren Wäſcherinnen, die dort vor Tag arbeiteten, geſehen worden. Einſt ward Verena auf ihrer Kammer Nachts erweckt und ſah zum erſtenmal jenes Büblein vor ſich ſtehen, welches ſie mit den Worten aus dem Bett zog: „der Iltis, der Iltis.“ Sie eilte hinab und kam gerade noch früh genug, um einen Iltis zu verjagen, der zu dem Hühnlein hineindringen wollte. Als Verena wieder zu Bette gegangen war, erſchien ihr das Büblein wieder und ſprach zu ihr: „du ſollſt mir Gutes thun, du biſt aus demſelben Stamme mit mir, mein Vater iſt aus deinem Geſchlecht oben am Rhein her. Er war ein Knecht Salmos am Hahnebach und baute mit an dem Schloſſe Kirn, worin Salmo mit dem Hühnlein wohnte, deſſen Fütterung meinem Vater anvertraut war. Wir waren alle Chriſten, und Salmo hat mich ſelbſt unterrichtet, meine Mutter war ſeines Söhnleins Amme. Wir hatten aber eine Muhme, die war eine arge Heidinn und lebte in einer Höhle des Waldes und war eine Weiſſaginn. Meine Eltern fürchteten ſich vor ihr, und ich mußte manchmal zu ihr gehen und ihr freundlich thun, damit ſie uns nicht ſchade. Ich hatte eine große Begierde, zu reiſen und zu lernen, die alte Muhme erzählte mir immer von wunderbaren Ländern und von Leuten, bei denen man Alles lernen könne. — „O könnt

ich reiſen und lernen!“ ſagte ich, „jetzt muß ich immer das Hühnlein füttern; da erwiederte die Muhme: „ich weiß wohl ein Hühnlein, wenn du das fütterteſt, da wäre dir geholfen,“ und ſie zeigte mir ein Huhn in ihrer Höhle und ſagte: „wenn du ihm täglich ein Körnlein vom Futter des Hühnleins Gallina bringſt, bis es fett wird, ſo wird es ein goldenes Ei legen, wenn wir das verkaufen, kannſt du weit reiſen und Alles lernen.“ Ich ließ mich verführen. Ich ſtahl täglich dem frommen Hühnchen ein Körnlein. Es reichte nicht hin. Ich lernte zwei, dann drei und zuletzt gar das ganze Futter ſtehlen. — „Noch einmal,“ ſagte die böſe Muhme, „mein Huhn ſitzt ſchon zu Neſte, noch einmal bringe das Futter, und das goldene Ei iſt da, und du reiſeſt weit und lerneſt Vieles.“ Nochmals ſchlich ich Nachts in großer Angſt zu dem Futterkaſten des Hühnleins, das immer gar wehmüthig gackernd mich gewarnt hatte, dießmal hörte ich ſeine Stimme nicht, ich öffnete den Kaſten, der furchtbare Hund Salmos, der Saufänger ſprang mir daraus entgegen und erwürgte mich. — Das Hühnlein Gallina war verhungert und Salmo hatte den Hund in den Kaſten geſperrt, um den Dieb zu fangen. — Ach da machte ich die große Reiſe in die andere Welt, und lernte Vieles, nehmlich: „du ſollſt nicht ſtehlen, und Alles bis auf den letzten Heller muß erſetzet werden!“ — mir aber iſt das Urtheil geſprochen worden, daß ich bei Kindern und Kindes Kindern des Hühnleins ſo lange das Futter bewachen und jedes zerſtreute Körnlein aufleſen und anwenden muß, bis ſo viel Weizenkörner zur Ehre Gottes und zum Troſt der Armen durch meine Bemühung gewonnen ſind, als aus dem von mir geſtohlenen Weizen, wenn er geſäet worden wäre, hiezu hätten verwendet werden können. Seit dieſem Urtheil hüte und ſorge ich ſchon viele, viele Jahre bei dem Futter im Gallinarium und hab ſchon ziemlich viel erſetzt, aber du kannſt mir Hilfe leiſten. Verena, du weißt, daß das Almoſen tauſendfältig erſetzt wird,

ſo demüthige dich und bettle das Futter für das Hühnlein zuſammen, ſo werden die Wohlthäter tauſendfach belohnt werden; und du ſelbſt theile das Ueberflüßige mit Gott und den Armen, ſo wird Alles auch tauſendfach gemehrt werden, und Alles das ſchenke dem Aermſten aller Armen, mir — damit ich meine Schuld tilge und zur Ruhe gelange.“ So flehte das Büblein zu Verena und ſie gab ihm die Hand darauf und es verſchwand. — Von dieſer Zeit an bettelte Verena immer den Weizen zur Nahrung des ganzen Gallinariums und verwendete den Ueberfluß, wie du weißt, für die Kirche und die Armen, und Gott ſegnete ihr Thun reichlich. Niemals hat ſie das Geheimniß des Büblеins ausgeſprochen, nie mehr von ihm geſagt, als: „es macht ſein Sach“ — denn man ſoll die Schuld der Todten tilgen, ohne ſie zu verkünden. Geſtern Abend nun, als ſie alle Hühner noch fütterte und das Hühnlein im Korb mit auf ihre Kammer nehmen wollte, um heute vor Tag, ohne die andern Hühner im Schlafe zu ſtören ihren jährlichen Gang zu der Höhle Salmos mit ihm anzutreten, ſah ſie das Büblein im Gewölbe ſehr beſchäftigt, als packe es ſeinen Reiſebündel. — Nach Mitternacht, nachdem ſie wenige Stunden geſchlafen, weckte ſie die Erſcheinung und ſprach: „Verena, ich komme Abſchied von dir zu nehmen, lohn dir das wahre Weizenkornlein tauſendfältig, was du an mir gethan! Alles, was ich ſchulde, iſt bezahlt, ſchenk mir doch noch ein Bischen auf den Weg, daß ich doch Etwas mitbringe und nicht ganz ſo kahl ankomme, ſieh, ich habe noch Platz oben in meinem Bündlein!“ Da ſtand Verena auf und betete von Herzen für das Büblein, bis es ſagte: „Genug, genug, ich krieg den Seckel ſonſt nicht zu. Jetzt gehe zu Jakob von Guiſe und ſage ihm, wie es mit dem Büblein beſchaffen war, und wie es ſein Sach endlich durch dich zu Stande gebracht. Sage ihm auch, er ſolle der Gräfin Amey Alles erzählen und ſie bitten, daß ſie mir mein Bündlein zuſchnüre.

dann ſage ich tauſend Gottvergelts und reiſe in den Himmel!" — nach dieſen Worten verſchwand das Bäblein, und Verena gieng zu dir und dann zu mir, ich aber erſuche dich, erfülle den Wunſch des Bübleins mit Gebet." So ſprach Jakob von Guiſe zu mir, und da ich ihm hierauf erzählte, was mir vor einer Stunde mit dem Büblein geſchehen, und wie ich ihm bereits ſein Bündlein geſchloſſen und es ſeinen Weg in den Himmel freudig angetreten habe, gab er mir ſeinen Segen und ſprach: „wir wollen dieſes Ereigniß für uns bewahren." So habe ich es dann auch allein für mich niedergeſchrieben. — Als ich in das Gallinarium zurückkehrte, fand ich meine Mägde ſchon in der Wäſche plätſchernd und meine Geſpielen mit mancherlei Anordnung und Aufſicht beſchäftigt. Ich begab mich mit Jungfer Cordula, welche immer bei Krankheit oder Abweſenheit Verenas ihre Stelle vertrat, in das Stübchen Verenas, überreichte ihr die Schlüſſel zu den Hühnern und dem Futter und dem Kornſpeicher, nahm in ihrer Gegenwart das verſiegelte Teſtament Verenas aus der Truhe und ließ ſie in dem Stübchen zurück. — Ich war nach dem Erlebten eben nicht beſonders erſchüttert; es war mir recht von Herzen lieb, daß dem Büblein geholfen war; — aber indem ich mich fragte, warum mich Das nicht ſtärker bewegte, dem Verena doch ſo viel mühſelige Jahre gewidmet hatte, antwortete eine Stimme aus meinem Innern, da ich vorübergehend mich vor dem großen Kreuze beugte: „haſt du je für das Glück Anderer ein Opfer gebracht? dem Büblein, aber nicht dir iſt geholfen, auch du thueſt das Deine, wer wird dir dein Bündlein ſchnüren? Was ſoll dich erſchüttern? Zu Leid und Freud gehört ein Echo, ein Wiederhall, der antwortet; — aber du biſt einſam!" — Als ich dieſe Stimme in meinem Innern hörte, war mir unheimlich; ich blieb aber mit dem Gewande am Geländer der Treppe hängen, ich ſchaute um und ſah das Kreuz an, da war's, als ſpreche es zu mir: „Ich bin ſo einſam, o laſſe

mich nicht so einsam, o lasse dich erschüttern!" — Das wollte mich schier bewegen, doch ich hörte Gesang nahen und trocknete meine Augen und eilte an den lustigen Springbrunnen des Schloßhofes unter die Linden, da fand ich meine Gespielen beschäftigt, meine Halskrausen und Schleier und feineren Geräthe zu waschen, und ich gesellte mich zu ihnen nach alter Landessitte, jede häusliche Arbeit durch meine Theilnahme zu ehren und wusch. Wie wir nun so plätscherten und wischi waschi plauderten und Jede vor der Andern ihre innere Armuth, die wir doch gegenseitig kannten, unter einer andern Flitterkrone, ich aber unter meiner Grafenkrone versteckte, zogen Schaaren von armen Kindern mit Körben zu uns heran und bettelten um Geschenke, den Johannisengel morgen zum Feste zu schmücken, und Johannisfeuer anzuzünden. Ich ließ ihnen reichlich Speise und Holz austheilen und schenkte ihnen auch ein schönes rothes Kleid, den Johannisengel zu bekleiden. Sie sangen aber einen Reim:

„Feuerrothe Röselein,
Aus dem Blute springt der Schein,
Aus der Erde dringt der Wein,
Roth schwing ich mein Jähnelein!"

und konnte ich diese Worte nicht aus den Sinnen los werden, ich weiß nicht warum. Es zog mir dabei ein banges drückendes Gefühl von der linken Schulter zum Herzen. Nachmittags zogen wir mit der Wäsche, den Teppichen und der großen amaranthseidnen Decke auf die Wiese, und breiteten Alles zur Bleiche aus; denn es ist in dem Lande Hennegau eine große Verehrung des Täufers und herrscht unter dem Volke der Glaube, der Thau in der Johannisnacht bewahre Leinen-, Seiden- und Wollentücher vor Mottenfraß und anderm Verderben. Es waren aber drei fromme arme Fräulein, zur Lilien genannt auf der Bleiche. Sie waren aus meinem Ländchen Badutz einen weiten Weg vor einigen

Tagen barfuß ins Hennegau gewallfahrtet und zwar zu mir. Sie hatten ein ſchweres Anliegen und ließen mich durch Jakob von Guiſe bitten, ganz allein mit mir zu ſprechen und zwar am Abend vor Sonnenwende. Schon vor zwei Jahren, da meiner Mutter letztes Krankenlager begonnen, waren ſie ins Hennegau gekommen mit ſehr ſchönem Bildwerk, denn Klareta, die jüngſte hatte ihres Gleichen der Zeit nicht mit Sticken und Weben von Prieſtergewand und Tapezerei; war auch eine groſſe Lieblichkeit und Demuth in ihr, gemiſcht mit ſeltſamer Trauer und erquickendem Frieden, und konnte ſie ſchöne Weiſen dichten und ſingen. Meine Mutter hatte ein Wohlgefallen an ihr, und da das Mägdlein ſehr darum bat, nahm ſie es zur Dienerinn. Wir hatten aber faſt groſſen Schrecken mit ihr, denn Nachts an ihrem Krankenlager wachend, war ſie plötzlich unweiſe geworden, und haben wir ſie mit den Schweſtern wieder in ihre Heimath ſenden müſſen. Sie ſchied unter groſſer Wehklage und ſprach ſeltſame Worte; und da die Mutter acht Tage nachher ſtarb, gieng allerlei Rede über ſie, wodurch ſie mir unheimlich ward; dieſe unweiſe Klareta war wieder von ihren Schweſtern ins Land gebracht worden. Sie war mir nicht unlieblich, ja eigentlich meinem Herzen nah; aber ich verläugnete es, es war mir bange vor ihr, es war mir, als ſey ſie ein Geſchick, oder bringe mir eins. — Wo ich war, flog ſie nach mir, wie ein Schmetterling ins Licht. — Ich hatte ihnen verſprochen, die Nacht vor Sonnenwende bei ihnen allein auf der Bleiche zu ſeyn; ſie hatten übernommen, Kirchenwäſche und Taufhemden um Gotteswillen im Johannisthau zu bleichen und harrten meiner mit Sehnſucht. — Meine Geſpielen ſchlugen mir ein kleines Schlafzelt neben ihrer Bleichhüte auf und kehrten zur Stadt. — Als es nun Abend geworden, war all meine Wäſche ausgebreitet. Der Engel des Herrn läutete, wir ſtanden betend um die Hütte, und als wir uns gegrüßt, ſangen die drei Schweſtern dreiſtimmig einen ſüßen

Reim vom Abend, von welchem ſie aus früherer Zeit wußten, daß er mir ungemein lieb war:

„O Stunde, da der Schiffende bang lauert
Und ſich zur Heimath ſehnet an dem Tage,
Da er von ſüßen Freunden iſt geſchieden,
Da in des Pilgers Herz die Liebe trauert
Auf erſter Fahrt, wenn ferner Glocken Klage
Den Tag beweinet, der da ſtirbt in Frieden!“

Nun kehrten meine Geſpielinnen nach der Stadt. Ich ſaß mit den Schweſtern um ein Feuerchen, wir redeten gute Dinge. Mein Herz aber war ſchwer und ſehnte ſich, wenn ich in die Flamme ſah, mußte ich immer leiſe ſingen:

Feuerrothe Blümelein,
Aus der Erde ſpringt der Wein,

und ſelbſt der klare Sternhimmel von dem der kühle Thau auf mich ſank, gab mir keinen rechten Frieden. Es war aber Klareta in dem Wahn, nur ich könne ſie heilen, und war ſie den weiten Weg hieher gereiſet und hatte Alles verlaſſen und vergeſſen, um in meiner Nähe zu ſeyn. Ich wußte das Alles, weil ich aber gehört hatte, ſie habe den Wahnſinn durch Mitleid von einem andern Menſchen übernommen, hatte ich eine Scheu vor ihrer Annäherung, fürchtend, ihr Wahnſinn möge auf mich kommen. Es war aber ein Weber, ein Diener ihres ſeligen Vaters, um den ſie litt. Er hatte für die drei Schweſtern, die verarmt waren, ſo mühſelig gearbeitet, daß er den Verſtand darüber verloren, und da er gewohnt war, Klareta das Seelchen zu nennen, und für ſie zu weben, ſo ſang er immer Weberlieder von dem Seelchen, und ſprach andere unweiſe Reden. Alle ſolche Reden ſprach nun auch Klareta, und war mir immer bang bei ihr, da meine Natur gar geneigt iſt, ſolche Dinge aufzunehmen. — Ich wußte dieſes aus den Reden der Schweſtern; wie ich aber Klareta heilen ſollte, ſagten mir dieſe nicht, ſchienen es auch nicht recht zu wiſſen. Klareta ſehnte

ſich nur, allein mit mir zu ſeyn, und die Schweſtern ſuchten das zu veranlaſſen. Sie warfen ſich in ihrer Bleichhütte auf die Kniee und beteten. Ich aber ſuchte der unweiſen Klareta auszuweichen, wo es angieng, bis ſie endlich doch geheilt mir groſſe Geheimniſſe in dieſer Nacht offenbarte, die mich reichlich belohnten. — Den Hergang ſchreibe ich nun hier nieder.

Ich ſaß mit der unweiſen Klareta an dem Feuerchen, wir aſſen Brod und Früchte. Sie ſchüttete mir aber eine Anzahl Haſelnüſſe in den Schoos, Jürgo, der kranke Weber aus Vadutz hatte ihr ſie mitgegeben, und ſie nahm ſchüchtern eine der Nüſſe und fragte demüthig, darf ich dem Seelchen die Nüſſe aufbeißen? Mir grauſte aber vor den Nüſſen; ich gab ſie ihr zurück mit den Worten: „Klareta, ich eſſe keine Nüſſe;“ da war ſie gar traurig, brach das Brod mit mir und drückte es ans Herz und aß nicht viel. — Wie wir ſo ſtille ins Feuer ſchauten, hörten wir fernen Schallmeienklang ſich nahen. Es waren die Hirten. Sie hatten nach Landes Sitte, weil der Täufer geſagt: „Siehe das Lamm Gottes!“ am Vorabend ſeines Feſtes ihre Schafe gewaſchen, und nachdem ſie ſie eingetrieben, zogen ſie mit brennenden Kienfackeln, Pfeifen und Schallmeien um den Zaun der Bleiche zu des Täufers Kapelle oben vor dem Wald, wo der Bach entſpringet. — Die rothen Fackellichter lockten mich, die Schallmeiklänge bewegten in der Nacht mein Herz gar gewaltig. Bald eilte ich an den Zaun, bald kehrte ich zu Klareta zurück, die mir immer traurig nachſchlich; und als ich ſprach: „warum üben nur Fackeln und Schallmeien in der Nacht ſo ſchmerzliche Gewalt über mein Herz?“ blickte mich Klareta mit tiefen Augen an und ſagte wunderliche Reime, die ſie auch nachher noch wußte, und als ſie geheilt war, mir aufſchrieb:

„Wenn der lahme Weber träumt, er webe,
Träumt die kranke Lerche auch, ſie ſchwebe,

Träumt die ſtumme Nachtigall, ſie ſinge,
Daß das Herz des Wiederhalls zerſpringe,
Träumt das blinde Huhn, es zähl' die Kerne,
Und der drei je zählte kaum, die Sterne,
Träumt das ſtarre Erz, gar linde thun es,
Und das Eiſenherz, ein Kind vertrau es,
Träumt die taube Nüchternheit, ſie lauſche,
Wie der Traube Schüchternheit berauſche;
Kömmt dann Wahrheit mutternackt gelaufen,
Führt der hellen Töne Glanzgefunkel
Und der grellen Lichter Tanz durchs Dunkel,
Rennt den Traum ſie ſchmerzlich übern Haufen,
Horch! die Fackel lacht, horch! Schmerz-Schallmeien
Der erwachten Nacht ins Herz all ſchreien;
Weh, ohn Opfer gehn die ſüßen Wunder,
Geh'n die armen Herzen einſam unter!"

Ich nickte bejahend, wie man einem Kinde nickt, dem man zu zuhören ſcheint, aber ich hörte auf die Schallmeien. Ich bot ihr ſchöne Früchte, ſie aß nicht. Ich fragte: „warum ißt du nicht? ſie ſind ſüß." — Da erwiederte ſie mit tiefem Schmerz: „Ohne Opfer gehn die ſüßen Wunder, gehn die armen Herzen einſam unter." — Ich wollte ihrer Empfindung ausweichen, blickte hin und wieder, aber plötzlich fühlte ich mein Herz. Ich blickte die arme Kranke liebevoll an, reichte ihr die Hand über die Früchte und ſprach: „Iß mir zum Opfer, armes Herz!" und ſie aß. Als ich auch genug gegeſſen, eilte ich wieder an den Zaun zu den Fackeln und Schallmeien und dachte keines Hungernden, ſelbſt meiner kaum. — Da raſſelte es am Zaun neben mir. Klareta war mir nachgeſchlichen, und riß ſich die Hände blutig in den Dornen, um mir Roſen zu reichen. Ich ſprach: „was ſoll ich mit den Roſen?" — Klareta erwiederte: „Meine Hände bluten, mein Herz blutet; ohne Opfer gehn die ſüßen Wunder, gehn die armen Herzen alle unter." — Ich kehrte mit ihr zu der Bleichhütte, ſaß am Feuer nieder und ließ mir

die Zöpfe von ihr um den Kopf unter ein Netz binden, denn ich wollte mich bald ſchlafen legen. Als ſie mir ſo nahe war, ſtockte ſie plötzlich in ihrer Arbeit, ſchloß die Augen und näherte wie träumend ihre Stirne meiner rechten Schulter. Ich ſtand auf mit den Worten: „was willſt du, wer biſt du, wer ich?“ Da ſprach ſie gar demüthig: „O meine Herrinn! deine Magd hat ein Anliegen, höre mich an, Morgen iſt es zu ſpät.“ — Ich erwiederte: „Schweige, daß ich die Schallmeien höre, ja Morgen iſts zu ſpät, das ſcheinen ſie zu klagen und reißen drum mich hin.“ — Da eilte ich wieder an den Zaun und lauſchte hinüber. — Klareta ſchlich mir nach und ſprach: „O wär es doch vorüber, es thut mir großes Leid!“ — „Welch Leid?“ fragte ich und ſie antwortete nicht, ſondern ſang das Lied des Webers Jürgo mit ihrer Weiſe in die Nacht hinein:

„Das Seelchen auf der Heide
Hat nicht genug zum Kleide
Und friert durch Mark und Bein;
Ich hab in heißer Sonnen
Mein Leben aufgeſponnen
Zu einem Faden fein,
Den hab ich treu gewebet,
Mein Schiffiein iſt geſchwebet
In ſtäter Noth und Pein.
Mit Thränen ich's erweichte,
Mit Thränen ich es bleichte
In Mond und Sternenſchein.
Todtwund lag ich zum Sterben,
Der Seele Kleid zu färben
Mit rother Farbe Schein.
Ich trug es ohn Verweilen
Hin viele, viele Meilen,
Da war mein Tuch zu klein,
Das Seelchen zu bedecken,
Da zuckt an allen Ecken
Heraus das Flämmelein,

Und ieret auf der Heide,
Mein Zeug reicht nicht zum Kleide
Dem Feuer-Lämmelein.
Dadrüben die Geſellen,
Die ſchleudern tauſend Ellen
Roth Zeug zur Nacht hinein;
Die Fackeln und Schallmeien,
Sie brennen, reißen, ſchreien
Mir tief durch Mark und Bein.
Weh, Weh thut das Verſchwenden,
Mit Noth mußt ich vollenden
Mein Tuch — nun iſts zu klein.
Das Seelchen ſpringet trunken
Von Tönen, Farben, Funken,
Zur rothen Luſt hinein.
Wenn Tön' und Farben ſtarben,
Kömmt Nacht und bittres Darben,
Arm, bloß, allein; allein!"

Ich fragte: „was für Reden ſind dies?" und ſie erwiederte:

„Es ſind Lichter, Melodeien
In der Nacht gar manichfalt,
Doch die Fackeln und Schallmeien
Ueben größere Gewalt.
Feuerrothe Röſelein
Aus der Erde bringt der Schein,
Aus der Erde ſpringt der Wein."

Ich blieb an dem Zaun ſtehen, bis die Hirten mit ihren Kienfackeln heim in das Thor zogen, ich wartete bis auch der letzte Schimmer verſchwunden war, dann kehrte ich zum Feuer. Die Unweiſe war ſehr betrübt, ich reichte ihr die Hand und ſagte: „ich kann nicht anders, was haſt du aber von Tuch geſungen, das zu kurz ſey?" — Da legte ſie mir ein tiefroth ſchimmerndes Tuch über die Schulter und ſprach: „es iſt von mir, mehr hab ich nicht, es reicht nicht zu!" ich erwiederte: „die Farbe zieht mich an, groß

genug wäre es auch — aber das Muſter des Gewebes iſt mir zuwider.“ — Sie ſchwieg und war ſehr traurig, ſie weinte ſtill, ich fragte: „was fehlt dir? ſage es geſchwind, ich muß dort in das Zelt gehen, um zu ſchlafen;“ da erhob ich mich, ordnete meine Arbeit und zündete die Leuchte an. — Die Unweiſe entſetzte mich, ſie zitterte, ſank auf die Kniee und ſprach: „du mußt uns eine Gnade erweiſen, und bis du ſie mir bewilligeſt, ſoll dieſe Kohle auf meiner Hand glühen;“ da nahm ſie eine glühende Kohle aus dem Feuer in die Rechte und hielt ſie mir entgegen und flehte: „ſtifte mir und den Schweſtern ein Kloſter Lilienthal, daß ich mich verberge und dir vor Gott danke!“ — Ihre That empörte mich, doch ſchlug ich ihr die Kohle nicht aus der Hand, ich that, als gehe mich das nicht an; ich rief die Schweſtern, die warfen die Kohle weg und fanden ihre Hand heil und ohne Brandmal und knieten nieder und baten wie die Unweiſe um ein Kloſter Lilienthal. — Es lag mir aber etwas Gewaltthätiges in der Art des Begehrens, ich ſprach: „gut Nacht, ich werde mich beſinnen,“ und gieng zitternd und bebend zu meinem Zelt. — Mein Lager war von Heu und ein Teppich darüber; ach! wie war ich ſo müde, und ſchwer und bang, es war ſchon ſpät und tiefe Stille umher. Nur Eulen ſchrieen im nahen Walde. Vor meiner Seele flimmerten noch die Fackeln, tönten noch die Schallmeien, dazwiſchen die wunderlichen Reden der Unweiſen und die glühende Kohle und Alles. Mir war ſo ſchwer und traurig, als ſollte ich bald von Allem ſcheiden, woran mein Herz noch hieng. — Ich entſchlief und hatte einen ſchweren Traum. — Ich war auf einer Wieſe und pflückte feuerrothe Röſelein, da überfielen mich grauſame wilde Löwen und trugen mich weit, weit hinweg in einen dichten Wald. Unter einer breiten Linde war meine Angſt am größten, die Löwen wollten mir die Achſelbänder von den Schultern reißen, da fiel mirs bang aufs Herz — „das iſt die Strafe deiner Härte,

bau den armen Schweſtern ein Kloſter Lilienthal, ſo Gott dir helfe;" da gelobte ich es im Traume und es krähte ein Hahn und die Löwen flohen, und Verena mit dem Hühnlein Gallina kam zu mir, und der rettende Hahn ſteckte mir einen Ring an den Finger. — Bei dem Hahnenſchrei erwachte ich und hörte den Hahn, den die Bleicherinnen als Stundenzeiger bei ſich hatten, wirklich krähen. Auch hörte ich Klareta vor meinem Zelte ſingen:

„Was hab ich dir gethan,
Was haſt du mir gethan?
Schon mahnt der Hahn.
O ſenk die rothe Fahn',
O heb die weiße Fahn
Jetzt Himmel an!
O hör mein Leiden an,
Dann wird mein kranker Wahn
Dir unterthan.
Arm Kind von Hennegau!
Das Lilienkloſter bau,
Schon ſinkt der Thau."

Ich öffnete das Zelt, ſie warf ſich am untern Ende meines Bettchens nieder und ſchloß meine Füße an ihr Herz und wuſch ſie mit einem Strom von Thränen. — Ich ſprach: „Klareta, warum thuſt du ſo?" — Sie flüſterte: „aus Dank und Liebe." — Ich kann nicht ſagen, wie ſie mich rührte, aber ich that mir Gewalt an. Da ſie nun ſo weinte und ihr Herz ſo heftig ſchlug, ward ich freundlich und ſagte: „ſetze dich zu mir, reiche mir deine Hand, ich will dir meinen Traum erzählen." — Sie ſetzte ſich zu meiner Seite, faßte meine Hand, und ihre Stirne ſank wie unwillkührlich auf den Edelſtein meiner rechten Schulterſpange; denn es iſt ein altes Familiengeſetz, daß eine Gräfinn von Vadutz dieſe Kleinode ſelbſt bei Nacht nicht ablegen darf. Ich zuckte etwas zuſammen, ihr Schleier war kalt und naß, ich fragte um die Urſache, ſie erwiederte: „Lilie kennſt du den Thau

nicht?“ — o laſſe mich ruhen und nimm mir von der Stirne den Traum und erzähle mir den Traum!“ — Ihre Stimme war ganz ruhig, als ſie Dieſes ſprach, auch mir war wohl und friedlich — ich fühlte, daß ich heilte und genaß ſelbſt; da ließ ich ſie ruhen und erzählte Nichts als: „ich pflückte rothe Blumen, da fielen mich drei wilde Löwen an und trugen mich weit durch einen Wald und unter einer Linde ſetzten ſie mich nieder, und thaten ſo grimmig gegen mich, da war mir ſo bang, ſo bang!“ Als ich ſo weit geſprochen, drückte ſie ihre Stirne wie Eiſen ſo ſchwer auf meine rechte Schulterſpange, daß es mich ſchmerzte und ich ſie mit dem Ausruf wegdrängte: „biſt du unſinnig?“ — Sie bebte aber vor Angſt und ſprach: „die Löwen ſollen mich eher zerreißen, als dir die Kleinode rauben, die mich heilen, wart, wart! da kömmt der Hahn, horch ſein Schrei! die Löwen fliehen.“ Da krähte der Hahn wirklich zum zweitenmal, ich war erſtaunt, daß ſie von dem rettenden Hahnenſchrei meines Traumes ſprach und von dem Raube der Kleinode, wovon ich ſelbſt noch nicht geſprochen hatte, aber ich ließ mir es nicht merken und ſchwieg, doch wie erſtaunte ich erſt, als ſie fortfuhr: „o armes Kind von Hennegau! das Kleinod meiner Heimath, welches mir meine Sinne geheilt hat — jetzt, jetzt, tauſend Dank! ſie ſind heil, — die lichten Edelſteine von Vaduz ſind gerettet und der Hahn ſteckte dir einen weit wunderbareren Ring an den Finger unter der Linde, und Verena mit dem frommen Hühnlein Gallina ſah freudig zu, und ich und die Schweſtern kamen aus dem Kloſter Lilienthal und folgten den Brautzug und folgten dem Leichenzug und ſtanden am Grabe im Garten, und das arme Kind ſtand vor uns und wir leuchteten und ſangen:

„O Stern und Blume, Geiſt und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit.“

„O wie bin ich ſelig, daß Alles ſo gut geendet!“ — So ſagte alſo die gute Klareta den ganzen Schluß meines

Traumes, von welchem ich kein Wort erwähnt hatte; — ſie hatte alſo dasſelbe geträumt, und woher kam der Reim, den ich drei Tage vorher im Garten bei den Lilien gehört, wieder in ihren Traum? — Alles das machte einen tieferen Eindruck auf mich, als mir lieb war. Ich habe einen eignen Abſcheu vor Wunderbarem, das meine Freiheit ſtört. — Ich äußerte Nichts davon, daß ſie Dasſelbe mit mir geträumt und ſagte ganz unbefangen: „was hältſt du von dem Traume?“ und ſie erwiederte mit ernſtem Ton: „einſtens wird es keiner mehr ſeyn.“ — Ich fuhr aber fort: „was ſagteſt du von den Kleinoden auf meiner Schulter, du ſeyſt durch ſie geheilt, warum drückteſt du ſo mit deiner Stirne darauf?“ da fühlte ich an ihrer Stirne einen tiefen Eindruck von dem ſpitzen Steine und fuhr fort: „iſt dieſer unſinnige Eindruck etwa ein Beweis deiner Klugheit?“ — Da richtete ſich Klareta auf und ſprach mit ruhigem Bewußtſeyn: „meine Herrinn! ich will dir ein wichtiges Geheimniß von den Edelſteinen ſagen, durch welche du mit dem Ländchen Badutz belehnt und ich dir unterthan geworden. Es ruht in dieſen Kleinodien eine wunderbare, ſchädliche und heilende Kraft, welche ich beide erfahren habe; denn ich ward krank durch ſie und bin geſund durch ſie geworden vor wenigen Augenblicken. Jetzt aber will ich dir ſagen, woher ich das Geheimniß dieſer Kleinode kenne. — Mein Vater iſt über Meer gezogen gegen die Sarazenen, er ließ die Mutter und uns drei Mägdlein zurück, wir waren nicht reich und lebten von künſtlicher Bildweberei. Ach! bald kam eine Botſchaft, der Vater ſey gefangen, wir ſollten ihn auslöſen. Es war aber Jürge, ein Edelknecht des Vaters, unſer einziger Schutz und Freund. — Er war ein gar kunſtreicher Weber, arbeitete Tag und Nacht für uns und verkaufte auch unſre Arbeit. Er that uns Alles zu Liebe und wir liebten ihn als einen Bruder. Er bot ſich uns an, hinein zu reiſen und den Vater zu löſen. Wir verkauften alle unſre Habe, um ihn

mit dem Lösegeld auszurüſten und ſahen ihn mit großer Betrübniß von uns ſcheiden. Wir beteten viel für ihn und gelobten Gott, ſo er Jürgos Weg ſegne, ein Klöſterchen zu gründen, das ſollte heißen Lilienthal, und darin wollten wir Gott dienen bis an unſer Ende. — Nach zwei Jahren kehrte Jürgo heim ins Land Vaduz ohne den Vater, der war geſtorben an der Peſt im Hoſpital in Cypern. Der Kummer tödtete die Mutter. Wir drei Waiſen waren allein ohne alle Stütze, als den treuen Jürgo. Nach der Mutter Tod ſchickte es ſich nicht, daß er ſo viel, wie ſonſt bei uns ſey, dennoch lebte und arbeitete er allein für uns. Er verkaufte ſeine kleine Habe, um uns zu ernähren. Er war der treueſte Menſch, er that es dem Vater und mir zu lieb. Er hatte durch einen Sonnenſtich auf der Reiſe gelitten, er arbeitete ſich ſchier zu Tode für uns — wir waren ihm dankbar. Er ward krank und kam von Sinnen. Ich trauerte unausſprechlich um ihn. Das edelſte Herz ward aus Treue zu meinem Vater und mir ein Thor vor den Menſchen. Ich konnte nicht mehr ruhen, ich glaubte mich ſchuldig, Alles aufzuwenden, ihm zu helfen. Ich betete Tag und Nacht und zog umher, Aerzte und fromme Männer um Rath zu fragen. Als ich einſt einem alten Einſiedler, der Mönch im Kloſter Bänderen geweſen war, meine Noth klagte, ſagte dieſer: „o wäre das Lehnskleinod von Vaduz noch hier im Lande, ihm wäre leicht zu helfen!“ — Als ich in ihn drang, mir von dieſem Kleinod zu erzählen, ſprach er: „mit dem Kloſter Bänderen ſey ein altes Pergamentbuch verbrannt, in welchem er in ſeiner Jugend viel Wunderbares von dem Urſprung der Grafen von Vaduz und ihren heiligen Kleinoden geleſen, das ſpäter, wie alles Heilige bei den Menſchen vergeſſen worden.“ Er erzählte mir hierauf unter vielem Anderen Folgendes: „Wohl mit Recht iſt das Ländchen Vaduz kurios zu nennen, denn Curio ein Kaiſer aus Rom war ſein Stifter im zweiten Jahrhundert nach Chriſti Geburt. Sein Eheweib

hieß Docka und war durch den heiligen Theonestus heimlich getauft und eine eifrige Christin geworden. Durch sie nahm auch Curio den Christenglauben an und half in Rom den Christen manichfaltig in der Verfolgung. Curio aber bekehrte einen alten jüdischen Mann, der war zu ihm gekommen mit vielem köstlichen Geschmeid von Gold und Edelsteinen, dem Kaiser das zu verkaufen. Er war ein sehr eifriger Christ und hatte große Liebe zu Curio und dieser zu ihm. Die Christen aber wurden verfolgt und getödtet, und der hebräische Mann ward auch gefangen und sollte gemartert werden, da gab er alle seine Edelsteine dem heiligen Theonestus, daß er den Armen damit helfen solle. Dem Kaiser Curio aber gab er ein unschätzbares Kleinod, zwei schöne Spangen von Einhorn, worauf zwei kleine Edelsteine; die Spangen dienten das Gewand auf der Schulter zu fassen. Ehe er den Martertod starb, besuchte ihn Curio im Gefängniß und er erzählte ihm, daß er aus dem Stamme Juda sey, und daß diese Achselbänder einstens auf den Schultern Rebeckas geruht und von derselben in gerader Linie auf ihn vererbt seyen. — Er theilte ihm seltsame Dinge mit, die ihm von der Geschichte dieser Kleinode durch seine Verältern überliefert waren und die alle der Mönch aus dem Buche im Kloster Bänderen ausgeschrieben und mir gegeben hat. Ich gab sie vor einigen Tagen dem ehrwürdigen Jakob von Guise, von welchem du sie begehren magst. So viel gedenk ich noch daraus. Es sind diese Kleinode das höchste Heilthum, denn sie kommen aus dem Paradies, und sind sie von dem Stein, auf welchem Jakob die Himmelsleiter sah und von welchem auch der Siegelring Salomos war, durch den dieser alle seine Wünsche erfüllen konnte. Als der hebräische Mann dem Kaiser Curio das Kleinod der Achselbänder geschenkt hatte, sprach er zu ihm: „trage diese Kleinode auf deinen Schultern und fliehe mit Weib und Kindern aus Rom, denn ich habe im Gebet erkannt, du wirst des Christenthums angeklagt wer-

den, du ſollſt aber über die Alpen in Rhätien ziehen, dort ſind viele Leute zum Chriſtenthum bekehrt durch St. Lucius, einen König aus Schottland; dort nun ſollſt du ein Fürſt vieler Chriſten werden, und ein Reich gründen, das Gott wohlgefällig iſt. So lange du und deine Erben die Kleinode der Rebeka ungetheilt auf den Schultern tragen, werdet ihr Glück und Friede haben. Ich will aber in der Stunde meines Todes deiner gedenken und ſollſt du die Kleinode am Tage meiner Marter ſegnen laſſen durch Theoneſtus. Immer aber bedenke, du mit allen deiner Kinder Kindern, daß Jakob geruhet auf der rechten Schulter Rebekas und Eſau auf der linken, und daß mit geiſtlicher Stärkung und Heilung und Allem, was dahin gehöret, gefüllt iſt das rechte Schulterband, mit leiblicher Kräftigung, irdiſchem Gedeihen aber bis zur Gewaltthat das linke Schulterband. So ſey dann weiſe und laſſe Zeitliches, Irdiſches, Leibliches nicht überhand nehmen, lege dein Haupt zur Rechten um Rath und Troſt, ehe du zur Linken Luſt und Stärke verlangeſt. Jährlich aber an meinem Sterbetag laſſe den Segen über die Kleinode durch einen frommen Prieſter erneuen. Dann auch magſt du ſeelenkranke Menſchen mit ihrer Stirne das Kleinod der rechten Schulter berühren laſſen, und ſo es ihnen zum Heile, werden ſie geheilet werden, ſo aber der Kranke nicht ſelbſt zu kommen vermag und ein Anderer will deſſen Leid aus Chriſtenliebe auf ſich nehmen, ſoll es ihm auch gedeihen. — Auch iſt eine alte Sage, daß einſtens der Siegelring Salomonis, der alle Wünſche erfüllet, mit dieſen Kleinoden zuſammen kommen werde in den Händen eines Dieners des Meſſias, und wünſche ich, daß dieſes an dir wahr werde!“ — Es ſtarb aber der hebräiſche Mann am Vorabend des Täufers Johannes, und ließ Curio die Kleinode ſegnen durch Theoneſtus zu Ehren des Täufers vor 1100 Jahren am heutigen Tage, an dem ich bin geheilt worden durch die Kleinode, zur Ehre Gottes und des Täufers und zur Beſtätigung der

Worte des hebräiſchen Mannes. — Aber Curio von ſeinem Bruder des Chriſtenthums angeklagt, floh mit ſeiner Gemahlin Docka und ſeinen Söhnen über die Alpen nach Rhätien und fand dort Alles, wie ihm geſagt worden. Er baute viele feſte Schlöſſer und Flecken und ſetzte ſeine Söhne darauf und gab ihnen fromme Hausfrauen, und ſammelte Gottesmänner in Gotteshäuſern, und die da reif waren, ſäete er aus in Gottesäckern und that alle Wege, wie man thut, da man neue Lande und Leute gründet, das Reich Gottes zu mehren auf Erden. — Auf den beiden Schultern aber trug er die heiligen Achſelbänder, und wurden ſie genannt die Kleinode des Landes. Von Curio kamen dieſe Kleinode auf ſeinen Enkel den Grafen Anſelm von Montfort. Seine Gemahlinn brachte Zwillingsbrüder zur Welt, den Wolfbrand von Rothenfahn, deſſen Schild war weiß mit rother Fahne, und den Hego von Weißenfahn, deſſen Schild war roth mit weißer Fahne. Als der Graf Anſelm ſeinem Tode nahe kam, heftete er ſeiner Gemahlinn die Kleinode des Landes auf die Schultern und befahl ihr, ihre beiden Söhne gleich vor Gott in großer Einigkeit zu erziehen und Keinem den Vorzug zu geben, und wenn ſie endlich dem Einen die Lande überlaſſe, ſolle ſie ihm die beiden Edelſteine auf die Schultern heften und dieſe niemals trennen, ſonſt würde großer Haß und Unfriede entſtehen. — Die Gräfinn von Montfort that nicht ſo, ſie liebte den Rothenfahn, der ein Schmeichler und Augendiener mit rothen Wangen und einem Kirſchenmund war viel mehr, als den Weißenfahn, der war treu und rein und wahr, aber weiß und bleich von Farbe; und ſie hielt den Rothenfahn immer zu ihrer Linken am Herzen und er ſchlummerte oder lauerte vielmehr immer an dem Schulterband des linken Edelſteins, und ſie wiegte ihn mit dem Reime ein:

„Feuerrothe Röſelein,
Aus der Erde ſpringt der Schein,

Aus der Erde dringt der Wein;
Roth schwing ich mein Zähnelein.“

Der Weißenfahn aber mußte wie der Knecht des Bru-
ers sein und auch meist die Strafe für ihn aushalten. So
rzog sie ein rechtes Unkraut an dem Wolfbrand, und er hatte
ine harte Stirne wie ein Widder, sein Sinn war zäh und
ein Haar war kraus, und weil Hego alles mußte, was er
ollte und er Alles wollte, das diesem weh that, so hatte
r sich ein Spiel erdacht, das nannte er Hammelstutz. Es be-
and aber darin, daß er „Hammel, Hammel stutz!“ sagte und
it seiner harten Stirne gegen die Stirne seines armen Bru-
ers rannte, daß dieser wie ein Lamm von einem Widder
iedergestoßen, oft blutend zur Erde stürzte; und wenn der
ruder fiel, rief der böse Bube: „Vadutz!“ und die Mut-
r und er gaben dem Hego den Spottnamen Vadutz. Die-
r aber war gütig und weise, liebte Mutter und Bruder
d nahm in Allem zu. — Als nun die Mutter zum Ster-
n kam und einem der Söhne die beiden Edelsteine auf
e Schulter heften und das Land übergeben sollte, wählte
ihren Liebling Wolfbrand dazu. Dieser aber sprach tro-
g: „ich mag den Stein da drüben nicht, da hat der Vadutz
ran geruht, er mag ihn behalten, so ich einmal Lust da-
habe, mache ich Hammelstutz, da plumpst er nieder Va-
tz! und ich nehme ihm den Stein, das macht mir mehr
paß.“ — Die Mutter konnte ihm nichts abschlagen; da
ftete sich Wolfbrand den linken Edelstein selbst auf die
ke Schulter und die Mutter übergab ihm zugleich das ganze
nd. Hego aber kniete mit gefaltenen Händen betend am
erbebett der Mutter und bat sie um den Segen, da hef-
e sie ihm den Edelstein auf die rechte Schulter und sprach:
ein Bruder hat alles Land, aber da drüben liegt ein stei-
, oder Berg, da gehen meine Schafe, ich schenke dir die
hafe und den Berg, da bau dir dein Haus.“ Der Jüng-
g benetzte die Hand der sterbenden Mutter mit Thränen

des Dankes; — in demſelben Augenblick aber ergrimmte Rothenfahn und rief: „Hammel, Hammel ſtutz“ und ſtieß den Bruder mit der Stirne nieder, daß er blutete. — Da entſetzte ſich die Mutter, die Augen giengen ihr auf, ſie erkannte den Unterſchied zwiſchen links und rechts, ſie gedachte des Gebots des ſterbenden Grafen Anſelm, die Edelſteine nicht zu trennen, ſie ſah den böſen Sohn zitternd an und ſagte: „Gott verzeihe mir, ich habe himmelſchreiendes Unrecht gethan, Wolfbrand, du biſt ein Ungeheuer, die ganze Macht des Steines werde an dir lebendig!“ — Da zog ſie den Hego an ihr Herz, und da ſie das rothe Blut von ſeiner weißen Stirne niederrinnen ſah, riß ſie die Farbe in tiefer Liebe zu ihm hin, und ſie küßte ſeine Stirne und ſegnete ihn nochmals und ſprach: „alle deine Nachkommen ſollen Zeugniß davon geben, daß dein rothes Blut zu mir geſchrieen und mein Herz in meinem Tod mit Lieb und Reue erfüllet hat! aller Segen komme über dich! — Hüte dich vor deinem Bruder, aber rächе dich nicht an ihm, — nein! heile mit deiner Rechten, was meine Linke verdarb, — ich werde keine Ruhe finden, bis die beiden Edelſteine vereint auf deinen Schultern ruhn!“ da ſtarb ſie. — Wolfbrand nahm die Schlöſſer und Burgen des Landes in Beſitz und pflanzte ſeine rothe Fahne überall auf. Er übte große Gewaltthat an Land und Leuten, Alles floh vor ihm. — Hego zog auf ſeinen Berg, baute ſich ein Haus und hütete die Heerden, welche ihm die Mutter geſchenkt. Segen und Friede war mit ihm, Unſegen und Unfriede mit Jenem. Die verfolgten Unterthanen trieben ihre Heerden zu ihm und flehten ihn um Schutz. Darüber ergrimmte Wolfbrand immer mehr und ſein Haß gegen den Bruder ſtieg bis zum Wahnſinn. Er hetzte ihm hungrige Wölfe an ſeine Heerde, und wenn der Bruder ſanft und liebvoll ihn ermahnte, rief er ihn an: „Hammel ſtutz — und Badutz!“ — da nun unter dem Volk die Rede entſtand, er ſey nicht ihr vollkommener Herr, er trage nicht die beiden

Edelſteine, das Land ſey ihm nur zur linken Hand angetraut, zogen ſich die Unterthanen immer mehr zu der weißen Fahne. — Indeſſen bauten die Unterthanen dem guten Hego ein feſtes Schloß auf ſeinen Berg, um ihn und das Seine vor dem wüthenden Wolfbrand zu ſchützen und nannten das Schloß Badutz. Wolfbrand verlangte nun den andern Edelſtein von ſeinem Bruder und war ſo von Sinnen gekommen, daß er ihn herausforderte, wer von beiden den Andern mit der Stirne niederſtoße, ſolle beide Edelſteine haben. Hego ſchloß ſich in ſeine Burg Badutz ein und ließ ihm ſagen: „ſo du willſt, ſtoße dieſe Veſte nieder!“ da belagerte der unſinnige Wolfbrand Badutz, alles Volk aber verließ ihn, und als er ſich allein ſah, rannte er mit ſeiner harten Stirne ſo wüthend gegen das Thor, daß er wie todt niederſank. Hego ließ ihn hereintragen und pflegte ihn, aber es war keine Hoffnung, ſein Kopf war geſpalten. Da nun Hego überall umfragte, ob Niemand Hülfe für den lieben Bruder wüßte, kam ein weiſer, frommer Meiſter, der ſagte ihm: „laſſe ſein Haupt an St. Johannis Vorabend auf dem Edelſtein deiner rechten Schulter ruhen und ſieh, was erfolgt.“ Das that Hego, und Wolfbrand ward ruhig und mild und gewann ſeinen Verſtand wieder, und bat ſeinen Bruder um Vergebung und alle die er betrübet und ſtarb in Hegos Arm einen ſchönen Tod. Dieſer aber trug nun beide Edelſteine und hatte das ganze Ländchen, das nannte er Badutz, wie ſein Schloß, und baute dem weiſen Meiſter ein Kloſter, wo der Leib ſeiner Mutter ruhte und legte den Leib Wolfbrands mit ſeiner rothen Fahne an ihre linke Seite. Er hieß aber das Kloſter Bänderen, weil die Mutter den Raum dazu auf einer grünen Wieſe mit tief rothen Bändern abgeſteckt hatte. — Dann regierte Graf Hego das Land Badutz gar milde, hatte viele Söhne und Töchter, und jährlich am St. Johannisabend warden unweiſe, arme Menſchen zu ihm geführt, die lehnten ihr Haupt auf ſeine rechte Schul-

ter, da wurden ſie wieder heller Sinne. — Solches erzählte mir der alte Mönch aus den Kloſter Bänderen und fügte hinzu: „Sieh alſo, arme Klareta, wäre das Kleinod von Vaduz noch hier auf dem Schloſſe, St. Johannistag iſt nahend, ſo dürfte Jürgo, der euch Kindern ſo große Treue geübet, nur ſein Haupt auf das rechte Schulterband unſers Grafen von Vaduz lehnen und Gott würde ihn wie den Wolfbrand von ſeiner Unweisheit heilen; aber du weiſt, daß unſer Herr jetzt im Hennegau wohnet, und daß die heiligen Kleinodien nicht mehr hier im Lande ſind.“ — „Das iſt,“ fuhr Klareta fort, „was mir der Mönch von dem Geheimniße der Kleinode geſagt, die jetzt auf deinen Schultern ruhen. Du kannſt dir denken, o armes Kind von Hennegau, daß mir das Herz brannte, dem treuen Jürgo zu helfen; da es aber nicht möglich, ihn in ſeinem Elend ins Hennegau zu führen, erneuerte ich mit den Schweſtern das Gelübd, ein Kloſter Lilienthal zu gründen, ſo Gott den armen Menſchen heilen wollte, wenn ich aus dankbarer Menſchenliebe ſtatt ſeiner barfuß ins Hennegau zöge und mein Haupt ſtatt ſeiner auf das Schulterband Rebeckas lehnte. Die Schweſtern wollten mich treulich geleiten, der Mönch aber ſagte: „es ſey eine ungewiße Sache, denn er wiſſe nicht, ob die Kraft der Edelſteine in dieſen Zeiten in der Fremde noch geübet werde, oder in Vergeſſenheit gekommen ſey.“ — Ich aber konnte nicht mehr ruhen, ich opferte mich ganz auf für Jürgo und zog mit den Schweſtern barfuß gen Hennegau. Ich hatte künſtlich gewebtes Bildwerk mitgenommen und ein Brieflein vom Abt des Kloſters Bänderen an Jakob von Guiſe, damit ich Eingang fände bei der Gräfinn deiner Mutter. Jakob von Guiſe, dem ich Alles mittheilte, belobte zwar meine Chriſtenliebe, aber er ſagte mir, wie der Gebrauch der Kleinodien zur Heilung blöder Sinne hier zu Lande ſchon lange abgekommen, weil mehrmalen ein übler Erfolg davon verſpürt worden ſey, außer dem großen Ueber-

lauf, den der Graf dadurch gehabt; was hauptsächlich eine Ursache gewesen, daß er aus Vaduz ins Hennegau gezogen. Auch sey die Gräfinn deine Mutter krank und ihr jene Kraft der Kleinode ganz unbekannt. Da ich ihn aber fußfällig bat, mir zu deiner Mutter zu helfen, gieng er in seine Kammer ins Gebet und da er heraus kam, segnete er mich und sprach: „folge mir in Gottes Namen!" da führte er mich und die Schwestern in das Schloß. Wir wurden auch gut aufgenommen bei deiner seligen Mutter, du gedenkest dessen noch; ja du selbst trugst bei, daß sie mich unter ihr Frauenzimmer nahm, dich das Bildwerk weben zu lehren, und ich brachte es so weit, daß es mir erlaubt ward, in ihrer Krankheit an St. Johannis Vorabend bei ihrem Lager zu wachen. Da man mir hier gar nichts von der Kraft der Edelsteine sagte, sprach ich auch nicht davon, und harrte mit großer Angst, bis deine Mutter entschlief, um mein Haupt auf ihre rechte Schulter zu lehnen. Sie lag aber auf der rechten Seite, und statt zu beten, daß sie sich umwenden möge, ließ ich mich von meiner Begierde, dem armen Jürgo zu helfen, hinreißen. Ich sah den lichten Stein auf ihrem linken Schulterbande blitzen und senkte meine Stirne mit dem heißen Verlangen auf diesen Stein nieder, es möge seine Kraft an mir wahr werden, — und sie ward an mir wahr, ich ward unweise und führte unsinnige Reden, und sang laut die thörichten Lieder des Jürgo. Deine Mutter erwachte, man brachte mich hinweg, und du weißt, wie ich mit meinen Schwestern nach Vaduz zurück gesendet ward. Eine Gnade hatte ich, ich wußte von meinem Leide, ich wußte von Allem, was um mich her geschah, aber ich mußte thun und denken, was ich that, und wohl auch manchmal fühlen, daß es im Grunde oft weiser war, als vorher. Ich wußte auch, daß Gott mir einst helfen werde, und so trug ich allen Hohn ohne Murren, und opferte alles Leid Gott auf für den treuen Jürgo und die Seelen meiner frommen Eltern. —

Jetzt iſt mir wie ein Schleier, wie ein Traum von meiner Stirne genommen, und ich weiß Alles von mir aus dieſen zwei Jahren, wie von einer Andern und ſage es dir, du magſt morgen die Schweſtern darum fragen, ich zweifle nicht, daß es ſo geweſen. Als wir nach Badutz heim gekommen, fanden wir Jürgo nicht mehr. Er war am Vorabend von des Täufers Tag in der Kirche des Kloſters Bänderen betend von ſeinem Wahne geheilet worden zur Stunde, da meine Stirne das Kleinod in Hennegau berührte, und er hatte das Kloſter nicht mehr verlaſſen. Sie hatten ihn aufgenommen in ihren Orden. — Ich aber bin gleich bei meiner Ankunft in Jürgos Hütte nächſt unſerm Haus gegangen und habe mich an ſeinen Webſtuhl geſetzt und an dem rothen Tuch fortgewebt, das er begonnen hatte, und habe ſeine irren Weberlieder geſungen von dem Seelchen auf der Heide, fort und fort bis dort drüben am Zaun, wo ich dir das Tuch gegeben. — Als nun der Kloſtervogt von Bänderen zu mir kam und mir einen Schenkungsbrief Jürgos brachte, worin dieſer mir und den Schweſtern Hütte, Webſtuhl, Garten und Alles, was er zurückgelaſſen, ſchenkte, und mir ſagen ließ, ich möchte doch das rothe Tuch fertig weben, er wolle uns dafür geiſtlicher Weiſe eine Ausſteuer bereiten für eine andere Welt, wunderte mich das Alles nicht, denn ich ſaß ſchon am Webſtuhl und ſang die Weberlieder, als ſey das immer geweſen. — So gieng ein Jahr vorüber. Sonnenwende nahte heran, die Schweſtern hörten, daß nach deiner Mutter Tod nun die Kleinode auf deinen Schultern ruhten, ſie wollten mich nochmals um Hülfe hieher führen. Ich aber folgte nicht, denn das rothe Tuch war nicht fertig; auch fürchtete ich heimlich, Jürgo möge wieder krank werden, ſo ich geneſe. Erſt um dieſe Zeit kam mein Zuſtand zu den Ohren Jürgos in Bänderen, der ward ſehr traurig darum und ſtarb in kurzer Zeit eines erbaulichen Todes. Als das Sterbglöcklein um ihn läutete, ſchoß ich ſein We-

berſchifflein zum letztenmal durch die Fäden, das rothe Tuch war fertig, und ich ſelbſt mahnte nun die Schweſtern zur Wallfahrt ins Hennegau; — und Gott ſey ewig geprieſen, heut an des Täufers Vorabend ſind meine Sinne geneſen an dem Kleinod des rechten Schulterbandes! — O armes Kind von Hennegau, nun erfülle das Maaß deiner Gnade, ſtifte uns das Kloſter Lilienthal, das wir gelobet, wir wollen treulich dort beten, auf daß der Hahn die Löwen von dir verſcheuche.“ — Nach dieſen Worten kniete Klareta vor mir nieder und umarmte flehend meine Füße. Ich aber, tiefbewegt von allem Gehörten, bedurfte Ruhe, um mich zu ſammeln und vermochte nur zu ſagen: „Klareta gehe, danke Gott mit den Schweſtern und ruhe, auch das arme Kind von Hennegau iſt müde und muß ſchlafen.“ Da verließ ſie das Zelt. — Ich dankte Gott auf den Knieen, ich wußte, daß er durch mich geheilt hatte. O wie arm erſchien ich mir neben Klareta! Sie, die ſo vieles erlitten, die Treue eines Dieners zu belohnen, ließ ich ſchmachten, um der Fakeln und Schallmeien willen. — Manches Eigenthümliche in meinem Weſen, das ich mir ſelbſt zugeſchrieben, erſchien mir nun mit der geheimen Kraft der Kleinode zuſammenhängend. — Jetzt erſt verſtand ich, warum nach alter Sitte den Lehnshuldinnen von Vaduz von früheſter Jugend ſo dringend eingeſchärft wurde, den Kopf nicht hängen zu laſſen, ſondern gerade empor zu tragen. Jetzt verſtand ich, warum die Zeremonienmeiſterinn bis zur Ungeduld wiederholte: „halten ſie ſich gerade Gräfinn.“ — Jetzt erſt verſtand ich die Worte, da mir die Lehnskleinode auf die Schulter gelegt wurden: „wandle in der goldnen Mitte und wähle das Rechte.“ — Jetzt erſt danke ich meiner Mutter und Verena, daß ſie mich mit ſolchem Eifer anhielten, auf der rechten Seite ruhend zu ſchlafen; ſo daß ſie oft in der Nacht nach mir ſahen und mich weckend im Bette umwendeten, was mich nicht wenig verdroß. — Jetzt ſchämte ich mich des Ei-

geſinnung und der heimlichen Schadenfreude, mit welcher ich aus Widerſpruch mich zur linken Seite wendete, ſobald ſie den Rücken kehrten, vor Allem aber der Heuchelei, mit welcher ich mich ſchnell rechts kehrte, ſo ich ſie nahen hörte. — Aus dieſem Widerſpruch entſtand eine geheime Luſt, links zu ſchlafen, und aus dem Kampfe mit dem Gewiſſen entſtand eine Unentſchiedenheit, ob rechts, ob links zu ruhen, die mich noch jetzt ſtöret, wenn ich mich zu Ruhe lege, und welche gewöhnlich die Hinfälligkeit des Schlafes entſcheidet. — Aber ich muß auch geſtehen, daß ich mich oft, wenn ich herzlich gebetet habe, mit Ueberwindung zur rechten lege, und leider mit Beſchämung links aufwache. — O wie viele gute Einflüſſe des rechten Kleinodes mag ich verſchlafen haben. Von nun an will ich es beſſer machen! — Ich dachte weiter über Alles, was Klareta erzählt, und entdeckte darin mit Verwunderung eine Spur meiner und der Mutter Neigung zu tief rother Farbe bis in den rothen Kirſchenmund meines Ahnherrn Wolfbrand Rothenfahn und die blutende Stirne des frommen Hego Weiſenfahn hinein. — Gott habe ſie ſelig! — Nach allen dieſen Gedanken ſaß ich aufrecht auf meinem Lager und kreuzte voll Ehrfurcht und guten Willens die Hände und legte ſie auf die Achſelbänder Rebeckas und betete und ſagte: „gewiß, gewiß, ich will den guten Schweſtern das Kloſter Lilienthal gründen — aber, ich muß doch erſt — da übernahm mich der Schlaf — die große Wäſche zu Hauſe und wieder in den Schränken haben — feuerrothe Röſelein — ich nickte und ſank zur linken und ſchlummerte ein.

St. Johannis des Täufers Tag. Sonnenwende. — Als der Tag anbrach hörte ich in der Ferne ein liebliches Singen. Ich trat vor das Zelt und hörte, daß es die drei Fräulein waren, welche vor Tag in den Wald gegangen waren, mancherlei Kräuter und Wurzeln unter Gebet zu ſammeln, wie es in Hennegau an dieſem Tag der fromme Gebrauch iſt. Sie ſchmückten die Kapelle des Täu-

fers vor dem Walde damit, auf daß ſie bei dem Gottesdienſte möchten geſegnet werden, und ſangen ein Danklied wegen der Geneſung Klaretas. Da nun meine Mägde kamen, nach mir zu ſchauen, ließ ich dieſe auf der Bleiche harren und ging auch zu der Kapelle. Die Schweſtern vergoſſen Thränenſtröme, ſie ſprachen wenige Worte, ſie küßten alle drei mit Ehrfurcht den Edelſtein auf meiner rechten Schulter und ſteckten drei große Wachskerzen in Geſtalt dreier Lilien vor dem Bilde des Täufers auf. Sie mahnten mich dadurch an das Kloſter Lilienthal, aber ich ließ mich nichts merken, denn ehe ich durch das Johannisfeuer geſprungen war und den Johannisengel geküßt, und mein Geräthe wieder in den Schränken hatte, konnte ich das Kloſter nicht ruhig bedenken. — Jakob von Guiſe hielt uns den Gottesdienſt, meine Geſpielinnen kamen auch mit den Kinderſchaaren herangezogen. Jeder Schaar wurde ein ſchöner Johannistopf voll Blumen vorgetragen und am Fuße des Altars niedergeſetzt. Es war eine gar liebliche Andacht. Die Mägdlein führten einen geſunden freudigen Knaben, den ſie den Johannisengel nannten auf einem geſchmückten Kinderwägelein in Prozeſſion zur Kapelle. Er war ſechs Jahre alt und hieß Immel, weil er wie eine Imme gern über die Blumen hin ſchwebte und allen lieb war. Er hatte wie ein klein Täuferlein ein Lammfell über der Schulter und ein Kreuzfähnlein in der Hand und war mit Blumen geſchmückt. Ein Lämmchen lief ſeinem Wagen nach. Die Kinder halfen ihm aus dem Wagen und ließen ihn in ihrer Mitte in einem ſchönen dichten Blumenkranz niederknieen. Das Lamm lag neben ihm, da ſaß er drinnen wie der Sommer, der in einem Blumenneſt aus dem Ei geſchlüpft iſt. Meine Geſpielinnen knieten rings um die Kinder, und hinter dieſen mehrere der Eltern. Es trat aber plötzlich eine ſchlanke Frau zu der Kapelle hyran und griff in den Weihbrunn und ſegnete ſich und gieng auf den Johannisengel zu und beſprengte

ihn tüchtig und ſchien ihn küſſen zu wollen in plötzlicher Freude, aber ſie beſann ſich, erröthete über und über und trat wieder zu den anderen Frauen. Es war die Mutter des Johannisengels, den ſie ſchier allzu lieb hat. Sie gehörte wohl hier zum Feſte, denn in ihr glühet ein wahres Johannisengelfeuer offen unter freiem Himmel hin und herwehend, und alle Engel ſpringen durch ihr Herz, daß die lichte Lohe herausſchlägt, und auch der liebe Immel ſcheint nur ein Engel, der durch ihr Herz geſprungen, nur ein Flämmchen, das aus dieſem Feuer hervorgezuckt. — Wie könnte ich ſie nicht lieben, ich muß ja, denn wer ſie anſchaut, der muß ſingen:

„Feuerrothes Röſelein,
Aus dem Blute ſpringt der Schein,
Aus der Erde dringt der Wein,
Roth ſchwingſt du dein Fähnelein.“

Während der Andacht ſangen die drei Lilienfräulein gar ſchöne Lieder und nachher ſegnete Jakob von Guiſe mich unter Gebet, wobei er ſprach: „in Rebecka erſcheint die Gewalt holdſeliger Freundlichkeit über die Herzen anderer, ihre Schultern, die den Krug zum Brunnen trugen, den Boten Abrahams und ſeine Kameele zu tränken, ſind die Werke ihrer Menſchenliebe, durch welche ſie die Brautgeſchmeide Jakobs verdiente, deſſen Weib ſie ward. Aus den Fluthen ſchöpft die Liebe Gluthen.“ — Dann ſegnete er die Spange auf meiner rechten Schulter mit den Worten Iſacks zu Jakob: „Gott gebe dir vom Thaue des Himmels und dem Fette der Erde die Fülle an Korn und Wein und Oel“ und hierauf die linke Spange mit den Worten zu Eſau: „dein Segen wird ſeyn vom Fette der Erde und vom Thaue des Himmels von oben her.“ — Auch ſprach er Worte von den Schulterſpangen Aarons und ſodann: „gieb deine Füße in die Feſſeln der Weisheit und nimm ihr Halsband an deinen Hals, neige deine Schultern und trage ſie und habe keinen Verdruß

an ihren Banden, zuletzt werden dir ihre Fesseln ein starker Schirm, und ihr Halsband ein Ehrenkleid seyn; denn in ihr ist die Zierde des Lebens, und ihre Bänder sind Bänder des Heils, du wirst sie wie ein Ehrenkleid anlegen und wie einen Freudenkranz aufsetzen." Hierauf sprach er den neunzigsten Psalm und segnete bei den Worten: „er wird dich mit seinen Schultern überschatten und deine Zuversicht wird unter seinen Flügeln seyn." — Sodann sprach er noch: „da du geboren wurdest, sang man: uns ist geboren ein Kindelein, sein Reich ist auf den Schultern seyn." — Da machte er mir ein Kreuz auf die beiden Schultern, wobei er sprach: „trage dein Kreuz und folge nach, trage deinen Nächsten, wie Gott dich trägt, trage Niemand etwas nach, trage nicht auf beiden Schultern, nimm fremde Bürde nicht auf die leichte Achsel, zucke die Achsel nicht gegen den Hülfesuchenden, wandle in goldner Mitte und wähle das Rechte am Scheideweg, deine Linke wisse nie, was deine Recht giebt, dein Reich sey Gnade auf deinen Schultern u. s. w." — Dann segnete er auch die drei Schwestern und alle meine Gespielinnen und die Kinder; da er mit den Weihbrunn gegen den Johannisengel trat, drang dessen Mutter durch die Menge heran, kniete hinter dem Knaben nieder, schloß ihn mit beiden Armen an ihre Brust, streckte ihr Haupt über seinem Blumenkranz hervor und so empfingen sie den Segen zusammen wie Thau des Himmels in Kranz und Locken. Es sah dieses gar rührend aus. Jetzt erhoben wir uns alle von den Knieen, alle meine Freundinnen küßten das Kleinod auf meiner rechten Schulter und ich umarmte sie. Als ich nun auch die Mutter Immels umarmt hatte, legte sie mir ungestüm den Johannisengel ans Herz, aber ich gedachte Wolfbrands, der im linken Arme seiner Mutter durch Liebkosung verunstaltet worden und nahm den Immel in den rechten Arm, und er küßte das Kleinod zur Rechten. Ich setzte ihn nun wieder in sein Wägelein, das die Kinder her-

beigeführt hatten, und Jakob von Guiſe ſprach nun zu den verſammelten Müttern: „Ihr lieben Mütter bedenket bei dieſem Feſte; ſchon unter dem Herzen Eliſabeths hüpfte Johannes dem Herrn entgegen, da dieſes Herz die Mutter des Herrn begrüßte; ſo ſollen alle Mutterherzen thun, um ihre Kinder dem Herrn entgegen zu bringen. — Frühe ſchon trennte Eliſabeth den kleinen Johannes von ihrem Herzen und führte ihn nach Gottes Willen in die Wüſte, damit er unberührt von Weichlichkeit, ſtark werde, damit er kein Sklave werde durch zärtliche Liebkoſung und kein Tyrann durch Schmeichelei und befriedigten Eigenwillen; — ſo ſollen alle Mutterherzen thun, ſobald ihre Kindlein wandeln können, ſollen ſie ſie führen auf die ernſten Wege der Zucht und Gottesfurcht; wir haben das Paradies der Luſt verloren und müſſen lernen, in die Wüſte der Buße zu wandeln. Wenn die Mutter ſich auch nicht wirklich von ihrem Kinde trennt, wird ſie ihm doch eine heilſame Wüſte bereiten, indem ſie gerecht und ſtreng ihm auch die Dornen und nicht allein die Roſen darbietet. — Johannes ſollte werden die Stimme des Rufenden, der den Weg und die Wahrheit verkünde, darum ward er von Eliſabeth in die Wüſte gebracht, auf daß ſeine Zunge von aller Sünde rein bleibe; — ſo trennt jede fromme Mutter ihr Kind von allen weichlichen, verführenden Eindrücken und wacht über ſeine Sinne, daß ſie rein und würdig bleiben, der Wahrheit allein zu dienen. — O bedenket ihr Mütter, nicht in den Armen der Mutter, nicht unter ihren Liebkoſungen, nicht in der Befriedigung ſeiner Gelüſten — nein in der Wüſte der Zucht und des Gehorſams kam die Stimme des Herrn zu Johannes. — O bedenket ihr Mütter, in der Wüſte ward Johannes vor dem Morde der unſchuldigen Kindlein bewahrt; ſo bewahret denn auch ihr in der Wüſte der ernſten Zucht eure unſchuldigen Kinder vor dem Morde der Welt und ihres Fürſten. — Das Herz eurer Kinder iſt in eure Hand gegeben, wie das biegſame Wachs in die Hand des Künſt-

lerd, er kann gute Engel, er kann böſe Engel daraus bilden. — Wie oft ihr Mütter, nennt ihr eure Kinder Engel, o bedenket, daß es Engel gibt, die nicht in der Wahrheit geblieben, Engel, die durch den Schmuck auf ihrem Herzen ſtolz geworden, die bei ihrer Schönheit die Weisheit verloren haben und geſtürzt worden ſind. Gott gebe euch die Gnade, eure Kinder, wie auch heute dieſen kleinen Johannisengel in die Wüſte der Zucht zu begleiten!" — Hierauf wendete Jakob von Guiſe ſeine Rede zu den Kindern und ſprach: „zum Gedächtniß, daß der Knabe Johannes von ſeinen Eltern früh in den Wald verborgen ward, wo er mit Kräutern und Blumen, mit Fiſchlein und Vöglein und allem Gethier ein unſchuldiges heiliges Leben führte, von Gottes Engel gehütet, von Gottes Gnade bethaut, ziehet ihr jetzt mit dem kleinen Johannisengel ſpielend in den wilden Wald und ſegnet und pflücket mit unſchuldigen Händen allerlei Heilkräuter, welche nun in der Sonnenwende in ihrer höchſten Kraft ſtehen. Alle Jahre kommen dieſe Kräuter wieder, kommt dieſes Feſt wieder, ſo ſey dann eure Andacht und Freude auch heute und alle Jahre in höchſter Kraft, und wenn ihr die Johanniskräutlein oder Blümlein findet, ſo zeigt ſie dem kleinen Immel, dem Johannisengel, daß er ſie breche und in den Korb lege, dabei ſoll er ſprechen:

„O lieber Gott im Himmel
Segne den kleinen Immel,
Segne um das Täuferlein
Das arme Johannisengelein;
Dein Segen komm' auf ſeine Hand
Und auf das Kräutlein, das er fand,
Und führe den kleinen Immel
Unſchuldig einſt in den Himmel!"

Wenn ihr nun das Kraut Artemiſia, Johannisgürtel genannt findet und kleine Gürtel daraus flechtet, ſollt ihr ſprechen:

„Um Sankt Johannes das Täuferlein,
Sein wohlgegürtet Vorläuferlein,
Segne mir Gott dies Gürtelein,
Daß, wen es gürtet, auf allen Wegen
Dir unermüdet laufe entgegen!“

Wenn ihr nun die heilsame Farrenkrautwurzel aus der Erde grabt und kleine Händchen daraus schnitzelt, die man Johannishändlein nennet, und dieſe anhängt in der frommen Hoffnung, Gott möge auf die Fürbitte Johannis, deſſen Hand auf das Lamm Gottes gezeiget und den Herrn getauft, uns an Leib und Seele vor Unglück bewahren, ſo ſprechet dabei:

„Der Täufer zeigt mit ſeiner Hand
Auf Gottes Lamm am Jordansſtrand,
Wir ſchnitzen Johannishändelein
Und tragens an einem Bändelein,
Gott ſchütz uns auf Wegen und Stegen
Und führ uns dem Lamme entgegen!“

Ihr werdet auch das Heilkraut Johannisblut ſammeln; ſein rother Saft erinnert uns, wie der Täufer ſein Blut für das Lob der Wahrheit vergoß, auf daß wir Gott bitten, daß er uns vor der Verletzung des Leibes und der Seele durch falſches Lob, neidiſchen Blick, Schmeichelei u. ſ. w. behüte; dabei ſprecht:

„Johannes, wie iſt dein Blut ſo roth,
Du ſtarbſt für Wahrheit den Martertod;
Und wo dein Blut gefloſſen iſt,
Das Blutkräutlein entſproßen iſt.
Um dich, der wahres Lob erhob,
Behüt uns Gott vor falſchem Lob,
Vor böſem Blick, vor heimlichem Neid,
Wobei nicht Leib, noch Seel gedeiht.“

Und wenn ihr gegen Abend die leuchtenden Johanniswürmlein fliegen ſehet, ſo gedenket an die Worte: „und das Licht leuchtet in der Finſterniß, und ein Menſch von Gott

geſandt, Johannes gab Zeugniß von dem Licht!“ — desgleichen denket, wenn ihr dann am Abend um die Johannisfeuer tanzet und ſpringet. So thut, liebe Kinder und auch ihr Erwachſene in Allem, dann werdet ihr auch im Wald und Feld in aller unſchuldigen Freude Gottes Lob und Ehre verkünden.“ — Nach dieſer Ermahnung ſegnete der liebe fromme Greis nochmals alle Anweſende und kehrte in ſein Kloſter. — Hierauf zogen die Kinder mit dem Johannisengel in den Wald, die roſige Mutter Immels zog mit hinein, und die Kinder nannten ſie heute die roſige Mutter Eliſabeth und ſchmückten ſie dicht mit Roſen; denn ein Pilger hatte erzählt, nirgends gäbe es im heiligen Lande ſo viele Roſen, als im Thale St. Johann, wo der Täufer geboren iſt. Wir alle gaben dem Zuge das Geleit, und meine Ordensgeſpielen gingen ganz mit, um die Aufſicht über die Kinder zu haben. Sie hatten einen Keſſel und Hirſe bei ſich, um den Kindern einen Brei zu kochen. Als dieſe dem Wald nahten, ſangen ſie mit dem Johannisengel folgendes Lied in Fragen und Antworten. Zuerſt zupften ſie ihn an ſeinem Lammsfell und fragten, was für ein Rock dies ſey und ſangen dann von Zeit zu Zeit neue Fragen:

Kinder. — Sag Engel Johannes, welch Röcklein iſt dies?
Immel. — Dem himmliſchen Kaiſer ſein goldnes Vlies.
K. — Sag Engel Johannes, wo ſteht dann dein Haus?
J. — Es ſteht in dem wilden Walde da draus.
K. — Sag Engel Johannes, wovon iſt's gebaut?
J. — Von Eichen, von Buchen, von Gras und von Kraut.
K. — Iſt gut auch gedecket dein luſtiges Haus?
J. — All Frühling blüht neu drauf des Zimmermanns Straus.
K. — Wo haſt du, o Engel, dein Schlafkämmerlein?
J. — Nicht weit von Frau Echo im Felſengeſtein.
K. — Und wo iſt dein Tiſchlein, dein Stuhl, deine Bank?
J. — Das Alles das iſt mir der Erdboden blank.
K. — Sag, was für Gerichte bereitet dein Koch?
J. — Wilden Honig, Heuſchrecken die ganze liebe Woch'

K. — Johannes, o lad' uns zu Gaſte heut ein!
J. — Von Herzen, wenn ihr in der Faſte wollt ſein.
K. — Und was wird beſonders uns heut aufgetiſcht?
J. — Was man ſo an Hecken und Sträuchern erwiſcht.
K. — Sag, Engel Johannes, iſt klar auch dein Wein?
J. — Mond, Sonne und Sternlein die ſpiegeln ſich drein.
K. — Wer ſind, o Johannes, deine Nachbarsleutlein?
J. — Die Hirſchlein, die Häslein, die Waldvögelein.
K. — Johannes, was ſoll unſer Gaſtgeſchenk ſein?
J. — Wer mit ißt, empfängt ein Johannisgürtlein.
K. — Geſchürzt und gegürtet, da läuft man viel Stund;
J. — Und wird nimmer müde und läuft ſich nicht wund.
K. — Sag Engel, was ſoll unſer Abſchied dann ſeyn?
J. — Daß Jedem ich reich das Johannishändlein.
K. — Wohin zeigt dem Händlein ſein Fingerlein fein?
J. — Hin auf das Lamm Gottes, dem folget allein.
K. — Sag Engel, zum Schluſſe, giebt's auch einen Tanz?
J. — Ums Feuer, ums Feuer mit Kranz und mit Glanz.
K. — Beim Heimgang, wer wird ein Laternchen uns leihn?
J. — Die Sternchen und tauſend Johanniswürmlein.

Als ſie ſo weit geſungen hatten, kamen ſie zwiſchen viele Roſenhecken und Johannisbeerſtauden und begannen luſtig durcheinander zu ſchreien:

„Feuerrothe Röſelein,
Aus der Erde ſpringt der Wein,
Aus dem Blute dringt der Schein,
Schwingt das rothe Zähnelein!"

Da fingen ſie an die Beeren zu eſſen und den Johannisengel und ſeine roſige Mutter mit den Röſelein zu bekränzen. — Hier verließ ich den Zug mit den drei Lilienfräulein, da wir an die Johanniskapelle zurückkamen, hatte Jakob von Guiſe ſo eben viele Wachskerzen geſegnet, er theilte ſie uns und vielen Anweſenden aus und führte uns in Prozeſſion, Gotteſegen erflehend, um die Felder. In der Nähe der Stadt trennte ich mich von der Schaar und begab mich mit meinen Mägden in das Schloß. In mei-

nem Gemache fand ich eine groſſe Freude. Da trat mir mein liebes Herzgeſpann mit dem ſchönſten Johannisengel entgegen. Sie hatte ihr Kindlein, das liebſte Röschen mit den ſchönſten Blumen umgeben und legte mir dieſen lächelnden Johannisſtrauß in die Arme. Ich dankte ihr von Herzen und lehnte das liebe Kind mit heißem Wunſche, Gott möge es ſegnen, an meine rechte Schulter. Ich betete ſtill und gab es der Mutter wieder, die es aus den Blumen wickelte und auf mein Kiſſen legte. — Nun erzählte ich dem lieben Herzgeſpann die Heilung Klaretas und das Geheimniß der Kleinode, da lehnte ſie ihr Haupt unter Thränen auf meine rechte Schulter und ſprach mit groſſer Innigkeit: „Amey! wie wächſt mir der Frieden im Herzen, ſieh, ich habe immer geahndet, es müſſe etwas Heiliges an dir ſeyn, darum machte es mich auch ſo glücklich, als du mein Röschen zuerſt in den Garten trugſt, du haſt es doch auf dem rechten Arme getragen?“ — „Ja,“ erwiederte ich: „aber fällt dir Nichts ein, was du einmal zu mir geſagt, da wir zuſammen im Kloſter erzogen worden? ich habe gleich daran gedacht, als Klareta mir heute das vergeſſene Geheimniß der Achſelſpangen wieder eröffnete.“ — „O ich habe dich noch nie vor mir wandeln ſehen,“ erwiederte mein Herzgeſpann, „ohne daran zu denken; — es war, da ich zum erſtenmal in der Prozeſſion das Marienbildlein mit dir auf den Schultern trug; wir waren vier Jungfrauen, und ich wandelte hinter dir, immer mußte ich deine Schultern anſchauen, immer erwartete ich, es ſollten Engelsflügel daraus hervorſproßen, weißt du noch, wie ich dich zu Haus umarmte und dir ſo ernſthaft ſagte, es ſey nicht ohne Bedeutung geweſen, daß in der Stunde deiner Geburt geſungen ward: „uns iſt ein Kindlein geboren, ſein Reich iſt auf ſeinen Schultern“ und daß dein Vater dich mit der Grafſchaft Vaduz beſchenkte, indem er die Kleinodien auf die Schultern deiner Mutter heftete; — ſieh, damals ſchon, als Niemand mehr

etwas von der Bedeutung dieſer Edelſteine wußte, ahndete ich eine wunderbare Macht in deinen Schultern, und wie oft haſt du mich fragen müſſen, warum ich in meinen Betrübniſſen mein Haupt immer auf deine rechte Schulter lehne, da ich mich doch an deinem Herzen ausweinen könne? — aber ich lehnte mein Haupt wieder hin und ſagte: O Amey, ich weiß es nicht — aber wenn mein Herz ſchwer iſt, lege ich meine Laſt auf deine Schulter, denn in ihr iſt deine Macht; — ſie kann mehr tragen als dein Herz! — ſieh Amey, es war die Kraft jener Kleinode, die ich fühlte; und ich bitte dich, bedenke den Wunſch der Lilienfräulein, ſtifte ihnen ein Kloſter Lilienthal, du haſt durch ſie deinen größten Schatz, der verſunken war, wieder gehoben; — o thue mir auch dieſe Liebe noch zu dem Vielen, was ich dir verdanke." — „Du mir?" ſprach ich, „mir, welche in deinem Frieden, deiner Milde und Schonung immer allen Troſt gefunden hat." — „Amey," erwiederte ſie, „alle der Friede iſt von dir, iſt von Gottes Gnade, Gottes Kraft, welche in dem Edelſteine wohnet." — Da umarmten wir uns und ich verſprach ihr, wegen dem Kloſter Lilienthal mit frommen Männern zu Rathe zu gehn, ſo etwas müße reichlich überlegt ſeyn, und es müße doch auch erſt das Johannisfeſt vorüber und meine große Wäſche wieder in den Schränken ſeyn; in welchem beidem ſie mir vollkommen Recht gab. — Kaum hatte ſie mich mit ihrem Kindlein verlaſſen, ſo kam Jakob von Guiſe, den ich darum gebeten hatte, nach der Prozeſſion zu mir. Ich erzählte dieſem in geiſtlichen und weltlichen Dingen hochbewanderten Mann, der eine Chronik des Landes Hennegau bis zur Erſchaffung der Welt hinauf zu ſchreiben begonnen, Alles, was ich dieſe Nacht durch Klareta von dem Urſprung und der Kraft der Achſelbänder erfahren und wie die Heilung Klaretas dieſe Kraft beſtätiget habe. Auch dankte ich ihm, daß er heute Morgen in der Kapelle den Segen der Kleinode erneuert, und fragte ihn, wie ich mich

zu verhalten hätte, ſo die Kraft der Kleinode bekannt würde. — Jakob von Guiſe hörte Alles ruhig und ohne beſonderes Staunen an, dann und wann lächelte er, freundlichen Beifall gebend, oder richtete die Augen gegen Himmel. Er ſprach: „Alles dieſes befremdet mich nicht, wir wollen Gottes Gnade darin bewundern und treu bewahren, wir wollen danken, daß keine Sünde darin iſt und bitten, daß wir nicht verſucht werden. Unſer Zuſammenhang mit dem erſten Menſchenpaar iſt uns ſo nah und gewiß, als Sünde, Tod und Erlöſung; wie ſollen wir groß ſtaunen, die Spangen Rebeckas, den Stein Jakobs, den Ring Salomonis mit Badutz und Hennegau in Berührung zu ſehen, habe ich doch in meiner Chronik die nahe Verwandtſchaft des Volkes Gottes mit dem Lande Hennegau augenſcheinlich bewieſen. Fände aber ſolche Verwandſchaft nicht überall ſtatt, wie wäre dann die Geſchichte jenes Volkes eine heilige Geſchichte, und was ginge ſie uns an. — Daß die Kraft der Kleinode bekannt werde, iſt weder zu ſuchen, noch zu verhindern. Gott hatte ſie verborgen, Gott hat ſie wieder zu Tage gelegt, wir wollen einen heiligen Gebrauch davon machen, wie von uns ſelbſt. Bei der Geburt des armen Kindes von Hennegau ward geſungen: „ſein Reich ruht auf ſeinen Schultern,“ wie ſoll es nun dieſes Reich recht regieren, als nach dem Geſetze: „nimm dein Kreutz auf dich und folge mir nach!“ Erwäge und befolge, was ich dir heute Morgen in des Täufers Kapelle geſagt, da ich dich und die Kleinode ſegnete, und du wirſt ſie würdig auf deinen Schultern tragen. — Nun will ich dir auch die alten Sagen vom Urſprung der Achſelbänder Rebeckas mittheilen, welche der Mönch von Kloſter Bänderen der Klareta mitgegeben und dieſe mir überreicht hat. Ich habe noch Einiges dazu geſchrieben, was ich auf eine ſo merkwürdige Weiſe vernommen habe, daß es mir nicht ganz verwerflich ſchien. — Am Tage St. Servatii ging ich von des Täufers Kapelle tiefer in den Wald

zu meiner Einſiedelei, um ruhiger die Schrift über die Kleinode zu leſen, die mir Klareta gegeben. Als ich ſtill wandelnd hin und wieder am Wege einige Kräuter brach, begegnete mir mit flüchtigem Schritt ein ſehr alter, fremdartig gekleideter Mann von jüdiſchem Ausſehen. Da ich nun ſehr gern mit ſolchen Leuten ſpreche, welche Vieles erlebt, das ich in meine Chronik gebrauchen kann, lud ich ihn nach freundlichem Gruße ein, ein wenig bei mir in der kleinen Einſiedelei zu ruhen, in deren Nähe wir angelangt waren. Als ich vom Ruhen ſprach, zitterte er, blickte mich an, Thränen floßen von ſeinen Augen, ſein Schritt ward noch eilender und er ſprach, indem ich neben ihm her lief: „ich ſuche Ruhe, aber ich werde ſie erſt finden, wenn alle ruhen, ich bin Cartophilax, der ewige Jude, Ananias hat mich getauft, als Chriſt heiße ich Joſeph, aber ich darf nicht ruhen bis ans Ende der Tage, und doch muß ich immer dahin ſtreben, wo ich Ruhe finden könnte, und komme ich dem Orte nah, ſo verdoppelt ſich meine Flucht.“ Ich fragte ihn, ob er dann hier zu Lande Ruhe finden könne, weil er ſeine Schritte ſo beſchleunige, da erwiederte er: „der Fels von Edelſtein, an dem ich ruhen könnte, iſt zerſplittert über die ganze Erde; der Stein Sakrath, auf dem ich ruhen könnte wie Jakob, iſt zerſprungen in drei Theile, ich habe ihn geſucht in Bethel, im Tempel und in St. Eduards Stuhl in England und mußte überall fliehen; von England komme ich und könnte nun hier ruhen an der Schulterſpange Rebeckas, welche allen Menſchen Friede giebt, aber ich muß fliehen, denn ich habe dem, deſſen Reich auf ſeinen Schultern war, keine Ruhe gegönnt.“ Kaum hatte er die Schulterbänder der Rebecka erwähnt, als ich ihn beſchwor, mir zu erzählen, was er davon wiſſe; und er theilte mir mancherlei davon mit, auch wie ſie durch den hebräiſchen Märtyrer an Kaiſer Curio gekommen und noch bei den Lehnsträgern von Vaduz ſeyen. Was er aber Alles aus jüdiſcher

und morgenländiſcher Völker Geheimlehre davon erfahren, ſchrieb ich mit der Schrift des Mönchs aus Bänderen zuſammen und werde dir es überreichen, daß du es deinen Tagebüchern beifügeſt. — Da mich dieſer entſetzliche Mann nun zu groſſem Mitleid bewegte, ſagte ich zu ihm: „Joſeph komme mit mir, die Trägerinn der Achſelbänder Rebeckas iſt milde, ſie wird deinem Haupte gern vergönnen ein wenig zu ruhen;“ er aber erwiederte mit erſchreckendem Ernſt: „ich werde nicht ruhen, als bis alle zerſtreuten Edelſteine wieder geſammelt ſind um den verworfenen Eckſtein des Tempels, den auch ich von mir geſtoßen!“ Nach dieſen Worten brach er in Wehklage aus und wollte durch die Büſche hinweg eilen, aber ich faßte ihn am Mantel mit den Worten: „erſt ſage mir von allem Mitgetheilten, was iſt Wahrheit?“ — Ihn aber durchzuckte dieſe Frage mit ſchrecklicher Erinnerung, er zitterte, blickte mich an und erwiederte: „Wie du frageſt, ſo fragte Pilatus den, der geſprochen, ich bin in die Welt gekommen, der Wahrheit zum Zeugniß, wer aus der Wahrheit iſt, der höret meine Stimme. — Weh mir! ich war nicht aus der Wahrheit, aber ich hörte doch ihre Stimme, ſie ſprach zu mir, der ſie fortſtieß auf den Leidensweg: „ich gehe, und du ſollſt gehen, bis ich komme“ — das geſchah nach der Frage, was iſt die Wahrheit? und ſo irre ich der Wahrheit zum Zeugniß über die Erde bis zum Tage, da ſie wiederkehrt.“ — Nach dieſen Worten riß er ſich von mir los und floh ſo eilend durch die Büſche hinweg, daß ich ein Kreuz hinter ihm ſchlug. Möge ihn der Segen erreichen!“ — Weiter ſprach Jakob von Guiſe zu mir, ich möge keine Sorge wegen den Kleinodien haben, es könne ſich ja gar leicht bald etwas mit mir ändern, ich ſoll nur ſtreben, mich der Wirkung der linken Seite zu entziehen und der rechten hinzugeben, ich möge bedenken, daß mir geſagt ſey, der Siegelring Salomonis werde einſt mit dieſen Spangen zuſammen kommen, und dann komme

Alles darauf an, das Rechte zu wünſchen. Das Kloſter Lilienthal ſolle ich aus Dankbarkeit gegen Gott den armen Fräulein ſtiften; eine ſtäte Fürbitte ſey mir bei ſolchem Beruf ſehr zu wünſchen. — Ich verſprach ihm, nach ſeinem Rathe zu thun, kniete nieder, empfieng ſeinen Segen und er verließ mich, nachdem er mir die Schrift über den Urſprung der Kleinodien überreicht hatte, die ich hier meinem Tagebuch beifüge.

Von den Lehnskleinodien von Vaduz. — Ich Jakob von Guiſe habe folgende Sagen, Meinungen, Geheimniße und Ueberlieferungen von den Schulterſpangen der Rebecka, dem Stein Jakobs bei Bethel, dem Siegelring Salomonis, dem Stein Sakrath u. ſ. w. für meine Landesherrinn, Gräfinn Amey von Hennegau, Lehnshuldinn von Vaduz, zuſammengeſchrieben aus einer Schrift, welche mir Klareta zur Lilien, ein Fräulein aus Vaduz mitgetheilt und aus dem, was mir Carthophylar, der da iſt der ewige Jude, am St. Servatiustag im Walde erzählt. Als ich dieſen Carrophylar gefragt: „was hievon iſt Wahrheit?" antwortete er, „nur der ſey die Wahrheit, den Pilatus gefragt, was iſt Wahrheit?" Dasſelbe erwiedere auch ich Jakob von Guiſe Jedem, der mich fraget, was an dieſen Erzählungen Wahrheit ſey. — Wahr iſt, daß ich ſie vernommen habe als Reden der auf der Erde ſpielenden Menſchenkinder ſeit Jahrtauſenden. Ob ſie dieſelben für wahr gehalten, weiß ich eben ſo wenig, als ob ſie wahr ſind. Die Geſchichte der Kinder Gottes ſind dieſe Erzählungen nicht. Da aber die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menſchen geſehen hatten, wie ſie ſchön waren, erzählten ſie ſich Menſchenkindermährchen, die waren kriſtaliſirt in Formen der Wahrheit und waren doch nicht die Wahrheit und rollten von Mund zu Mund im Strom der Rede zu uns nieder, bis ſie rund und bunt waren gleich Kieſelſteinlein, mit denen auch wir ſpie-

len. Einige dieſer bunten Steinlein aber habe ich hier geſammelt zum Spiele für das arme Kind von Hennegau, meine gnädige Herrinn, auf deren Schultern die Lehnskleinode von Vaduz ruhen.

Aus den ſieben Schichten der jungfräulichen Erde ließ der Herr ſich den edelſten Staub durch den Engel reichen und bildete den erſten Menſchen daraus, und da er ihm eine lebendige Seele eingeblaſen, ward der Reſt jenes Staubes ein Fels der köſtlichſten Edelſteine, worin alle Art und Kraft und alles Geheimniß jener zwölf Edelſteine vereinigt war, die in ſpäteren Zeiten auf dem Bruſtſchild und den Schulterſpangen Aarons ſchimmerten. Dieſer Fels ward mit Adam in das Paradies verſetzet, und er wohnte bei ihm. Er war ſein Altar und von ihm aus ſprach der Herr mit ihm. Als unſere erſten Eltern nach der Sünde aus dem Paradieſe auf die Erde geſtoßen wurden, ward auch der Edelſteinfelſen hinabgeworfen, er zertrümmerte und ward in vielen Theilen über die Erde zerſtreut. — Als die Menſchen nun Kleider empfingen, ſich zu bedecken, ward das Kleid Evas mit Spangen von Einhorn, worin Körnlein dieſes Edelſteins, auf den Schultern geſchürzt. — Wie nun jetzt im Herzen des Menſchen Gutes und Böſes, Rechtes und Linkes war, ſo war auch ein Wiederſpruch in die Trümmer dieſes Felſens gekommen. Alle Stücke der linken Seite wirkten irdiſch und leiblich, alle Trümmer der rechten Seite aber himmliſch und geiſtlich. — Wo die Menſchen Altäre bauten, fügten ſie Bruchſtücke dieſes Felſens hinein. Abels Altar enthielt Trümmer der rechten, Kains der linken Seite. — Die Töchter der Menſchen ſuchten funkelnde Körnlein der linken Seite des Felſens, die ſchöner ſchimmerten, und ſchmückten ihre Schultern damit, wodurch ſie böſen Zauber übten. — Ein groſſes Bruchſtück des Felſens, das auf die Erde fiel, hieß Sakrath und war das Fundament des wunderbaren Berges Kaf, der die ganze Erde umfaßt. Wer ein kleines Körnlein dieſes Steines Sakrath beſitzt, kann große Wunder thun.

Als Noah in die Arche ging, trug sein Weib die Achselspangen Evas auf den Schultern. — Nach der Sündfluth waren die Trümmer jenes Felsens noch weiter zerstreut, und der Fundamentstein des Berges Kaf, der Stein Sakrath, war herausgewälzt und lag im Lande Kanaan. — Abraham wußte, daß die linke Schulterspange Evas in Labans Familie in Mesopotamien war. Er selbst besaß nur die rechte Spange und er sendete seinen Knecht Elieser dahin, die Besitzerinn dieses Kleinods für Isack zum Weibe zu hohlen. Als nun dieser dort zum Brunnen kam und Rebecka den Krug von der Schulter nahm, um ihm zu trinken zu geben, sah er, daß sie die Spange auf der Schulter trug und erkannte daraus, daß sie die Frau Isacks werden solle; denn die Trümmer des Edelsteinfelsens waren heilige Zeichen, wo sie sich fanden, und die Altväter suchten sie überall auf und brachten sie zusammen, wie sie nur konnten, weil sie eine Prophezeihung hatten, wenn der ganze, bei Adams Fall zertrümmerte und über die Erde zerstreute Edelsteinfelsen wieder beisammen sey, werde ein Tempel daraus gebaut werden und in diesem sich die Verheißung erfüllen. — Unter den Geschmeiden und Armbändern, welche der Knecht Abrahams der Rebecka als Brautgeschenk am Brunnen anlegte, war auch das rechte Achselband, und da nun die beiden Edelsteine auf ihren Schultern ruhten, war eine große Anmuth, ein schönes Ebenmaas leiblicher und geistlicher, zeitlicher und ewiger Kraft in ihr. — Als später Rebecka dem Jakob den Segen Isacks vor Esau verschaffen wollte, befestigte sie ihm das Kleid von rauhen Fellen mit diesen Spangen auf die Schultern und da der Erstgeborne diese Kleinode tragen sollte, hielt ihn der blinde Isack für Esau. — Esau faßte Haß gegen Jakob und raubte ihm die linke Spange, sein Haß ward durch leibliches, irdisches Gedeihen viel ungestümer und gewaltiger. — Als Jakob nach Mesopotamien zog, um sich bei Laban, dem Bruder seiner Mutter, vor der Verfolgung

Eſaus zu retten, kam er an die Stelle Lus in Kanaan, wo der Stein Sakrath lag, und da er ſein Haupt darauf legte und ſchlief, ſah er eine Leiter von der Erde bis zum Himmel; die Engel ſtiegen auf ihr auf und nieder, und von oben gab ihm Gott die Verheißung; da richtete er den Stein Sakrath auf und ſalbte ihn mit Oel zu einem Altar, und er nannte den Ort Bethel. — Als Jakob mit Weib und Kind aus Meſopotamien zurückkehrte und ſich mit Eſau zu Mahanaim verſöhnte, gab ihm dieſer die linke Achſelſpange zurück, und Jakob wandelte wieder ruhig zwiſchen beiden. — Von Jakob kamen nun dieſe Kleinode von Geſchlecht zu Geſchlecht bis zu dem hebräiſchen Mann, der ſie nach der Zerſtörung Jeruſalems nach Rom brachte und vor ſeinem Martertode dem guten Kaiſer Curio ſchenkte, von dem ſie auf die Lehnshulden von Baduz gekommen ſind. — Der Stein Sakrath, auf welchem Jakob die Himmelsleiter geſehen, hieß fortan Bethel und war lange Zeit ein Ort der Anbetung, und es geſchah viel Gnade dort. — Ueberall, wo man Bruchſtücke des zertrümmerten Edelſteinfelſens aus dem Paradieſe fand, richteten die Menſchen ſie auf, ſalbten ſie zu Altären, und nannten ſie Bethel, und viele, welche nur Bruchſtücke von der linken Seite des Felſens fanden und denen die Kenntniß der rechten nicht von Vater auf Sohn überliefert war, trieben Abgötterei bei denſelben. — Der weiſe König Salomo hatte einen Ring aus einem Edelſteine dieſes Felſen, mit deſſen Dreben am Finger er alle ſeine Wünſche erfüllen konnte; es iſt auch eine alte Sage, dieſer Ring und die Achſelſpangen Rebeckas würden einſt in den Händen eines Dieners des Meſſias zuſammen kommen. — Als der Tempel vollendet war, wollte Salomon den Stein Sakrath in deſſen Mitte legen; aber ſeine Hände waren nicht mehr rein von Sünde und Abgötterei, und da er den Stein Sakrath berührte, zerbrach dieſer in drei Stücke. Das eine Stück kam in den Tempel, wo es noch ruhet, das andre blieb zu Bethel, das

dritte aber ſchenkte Salomo dem König Hiram von Tyrus, der ihm den Tempel zu bauen geholfen. Das Stück, welches zu Bethel geblieben, ward nach Salomos Tod, da ſich das Reich geſpalten, von dem König Jerobeam von Iſrael durch Götzendienſt entweiht, er ließ das Volk das goldne Kalb dort anbeten. Das dritte Stück, welches mit Hiram nach Phönizien gekommen, wurde von den Phöniziern, die eine Kolonie im Lande Galäzien in Hiſpanien hatten, wohin ſie vielen Handel trieben, dorthin in eine Stadt Brigantium gebracht und dort von ihren kunſtreichen Meiſtern in den Thronſtuhl des ſchottiſchen Königes Gothol angebracht, der hier darauf ſitzend regierte. Nachher ward dieſer Stein Jakobs ungefähr 700 Jahre vor Chriſti Geburt durch den König Simon Breach nach Irland übertragen und ſpäter 330 Jahre vor Chriſti Geburt durch den König Fergus nach Schottland. Endlich im Jahre Chriſti 650 ließ der Schottenkönig Kenneth den heiligen Stein in die Abtei zu Scone in der Herrſchaft Perth bringen und in den Sitz eines künſtlich gemalten Krönungsſtuhls von hartem Holz einſchließen. In unſern Tagen aber vor 21 Jahren im Jahr 1296, als Eduard I., König von England des Schottenkönig Johannes Baillot beſiegte, hat er den Stuhl nach London in St. Eduards Kapelle in der Weſtmünſter-Abtei gewidmet, wo er als Krönungsſtuhl der engliſchen Könige bewahrt wird, und ſind dieſem Stuhle Pfleger beſtellt, welches Amt bei den Grafen Gothol aus dem Geſchlecht der alten Schottenkönige iſt. — Hier endet, was ich von den Kleinoden von Vaduz durch die Chronik von Bänderen und den Carthophilar erfahren.

Abend des Johannistag. — Ich zog mit den Ordensgeſpielen hinaus zur Bleiche, jede führte eine Schaar Kinder, welche alle Reiſer- oder Schilfbündlein trugen, jeder Schaar ward ein Blumenkranz vorgetragen. — Während ich bei den drei Fräulein in meinem Zelte war, das ſie mir ganz mit Blumenkränzen bedeckt hatten, legten

meine Geſpielen die Reiſer- und Schilfbündel zu den Johannisfeuern zuſammen. Das erſte, mir zu Ehren, ordneten ſie vor Johannis Kapelle, welche am höchſten liegt. Jede der acht Schaaren opferte ihre beſten Reiſer dazu, und Klareta hatte den ſchönen Blumenkranz geflochten, der darüber zwiſchen zwei Birkenſtämmchen aufgehängt ward. Dann baute jede Schaar der Anhöhe entlang ihren Schilfhaufen auf und hängte ihren Blumenkranz darüber, ſo daß am Waldrand um die Bleiche her neun Haufen errichtet waren. — Alle Jungfrauen und Jünglinge der Stadt zogen in ihrem ſchönſten Putze in Chören ſingend heran. — Aus dem Walde kam nun auch die Kinderſchaar mit dem Johannisengel ſingend zur Kapelle gezogen; die Sonne ſank, noch brannte kein Licht, außer die Lampe in der Kapelle. Der Johannisengel ward wieder wie am Morgen in den Blumenkranz mit ſeinem Lamm geſetzt, und ſeine roſigte Mutter Eliſabeth kniete hinter ihm. Es ſah gar lieblich aus, Alles war ſtill und dunkel umher, nur Immel und ſeine Mutter ſchimmerten, denn beiden hatte man ſo viele leuchtende Johanniswürmchen in ihre Blumenkronen befeſtigt, als man nur finden konnte. — Jakob von Guiſe ſprach noch eine kleine Ermahnung über das heutige Feſt und den Gebrauch dieſer Feuer. — Er ſprach: „bei dieſen Feuern ſollet ihr gedenken, daß Johannes nicht das Licht war, das in die Finſterniß leuchtete, ſondern daß er Zeugniß davon gab, damit alle Menſchen an das Licht glaubten; — ihr ſollet denken bei dieſen Feuern, daß Johannes geſprochen: „ich taufe euch mit Waſſer zur Buße, der aber nach mir kommt, wird euch mit dem heiligen Geiſte und mit Feuer taufen!“ und wenn ihr durch das Feuer ſpringet ſollet ihr gedenken, daß wir alle durch das Feuer der Läuterung gehen müſſen; — wohlan ſo erwäget die Worte der ewigen Wahrheit: „Johannes war eine brennende Leuchte, ihr aber wollet eine kleine Weile in ſeinem Lichte fröhlich ſeyn!“ — Nach dieſen Worten ſegnete Jakob von Guiſe

eine Kerze, zündete ſie an der Lampe an und überreichte ſie der Mutter des Johannisengels; dieſe gab ſie dem Knaben hin und führte ihn zu den Reiſern, die er mit der Fackel entzündete. Hoch auf praſſelte die Gluth, wir ringten und reihten umher und ſangen:

„Feuerrothe Röſelein,
Aus der Erde ſpringt der Wein,
Aus dem Blute dringt der Schein,
Roth ſchwing ich mein Fähnelein!“

O! die ſchimmernden fröhlichen Kinder und Jungfrauen in ihrem Schmuck und der Blumenkranz über ihnen von der Flamme unter dem Sternhimmel beleuchtet! — Die roſigte Mutter mußte den Johannisengel feſt auf den Arm nehmen, er zappelte mit Händen und Füßen und wollte mit aller Gewalt durch das Feuer ſpringen. Wer kann ſagen, wie hinreißend ihr blühendes Antlitz neben dem freudigen Engelskopf Immels im Lichte des Feuers glühte, es war als ringe eine Roſe mit einem Schmetterling, der ſie forreißen will in die Gluth. — Da eilte ſie fort mit ihm zu dem zweiten Feuer, daß er es entzünde, dann zum dritten und bis zum neunten, wo ſchon ſein Wägelein harrte, in dem man ihn müde und entſchlummernd in die Stadt zurückführte. — Wie aber erging es mir? — Von allen vier Winden her lockten die Schallmeien der Hirten und der Geſang: „Feuerrothe Röſelein,“ wo ich hinblickte, loderte ein Feuer auf, überall war ich hingeriſſen; es war, als ſey ich ein ausgerüſtetes Schiff mit allen Segeln dem Winde Preis gegeben, alle ernſten Erfahrungen der letzten Tage lagen zwar, wie ein ſchwerer Ballaſt in mir, und wie kräftige Anker waren ſie ausgeworfen nach allen Seiten, — aber die Taue waren zu ſchwach oder zu kurz, ſie reichten nicht zum feſten Ankergrund; die Töne und Chöre hoben und wiegten mich mit ſtets höher ſchwellenden Wogen, die rings um bis zum fernſten Hintergrund ſich mehrenden Feuer, von hüpfenden Schatten um-

kreiſt, lockten mich, alle Winde füllten meine Segel und riſſen mich dem ſchimmernden Ziele entgegen. — Ja ich armes Kind von Hennegau war gleich einem Schmetterling, dem das Feuer als ein offnes Thor, zu dem Garten aller leuchtenden Luſt aus der traurigen Nacht führend, erſcheint, und der ſich hineinſtürzt; — öffentlich ſchäme ich mich darüber und ganz heimlich freue ich mich, daß es alle geſehen haben, wie mich die allgemeine Freude überwältigte, wie der Sturm einen Vogel fortreißt. „Feuerrothe Röſelein" lockten alle Chöre und antwortete meine Seele. — Mir blieb die Zeit nicht zu fragen: „was ſagt das fromme Hühnlein dazu, oder was macht das Büblein?" — Auf die Frage aber, was that das arme Kind von Hennegau? antworte ich: „es kreuzte die Hände ehrerbietig auf die Schulterbänder, als bitte es um deren Schutz," es rief: „feuerrothe Röſelein!" und ſprang freudig die Erſte durch das Feuer, und riß wie üblich im Sprunge eins der Röslein ab, welche an rothen Wollfäden von dem großen grünen Kranze über jedem der Feuer niederhiengen; — drüben flog ich einer Jungfrau in die Arme, ich wußte nicht welcher, ſo ſchnell riß ich mich los und ſprang durch das zweite Feuer, und wieder fingen mich ſchützende Arme auf, und wieder entriß ich mich ihnen und ſprang über das dritte, vierte, fünfte, ſechſte, ſiebente und achte Feuer, und an jedem riß ich ein Röslein vom Kranze, und alle andern ſprangen mir nach. — Hier aber ruhte ich wieder an einem ſorgenden Herzen. Es war Klareta, die mir immer vorgeeilt war und mich aufgefangen hatte. Jetzt aber ließ ſie mich nicht ſo ſchnell entwiſchen. Sie trocknete mir den Schweiß von der Stirne, hüllte mich in ihren Mantel und ſprach: „Amey, komme zu Athem, welcher Eifer ergriff dich? o laſſe es gut ſeyn — ſieh dort iſt das neunte Feuer! und alle deine Jungfrauen ſind zurückgekehrt; denn es iſt ein allgemein bekannter Aberglaube unter dem Volke, ein Mägdlein, das über neun Johannis-

feuer ſpringe, werde in dieſem Jahre noch heurathen.“ — Ich dankte Klareta herzlich, daß ſie mich zurückgehalten, denn ſonſt wäre ich ſchon über dieſem neunten Feuer drüben geweſen, und was hätten dann die Leute von mir gedacht? denn keine Jungfrau, welche über die acht frühern Feuer geſprungen, ſprang über dieſes, um nicht der lärmenden Neckerei ausgeſetzt zu ſeyn. Mich verdroß der Aberglaube, ich war ſo ſchön im Zuge, ich wäre gern nochmals geſprungen; ich ſprach zu Klareta: „komm führe mich in mein Bleichzelt, ſonſt ſtehe ich dir für Nichts gut, denn mir iſt, als ſtecke mir noch ein Sprung in den Füßen. Wir mußten aber, um den neunten Feuer auszuweichen, das am Ende eines Hohlwegs brannte, eine Strecke zurückgehen; ſieh, da kam uns Gluth und Jauchzen entgegen; in ſchnellem Lauf trieben die jüngern Burſche ein mit Stroh und Reifern umwickeltes, großes, brennendes Rad in den Hohlweg auf das Feuer los; vor dem Rade her floh eine Schaar von muthwilligen Mägdlein, welche ſie neckend gegen das neunte Feuer hintreiben wollten. Es war kein Ausweg für mich zwiſchen dem Rad und dem Feuer; Klareta warf ſich in einen Buſch, mich trieb die Schaar der Mägdlein vor ſich her. Ich war früher am Ziel und im ſchnellen Sprunge über die Flamme hinaus, und hatte nun auch das neunte Röslein erobert und in meinem geſchürzten Vortuche bewahrt. — Man erkannte mich nicht in Klaretas Mantel. — Ich eilte aus dem Getümmel und traf bald mit meinen Geſpielen zuſammen, welche ſingend mit ihren Kinderſchaaren zur Stadt zurückzogen und mich an meinem Schlafzelt auf der Bleiche verließen. — Die Schweſtern Klaretas, welche auf der Bleiche wachend zurückgeblieben waren, boten mir vor meinem Zelt gute Nacht, küßten mir die Hände und verließen mich. — In dem Zelt fand ich Klareta. Sie ſaß dicht neben dem Eingang an der Erde. Ich ſah ſie, wendete mich aber nicht zu ihr; von Thau benetzt, legte ich Klaretas Mantel ab und andere Schuhe an

und ſtand einige Augenblicke ſtumm vor dem kleinen Tiſch, auf welchem meine Leuchte vor einem ſchönen Johannisblumentopf brannte und eine Schüſſel mit Brod und Früchten aufgetragen war. Klareta hatte für Alles geſorgt. Wie ich ſo ſtand, umfaßte ſie meine Füße und ſagte: „Gott ſey Dank, daß du da biſt ohne Unfall!“ nun nahm ſie die neun Röslein aus meiner Schürze und legte ſie auf einen Teller; „ſie ſind geſegnet,“ ſprach ſie, „die Mägdlein und Frauen tragen ſie an den rothen Wollfäden am Halſe, das deutet auf das Blut Johannis bei ſeiner Enthauptung. Sie tragen ſie in frommer Hoffnung, Gott möge ſie durch die Fürbitte des heiligen Täufers vor dem Veitstanz und allen Nervenübeln bewahren.“ — Ich ſchenkte die neun Röslein der Klareta, weil ich, Gott ſey Dank, nie eine Spur ſolcher Krankheiten gehabt; ſie dankte herzlich. — Ich war gar einſilbig, ich war ermüdet und trotz meiner heftigen Theilnahme an der Johannisluſt innerlich ſchwer und traurig. Noch immer bewegte mein Herz der Feſtjubel durch Muſik, Geſang, Jauchzen und Feuer, die in mein Zelt hereinklangen und ſchimmerten, und doch trauerte ich und konnte nicht deutlich ſagen um was. — Es iſt ein Hang nach Unabhängigkeit in mir, der mich verſchließt, wenn er gefeſſelt iſt. — Es war ſo viel Außerordentliches über mich gekommen, daß ich alle Aeußerung unterdrückte aus Furcht, irgend eine Gewalt über meine Seele zu zugeſtehen. — „Soll ich das Nachtgebet mit dir beten?“ fragte Klareta. — „Ich will allein beten,“ antwortete ich und ſtand auf; da verließ ſie das Zelt. Ich betete vor meinem Lager knieend und ſie draus unter dem Sternhimmel. — Als ſie durch meine Bewegung vernahm, daß ich geendet, fragte ſie um die Erlaubniß, zu mir zu kommen. Ich geſtattete es. Sie brachte ein Gefäß mit lauwarmem Waſſer und ſetzte es zu meinen Füßen vor mein Lager, auf dem ich ſaß. Stillſchweigend ließ ich mir die Haare von ihr flechten, ich war in einem dumpfen Hinbrü-

ten, das nur dann und wann das ferne Singen: „feuerrothe Äpfelein" unterbrach. Klareta wusch mir die Füße, ich bedurfte es, sie hatte es gefühlt, ich nicht begehrt. Als sie aber ihre langen Haare auflößte, um mir die Füße damit zu trocknen, weigerte ich mich des Dienstes; sie aber flehte: „o lasse es geschehen, diese Haare haben mir bis jetzt nur zur Eitelkeit gedient, o lasse mich einen Dienst der dankbaren Liebe mit ihnen verrichten, damit sie doch ein Verdienst haben, wenn sie mir nun bald abgeschnitten werden!" — ich fügte mich ihrem Willen, aber ich war doch hart gegen sie, indem ich ihre Hoffnung zum Kloster gar nicht zu kennen schien und zu ihr sprach: „du wirst doch deine schönen Haare nicht abschneiden lassen?" — das that ihr weh, ich fühlte ihre Thränen auf meine Füße rinnen. Da sprach ich: „ich muß mir selbst helfen, sonst erneust du das Fußbad;" da faßte ich ihre Haare und trocknete meine Füße. — Ich weiß nicht welches Gefühl mich erschütterte, als ich ihre Haare faßte. Ich hatte sie unaussprechlich lieb — das heißt, ich hätte diese Neigung getödtet, wenn ich sie ausgesprochen. — „Gieße das Wasser hinaus," sprach ich, „damit die Gräslein und die Gänseblümchen auch etwas von dem Feste haben, es war so heiß heute, sie sänftigen ja alle unsre Schritte mit solcher Liebe, wir nehmen es an, als verdienten wir es, und treten sie mit Füßen, als verdienten sie das; so muß man nicht seyn." — Da ich nun hörte, daß sie das Wasser ausgoß, sprach ich vernehmlich: „ach, wie das erquicket! Klareta gieb mir auch zu trinken." — Sie reichte mir ein Glas frisches Wasser und hielt mir es erst durch eine Oeffnung des Zeltes gegen den Sternhimmel, damit ich seine Klarheit sehe. — „Das ist klar wie Klareta," sagte ich und trank und gab ihr den Rest und hatte das Gefühl, gar liebreich gewesen zu seyn, schämte mich auch gar nicht, sondern lächelte, wie sehr ich die Tugend gegen die Gänseblümchen empfahl, die ich gegen Klareta vernachläßigte. Ich

ſtreckte mich dann zum Schlafen aus, und da Klareta ſich ſchweigend zu meinen Füßen legte, merkte ich es wohl, that aber nicht dergleichen. Ich träumte denſelben Traum wie geſtern, nur durch die vielen Eindrücke des Abends und mein Wiſſen von der Bedeutung der Kleinodien noch lebhafter und banger. Auch Klareta träumte Dasſelbe zugleich und weckte mich abermals mit ängſtlicher Theilnahme. Wie geſtern erzählte ſie mir weit mehr aus meinem Traume, als ich ihr mitgetheilt hatte. Zum Beiſpiel ſagte ſie mir heute: „die Löwen wollten dich hinausführen auf die Heide, auf das Moos, da ſollteſt du die Kibitze hüten, aber des Hahnen Schrei hat die Löwen verſcheucht, und Verena iſt mit dem frommen Hühnlein gekommen; denn nicht die Kibitzen ſollſt du hüten in der Wüſte, nein, einen ganzen Hof ſchöner bunter Hühnchen, — nein, viele liebe, luſtige, reine Lämmer, nein, viele fromme, freudige Kinder — und Friede wird wohnen auf deinen Schultern, und Salomonis Ring wird dir erfüllen alle deine Wünſche; aber ſtifte uns ein Kloſter Lilienthal, daß wir für dich beten, denn es iſt Gefahr auf deinen Wegen.“ — Bei dieſen Worten umfaßte ſie wieder meine Füße und ſchien ſehr bewegt; ich aber ſagte zu ihr: „Klareta, ſey nicht ſo ungeſtüm, das macht mich ganz krank; durch neun Feuer bin ich geſprungen, und doch bin ich viel kälter als du, die mich auch acht Feuern in den Armen auffing. Es iſt in dieſen Tagen ſo Vieles über mich gekommen, auch iſt mir ſo traurig und ſchwer, als ſolle ich bald von Allem ſcheiden, was mir lieb und theuer iſt. Als ich ſo durch die neun Feuer ſpringen mußte, war es mir, als ſollte ich Alles in mir verbrennen, was mich noch feſſle. — Ich habe den Orden der freudig frommen Kinder geſtiftet; daß ich fromm ſey, gebe Gott! aber freudig bin ich nicht mehr; o Klareta! ich will ja das Kloſter Lilienthal ſtiften, aber du ſiehſt doch wohl ſelbſt ein, daß das tägliche Thun auch ſein Recht hat und ein reiner Boden nöthig iſt, um eine wichtige Sache

würdig zu beginnen. So wirſt du dann auch wohl fühlen, daß ich nothwendig erſt meine große Wäſche wieder von der Bleiche in den Schränken haben muß, ehe ich an ſo etwas mit Ruhe denken kann; hilf mir ſchön morgen früh, wenn wir fertig, wollen wir ſehen, wie es mit dem Kloſter wird. Gute Nacht, jetzt bin ich müde!" — Da ging Klareta gegen die Thüre des Zeltes, aber ſie kehrte nochmals um, und ſagte: „o meine Herrinn! ſenke doch einſchlafend dein Haupt zur rechten Seite, auf daß dir das Kleinod Friede gebe!" — ich nickte und ſie ſchied. Ich wollte thun, wie ſie geboten, aber entſchlummernd that ich das Gegentheil und erwachte unter Thränen.

St. Eligiustag nach des Täufers Tag. — Heute früh weckten mich meine Geſpielen mit lieblem Geſang; als ich zum Zelt heraustrat, hing alles mein Geräthe ſchon auf den Leinen und wehte der aufgehenden Sonne entgegen. — Klareta und die Schweſtern hatten nicht geſchlafen und Alles ſo geordnet. Um acht Uhr war Alles in Körben in das Schloß gefahren, und nun ſtrichen, plätteten und falteten wir alle emſig darauf los. Wir waren ſechs und dreißig Mägdlein in drei Hallen arbeitend. Es war eine rechte Freude, Alles war ſchneeweiß und lind. St. Johannis Thau hatte mit vollem Segen gewirkt. Ich habe noch nie eine ſo geſegnete Wäſche gehabt. Noch vor Abend war Alles aufgeſchrieben und in den Schränken. — Nachdem wir ein kleines Mahl eingenommen, führte ich Alle in den Grafenſaal, wo Jakob von Guiſe und mein Kanzler mit der Stiftungsurkunde von Kloſter Lilienthal im Ländchen Baduz, die ich ihnen zu verfaſſen befohlen hatte, unſrer warteten. Ich begab mich mit den Ordensgeſpielen in meine Kleiderkammer und legte meinen Grafenmantel an und ſetzte die Krone auf; dann trat ich von meinen Geſpielen begleitet in den Saal und ſetzte mich auf den Grafenſtuhl. Die drei Fräulein zur Lilien knieten vor mir auf dem Teppich. Der Kanzler ver-

las die Urkunde, in welcher ich den drei Schwestern zur Lilien Felder, Wiesen und Gärten und mancherlei Zehnten anwies, um eine kleine Klostergemeinde zu erhalten; zugleich befahl ich meinem Kanzler, in Vaduz den drei Fräulein ein Kloster mit Kirchlein und Garten und allem nöthigen Zubau in die Nähe der Hütte Jürgos aus meinen Mitteln zu errichten. Den Kloster legte ich die Pflicht auf, auf meinem Grabe drei weiße Lilien zu erhalten und den Braut- und Leichenzügen jeder meiner weiblichen Nachkommen, welche die Lehnskleinode von Vaduz trage, drei Schwestern des Klosters mit weißen Lilien folgen zu lassen. Die Ordensregel überließ ch ihnen und Jakob von Guise, und stellte sie unter das Abster Bänderen. Ich empfahl ihnen zur Aufnahme in ide Regel Gebet und Arbeit, namentlich Erziehung verlassener Mägdlein, weil sie selbst Solche waren, und Erbarmen gqen die nachgelassenen Töchter der Kreuzfahrer. Ihr Hauptgeschäft sollten sie die Weberei zum Kirchenschmuck bei Klareta tin lassen. Auch bestellte ich eine große Tapete, die Geschichte des Kaisers Curio vorstellend und versprach ihr reichliche Lohn in das Kloster. Nachdem der Kanzler Alles dieses gelesen hatte, reichte er mir die Urkunde, ich siegelte s mit dem Kleinod der rechten Achselspange und überreichte s Klareta, die sie küßte und eben so ihre beiden Schwestern; dann nahten sie mir, berührten meine rechte Schulter mit der Stirne, ich umarmte sie und verließ den Saal.

St. Johannis und Pauli, der Wetterherren Tag. — Jo gieng vor Tag mit einer vertrauten Kammersfrau zu des Täufers Kapelle, von den drei Fräulein Abschied zu nehmen. Ich hatte ihnen einige Roße und Knappen dahin bestellt. Jakob von Guise wollte sie geleiten, um ihnen in Vaduz Alles einzurichten. Sie sollten in den Frauenklöstern seines Ordens unterwegs einkehren. Nachdem er den Gottesdienst ehalten, gab er uns den Segen. — Man führte

die Roße voraus, ich geleitete ſie eine Strecke in den Wald. Klareta folgte ſtill in einiger Entfernung, ich redete mit Jakob von Guiſe. Als die Stelle da war, wo die Roße ihrer harrten, und ich bereits allen die Hände geboten hatte, wendete ich mich auf dem Punkte zu ſcheiden, zu Klareta und fragte: „wo warſt du dann geblieben?“ — Sie ſprach: „ich überdachte Alles, was wir in dieſen Tagen erlebt und was du erfahren und betete in deine Fußſtapfen, gedenke des Traumes!“ dann warfen ſich die drei Schweſtern auf die Kniee, dankten und reiſten von dannen. Ich eilte aber nach Haus, denn bei den Worten Klaretas: „gedenke des Traumes,“ fiel mir ein, daß ich die verfloſſene Nacht viel von der amaranthſeidenen Decke von Hennegau geträumt hatte, welche zu dem Brautſchatz meiner Mutter gehörte und auch über ihr Paradebett gebreitet geweſen iſt. Was ich von dieſer Decke geträumt, wußte ich nicht mehr, aber die Mahnung Verenas bei ihrem Abſchied, ich ſolle beſonders auf die Decke achten, und die Stimme des frommen Hühnleins bei dieſer Mahnung fielen mir gar ſorglich auf das Herz. — Ich war in Sorgen um die Decke, ich erinnerte mich nicht, die Decke geſtern Abends bei dem Einräumen des Geräthes an der gewöhnlichen Stelle im Schranke geſehen zu haben. Ich war geſtern ſo geſtört durch die vielen Erfahrungen. Ich eilte ſchnell nach Haus und war ſo voll Sorge um die Decke, daß ich die mich begleitende Kammerfrau nicht zu fragen wagte, ob ſie die Decke geſehen. — Im Schloße durchſuchte ich alle Schränke und Behälter — die Decke fand ſich nicht. — Das machte mich ungemein traurig. Dieſe Decke war mir immer das rührendſte unter all meinem Beſitze geweſen; ich hatte die bleiche erhabene Geſtalt meiner Mutter zum letztenmale auf ihr erblickt. Sie war eine Art Schatz in der Familie, es hingen allerlei Weiſſagungen mit ihr zuſammen, die mir nie ganz erbſfnet wurden. Die Mutter hat mir ſie oft gezeigt, ja ſie hat ſie

auch ausgebreitet und mit wir darauf knieend mich beten gelehrt. Sie pflegte dann zu sagen: „o herzliebe Amen, du stickest mir so viele Tapeten und nähest allerlei Bildwerk zu meiner Freude, hilf mir diese Decke mit Gebet zu verzieren; wir wollen sie schmücken mit Blumen der Andacht, daß sie blühet wie ein Blumenbeet, und darin will ich ruhen im Tode, und auch du sollst auf dieser Decke sterben. O hüte die Decke, lasse sie nicht entkommen!" — Alles das fiel mir peinigend ein und ich suchte von neuem vergebens. — Als ich nun endlich meine Kammerfrauen nach der Decke fragte, sagten sie, allerdings sey die Decke mit auf die Bleiche gekommen, um durch den Johannisthau vor Mottenfraß geschützt zu werden, sie hätten sie aber bei dem Rückzug in die Stadt nicht mehr gesehen und seyen der Meinung gewesen, daß sie in mein Schlafzelt gebracht worden. — Ich schwieg, um sie durch den Verlust nicht zu schrecken. Ich suchte einsam nochmals in allen Winkeln des Schloßes und wurde von Minute zu Minute trauriger und sehnsüchtiger nach der Decke. — Ich suchte sogar, wo sie kaum Raum hatte zu ruhen. — Ich öffnete eine kleine Lade meiner Mutter, welche ich seit meiner Kindheit nicht geöffnet, denn sie beschämte mich, und auch jetzt befiel mich eine große Angst und geschah mir etwas sehr seltsames. — Ich will hier niederschreiben, was mir als Kind mit dieser Lade geschah. — Meine Mutter bewahrte mancherlei Putz darin, unter anderm lag ihr Brautkränzchen von feinen, feinen amaranthfarbenen Seidenröschen und Perlen geflochten, und ein Besatz des Brautkleides darin, der für mich etwas ganz hinreißendes hatte; um Rauschen von weißem, feinstem Spitzengewebe schlangen sich abwechselnde Gewinde von unaussprechlich feinen, zierlichen kleinen Blümchen, aus bunter Seide um Silberdrath gewickelt; hie und da blitzte ein Sternchen, oder saß ein kleines Vögelchen bei einem Nestchen, worin drei Perlen die Eier vorstellten. Seit ich Das zum ersten Male gesehen, konnte ich

es nie wieder vergeſſen. Dieſer Schmuck webte ſich in meiner Kindheit Tags und Nachts in meine Gedanken, ich nannte ihn den Himmelsgarten. Manches Marienkäferchen ließ ich durch das Schlüſſelloch in die Lade laufen und dachte, wie wunderglücklich es darinnen in dem Himmelsgarten herumirren werde, ja ich ſelbſt wünſchte nichts ſehnlicher, als mit ihm hineinſchlüpfen zu können, und oft wandelte ich im Traume in dieſen Labyrinthen von zierlichen, kleinen Blumen umher und erlebte dort die artigſten Geſchichten. Als ich mich einmal ungemein nach dem Anblick dieſes Paradieſes ſehnte, ſchlich ich um die Lade und berührte den Deckel — und ſieh da, er war offen und ich öffnete. Die Wunderdinge lagen vor mir, ich unterlag der Verſuchung, ich nahm einen Theil des Blumenwerks, es war das Bruſtſtück. Mein Herz pochte, meine bebende Hand irrte weiter ſuchend zwiſchen den ſich deckenden Lagen des Beſatzes umher, und mich faßte ein großer Schreck, ich fühlte, als begegne mir eine andere Hand und ſchiebe mir einen Ring an den Finger; wie der Blitz zuckte ich mit der Hand zurück, ſchlug den Deckel zu und eilte mit dem Bruſtſtück in meine Kammer und verſteckte es in meinem Bette. — Ich konnte nicht erwarten, bis ich zu Bette gieng, ich heftete mir den kleinen Himmelsgarten im Dunkeln mit Nadeln auf mein Nachtjäckchen. — Ach, wohl mit Nadeln, ſie ſtachen mich in der Nacht, ich konnte nicht ruhen, mein Gewiſſen ſtach mich, — ich hatte zum erſten Male etwas entwendet, und doch hatte ich dieſe Tändeleien ſo lieb, ſo lieb, mein Herz pochte ſo laut und bang, daß ich es hörte. Ich wagte dieſen Schmuck nicht zu berühren, ich zitterte immer, jene Hand möge mir entgegen kommen mit dem Ringe. Ich entſchlief unter Thränen und träumte immer von dem Himmelsgarten, wie ich darin herumirre, und endlich, daß jene Hand wirklich in der meinen ruhe; da ſtachen mich wieder die Nadeln und ich erwachte. Der Tag ſchimmerte in die Kammer, die erſten Strahlen

ſtreiften über mein Bettchen durch die kleinen Blümchen des geraubten Paradieſes zu meinen Augen; ich ſchaute bang durch die kleinen Blumen gerade vor mich hin, ich wagte nicht links, nicht rechts zu blicken; ich fühlte Etwas ſchwer auf meinem Herzen, ich war ſo bang wegen der Hand mit dem Ringe; endlich ſchob ich meine Hand nach der Stelle, wo mich eine Nadel ſtach, um dieſe heraus zu ziehen; — aber welch ein Schrecken! wirklich faßte eine Hand die meinige feſt und eine Stimme ſprach: „halt den Dieb!“ — Mit welcher Angſt verſteckte ich mich unter die Decke, aber ich war bald losgewickelt und ſah zu meinem Troſte Verena vor mir. Ein ſorglicher Traum hatte ſie zu mir geführt. Sie fand mich in fieberhafter Aufregung, ſie legte mir die Hand aufs Herz, da begegnete ſie meiner Hand und ergriff ſie. Sie kannte meine Begierde zu dieſem Putze, den ich entwendet, und nahm mir das Paradies wie einen Stein vom Herzen, um es wieder zu verſchließen. Ich weinte bitterlich an ihrem Halſe um mein Unrecht. — „Kind,“ ſprach ſie, „du haſt ein Stückchen Paradies verloren, das mußt du beichten, o ſage es ſelbſt der Mutter, ſie wird dir gern verzeihen. — Kind, das fromme Hühnlein weiß Alles;“ — da legte ſie mich auf die rechte Seite, ich umarmte ſie und flüſterte die gewohnte Frage ihr ſchluchzend ins Ohr: „was macht das Bäblein?“ „Es macht ſein Sach wieder gut,“ erwiederte ſie, „das thue du auch!“ — da verließ ſie mich. — Erſt jetzt, da ich weiß, daß das Bäblein für den Erſatz ſeines Diebſtahls büßte, verſtehe ich, was Verena damals mit den Worten ſagte: „es macht ſein Sach wieder gut, das thue du auch!“ — Ich hatte dieſe Lade ſeit dem nicht wieder berühret, die liebe Mutter war ſchon in das wahre Paradies eingegangen, dieſes kindiſche Paradies der Tändelei, deſſen Verſuchung ich als Kind unterlag, war nun mein Eigenthum, ich hatte es ſeit dem nicht mehr geſehen. — Als ich die Lade öffnete, um nach der Decke zu ſuchen, als ich

alle die artigen Blümchen wiederſah, kam mir Alles wieder lebhaft in Erinnerung. Ich nahm das amaranthfarbene Brautkrönchen heraus und ſetzte es auf, ich nahm das Bruſtſtück und ſteckte mir es vor, ich ſchob wieder meine Hand zwiſchen dieſe Dinge in die Lade; und war es Wahrheit, war es Täuſchung? — Die Hand mit dem Ring begegnete wieder der meinigen — ich zuckte zurück, wie damals und ſchlug die Lade zu. — Ich kam die Zimmer durchirrend auf die Stelle, wo ich mit der Mutter auf der verlornen Decke knieend gebetet hatte, ich ſah umher, als könne ſie noch da liegen. — Die untergehende Sonne ſtand tief am Himmelsrand und blickte durch die Fenſter herein; ich ſah heftig in ſie hinein, als wolle ich die rothe Decke in ihr ſuchen. Da ich aber meine Augen von dem Sonnenfeuer geblendet wegwendete, ſchwebte nun ein rother Fleck vor meinen Blicken, wohin immer ich auch ſchaute. Ich ließ meine Augen, als wolle ich dieſen rothen Fleck zwiſchen Gras und Blumen abſtreifen, eine Weile über die thauichte Wieſe hin und wieder ſchweifen, welche vor meinem Fenſter in den ſchrägen Strahlen der Abendſonne wie ein Schmaragd ſchimmerte, und ſieh da! — o Freude! ich ſah bald einen tiefrothen Fleck darauf funkeln, welcher der Bewegung meiner Augen nicht folgte, ſondern feſt ruhte. — Die Decke, die liebe Decke! rief es in meinem Herzen; — ich ſchaute ſchärfer hinaus, ſie war es, gewiß, gewiß, der Wind hatte ſie wohl von der Bleiche dahin geweht, o wie war ich froh, ſchon begann ich zu ſingen:

„Feuerrothe Röſelein,
Aus der Erde ſpringt der Schein,
Aus der Erde bringt der Wein;
Roth ſchwing ich mein Fähnelein.“

Schon wollte ich hinab durch den Garten hinauseilen, als mich die Abendglocke unterbrach, man läutete den Engel des Herrn, ich ſtand ſtill und betete den engliſchen Gruß,

und indem ich immer hinaus nach dem rothen Fleck sah, wurde mein Herz gar tief bewegt, und ich gedachte des Abends auf der Bleiche mit Klareta und sang unter Thränen:

„O Stunde, da der Schiffende bang lauert
Und sich zur Heimath sehnet an dem Tage,
Da er von süßen Freunden ist geschieden,
Da in des Pilgers Herz die Liebe trauert
Auf erster Fahrt, wenn ferner Glocken Klage
Den Tag beweinet, der da stirbt in Frieden!“

Ich war aber nun wegen der Decke beruhigt, ich schob es noch ein Weilchen auf, die Decke auf der Wiese zu hohlen, ich wußte ja, daß sie da lag, und so setzte ich mich, um meine Tagsordnung nicht zu verletzen, wie immer nach dem Abendgeläute an mein Tagebuch, um bis hieher zu schreiben; die Nächte auf der Bleiche hatten mich ohnedies schon gezwungen, Manches nach zu holen. — Jetzt aber blicke ich wieder hinaus nach der Decke, sie schimmert noch roth im letzten Strahl der Sonne, jetzt will ich hineilen allein durch den Garten und will auf der Decke der Mutter gedenken, ihr Brautkrönchen habe ich auf dem Haupt, das Paradiesgärtchen vor der Brust, die heiligen Kleinode von Vaputz auf den Schultern, o wie will ich so gerüstet, allein, allein, allein auf der Decke, auf welcher ich selbst sterben werde, den Tag beweinen, der da stirbt in Frieden! ich hülle mich in meinen Schleier und gehe. —

Sechs Wochen später. — Gott sey Lob und Dank! alle seine Führungen seyen gesegnet. Ich war sechs Monate von diesen Blättern getrennt, ich habe sie unter mancherlei harten Prüfungen und bittern Leiden niedergeschrieben, sonst wären sie klarer und kindlicher und Alles, was das Herz des armen Kindes von Hennegau darin bewegte, würde dann auch die Herzen aller andren Kinder bewegen, welche sie in Zukunft lesen mögen — aller andern Kinder, sage ich und verstehe darunter meine Kinder, so Gott mir deren bescheeren

wird, denn für sie allein sind diese Blätter geschrieben. Wie mir es aber nach dem obigen Schluße meines Tagebuchs bis heute ergangen, mögen diese Kinder, wenn Gott sie mir schenkt, aus meinem folgenden Briefe an Klareta zur Lilien kürzlich vernehmen, den ich nicht abgesendet habe.

Liebe Klareta! Ich danke für dein und der Schwestern Gebet. Es hat die schützenden Engel auf meine Wege gerufen, sie haben mich gefunden, wenn du gleich nicht wußtest, wo ich war. — Die Erfüllung folgte unserm Doppeltraum so dicht auf den Fersen, daß sie meinem Traume beide Pantöffelchen ausgetreten haben würde, hätte er nicht das eine verloren, und dem deinen die Sandalen, wäre er nicht baarfuß gegangen. — Feuerrothe Röselein habe ich gesucht, die Löwen haben mich entführt und bedrängt, der Hahn hat mich gerettet und — der Ring ist an meinem Finger. — Höre! — Am Morgen des Wetterherrentags schied ich von dir und den Schwestern im Walde — du sagtest: „gedenke des Traumes!“ — Heimgekehrt vermißte ich die amaranthseidne Decke von Hennegau, du kennst sie, sie war nicht von der Bleiche nach Hause gebracht worden. — Ich suchte den ganzen Tag in großen Aengsten nach ihr. — Am Abend aus dem Fenster blickend sah ich sie im Schimmer der sinkenden Sonne auf der entgegengesetzten Seite der Wiese tiefroth funkeln. Ich hatte suchend einen Theil des Brautschmucks meiner Mutter gefunden, ich hatte in kindischer Tändelei das Brautkränzchen aufgesetzt und das sogenannte Paradiesgärtchen — du kennst Beides — vorgesteckt; in meinen Schleier verhüllt eilte ich einsam und unbemerkt durch das Gartenpförtchen auf die Wiese hin zu der schimmernden Decke. — Je näher ich dem rothen Fleck kam, je mehr vergaß ich die Decke, es war die Macht der rothen Farbe über mein Herz, die mich hinriß, angelangt an die Stelle, flog ich auf die funkelnde Decke hin, wie ein Schmetterling in die Flamme und ich sang und hörte das Lied im Walde sin-

gen: „feuerrothe Röſelein,“ — ich fühlte mich ſo ermüdet, ich war ſeit mehreren Tagen von ſo vielen Eindrücken hef- tig bewegt, ich hatte alle dieſe Nächte ſchier gar nicht ge- ſchlafen, vom frühſten Morgen war ich ganz ohne Ruhe ge- weſen. Ich konnte der Müdigkeit nicht widerſtehen; ich lag mehr auf der Decke, als ich ſaß; der letzte Sonnenſtrahl ſtreifte über das Grüne der Wieſe, über die rothe Decke durch die ſchimmernden Blümchen des Paradiesgärtchens zwiſchen meine zuckenden Augenlieder, und ſie ſchloßen ſich hinter dem Lichtſtrahl, wie die Thüre deiner Zelle hinter mir, wenn du ſchlafen gehſt. — Leider entſchlief ich plötzlich den Kopf nach der linken Seite ſenkend! — O Klareta! — wie geſchah mir! — ich werde dich bald ſehen, da ſollſt du Alles hören. Hier nur Alles in kurzen Zügen. Der Traum iſt erfüllt, die Löwen waren drei Ritter aus dem Thurgau, ſie hatten die Decke von der Bleiche entwendet, um mich durch ſie wie einen Vogel mit rothen Beeren zu fangen; ich fieng in ihre Netze. Kaum war ich tief entſchlafen, als ſie die Decke wie einen Sack über mir zuſammenzogen, mir den Mund zuhielten, mich auf ein Roß zwiſchen ſich banden und mit gewaltſamer Eile immer nur des Nachts von Wald zu Wald reitend, fern von Hennegau entführten. Mein Hülfe- geſchrei verhinderten ſie durch die Drohung des Todes. Schon weit entfernt von meinem Vaterlande fragte ich ſie: „wohin führt ihr mich?“ da erwiederten ſie ſpottend, wie wir ge- träumt: „auf die Heide, aufs Moos, da ſollſt du uns die Gibitze hüten.“ — Ich ergab mich in mein Schickſal, ich vertraute dem guten Ausgang des Traumes, und betete für dieſe Elenden, daß Gott ſich ihrer erbarmen möge, wenn der Hahn über ſie komme; und dieſer blieb nicht aus. — Ich erkannte alle Gegenden auf der Reiſe wieder, die ich im Traum geſehen. Endlich nahten wir im Walde einer Linde, ich kannte ſie wohl — da ſprachen ſie zu mir: „ent- weder mußt du ſchwören einen von uns dreien zum Gemahl

zu nehmen, und ihn zum Grafen von Hennegau und Vaduz zu machen, oder du mußt uns die Kleinodien von Vaduz von deinen Schultern geben, dann magst du heim ziehen.“ Da ich Keines von Beiden eingehen wollte, wollten ſie mir bei der Linde die Achſelbänder von den Schultern reißen; mein Geſchrei erfüllte den Wald; ich flehte zu Gott: „o ſende den Hahn, die Löwen zu vertreiben, ich gelobe, ſo es dein Wille, wenn er mich rettet, den Ring demüthig von ihm zu empfangen.“ Da brach ein Ritter hervor mit einem lebendigen ſchwarzen Hahn auf dem Helm, ſein Schwert ſchlug meine drei Feinde nieder, und der Hahn krähte ſiegreich auf ſeinem Helm. Er half mir, er tröſtete mich, er ſaß bei mir unter der Linde, er ſah mich freundlich lächelnd an und drehte einen koſtbaren Ring an ſeinem Finger, leiſe Worte murmelnd. — Ich wußte ſchon Alles aus dem Traum und that mir eine unwahre Gewalt an, ſeinen Ring nicht an zu nehmen; ich ergab mich der ſchützenden Kraft des Achſelbandes, ich neigte das Haupt auf die rechte Schulter; aber leider ſaß er mir zur rechten, unwillkührlich ſtreckte ich den Ringfinger aus, und der Siegelring Salomonis umfaßte ihn, und das arme Kind von Hennegau war die verlobte Braut des Raugrafen Gockel von Hanau auf Gockelsruh. — Das Brautkrönchen der Mutter hatte ich auf den Kopf, das Paradiesgärtchen vor der Bruſt, ſeit ich entführt ward; mir fiel ein, wie ich einmal als Kind geglaubt, da ich in dieſem Schmuck herum fühlte, es begegne mir eine Hand mit einem Ringe. Das war alſo nun auch erfüllt und noch mehr — im Augenblick, da der Ritter mir den Ring an den Finger ſteckte, krähte der ſchwarze Hahn Alektryo auf ſeinem Helm und flog nieder gegen ein Gebüſch, aus welchem Verena mit dem frommen Hühnlein Gallina hervortrat, das ſie in ihrem langen Korbe trug. Du kannſt dir meine Freude denken. — Sie war am Johannisvorabend wie gewöhnlich zur Höhle Salmos gewallfahret, das fromme Hühnlein aber

war weiter und weiter gelaufen bis hieher, und die gute Verena, die das Hühnlein verſtand, war gefolgt. Als Verena vor mir ſtand, ſprach ſie: „Goldne Amey, ich brauche dich nicht zur rechten Seite zu wenden, du biſt ſchon ſelbſt dahin gewendet, das fromme Hühnlein hat mich hergeführt, es weiß Alles.“ Da fragte ich wie gewohnt: „Was macht das Büblein?“ und ſie erwiederte:

Es hat ſein Sach gemacht,
Es hat ſein Sach gut gemacht,
Du haſt ſein Bündlein zugemacht,
Es hat es freudig heimgebracht,
Hat angeklopfet fein und ſacht,
Die Mutter hat ihm aufgemacht,
Der Vater hat es angelacht,
Dann hat es gleich an uns gedacht,
Hat dich auf deinem Weg bewacht,
Hat mich und's Hühnlein hergebracht,
Daß ich hier Alles nehm' in Acht,
Bis daß die Hochzeit iſt vollbracht.

So weit hatte ich Alles in dem Briefe an Klareta geſchrieben, als Verena mich mit den Worten unterbrach: „Warum ſchreibſt du, haſt du nicht den Ring Salomonis am Finger, hat denn dein Bräutigam dich liebſte Dirn aus Hennegau durch einen Brief oder durch den Ring hieher gebracht? ſo thue du auch.“ — Da drehte ich ſchnell den Ring, und wünſchte die drei Schweſtern aus Kloſter Lilienthal und meine Ordens-Geſpielinnen und Jakob von Guiſe aus Hennegau zu mir, und daß ſie mir alles das Nöthigſte von dem Meinigen mitbrächten; und alsbald kamen die Schweſtern mit ihren drei Lilien und die Geſpielinnen mit ihren Pflichthühnern zum erſten Mahle zur Hochzeit. Jakob von Guiſe, der ſie begleitet hatte, vollzog die Trauung in der Schloßkapelle und ſegnete das ganze Haus. Verena gab das Hühnlein Gallina zu dem Hahn Alectryo in das Raugraf Gockel'ſche Gallinarium; und ſie ſah Nachts das

Büblein ganz leuchtend, wie es ihnen goldnen Weizen ſtreute und dann verſchwand. — Jakob von Guiſe kehrte mit den Geſpielen ins Hennegau, Verena zog mit den drei Schweſtern ins Kloſter Lilienthal. Mein Eheherr beſchloß, mit mir ein Drittheil des Jahres in Gockelsruh, ein Drittheil in Vaduz, ein Drittheil in Hennegau zu leben. — Bis hieher habe ich in mein Tagebuch, das die Geſpielen mir aus Hennegau mitgebracht, ſelbſt geſchrieben, das Folgende habe ich durch den Ring Salomonis hinein gedreht.

In der Nacht vor meiner Trauung hatte ich folgenden ſeltſamen Traum. — Ich war mit Verena zu einem Erndteſeſt geladen und ſollte den Kranz flechten. Es war eine mühſelige Reiſe; wir gingen durch Wälder, Felder, Gärten, Wildniß und Wüſte Jahrhunderte lang und kamen doch nicht weiter, als um Gockelsruh und Gelnhauſen herum. Es war, als bewegten wir nur die Füße, blieben aber auf demſelben Fleck. Nur die Zeiten drehten ſich um uns. Unzählige Male kamen wir durch die Höfe und Gärten von Gockelsruh und ſahen immer andere Geſichter, andere Kleider und neue Grabſteine an der Schloßkapelle aufgerichtet. Von Zeit zu Zeit begegneten uns drei Kloſterfrauen aus Lilienthal mit Lilien in den Händen und acht Ordensgeſpielen aus Hennegau mit ihren Pflichthühnern. Oft kündete uns der Schrei eines Alecktryo, einer Gallina die Zeit; — Alles wechſelte um uns her, nur Eines fanden wir bei jeder Rückkehr feſtbeſtehend und geſund wieder — die treue, dunkellaubige Linde, unter welcher Gockel mich von den Räubern befreit und mir den Ring gegeben hatte, breitete ihre Zweige immer reicher und mütterlicher umher, gleich einer Henne, die den Frühling ausbrütet. O wie oft kamen wir vorüber und waren wie die Bienen, die um ſie ſchwärmten, trunken von dem Honigduſte des Frühlings in ihren Blüthen, und ſahen ſie bald winterlich entlaubet und dann wieder blühend. — Fünfzig Mal mochten wir zur Linde gekommen ſeyn, da war ich ſo müd, ſo müd, und ſehnte mich wie ein Kind, in

meinem Bettchen zu seyn, da kamen so viele arme Kinder, die bauten mir eine Wiege von unzählichen Blumen und zogen mich aus und legten mir ein gar wunderschön Schlafröckchen an und wuschen mich und beteten das Nachtgebet mit mir und legten mich in die Blumenwiege auf die Amaranthseidendecke von Hennegau, und sangen ein Schlummerlied um mich her. — Meine Gespielen mit den Pflichthühnern und die drei Nönnchen mit den Lilien standen um die Wiege, und ich schlief unter der Linde ein. — Aber es war seltsam, ich stand auch daneben und sah nur meinen schönen Mantel in der Wiege liegen und zog mit Verena von dannen in die Runde, und als wir wieder zur Linde kamen, sahen wir ein Rasenhügelein darunter und ein Steinkreuz, worauf eine Henne abgebildet, zu dessen Häupten. — Da knieten wir nieder und beteten; und als wir weiter gingen, sagte ich zu Verena: „ich danke dir, lieb Vreneli für das arme Kind von Hennegau." — Einige Male begegnete uns viele Noth auf unserm Wege, wir mußten uns durch tobende Kriegsschaaren drängen, durch Brand und Verwüstung fliehen und über viele Grabhügel steigen. — Dann fanden wir Gockelsruh wie eine eroberte Burg. Die Wildniß hatte ihre Fahnen auf den zerstörten Mauern aufgepflanzt, der wilde Wald lagerte rauschend in allen Höfen und brauste aus den Fenstern, wie Kriegsvolk; da hörten wir den freudigen Ruf Alecktryos des Schloßwächters nicht mehr, aber wohl das Wehgeschrei der Todesmahnerinnen, der Eulen, und die wildentbrannten Weisen der Waldvögelein, über deren Brut die Geyer drohend kreisten. — O da war es gar traurig hier, und ich wendete mich im Traum zu meiner Begleiterinn und sprach: „Verena! ist das Gockelsruh? — sage, wo sind meine Kindeskinder?" Sie führte mich aber hin zur Linde, die war größer und schöner als je, ihr Blühen duftete süßen Frieden. Das Hügelein unten war eingesunken. Das dicht bemooste Kreuz neigte

ſich zur Rechten, als ziehe es das Kleinod nieder, das unter dem Hügelein ruht. — Keine Kloſterfrauen, keine Ordensgeſpielen ſtanden umher, aber drei einſame Lilien, und die acht Pflanzen, die meinen Jungfrauen den Namen gegeben, leiſteten um das Hügelein blühend ihre Lehnspflicht. — Die Bienen ſummten wie ein Traum um die Linde und die Blumen, und ſammelten Wachs und Honig; und dieſer Traum ſummte mir durch alle Glieder, und ich lag ſelbſt unter dem Hügelein und ſah Alles und hatte das Haupt geneigt zur rechten Schulter, und ich war wie eine Bienenkoniginn; — ſie trugen mir Wachs und Honig ein, und ich hatte mein Körbchen voll ſüßer Honigbrode und reiner Wachskerzen und war allein, allein da unten. Es kam aber ein Kind zu mir gelaufen mit einer Puppe, und ſprach zu mir: „keine Puppe ſondern nur, eine ſchöne Kunſtfigur!“ und ich gab ihm all meinen Honig, als mein Wachs. Da ſpielte es um das Hügelein gar lieblich, und ich richtete mich auf und ſpielte mit, und auch Verena ſpielte mit. Wir waren Kinder; es ſauſte aber der Sturm wieder durch das walddurchwachſene Schloß und wir drängten uns bei der Linde zuſammen und ſangen:

Treu, dunkellaubige Linde,
Wenn rings die Windsbraut tobt,
Dein Säuſeln lieblich linde
Den Frieden Gottes lobt.

Treu, dunkellaubige Linde,
Wie fährt all Gut und Blut
Fort, fort im Sturm geſchwinde,
Nur du hegſt feſten Muth.

Treu, dunkellaubige Linde,
Wie biſt du ſtark und gut,
Wohl dem, der mit dem Kinde
Bei dir im Hüglein ruht.

Indem wir aber ſo ſangen, hörte ich den Alecktryo wieder

krähen und ſah mich um, und Alles war verändert. — Gockelsruh ſtand wieder in vollem Glanze, und es war eine freudige Hochzeit, und ich zog mit dem Brautzug und Leichenzug durch die geſchmückte Schloßkapelle, in der mir mein Mantel und mein Tagebuch genommen ward. — Hierauf zog ich mit Verena wieder umher durch die Gegend. Wir eilten immer ſchneller, immer müder und kamen endlich in der Mitternacht in ein weites Erndtefeld. Wir zogen dem Senſenklang und dem Schalle der Schnitterlieder nach, Verena las Aehren und ich ſammelte Blumen zum Erndtekranz. Endlich kamen wir mitten in dem Aehrenfeld auf einen kleinen freien Raum, wo der Kranz ſollte geflochten werden, da ſahen wir Seltſames. St. Eduards Thronſtuhl, in deſſen Sitz der Schlummerſtein Jakobs bewahrt iſt, ſtand zwiſchen zwei hohen Lilien vor den Aehren. Aus dem Sitze des Stuhles ſtrahlte eine Mohnpflanze von Licht mit acht Blumen zum Nachthimmel hinauf. In der Mitte der Pflanze unter dem Monde ſaß die Nacht, eine liebe mütterliche Frau, und ihr zur Rechten und Linken auf den acht Mohnblumen acht Sterne, als ſinnende Knaben. Es ſchwebte aber von dem Thronſtuhle an dem Mohnſtengel ein ernſtes kleines Mägdlein zum Sternhimmel empor, und zwei Engel ſenkten Sterne in die beiden Lilien zur Seite des Throns; dazu ſangen die Knaben auf den Mohnblumen oben:

„O Stern und Blume, Geiſt und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit.“

die Senſe des Schnitters ſauſte immer näher durch die Halmen, und da ich mich niederſetzte, den Kranz aus den geſammelten Blumen zu flechten, ſah ich zu meinen Füßen dicht vor dem Thronſtuhl auf einem Kinderſtühlchen einen Knaben ſchlummernd ſitzen. Er hatte eine Feder hinter dem Ohre und ſchlief, den Kopf auf den Arm lehnend, auf dem ſcharfen Rande des Thronſtuhls. Ich ſagte zu Verena: „Was macht

das Büblein?" da sprach sie, des langen Mitleides gewohnt: „es hat seine Sache vollbracht und ist dicht an der Grube vor Müdigkeit entschlafen; sieh, wie hart es da auf dem Rande liegt, ich habe Aehren lesend eine kleine feine Garbe in meinen Korb gesammelt, o lege sie ihm unter das Haupt, damit es nicht darbt, wenn der Schnitter es weckt; horch, schon naht er in den wogenden Halmen." Ich legte ihm die Garbe in den Arm und sah o Wunder! zu seinen Füßen ruhte mein Tagebuch, und ich las gar Vieles mehr darin, als ich hineingeschrieben, z. B. diesen ganzen Traum, und daß Verena gestorben sey und mir zwölf Franken vermacht habe. „Ist das wahr, Verena?" fragte ich, und sie sprach: „Gewiß, gewiß, und es hat große Zinsen gebracht im Almosenstock, wie das Schärflein der Wittwe." — Da sah ich den Knaben nochmals an, konnte ihn aber nicht erkennen, er hatte sein Angesicht fest in die Garbe verborgen, denn die Thränen flossen von seinen Wangen. „Verena," sprach ich, „ist dann dies wirklich dasselbe Büblein, welches dem frommen Hühnlein des Salmo die Weizenkörner entwendet und das Zauberhühnlein der Weissaginn damit gefüttert hat? — „Ach," erwiederte Verena, „warum dasselbe Büblein? Alle thun so und auch wir, sieh in das Buch, da wirst du den Weizen finden!" — „o, wie soll er das alles ersetzen?" rief ich aus und Verena sprach: „durch unser Gebet und Almosen, o drehe den Ring Salomonis, daß sein Getreide sich mehre. — Horch! das Lied des Schnitters nahet, schon fallen die Aehren über den Getreidekasten nieder, geschwind beginne den Kranz zu flechten!" — da sah ich hinüber und sah die Sense des Schnitters durch die Halmen greifen, und sie sanken über einen Kasten nieder, grad so groß, wie das Büblein, er war gemacht von fünf Brettern und zwei Brettchen, und stand über einer Grube vor einem Feldkreuz, auf dem Alektryo und Gallina schlafend saßen. — Ich machte zuerst ein Kränzlein und legte es

auf den Kaſten, dann aber drehte ich den Ring Salomonis gar flehentlich am Finger:

„Salomo du weiſer König,
Dem die Geiſter unterthänig,
Bring doch all den Weizen wieder,
Der da auf den Weg hel nieder
Und von Vogeln ward gefreſſen,
Und von Füßen ward zertreten,
All den Weizen ungemeſſen,
Den ſie auf das Steinfeld ſäeten,
Wo, ſo ſchnell er aufgeblüht,
In der Sonne er verglüht,
Bring zurück die Weizenkörner,
Die erſtickten durch die Dörner;
Was in guten Grund gefallen,
Laße fruchtend überwallen,
Daß der Weizen dreißigfältig,
Sechzigfältig, hundertfältig
Alles Unkraut überwältig',
Das der Feind hineingeſäet.
Schnell, o ſchnell, es iſt ſchon ſpät!
Ringlein, Ringlein dreh dich um,
Fruchte ſchnell, ich bitt' dich drum."

Kaum hatte ich den Ring drehend, dieſen Wunſch ausgeſprochen, und mitleidig nach dem Knaben hingeſchaut, als ich etwas gar Rührendes ſah. Er blickte mich, ohne den Kopf zu heben, mit ſtillem Danke an, Thränenſtröme rannen von ſeinen Augen auf die Garbe unter ſeinem Haupte nieder, und alle die Thränen waren Weizenkörnlein, und die Garbe wuchs und mehrte ſich; und als ob ſie mit dem Knaben weine, goſſen ſich aus ihren Aehren hundertfältige Weizenkörnlein nieder und aus allen Blättern des Buches rannen Fruchtkörner heraus, und mein Herz war ſo bewegt, daß auch ich auf einer Garbe ſitzend gar reich und mildiglich weinte, und Verena, die neben mir betend kniete, weinte auch und alle unſre Thränen waren Weizenkörner, und ſie

keimten und ſchoſſen ſchnell auf in reichen, goldnen Aehren, und füllten die Grube und den Getreidekaſten und umgaben den Thronſtuhl und das Kinderſtühlchen und den Knaben und Verena und mich, und alle Aehren wehten durcheinander und Keines ſah das Andere mehr; denn Alles war nun Eines. — Der Schnitter aber nahte immer mehr und konnte kaum Alles ſchneiden, was aufſchoß; es wuchs ihm unter der Senſe empor. Während dem Allem flocht ich am Erndtekranz aus vielen Blumen und ſtimmte in das Lied des Schnitters ein:

Es iſt ein Schnitter, der heißt Tod,
Er mäht das Korn, wenns Gott gebot;
Schon wetzt er die Senſe,
Daß ſchneidend ſie glänze,
Bald wird er dich ſchneiden,
Du mußt es nur leiden;
Mußt in den Erndtekranz hinein,
Hüte dich ſchöns Blümelein!

Was heut noch friſch und blühend ſteht
Wird morgen ſchon hinweggemäht,
Ihr edlen Narciſſen,
Ihr ſüßen Meliſſen,
Ihr ſehnenden Winden,
Ihr Leid-Hyacinthen,
Müßt in den Erndtekranz hinein,
Hüte dich ſchöns Blümelein!

Viel hunderttauſend ohne Zahl,
Ihr ſinket durch der Senſe Stahl,
Weh Roſen, weh Lilien,
Weh krauſe Baſilien!
Selbſt euch Kaiſerkronen
Wird er nicht verſchonen;
Ihr müßt zum Erndtekranz hinein,
Hüte dich ſchöns Blümelein!

Du himmelfarben Ehrenpreis,
Du Träumer, Mohn, roth, gelb und weiß,

Anrickeln, Ranunkeln,
Und Nelken, die funkeln,
Und Malven und Narden
Braucht nicht lang zu warten;
Müßt in den Erndtekranz hinein,
Hüte dich schöns Blümelein!

Du farbentrunkner Tulpenflor,
Du tausendschöner Floramor,
Ihr Blutes-Verwandten,
Ihr Blut Amaranthen,
Ihr Veilchen, ihr stillen,
Ihr frommen Camillen,
Müßt in den Erndtekranz hinein,
Hüte dich schöns Blümelein!

Du stolzer, blauer Ritterſporn,
Ihr Klapperrosen in dem Korn,
Ihr Röslein Adonis,
Ihr Siegel Salomonis,
Ihr blauen Cyanen,
Braucht ihn nicht zu mahnen.
Müßt in den Erndtekranz hinein,
Hüte dich schönes Blümelein.

Lieb Denkeli, Vergiß mein nicht,
Er weiß schon, was dein Nahme spricht,
Dich Seufzer-umschwirrte
Brautkränzende Myrthe,
Selbſt euch Immortellen
Wird alle er fällen!
Müßt in den Erndtekranz hinein,
Hüte dich schöns Blümelein!

Des Frühlings Schatz und Waffenſaal
Ihr Kronen, Zepter ohne Zahl,
Ihr Schwerter und Pfeile,
Ihr Speere und Keile,
Ihr Helme und Fahnen
Unzähliger Ahnen,

Müßt in den Erndtekranz hinein,
Hüte dich ſchöns Blümelein!

Des Maies Braut ſchmuck auf der Au,
Ihr Kränzlein reich von Perlenthau,
Ihr Herzen umſchlungen,
Ihr Flammen und Zungen,
Ihr Händlein in Schlingen
Von ſchimmernden Ringen,
Müßt in den Erndtekranz hinein,
Hüte dich ſchöns Blümelein!

Ihr ſammtnen Roſen-Miederlein,
Ihr ſeidnen Lilien-Schleierlein,
Ihr lockenden Glocken,
Ihr Schräubchen und Flocken,
Ihr Träubchen, ihr Becher,
Ihr Häubchen, ihr Zächer,
Müßt in den Erndtekranz hinein,
Hüte dich ſchöns Blümelein!

Herz, tröſte dich, ſchon kömmt die Zeit,
Die von der Marter dich befreit,
Ihr Schlangen, ihr Drachen,
Ihr Zähne, ihr Rachen,
Ihr Nägel, ihr Kerzen,
Sinnbilder der Schmerzen,
Müßt in den Erndtekranz hinein,
Hüte dich ſchöns Blümelein!

O heimlich Weh halt dich bereit!
Bald nimmt man dir dein Troſtgeſchmeid,
Das duftende Sehnen
Der Kelche voll Thränen,
Das hoffende Ranken
Der kranken Gedanken
Muß in den Erndtekranz hinein,
Hüte dich ſchöns Blümelein!

Ihr Bienlein ziehet aus dem Feld,
Man bricht euch ab das Honigzelt,
Die Bronnen der Wonnen,
Die Augen, die Sonnen,

Der Erdſterne Wunder,
Sie ſinken jetzt unter,
All in den Erndtekranz hinein,
Hüte dich ſchöns Blümelein!

O Stern und Blume, Geiſt und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!
Den Kranz helft mir winden,
Die Garbe helft binden,
Kein Blümlein darf fehlen,
Jed Körnlein wird zählen
Der Herr auf ſeiner Tenne rein,
Hüte dich ſchöns Blümelein!

Unter dem Sauſen der Senſe, dem Sinken und Aufſtei- n der Aehren, dem Niederſtrömen meiner Thränen in den lumenkranz, der mich ſchon ganz umwand, verſtummte dlich das Lied, und ich ſah nichts mehr Einzelnes. Der raum ward nun recht wie ein Traum, ich ſaß darin und hlte mich wie der bittere Kern in einer ſüßen Frucht, die r Morgenwind auf dem Zweige wiegt. Ich unterſchied ichts mehr deutlich; dichte, weiße Thaunebel lagen überm toppelfeld; ich fühlte mich emporgehoben, ich ſaß in dem anichten Erndtekranz hoch zwiſchen Garben. Ich ſaß auf n Erndtewagen, er ſchwankte unter mir vorwärts; es war lt, ich war naß von Thau und Thränen; ich hörte Lieder n mich und ſah die Singenden nicht. Da krähte Alektryo. mit Gallina vorn auf dem Erndtewagen ſaß und ich er- chte, und hörte den Hahnenſchrei wirklich draußen in dem hloßhof. —

Ich konnte mich nicht gleich finden, meine Augen wa- noch voll Thränen; ich hörte das Singen noch, aber ich auf keinem Erndtewagen, ich lag auf meinem Bettchen; drehte den Ring und wünſchte, es möge doch mein gan- Traum wahr werden und von dem Knaben auf dem Kin- ſtühlchen, mit allen Liedern und was darauf folgte, in in Tagebuch eingeſchrieben ſtehn. — Da ich nun ganz

erwacht war, trat Verena zu mir und ſprach: „Geſegne dich Gott, goldne Amey, du ſchöne Braut, das fromme Hühnlein ſchickt mich, es weiß Alles, ſegne uns Gott, daß wir von der langen künftigen Reiſe glücklich zurückgekommen ſind, vom Erndtewagen auf den Brautwagen. Schön Dank, du haſt auf der rechten Seite geruht, Ende gut, Alles gut! — aber ſtehe auf, daß ich dich ſchmücke als Braut, hörſt du, deine elf Kränzeljungfern, die drei Schweſtern mit den Lilien und die acht Ordensgeſpielen mit den Pflichthühnern ſingen ſchon unten die Brautlieder.“ — Ich erwiederte ihr nach alter Gewohnheit: „Vreneli, was machts Büblein?“ und ſie ſprach:

„Es hat ſein Sach ganz gut gemacht,
Der Wagen trug dich fort mit Pracht,
Ich bin bei ihm geblieben,
Hab, als es vom Geräuſch erwacht
Und ſtill ſein Bärbchen angelacht,
Ihm Aehren ausgerieben.
Die Körnlein hat es in der Nacht
Gar treu gezählt und mit Bedacht
Sie hüben und auch drüben
Ins Soll und Haben rein und ſacht,
Wie du es liebſt, zu Buch gebracht,
Bis Morgens früh geſchrieben.“

„Gott ſey Dank,“ ſagte ich, „ſo haſt du dann Alles mit mir geträumt, und Alles wird im Tagebuch ſtehen, ich habe den Ring Salomonis darum gedreht.“ — Der Geſang aber tönte näher und näher und Verena ſprach: „Geſchwind ſtehe auf, daß ich dich ankleide, die Brautjungfern ſind ſchon unter dem Fenſter.“ — Ich ſprang aber auf und fuhr mit dem linken Fuß zuerſt in den Pantoffel und öffnete das Fenſter. Draußen lag ein dichter, weißer Nebel, die Lieder klangen mir ſo traurig hindurch. Der Nebel fiel mir ins Geſicht, ich ward ſchwermüthig und kriegte den Schnupfen; ich weinte, konnte nicht ſprechen, jed Wort ſchnürte mir die Kehle zu,

und da Verena mir den ganzen Brautschmuck meiner seligen Mutter anlegte und das Brustſtück mit den vielen feinen, schönen Seidenröschen und das Amaranthen-Brautkränzchen, Alles, was ich sonst so geliebt, strömten meine Thränen nieder. Oft fragte sie um die Ursache meiner Thränen, meiner Stummheit, aber ich antwortete nicht. Als ich ganz geschmückt war, traten die Brautführerinnen, die Kloſterfrauen mit den Lilien, die Geſpielen mit den Pflichthühnern herein, und nun begann der Zug; voran ging Verena mit dem langen Korbe, dann folgten meine acht Geſpielen mit den Ordenszeichen der freudig frommen Kinder, sie trugen die Pflichthühner in schön geflochtenen Neſtkörben unter dem einen Arme und faßten mit der andern Hand an die amaranthſeidne Decke von Hennegau, die ſie zwiſchen ſich ausgebreitet trugen, dann folgte ich armes Kind von Hennegau im Brautkleid meiner Mutter, die Kleinode von Badutz und das Hühnlein Gallina auf der Schulter, an jeder Seite eine der Lilienfräulein mit ihren Lilien und hinter mir Klareta, die mir die Schleppe trug; so zog ich zur Kapelle und war nicht luſtig, der Inhalt des Brautgeſangs machte mich noch trauriger, meine Thränen ſtrömten immer reichlicher, ſie ſangen aber abwechſelnd;

Die Geſpielen.

Komm heraus, komm heraus, o du ſchöne, ſchöne Braut,
Deine guten Tage ſind nun alle, alle aus,
Dein Schleierlein weht ſo feucht und thränenſchwer,
O wie weinet die ſchöne Braut ſo ſehr!
Mußt die Mägdlein laſſen ſtehn,
Mußt nun zu den Frauen gehn.

Die Lilienfräulein.

Ihr klugen Jungfraun zieht hinaus,
Die Lampen ſind geſchmücket,
Ans Herz den reinen Blumenſtrauß
Der Bräutigam nun drücket,

Ihr Lilien gebt der Braut Geleit,
Ihr tragt ein ſchön'res Ehrenkleid,
Ein hochzeitlicheres Geſchmeid,
Als Salomo in Herrlichkeit.

Die Geſpielen.

Lege an, lege an heut auf kurze, kurze Zeit
Deine Seidenröslein, dein reiches Bruſtgeſchmeid,
Dein Schleierlein weht ſo feucht und thränenſchwer,
O wie weinet die ſchöne Braut ſo ſehr!
Mußt die Zöpflein ſchließen ein
Unterm goldnen Häubelein.

Die Lilienfräulein.

Heb an du liebe Nachtigall
Dein kunſtreich Figuriren,
Hilf uns mit deinem ſüßen Schall
Das Brautlied muſiciren,
Das Lerchlein ſoll ſein — „die, die, die,
Die Gott ſey Lob" auch für und für
Erſchwingen in dem höchſten Thon
Bis auf zu Gott im Himmelsthron.

Die Geſpielen.

Lache nicht, lache nicht, deine Gold und Perlen Schuh,
Werden dich ſchon drücken, ſind eng genug dazu,
Dein Schleierlein weht ſo feucht und thränenſchwer,
O wie weinet die ſchöne Braut ſo ſehr!
Wenn die Andern tanzen gehn,
Mußt du bei der Wiege ſtehn.

Die Lilienfräulein.

Du blauer Himmel ſpann ein Zelt,
Den Bräutigam zu grüßen,
Ihr Blümlein webet übers Feld
Den Teppich ihm zu Füßen,
Ihr Lüftlein reget dann geſchwind
Die Glöcklein, daß ſie duftend ſind
Thau-Perlen ſtreuen auf der Au
Uns arme Kind von Hennegau.

Die Geſpielen.

Winke nur, winke nur, ſind gar leichte, leichte Wink,
Bis den Finger drücket der goldne Treuering.
Dein Schleierlein weht ſo feucht und thränenſchwer,
O wie weinet die ſchöne Braut ſo ſehr!
Ringlein ſehn heut lieblich aus,
Morgen werden Feſſeln draus.

Die Lilienfräulein.

Wir Lilien aus dem Lilienthal,
Wir kehren einſtens wieder,
Dann in ein Bettchen eng und ſchmahl
Sinkt müd dein Brautkleid nieder,
Dann naht der Seelenbräutigam
Das Lamm von königlichem Stamm,
Und wer ihm nicht entgegenacht,
Bleibt unerhört und unerhöht.

Die Geſpielen.

Springe heut, ſpringe heut deinen letzten, letzten Tanz,
Welken erſt die Roſen, ſtehn Dornen in dem Kranz,
Dein Schleierlein weht ſo feucht und thränenſchwer,
O wie weinet die ſchöne Braut ſo ſehr!
Mußt die Blümlein laſſen ſtehn,
Mußt nun auf den Acker gehn.

Die Lilienfräulein.

Führt ſternenreine Engellein
Die Braut auf guter Weide,
Durch Lieb und Leid, bis klar und rein
Der Geiſt im Lilienkleide
Sich ſcheidet von dem Dornenthal
Und mit uns ſingt beim Hochzeitsmahl:
O Stern und Blume, Geiſt und Kleid
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!

Es wird Jedermann leicht einſehen, daß alles Dieſes mehr zum Weinen als zum Lachen war, erſt die kühlen Nächte auf der Bleiche in Hennegau, dann die Geſchichte der Kleinodien von Baduz, dann durch neun Feuer geſprungen, dann

die Angſt um die Amaranthſeidne Decke, dann die lange gewaltſame Entführung zu Pferd, dann der Kampf unter der Linde, dann die plötzliche Verlobung durch die Gewalt des Salomonsringes, dann die Jahrhunderte von Meilen lange Traumreiſe mit Verena zum Erntekranz, und das mühſelige Weinen von Weizenkörnern für das Büblein, dann noch pudelnaß von Thränen aus dem Schlafe geweckt durch ein wehklagendes Hochzeitslied, dann in den linken Pantoffel zuerſt geſchlüpft, dann den Kopf durchs Fenſter hinaus in den kalten Nevel, wie in einen naſſen Mehlſack geſteckt, dann mühſelig eingeſchnürt in der verſtorbenen Mutter Brautkleid, das mir viel zu eng iſt, dann hinter der Sterbedecke meiner Mutter her, auf der auch ich einſt ſterben ſollte, durch den kalten Nebel von lamentabelm Geſang begleitet. — Sollte ich nicht ſchwer und krank und müd ſeyn und den Schnupfen ganz entſetzlich haben? — Das Fatalſte war noch, daß das Hühnlein Gallina ganz naß und kalt die Flügel hängen ließ, und da ich ſehr oft und ungemein ſtark nießte, fuhr es erſchreckt zuſammen und mir mit den naßkalten Flügeln an den Hals; wodurch ich gewiß einen Halskrampf bekommen hätte, denn der Schluchſer ſtellte ſich ſchon ein; jedoch Klareta hängte mir die neun Röslein, die ich beim Johannisfeuer erobert hatte um den Hals, das half ſo ziemlich; aber ich mußte alle Augenblicke denken: wäre ich nicht über das neunte Feuer geſprungen, ſo brauchte ich nicht hier im Nebel zu gehn. — Ich werde mein Leben lang an dieſen Brautzug denken, wenn ich verdrießlich bin. — Man kann ſich keine verdrießlichere Braut denken, als mich, Alles ärgerte mich, ſelbſt daß ich keine Wand ſah, an der mich eine Fliege hätte ärgern können. — Ach! dachte ich, wäre doch der fatale Ring Salomonis nicht, der mit der Erfüllung aller Wünſche einem ſchier die Thüre einrennt, das plötzliche Glück trifft einen wie ein Schlagfluß, es wird mir nichts zu wünſchen übrig bleiben, das iſt

die größte Armuth. Gockel mag es gut meinen, aber was iſt das für eine Heurath über Hals und Kopf? — alle Schränke ſind voll und eingeräumt, und keinen Faden habe ich geſponnen, gewebt, gebleicht, genäht; — ach die Freuden einer großen Wäſche ſind nun ewig für mich verloren! o unausſtehliche Vollkommenheit aller Mobilien — nichts zu beſorgen, auszuſuchen, zu beſtellen, nur wünſchen, wünſchen, wünſchen und auch gleich beſitzen — o verwünſchtes Wünſchen! — In ſolchen Jammergedanken nahten wir der Kapelle, und ich hatte noch eine neue Urſache, mich zu ärgern. Die Brautgeſchenke Gockels zogen mir entgegen, er hatte die Geſchenke Salomos und der Königinn von Saba durch den Ring herbei gewünſcht, und das war eine Toilette aus einem goldnen Hahn und einer goldnen Henne beſtehend von ſo kunſtreichem Innern und Aeußern, daß mir der Geduldsfaden ganz riß, all das Zeug anzuſehen. Was mir in der Kapelle geſchah, würde ich hier gar nicht ſagen, wenn es nicht meiner Verdrießlichkeit die Krone aufgeſetzt hätte. Graf Gockel erwartete mich am Altar, ich ſah ihn nicht an, er ward ſehr betrübt über meinen Unmuth, er bat mich dringend um die Urſache, ich antwortete nicht; da ward dem Alektryo auf ſeiner Schulter der Kamm ganz blutroth, und er ließ drohende Töne hören; — das fand ich impertinent; daß aber Gallina auf meiner Schulter ſich darauf einließ, mit freundlicher Stimme zu antworten, verdroß mich mehr als Alles. — Ich meinte ſie habe mir Etwas von meinem Rechte vergeben, und hätte ſie ſchier herabgeſtoßen; aber Verena flüſterte: „das fromme Hühnlein weiß Alles“ — das verdroß mich wieder; doch nun trat Jakob von Guiſe vor den Altar und hielt die Trauungsrede, und als wir die Ringe wechſelten und ich das Jawort ſagen wollte, mußte ich ſo entſetzlich nießen, daß ich ſelbſt und alle Anweſenden in lautes Lachen ausbrachen. Gockel drehte den Ring mit dem lauten Wunſche „zur Geſundheit!“ — da wirkte mein Nie-

ſen und Gockels Proſit plötzlich, der Nebel zerriß, die Sonne ſtand am blauen Himmel, aller Schnupfen fiel mir wie Schuppen von den Augen, ich war luſtig und froh wie ein Kind und hätte allen Menſchen mögen um den Hals fallen. Anfangs ärgerte mich das noch ein wenig, darum mag es hier ſtehen, aber weil auch dieſer Aerger bald ganz abzog — ſo will ich Nichts weiter ſagen.

Als wir die Kapelle verließen, gab mir Gockel den Ring Salomonis wieder, und ich drehte ihn geſchwind mit dem Wunſche, mein Tagebuch zu haben, um zu ſehen, ob mehr darin ſtehe, als hier geſchrieben ſteht; da trat auf einmal das Büblein zu mir hin mit dem Buche. Es bückte ſich und wollte Staub vom Boden auf die friſche Schrift ſtreuen und dann die Feder an den Aermel wiſchen, ich klopfte ihm aber auf die Finger und ſagte: „pfui,“ und drehte den Ring Salomonis mit den Worten:

Salomo du weiſer König,
Dem die Geiſter unterthänig,
Bilde aus dem Nebel mir
Gleich ein Seidenlöſchpapier.
Zephyr ſoll ein ganzes Buch,
Wie gewebt aus Wohlgeruch,
Sänftlich zu mir niederhauchen,
Nach Belieben es zu brauchen.
Vieles leg ich auf die Locken,
Bis ſie von dem Thaue trocken,
Ein Blatt muß ins Tagbuch hier,
Denn ſonſt möchte das Geſchmier
Von dem Büblein es beſchmutzen,
Ein Blatt mag es ſelbſt benutzen,
Seine Feder auszuputzen.
Ringlein, Ringlein dreh dich um
Schnell ein Fließblatt! bitt dich drum.

Da kam ein leiſes lindes Wehen angeſtrömt, es hauchte fünf und zwanzig Mal und mit jedem Hauche ward der Himmel blauer, ſchien die Sonne heller; und ein wunderliebli-

ber geflügelter Jüngling ſchwebte durch die ſäuſelnden Bäume und über die wiegenden Blumenglocken zu mir nieder. Er trug eine Blumenkrone, eine Wolke von Wohlgeruch duftete um ihn, es ſpielte ein Buch des feinſten Seidenpapiers in ſeiner Hand, vom Hauche ſeines Mundes und dem Schlage ſeiner Flügel durchfächelt. Er überreichte es mir, ſpielte in meinen Locken und entſchwebte mit einem Seufzer, ohne die Locken meiner Brautjungfern zu berühren, die mit Hyacinthen bekränzt, ihm wehmüthige Gedanken erregten. — Ich zählte das Buch Seidenpapier der Ordnung halber, und es waren richtig fünf und zwanzig Bogen von feinem Nebel vor der Sonne getrocknet; ich hielt einen Bogen vor die Sonne, um das Papierzeichen kennen zu lernen und ſah das Himmelszeichen der Plejaden, der Gluckhenne mit ihren Küchlein darauf abgebildet und die Worte umher „Vivat die goldene Ameu", eine Aufmerkſamkeit Salomons, welche mir ſehr ſchmeichelte. Ich trocknete meine Locken mit einem Theile der Bogen, legte einen Bogen in das Tagebuch und reichte den Letzten, der ohnedieß etwas ſchadhaft war, dem Büblein, ſeine Feder daran zu reinigen. Es that dies und verſchwand, das Papier mit einem Tintenfleck fiel mir zu Füßen. Das Büblein war fort, es war, als habe es ſein eignes Daſeyn aus der Feder geputzt. Ich legte das Blatt auch in das Buch, als ein Andenken an das arme Büblein und las die letzten Worte, die es in das Tagebuch geſchrieben:

Was reif in dieſen Zeilen ſteht,
Was lächelnd winkt und ſinnend ſieht,
Das ſoll kein Kind betrüben,
Die Einfalt hat es ausgeſäet,
Die Schwermuth hat hindurch geweht,
Die Sehnſucht hats getrieben;
Und iſt das Feld einſt abgemäht,
Die Armuth durch die Stoppeln geht,
Sucht Aehren, die geblieben,
Sucht Lied, die für ſie untergeht,

Sucht Lieb, die mit ihr aufersteht,
Sucht Lieb, die für kann lieben,
Und hat sie einsam und verschmäht
Die Nacht durch dankend in Gebet
Die Körner ausgerieben,
Liest sie, als früh der Hahn gekräht,
Was Lieb erhielt, was Leid verweht,
Ans Feldkreuz angeschrieben,
O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!